



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

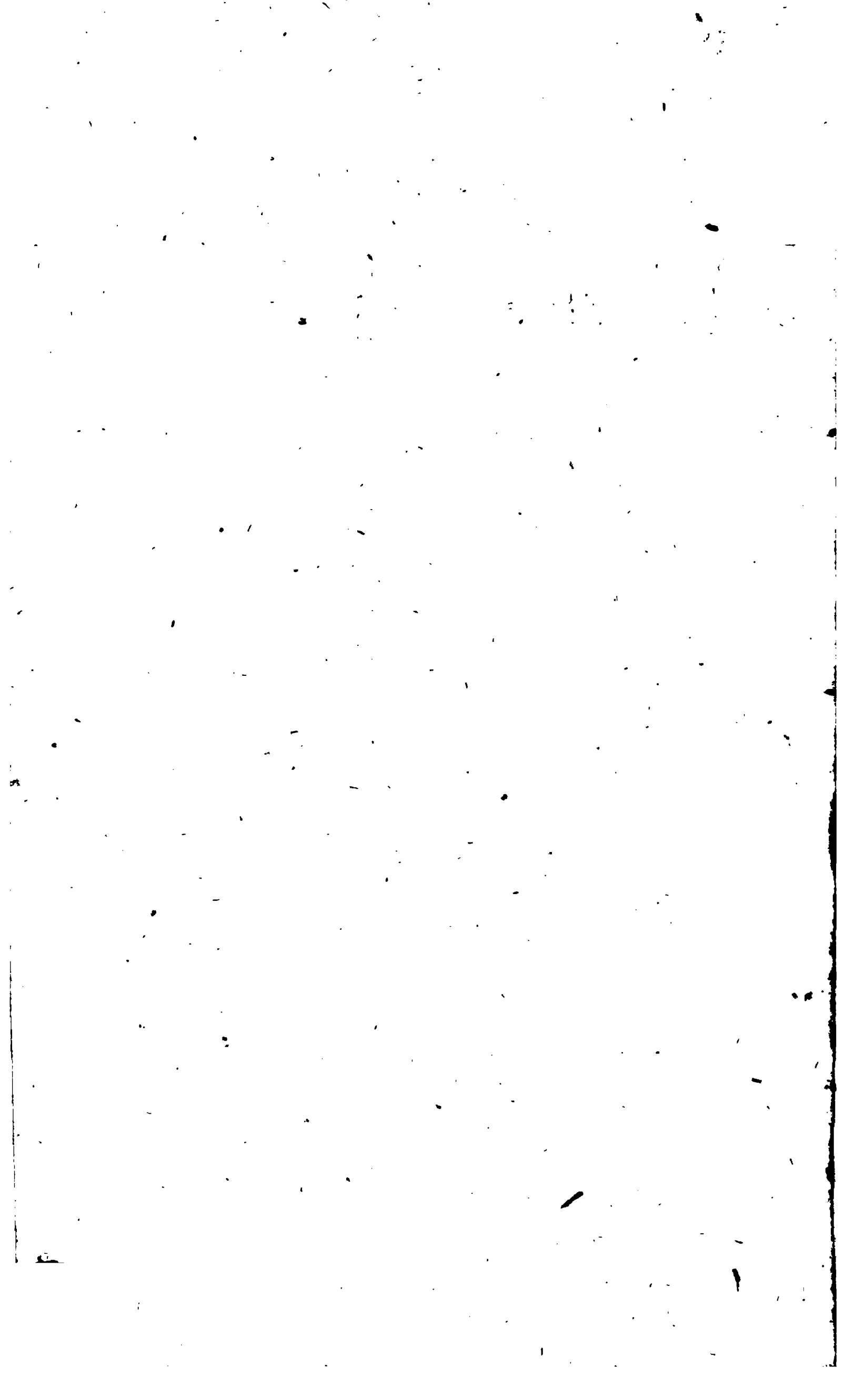
~~2. 1. 4. 1.~~

AE

27

1077

1816



# Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

34/112

für

gebildete Stände.

---

Fünfter Band.

J bis Q.

---

---

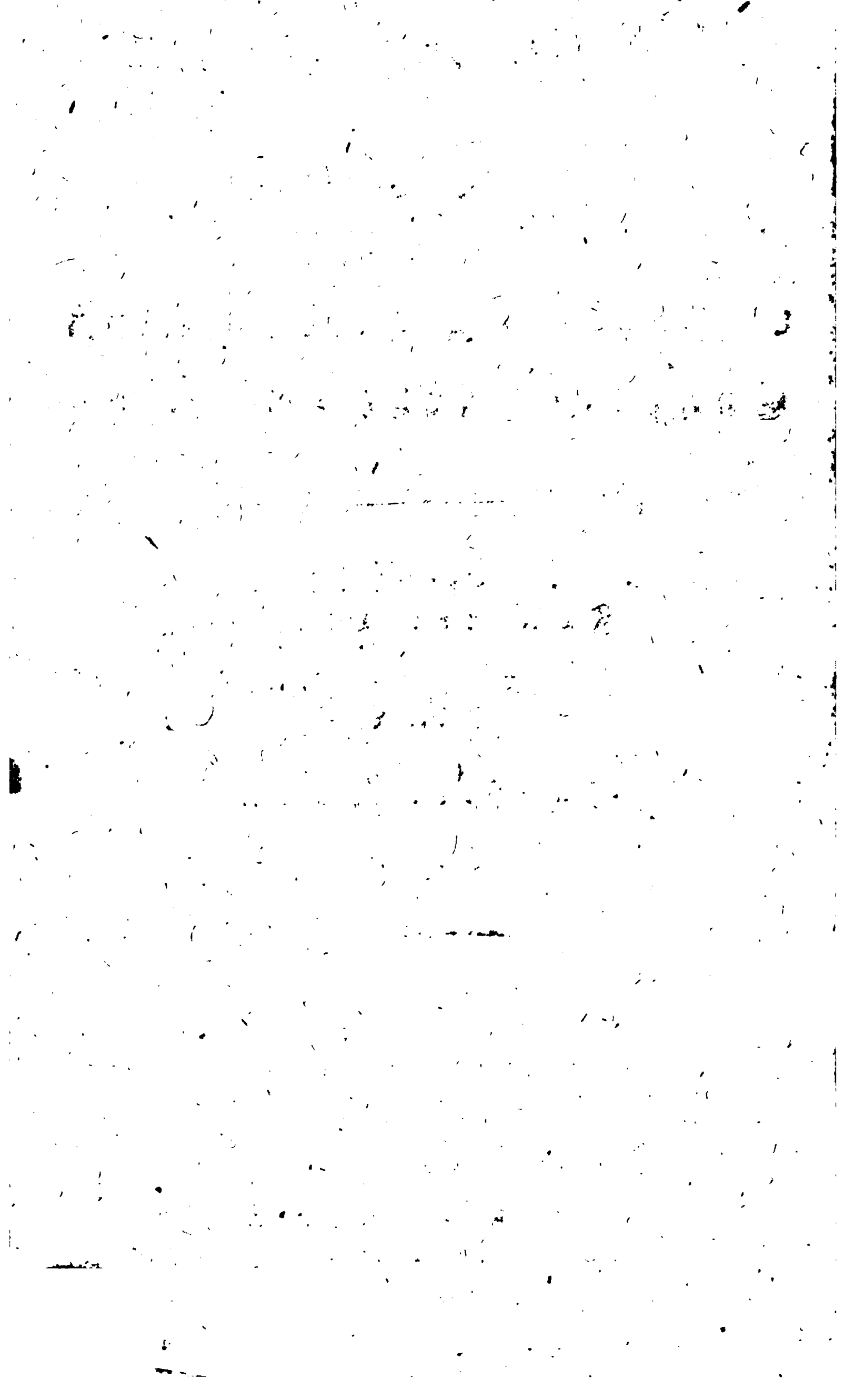
Mit Königl. Württembergischer allergnädigster Genehmigung.

---

Stuttgart,  
bei H. F. Macklot.

1817.

---



# Conversations - Lexicon.

---

Fünfter Theil.

F bis G.





Jolkos, dessen Mutter  
 eine, Scarphe, Thes-  
 zu den Heroen des ab-  
 h durch die Unterneh-  
 er schon der Calydo-  
 t Chiron, der Erzie-  
 Sein Vater legte die  
 alljährig war. Daher  
 s Land. Die Veran-  
 his erzählt die Mythe  
 einem feierlichen Opfer  
 den Jason, einladen-  
 en Fluss Eoenus (En-  
 io in der Gestalt einer  
 u tragen. Jason that  
 me stecken. In diesem

Aufzuge kam er zum Pelias, der sich darüber entsetzte, weil ein Dra-  
 felspruch ihm geweissagt hatte, daß derjenige ihm Thron und Leben  
 rauben würde, der, wenn er, Pelias, dem Neptun opferte, ohne  
 Schube zu ihm käme. Pelias fragte nun den Jason, was er wohl mit  
 demjenigen machen würde, der ihm von dem Drakel als sein Mörder  
 verkündigt worden wäre? Auf Eingebung der Juno antwortete Jason,  
 er werde ihn nach Colchis schicken, um das goldene Vlies wieder zu  
 holen. Diesen Auftrag erhielt nun auch Jason vom Pelias. Die Ver-  
 anlassung zu diesem Zuge wird auch noch auf eine andere Weise etc

seiner Reise glücklich und kehrte mit ihr, als seiner Gemahlin, nach langem Herumirren endlich eben so glücklich in die väterliche Heimath zurück. Hier rächte er die Ermordung seiner Eltern und seines Bruders durch den Tod des Pelias. Dennoch war es ihm nicht möglich, zu dem Throne von Iolkos zu gelangen, sondern er mußte ihn dem Acastus, dem Sohne des Pelias, überlassen und mit seiner Gemahlin sich nach Korinth flüchten. Hier lebten sie zehn Jahre in der glücklichsten Ehe beisammen, bis endlich Jason, der Medea überdrüssig, sich in die Blauke, die Tochter des korinthischen Königs Kreon, verliebte, diese heirathete und seine Gemahlin mit den Kindern verstieß. Aber jene rächte sich schrecklich an der verhassten Nebenbuhlerin und floh, als Jason sie dafür bestrafen wollte, auf ihrem Drachenzug nach Athen, Aegeus, nachdem sie ihre, mit Jason eber, Nermerus und Pherees getödtet hatte. Hierauf aus Verzweiflung selbst getödtet haben. — Jason, ein Grammatiker, von einer griechischen Geschichte. — Jason brachte diesen Staats Epaminondas. Er der Erister eines großen von ihm, daß er gefelligen Tugenden Eigenschaften des schaft in Griechenland

zertrümmern. Nachdem er zu dem Ende bereits ein bedeutendes Heer auf die Beine gebracht und mehrere einzelne Völker Griechenlands besiegt und durch Bündnisse an sich gefesselt hatte, faßte er den Entschluß, bei den pythischen Spielen, die so eben heran nahen, mit seiner Armee einen Besuch abzuliegen, oder, wie die Delphier glaubten, den heiligen Schatz derselben zu berauben. Letztere befragten daher das Orakel, wie sie es anzufangen hätten, den Tempelraub des Jason zu verhindern; der Gott antwortete, dies sei seine Sorge. Einige Tage darauf ward Jason, wahrscheinlich auf Anstiften seiner Brüder oder der übrigen Staaten Griechenlands, an der Spitze seines Heeres von sieben verschwornen Jünglingen ermordet, denen er Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben hatte. So starb ein Fürst, der ohne dieses Unglück gewiß eine eben so glänzende Rolle in der Geschichte gespielt haben würde, als nachher Alexander der Große. S. Argonauten.

Ibarra (Joachim) königlicher spanischer Hofbuchdrucker, ward zu Saragossa geboren und starb am 23. Nov. 1785 im sechzigsten Jahre seines Alters. Es gelang ihm, die Buchdruckerkunst auf eine Stufe von Vollkommenheit zu erheben, von welcher man bis dahin in Spanien noch keinen Begriff gehabt hatte. Aus seinen Pressen gingen die Prachtausgaben der Bibel, des Missel Rojarabe, der Geschichte Spaniens von Mariana, des Don Quixote und der spanischen Uebersetzung des Sallust hervor. Letztere, welche 1772 in einem Folio-Bande erschien, ist vom Infanten Don Gabriel verfertigt und sehr selten geworden, da der Prinz die ganze Auflage an seine Freunde verschenkte. Ibarra war der Erfinder einer Dinte, welche er, ohne ihrer Schwärze zu schaden, nach Gefallen im Augenblicke verdicken oder verdünnen konnte. Ebenfalls ist er der erste gewesen, der in Spanien die Kunst angeordnet hat, die Druckbögen nach dem Abdrucke zu glätten, um die Nebenheiten aus denselben zu verwischen und ihnen ein gefälligeres

ger, als Alexander des Königs von Phoenizien und lebte in eines Mannes, welcher die Geschichte rühmt Gelindigkeit regiert und die wohl gekannt habe, als die großen Plan, die Oberherrn dann das persische Reich zu

Rufschm zu geben. Da er sein Vaterland nicht verlassen hatte; so war er eigner Erfinder fast aller seiner Geheimnisse.

Iberien war 1) ehemals eine sehr fruchtbare nordöstlichen Asien, die aus einer großen, von Bergen umschlossenen Ebene bestand. Gegen Nord gegen Westen wurde Iberien durch die hohen, abschüssigen Bergketten von Kolchis getrennt; gegen noch dieselben Gebirge mit dem Flusse Eyrus, und es andere Berge nebst dem Flusse Alazan von Alexander Fl:ß von Ptolemaeus noch zu Albanien gerechnet also einen Theil von dem jetzigen Georgien ausbringen brachten guten Wein und Oel hervor, unman Getraide. In den ältern Zeiten gedhrte die

le, wenigstens scheint dies  
len. Alexander und sein  
ter blieben also von dieser  
ie durch die Kriege des A  
ichast kamen, unter welc  
nn geriethen sie wieder u  
ermislen dulderen, da die  
en Religion sehr hinderlic  
fel jenseits der Pyrenäen,  
betrachtet wurden. Ueber  
riet von den asiatischen

zweiten Völkerzuge nach Spanien wanderten,  
dschaft an der Westseite der diesseitigen Halbe  
Lande, wo sie an Scythien gränzte. Sie war  
lte Ueberfluß an jahrem Vieh und ward von  
wohnt. Die Hauptstadt hieß Minnagara,  
mit bauwollnem Zeuge trieb. Sie heißt jetzt

Ibycus, ein berühmter griechischer Lyriker und Zeitgenosse des Anacreon, über dessen Vaterland man aber nichts Näheres weiß. Er lebte im dritten Jahre der sechs und fünfzigsten Olympiade, oder 552 vor Christus und 260 nach Erbauung der Stadt Rom. Er begab sich nach Samos, zu der Zeit, als Polycrates über diese Insel herrschte, und brachte daselbst seine Lebenszeit zu. Auf einer Reise wurde er eins, wie erzählt wird, von Räubern überfallen. Da er keine Rettung sah; so drohte er ihnen, daß die Kraniche, die so eben über ihren Köpfen wegfliegen, seine Rächer werden würden. Seine Drohung ging in Erfüllung. Denn als diese Räuber einzeln nachher zu. Vorwitz einen Flug Kraniche in der Luft erblickten, sagte einer zu dem andern lachend: Siehe da die Rächer des Ibycus. Dies hörte einer der Umstehenden und zeigte es der Obrigkeit an. Diese ließ die Räuber gefangen nehmen und, nachdem sie den Mord des Ibycus eingestanden hatten, hinrichten. Nach Suidas soll Ibycus sieben Bücher lyrischer Gedichte im dorischen Dialecte geschrieben und das musikalische Instrument, Sambuca, nebst einer Gattung Gedichte, wovon er seine Lebensbeschreibung besang und die nach ihm ibycinische Lieder genannt wurden, erfunden haben. Uebrigens dürfte es keinem unster Leser unbekannt seyn, daß das Schicksal des Ibycus zu Schillers bekannter Ballade, die Kraniche des Ibycus, Veranlassung und Inhalt gegeben hat!

Icarus, ein Sohn des Dädalus, wurde mit seinem Vater in dem von demselben erbauten Labyrinth gefangen gehalten. Beide entkamen jedoch vermittelst künstlicher Flügel, die Dädalus verfertigt hatte. Nachdem aber Icarus, den Befehl seines Vaters nicht achtend, sich zu hoch in die Luft erhoben hatte; so schmolz von den Sonnenstrahlen das Wachs, womit die Flügel an den Schultern befestigt waren. So stürzte er aus den Lüften auf die Erde und fiel in dasjenige Meer, welches nachher von ihm den Namen des icarischen bekommen hat. Schon die Alten erklärten die Flügel des Icarus und Dädalus für die Segel eines Schiffes; und von der Todesart des Icarus meinten sie, daß er sein Schiff nicht zu regieren verstanden und deshalb mit demselben bei einer Insel in der Nähe von Pergamus Schiffbruch erlitten habe, wo sein Leichnam ans Land geworfen und vom Hercules begraben worden sey. Nach dem Berichte des Diodorus Siculus hatte Icarus Unglück beim Landen auf der Insel Ichthusa, und stürzte ins Meer. Die Insel, auf welcher man ihn begrub, ward hernach nach seinem Namen benannt.

.....

Carini gab seine Iconographie 1669 zu Rom in einem Quartbande heraus, und von Montfaucon besitzen wir seine Antiquités expliquées.

Iconologie ist die Lehre von den Kennzeichen und Bildern, unter welchen Götter, Helden und andere mythologische Gegenstände, dergleichen allegorische Personen und Ideen, dargestellt werden.

Ida bedeutete in der alten Geographie 1) das berühmte Gebirge, an dessen Fuße die Stadt Troja lag und dessen Abhang bis an das Meer eine Ebene bildete, auf welcher die Belagerung der Stadt Troja vorfiel. Das Gebirge selbst hatte mehrere Zweige. Sein südlicher Theil hieß Gargarus, und eine der höchsten Spitzen desselben Corollus. Auch gehörten der anmuthige Hügel Collicolone, an der Nordseite des Simois, dazu. Auf dem Ida befand sich ein Tempel der Cybele, welche daher die idäische Mutter (Idaea mater) genannt wurde. Uebrigens wuchsen auch besonders viel Fichten auf demselben, weswegen auch das idäische Pech sehr berühmte war. 2) Ein Berg auf der Insel Creta, eigentlich nur der mittlere und höchste Gipfel des Gebirges, welches von Westen nach Osten die Insel durchschneidet und dessen westlicher Theil Leuci (albi montes), der östliche hingegen Dicte genannt wurde. Dieser höchste Gipfel des Gebirges, der vorzugsweise Ida genannt wurde, und jetzt Psitoriti heißt, enthielt an seinem Fuße einen Umfang von 600 Stadien (22 Lieues, oder 1700 Toisen). Oben endigte dieser Gipfel in zwei Felsenspitzen, die fast immer mit Schnee und Eis bedeckt waren. Er gewährte seiner Höhe wegen eine sehr weite Aussicht über die ganze Insel und war mit Fichten-, Ahorn- und Ederwäldern eingefaßt, sonst aber eben nicht sehr fruchtbar. Unter den wenigen Gewächsen, die auf diesem Berge wuchsen, ist die Eragacantha (Bocksdorn) bekannt. Mehrere reiche Quellen entsprangen auf demselben, welche die benachbarten Felsen befruchteten. Auf demselben zeigten sich die Höhlen, in welchen die ersten Anbauer von Creta gewohnt hatten. Auch soll auf demselben die Erfindung des Eisens gemacht worden seyn.

Idalium war ein berühmter und bei den Dichtern oft genannter Ort mitten auf der Insel Cypern. Neben demselben war auf einem Berge ein Tempel und Hain der Venus, welche davon den Namen Venus Idalla führte. Der Ort selbst scheint unbedeutend gewesen zu seyn.

**Ideal. Idealisch.** Mit diesem Ausdruck bezeichnet man etwas, das einer Idee gemäß gebildet ist, im Gegensatz mit dem, was der Natur nachgebildet wurde. Es gibt zwei Arten ästhetischer Nachbildung, die individuelle und die idealische. Beider Arten bedient sich die Kunst, und jede derselben hat ihren eigenthümlichen Charakter. In jener erscheinen die Gestalten, die sie bildet, im Charakter der wirklichen oder gemeinen Natur, mit allen individuellen Mängeln, Beschränkungen und Gebrechen derselben, in dieser als Wesen einer höheren Natur, welche nur das Wesentliche darstellt, und alle zufälligen Züge, Mängel und Beschränkungen der individuellen Bildungen vermeidet. Die Einbildungskraft gelangt zu solchen Kunstidealen durch Abstraction von den Anschauungen individueller Bildungen. Indem die Einbildungskraft die bloß individuellen und zufälligen Merkmale von den wesentlichen absondert, und nun diese darstellt, entstehen Idealbildungen einer besondern Art; sondert sie das Eigenthümliche dieser Art auß neue von dem Wesentlichen und Allgemeinen ab, so entstehen Idealbildungen einer höheren Art, und fährt sie mit dieser Absonda-

zung besonderer Bestimmungen immer weiter fort, so gelangt sie endlich zu einem höchsten, allgemeinsten Ideale, das als das reine, feiner weiteren Absonderung und Verallgemeinerungen mehr fähige Idealbild der ganzen Gattung zu betrachten ist. Die Einbildungskraft erschafft also Bildungen, die vollkommener sind, als die Natur sie zu bilden vermag, die über die wirklichen Bildungen der Natur erhaben sind. Darum sind sie aber noch nicht über die Natur selbst erhaben, denn wir verstehen unter Natur nicht bloß die wirklichen Erscheinungen der Sinneswelt, sondern auch die denselben zum Grunde liegenden Gesetze und Urbildet. Diesen gemäß bildet die Einbildungskraft ihre Ideale, die also ebenfalls natürlich sind, nur in höherem Sinn als das Wirkliche; den Naturgesetzen nach sind sie bloß möglich, durch die Einbildungskraft werden sie wirklich. So ist die Einbildungskraft fähig, aus dem Stoffe, den theils die Wirklichkeit in Anschauungen, theils die Vernunft in Ideen ihr darbietet, dichtend und bildend eine höhere, vollkommene Natur zu schaffen. Sie übersteigt die Schranken des Wirklichen, bildet nach Gesetzen des Möglichen eine idealische Welt, und bevölkert sie mit Wesen, die vollkommener und schöner sind als die Bewohner der sichtbaren Schöpfung.

Man nimmt sie aus der Wirklichkeit, verleiht der Vernunft, und vereint die Züge des Schönen, die sich in der Wirklichkeit nur zu einem Ganzen, zu einem Ideale des Schönen. Man glaubt nicht, alles schön, denn es kann in Ideal des Bösen geben. Ideal geht los, mag diese sich nun im oder Bösen, im Schönen oder Schönen zeigen; die Operation homerschen Iliade, einen Gott und einen Teufel, einen dunkles Reich, wo der Tod mit seiner Ladonna und eine Caricatur. Deshalb Ideal, ideale Schönheit und Ideal der Unterschied für einander gebraucht werden, end. Das Ideal der Schönheit ist das schöne Ideal die allgemeinste Darstellung Gattung begründeten Idee der Schönheit, wo die Schönheit eines Gegenstands erhöht erscheint. Gewissermaßen entgegen charakteristische, welches begründet wird Bildung von der reinen Gattungsform. Eine besondere Bestimmung, folglich eine Gestalt auf besondere Verhältnisse ihrer Ganzen. Indem aber das Ideal durch Umformung an seiner ursprünglichen Reine, es dadurch auf der andern Seite eben so und befriedigt auf diese Weise den, ne Gehalt, Bedeutung und Individualität nicht bloß Form, sondern auch Inhalt, n auch Wahrheit fodert. Diese Kunst in Ausdruck des Charakteristischen. Hier ist Wahrheit und Charakteristik weder der er höchste Zweck der Kunst sey, sondern der Form und die Schönheit der Dar

stellung hinzukommen müsse. In keinem Falle darf die Wahrheit der Schönheit aufgeopfert werden, soll sich aber auch in aller Stärke des Ausdrucks schön darstellen. Es muß also zwischen beide ein vermittelndes Princip treten, daß die Wahrheit sich nicht anders als schön darstellen könne. Dieses vermittelnde Princip ist das Ideal. Indem dieses alles bloß Individuelle und Zufällige hinwegräumt, und nur das Wesentliche in sich aufnimmt, fällt auch zugleich alles weg, was der Schönheit widerstreben könnte. So war es in der Plastik der Griechen, als deren Princip und zugleich allgemeinen Charakter ihrer Werke man idealische Individualität oder schöne Darstellung des Ideals unter charakteristischen Bedingungen annehmen muß. Wie es aber zwei Arten von Ideen gibt, so gibt es auch zwei Arten von Idealen. Durch Beziehung einer Idee auf Begriffe entstehen Ideale der Vernunft, durch Beziehung einer Idee auf Anschauungen Ideale der Einbildungskraft. Die eine und höchste Idee der Vernunft ist das Unbedingte, das bloß denkbar, in dem aber nichts erkennbar ist, und das nur in der Anwendung auf bestimmte Gegenstände der Erkenntniß fruchtbar wird. Die Ideen des in sich selbst Begründeten, des Unendlichen, Ewigen, Nothwendigen, Vollkommenen u. s. w. sind in ihr begründet, und selbst unbegreiflich liegt sie doch allem Erkennbaren, so wie aller philosophischen Erkenntniß, zum Grunde. Sie bietet den höchsten Standpunkt dar, auf welchem der menschliche Geist die Gesetze der Natur und den Zusammenhang der Dinge unter einander zu einer großen harmonischen Einheit erkennen lernt. Nach seiner Eintheilung in speculative und praktische Vernunft stellte Kant zwei Ideale der Vernunft auf, das Ideal der reinen Vernunft, worunter er die Vorstellung eines Wesens aller Wesen begriff, und das Ideal der praktischen Vernunft, d. i. das höchste Gut, die Vorstellung eines Wesens, welches den moralisch vollkommensten Willen mit der höchsten Glückseligkeit in sich vereinigt, und die Ursache aller Glückseligkeit in der Welt ist, sofern sie mit der Sittlichkeit in genauem Verhältnisse steht. ad.

Idealisiren heißt: wirkliche Gegenstände mittelst der Einbildungskraft so behandeln, daß dieselben Vernunftideen gemäß erscheinen; das Wirkliche als Ideales darstellen. Wie die Einbildungskraft dabei verfähre, ist im vorigen Artikel gezeigt worden, aus welchem zugleich hervorgeht, von welcher Wichtigkeit dieses Verfahren in den Darstellungen der schönen Kunst sey; denn man kann gewissermaßen behaupten, daß alle schöne Kunst, in so fern sie der bloßen Nachahmung der Natur-Wirklichkeit entgegengesetzt ist, darauf beruhe. Um dieses noch genauer zu entwickeln, will ich hier eine Stelle Cicero's anführen, die so merkwürdig ist, daß sie zum Text einer vollständigen Theorie dieses Gegenstandes dienen könnte. „Als Phidias, sagt Cicero, die Statue der Minerva oder des Jupiters verfertigte, schränkte er sich nicht bloß auf die Betrachtung eines Modells ein, um es nachzuahmen wie es ist, sondern in seinem Innern wohnte ein anderes Urbild höherer Natur, dessen Schönheit seine Blicke fesselte, u. seine Erfindung wie seine Ausführung leitete.“ Wenn Cicero hier sagt, Phidias habe sich nicht bloß auf die Betrachtung eines Modelles eingeschränkt (*non contemplabatur aliquem e quo similitudinem duceret*), so versteht er darunter nicht, daß er überhaupt kein Modell gebraucht habe. Was er eigentlich sagen will, erklärt sich durch das Wort *aliquem*; d. h. es war nicht der oder jener, den er nachahmte, seine Nachahmung hing sich nicht an die genaue Aehnlichkeit eines Individuums, seine Absicht war nicht die slavische Nachbildung des Modells, das er vor Augen hatte. Und

28  
29  
30  
31  
32  
33  
34  
35  
36  
37  
38  
39  
40  
41  
42  
43  
44  
45  
46  
47  
48  
49  
50  
51  
52  
53  
54  
55  
56  
57  
58  
59  
60  
61  
62  
63  
64  
65  
66  
67  
68  
69  
70  
71  
72  
73  
74  
75  
76  
77  
78  
79  
80  
81  
82  
83  
84  
85  
86  
87  
88  
89  
90  
91  
92  
93  
94  
95  
96  
97  
98  
99  
100



als (Einheit) des Subjectiven und Objectiven (der Vorstellung und des Gegenstandes, der Welt in uns und der Welt außer uns, des Geistes und der Gegenstände, des Geistes und der Materie) im Ich, welches System besonders durch Schelling auf eine blendende Weise angeführt wurde. 44.

**Idee.** Es giebt gewisse Vorstellungen, deren Gegenstand weder durch einen Verstandesbegriff noch durch eine Anschauung völlig dargestellt werden kann, weil derselbe ein Unbedingtes, ein Unbegrenztes, ein Unendliches ist, das kein Raum und keine Zeit ganz faßt, folglich auch keine Erscheinung ganz darstellt. Solche Vorstellungen sind nur möglich durch eine Kraft in uns, welche das Unbedingte, Unendliche zu denken vermag, und also über die Beschränkungen des Raumes und der Zeit erhaben ist. Wir nennen diese Kraft Vernunft, und ihre Vorstellungen nennt der durch Philosophie bestimmte Sprachgebrauch Ideen. Betrachtet man diese durch den Charakter der Unanschaulichkeit sich auszeichnenden Vorstellungen, oder Ideen, näher, so bemerkt man zwei besondere Arten derselben, welche sich dadurch unterscheiden, daß die einen nur auf Begriffe, die andern nur auf Anschauungen beziehbare sind. Die der ersten Art nennt man vorwiegend Ideen der Vernunft, denn sie haben bloß in dieser ihren Ursprung, ihre Gegenstände sind nur durch Vernunft denkbar (Gott, Welt, Ewigkeit, Heiligkeit u. s. w.). Die der andern Art nennt man Ideen der Einbildungskraft oder ästhetische, weil sie die Einbildungskraft aus verschiedenartigem Stoff erzeugt, den theils die Sinne, theils die Vernunft liefern, und den ihre schöpferische Bildungskraft zu einem organischen Ganzen gestaltet, das eben darum auch durch keinen Begriff in allen seinen Theilen bestimmt und deutlich gedacht, sondern nur in einer Anschauung dargestellt werden kann. Ideen der Einbildungskraft sind also gleichfalls nur durch Vernunft möglich,

allein, sondern aus der Vernunft.

Darum enthält auch jede Darstellung solchen Klarheit und Bestimmtheit gleich immer noch etwas Unbegreifliches, nicht deutlich Machendes, aus welchem zufolge sind Ideen der Vernunft abgezogene, Vorstellungen von unvollkommenen, die aber in dem Maße und deren Daseyn durch sie hervorgebracht sind Vorstellungen, die bloß sinnlichen Ausdrücke der

111, die sich nicht durch Vernunft, sondern durch die Einbildungskraft durch die Einwirkung der selbstthätigen Natur an sich selbst, seinen Gesetzen gemäß, aus sich selbst erzeugt werden, und deren Möglichkeit die Anlage zur schönen Kunst überhaupt im Menschen begründet. 44.

**Identität** ist ein philosophischer Ausdruck für gedachte Begriffe, wenn sie in jeder Hinsicht mit einander übereinstimmen, oder einerlei sind, wie  $A = A$  (Einheit). Sie ist das Gegentheil von Verschiedenheit. B. B. die Begriffe Hund und Thier sind identisch, in so fern sie beide die Begriffe: vierfüßige Säugetiere, Raubtiere u. enthalten. Insbesondere ist dieser Ausdruck in der Philosophie gewöhnlich, und heißt das, was der Stoff und Form nach völlig übereinstimmt; z. B. zwei Dreiecke, wenn sie gleichen Flächeninhalt haben, aber in der Gestalt verschieden sind, sind doch aneinander

gleich; haben sie aber gleiche Winkel und auch gleich an ihnen liegende Seiten, so sind sie identisch. M. L.

Idioelectrisch, s. Art. electrischer Körper.

Idioma, s. Idiotikon.

Idiosynkrasie wird von den Aerzten die eigenthümliche Einwirkungsart gewisser Reize auf einen thierischen Körper, oder (subjectiv betrachtet) die eigenthümliche (größtentheils von der Regel abweichende und nicht selten krankhafte) Empfindlichkeit eines besondern Körpers für gewisse Reize genannt. Sie zeigt sich namentlich in der Abneigung vor gewissen physischen Einwirkungen, (z. B. Abneigung vor dem Rosengeruch,) und in den nachtheiligen Wirkungen gewisser Reiz- und Heilmittel, welche in gleichem Falle sonst überall geboten sind, vorzüglich aber bei dem weiblichen Geschlechte. Dann wird dieser Ausdruck auch zur Bezeichnung gewisser einem Individuum eigenthümlicher und von der Regel abweichender Arten geistiger Neigung und Abneigung, oder einer besondern geistigen Reizbarkeit gebraucht; und man sagt in beiden Fällen z. B. eine Idiosynkrasie gegen etwas haben.

Idiotikon, welches nur die einer eigenthümlichen Wörter und Heigenheiten von Idioma, li. Wir Deutschen haben ein solches von Schmid, von dem wir vollständige Ausgabe erwarten, außer, ein österreichisches von ein hamburgisches von Richer, hes von Schöne, ein westphälisches von Dähnert, ein preussisches von Hupel, und können das adeliche Idiotikon betrachten. Ful-

da gab einen Versuch einer allgemeinen deutschen Idiotikensammlung heraus, und es wäre zu wünschen, daß wir mehr als einen Versuch

Sprachschages ganz he vieles daraus zu h durch die hierauf ben. ad.

welche nur in die imen machen einen versations-Sprache, en. Da sich das seiner Aeußerungen schwächigsten Bilder t und findet; so erhe den schwierigsten sonders in den frem-

. Da übrigens die sind, und wir be Kömer, als für uns henken brauchen; so Sprachen, wo wir, ophirens, auch noch müssen, so unend- der alten Sprachen. Ansicht, wenn die

Lehrer des Griechischen und Lateinischen, welches beides in einem gewissen Zeiträume bis zu einer möglichen Vollkommenheit erlernt werden kann, sich über die Lehrer der neuern Sprachen, in welchen ein ebenbürtiges Studium nicht genügt, mit einem gewissen Stolze erheben wollen.

Ibidlatris (griech.) Bilderdienst, Abenddienst, s. diesen Art.

Idomeneus war der Sohn des Deucalion und ein Enkel des Minos, König von Creta. Er soll sehr schön und einer von den Liebhabern der Helena gewesen seyn. In Bealitung des Meriones führte er die Creter in achtzig Schiffen nach Troja und zeichnete sich dafelbst durch seine vorzügliche Tapferkeit aus. Er war ein Freund des Menelaus und besuchte ihn oft in Lacedämon. Bei dem Leichenspielen des Patroclus überwarf er sich mit dem Ajax Oileus, weil dieser den Eumelus, er selbst aber den Diomedes für den ersten unter den Weltfahrern hielt. Achilles hieß sie beide schweigen und Diomedes warf sogar dem Idomeneus Blödigkeit der Augen wegen seiner Jahre vor, woraus erbelle, daß er damals schon sehr alt gewesen seyn mußte. Nach der Eroberung Troja's schiffte er sich in Begleitung mit dem Nestor unter allen Griechen zuerst ein und ward unterwegs von einem heftigen Sturm me überfallen. Um diesem zu entgehen, that er das unbesonnene Stück, die erste Person zu opfern, die ihm zuerst begegnen dürfte. Der Sturm legte sich und er gelangte glücklich im Hafen an; aber sein überreistes Gelübde mußte ihn bald reuen, denn die erste Person, welche ihm aufstieß, war sein einziger Sohn, der von der Ankunft des Vaters gehört hatte und diesen nun zuerst bewillkommen wollte. Nichts desto weniger opferte ihn Idomeneus wirklich. Seine Unterthanen, welche glaubten, daß die Götter wegen dieser auf ihrem Lande liegenden Blutschuld strafen würden, empfierten sich und versagten Idomeneus

nach Italien, und baute dafelbst die n Befehle des Minos einführte und nach Na. o andern Schriftstellern war er ins Creta vertrieh, welcher sich darauf turt und auf dem Berge Tercaphus besagen, Idomeneus sey in Creta gestor- göttlich verehrt werden.

wegen ihrer außerordentlich ergiebigen n im Herzogthum Kraun im Oesterreich- en, an den Bergen gebauten Häusern. nd das Bergwerk zu den illyrischen Pro- hums Frankreich. Eine Stunde davon er fieden Unter-Idria.

tenge diech  
allgemeine  
nfachheit n  
r vor Entf  
ben hervorg  
thigt sind,  
men; so d  
zewesen seyn  
häftigungen  
gliche ande  
die frühef  
des Wrenf

wissen; so folgt daraus, daß nicht allein aus diesem Grunde, sondern auch, weil die Natur dieses Standes nothwendig die Veranlassung zur Dichtkunst geben mußte, der erste Ursprung jeglicher Poesie in dem Hir-

under se-  
 ußte den  
 Dichter  
 eine Art  
 sey, bef  
 if welche  
 b lächer-  
 sche Aber  
 yn, daß  
 poesie ge-  
 ußstellen,  
 nd Sans  
 stehe und  
 d Kunst-  
 n könne.  
 d, theils  
 us, daß  
 ; und in  
 ifter auf-  
 d neuerer  
 romanti-  
 ), Bes-  
 ou auch  
 en; bloß  
 lten und  
 mmen in  
 r Inhalt  
 und den  
 han muß  
 ege gibt.  
 e Regeln  
 lben sich  
 hingeben,  
 welche die  
 lge, was  
 denschaft  
 ne plato-  
 id Tanz;  
 fast ein  
 ortsch e  
 s Horaz,  
 Poyens  
 it gewe-  
 r in den  
 igen und  
 llig seyn  
 Idyllen  
 ders den  
 selbst den  
 erkt wer-  
 von Ge-

Dichten, so wie Ekloge ein aus mehreren derselben auserlesenes Gedicht bedeutet. Wahrscheinlich sind diese Benennungen, von welchen besonders der letzte auch den Satzen des Horaz beigelegt wird, nicht von den Dichtern selbst, sondern von spätern Grammatikern erfunden worden.

Pg.

Ferten, s. Voerden.

Zilland (August Wilhelm), seit 1811 Generaldirector der königlichen Schauspiele in Berlin, ward am 19ten April 1759 zu Hannover geboren. Als der Sohn angesehener, vermittelter Eltern erhielt er bei einer sorgfältigen Erziehung einen sehr zweckmäßigen Unterricht, welchen letztern er aber, seinem eignen Besändnisse zufolge, nicht so wünschete, als es seine Talente vielleicht gekostet hätten. Früh neulich hatten ihn schon die Besuche dramatischer Vorstellungen veranlaßt für die Schauspielkunst eingenommen, daß er von der Liebe zu dieser Kunst allen andern Beschäftigungen fremd gemacht und endlich in seinem achtzehnten Jahre zu dem Entschlusse gebracht wurde, selbst Schauspieler zu werden. Dem zufolge verließ er ohne Vorwissen seiner Eltern Hannover, betrat in Gotha zuerst das Theater und ging darauf, als dies aufgelöst wurde, nach Mannheim, von wo er im Jahre 1796 nach Berlin zur Direction des königlichen Nationaltheaters, an Flecks Stelle berufen wurde. Hier ernannte ihn der kgl. Jahr 1811 zum Generaldirector aller kgl. Er das Jahr zuvor den römischen Adelsorden. Er starb am 22. Sept. 1814 an der Brustkrankheit auf dem Hallischen Kirchhofe, unter folge begraben. Am Abend seines Begräbnisses fand auf dem Theater statt. Leistungen sind bei solchen, einzelne spätere einzelne Bände Uebersetzungen französischer und spanischer Dichter seiner Kunst erst seines Almanachs für das Theater auf dem ersten Bande seiner Werke, schildert in Künstler-Leben. — Dies der äußere Lebenslauf als Schauspieler, dramatischer Schriftsteller, Theoretiker und Schauspieldirector betrachten müssen. Als Schauspieler gehörte Zilland, von dem Standpunkte einer höhern, völlig freien und unparteiischen Kritik betrachtet, zu den merkwürdigsten Erscheinungen, durch welche die neuere Kunst vertheilt worden ist. Ohne in jenen nur zu häufigen Ton einer unbedingten und also nicht beurtheilenden Lobpreisung einzustimmen, müssen wir jedoch, unsrer innersten und laubelng gepriesenen Uebersetzung nach, Zillanden in den Kreis der Shakespeares, Molyeres und Leroantres setzen, wobei es sich von selbst versteht, daß eine solche Zusammenstellung, wie aus der Folge dieses Artikels erhellen wird, auf einer andern Voraussetzung beruht, als durch welche jene ausgezeichneten Meister unter eine und eben dieselbe Kategorie gebracht werden. Eben so glauben wir, daß Zilland, den Begriff der Kunst streng ins Auge gefaßt, der größte aller ehemaligen und noch lebenden Schauspielkünstler sey, und daß ihn bisher noch niemand an wahrhaftiger Consequenz und streng innerem Zusammenhange, der unerlässlichen Kriterien jeder Kunst, also auch der Schauspielkunst, weiter erreichte, noch viel weniger übertraffen habe. Wenn eine laubelng gedrehte und ausgeübte Kunst, wenn ein Scharfblick, wie ihn nur immer das reichliche und bewährteste Studium der Schauspielkunst zu verleihen vermag, in Zillands Spiel jene zusammenhängende Sätze, jene sich niemals bewußten

erwähllicher Mechaniker  
 in man im Gegentheil  
 s strengste Bewußtsein  
 off's ansieht, und wenn  
 h zusammenhängendes,  
 so sind wir genöthigt,  
 fnen wahrhaften Künst-  
 fern von ihm, als es  
 iltenthums bezieht: in  
 kommende Natur eines  
 aber die Materie des  
 je der ganzen Künstler-  
 ich diese auf eine wun-  
 uns kurz erklären. Der  
 nun eben der Mensch  
 int daraus hervorge-  
 z Verstand und Gefühl  
 einer jahrelangen, von  
 lichen Beurtheilung sei-  
 fällen zu dürfen, daß  
 itarwe, mittelbare Ge-  
 e des eigentlichen Ge-  
 in vorn herein können  
 lfe aber findet sich die  
 ganz Deutschland ge-  
 Erfahrung: Iffland ist  
 wahrhaft tragisch aus

der Tiefe des Gemüths, und nicht bloß porträtirend mit dem bloßen  
 Verstande, darzustellen. Daher die wahrhaft auffallende Erscheinung,  
 die aber durch unser so eben aufgestelltes Urtheil vollkommen erklärt  
 wird, daß Ifflands Franz Moor, obgleich die Darstellung desselben,  
 unserer vollkommenen Ueberzeugung nach, ein wunderbares Meisterstück  
 von logischem Zusammenhange ist, bisher noch kein einziges Publikum  
 befriedigt, sondern im Gegentheile jedermann durchaus theilnahmlos ge-  
 lassen hat. Dasselbe Urtheil fallen wie über seinen Lear, in welchem  
 noch überdem die wahrhaft physiologische Darstellung des Todes, der

leidet, in so  
 , und nichts  
 obei noch zu  
 es, als jede  
 id der Men-  
 :fühl abgehe,  
 in Momente  
 le, in Ele-  
 während sich  
 re Festigkeit,  
 So auch im  
 rie des allge-  
 eine Unua-  
 kann. Von  
 in bloß por-  
 rmag, kann  
 i persönliche  
 en Heldenge-  
 gt sind, die

tragischen Darstellungen Ifflands (welche, wegen ihres streng logischen Zusammenhangs, dennoch vor fast allen dergleichen Darstellungen selbst der gefeiertesten Schauspieler den unbedingtesten Vorzug verdienen), von dem höchsten Standpunkte der Critik aus, den eigentlichen Kunstwerth abzuspochen; so treten dagegen seine komischen, bloß reflectirenden Darstellungen, in welchen das Menschliche sich nur in der Ironie spiegelt, mit einer, jedes Herz und jeden Sinn erfreuenden Glorie hervor, und hier ist es, wo wir, in Vereinigung mit dem ganzen deutschen Publikum, dem Künstler die Palme des Siegs überreichen, welchen er über alle andere Künstler, todt sowohl, als lebende, im Gebiete des Rein-Komischen davonträgt. Hier nennen wir zuerst (unbestimmt, ob dies die nachsprechende Critik in Verwunderung setzen möge, oder nicht) seinen Bittermann, als eine Darstellung, die durch ihre unendliche Fülle von komischer Kraft, so wie durch die absolut thätige Ironie und stete Beherrschung des Gegenstandes, den Critiker sowohl, wie den bloß genießenden Zuschauer, in das freudigste Entzücken, in einen wahren Zauber von erquickendem Lachen, versetzt. Da wir dies Urtheil schon vor mehreren Jahren ausgesprochen, und damals mit demselben bei mehrern Critikern Anstoß gegeben haben; so ist es uns von ungemeiner Genugthuung gewesen, dasselbe Urtheil bei der ersten Vorstellung dieser Rolle, welche Iffland in Berlin gegeben, von dem vorzüglichen Publikum in einem hohen Maße bestätigt zu sehen. Derselbe Humor, dieselbe den Gegenstand absolut beherrschende Ironie, dieselbe streng logisch und wahrhaft künstlerisch zusammenhängende Einheit, welche sich in seiner Darstellung des Bittermann offenbaren, finden wir in allen seinen andern komischen Rollen, von welchen wir hier nur noch der, an Werth gleich auf dieser folgenden Darstellung des Juden von Cumberland gedenken wollen, in welcher Iffland, außer dem logischen Zusammenhange und der freien, komischen Ironie, noch überdem ein solches Studium der Natur (dem einzigen Vorbilde jeglicher Kunst und jeglicher Kunstreicheren Bestrebung) offenbart, daß wir durch gehörige Würdigung eines solchen vollkommenen Kunstaufwandes mit Bewunderung für einen Künstler erfüllt werden müssen, der sich durch redliches, wahrhaft künstlerisches Studium der Natur zu einer solchen Vollkommenheit empor gehoben hat, Uebrigens können wir hier einer sonderbaren Erscheinung, ob sie gleich, unsers Wissens, nur uns allein bemerkt worden ist, nicht unerwähnt lassen. Wir glauben nemlich bemerkt zu haben, daß Iffland gerade in den Rollen mehrerer seiner eignen Stücke, wie, zum Beispiele, im Amtmanne seiner Jäger und seiner Aussteuer, gleichsam als ständen ihm diese Rollen, als subjectiv, nicht objectiv genug, das geringste Künstlerthum zu offenbaren pflege. Ein summarisches Endurtheil über Ifflands Künstlerthum dürfte im folgenden Ausspruche enthalten seyn. Seine hervorragende Reflexion, im Gegensatz mit der Entbehrung der eigentlichen Tiefe des Gefühls, macht ihn fähiger zur Hervorbringung portraittirter, schon vorhandener Individualitäten, als zur freien Schöpfung wahrhaft künstlerischer Gebilde; davon zeugen sein Hausvater und ähnliche Darstellungen. Hier, wo es ihm, seinem Grundsatz zufolge, bloß darzu zu thun ist, das einmal Gegebene zu portraittiren, ohne etwas Selbstschaffenes hervorzubringen, hier löset er diese Aufgabe freilich mit nem so vollendetem Künstlerthume, wie es sich die Theorie auch selbst der kühnsten Abstraction kaum zu erdenken vermag, bleibt aber nicht desto weniger eine relative Copie des Gegebenen. Nur da, wo ihm das Gegebene Schema in der Wirklichkeit nicht zu imponiren vermag,





tung der Vorstellungen und der Anwendung, die er von den Talenten seiner Schauspieler macht, ist er von der einen Partei fast eben so unbedingt getadelt, als von der andern unbedingt gelobt worden. Die Wahrheit mag wohl hier, wie überall, in der Mitte liegen. Doch scheinen auch die kältesten und mildesten Beurtheiler Ifflands darin in ihrer Meinung übereinzustimmen, daß Iffland nicht selten der Parteilichkeit, der Vorliebe für diesen oder jenen Schauspieler huldige und dadurch, zum Nachtheile des Publicums, unbedeutende Talente hervorhebe und wirkliche Verdienste in den Schatten stelle. Wie viel Wahrheit an dieser Beschuldigung, die wir den öffentlichen Blättern nachgeschrieben haben, liegen möge, lassen wir unentschieden, da uns die innere Führung des berliner Theaters zu wenig bekannt ist, als daß wir uns ein Urtheil darüber anmaßen könnten. Nicht minder hat man ihn einer Parteilichkeit gegen die dramatischen Schriftsteller beschuldigt, deren Arbeiten er oft nach gewissen Rücksichten annimmt, oder verwirft, ohne den eigentlichen Werth derselben in Betracht zu ziehen. Hier könnten wir ihm allerdings beweisen, daß er Stücke, deren Bestrebung offenbar läblich und deren Ausführung, dem Ansehn nach, gelungen war, zwar honorirt, aber, wegen einer feindseligen Gesinnung gegen deren Verfasser, niemals zur Aufführung gebracht hat. Gesezt auch, der Erfolg dieser Stücke sey zweifelhaft gewesen; so würde die läbliche künstlerische Tendenz derselben, bei der hier jedoch durchaus von keiner mystischen oder barocken poetischen Bizarrie die Rede seyn kann, dünkt uns, doch eben sowohl einer Aufführung werth gewesen seyn, als ein Wetter Kuckuck und ähnliche Produkte, deren absolute Werthlosigkeit der Masse hin und wieder freilich vortheilhaft gewesen ist, aber ein Theater, wie das berliner, doch in der That hat entehren müssen.

Pq.

Ignaz von Loyola, s. Inquisition, Jesuiten und Orden (geistliche).

Iliade, s. Homer.

Ilihyia war bei den Griechen diejenige Göttin, welche den Gebährenden Beistand leistete. Der Name, welchen einige fälschlich aus den morgenländischen Sprachen ableiten, scheint vielmehr rein griechisch zu seyn und die Kom-mende zu bedeuten. In dem ersetzten Augenblicke erscheint nämlich die erstehende Geburtsgöttin und die Gebährende ist getettet. Pausanias sagt, neben der Capelle des Serapis zu Athen sey der Ilihyia ein Tempel erbaut gewesen, welche, von den Hyperboreern Kom-mend, der kreisenden Latona in Delos Hilfe geleistet habe. So sollen, wie die Dichter sagen, die übrigen Griechen den Namen dieser Göttin von den Hyperboreern gelernt haben. Dagegen glauben die Cretenser, die Ilihyia sey in der Gegend von Knosos zu Amnisus geboren und eine Tochter der Juno. Es gibt also eine doppelte Ilihyia, die man wohl von einander unterscheiden muß. Zeus und Here wurden auf Creta als Stifter und Repräsentanten der Ehe besonders aber Here als Vorsteherin und Schutzfrau aller Pflichten und Ereignisse in derselben betrachtet. Ihre beiden Töchter hießen Hebe, welche die reine Jungfrau und Ilihyia, welche die Gebählerin bedeutete. Daher sendet oder verweigert Here den Beistand ihrer Tochter Ilihyia; ja sie selbst stellt sich oft als die aus Licht bringende, helfende Lucina dar, wie aus der Stelle beim Terenz: Juno Lucina, ser opom, erhellt. So wurde auch Juno selbst in Argos Ilihyia genannt. Die zweite Göttin dieses Namens war eine Gottheit, welche in Kleinasien als Symbol der gebährenden und allnährenden Kraft in der Natur betrachtet wurde und sich von Medien aus über die asiatischen Küsten des schwar-

Kleinassen verbreitet hatte. Das Sinnbild dieser  
 en Göttin war am Himmel der Mond, und auf  
 in Scythien ward sie die Sterngöttin, die ta u  
 hingegen, verbunden mit dem Dienste der phrygi  
 e Mutter mit den vielen Brüsten. Ihr Hauptfig  
 , sie selbst, mit dem spätern Dienste der Kinder  
 m, ward nachmals die Artemis der Griechen und  
 . Uebrigens scheinen anfangs nur zwei Kithyren  
 es zwei Grazien und zwei Horen gab. Die eine  
 war günstig, die andere ungünstig; die erste hieß die Löffende oder  
 auch die Sänftigende. In der Folge vermehrte sich wahrscheinlich  
 ihre Anzahl auf drei, und es gab dann zwei gute Kithyren. Alle drei  
 zusammengenommen nannte man späterhin Genethyllides oder Ge  
 burtsgöttinnen. Die Entbindungen der Latona, so wie der Alcmene,  
 waren mit großen Schmerzen verbunden, weil Juno aus Haß gegen  
 beide die Kithyren zurückhielt.

den Loge in Ingolstadt erschien, um die fähigsten der dortigen Studenten dafür zu werben. Dies zu verhindern, beschloß er die Gründung eines eignen Ordens, dessen Geist er in folgenden Worten Abbt's (vom Verdienst) ausgedrückt fand: „Viel, sehr vieler Menschen zeitliche und ewige Wohlfahrt befördern; ihr Leben und ihren Wandel durch Vorschriften so einzurichten, daß sie immer glückseliger, immer vollkommener werden. Die Veranstaltung treffen, daß ihnen dergleichen Regeln eben so geläufig als beliebt seyen; solche Lagen ausfinden, dadurch sie sich alle aller Widerspenstigkeit ungeachtet, zu einem gemeinschaftlichen Guten müssen hinführen lassen; dazu denn alle Verwickelungen, die meisten Fälle mit Treffen und Ausnahmen überdenken, sich an die

was bei dem Mangel an Zwangsmitteln und der Lage der Mitglieder nicht durchzusetzen war, blinden Gehorsam der Untergebnen gegen die Obern; eine Art von katholischer Beichte wurde eingeführt; die Mitglieder sollten sich bemühen, allenthalben angefehene und in Connexion

und in alle öffentliche Angelegenheiten in den Besitz aller öffentlichen; sie sollten nicht nur über ihre Aufklärung monatlich Bericht ermitglieder Beobachtungen einschleife Grundsätze nach sich ziehen iltliche Verfolgung konnten gute einer solchen Form vereinigt bleisfähige und unwürdige Menschen n, die guten Willen hatten, nur mochten. Dennoch, sagt ein biln die Illuminaten besser als ihr he Hauptmomente hier Platz finde bestanden hatte, beschloß man, g zu bringen. Weishaupt wollte dbern Graden seines Ordens auf Arcopagiten die drei ersten Brauward Knigge gewonnen. Dies nd den Orden für alt und aus eilten Auftrage gemäß viele voraner zu Winternalen auf und erafnahme. Als er aber, um sie jen, von Weishaupt nachdrücklich erte, erhielt er von diesem das re Klasse, die Pflanzschule in ei p, und zugleich die Aufforderung, irade auszuarbeiten. Knigge erfönlichen Zusammenkunft verei te; und bevollmächtigte zugleich Freimaurer zu Wilhelmabad zu enügen. Knigge's Bemühungen unter andern Bode, der, nach

dem er sich genau von allem unterrichtet und bis zum Illuminatus dirigens hatte aufnehmen lassen, förmlich versprach: treu und eifrig für den Orden zu wirken, demselben die Oberhand in dem neuen System der Freimaurerlogen zu verschaffen u. s. w. Doch, früher als Bode sein Versprechen erfüllen konnte, eilte der Orden seinem Ende entgegen. Knigge und Weishaupt, von verschiedenen Ansichten geleitet, entzweiten sich, und ersterer sagte sich endlich am 2. Julius 1784 von aller fernern Theilnahme los. So in seinem Innern zum Untergange reis, mußte der Orden den äußern Verfolgungen bald unterliegen. Schon 1783 hatten sich Stürme gegen ihn erhoben, und am 24. Juni 1784 erschien ein eurfürstl. bairischer Befehl, der alle geheime Verbrüderungen aufhob. Obwol die Illuminaten, so wie die Freimaurer gehorchten, so erschienen dennoch heimliche Denunciationsen, zu deren Beweis die Angegriffenen umsonst auffoderten. Ein zweites Verbot erfolgte am 2. März 1785 von Vater Frank und Kreitmeyer vomns Seronisswol erlassen. Zugleich hing man an, ohne je ein Beispiel des Ungehorsams beweisen zu können, einige der rechtschaffensten Mitglieder des Ordens zu bestrafen. Weishaupt wurde seines Amtes entsetzt. Er fand bei dem

**Herzog Ernst von Gotha Aufnahme.** Nun erst wurden die aus dem Orden getretenen Utschneider, Cossanden und Grünberger, die schon lange die heimlichen Angeber gewesen, vor eine geheime Commission gerufen, um alles, was sie vom Orden wußten, schriftlich anzuzeigen, und ohne weitere Gewähr eidlich zu erhärten. Doch noch vor ihrer Beerdigung machten Kreitmeyer und Dumhof nomine Serenissimi das dritte Verbot bekannt. Trotz der darin versprochenen Verzeihung dauerte die Verfolgung fort. Viele würdige Männer wurden abgesetzt, verwiesen, eingesperrt. Bei dem Prozesse ging man jedoch mit Schonung und billiger Rücksicht auf die Verhältnisse der Personen zu Werke. Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Aufhebung dieses Ordens, der einen wahren Staat im Staate bildete, durchaus rechtmäßig war; aber die Art, wie man verfuhr, war es nicht ganz. Was von dem Einflusse der Illuminaten auf die französische Revolution gesagt worden ist, sind leere Träumereien.

**Illusion (Täuschung).** Dieser Ausdruck hat, ob er gleich von dem lateinischen illudere d. i. täuschen, betrügen, berücken, verspotten, auch vereiteln, fruchtlos machen (z. B. ein Gesetz, dessen Buchstaben man umgeht) herkömmt, in dem gesellschaftlichen Leben und in dem Gebiete der schönen Künste eine günstigere Bedeutung erhalten, und bezeichnet eine Täuschung, der man sich gern, ja mit Bewußtseyn hingibt, im Gegensatz des Betruges (fraus) den man vermeidet, und der das Schöne nur erheuchelt, wenn die Illusion es erhebt. Illusion ist nämlich eine solche, größtentheils durch Kunst erzeugte Täuschung, welche auf dem Sinnenschein beruht, der ausgebildet durch die anschauende Einbildungskraft den Verstand bestimmt, das Sinnlichdargestellte für wirklich anzusehn. Sie ist nicht dann ästhetisch, wenn sie Zweck für sich ist, d. h. zur bloßen Absicht hat, daß das Scheinbare mit dem Wirklichen verwechselt werde, oder wenn sie eine bloß materielle Wirkung bestrebt, sondern wenn sie als Mittel dient, das Schöne darzustellen und das in sich Vollendete zu verkörpern. Im erstern Falle würde sie in einen Betrug ausarten, dessen Gegenstand durch Aufdeckung des Scheins sein Interesse verliert, oder Mißfallen und Abscheu erregt, (wie z. B. gemalte Statuen), denn ein Gegenstand muß ein höheres Interesse an sich tragen, wofern er nicht durch die Aufhebung jenes Scheins in Nichts verschwinden soll. Die Täuschung aber, welche die Produkte der schönen Künste hervorbringen sollen, ist eine solche, welche man (d. i. der Gebildete) freiwillig, je mit dem Bewußtseyn, daß die angeschauten Gegenstände nicht wirklich sind, fortsetzt und erneuert, wobei man also den Schein festhält, indem die Phantasie den gegebenen oder nur angedeuteten Gegenstand bis zur Anschaulichkeit des Wirklichen ausbildet. So sagt Kant: Kleider, deren Farbe vortheilhaft zum Gesichte absticht, bewirken Illusion; Schminke dagegen ist Betrug. Durch die erstere wird man verleitet, durch den zweiten geküßt, und Betrug der Sinne (s. d. Art.) findet statt, wenn, sobald man weiß, wie es mit dem Gegenstande beschaffen ist, auch der Schein sogleich aufhört. Doch laufen in diesen Beispielen die Grenzen hart zusammen. Unter allen schönen Künsten ist die Illusion vorzüglich denjenigen, welche sichtbar darstellen (darstellende Künste im engsten Sinne) eigen und natürlich, mithin den s. g. bildenden Künsten, (unter diesen aber vorzüglich der Malerei) und den mimischen, z. B. der Schauspielkunst. Wer dieses angenehme und unterhaltende Spiel des Gemüths mit dem Sinnenscheine hervorbringen will, muß sehr genau den Ursprung desselben, oder die Art und Weise kennen, wie sich die



Augustus, Germanicus und Tiber endlich gänzlich entkräftet, wurde ihr Land eine wirklich römische Provinz, behauptete aber auch als solche stets einen bedeutenden Rana im großen Staate. Der Name selbst, das Beiwort magnum zugegeben wurde, gegen Wodgen gelegenen römischen Provinz römischen Reiches kam Ägypten zu dem sei dessen Verfall (476) es an die mor- antinopel fiel. In der Mitte des sechs- he Colonisten aus Russland und Polen ng 11 ihnen, zu der schwachen byzanti- ig zu machen. So entstanden die kleinen roatien. Zwar unterwarfen die Kaiser n wieder, allein 20 Jahre darauf ertan- aufs neue. Venetianer und Ungarn u Herren kleiner Ländertheile Ägyptens. Königreich Kaselan, aus welchem 200 te. Dalmatien unterwarf sich dem herr- t 1270 ward es größtentheils ein Raub

des ungen, von der un über zu, warke Meer vorgeedrungen waren. Doch sowohl diese als die Venetianer verloren beinahe alles davon an die Türken, denn nur ein kleiner Theil von Dalmatien verblieb Venedig, und Ungarn nur Slavonien und ein Theil von Kroatien. So verblieb nur noch das Andenken an das alte Ägypten in den Annalen der Ge-

schid  
endl.  
unte  
sich  
der  
ten  
das  
che  
dem  
solle  
Also  
pole  
fond  
bört  
littf  
gen  
die  
Ra  
unc  
für  
pan  
D  
Con  
pan  
aus  
spr  
Lag  
wie  
hin  
ein

Gänflinge zum Preise treuer Genossenschaft aufgehoben. Bei der Stiftung des Staates ward er unter die provisorische Verwaltung eines Staatsrathes (Dauchy) gestellt, und seine innern Hilfsquellen, wie seine Einwohner, als erobertes Gut in Requisition gesetzt. Fünfzehn Monate hatte dieses Interim gedauert, während dessen Illyrien noch einen Arealzuwachs von 31 Q. Meilen durch einen Theil des, am 3. März 1810, von Baiern abgetretenen italienischen Tirols erhalten hatte, als mit Einemmale (am 15. April 1811) ein kaiserlich französisches Decret erschien, das in 18 Titeln und 271 Paragraphen die Organisation der illyrischen Provinzen definitiv reguliren sollte, wodurch diese aber keinesweges mit Frankreich vereinigt, dessen Controle jedoch die, seinem unmittelbaren Vortheile angewiesenen, schätzbaren Kräfte des hochwichtigen Staates damit unterworfen wurden. Die gesammten Provinzen standen von jenem Tage an unter einem Generalgouvernement, das von einem Generalgouverneur, einem Generalintendanten der Finanzen und einem Justizkommissär gebildet war. Der erstere, zugleich Befehlshaber der Land- und Seemacht sollte alle sechs Monate einen Generalbericht über die Lage der Provinzen an jeden betreffenden Minister erstatten; der Generalintendant der Finanzen zugleich auch alle Theile der Civiladministration leiten; dem Justizkommissär ward die Aufsicht über die Gerichtshöfe und besonders noch die Sicherheitspolizei aufgetragen. Ein Generalkassirer nahm die Einnahmen in Empfang, und für die Ausgaben wurde ein Schatzmeister geordnet. Dem Generalgouverneur stand im Rathe der Provinzen der Vorsitz zu; ein kleiner Rath, der aus dem Generalintendanten, dem Justizkommissär und zwei Richtern des Appellationshofes zu Laybach zusammengesetzt war, ward dem Gouverneur beigegeben, hatte jedoch nur eine berathende Stimme. Das Territorium selbst wurde in sechs Civil- und eine Militair-Provinz eingetheilt; jene waren Krain, Kärnthen, Istrien, Civilkroatien, Dalmatien und Ragusa, in 20 Distrikten; die letztere bestand aus dem durch die sechs Kroatischen Regimenter gebildeten Gebiete. Der Administration jeder Civilprovinz stand ein Intendant vor, der gleiche Funktion mit den Präfekten im französischen Reiche und einen Gehalt von 6,000 Franken, neben 6—10,000 Franken Bureaukosten erhielt; statt der Unterpräfekten waren Subdelegirte angestellt. Die Funktionen der Maires waren dieselben wie in Frankreich. Die Gemeinden sollten vor der Hand ihre Einkünfte behalten; beliefe sich ihr Budjet unter 10,000 Franken Einkünfte, so sollte es vom Generalintendanten, beliefe es sich darüber, vom französischen Kaiser selbst im Staatsrathe regulirt werden. Handelskammern sollten zu Triest, Ragusa und Fiume errichtet und deren Deputirte in das Generalkommerzkonseil berufen werden. Die Bischöfe, die Cathedral- und Kollegialkapitel sollten, wie alle geistliche Institute und Einrichtungen zur Besoldung des Lehrstandes, mit Ausnahme der aufgehobenen Zehnten, fortdauern. Dies war denn die Constitution der illyrischen Provinzen, welche im Durchschnitte 10 Mill. 43,000 Franken an directen und indirecten Abgaben eintrugen, dagegen eine Ausgabe von 6 Mill. 600,000 Franken erforderten und deren verbleibender reiner Ertrag ausdrücklich zu den Kriegs- und Kriegsadministrationskosten angewiesen ward. Das Areal betrug gegen 900 Q. Meilen, die Bevölkerung 1 Mill. 531,000 Menschen \*), (nämlich: Kreis von Villach 180 Q. Meilen mit 130,000 Einwohnern, Krain 233 Q. Meilen mit 432,000 Einwohner, Istrien mit Triest 55 Q. Meilen mit 124,000 Einwohnern, Kroatien diesseits der Save 80 Q. Meilen mit 200,000 Einwohnern, Dalmatien und (die dazu gehörigen

\*) Nach der neuesten Zählung im Jahr 1812.



Inseln 318 Q. Meilen mit 329,000 Einwohnern und Ragusa mit seinem Gebiete 22 Q. Meilen mit 60,000 Einwohnern). Diese Gebiete, abgesehen noch von den in ihnen befindlichen bedeutenden Handelsstädten und Seehäfen, welche allerdings der Seemacht eines Reiches, wie das französische, nach Napoleon Bonaparte's Idee werden sollte, unentbehrlich waren, bot höchst bedeutende innere Hilfsquellen dar. Krain ist reich an mineralischen Producten, an Waldungen, Wiesen, Getraide, edlen Früchten und Viehzucht. Der Villacher Kreis wetteifert mit Krain, und gewährt Istrien auch nicht den Ackerbau wie diese beiden, so hat es doch vortrefflichen Wein, Fischereien und Waldungen. Kroatien zeichnet sich durch Wildpret, Fische, Viehzucht, Bergbau und Getraidebau aus, und Dalmatien ist ergiebig an Wild, Fischen, Gräseren und mancherlei Mineralien. Ragusa liefert Getraide, Wein, Seide, Obst, hat starke Viehzucht und erwirbt viel durch seinen Handel, besonders mit der europäischen Türkei. Die Einwohner aber paßten größtentheils so recht eigentlich in Napoleons Plan, durch das Schwert sich zum Alleinherrn zu machen, denn sie sind größtentheils von roher, kriegerischer, wilder Natur. Die französische Herrschaft in Illyrien war indessen nicht von langer Dauer. Denn als der Kaiser von Oestreich im J. 1813 dem Bunde gegen Napoleon beitrug, erhob sich eine Armee unter dem General von Hiller, um gegen Italien zu operiren, die im Laufe des Monats September den größten Theil des Landes wieder eroberte, das von dem Vicekönig Eugen nur schwach vertheidiget wurde. Doch leistete die Citadelle von Triest einen anhaltendern Widerstand, der aber am 29. October mit der Capitulation endigte. Nach und nach wurden auch die Plätze und Gegenden auf der östlichen Seite des adriatischen Meeres besetzt, und so kehrte das ganze Land wieder unter seine vorige Regierung zurück. — Nach einer in den ersten Tagen des August 1816 geschehenen Bekanntmachung hat der Kaiser von Oestreich beschlossen, die wieder eroberten Illyrischen Provinzen Krain, den Villacher Kreis, Obz, das Küstenland, das Ungarische Litorale und den zum Provinzial-Kroatien gehörig gewesenen Antheil, ferner unter der Benennung Illyrien zu belassen, hierzu die bei dem Königreiche Italien gewesenen Bezirke Cividale und Gradiska, dann den bisher zu Inner-Oestreich gehörigen Klagenfurter Kreis zu ziehen, und dieses neue Illyrien zu einem Königreiche zu erheben. Ferner wurde bestimmt, das Königreich Illyrien soll von 2 besondern Subernien verwaltet werden, wovon dem einen die Herzogthümer Kärnthen und Krain, dem andern die übrigen Antheile zugewiesen sind. Das neue Königreich wird in das Königl. Oestreichische Wappen und in die Titel des Kaisers aufgenommen. Die Regierung über Kärnthen und Krain erhielt ihren Sitz in Laibach. I.

Iman ist eine von denjenigen Personen der türkischen Ulema (Geistlichkeit), welche in den Moscheen den Gottesdienst verrichten. Sie beten, lesen den Koran vor, predigen, leisten den Kranken Beistand, sprechen den Segen bei Vermählungen und sind überhaupt die eigentlichen Priester der Türken. Ihre Tracht ist von den Personen weltlichen Standes bloß durch den Tullend verschieden, der bei ihnen etwas höher, als gewöhnlich, geformt ist. Sie erhalten ihre Besoldung aus den Moscheen, in welchen sie angestellt sind, und stehen bei dem Volke in großem Ansehn.

Imbert (Barthelemi), Mitglied der Akademie zu Nimes, seiner Vaterstadt, ward im Jahr 1747 geboren, und starb am 23. Aug. 1790. Er versuchte sich in der Dichtkunst und in der Literatur nicht

ohne Beifall; auch würde sein Gedicht: *Le jugement de Paris*, welches sich durch angenehme Einzelheiten, frische und lebendige Darstellung und durch eine sehr glückliche Diction zu seinem Vortheile auszeichnet, einen noch größern Beifall erhalten haben, wenn es dem Verfasser gefallen hätte; die Handlung desselben mehr zusammenzudrängen, die Reden zu verkürzen und den Styl noch mehr auszubilden. Seine *Fables* in einem Bande, sind mit Scharfsinn erfunden und mit Nettigkeit vorgetragen: dasselbe läßt sich von seinen *Contes* sagen. Seine übrigen Werke sind: *Historiettes*, Gedicht und Prosa, 1781; *les Egaremens de l'amour*, ein angenehm geschriebener Roman, der 1776 erschien und 1793 wieder aufgelegt wurde; *Choix d'anciens fabliaux*, 1788, in zwei Duodezibänden, in welchem es dem Verfasser gelungen ist, den Styl und die Darstellung der Vorzeit mit Glück und ohne Aufopferung der natürlichen Einfachheit nachzuahmen: *le Lord anglais*, Lustspiel, welches nur einen geringen Beifall erhielt; *le Jaloux sans le savoir*, Lustspiel; *le Jaloux malgré lui*, Lustspiel; und das Trauerspiel: *Marie de Brabant*. *Imbert* zeigt sich im Tragischen ohne Kraft und gezwängt, und im Lustspiele mehr verständig als komisch. Doch erhielten seine Stücke einigen Beifall, weil man mehrere gut durchgeführte Scenen, eine lobenswerthe Diction und sehr glückliche Verse in denselben mit Dank erkannte. Sein Betragen war angenehm, und seine starke Constitution versprach eine lange Lebensdauer, die ihm jedoch noch in der Blüthe seiner Jahre von einem hitzigen Fieber entrisen wurde.

*Imperatio*, s. *Categorien*.

*Impfen*, (medicin.) anstatt *einimpfen*, wird uneigentlich gebraucht von der Einpflanzung einer Krankheit von einem Geschöpfe auf das andere. Daher sagt man: die Blattern impfen, die Krätze impfen. *Inoculation*. H.

*Imperator* bedeutete bei den Römern überhaupt den obersten Befehlshaber einer Armee. Eigentlich aber war *Imperator* ein Titel, der in verschiedenen Zeiten verschiedene Bedeutungen hatte. So führten die Consuln zuerst den Titel *Imperator*, ehe sie Consuln genannt wurden; nachher wurde es ein Titel, welchen die Soldaten und der Senat ihrem Feldherrn nach einem großen erfochtenen Siege beilegten und welchen diese so lange behielten, bis sie triumphirt hatten. Späterhin wurde niemand mehr mit dem Titel *Imperator* beehrt, als wer wenigstens zehntausend Feinde geschlagen hatte. Nach dem Untergange der republikanischen Verfassung ward *Imperator* der vornehmste Titel der Kaiser, um dadurch ihre höchste Gewalt anzuzeigen. Besonders bedienten sich Augustus Nachfolger desselben und er war mit dem Titel *Rex* gleichbedeutend. In spätern Zeiten erhielt er ganz die Bedeutung, die wir mit dem Worte Kaiser verbinden. Aber auch triumphirenden Generalen wurde dieser Titel noch beigelegt, und in diesem Falle hatte er die alte Bedeutung. Die Kaiser scheinen ihn vornemlich deswegen bekommen zu haben, weil alle Generale als unter ihnen stehend betrachtet wurden. Zu den Zeiten der Republik setzte man diesen Titel hinter den Namen, z. B., *Cicero imperator*; als Titel der Kaiser stand er jedoch vor dem Namen. *Imperator* war bei den Einwohnern von *Præneste* auch ein Beiname des Jupiter, dessen Bildsäule von *L. Quinctus*, als dieser *Præneste* eroberte, mit nach Rom genommen, und im Tempel des capitolinischen Jupiter aufgestellt wurde.

*Imprægnation* heißt eigentlich Schrängerung, und wird in der Chemie von der Vereinigung gewisser Substanzen gebraucht, wenn

Es sich bei der Auflösung verschlucken, hauptsächlich der Salze und Basarten in Wasser und andern Flüssigkeiten. Wenn man sagt, eine gewisse Quantität Wasser wird von einer großen Quantität Salz imprägnirt, so ist es eben so viel als die des Salzes wird von der des Wassers bei der Auflösung verschluckt. M. L.

**Improvisatoren.** So nennt man jene Dichter, welche die Fertigkeit haben, über jeden beliebigen oder aufgegebenen Gegenstand, aus dem Stegreif gemachte Gedichte zu recitiren. Italien ist das einzige Land, wo man diese Dichter findet, doch auch Spanien und besonders Valencia unter seinem heitern Himmel entbehrt dieser beredten Zeugen einer ächt poetischen Nationalität nicht. Nachdem die improvisirte Dichtkunst zugleich mit der provençalischen im 12ten Jahrhundert in Italien eingewandert ward, scheint auch Petrarca diese Kunst ausgeübt zu haben; wenigstens ist von ihm bekannt, daß er zuerst die schöne Sitte der improvisirenden Dichter, die Sitte dem Gesang mit der Laute zu begleiten, in Italien eingeführt hat. Besonders leidenschaftlich war die Liebe zu dieser Art der Poesie unter Leo X. und an den Höfen zu Urbino, Ferrara, Mantua, Mailand und Neapel, zu welcher Zeit dieselbe auch in lateinischen Versen ausgeübt ward. Von einer Menge berühmter Improvisatoren und Improvisatricen nennen wir nur folgende als die ausgezeichnetesten: den hochberühmten Leonardo da Vinci, Silvio Antoniano den ehemaligen Cardinal, 1540 in Rom geboren, Bernardino Perfetti, welcher unter Benedikt dem XIII. durch Verwendung der Prinzessin Violante von Baiern feyerlich auf dem Capitol gekrönt ward. Zwei Bände seiner improvisirten Gedichte sind 1748 erschienen. Unter Pius dem VI. ward Maddalena Morelli Ger-

nandez, u  
Ehre theil  
jüngster be  
die rühmlich  
kaner, die  
Später be  
von Auffa  
sind 1795

Im p  
Stegreif i  
fertigen u  
rend singe  
hafter, un  
ziemlich al  
mehreren  
sehen Dich  
Neu-Eun  
Erzeugniß  
Wissenschaft  
welche Gel  
wirten. Si  
bis zum 4  
Einer der  
geb. 1466.  
bei seinem  
ihn der g  
benannt.

entlichen Orte, so kam alles in Bewegung, die Läden wurden ver-

rschoben, und Gelehrte und Ungelehrte ström-  
 menderen Ruhm hatte der florentinische Im-  
 provisator, der Erhabenste (Altissimo) zu nennen.  
 Gegen Ende des 15ten und Anfang des 16ten  
 Jahrhunderts lebten in Italien, als Leo Leonicensis,  
 Mario Filelfo von Ferrara, Giovanni  
 Francesco Franciotti, Cesare  
 und sein Bruder Raffael. Diese  
 Improvisatoren, welche zu Anfang des 16ten Ja-  
 hundertes in Italien blühten, verbreiteten die  
 italienische Sprache und Literatur, auch ihre  
 Kunst. Zu Tafel die Freuden des Geistes sich gesellen,  
 und versammelte die Gelehrten gern an seine  
 Tafel. Unter ihnen war Andrea Marone, ein großer Improvisa-  
 tor, Liebling von ihm. Die gleichzeitigen Schriftsteller erzählen Wunder  
 von seinem Talent. Hadrian der VI., der die Dichter als eine  
 Art von Abgöttern ansah, vertrieb ihn vom Vatikan, wo Leo ihm  
 seine Wohnung angewiesen hatte, Clemens der VII. aber rief ihn zu-  
 rück. Ein anderer Improvisator, Namens Querno, machte eine Art  
 von Bouffon bei Leo. Bei Tafel erhielt er, der den Wein nicht we-  
 nig liebte, aus des Papstes eigener Hand eine Schale voll Wein  
 unter der Bedingung, daß er auf jeden aufgesetzten  
 lateinische Verse machte; waren die Schalen  
 meistens die Hälfte Wasser unter sich. Leo  
 ihn den Erzpoeten (Archipoeten) nahm ein trauriges, Querno so  
 Leo's Tode hörte man auf, in  
 siren, denn alle guten Köpfe schrieen  
 die Improvisatoren folgten nach. Es  
 durch um vieles zahlreicher wurden.  
 ganze Liste derselben aufzuführen;  
 eben wir namhaft. Der erste ist L. ... jano, 1540 zu  
 Rom in niederm Stande geboren, durch seine Talente aber zur Würde  
 eines Kardinals erhoben. Er war ein gelehrter Kenner der alten Spra-  
 chen, und in allen Wissenschaften wohl bewandert. Wegen seines Ta-  
 lentis zu improvisiren, nannte man ihn Poëtino. Einmal hatte er an  
 einem schönen Frühlingsabend auf dem Lande, mitten in einer sehr zahl-  
 reichen Gesellschaft, in einem Lustwäldchen zu improvisiren angefangen,  
 als eine Nachtigall, ohne Zweifel von seinem Gesang herbeigezogen,  
 sich auf einen nahen Baum setzte, und, wie von einer schönen Eifer-  
 sonderer Lebhaftigkeit zu schlagen anhub.  
 Bei diesem unerwarteten Zwischenfall gab  
 er den Reiz, und dieser, von dem eignen Um-  
 stand nun den vorher behandelten Gegenstand,  
 an, und pries die Schönheit ihrer Stimme  
 nach in so rührenden und harmonischen Ver-  
 se, daß Thränen gerührt wurden. Der berühmte  
 aber war der Ritter Perfetti, 1680 zu  
 Rom gestorben. Wir besitzen von Fa-  
 ce Biographie dieses Dichters. Gemächlich  
 Impanden angemessenen, Anrufung, und  
 kam dann auf den Gegenstand. Sein Vortrag war klar; über jedem

sucht  
 Das  
 den A  
 fand  
 wand  
 and l  
 fen,  
 beste  
 Siens  
 broni  
 began

Gegenstand wußte er den Schmutz zu verbreiten, dessen er empfänglich war, verstand die Kunst zu belehren, zu gefallen und zu führen; und da er ein unglaubliches Gedächtniß besaß, so drängte er am Ende den Inhalt seines ganzen Vortrags in wenige Verse zusammen. Er hatte dabei ganz das Ansehen eines Geisteskranken, und war gewöhnlich am Ende vor Erschöpfung bewegungslos und halbtodt. Er recitirte seine Verse singend, um Zeit zum Ueberdenken zu gewinnen und das Nothwendigste zu halten, und ließ sich wohl auch von einer Guitarre begleiten. Sein liebstes Versmaaß war das achtsfüßige, welches die Italiener das epische nennen, das schwerste von allen. Der glorreichste Tag seines Lebens war der, an welchem er auf dem Kapitol die Lorbeerkrone empfing, eine Ehre, die damals um so schmeichelhafter war, da sie durch Verschwendung noch nicht an Werth verloren hatte, denn nur Petrarca und Tasso waren bis dahin dieser Ehre würdig geachtet worden. Das römische Bürgerrecht, und das Recht, die Lorbeerkrone seinem Wappen beizufügen, waren neue Auszeichnungen für ihn. *Montesquieu* zeigte ebenfalls von früher Jugend an ein feltnes Talent zu improvisiren; allein die Ausübung dieses Talents war bei ihm eine gewaltsame Anstrengung der Natur. Hatte er eine Zeitlang improvisirt, dann fühlte er alle seine Kräfte erschöpft, und man mußte ihn zu Bette bringen und durch Reizmittel wieder beleben; seine Kräfte aber kehrten unter 24 Stunden nie zurück. Die Aerzte kündigten ihm deshalb

Leben erhalten wolle, solch einer gefährlichen hat es auch an Frauen nicht gemangelt, einem hohen Grade ausgebildet hatten. *Improvisatrici* mit Ruhm, der *Cecilia* *Mbiovanna di Santi*, und einer Nonne

Keine von allen indeß hat mehr Aufsehen erregt, die im Toskanischen lebte, und sie erregte. Sie war zu *Pistoia* geboren; ein vielfaches Studium sorgfältig ausgebildet, der Verfall, der ihr in Italien zuraußte, ließ sie nach *Wien* zu berufen, wo sie mit Wohlthat und Gnade überhäuft entlassen wurde. Sie verließ sie nach *Petersburg*; die Furcht vor dem Verfall, dahin zu gehen. Die Akademie nahm sie als Mitglied auf, und d. J. 1776 ward

und von dem römischen Senat zu einer Ehrenbürgerin ernannt. *Archenthal* in seinem Werke: *Engländer in Rom*, es würde an eine poetische Krönung nicht die mächtige Protection von einem der Kaiser erhalten, ungeachtet des Widerstandes. „Dieser Kaiser ließ er etwas mehr als Frei nach sich durch das Geschrei machen. Der Papst ließ ihn gekrönt / ausgepiffen, von den Fürsten besungen, und von Fürsten gelobt.“ (wie *Archenthal* lebt jetzt zu *Florenz*) (wie *Archenthal* ist, ist und Meid mit dem Ritter *Perfetti* nicht, und daß selbst *Petrarcha* in seinen Briefen die Verfolgungen beklage, die ihm der römische Senat 1764 that zu *Verona* der berühmte *Improvisatori*

sehr bewunderte Improvisatrice geworden seyn.

dd.

Inca, s. Peru.

Incest, s. Blutschande.

nus  $9^{\circ}, 43', 35''$ . Genauere Bestimmungen für Ceres und Pallas so wie für Juno und Vesta sind von der Zukunft zu erwarten. Die Cometen weichen unter verschiedenen oft sehr großen Winkeln von der Elliptik ab, da sie den ganzen Himmel durchkreuzen. Die Inclination

der Bahn des Mondes ist, je nachdem die Sonne auf ihn wirkt, verschieden, hält sich aber zwischen  $5^{\circ}, 2'$  und  $5^{\circ}, 27'$ . M. L.

Incommensurabel, unmeßbar nennt man in der Mathematik eine solche Größe, welche von keiner andern Größe als Einheit gemessen werden kann. Von der Art sind z. B. alle Quadratwurzeln, welche nicht ganze Zahlen sind, als die Q. W. von 12 ist  $\approx 3,4642 \dots$  und so ins unendliche fort. Diese Eigenschaft der Größen heißt daher Incommensurabilität. M. L.

Incognito (aus dem Lateinischen) wird eigentlich gesagt, wenn ein regierender Fürst, um Aufwand zu vermeiden, oder aus andern Gründen, unter fremden Namen reist. Incognito heißt also so viel, als Namens- oder Standesverheimlichung. So pflegt man zu sagen: „Dieser Fürst hat ein strenges Incognito beobachtet,“ wenn man sagen will: „er hat sich durchaus nicht zu erkennen gegeben.“ Die Italiener und Franzosen bedienen sich desselben Ausdrucks: erstere sprechen in-

en g) hei-  
ich bei der  
st wurden.  
rdige Erds-  
ischer Hin-  
Wichtigkeit  
n hier eine  
en Kolo-  
ie kostbaren  
ie Gewürze  
stigen und  
u Ende des  
s der zwei-  
chen Meer-  
das innere  
nd Genue-  
en versahen  
des Vorge-  
i mitflunge-  
finden, ge-  
rkeit großer  
n. Wenige  
Indien ge-  
uf der ganz  
n Eifersucht  
Handel mit  
ersten hat-  
eselden den  
rang von  
in 1505 bis  
in Meeren  
erlassungen,  
er Nachfol-  
(von 1520  
 Herrschaft in

\*) S. Art. Hindustan.

\*\*) S. diesen Art.

den indischen Meeren. Er legte Festungen an zur Beschützung der Handelsniederlassungen, zu deren Mittelpunkt er Soa \*) machte, er eroberte das wichtige Malacca, wo sich die Handelsschiffe von Japan, Sina, den Molukken, den Philippinen, von Bengalen, Persien, Arabien und Afrika sammelten, und der Schrecken, welchen diese Eroberung verbreitete, bewog die mächtigsten Fürsten der jenseitigen indischen Halbinsel das Bündniß der Portugiesen zu suchen; er nahm bald darauf die Molukken \*\*) und mit ihnen den reichen Gewürzhandel, und beschloß seine Laufbahn mit der Eroberung von Ormuz, der reichsten und wichtigsten Handelsstadt im persischen Meerbusen, deren Besitz er durch eine starke Festung sicherte. Bald nach seinem Tode herrschten die Portugiesen vom arabischen bis zum persischen Meere; fast alle Häfen und Inseln an den Küsten von Persien und Indien waren bald nachher in ihrer Gewalt; sie besaßen die ganze malabarische Küste bis zum Vorgebirge Komorin, hatten Niederlassungen auf der Küste Coromandel und am bengalischen Meerbusen, die Insel Ceylon war ihnen zinsbar, selbst in Sina hatten sie Faktoreien und die Häfen von Japan \*\*\*) , wohn ein Sturm ihnen den Weg wies, waren ihren Handelsschiffen geöffnet. Zu dieser Höhe war ihre Macht um das J. 1542 gestiegen und sechzig Jahre lang führten sie ihren gewinnvollen Handel ohne mächtige Nebenbuhler. Auf allen europäischen und asiatischen Märkten bestimmten sie den Preis aller Waaren. Kein fremdes Handelsschiff konnte in den indischen Häfen eine Ladung einnehmen, ehe nicht die portugiesischen Schiffe befrachtet waren; kein Schiff konnte sicher in den indischen Gewässern fahren, ohne portugiesische Pässe, und selbst diejenigen, welche mit Erlaubniß der Portugiesen Handel trieben, durften doch nicht mit Zimmet, Ingwer, Pfeffer, Stahl, Eisen, Blei

\*) S. diesen Art.    \*\*) S. d. Art.    \*\*\*) S. d. Art.



erhalten mußten, ward immer  
 brauch der Gewalt reizte den Wi-  
 der durch die List der herrschli-  
 waffnet, lezt beim Anblicke der  
 verbanden. Als nun auch auf  
 gen Johann dem II., dem groß-  
 sten folgten, als unter dem Herzog  
 Sebastian, das Reich seiner  
 verfiel auch das stolze Gebäude,  
 und Klugheit gegründet hatte.  
 men (1580) entschied den Stur-  
 Indien. Die spanischen Könige u-  
 lassungen. Raub, Plünderung  
 einige Befehlshaber in Indien zu  
 zu den indischen Fürsten über, an-  
 giesen wurden von Holländern un-  
 delt. Die Niederländer hatten bi-  
 Vertrieb sie sich beschäftigten, vor-  
 bon, abgeholt, Philipp der II.  
 verbot den niederländischen Schiffe  
 fahrt, und zwang dadurch das bet-  
 len, was sie vorher aus der zweit-  
 ren eben mit dem vergeblichen Wi-  
 nach Indien durch die nördlichen Meere zu finden, um ihren Feinden  
 auszuweichen, als Cornelius Houtmann, ein Niederländer, der  
 mehrmals auf portugiesischen Schiffen Handelsreisen nach Indien ge-  
 macht hatte, ihnen seine Dienste anbot. Er ward, i. J. 1595, mit vier  
 Schiffen nach Indien gesandt, um die  
 und die Handelsverhältnisse jedes Ortes  
 günstigen Hoffnungen zurück, denn schon  
 Handelsbündnisse mit den Fürsten auf  
 Die Gesellschaft der Kaufleute, welche  
 sandte darauf den Admiral van Steck u-  
 Insel, die von dem Mittelpunkte der po-  
 ferne, aber den Gewürzinseln nahe genug  
 zu begünstigen, und nicht weniger gut g-  
 nes Handelsverkehrs mit Sina und Jar-  
 zulegen und mit den einheimischen Fürsten  
 daß, welchen die Eingebornen auf die,  
 Portugiesen geworfen hatten; unterstützt  
 führung dieses Unternehmens. Es trat  
 folge ermuntert, mehrere kleine Gesellscha-  
 den indischen Handel zum Gegenstand i-  
 aber es zeigte sich bald, daß der zu star-  
 in Indien, wie in Europa, überfüllte,  
 der und den eifersüchtigen Portugiesen e-  
 gegensehen zu können, als Einzelne zu  
 kleinen Handelsgesellschaften 1602 in ent-  
 schaft vereinigt, welche das Recht erbie-  
 Fürsten Aliens zu schließen, Festungen zu  
 halten und einen Gouverneur zu wähl-  
 auf andern Punkten besetzte Comptoire angelegt und mit mehreren  
 Fürsten von Bengalen Handelsbündnisse geschlossen wurden, begann der  
 lange Kampf mit den eifersüchtigen Nebenbuhlern. Hatten die Portu-

gleichen den Vortheil einer genaueren Kenntniß der Indischen Meere, so konnten dagegen die Niederlande auf eine kräftigere Unterstützung aus Europa rechnen, da Philipp II. und sein Nachfolger die Niederlassungen in Asien oft lange ohne Hilfe ließen. Als aber Zeit und Erfahrung jenen Vortheil auch den Holländern gaben und sie noch den Vorzug einer stärkern und besser bedienten Seemacht damit verbanden, ward den Portugiesen ein Platz nach dem andern entrissen. Im Jahr 1622 räumten diese ihren siegreichen Rebelbuhlern die Molukken, 1638 Japan, 1641 Malacca, 1658 Ceylon, 1660 Celebes, (wo die Portugiesen nach dem Verluste der Molukken sich festgesetzt hatten, um sich durch Schleichhandel noch einigen Antheil an dem Gewürzhandel zu verschaffen) und seit 1663 fielen auch die wichtigsten Plätze auf der Malabar Küste, wo sich die portugiesische Handelsmacht am längsten behauptet hatte, in die Gewalt der Holländer. Zu gleicher Zeit, als die Portugiesen mit den Holländern kämpften, traten auch die Engländer gegen sie in die Schranken. Schon im Jahr 1600 gab die Königin Elisabeth den Kaufleuten in London ein ausschließendes Vorrecht zum Handel nach Indien auf fünfzehn Jahre, und im folgenden Jahre ließen die ersten vier Handelsschiffe der ostindischen Compagnie von Lancaster nach den Molukken aus. Der reiche Gewinn dieser ersten Handelsreise reizte die verbundenen Kaufleute, alles aufzubieten, um die Hindernisse zu besiegen, welche Portugiesen und Niederländer neuen Ansiedelungen auf den indischen Küsten in den Weg legten, und es gelang ihnen bald, auf Java, Amboina und Banda Niederlassungen und Festungen anzulegen und den Gewürzhandel mit den Niederländern zu theilen. Zwar ward ihnen dieser Vortheil bald wie-

schon einen Gewaltstreich gegen aber waren die in auf den Küsten von riffe der stärkern Vor- r der Vortheil, den sie usen, diesen beistanden, er dem Antheile an der e eine Niederlassung am ) und gelangten zu dem holdstoffen und andern es 17ten Jahrhunderts die Handelsmacht der en Begrüßungen, wo- verhakten Portugiesen ald Unmuth und neue Portugiesen mit einem usmannsgeiz unter dem pten, die ihrer Ruhe europäer so verderblich die Portugiesen, fast iseln und auf dem fe- en. So ward gleich 1 Gewürzinseln durch uf allen Inseln, außer urden alle Bewohner rden wollten, und die von den benachbarten egen. Das prächtige

Batavia auf der Nordküste der Insel Java ward seit 1619 der Sitz der holländischen Regierung von Indien und die Hauptniederlage des ostindischen Handels der ostindischen Gesellschaft, und von hier aus herrschte der Generalgouverneur, gleich einem Könige, während der fünfzigjährigen Dauer seiner Amtsdauer, über die inländischen Fürsten. Bis auf die neuesten Zeiten, wo das ganze europäische Colonienwesen erschüttert ward, und fast alle Handelsniederlassungen in Asien in die Gewalt der niederherrschenden Westren fielen, blieben die Holländer ungeschert häufiger Kämpfe mit den Eingebornen, im Besitze ihrer Niederlassungen, unter welchen Surate auf der Nordküste der vorder-indischen Halbinsel, das Commandement Malabar, wo Cochin die Hauptniederlassung, das Gouvernement Coromandel mit der Festung Negapatnam; die Niederlassung Chinsura in der Direction Bengalen; das Gouvernement Malacca, die kaiserliche holländische Behauptung auf der südlichen Spitze der Halbinsel die Insel des Ganges; Celebes, das ostindische Gebiet, wo sie nach der Entzweiung und Entwerfung der eroberten Fürsten förmlich herrschten; Java, die Molukken, die südliche Küste von Borneo (die südliche Niederlassung), die wichtigsten waren. Als wir zu den englischen Colonien in Indien zurückkehren, müssen wir einen Blick auf die übrigen Handelsniederlassungen werfen, welche gleichfalls im 17ten Jahrhunderte gegründet wurden, die Niederlassungen der Dänen und Franzosen. Ein holländischer Factor, Boschover, der von dem König von Ceylon, als hohen Punktes weis den Titel eines Prinzen erhalten hatte, ward nach seiner Rückkehr in die Heimat sehr aufgenommen und bot unumwunden dem König Christian dem IV. seine Dienste zur Anlage einer Niederlassung auf Ceylon an. Es ward sogleich, im J. 1618, eine ostindische Gesellschaft in Kopenhagen gebildet und Boschover reiste mit sechs Schiffen, von welchen die Hälfte dem König, die andere seiner Gesellschaft gehörte, nach Indien ab. Er fand unterweil, Der dänische Herrmann, der die Feste führte, fand eine schlechte Aufnahme in Ceylon, als er ohne Boschover zurückkam, und wandte sich alsdenn nach Coromandel, der südlichen Küste des indischen Festen Landes. Der inländische Fürst von Kanjore bewilligte ihm, gegen eine jährliche Abgabe, einen fruchtbaren Landstrich, wo sogleich der Grund zu der Stadt Tranquebar gelegt und bald darauf zur Vertheidigung der neuen Niederlassung die Festung Dannebrog erbaut ward. Die übrigen Europäer, welche sich in Indien niedergelassen hatten, hatten sich nicht in den Weg, und die Handel. Als aber die Holländer wurden, schlossen sie die neuen Niederlassung aus. Die Angelegenheiten der dänischen Regierung ihre Niederlassung völlig aufgelöst. Seit 1633 die Indem ganz auf. Im Jahre 1671 eine Handelsgesellschaft, welches er durch Ausrüstung von Schiffen ein so bedeutendes Geschenk machte, daß fast die Hälfte des zusammengebrachten Kapitals von seiner Freigebigkeit herrührte. Er erduldete überdies das Recht, Krieg und Frieden zu beschließen. Die neue Gesellschaft ward bald in neue Streitigkeiten mit den eifersüchtigen Holländern und dem, von diesen aufgegebenen, Fürsten von Kanjore verwickelt. Ohnmächtig dauerte sie fort bis 1729, wo sie nicht mehr im Stande war, ihr Recht des Gebietes länger zu behaupten, und aufgehoben wurde. Zwei Jahre nachher ward sie von Christian dem VI. zum drittenmal erneuert. Sie

seine Schwere  
ich bedeutenden  
d übermüthige  
allen Vorkrieg  
sien; sie trat  
n Jahre 1634  
r Dänen nach  
an der V. eine

erhielt einen Freiheitsbrief auf 40 Jahre und den ausschließenden Handel vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach Sina. Die Gesellschaft hatte so glücklichen Fortgang, daß ihr Freiheitsbrief, als derselbe abgelaufen war, auf 20 Jahre erneuert ward, oder mit einer Erweiterung, welche das Recht des Alleinhandels der Gesellschaft nahm und jedem andern zwischen Unterthanen den indischen Handel die Gesellschaft freigab. Während die Niederlassungen und Befestigungen auf Sumatra, in Bengalen, in Vedar, in Ceylon, in Madagascar, in Malaccastrafe erwandert, und diese Niederlassungen war der Schifffahrt und des Handels der Indier im J. 1770 der Gesellschaft für 170,000 Taler abkaufte und die Uebereinkunft nahm. Der Handel nach Indien in den dänischen Unterthanen freigegeben. Schon waren die ostindischen Gesellschaften in England und Holland aufgeblüht, und die Franzosen hatten, einzelne mislungene Unternehmungen, einzelne unglückliche Unternehmungen, einzelne Handelsverträge mit Indien ward der französische Handelsminister, die Vernunft der Nation zu 1765 entschloß, eine ostindische Gesellschaft auf 30 Jahre alle Freiheiten die englische und holländische Gesellschaften mußten ein Kapital von 15 Millionen Livres zusammenbringen. Die Insel Madagascar, die an Eingang des indischen Meeres und der afrikanischen Küste nahe, zum Handel nach Afrika, Persien, Arabien und Indien gut gelegen war, wurde zum Mittelpunkt der neuen Niederlassungen gewählt. Aber schon in fünf Jahren war die Handelsgesellschaft durch schlechte Verwaltung, durch Verunstaltungen ihrer Beamten in solchen Verfall geraten, daß sie ihre Niederlassungen der Regierung abtrat. Es ward nicht desto, und zwei Jahre später wurden alle Franzosen, die noch auf Madagascar zurückgeblieben waren, erzwungen. Jedes Jahr ward stark Surate in Gujarat, wo die Franzosen anfangs die Niederlage ihrer Waaren hatten, der damals unbedeutende Flecken Pondicherry gewählt, welcher bald in einer ansehnlichen Stadt sich erhebt. Während des ganzen 17ten Jahrhunderts aber konnte der französische Handel nach Indien sich nicht heben. Die Mängel des Verwaltungssystems, Kriegsunfälle, unglückliche Eingriffe der Regierung, hinderten das Wachsen aller Niederlassungen, so daß manche kaum gegründete Ansiedlung schnell wieder aufgegeben werden mußte. Endlich überließ die ostindische Gesellschaft den uneingeschränkten Verkauf ihrer, seit 1714 wieder erneuerten, Vorrechte den Schiffausrührern von St. Malo. Erst unter der Staatsverwaltung des Cardinals Fleury kam Ordnung und Thätigkeit in diese Handelsunternehmungen, als die Brüder Driest und Jäloz die Leitung derselben übernahmen. Pondicherry hob sich bald aus seinem Verfall, und das seit 1720 von den Franzosen in Besitz genommene, als Station der Indischfahrer trefflich gekannte, Isle de France blühte durch des erfahrenen Bourbonnais Vorkehrungen seit 1735 in kurzer Zeit herrlich auf. Eben so gedieh unter des verdienstvollen Duplex Leitung die Colonie Chandernagore am Ganges. Auf allen östlichen Meeren, wo gewinnvoller Handel zu erwarren war, senkten französische Schiffe. In dem Erbkrige zwischen Frankreich und England von 1745 bis 1747, behaupteten sich die Franzosen auf das tapferste in Indien, ungeachtet sie auf

gewisse Abgabe an mehrere wichtige Alabar und Coromallacastrafte erwandert, und die Belagerung geworden, das Indien in seine Dien-

word seitdem als ostindischen schon waren die Franzosen aufgeblüht, und die Franzosen ) seinen ch aber ri, dem n Jahr ründen, welche anderen

Europa wenig Unterstützung erhielten, aber am höchsten Sieg gleich nach dem Frieden von 1763 ihre Macht durch ihren glücklichen Einfluß auf die Kriege der indischen Fürsten. Sie erworben ansehnliche Besitzungen an den Küsten von Solonaba, Orissa und Coromandel, die aber freilich zu weit aus einander lagen, als daß sie sich gegenseitig hätten unterstützen können. Während des neuen Kriegs mit England (von 1755 bis 1763) gingen nach und nach alle Theile des französischen Reiches in Indien verloren. Der Friede gab ihnen nur Pondichery und Madis zurück, und erlaubte ihnen nur drei kleine Faktorien in Bengalen mit schwachen Besatzungen. Der Friede von 1763 vergaberte nur das französische Gebiet um Pondichery und dies, was sie mit allen außereuropäischen Niederlassungen im Revolutionskriege verloren haben, hat ihnen der Pariser Friede wiedergegeben. Die Britten sind nun, nachdem alle ihre Nebenbuhler theils ganz gefallen, theils erschöpft sind, die herrschende Handelsmacht in Indien. Auf dem Grunde, der im 17ten Jahrhunderte, wie oben erwähnt worden ist, dazu gelegt ward, erhob sich der stolze Bau ihrer Herrschaft, seit im Jahr 1702 die Fonds aller kleinen Handelsgesellschaften, welche sich kurz vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges vereinigt hatten, in die Ostindische Compagnie waren eingeworfen worden, welche die östliche Hälfte des 18ten Jahrhunderts in der zweiten Hälfte der Handelsmacht durch die Vernichtung der inländischen Rivalen verlor, und ein größeres Reich, als jemals in Indien besaßen, errichtete. (1799) und den letzten Siegen über die gefährlichsten Nachbarn, die Maratten, noch fester ist gegründet worden. R.

Indifferentismus nennt man diejenige Denkungsart, welche in Rücksicht auf die Wahl zwischen mehreren verschiedenartigen Gegenständen der Beurtheilung, des Glaubens oder der Neigung unentschieden bleibt und den Werth dieser Gegenstände dahingestellt seyn läßt, weil sie für keinen derselben ein überwiegendes Interesse hat oder überhaupt nicht Kenntniß davon nimmt. Ob nun wohl diese Denkungsart ein Beweis von Unkunde oder Kälte und Gleichgültigkeit gegen die Dinge ist, auf die sie sich bezieht, so verträgt sie sich doch so gut mit der Parteilichkeit, daß man einen desto entschiedeneren Indifferentismus verräth, je weniger man sich bedenkt, die Rollen zu wechseln. So gibt es Indifferentisten in der Politik, in der Philosophie, in der Religion und Moral, denen es gar nicht kostet von einem System zum andern überzuspringen. Weil sie sich im Grunde aus keinem etwas wochen, in ferns ausgebrungen, für keins erndern sind, ist es ihnen einverleitet, zu welchem sie sich bekennen, und sie werden daher allemal die Farbe desjenigen Systems annehmen, bei dem sie sich eben die meisten Nebenvortheile versprechen. Freilich kann bei dem Indifferentismus der Parteilichkeit von Wahrheitsliebe und Consequenz des Charakters nicht die Rede seyn, und wenn es auch Klugheiten der Klugheit gibt, welche die Behauptung einer friedlichen Neutralität, die überhaupt keine Partei ergreift, auf dem Felde der Politik und Schulphilosophie rechtfertigen können, so verräth es doch, selbst abgesehen von den unrichtigen Bewegungsgründen jenes Rollenwechsels, immer Ungewissenhaftigkeit, sich ohne Ueberzeugung bald für diese bald für jene Partei zu er-



wissen, das man liebt; das Gute, und eins, das man haßt, das Böse.

**Indigenat.** Unter Indigenat versteht man das Eingeborenseyn in irgend einem bestimmten Lande in Beziehung auf die daraus entstehenden Rechtsverhältnisse und Verbindlichkeiten. So haben z. B. in den meisten Staaten die Eingebornen das Recht, entweder ausschließlich oder doch vorzugsweise vor Fremden zu Beamten u. berufen zu werden. Je vollständiger die Verfassungen sind, um so mehr Vorrechte vor Fremden pflegen in dem Indigenat zu liegen. Ein Beispiel ist England. Als Beispiel besonders in dem Indigenate liegender Verbindlichkeiten führen wir die Feldsteuerverpflichtung an für das Land, in welchem man geboren ist. Da aber in den meisten Ländern außer der Geburt auch auf andere gesetzlich bestimmte Weisen alle oder doch ein und die andern Rechte des Eingeborenseyns erworben werden können, das man die Entscheidungen gemacht in natürlichen oder wahren und wenn bloß gesetzlich erworbenen, in einem vollständigen und in einem weyter vollständigen Indigenat.

**Indigo,** die bekannte Färbepflanze, ist ein krautartiges, einige Fuß hohes Gewächs, mit gestielten Blättern, welche aus sechs bis acht Paar erunden, bläulich anlaufnen Blättchen zusammengesetzt sind. Ihre kleinen Blumen haben meistens eine aus Roth und Gelb gemischte Farbe, und hinterlassen dünne knotige Stielen, welche von außen schwarz aussehen, und schwarz, schwarzgrün oder auch anders gefärbten Saamen enthalten. Jedoch gibt es hierin auch mancherlei Abweichungen. Die Pflanze heist bei den Arabern Nil (aus dem Arabisch Nail), bei den Botanikern aber *Isatis tinctoria*, und wird besonders in Ostindien, aber auch in Afrika und America gefunden. In Deutschland ist sie, selbst in Gewächshäusern, häufig kultivirt zu erhalten. Man schneidet die Pflanze, wenn sie acht bis zwölf Wochen alt ist, und reißt noch die Blätter hervor, mit einer Sichel ab, und dies wird mehrermals wiederholt, bis sie ein Alter von zwei bis drei Jahren erreicht hat. Das abgerissene Kraut wird in Bündel gebunden, in große Kübel oder mit Eiern oder sonst etwas Schwere belegt und dann mit Wasser besoffen. Nach sechs oder acht Stunden kömmt es in Märrung, braust auf, das, wird das grüngefärbte Wasser in andere Erden oder Escheln so lange umgerührt, schendet und das Wasser nie goldgelb geworden alsdann, nachdem sich seiner Saft völlig zu Boden abgelassen, der Saft selbst in lauwarmem klarem Wasser aufgelöst. Nachdem man es in hölzernen Kisten hart werden und in der Eise, wird er in Erden zerbrochen und zum gibt sehr viele Indigoarten und auch noch an zu fertigen, obgleich, was die letztern ander übereinstimmen. Die der beste ist schwarz und Kupferfarbene ist. Uebrigens glaubt man, welches beim pflanzlichen, von derfarbe gehalten wird. Besummt wird des stunde vom J. 1794 gebracht: aber auch dies Adlerfarbe, weil der spätern Schriftsteller

Giorgio Vinturo Rasetti, der 1548 unter dem Namen Plintho von der Färberei geschrieben hat, untern jenigen Indigo noch nicht konnte. Er wurde in der Mitte des 16ten Jahrhunderts durch die Holländer aus Ostindien nach Europa gebracht, aber erst zu Anfang des 17ten Jahrhunderts allgemein bekannt. In Mailand soll jetzt aus nordamerikanischen Indigo eine Pflanze gezogen werden, der diesen an Farbe und Vortreflichkeit weit übertrifft. Unter den übrigen Eurygaten nimmt wohl der Waid (s. V. Art.) den ersten Rang ein.

Indossiren heißt, einen Wechsel an einen andern übertragen und dies auf dem Rücken desselben (Transport oder Endossament) anzumerken. Es geschieht auf zweierlei Weise, einmal, durch folgende Formel: Inhale dieses zahle Herr N. N. an den Herrn N. N. Es soll mir validiren (oder auch, es soll mir gute Zahlung sein). Durch diese Formel wird der Indossat nur ein bloßer Bevollmächtigter des Indossanten, und kann daher ohne specielle Vollmacht des letztern den Wechselbrief nicht weiter indossiren, sondern muß die Gelder selbst einzahlen. Die zweite Art ist eine formelle Cession und wird durch folgende Worte ausgedrückt: Inhale dieses zahle der Herr N. N. für mich an den Herrn N. N. oder dessen Order; Valutam (den Werth) habe ich erhalten. Das Wort: Order, macht hier den unterscheidenden Charakter; der Zusatz: Valutam von ihm erhalten (oder es soll validiren), ist hier von keiner Bedeutung. Denn nach der Leipziger Wechselordnung ist es sogar nicht einmal notwendig, daß in einem Wechselbriefe der Valuta gedacht werde. In diesem zweiten Falle wird nun der Indossat wirklicher Eigenthümer des Wechselbriefes, und kann entweder die Gelder selbst erheben oder den Wechsel an einen andern indossiren, oder auch verhandeln, wobei noch der Vortheil ist, daß wider den Indossaten, als einen Dritten, keine dergleichen Exceptionen, wie z. B. Solutionis, Compensationis etc., welche doch dem Indossanten mit Wirkung opponirt werden könnten, Statt finden, sondern, daß der Wechsel unverweigerlich bezahlt werden muß. Uebrigens besteht die Kraft eines richtigen Indossaments darin, daß der Indossat, wenn es ein Kaufmann ist, und wegen nicht erhaltener Zahlung an seinen Indossanten zurückgeht, des Wechselrechtes gnußt und wider den Indossanten nach demselben verfahren kann.

Induction (in der Logik) Erkenntniß auf eine Universal (allg. Schlüsse) stützen sonst alle vom U. her und gebraucht zu werden, w. handen ist, als die Specialerkenntniß umgekehrten Fall, wo man näml. Erkenntniß auf die Wahrheit der U. diese Schlüsse werden Inductionen wird alles verstanden, was unter ist, es mögen nun s u b o r d i n (Aspectus) ston, welche unter oder worauf derselbe bezogen werden kann. Wenn nun in dem, was unter einem Begriffe (Subject) enthalten, der Grund erkannt ist, warum man ein Prädicat mit diesem Subjecte zu verbinden die Befugniß hat, so nennt man dies eine I n d u c t i o n. Dastrenige, was unter einem allgemeinen Begriffe enthalten ist, schließt entweder noch immer Universalia in sich, oder es sind einzelne Fälle. Im ersten Falle geht dann der Schluß zwar vom Allgemeinen aus, oder auf etwas, das noch allgemeiner ist, als der Stoff, welchen man zum Grunde gelegt hat, und mag eine Induction a priori heißen, aus

ten) Erkenntniß  
e zu ge  
der dora  
ich einem  
pecialer  
on, und  
kenntniß  
enthalten  
F ä l l e  
gedacht.



mit dem Unterschiede, daß das Allgemeine, wovon man schließt, dem  
 Wenn z. B. die Aufgabe wäre:  
 ob es Pflicht sey, sein Leben auf-  
 ergehen verschaffen können? Wel-  
 dgl.; so sind diese Aufgaben das  
 auf welche zu schließen aufgeben  
 Fragen ist es uns gleich natürlich,  
 en, in welchem ein oder das andere  
 gesagt werden. Wollten wir nun  
 so würde es nicht hinlänglich seyn,  
 zu annehmen und ihn direct zu  
 Verfahren anwendbar wäre. Denn  
 ob unter allen Fällen keiner weiter  
 einzige sey. Folglich muß die Espe-  
 rum die subordinirten Glieder sammt  
 z. B. die Species der Regierung-  
 die, Aristokratie u. s. m.; so geht  
 Allgemeinen aus, endigt sich aber in  
 mithin mit Recht a priori heißen.  
 Dinge, oder Fälle, die die Special-  
 eine Inductio a posteriori. Diese  
 maria genannt. Bei der Inductio a  
 priori in das Subordinirte, wovon man schließt, entweder eine Species  
 (Idem inferiorum, non relativum), wie in den vorigen Beispielen; oder  
 die Inductio bildet verschiedene Verhältnisse und Beziehungen (respectus),  
 worauf der allgemeine Begriff, auf den man schließen will, bezogen  
 werden kann. Jene wird von einigen Inductio secundaria genannt;  
 diese kann Inductio respectiva genannt werden. So kann man z. B.  
 den Menschen betrachten im Naturstande, im Stande der Wildheit und  
 Barbarei und im bürgerlichen Stande. Dieses sind keine Species des  
 Menschen, sondern nur Beziehungen, unter denen er gedacht wird. Eine

entweder vollständig oder unvollständig.  
 um man darthun kann, daß die ganze Sphäre des  
 geschlossen werden soll, erschöpft und kein Fall  
 hieraus erblickt nun zugleich, was eine unvoll-  
 l. Bei der vollständigen Induction kommt es  
 wie mehrertheils geglaubt worden ist, man ein  
 gerade bei allen untergeordneten Begriffen wahr-  
 kann freilich geschehen seyn. Ist aber auch das  
 so bleibe die Induction um nichts bekommenen  
 H. daß nur alle Fälle, in welchen die allgemeine  
 n, aufgesucht worden sind. Bei der Induction  
 h der Fall sehr oft, daß nur in einem einzigen  
 Prädica

L. Neben

haben können, auf den allem  
 wird alsdann der Grund, was  
 wenn dieses allgemein genannt  
 man darthun kann, daß wir  
 muß aber nur gedehrig bestimm-  
 es die Specialkenntnis erfordert  
 die: Entweder findet sich in  
 Sphäre der untergeordneten Sy-  
 diesen Falle ist der Satz, weil

den übrigen  
 was und un-  
 ädicat nicht  
 d eben dies  
 n Subjecte-  
 mlich, weil  
 Der Schluß  
 je nachden-  
 lichen Fälle  
 der ganzen  
 icat, und in  
 wahr, weil

er der gesammten Specialkenntniß oblig gleich ist; oder es findet sich ebendasselbe Predicat nur in einigen Verhältnissen und bei der ganzen Ordnung der untergeordneten Specialkenntniß. Dann muß man den allgemeinen Begriff genauer bestimmen und ihn auf diese Fälle einschränken, und dann wird der Satz so ausgedrückt, wie er mit einem Ideale der Specialkenntniß gleich ist, wie z. B.: Nur in der bürgerlichen Verfassung und in dem bürgerlichen Zustande lebt der Mensch am glücklichsten, in den beiden andern Zuständen nicht. Oder drittens findet sich ebendasselbe Predicat in keinem Verhältnisse der ganzen Ordnung der untergeordneten Specialkenntniß; dann entsteht ein allgemeines negatives Satz. Die *Inductio prima*, welche selten vollständig sein kann, gibt bloß empirische Erkenntnisse, die nur auf comparative Allgemeinheit Anspruch machen können.

Indulgenz, Nachsicht, Verzeihung, seltener Erlass einer Strafe, Begnadigung, wird auch von dem Ablass (s. d.) in der römisch-katholischen Kirche gebraucht.

Indult ist im kirchlichem Sinne mit Indulgenz und Ablass gleichbedeutend. In der Jurisprudenz bedeutet es die Frist, die Jemandem zur Erfüllung einer Verbindlichkeit verfährt, dann auch insbesondere die Urkunde, die von der competenten Behörde einem Schuldner auf sein Ansuchen mit unter gewissen dazu qualifisirten Umständen ausgestellt wird, um ihn auf eine darin angegebene Zeit vor den Verfolgungen seiner Gläubiger zu schützen, ein *Ansandobrief*, *Quotidianum* (s. letzteres).

Industrie oder richtiger industrielle Produktivkraft ist die Fertigkeit auf die Verschönerung des Menschenlebens berechnete ununterbrochene Fleiß und die damit verbundene ausdauernde Verwurfsamkeit des Menschen, welche entweder einzig nur geistig, also ohne allen vorhandenen rohen Stoff erschafft, oder den Urstoff, rohen Erzf, aus der Hand der unproduktiven Kraft erdalt, und mittelst der Veränderung seiner Gestalt in ein Genusmittel veredelt und verwandelt, und zwar, indem sie entweder dem in seiner ursprünglichen Eigenschaft ganz ungenießbaren Urproduktigen Genießbarkeit gibt, oder ihn für eine andere Gattung von Genus brauchbar macht. Die industrielle Produktivkraft also macht eine große Masse außerordentlich ungenießbarer Stoffe genießbar, und vermehrt und vermehrfaltigt durch jene meist veredelnde Veränderung der Gestalt die Summe des Genusmittel, und sie behauptet daher als eine wahre Produktion mit der Urproduktion gleichen Rang. Die Veredlung des Produktivstoff, obgleich gewöhnlich damit verbunden, ist also kein wesentlicher Bestandteil des Begriffs von industrieller Produktion; sondern wesentlich ist nur die Veränderung des Produktivstoff, und die aus dieser Veränderung eines neuen Genusmittel. Zur Kraft gehören demnach alle wissenschaftlichen Werke, Manufakturen, Fabriken und der letztere seine Geschlechteränderung bewirkt, sei die Fertigkeit zur Verbreitung der aus der industriellen Produktivkraft entstandenen Genusmittel bedarf, welche ohne jene Kraftäußerung zur Verbreitung nicht zum Genusse gekommen seyn, und mithin in der industriellen Produktivkraft einen Endzustand veranlassen haben würden. Die industrielle Produktivkraft befriedigt demnach zur Verschönerung des Menschenlebens nicht allein die ersten Lebensbedürfnisse

Produkte  
der Erden-  
Produktio-  
nen, selbst  
die Hande-  
l, schon  
r Kraft

Produkt-

nisse, sondern auch die Glanzes, der Verzierung. Wenn nun ein Stoff aller Art durch und in Genußmittel denkbar ist, so nennt man ihn einen Luxusartikel.

Lebens und des Trens, der ausgedachten Weichlichkeit der Verleger den Produkt seine Rechnung bearbeiten. Die kein Nationalwohlstand gewöhnlich eine Indu-

X.

Ines de Castro. Der Infant Pedro, der Sohn Alfonso's (1344) seiner Gemahlin Agnes) de Castro, von welchem auch Pedro alle seine mehreren wohnen es ungeschlüssig wird. Pedro's Eltern mit, unruhigen seinen Vater die Wahrheit zu gestehen, und noch weniger konnte er des Königs Befehl gehorchen, seiner Geliebten zu entsagen und mit einer Andern sich zu vermählen. Alfonso rief von neuem Rath mit seinen Günstlingen, und es ward beschlossen, die unglückliche Ines zu tödten. Die Königin Beatrix, des Infanten Mutter, welche von dem grausamen Entschlusse Kunde erhielt, warnte ihren Sohn. Pedro aber, den Wink seiner Mutter und selbst die Warnung des Erzbischofs von Braga verschmähend, meinte, man habe nur, um ihn zu schrecken, das drohende Gerücht erfunden. Alfonso trug indes den harten Entschluß mit sich herum, und als Pedro einst sich entfernt hatte, um sich einige Tage mit der Jagd zu erlustigen, eilte der König nach Coimbra, wo Ines mit ihren Kindern im Kloster der heiligen Klara wohnte. Erschrocken vernahm die Unglückliche Alfonso's Ankunft, aber sich fassend trat sie vor ihn, warf sich mit ihren Kindern zu seinen Füßen und bat mit Thränen um Gnade und Erbarmung. Alfonso ward gerührt durch diesen Anblick und hatte nicht den Muth, die grausame That zu vollführen. Als er aber sich entfernt hatte, gelang es seinen bösen Rathgebern leicht, den erhaltenen Eindruck wieder auszulöschen, und er gab ihnen Erlaubniß, den beschlossenen Mord zu vollziehen. Dies geschah in derselben Stunde; Ines erlag unter den Dolchen ihrer Feinde. Ihr Leichnam ward in dem Klara-Kloster (1355) begraben. Pedro war außer sich, als er die schreckliche Botschaft empfing. Er empödete sich wider seinen Vater, und es würden blutige Auftritte erfolgt seyn, wenn es nicht der Königin und dem Erzbischof von Braga gelungen wäre, Vater und Sohn zu versöhnen. Pedro erhielt manche Vorrechte, wogegen er eidlich versprochen haben soll, sich an den Mörder seiner Geliebten nicht zu rächen. Zwei Jahre darauf starb König Alfonso, und noch vor seinem Tode gingen, auf seinen Rath, die drei Männer, auf welchen die schwere Blutschuld lastete, aus dem Reiche, um in Castilien ihre Sicherheit zu suchen. Hier

herrschte damals Pedro der Grausame, vor dessen furchtbarer Strenge einige edle Castilier nach Portugal entflohen waren. Er ließ dem Könige von Portugal den Antrag machen, diese Flüchtlinge gegen die Mörder der unglücklichen Ines auszuwechseln. Pedro ließ die Castilier greifen und ausliefern, und erhielt dagegen Pedro Esello und Alvaro Gonsalves, indem der dritte Mörder, Pacheco, noch Zeit gehabt hatte, nach Arragon zu entfliehen. Der König ließ die Mörder vor seinem Augen vernichten, um ihre Mitschuldigen zu erforschen, dann beiden das Herz aus dem Leibe reißen, die Körper verbrennen und ihre Asche in die Lüfte streuen. Dies geschah im Jahre 1360. Zwei Jahre später berief er die Erben seines Reichs nach Cataneda, und erklärte durch einen feierlichen Eid auf das Evangelium, er habe nach dem Tode seiner Gemahlin Konstantia, kraft päpstlicher Erlaubniß, sich mit Ines de Castro zu Braganza trauen lassen, und zwar in Gegenwart des Erzbischofs von Guarda und eines seiner Hofbeamten, Stephan Kobato. Darauf ging Pedro nach Coimbra. Der Erzbischof und Kobato mußten des Königs Wort bekräftigen, und es ward die päpstliche Urkunde, worauf der König sich bezog, öffentlich verkündet. Der König ließ den Leichnam seiner geliebten Ines aus dem Grabe heben, und mit dem königlichen Gewande und einer Krone geschmückt auf einem Thron setzen, dem alle Großen des Reichs sich nahen mußten, um den Saum des ( nach dem Tode die

Suldigung  
len. Darau  
geführt. De  
begleiteten de  
Coimbra bis  
Feln hielten  
prächtiges G  
Bild, mit  
Geschichte de  
Völker Stof  
am schönsten  
durch den W  
rühmter Lu  
Episoden bil  
der Stren

Infant  
i. W. er i  
(Schändlich)

der für ehrlos erklärt ist. Cum infamia relegirt werden, heißt so viel, als mit Schimpf und Schande, aber mit Verlust der Ehre, von hohen Schulen verwiesen werden. Infamiation, das Ehrlosmachen. Infamiren, unehlich machen, für ehrlos erklären; auch verläumdern, verlästern, verschreien.

Infant (aus dem Lateinischen), wörtlich das Kind, ist der Titel, den in Portugal und Spanien vorzugsweise die Prinzen des königlichen Hauses, mit Ausnahme der Kronprinzen, erhalten. Denn der Kronprinz von Portugal führt den Titel eines Prinzen von Brasilien, und der Spanische wird Prinz von Asturien genannt. Sämmt-

ite empfangen sol-  
igen nach Alcobaja  
Ritter des Reichs  
en lange Weg von  
die brennende Fa-  
baja ward ihr ein-  
auf welchem ihr-  
sehen war. — Die-  
hiern verschiedenes  
zwischen Boden),  
en Dichtkunst selbst  
vigt, in dessen be-  
ine der herrlichsten  
sen unter P e d r o  
R.

Infam, ehrlos;  
en; eine Infamie,  
beiwünigen gesagt.

\*) Wir haben einen guten Abdruck des Originals: Os Lusladas, (Berlin, bei Ditzig) und eine von C. K. Winkler und Rubin verfaßte neue (die Uebersetzung (Leipzig bei Weidmann), so wie eine andere von Heise.

lichen Prinzessinnen wird an gedachten Höfen der Titel Infantin beigelegt. Die Spanagen oder Einkünfte der Infanten heißen Infantagen.

Insel s. Insul.

**Infinitesimalrechnung oder Analysis des Unendlichen** (Fluxionenrechnung der Engländer) begreift denjenigen Theil der reinen Mathematik, welcher die Lehre von den veränderlichen Größen enthält. Es werden die Aenderungen, sogenannte Differenzen dieser Größen, hier aber als unendlich klein, oder als verschwindend, im Vergleich mit andern endlichen Größen, gedacht. Der Theil der Infinitesimalrechnung, welcher diese unendlich kleine Aenderung, d. h. das Differenzial einer endlichen Größe, welche auf eine bestimmte arithmetische Weise von einer andern hinwiederum abhängig, d. h. als Function derselben gegeben ist, finden lehrt, wird Differenzialrechnung genannt. Wenn eine Größe  $u$  wächst, so muß offenbar auch die andere von sie gegebene wachsen. Dieses Wachsthum oder kann in jedem Falle mit Hilfe der Analysis gefunden werden, und dann hat man nur es endlich klein zu setzen (Differenzialen), das Differenzial zu erhalten. Aus der vorher gegebenen veränderlichen Größen selbst, hat man da ihren Differenzialen, d. i. ihre Differenzialen. Dagegen lehrt nun die Integralrechnung das Differenzial wieder umgekehrt die veränderliche Größe zu finden, und aus der gegebenen die Gleichung zwischen den veränderlichen Größen entstanden war, zu finden, d. h. zu integrieren findet überall bei Vergleichung der ihre Anwendung, wo die eine nicht gerade angesehen, sondern nur näherungsweise, die Größe, oder bis zu einer gewissen Grenze hin, (weilwegen die Differenzialrechnung auch wohl als die Lehre von den Grenzverhältnissen erklärt wird) die eine als der andern gleich, oder als in ihr enthalten,

B. in der Geometrie bei Vergleichung des Kreisumfangs mit dem Inhalt des Kreises, überhaupt der krummen Linien mit den ebenen Flächen u. s. w., in der Physik bei der Geschwindigkeit der Bewegung, wenn um eine bestimmte Größe wächst u. a. m. begreift nun außer der Differenzial- und Variationsrechnung. Diese lehrt die (Variation) einer Größe finden (variabel) ohne daß die Differenzialänderung der an sie als abhängig gegeben ist, sondern noch in einem verschiedenen Sinne wirkende, und dann auch aus der gegebenen Variation wieder umgekehrt die veränderliche Größe selbst herleiten. L.

**Influenza**, die, (von influentia der Einfluss) eigentlich jede epidemische Krankheit, die von allgemeinen äußern Einflüssen der Witterung (s. diesen Art.) herrührt, insbesondere hat man oft eine eigentümlich catharrhalisch-rheumatische Krankheit damit benannt, die im Frühling oder im Herbst ganze Länderstriche durchwandert, zuweilen leicht, zuweilen mit gefährlichen Zufällen verbunden ist. Es hat man z. B. mehrmals ein von Osten nach Westen, oder vom Norden nach dem

Säden, aus dem hlllichen Rußland nach Polen, Preußen, Deutsch-  
land, bis Frankreich und Holland wanderndes Catarrhaleieber mit  
Brustzufällen und Nervenzufällen, mit diesem Na-  
Zahr 1800 herrschte eine solche Influenza, die auch 1-  
ben war. Sie erstreckte sich von Rußland aus, auf 1-  
ten Striche, bis Deutschland. Die Krankheit besiel  
thet, und war gleich anfänglich mit mehr oder weniger  
pfen und einem gewöhnlich sehr angreifenden Husten  
Kopfschmerzen, Leibesverstopfung und Fieber begleitet.  
schien blutiger Auswurf, bei andern litt der Magen i  
nigsberg war die Krankheit (1782) so allgemein, daß  
den Collegien darunter litten, und bei der Garnison i  
hinlänglich besetzt werden konnten. Auch diejenigen,  
Catarrhen nicht unterworfen waren, wurden diesma  
dabingegen diejenigen, deren Brust schon etwas schwä-  
heftig erkrankten, theils mehrere Rückfälle erlitten, the  
Lungenentzündungen verfielen. Bei andern erschienen  
thümlichen Disposition auch noch andere Zufälle, i-  
den, Durchfälle, Augenentzündungen, Brustkrämpfe

in in den  
nken der Kräfte eigenthüm-  
n auch das Fieber nicht gar  
anken so kraftlos, daß sie  
ndel befallen wurden, und  
ilten konnten. Genasen die  
Erholung.

H.  
rn der breite, weißwollene  
n, Supplicanten und auch  
n sollte die Verhüllung des  
einem Zeichen der Würde  
alter diese Kopfbedeckung,  
rthundert von den Bischö-  
n, welche noch jetzt die Bi-  
ten auf ihrem Haupt, sonst  
blickt, Inful nennen. Sie  
senden Blättern, eins vorn,  
ste hohl ist. Diese Blätter  
seidenzeuge überzogen, und  
ziert. Infuliten, zum  
icken, ist ein Vorrecht des  
lebte ausgezeichnete Kloster-

E.  
usions. Wärmer, heiß-  
open Auge unsichtbar sind,  
können. Eigentlich müßte  
tet, nur solchen Wärmern  
n, wenn man Wasser oder  
vegetabilische Abropf gießt  
as-Wärmchen machen die  
er Wärmer aus, und bei  
neuern Zeiten hat sich die  
leich ihre eigentliche Entke-  
u unenthüllt ist. Alle fe-  
vegetabilische Säfte, die

Samenflüssigkeit der Menschen und Thiere, der Schleim der Gedrüse u. s. w. sind von diesen Thierchen belebt. Viele scheinen nur durchsichtige belebte Bläschen zu seyn; an andern erblickt dagegen das bewaffnete  
 sich diese  
 scheinen  
 etwas  
 sie leben,  
 foglich,  
 bere dageg  
 wieder an  
 daß man  
 nichts scha  
 pflanzen si  
 hat etwa  
 Gattungen  
 lopen,  
 Bläschen

der Menschen und Thiere, der Schleim der Gedrüse u. s. w. sind von diesen Thierchen belebt. Viele scheinen nur durchsichtige belebte Bläschen zu seyn; an andern erblickt dagegen das bewaffnete  
 sich diese  
 scheinen  
 etwas  
 sie leben,  
 foglich,  
 bere dageg  
 wieder an  
 daß man  
 nichts scha  
 pflanzen si  
 hat etwa  
 Gattungen  
 lopen,  
 Bläschen

Jugendhaus (Johann), Medicus, Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London, und kaiserlicher Leibarzt, ward 1730 zu Brede in Holland geboren, und begab sich 1767 nach England, wo er einen großen Theil seines Lebens zubrachte, und mehrere Werke in englischer Sprache herausgab. Nachdem er hier die Proben-Inspektion des Cauton hatte lernen, ging er 1763 nach Wien, wo er mehrere kaiserliche Prinzen und Prinzessinnen inspre, und dafür eine jährliche Pension von sechshundert Gulden und den Titel eines kaiserlichen Leibarztes erhielt. Er kehrte darauf nach England zurück, und starb daselbst nahe bei London am 7. Oct. 1799. Man hat diesem Arzte mehrere sehr nützliche chemische, physikalische, philosophische und medicinische Entdeckungen zu verdanken, welche in den Schriften desselben aufbewahrt sind. Folgendes ist das Verzeichniß desselben: I. nova, tota, laetibus methodus curandi calculum, scorbutum, po-sagrum etc., ein Band in gr. Octavo, London, 1771. Dieses Werk ist ins Deutsche übersetzt worden. II. Expériences sur les Végétaux qui sont connus leur grande influence pour la purification de l'air atmosphérique, ein Octavo-Band, ward zuerst 1779 in englischer Sprache geschrieben, und dann (Paris, 1780) vom Verfasser selbst ins Französische, nachher auch ins Deutsche und Holländische übersetzt. III. Eine große Anzahl Deul'schriften in den philosophischen Verhandlungen und in dem Journale der Physik.

Ingenieurkunst, ein wichtiger Theil der Kriegskunst, welcher lehrt, wie man sich durch zweckmäßige und durch Kunst erhöhte Ver-sezung des Terrains, bei übrigen gleichen, oder selbst geringern Strei-kräften, das Uebergewicht über den Feind verschaffen könne, um das be-zeigte Terrain zu vertheidigen und zu behaupten. Dieses Ueberge-wicht wird erhalten durch Verschattung, d. i. durch Deckung der Men-schen und des Geschüzes gegen das feindliche Feuer mittelst an-geworfener Erdmassen, der sogenannten Brustwehren, oder auch ver-muthet bombenfester Gemäue, der Casematten und casemate-irter Batterien, durch ein den Feind dominirendes und mehrsch ras-ferndes Feuer, indem man die hochgelegenen Punkte des Terrains be-krat, durch ein mehrfaches, sich kreuzendes Feuer, besonders an den vor-springenden, dem Angriffe des Feindes am meisten ausge-setzten Punk-ten, welches dadurch möglich wird, daß man nicht in einer geraden,

sondern so einer gebrochenen, ein und auswärts gehende Winkel bildenden, Linie Truppen und Geschütz aufstellt, in welchem Falle dann jede Linie der Verschanzung wieder durch eine andere flankirende Linie, die so viel als möglich einen rechten Winkel mit jener bilden muß, vertheidigt wird. ferner durch natürliche oder künstliche Hindernismittel, um den Feind bei seinem Angriffe länger unter unsern Feuer aufzuhalten, wie durch Gräben, Pallisaden, Sturmpfähle, spanische Reiter, Hecken, Werhaue, Wolfsgruben, Eggen, Fußangeln u. s. w. durch Minen, und endlich durch mehrere geräumige und zweckmäßig gelegene Ausgänge, um den durch obige Mittel abgeschlagenen Feind schnell verfolgen zu können. Auf einer weisen Vereinigung aller dieser Vertheidigungsmittel, auf der Verbindung eines starken Profils (d. i. gehörige Höhe und Dicke der Brustwehr, und Tiefe und Breite des vor ihr liegenden Grabens, welcher die Erde zu jener hergibt) mit einem guten Grundriß (dem äußern Umriß der Verschanzung), beruhet dann die Befestigungskunst, welche nach ihrem

elches ein  
Zeit be-  
ngen Lan-  
die Feld  
zu passa-  
in royale)  
stern bloß  
aben muß;  
rissen des  
stärkeres  
von denen  
noch nicht  
sie muß  
Geschützes  
leche Lehre  
ich zu den  
Kenge von  
inriß des  
wissen  
eo d'ä sie  
L,

Inhalt ist der Inbegriff des Materiellen eines wirklichen oder gedachten Gegenstandes, z. B. der Inhalt eines Maasses, eines Buchs, eines Briefs, eines Gedanken etc. In der Mathematik ist Inhalt der Verhältnißbegriff, wenn eine Größe durch andere ausgedrückt wird. So bestimmt man den Inhalt einer Zahl nach einer andern als Einheit, eine Länge nach Ruthen, Fuß, Zoll etc. den Inhalt einer Fläche nach Quadraten, den eines Körpers nach Würfeln, den der Zeit nach Jahren, Monaten, Tagen, Stunden etc.

Innung, s. Gilde, Theil III.

Innviertel, ein Theil von Oesterreich, besteht aus demjenigen Stücke von Bayern, das 1779 an das Haus Oesterreich gekommen, von diesem im Wiener Frieden 1809 an den Rheinischen Bund abgetreten, 1810 mit dem Königreiche Baiern vereinigt, in dem Münchner Tractate vom 14. April 1818 aber wieder an Oestreich zurückgegeben worden ist. Es enthält die Kemter Braunau, Scharding, Kied, Mattighofen, Wildshut und Friburg, ist 42 geographische Quadratmeilen groß, und faßte (1792) 125,549 Einwohner in sich. Es hat



sehr ergiebigen Feldbau und beträchtliche Waldungen, und gehört als eigener Kreis zum Lande ob der Ens. Der Sitz des Kreisamts ist zu Kied. Die beiden Städte in demselben heißen Braunau und Schärdingen.

Jno, eine Tochter des Cadmus und der Harmonia, und zweite Gemahlin des Athamas, zog sich den Zorn der Juno dadurch zu, daß sie den jungen Bacchus, den Sohn der Semele, säugte. Danacher Jno ihre Stiefkinder, Phryxus und Helle, ermorden lassen wollte, diese aber, durch eine Erscheinung ihrer rechten Mutter im Traume gewarnt, sich durch die Flucht retteten: so fand Juno um so mehr Ursache, ihren Haß gegen Jno zu befriedigen. Sie machte daher den Athamas, den Gemahl derselben, rasend, und dieser zerschmetterte seinen ältesten, mit der Jno erzeugten Sohn, an einem Felsen. Jno floh mit ihrem jüngsten Sohne Melicertes, ward vom Athamas bis an eine Felsenspitze verfolgt, und stürzte sich mit dem Knaben ins Meer. Dieser ward von einem Delphin ans Ufer getragen, wo ihn der König Sisyphus begraben ließ, und dann ihm zu Ehren die berühmten istsmischen Spiele (s. d. U.) anstellte, besonders da auch, auf Bitten der Venus, Jno und Melicertes unter die Meergötter versetzt wurden, wo man alsdann die Jno unter dem Namen Leucothea verehrte. Nach einer andern Erzählung soll der Körper des Melicertes anfangs unbegraben gelegen, und eine fürchterliche Pest verursacht haben, worauf alsdann vom Orakel befohlen worden, den Körper mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten zu beerdigen; und ihm zu Ehren Spiele anzustellen.

Jnoculation der Blattern, die willkührliche Erregung der Blatterkrankheit durch Einbringung einer kleinen Quantität der Blattermaterie in die Haut eines Menschen oder Thieres. Dies geschieht auf verschiedene Weise. Man entblößt die Haut von dem Oberhäutchen, entweder mittelst eines kleinen Zugpflasterchen, oder durch Abschaben mit dem Messer, oder man macht einen kleinen oberflächlichen Einschnitt in die Haut mit der Lanzette, oder sticht mit der Impfnadel in schiefer Richtung unter das Oberhäutchen bis auf die untere Haut: Dann wird das Blattergift entweder mit einem damit getränkten Fäden, oder noch besser von einer damit bestrichenen Impfnadel, oder gleich frisch und noch flüssig unmittelbar aus einer geöffneten Blatterpustel in die wunde Stelle aufgetragen. Die Art mit dem Schnitt oder Stich und frischer Blattermaterie zu impfen, ist die beste, und schlägt am seltensten fehl. Der Unterschied zwischen der Ansteckung und der Impfung der Blattern liegt darin, daß bei der letztern die Krankheit milder und gutartiger wird, als bei der Ansteckung. Der Grund davon ist nach Hufeland der, daß bei der Impfung die örtliche Blatterkrankheit der allgemeinen vorangeht, also das Gift in der Impfwunde vorher verarbeitet, gemildert, und den Säften erst alsdann mitgetheilt wird; dann liegt auch ein Grund davon in dem Umstand, daß durch den vorhergehenden Reiz der Entzündung und Eitellung in der Impfwunde, eine Ableitung von den innern Theilen nach der Haut, und überhaupt eine Tendenz der Säfte nach der Oberfläche des Körpers erregt und befördert wird. Ueber die Einführung der Jnoculation der Blattern in Europa, siehe den Art. Blattern, sowie über die Impfung der Kuhpocken die Art. Jenner und Kuhpocken. H.

Inquisition. Die nächste Veranlassung zur Gründung der Glaubensgerichte gab die Sekte der Albigenser, deren Verfolgung im

12ten und 13ten Jahrhunderte das südliche Frankreich zu einem Schauplatze blutiger Unruhen machte. Papst Innocenz der III., welcher im Jahre 1199 den römischen Stuhl bestieg, faßte den schlaue erfundenen, von seinen nächsten Nachfolgern vollends ausgeführten Entwurf, durch diese Anstalten die abtrünnigen Glieder der Kirche auszurotten, und sich darin zugleich ein kräftiges Mittel zu verschaffen, die Macht der Päpste zum Nachtheile der bischöflichen Gewalt auszudehnen. Diese Gerichte, durch den Namen der heiligen Inquisition, oder des heiligen Amtes (*sanotum officium*) ausgezeichnet, sollten unmittelbar unter dem römischen Stuhle stehen, und die Ketzer und Anhänger irriger Glaubenslehren auffuchen, über deren Güter, Ehre und Leben ihr furchtbarer Ausspruch unwiderruflich entschied. Das Verfahren derselben war ganz abweichend von der Regel, welche die bürgerlichen Gerichte befolgten. Angeber wurden von der Inquisition nicht nur verschwiegen, sondern auch belohnt. Der Beschuldigte mußte sein eigener Ankläger werden, und der Verdächtige ward heimlich ergriffen und ins Gefängniß geführt. Man fand keine bequemere Werkzeuge zu Glaubensrichtern, als die Bettelmönche, und vorzüglich waren es die beiden, zu Anfange des 13ten Jahrhunderts gestifteten, Orden der Franciscaner und Dominikaner, deren sich die Päpste bedienten, die Ketzer zu vertilgen und das Betragen der Landesbischöfe auszufundschaften. Papst Gregor der IX. vollendete um das Jahr 1233 den Entwurf seiner Vorhaben, und als es gelungen war, den ketzerrichtenden Mönchen, die ganz von dem Papste abhängig waren, einen unbeschränkteren Wirkungskreis zu geben und die Theilnahme der weltlichen Obrigkeiten nur scheinbar zu machen, wurde die Inquisition nach und nach in mehreren Landschaften Italiens, und in einigen Gegenden von Frankreich eingeführt, hier mehr, dort minder beschränkt in der Ausübung ihrer Gewalt. Selbst jenseits der Pyrenäen fanden die Glaubensgerichte um die Mitte des 13ten Jahrhunderts schon Eingang, aber standhaft ward besonders in Castilien und Leon dem Eindringen der neuen Richter gewehrt, und hier behaupteten die Bischöfe ihr Recht, in Religionsangelegenheiten allein zu richten. Während aber in andern Ländern Europa's diese Gerichte sich nie recht fest setzen konnten und theils ganz in Verfall geriethen, wie in Frankreich, theils, wie in Venedig, der strengsten Aufsicht der Staatsgewalt untergeordnet wurden, bildete sich in Spanien am Ende des 15ten Jahrhunderts eine Anstalt, die unter allen andern Glaubensgerichten des Mittelalters, von welchen sie sich jedoch nach Zweck und Einrichtung auffallend unterschied, am merkwürdigsten geworden ist. Das glückliche Herrscherpaar, der schlaue Ferdinand von Aragon und die kluge Isabella von Castilien, hatte um jene Zeit schon manche gelungene Versuche gemacht, die Gewalt des Lehnadels zu brechen und die Unbeschränktheit der königlichen Macht vorzubereiten. Auch die Inquisition sollte ein Mittel werden, ihre Entwürfe auszuführen. Es gab damals drei Glaubenspartelen in Spanien, Christen, Juden und Muhamedaner. Die Mauren behaupteten noch den letzten Ueberrest ihrer Herrschaft, das Königreich Granada, das aber von Ferdinands und Isabella's Rüstungen schon bedroht ward. In den vornehmsten Städten hatten die Juden für sich ihre Synagogen, und bildeten eine ganz abgesonderte Volksklasse. Der Handel war größtentheils in ihren Händen, sie waren die Pächter der Könige und der Großen und erlitten keinen Druck, ein Kopfgeld von 30 Dineros abgerechnet, welches sie seit dem Jahre 1302 der Geistlichkeit bes

zahlen mußten. Der Reichthum, den sie durch ihre Thätigkeit erworben hatten, erweckte ihnen Neid und Haß, welche von unverständigen Priestern genährt wurden. Die Predigten eines fanatischen Mönchs, Fernan Martinez Nunez, der Judenverfolgung als ein gutes Werk pries, waren die Hauptveranlassung, daß sich in den Jahren 1391 und 1392 der Pöbel in mehreren Städten gegen das unglückliche Volk zusammen rottete, plündernd, räubend und mordend. Viele Juden ließen sich taufen, um ihr Leben zu retten. Die Abkömmlinge dieser Unglücklichen, welchen Furcht und Gewalt das Bekenntniß des neuen Glaubens entriß, waren ungefähr hundert Jahre später die ersten Gegenstände des feberspähenden Eifers. Im Jahr 1477, als mehrere unruhige Großen im südlichen Spanien bezwungen waren, ging die Königin Isabella mit dem Cardinal Pedro Gonzalez de Mendoza nach Sevilla, und damals machte dieser Geistliche, als Erzbischof von Sevilla, den ersten Versuch, ein Glaubensgericht einzuführen. Es wurden auf seinen Befehl viele öffentliche und geheime Bestrafungen verhängt, und unter manchen Dingen wollte man auch ausgespäht haben, daß viele Bewohner Sevilla's von jüdischer Abkunft in ihren Häusern heimlich nach den Gesetzen und Gebräuchen ihrer Väter lebten. Der Cardinal bestellte viele Geistliche, um diese Leute heimlich im Glauben zu unterrichten und die Heuchler zu treuen Anhängern der Kirche zu machen. Es gelang den Lehrern, heimlich Manche zurück zu führen, viele aber, die bei ihren Meinungen beharrten, wurden verurtheilt und bestraft. Nach allen diesen heimlichen Vorspielen trat man endlich öffentlich mit dem Entwurfe hervor, die Inquisition über das ganze Reich auszudehnen, und Mendoza war's, der den Königen (so nannte man Ferdinand und Isabella) denselben vorlegte. Sie genehmigten die Errichtung einer Anstalt, welche zwar dem Verfolgungsgeiste des Zeitalters dienen, aber auch als Werkzeug der Staatsgewalt wirksam benutzt werden konnte. Denn mehr eine politische, als eine hierarchische Maschine, war sie gleich anfangs darauf berechnet, den Absichten der Herrscher zu dienen, und hat, später freilich in Wirkungskreis und Absicht verändert, bis in die fernste Folgezeit auf Spaniens Kultur verderblichen Einfluß gehabt. Man wollte durch diese, ganz vom Hofe abhängige, Anstalt die öffentlichen und heimlichen Juden und Muhamedaner (und manche christliche Große selbst gehörten zur Partei der Muhamedaner, der beständigen Verbündeten der Unzufriedenen) unterdrücken, den königlichen Schatz, dem alle Güter der Verurtheilten zufielen, bereichern, und die Macht der Großen und der Geistlichkeit auch dadurch beschränken. — Zwei große Schwierigkeiten mußten überwunden werden, ehe die Inquisition in Castilien fest gegründet war. Die Einwilligung der Stände war nöthig, und der Einwilligung der Päpste mußte man Werth beizulegen scheinen. Auf dem Reichstage zu Toledo im Jahr 1480 war das neue Gericht die wichtigste Angelegenheit, die der Cardinal betrieb. Als die obern Verwaltungsbehörden, der hohe Rath von Castilien, der Staatrath, der Finanzrath und der Rath von Aragon, von den Ständen bestätigt waren, stellte der Cardinal vor, es wäre schicklich und nöthig, auch ein beständiges Gericht zu bestellen, das mit Glaubensangelegenheiten und mit Verwaltung der geistlichen Polizei sich beschäftigte. Alles Widerspruchs ungeachtet, ward beschlossen, ein Glaubensgericht unter dem Namen General-Inquisition (general inquisicion suprema) zu gründen. Gleich nach dem Reichstage ward

das neue Gericht in Sevilla (1481) eröffnet. Thomas de Torquemada, Prior des Dominikanerklosters zu Segovia und Beichtvater des Kardinals Mendoza, seines Beförderers, war schon im Jahr 1478 von Ferdinand und Isabella zum ersten Glaubensrichter ernannt worden. Gleich anfangs, von den Königen kräftig unterstützt, ein furchtbarer Kecherrichter! Er hatte 200 Inquisitionsbediente, und eine Schutzwache von 50 Reitern und dennoch quälte ihn stets die Furcht vor Vergiftung. Das Dominikanerkloster zu Sevilla ward bald zu enge für die zahlreichen Gefangenen und der König mußte dem Gerichte das Schloß in der Vorstadt Triana einräumen. In dem ersten Auto de fe \*) (Glaubenshandlung) wurden sieben abgefallene Christen verbrannt, und größer noch war die Zahl der Büßenden. Ueber 17000 gaben sich, wie spanische Geschichtschreiber erzählen, selber bei der Inquisition an, über 2000 wurden in den ersten Jahren \*\*) zum Scheiterhaufen verurtheilt und noch mehrere flüchteten in die Nachbarländer. Viele Juden flohen nach Portugal, Afrika und in andere Gegenden, und mehrere Häuser in Sevilla und andern Städten standen leer. Als die neue Anstalt durch die Einwilligung der Stände bestätigt war, bemühte man sich nachdrücklicher um des Papstes Genehmigung. Seit der ersten Gründung der spanischen Inquisition widersezte sich der Papst der Verwandlung eines geistlichen Gerichts in ein weltliches, und that mehrere Schritte, welche die Absicht ausdrückten, solche Neuerung nicht zu dulden. Er hatte den Erzbischof von Toledo, Mendoza's eifrigen Gegner, kurz nach der Einsetzung des neuen Inquisitors berechtigt, ein feierliches Gericht zu halten über einen Lehrer in Salamanca, der lehrerischer Meinungen beschuldigt ward, und den General-Inquisitor mehrmal nach Rom gefodert, aber Torquemada folgte dem Rufe nicht, sondern sandte einen Freund, seine Vertheidigung zu führen. Der Streit zwischen dem Papste und dem spanischen Hofe ward bis zum Jahr 1483 heftig geführt, als endlich Sixtus IV. nachgeben und Torquemada als General-Inquisitor von Castilien und Leon bestätigen mußte. Zugleich ward diesem durch die päpstliche Bulle gestattet, Untergerichte in Glaubenssachen nach eigenem Gutdünken zu bestellen, die vorher vom Papste angeordneten Richter abzusetzen und das alte Verfahren in Glaubensuntersuchungen nach der neuen Vorschrift einzurichten. Eine spätere Bulle unterwarf Aragon, Valencia und auch Sicilien, Ferdinands Erbe, dem castilischen Groß-Inquisitor, und so ward die Inquisition das erste Gericht, dessen Sprengel sich über beide spanische Reiche, Castilien und Aragon, ausdehnte, denn auch die aragonischen Stände mußten auf der Versammlung zu Tarragona 1484 schwören, die Inquisition zu schützen. Aber die Einführung des neuen Gerichts erweckte Gährungen und Aufstand in mehreren Gegenden. Empört durch die Härte der Glaubensrichter, und vielleicht auch aufgereizt von den eifersüchtigen Bischöfen, verweigerten mehrere Städte den Inquisitoren den Eintritt und mancher von ihnen mußte mit dem Leben büßen. Der heftigste Aufstand war zu Zaragoza. Das erbitterte Volk erschlug den aragonischen Inquisitor, Pedro de Arbues, den späterhin auf Karls des V. Ansuchen der Papst als einen Märtyrer heilig sprach. Das gerichtliche Verfahren der Glaubensrichter, sagten die Aragoner, wäre unvereinbar mit ihrer verfassungsmäßigen Freiheit und den Vorrechten ihres Landes, wo schon seit dem 13ten und 14ten Jahrhunderte der

\*) So und nicht Auto da fe hießen diese Schauspiele im Spanischen.

\*\*) In den Jahren 1482 bis 1520 wurden über 4000 Menschen verbrannt.

Anlageprozeß und die Tortur verboten waren. Die aragonischen Abgeordneten, die nach Cordova zu dem Könige gesandt wurden, boten ihm eine große Geldsumme an, wenn die Einführung der Inquisition unterbleiben sollte. Ungnädig aber empfing Ferdinand die Botschaft, und gerüstet zu dem Kriege gegen die Mauren ward es ihm leicht, den Aufruhr in Aragon zu dämpfen und unter dem freisinnigen Volke, wie in Castilien, seine Entwürfe durchzusehen. Die Könige waren nun unbeschränkte Richter in Glaubenssachen; die Ehre, das Vermögen und das Leben jedes Untertans waren ihrer Willkühr unterworfen. Sie ernannten den Groß-Inquisitor, und von ihnen, oder doch unter ihrem unmittelbaren Einflusse, wurden die Beisitzer, selbst die weltlichen gewählt, wovon zwei aus dem hohen Rathe von Castilien waren. So ward das Gericht ganz abhängig von dem Hofe, und ein kräftiges Werkzeug, die willkührliche Königsgewalt auf den Trümmern der alten Landesfreiheiten zu gründen, die mächtige Geistlichkeit, die sonst nur des römischen Stuhls Richtergewalt anerkennen wollte, zu unterwerfen, den kühnen Adel und die Vorrechte der Stände zu unterdrücken. Die eingezogenen Güter der Verurtheilten fielen dem Könige zu, und wenn sie auch der Inquisition geschenkt wurden, so stand es doch in der Könige Gewalt, darüber zu verfügen. Ferdinand und Isabella brauchten zwar einen Theil dieser Güter zur Stiftung von Klöstern oder Spitalern, aber dessenungeachtet wurden der Kirche durch die Inquisition viele Reichthümer entzogen, und daß diese Anstalt auch ein Mittel werden mußte, der königlichen Kasse, die durch Kriege erschöpft war, neue Zuflüsse zu verschaffen, beweiset eine Verordnung, die Torquemada im Jahr 1487 ausfertigte; denn schon damals war die Kasse der Inquisition mit so vielen königlichen Anweisungen belastet, daß die Beamten der Anstalt nicht einmal ihre Besoldungen daraus erhalten konnten. Die erste von Torquemada entworfene Verordnung, nach welcher dieses Gericht zum Dienste Gottes und ihrer Hoheiten gehalten werden sollte, ist vom Jahr 1484. Es finden sich darin unter andern folgende Bestimmungen, aus welchen erhellt, wie politisch wirksam diese Anstalt seyn mußte. In jeder Gemeinde sollte der Groß-Inquisitor eine Gnadenzeit von 30 bis 40 Tagen verkünden, binnen welcher die Ketzer oder Abgefallenen sich der Inquisition angeben mußten. Neuige Ketzer und Abgefallene, wenn gleich begnadigt, waren von rechtswegen ehrlos und sollten darum keine öffentliche Aemter verwalten, nicht Pächter, Sachwalter, Aerzte, Apotheker, Spezereihändler werden können, nicht Gold, Silber und Edelsteine tragen, nicht reiten und Waffen führen. lebenslänglich, bei Strafe des Rückfalls in die Ketzerei, und um sie fühlen zu lassen, wie schwer ihr Verbrechen gewesen, mußten sie einen Theil ihres Vermögens als Hülfsgelder zum Kriege gegen die Mauren abgeben. Wer nach der bestimmten Zeit sich nicht angab, hatte seine Güter unwiderruflich verloren. Auch Abwesende und Verstorbene, obgleich seit 30 bis 40 Jahren todt, konnten verurtheilt werden, wenn hinlängliche Zeugen da waren. Die Gebeine verurtheilter Todten wurden aus ihrer Ruhestätte gegraben und ihre Güter für die königliche Kammer eingezogen. Torquemada starb im Jahr 1498, und ward im Dominikanerkloster zu Avila begraben, welches, aus eingezogenen Ketzergütern gestiftet, im eigentlichen Sinne ein Denkmal seiner grausamen Wirksamkeit war. Zwei Jahre vorher hatte er, vom Podagra geplagt, sein Amt niedergelegt. Nach einer andern Erzählung aber trat Torquemada nicht so

t, sagt man, daß Ferdinand  
 rein die Maurenkriege sie ge-  
 nen dargebotenen, Summen  
 einzuschneiden, und beunruh-  
 igt einem Kreuzfise unter dem  
 Kenne eure Gedanken, sprach  
 s Bild des Gekreuzigten, den  
 30 Silberlinge verkauft hat,  
 theurer. Ich lege mein Amt  
 twortung; Ihr aber sollt Res-  
 jeß er das Kreuz zurück, und  
 ging aus der Burg. Anfangs war der Gerichtssprengel der Inquisition  
 nicht genau bestimmt; in der Instruktion vom Jahr 1484 \*) aber wur-  
 den, um festere Ordnung zu gründen, in verschiedenen Landschaften  
 Spaniens Inquisitionsgerichte gestiftet, die dem General-Inquisitor  
 untergeordnet waren, dem sie Rechenschaft ablegen und dessen Befehle  
 sie annehmen mußten. Ein solches Untergericht bestand aus drei In-  
 quisitoren oder Rätben, zwei Schreibern, einem Alguazil und andern  
 Gerichtsdienern. Sie durften keinen Edelmann, keinen Priester ver-  
 haften, noch Autos de fe halten, ohne Vorwissen des Obergerichts,  
 Zuweilen sandte das höchste Inquisitionsgericht Einen seiner Rätbe,  
 um den Autos de fe mehr Feierlichkeit zu geben. Jährlich mußte  
 das Untergericht dem obrn Gerichtshofe Rechenschaft geben von den  
 geendigten Untersuchungen, von der Zahl und dem Zustande der Ge-  
 fangenen, und monatlich von den eingezogenen Gütern und eingean-

it  
 s  
 h  
 m  
 t,  
 it  
 r  
 m  
 ag  
 n  
 is  
 is  
 id  
 e,  
 ns  
 m  
 :n  
 n.  
 et

Die Schreiber hatten, außer der Führung des Protokolls, den Auf-  
 trag, die Angeoer, die Zeugen, so wie die Angeklagten, während der  
 gerichtlichen Verhandlung, zu beobachten, und auf die leisesten Be-  
 wegungen derselben, wodurch sich irgend das Innere verriethe, späs-  
 hend zu merken. Die Offiziale waren Personen, welche das Gericht  
 aussandte, Angeklagte zu verhaften. Ueber die eingezogenen Güter

\*) Von Neuss übersetzt und mit einer Vorrede von Spitzler in Hannover  
 1768 erschienen.

fährte die Aufsicht ein sogenannter *Sequestrador*, der dem Gerichte Bürgschaft leisten mußte. Der Einnehmer empfing das Geld, welches aus den verfallenen Gütern gelöst ward, und zahlte die Besoldungen und Anweisungen aus, die von der Kasse bestritten werden mußten. Man rechnete in Spanien über zwanzigtausend Gehälfen der Inquisition, *Familiars* genannt, welche als Aufseher und Auspäher dienten. Solche Stellen wurden selbst von Mitgliedern der vornehmsten Geschlechter gesucht, weil bedeutende bürgerliche Vorrechte und reichlicher Ablass damit verbunden waren. Sobald ein Angeber aufgetreten war und der Fiscal die Gewalt des Gerichts aufgerufen hatte, ward Befehl ertheilt, den Angeklagten zu verhaften. In einer Verordnung vom Jahr 1732 wird es allen Gläubigen zur Pflicht gemacht, der Inquisition Meldung zu thun, wenn sie wissen, daß irgend jemand, er sey lebend oder verstorben, gegenwärtig oder abwesend, sich gegen die Glaubensgesetze vergangen, daß jemand das Gesetz Moses beobachte, oder beobachtet, oder es gelobt habe, daß irgend jemand der Selte Luthers folge, oder gefolgt sey, daß jemand mit dem Teufel einen ausdrücklichen oder stillschweigenden Bund geschlossen, daß dieser oder jener ketzerische Bücher, oder den Koran, oder Bibeln in spanischer Sprache besitze, daß jemand Ketzer verbrüht, aufgenommen oder begünstigt habe. Erschien der Angeklagte nicht auf die dritte Vorladung, so traf ihn die Strafe des Bannes. Der Verhaftete war von dem Augenblick an, wo er der Gewalt des Gerichts überliefert ward, abgeschnitten von der Welt. Die Gefängnisse, heilige Häuser (*casas santas*) genannt, bestanden aus gewölbten Gängen, jeder in mehrere kleine viereckigte Zellen getheilt, die gewölbt, etwa zehn Fuß hoch und in zwei Reihen über einander angelegt waren. In die obern Zellen fiel durch eine vergitterte Oeffnung ein schwacher Lichtstrahl, die untern waren kleiner und finster. Jeder Kerker hatte zwei Thüren. An der innern, mit Eisen überzogenen, befand sich ein Gitter, durch welches dem Gefangenen die Nahrung gereicht ward, die man ihm bewilligte. Die andere Thür wurde früh morgens geöffnet, um den Kerker zu lüften. Dem Gefangenen ward kein Besuch von Freunden oder Verwandten gegönnt, kein Andachtsbuch bewilligt; er mußte in dem finstern Gewölbe ruhig und schweigend sitzen, und wenn seine Empfindung in einem Tone der Klage, oder des Unmuths, oder in einem frommen Gesange laut ward, ermahnte ihn der immer wachsame Kerkermeister zur Stille. Gewöhnlich ward nur ein Gefangener in jede Zelle gesperrt, wenn nicht etwa die Absicht, Entdeckungen zu machen, eine Ausnahme von dieser Regel veranlaßte. In dem ersten Verhöre ward dem Angeklagten das Bekenntniß seiner Schuld abgefodert: Gestand er das Verbrechen, dessen er beschuldigt war, so hatte er sich selber das Urtheil gesprochen, und seine Güter waren verloren. Läugnete er die Beschuldigung, gegen die Aussagen der Zeugen, so ward er dennoch als Ueberwiesener verdammt. Der Sachwalter, den man ihm gestattete, durfte sich nicht anders, als in Gegenwart der Inquisitoren, mit ihm besprechen. Der Angeklagte ward weder mit seinem Ankläger, noch mit den Zeugen vor Gericht zusammen gehalten, beide wurden ihm nicht genannt, und man unterwarf ihn der Tortur, um ihn zu einem befriedigenden Bekenntnisse, oder zur Entdeckung von Umständen, welche durch die Zeugenaussagen nicht völlig aufgeklärt waren, zu zwingen. Der Angeklagte, welcher durch Bekenntniß und Reue dem Tode entging, mußte seinen Irrthum abschwören, und das Versprechen leisten, sich allen Strafen und Büßungen zu unterwerfen, welche das Gericht ihm auf-

## Inquisition

gen wollte. Gefängniß auf Lebenszeit, Geißelungen, Einziehung der Güter, waren die Strafen, die der Reute erdulden mußte. Er ward mit seinen Kindern und Kindeskindern für ehrlos geachtet. Eine gewöhnliche Strafe für Büßende war's, den Sanbenito, das safranfarbige Bußkleid, mit einem Kreuze auf der Brust und auf dem Rücken bezeichnet, und mit Teufelslarven bemahlt, zu tragen\*). Gegen einen Angeklagten, der so glücklich war zu entfliehen, ehe die Diener des Glaubensgerichts ihn verhaften konnten, ward verfahren wie gegen einen hartnäckigen Ketzer. Auf allen öffentlichen Plätzen wurden Vorladungen gegen ihn angeheftet, und erschien er nicht binnen der bestimmten Frist, so ward er, wenn die Zeugenaussagen die Anklage bewiesen, der weltlichen Obrigkeit übergeben, die ihn im Bildnisse verbrannte. Wenn Verstorbene, die schon über vierzig Jahre im Grabe lagen, verurtheilt wurden, so blieb zwar ihren Kindern der Besitz geerbter Güter, aber dennoch wurden die Unschuldigen ehrlos und unfähig zur Verwaltung öffentlicher Aemter. War dem Angeklagten das Todesurtheil gesprochen, so wurde das feierliche Auto de fe angeordnet. Gewöhnlich ward es an einem Sonntage zwischen dem Dreieinigkeitsfeste und der Adventzeit gehalten. Bei Tagesanbruch rief der dumpfe Ton der großen Glocke der Domkirche die Gläubigen zu dem schrecklichen Schauspiel. Die Vornehmsten selbst drängten sich, ihre Dienste als Begleiter der Verurtheilten anzubieten, und oft sah man Grands als Familiars der Inquisition. Barfuß, mit dem schenßlichen Sanbenito angezogen, und einer spitzen Krone (coroza) auf dem Kopfe, erschienen die Verurtheilten. Die Dominikaner, mit der Fahne der Inquisition, eröffneten den Zug. Voran gingen die Reuigen, welchen nur Buße aufgelegt war, und nach dem Kreuze, das hinter diesen getragen ward, folgten die Unglücklichen, die zum Tode wandelten. Die Bildnisse der Entflohenen, und die Gebeine verurtheilter Todten, in schwarzen mit Flammen und höllischen Sinnbildern bemahlten Särgen liegend, erschienen auch in dem furchtbaren Zuge, den Priester und Mönche schlossen. Durch die Hauptstraßen der Stadt ging es zu der Kirche, wo nach einer feierlichen Predigt das Urtheil verkündet ward. Die Beschuldigten standen, während man das Verdammungsurtheil vorlas, mit einer ausgehöhlten Wachskerze in der Hand vor einem Kreuzifixe. Darauf gab ein Diener des Glaubensgerichts jedem Verurtheilten mit der Hand einen Schlag auf die Brust, zum Zeichen, daß die Inquisition keine Gewalt mehr über ihn hätte. Ein Beamter der weltlichen Obrigkeit übernahm nun die Verurtheilten, ließ ihnen sogleich Fesseln anlegen und bald nachher sie zum Richtplatze führen. Wer auf die Frage, in welchem Glauben er sterben wollte, den katholischen nannte, ward vorher erdrosselt, die übrigen aber wurden lebendig auf den Scheiterhaufen geführt. Die Autos de fe waren Feierlichkeiten, zu welchen das Volk, wie zu einem Siegesaufzuge, schaulustig hinströmte, und selbst Könige hielten es für eine verdienstliche Handlung, mit ihrem ganzen Hofe diesen Schauspielen beizuwohnen, und die Qualen der Schlachtopfer anzusehen, die den Henkern und zugleich den Verwünschungen des Volks hingegeben waren. „Es war (heißt es in einem Berichte von einem, im Jahr 1620 gehaltenen, Auto de fe) ein großer Trost für die Andächtigen, eine Beschämung für die Lauen und erweckte das Erstaunen aller Anwesenden, als

\*) Ein spanischer Schriftsteller, der den Ursprung der Inquisition schon im Paradiese findet, behauptet, Gott habe dem ersten Menschenpaare nach dem Sündenfalle solche Kleider gegeben!



Sie zeugen waren von einer Ausdauer, die Jahrhunderte lang bewundert zu werden verdient. Von früh acht Uhr an, war des Königs Majestät auf dem Balkon, ohne daß die Hitze Sie drückte, oder das große Volksgebränge Sie belästigte, oder die langwierige Feierlichkeit Sie langweilte. Ihre Andacht und ihr frommer Eifer waren ihrer Ermüdung so sehr überlegen, daß Allerhöchstdieselben nicht einmal auf eine Viertelsstunde sich entfernten, um zu essen, und als die Feierlichkeit zu Ende war, fragten Sie, ob noch etwas zu sehen wäre, oder ob man nun fortgehen könnte.“ So verfuhr die Inquisition in der Zeit ihrer furchtbarsten Wirksamkeit. Die Spanier empfanden die Beschränkungen, welche für persönliche Freiheit aus dieser Anstalt hervor gingen, schon in frühern Zeiten so tief, daß eines der Hauptgesuche der Mißvergnügten unter Karls des ersten Regierung war, der König möchte sorgen, daß die Inquisition ihr Amt mit Gerechtigkeit verwaltete. Aber die wichtigen Folgen, welche das Glaubensgericht im Laufe der folgenden Jahrhunderte auf den Staat und die sittlichen Eigenheiten der Spanier gehabt hat, ließen sich damals noch nicht ahnen. Das edle geistvolle Volk ward durch die finstre Gewalt der Glaubensrichter mehr, als durch irgend eine andre Waffe der Herrscherwillkühr, gebeugt, und die gehemmte Geistes-thätigkeit wirkte seit der Entdeckung von Amerika mit andern verderblichen Ursachen zusammen; den alten Kunstfleiß des Landes zu lähmen, die herrlichsten innern Kräfte des Staats zu ersticken und die Fortschritte zu höherer Menschenbildung auf lange Zeit hinaus aufzuhalten. Die ursprüngliche Verfassung der Inquisition wurde zwar selbst in neuern Zeiten, wo fast in allen übrigen Ländern Europa's Glaubenseifer und Verfolgungsgeist gefesselt waren, nur wenig geändert, aber die Furchtbarkeit des finstern Gerichts nahm doch allmählig ab. Selten sah man im verflohenen Jahrhunderte das schreckliche Schauspiel eines Auto de fe, und sehr oft züchtigte die Inquisition, wenn sie ihre Gewalt offenbarte, nur solche Menschen, die überall ein Gegenstand der strafenden Polizei gewesen seyn würden. Während dieses Zeitraums wurde die Macht des Gerichts sehr beschränkt. Schon im Jahr 1762 ward der Groß-Inquisitor, weil er gegen des Königs ausdrücklichen Willen eine Bulle, welche ein französisches Buch verdammt, bekannt gemacht hatte, in ein Kloster, 13 Meilen von Madrid, verwiesen, und eine Verordnung der Regierung gebot, daß die Inquisition ohne des Königs Einwilligung keine Befehle verkündigen sollte, daß der Groß-Inquisitor, wenn er Bullen erhielt, durch welche Bücher verboten wurden, sich nach den Landesgesetzen richten, und das Verbot nur Kraft der Gewalt, die ihm sein Amt gab, nicht aber mit Auführung der Bulle bekannt machen sollte, und daß die Glaubensrichter vor dem Verbote eines Buches den Verfasser vorladen sollten, um seine Vertheidigung zu hören. Unter der Verwaltung des einsichtsvollen Aranda ward im Jahr 1770 die Richter Gewalt der Inquisition bloß auf hartnäckige Ketzerei und Abfall vom Glauben beschränkt, und dem Gerichte verboten, einen Unterthan des Königs zu verhaften, ehe nicht jede Beschuldigung völlig erwiesen wäre. Eine spätere Verfügung schützte einen Theil der Staatsbürger gegen die Ketzereien des heiligen Amtes, als im Jahr 1784 bestimmt ward, daß die Inquisition, wenn sie einem Grande, einem Minister, einem Offizier, kurz einem angesehenen Beamten, den Prozeß gemacht hatte, dem Könige die Akten zur Durchsicht vorlegen sollte. Ueberblickt man die merkwürdigsten Aeußerungen der Thätigkeit des Inquisitionsgerichts im

18ten Jahrhundert\*), so findet man, daß diese Anstalt ungeachtet der beschränkenden Aufsicht, welche eine verständigere Politik oft ausübte, immer noch ein Werkzeug blieb, das unter begünstigenden Umständen empörende Wirkungen hervorbringen konnte. Wenn das Gericht im Jahr 1714 einige Mönche wegen verbrecherischen Wandels, dem Tode überlieferte, wenn 1784 und 1804 einige Personen, die Liebestränke bereitet, oder gewahr sagt hatten, zur Einsperrung und Büßung verurtheilt wurden, oder Manchem wegen unbedachtsamer Aeußerungen Widerruf und Kirchenstrafe aufgelegt ward, so konnte niemand Grund zu Besorgniß haben; aber lebhafter mußte diese erwachen und der Abscheu gegen die verderbliche Anstalt lauter sich regen, wenn im Jahr 1763 in einem Auto de fe zu Lerena einige hartnäckige Ketzer den Flammen übergeben wurden, oder wenn selbst noch im Jahr 1777, als kaum, nach den oben erwähnten Beschränkungen des Glaubensgerichts die Sache der Geistesfreiheit einen Sieg gewonnen zu haben schien, die Inquisition gegen einen Mann, dem man doch nichts, als Schwäche und Unvorsichtigkeit, vorwerfen konnte, gegen den berühmten *Clavides\*\*)* mit allen ihren Schrecknissen sich bewaffnete, oder wenn noch im Jahr 1780 ein armes Weib in Sevilla, als der *Zauberer* überwiesen, von dem Glaubensgerichte verurtheilt und lebendig verbrannt ward. Es blieb doch, bei aller Beschränkung seiner Gewalt, bei aller Milde des Gerichts, zu dessen Oberbeamten unter den letzten Regierungen gewöhnlich nur einsichtsvolle Männer von edler und gemäßigter Gesinnung gewählt wurden, es blieb doch der verderbliche Geist der Anstalt, und das empörende gerichtliche Verfahren, und so war die Inquisition bis zu dem Augenblicke, wo sie durch die Verordnung des französischen Kaisers vom 4ten Dezember 1808 aufgehoben ward, ein mächtiges Hinderniß der höhern Geistesbildung und des freien Gedankenverkehrs. Bis in die neuesten Zeiten machte die Inquisition jährlich ein Verzeichniß verbotener Bücher bekannt, worin neben Ausgeburten des unsinnigen Aberglaubens, oder schmutziger Schamlosigkeit, gegen welche sie ihr Amt mit allem Rechte ausübte, auch treffliche und unschuldige Schriften mit dem Verbannungsfluche belegt wurden. Alle Schritte, welche einsichtsvolle Männer unter den beiden letzten Regierungen wagten, um das veraltete Werkzeug einer finstern Politik zu zerstören, waren ohne Zusammenhang und daher ohne eingreifende Wirkung, und jene Männer erlagen zum Theil unter den Händen, wodurch ein allmächtiger Günstling, die Geistlichkeit und die Inquisition ihren gemeinsamen Vortheil zu sichern wußten. Selbst der, im Jahr 1806 entschiedene, Prozeß gegen zwei wackere, sehr gebildete Männer, die Dombherrn *Antonio* und *Gerónimo Cuésta\*\*\*)*, welchen die schändliche Nachsucht ihres unwürdigen, von dem Fürsten de la Paz beschützten, Bischofs Verderben geschworen hatte, dieses letzte Lebens

\*) *S. Bourgoing's Reise*, Band I.

\*\*\*) Geboren in Peru, hatte dieser talentvolle Mann ein wichtiges Staatsamt mit Ruhm verwaltet, als ihm die Aufsicht über die neuen Ansiedelungen in der *Sierra Morena* aufgetragen ward. Auch hier zeigte er eine rühmliche Thätigkeit für das Gedeihen dieser Unternehmung, aber er weckte Mißveranligte, und der deutsche Kapuziner *Romuald*, der das Missionsgeschäft in der Kolonie leitete, gab ihn der Inquisition an. Nach zwei Jahren strenger Haft, ward er für einen förmlichen Ketzer erklärt, seiner Güter beraubt und zu achtjähriger Sinkerkerung verurtheilt. Es gelang ihm, nach Frankreich zu entfliehen, wo er bis 1798 lebte. Die Rückkehr in sein Vaterland ward ihm damals erlaubt, die er sich vielleicht durch die 1796 herausgegebene *Vertreibung* der *Inquisition* verdient hatte. Seltsame Dankbarkeit des menschlichen Gemüths!

\*\*\*) Von einem wohlunterrichteten Manne, der damals in Spanien war, anziehend erzählt im 7ten Stücke des Jahrgangs 1809 der Zeitschrift *Pallas*.

zeichen des fürchtbaren Gerichts verrieth deutlich genug, daß Ränkesucht, wenn sie mit der geheimen Thätigkeit der Inquisition sich verbündete, auch in den neuesten Zeiten noch eine verderbliche Wirkungsart in Spanien haben konnte, und die Entscheidung des Königs, welcher die Angeklagten für unschuldig und das Verfahren der Inquisition für geseßwidrig erklärte, war ziemlich schonend gegen die ungerechten Glaubensrichter, und bestätigte sogar noch die herrschende Meinung, welche diejenigen, die in die Gewalt der Inquisition gefallen waren, mit dem Verluste bürgerlicher Achtung bestrafte. Der jetzige König von Spanien hat sogleich nach der Wiederbesteigung seines Thrones, durch ein Decret vom 21. Jul. 1814 das höchste Inquisitionsgericht und die übrigen Tribunale des heil. Officiums wieder hergestellt, mit der Bestimmung, ihr Amt nach den im Jahr 1808 bestandenen Verordnungen auszuüben. Der Bischoff von Almeira, M. I. Compielo, wurde zum Groß-Inquisitor ernannt. — In Portugal ward die Inquisition im Jahr 1557 nach langem Widerspruche eingeführt. Das oberste Glaubensgericht hatte seinen Sitz zu Lissabon, und die Untergерichte in andern Städten des Reichs waren demselben unterworfen. Der Groß-Inquisitor ward vom Könige ernannt und vom Papste bestätigt. Joann von Braganza wollte nach der Befreiung des Landes von der spanischen Herrschaft, auch die Inquisition unterdrücken. Aber es gelang ihm nichts weiter, als dem Glaubensgerichte die Befugniß zu nehmen, die Säter der Verurtheilten an sich zu reißen. Nach seinem Tode ward er dafür von der Inquisition in den Bann gethan, und seine Gemahlin mußte das unwürdige Schauspiel gestatten, daß man dem Leichname die Lossprechung gab. So wie die Spanier die Inquisition mit nach Amerika nahmen, so brachten die Portugiesen sie nach Indien, wo ihr Sitz in Goa hatte, wie unverträglich diese Anstalt auch mit den Einrichtungen einer Handelsniederlassung seyn mochte. Im 18ten Jahrhundert ward die Gewalt der Inquisition in Portugal durch die Verordnung beschränkt, daß der Ankläger des Gerichtshofs dem Beschuldigten die Anklagepunkte und die Namen der Zeugen zuvor mittheilen, daß der Angeklagte die Freiheit haben sollte, einen Sachwalter zu wählen, und sich mit demselben zu besprechen, und daß kein Urtheilsspruch der Inquisition ohne Bestätigung des königlichen Raths vollzogen werden sollte.

R.

Insecten machen die fünfte Klasse des Thierreichs aus, und haben ihren Namen daher, weil ihr Körper, mit einigen Ausnahmen, gleichsam eingelerbt oder eingeschnitten und in drei Haupttheile, den Kopf, das Bruststück und den Hinterleib abgetheilt ist. Bei vielen Insecten, zumal bei den Wespen, gehen diese Einschnitte so tief, daß besonders der Hinterleib gleichsam nur durch einen Faden mit dem Bruststücke verbunden ist. Bei andern, vorzüglich bei ungeflügelten Insecten, sieht man diese Einschnitte nicht so deutlich; bei wenigen, z. B. bei dem Floh, gar nicht. Unterscheidungsmerkmale, die allen Insecten ohne Ausnahme zukommen, sind: der weiße, kalte Saft, der in ihrem Körper, wie es scheint, die Stelle des Bluts vertritt; die Fühlhörner am Kopfe, und die eingelenkten hornartigen Bewegungswerkzeuge oder Beine, von denen kein Insect weniger als sechs hat. Die Fühlhörner, welche bei mehreren sogar den Geschlechtsunterschied zeigen, scheinen blos den Sinn des Gefühls zu besitzen, obgleich sie von einigen Naturforschern für den Sitz des Geschmacks und Geruchs, von andern gar eines uns noch völlig unbekanntes Sinnes

gehalten worden sind. Die Augen der Insecten sind im Allg. in ihrer Form doppelter Art. Die eine stellt Haidfugein vor, die im Verh. zu dem Körper oft ungeheuer groß, bei manchen einfach, bei den meisten aber oft aus einigen laubend Lagen zusammengesezt sind, dergleichen man in dem Auge einer Stubenfliege findet, in dem Auge eines Schmetterlings aber an 1000 getheilt haben will. Die andere Art von Augen, welche man Nebenaugen oder Ocellen nennt, sind einfach, klein und in Rücksicht ihres Standortes und ihrer Lage verschieden. Die ersten heißen mehr für die Ferne, die letztern mehr für die Nähe gemacht zu seyn. Bei den meisten Insecten stehen die Augen unbeweglich fest, bei einigen hingegen sind die Augen beweglich und auf Stielen er ist desto beweglicher. Der Mund ist bei ihnen in allen andern Thieren gebildet. Bei einigen Kriechern, die sich seitwärts bewegen; andern in hoehertigen Mädel; mehrere, wie z. B. die Art von sehr langer Zunge, die sie wie eine Spirale jedes zusammenrollen und ausstrecken können. Bei den Fliegen und einigen andern besteht der Mund aus einem fleischigten Schweißtrichter, welcher am Ende zwei Klappen hat, und sich ausdehnen und zusammenziehen läßt. Weben- und Webungs-Werkzeuge hat man bisher noch an keinem Insecte entdecken können, und manche Naturforscher haben daher diesen Thieren schon beide Sinne gänzlich ab sprechen wollen. Wie will man jedoch das Weben nennen, vermöge welches der Madler (Kotlen grubler), die Schweißfliegen und andere Insecten fast ausdauernde Körper in beträchtlicher Entfernung wittern können? Wenn es übrigens richtig ist, daß der Haut, den einige Insecten, z. B. das Heuschrecken, zur Zeit der Paarung hören lassen, dazu dient, den Motten anzulocken; so werden wir berechtigt, auch den Sinn des Webens bei diesen Thieren anzunehmen. Ein großer Theil derselben ist mit einer mehr oder weniger dicken, beschützigen Haut umgeben, zu welchem bei andern noch eine besondere Art von Panzer, wie die Flügeldecken bei den Käfern, hinzukommt. Diese Art der Bedeckung war schon bei dem Vögel an Knochen und andern festen Theilen im Innern des Körpers, durchaus nöthig. Das Artz der Insecten besteht in einem längs dem Körper liegenden Kanale, der mit Nerven und Klappen versehen ist, aus welchem aber keine Nerven entspringen, weshalb die Ernährung dieser Thiere auf eine ganz eigene Art geschehen muß. Augen findet man in keinem Insecte, statt deren aber zahllose Fühlhörner, die auf eine bewundernswürdige Weise gebaut sind. Ein zweites Glied nimmt man an den Heuschrecken und einigen andern Insecten wahr. Muskeln findet man in der Weibensgattung ihrer Gattung. Lirrus hat sich die im Verhältnisse mit ihrem kleinen Körper so beträchtliche Quantität von Kraft erhalten, die man bei manchen Insecten wahrnimmt. Weib und Männchen haben sich im Meere und in der Erde weniger Insecten, als auf der Oberfläche vermehren. Die meisten Insecten sind im Fortwachsen große Krebser. Eine Raupe verzehrt z. B. den Tag über wohl sechs bis acht Mal so viel, als sie wiegt; der Kopf der sich bildende Schmetterling genügt dagegen sehr wenig; so, die Larve, deren Leben so wichtig ist, können wir nicht zu verstehen. Man weiß nicht, daß die Entdeckung auch aus einem einzigen Insecte durch künstlich oder Naturgeschichte. Merkwürdig ist es, daß bei vielen Insecten, zumal männlichen Geschlechts, der Tod unmittelbar auf dem Weibchen der Fortpflanzung folgt, und daß durch Verjüngung desselben

den ihr Leben verlängert wird. Es giebt auch Geschlechtslose unter ihnen. Nur wenige, z. B. die Schweißfliege, bringen lebendige Junge hervor; die größere Zahl legt jedoch Eier. Bei einigen, wie bei der Blattlaus, wirkt die Befruchtung als ins neunte Glied; bei andern wachsen die Eier noch, nachdem sie schon gelegt sind, und einige wenige gebären Junge, die nachher nicht mehr wachsen. Nur die ungeflügelten Insecten, und auch diese nicht einmal alle, erhalten gleich nach ihrer Entwicklung aus dem Eie ihre vollkommene Gestalt, und wachsen noch als vollkommene Insecten; alle übrigen aber sind einer zweimaligen Verwandlung unterworfen, ehe sie vollkommene Insecten werden. Wenn sie aus dem Eie gekommen sind, werden sie Larven genannt: als solche haben sie keinen Geschlechtsunterschied, und pflanzen sich auch nicht fort. Aus der Larve wird das Insect zur Nuppe oder Nymphe, von denen einige fressen und sich bewegen, andere aber wie im Schlafe liegen und ganz ohne Nahrung leben. Daraus entsteht nun endlich das vollkommene Insect. Einige leben dann wenige Stunden, andere, wie Spinnen und Krebse, einige Jahre; die wenigsten aber kaum ein Jahr. Das Geschäft der Hervorbringung scheint ihr Hauptgeschäft zu seyn. Das Studium der Insectenkunde heißt Entomologie. Linné hat diese ganze Klasse in 7 Ordnungen eingetheilt; I. Insecten mit zwei häutigen, zusammengefalteten Flügeln, über welche zwei hornartige Decken liegen. Käfer. Coleoptera. II. Mit vier kreuzweis zusammengelegten, gerade ausgestreckten, meist zur Hälfte harten oder pergamentartigen Flügeln. Halbflügel. Hemiptera. III. Mit vier bestäubten, oder eigentlich geschuppten Flügeln. Schmetterlinge. Lepidoptera. IV. Mit vier durchsichtigen netzformigen Flügeln. Neuroptera. V. Mit vier durchsichtigen geäderten Flügeln. Hymenoptera. VI. Mit zwei unbedeckten Flügeln. Diptora. VII. Ungeflügelte. Aptera.

Insel (Eiland) bedeutet ein allenthalben von Wasser umgebenes Land; Halbinsel, ein Land, welches nur theilweise von Wasser umflossen ist. Inseln im Winde (Barlovento) heißen bei den Spaniern alle die kleinen Antillen in Westindien, die von Portorico gegen Süden bis nach Trinidad liegen. Sie führen diesen Namen, weil sie dem hier herrschenden Ostwinde unmittelbar und zunächst ausgesetzt sind. Inseln unter dem Winde (sotto vento) sind diejenigen mittelamerikanischen Inseln, welche über der Nordküste Südamerica's und auf der Südseite des mexicanischen Meerbusens längs der Terra firma liegen. Zu den Inseln unter dem Winde werden insbesondere St. Domingo, Portorico und Cuba gerechnet. Die Engländer und Franzosen zählen schon die Inseln von Martinique weiter nordwestlich bis Portorico zu den Inseln unter dem Winde. Sie haben ihren Namen daher, weil sie dem Ostwinde gar nicht ausgesetzt sind.

Inseln der Seligen (insulae beatorum, näsoi macarohn), oder das Elysium Homers, waren in den Mythen der frühesten griechischen Religion die glücklichen Inseln, welche man sich westwärts im Ocean an der Lichtseite dachte, und woselbst die Günstlinge Jupiters, dem Tode entrückt, in Freude und Borne lebten. Nach dem Hesiodus waren sie besonders der Aufenthaltsort des vierten Geschlechts der Heroen. In den frühesten Mythologien werden überhaupt die Inseln der Seligen, die sogenannten elysäischen Gefilde und die Unterwelt sehr häufig mit einander verwechselt.

Inspiration nennt die christliche Dogmatik denjenigen Einfluß des göttlichen Geistes auf die Seelen der biblischen Schriftsteller und

Apostel Jesu, der sie im Lehren und Schreiben fähig machte, die Religionswahrheiten, welche Gott durch sie den Menschen verkündigen wollte, vollkommen richtig, deutlich und erbaulich vorzutragen. Daß von himmlischen Dingen, deren Erkenntniß über das Gebiet der sinnlichen Erfahrung hinausreicht, von Gott und seinem Verhältnisse zur Welt nur der, den Gott selbst darüber belehrt habe, Kunde geben könne, war der allgemeine Glaube des Alterthums. (S. den Art. Offenbarung). Wie die Poesie der Reflexion, mußte der Begriff der Inspiration dem Begriffe der philosophischen Vernunftkenntniß vorangehen. Von Gott begeistert, seiner unmittelbaren Belehrung gewürdigt waren daher den Heiden und Juden die Verkündiger religiöser Wahrheiten, die heiligen Dichter und Lehrer; sie wußten und sagten, was sonst in keines Menschen Sinn kam, Gott mußte es ihnen also eingegeben haben. Das Sinnbild mit dem die Sprachen des Alterthums diese Eingebung bezeichnen, ist der Anhauch (der Geist) Gottes, Ruach, Pneuma, Spiritus, daher Inspiration. Nur diesem Geiste konnte daher auch die Ausrüstung der ersten Lehrer des Christenthums, dessen Verkündigung an inspirationsgläubige Völker erging, beigemessen werden, und diese Lehrer nannten die Schriftsteller des alten Testaments und sich selbst Inspirirte, heilige Menschen Gottes, die getrieben und unterstützt von dem heiligen Geiste, den Jesus ihnen zum Beistande verheißen hatte, sprachen und schrieben. Die Entstehung der biblischen Schriften auf göttliche Eingebung zurückzuführen, und sie wegen dieses Ursprungs als Gottes Wort zu achten, wurde daher ein Hauptgrundsatz des christlichen Glaubens. Die protestantischen Kirchen haben ihn als die Bürgschaft der Göttlichkeit des Christenthums beibehalten, aber die seit dem 4ten Jahrhundert ausgebildete und in der katholischen Kirche gültige Meinung von einer fortwährenden Inspiration, die den Kirchenversammlungen und Päpsten zu Theil werde, und ihren Entscheidungen das Ansehen göttlicher Aussprüche und den Character der Unirücklichkeit gebe, nicht angenommen. Da der Protestantismus die Bibel als die einzige Erkenntnisquelle der Religion betrachtet, und der Autorität ihrer Aussprüche alles unterwirft, mußte seit der Reformation der Begriff der Inspiration ein Gegenstand genauerer Untersuchungen und Discussionen werden. Der Dogmatismus der älteren protestantischen Theologen hat ihn näher zu bestimmen, und die philosophische Kritik der neueren mannichfaltig zu modificiren gesucht. Jene dachten sich die Verfasser der Bibel im strengsten Sinne als Instrumente des heiligen Geistes, denen er nicht nur den Inhalt, sondern auch die Form ihrer Schriften wörtlich eingegeben habe. Diese fanden, daß die heiligen Schriftsteller ja als Augen- und Ohrenzeugen und auf dem natürlichen Wege der mündlichen Mittheilung und Ueberlieferung erfahren haben konnten, was wir in ihren Büchern lesen, und wurden nur darüber uneinig, ob der Beistand, den ihnen der heil. Geist bei Abfassung derselben leistete, in die Bewahrung vor jedem Irrthume beim Niederschreiben des ihnen schon Bekannten, oder in einer ungewöhnlichen Erhöhung ihrer eignen Geisteskräfte bestanden habe. Aber weil die letztere Meinung endlich darauf hinaus lief, daß schon jede Einwirkung der Gottheit auf die geistige Natur des Menschen, durch die ein Fortschritt in der Erkenntniß möglich würde, Inspiration zu nennen, jeder große sich unerwartet aufdringende Gedanke, jedes Aufflammen des Genies, jede Exaltation des Gefühls für das Gute und Wahre, der Zustand der Begeisterung überhaupt als ein Anhauch Gottes zu betrachten, und sofort was man in diesem Zustande, wo

man den Gott in sich fühlt, spricht und schreibt, Gottes Wort wäre; so schien, um die classischen Profanautoren, die in diesem Sinne allerdings auch Inspirirte heißen können, nicht den heiligen Schriftstellern gleichsehen zu müssen, und die Bibel als ein Werk des heil. Geistes mit göttlicher Autorität von den Werken des menschlichen Geistes gehörig zu unterscheiden, eine nach den gegenwärtigen Fortschritten der Bibelerklärung modificirte Rückkehr zu dem älteren engeren Begriffe der Inspiration nothwendig. Wenn wir daher den Erregeten auch zugestehen müssen, daß die biblischen Bücher, was Einkleidung und Darstellung betrifft, der Individualität ihrer Verfasser angehören, und in Rücksicht des historischen Inhalts, so weit ihn die positive Religionslehre nicht in Anspruch nimmt, wie andere Geschichtsbücher der historischen Kritik unterliegen; so bleiben wir doch mit den gründlichsten Dogmatikern unserer Zeit dabei, die in der Bibel enthaltene Religionswahrheit als ein über jeden Verdacht des Irrthums und jeden Vergleich mit menschlichen Geisteswerken erhabenes, wahrhaft göttliches Wort anzunehmen, ohne über die Art und Weise der Mittheilung desselben an die heil. Schriftsteller mehr bestimmen zu wollen, als diese selbst thun und die Natur der Sache lehrt. Die Autorität der heil. Schrift, die wir bei diesem Glauben für uns haben, fehlt aber sowohl jenen allzunächtornen Kritikern, die eine nicht natürlich erklärbare Einwirkung des göttlichen Geistes auf menschliche Seelen für unmöglich halten, als auch den Schwärmern, die sich fortwährender göttlicher Eingebungen rühmten. Dergleichen eingebilbete Inspirirte gab es zu allen Zeiten unter den Christen, besonders unter den Secten, die sich zum Mysticismus neigten. Sichel, Jac. Böhme und Swedenborg sind unter den Inspirirten der neuern Zeit vor andern bekannt, und nicht nur die Camisarden und die janenistischen Convulsionairs in Frankreich gaben vor, himmlische Eingebungen empfangen zu haben, auch die Quäker, Methodisten und andere exaltirte Secten in England und Nordamerika glauben noch jetzt die begeisterten Reden, die sie im Moment der Ekstase bei ihren Versammlungen hören lassen, der göttlichen Inspiration zu verdanken. Ueberreste von den Camisarden, jenen ursprünglich reformirten Schwärmern im südlichen Frankreich, die um 1700 durch die Gewalt der Waffen unterdrückt wurden, flüchteten nach England, und traten, da sie dort keinen Beifall fanden, 1710 in Deutschland auf, wo sie sich unter dem Namen der Neuen Inspirirten, oder neuen Propheten, bekannt machten, auch in Berlin, Halle und einigen Städten am Rhein Anhang gewannen, und ihren Hauptsitz endlich in Berleburg aufschlugen. Hier gaben sie seit 1739 unter ihrem Oberhaupte dem Hoffattler zu Marienborn Joh. Friedrich Koch ihr Tagebuch heraus, bis der Tod dieses Mannes auch ihre Zerstreuung nach sich zog. Eigen war ihnen besonders die Meinung; daß nun auf die Religionsverfassungen Gottes des Vaters (das Judenthum) und Gottes des Sohnes (das Christenthum) auch eine Religionsverfassung des heil. Geistes folgen und die Gabe der Weissagung darin allgemein verbreitet seyn werde. In wiefern aber von fortwährenden Wirkungen des heil. Geistes in der christlichen Kirche die Rede seyn könne, haben wir in dem Art. heil. Geist näher erklärt. E.

Inspruck (Insprugg), Hauptstadt des Tyrols, am Inn, über welchem sich hier eine schöne Brücke befindet. Die Stadt ist an sich klein, hat aber ansehnliche Vorstädte, schöne Kirchen, 574 Häuser und 10,000 Einwohner. Sie ist die Residenz des Landes-Hauptmanns oder Gouverneurs über Tyrol, so wie des österreichischen Landesguberniums über

Oberösterreich. Kaiser Leopold I. errichtete hier 1672 eine Universität, welche 1782 in ein Lyceum verwandelt, 1792 wieder hergestellt, im Jahre 1810 jedoch abermals aufgehoben und in ein Lyceum verwandelt wurde. Mit derselben war ehemals auch ein General-Seminarium für Tyrol verbunden. Die dortigen Handschuh-, Seidenzeug-, Wänder- und Cattun-Fabriken, so wie die Glasarbeiten, sind nicht unbedeutend. Seit 1810 war sie eine Zeitlang die Residenz des Kronprinzen von Bayern (s. Tyrol).

**Instanz.** Abgesehen von derjenigen Bedeutung des Wortes Instanz, in welcher es so viel anzeigt, als das deutsche Beispiel, nämlich einen in die Wirklichkeit getretenen, oder nur erdachten factischen Umstand, welcher zum Beleg irgend eines allgemeinen Satzes dienen soll, ist der Ausdruck Instanz besonders in juristischer Hinsicht merkwürdig. Es ist nämlich durch die allermeisten Gerichtsverfassungen hergebracht, daß der competente Gerichtsstand eines Untertanen, d. i. das Gericht, vor welchem er entweder in Hinsicht seiner Person, oder in Hinsicht der besondern in Streit befangenen Sache Recht zu leiden verbunden ist, wie man sich auszudrücken pflegt, mehrfach ist, ein unterer oder ein oberer, dergestalt daß die Erkenntnisse und Urtheile des erstern den Verbesserungen und Abänderungen des letztern unterworfen sind, sobald eine von beiden Partheien durch die erste Entscheidung sich in ihren Rechten verletzt achtend, auf die Entscheidung des höhern Richters provocirt. Für die meisten Personen und Sachen giebt es drei, auch wohl vier solcher einander stufenweis vorgesezter Gerichtsstände, z. B. in den königl. sächsischen Ländern die Stadt- oder Dorfgerichte, das Amt, in dessen Bezirk erstere liegen, die Hofgerichte, und zuletzt als vierter und letzter Gerichtsstand, die Landesregierung in Verbindung mit dem Appellationsgericht. Jeder einzelne Gerichtsstand wird in dieser successiven Verbindung Instanz genannt, woher sich denn eine erste, zweite, dritte und vierte Instanz ergibt. Manche Personen und Sachen haben aber weniger Instanzen, indem sie aus einem ihnen besonders ertheilten Vorrechte diejenige Instanz, welcher andere als der zweiten oder vielleicht gar als der dritten unterworfen sind, unmittelbar als die erste anerkennen. Dies ist z. B. mit den königl. sächsischen Schriftsassen der Fall, als welche unmittelbar vor den Hofgerichten belangt werden. Ein jeder hat das Recht zu fordern, daß er zunächst vor seiner ersten und untersten Instanz belangt werde, und wenn deren Entscheidung einer oder der andern Parthei nicht hinlänglich in den Rechten begründet scheint, die Sache dann in ununterbrochener Stufenfolge von der untern Instanz an die zunächst höhere gebracht werde. Jedoch haben manche Personen das Vorzugsrecht, den Bellagten unmittelbar vor seiner höchsten Instanz zu belangen; dieses Vorrecht haben z. B. sogenannte personae miserabiles, besonders bedrängte und hülfbedürftige Personen, um ihnen möglichst den processualischen Aufwand an Kosten und Zeit zu ersparen.

Dm.

**Instinct,** der, ein natürlicher, den Thieren und Menschen angeborener Trieb, welcher sie zum Begehren oder Vermeiden einer Sache und zu gewissen Handlungen antreibt. Der Instinct ist angeboren, denn er wird nicht erst, etwa durch Gewohnheit oder Nachahmung, angenommen, sondern äußert sich sogleich mit dem Daseyn des Thiers und des Menschen. So z. B. läuft die nur eben aus dem Ei gekrochene junge Ente dem Wasser zu, das junge Huhn fürchtet sich vor demselben, beide thun Beides aus einem angeborenen Triebe. Das neugebörne Kind sucht ohne



ohne Anweisung der Mutter Brust, und weiß seine Nahrung aus derselben ohne Belehrung zu ziehen. Der Instinct ist natürlicher Trieb, er hängt nämlich von dem jedem Thiergeschlechte eigenthümlichen Bau, und von seiner besondern körperlichen Beschaffenheit, oder seiner Natur, ab, wodurch ein dunkles Gefühl in ihm entsteht, das ihn antreibt, gewisse Dinge zu begehren, andere zu fliehen, <sup>und dinsten auch zu Land</sup> beim. Die Instincte sind von Verstand und <sup>hängt</sup> weilsie weder von Begriffen noch Ideen ent <sup>etnem</sup> dunkeln Gefühl dessen, was zur Erhaltung d <sup>drum</sup> und Geschlechts notwendig ist. Dieses du <sup>t mehr</sup>

scheinlich von einer Einwirkung der eigenthümlichen Wirkung der organischen Stoffe und der Organisation auf die Nerven des Gehirns, als wenn es gibt Instincte, welche allen thierischen Geschöpfen gemein sind, z. B. der Selbsterhaltung, der Nahrung, des Geschlechtstriebes, andere welche nur besondern Thierarten eigen sind, z. B. den Wasservögeln, der Liebe und die Geschicklichkeit im Wasser zu schwimmen, bei vielen Thieren der besondere Trieb, ihre Wohnungen, jede Art wieder anzusetzen, zu bauen; andere Triebe scheinen zu gewissen Zeiten zu schlafen, zu andern wieder rege zu werden, z. B. bei den Zugvögeln, der Liebe zu ihren Versammlungen und Wanderungen, der Liebe zur Brutzeit Nest

ten die  
getriebe  
u. a. m  
gang u  
von der  
gelehrt  
tege ist  
zu regl  
Krankh  
auch da  
ein In  
als wei

Artlichen Verrichtungen sie dadurch aus den Wohnungen der Biber, der Bienen u. d. Instinct durch die Vernunft theilhaft ist. Natürlich, daß das dunkle Gefühl übertrahlt wird. Welche stehen im und u. Wo der Instinct auch noch kräftig nach Vernunft zu ordnen, zu mäßigen und auch ungewöhnliche Instincte, z. B. in der organischen Bestandtheile, folglich er wird. Hier kann auch beim Menschen künden Instincte hervortreten. Es ist alles Gefühl von dem

Bedürfnisse vor <sup>er</sup> genügt. So zeigt sich z. B. in <sup>er</sup> Verlangen nach Flüssigkeiten, zumal nach süßem Schwache nach Wein, bei Kindern, die viel Säure hat man zuweilen einen besondern Trieb zu erdigen Honig u. dergl. bemerkt; bei Kranken zeigt sich zuweilen Krankheits ein plötzlicher Appetit zu irgend etwas, und g. ein Instinct, welcher ein inneres, der Krankheits ange als verständigt. dessen Befriedigung öfters nicht nur ist.

H.  
man eigentlich mit Recht jede zu einem bestimmten Anstalt, z. B. den Staat, die Kirche, die Volksgesellschaft u. s. w. nennen, seit aber in unserm geselligen Leben die Rede gewesen ist, hat man dabei immer zunächst den Zweck gedacht, und wo er sich auf die Bildung für die Kunst oder eine gewisse Kunst bezieht, ihn mit geistlichen, Handlung, Fortschritt, Sing, Institute; unter diesen ohne Besatz oder ungewöhnlich Erziehungsanstalten für eine gewisse Person verpflegt, erzogen und (Vestitionen) verstanden. Sie sollen die Worte in Unterricht mit den Vortheilen der häuslichen Er

ziehung vereinigen, und je mehr sie dem ungezwungenen, vertraulichen Verhältnisse der Familie gleichkommen, ohne darum in der Stätigkeit und dem Wett-eifer des Lehrens und Lernens nachzulassen, desto mehr erfüllen sie ihre Bestimmung. Das Alterthum scheint solche Anstalten nicht gekannt zu haben, denn was der Staat in Sparta für die öffentliche Erziehung angeordnet hatte, war allgemeine Nationalangelegenheit, und sollte die Familie über dem Staate vergessen machen, und der pythagoräische Bund war nicht auf Kinder berechnet. An den im Mittelalter entstandenen Kloster- und Stiftsschulen aber, die, um künftige Cleriker und Staatsmänner zu bilden, und die bessern Köpfe der Nation von Kindheit an für die Endzwecke der Kirche zu erziehen, für gewisse Schenkungen der Eltern Kinder aufnahmen, war in der Regel weniger die Erziehung als der Unterricht zu loben, und auch dieser den Zeitbegriffen gemäß dürftig und einseitig. Als die erste freiere Erziehungsanstalt verdient die von dem Utrechter Canonicus Geert Broote (Gerhardus magnus) um 1376 zu Deventer gestiftete pädagogische Bräderschaft der Hieronymianer genannt zu werden, in der er Erwachsene und Kinder von beiden Geschlechtern und aus allen Ständen zum Arbeiten, Lehren und Lernen vereinigte. Ihre Verfassung glich den Chorhäusern der Herrnhuter, und nach ihrem Muster bildeten sich damals die weiblichen Erziehungsanstalten der Beguinen. Anderer Art war die nicht klösterliche Erziehungsanstalt, die Wolf von Gemmingen um 1520 zu Gemmingen im Kraichgau für Söhne des Adels stiftete, eine Vorläuferin unserer Ritterakademien. Aber als eine Rückkehr zur mönchischen Erziehungsweise sind die gegen Ende des 16ten Jahrhunderts entstandenen Jesuitercollegien zu betrachten, die durch ihre wissenschaftliche Tendenz und kluge Disciplin zwar bald allgemeinen Beifall fanden, und sich in den katholischen Ländern der Erziehung der Knaben fast allein zu bemächtigen, aber eben diese Gelegenheit, auf die Völker zu wirken, nur zu sehr für ihren hierarchisch-politischen Hauptzweck zu benutzen wußten. Daneben hatten die Klosterpensionen für Knaben und Mädchen ihr Weien immer fortgetrieben, und in protestantischen Ländern mußten sich Eltern, die ihre Söhne außer dem Hause erziehen lassen wollten, an die wenigen Fürsten- und säcularisirten Klosterschulen halten. Da aber sowohl diese als jene von ihrer altfränkischen Form und düstern Mönchs-disciplin noch immer nicht lassen mochten, und zu weit hinter den Forderungen des sich regenden Zeitgeistes zurückblieben, wagten es endlich die Pädagogen des 17ten Jahrhunderts, die unterdrückten Menschenrechte der Jugend geltend zu machen. Die Frankischen Stiftungen (s. b. Art.) zu Halle und die Kinderanstalten der Brüdergemeinschafft, die immer noch zu früh Sündenerkennniß und ascetische Frömmigkeit erzwingen wollten, machen den Uebergang von der alten Schlägesucht zur freien Erziehung der Philanthropen. Basedow und seine Freunde glaubten Locke's und Rousseau's Ideen einer naturgemäßen liberalen Erziehung zum Weltbürgerfinne nicht leichter realisiren und die Regeneration der entarteten Menschheit, nach der tausend Stimmen verlangten, nicht besser bewerkstelligen zu können, als wenn sie auf eigene Hand Erziehungsanstalten errichteten, die unabhängig von Staat und Kirche ein freies Feld zur Ausführung der pädagogischen Theorien und Weltverbesserungspläne des Tages darböten. Das 1774 zu Dessau eröffnete Philanthropin wurde mit einem Enthusiasmus aufgenommen, der seine elektrischen Funken in alle Gegenden verbreitete, und bald mehreren Anstalten dieser Art ihr Daseyn gab. Die Erziehungs-

Institute des edeln v. Collin zu Wetzlar, des Weydeners Wabitz zu Heidesheim, Campe's und Krapp's zu Litten, Selmann's zu Sonperthal, Feder's, Spagler's und Dillner's verfielen zu Dessau fanden ein empfängliches Publicum, und nach der Meinung ihrer Bewunderer konnte man darin nicht weniger, als alles davor und ein voll  
 Erziehung in  
 höchsten Sch  
 gezogen und  
 rungen und  
 kommen wü  
 te Glanz die  
 len Behandl  
 ten, ihrer g  
 auf Gesundl  
 hielt; so kon  
 schaft verur  
 fachten, ihr  
 gel, Ehr: u  
 verdrängen, i  
 der Schwä  
 Unterrihts und den Ernst ihrer Disciplin verdrängte machte. Mehrere  
 dieser Institute gingen daher eilfertig, wie sie begonnen hatten, wieder  
 unter, mehrere kamen in andere Hände, und nur das Salzmannsche bes  
 steht durch seine gute ökonomische Verwaltung und durch den Ruhm, seine  
 schönen Berechnungen wenigstens in Rücksicht der körperlichen und mo  
 tallischen, wenn auch wieder im Betreff der intellektuellen Bildung sehr  
 wer Zöglinge seit 30 Jahren gehalten zu haben, noch bis diesen Tag. An  
 Instituten, die mit ihm werterferten, hat es übrigens in dieser Periode  
 nicht gefehlt. Das Edelstaatsche bei Kopenhagen (jetzt unter an  
 deren Firma) und das Handelskessche bei Weimarschweig wurden von  
 andern überholt, und fast in jeder größeren Stadt fanden sich Un'ernst  
 mer, die Pensionen mit Sammelkassen zu verbinden, und aus den  
 wohlfeilsten Candidaten und Studenten das nöthig  
 zu stellen wußten. Denn nur zu oft lag eine schlech  
 tulation solchen Unternehmungen zum Grunde, u  
 ter trat, bloß um heirathen zu können, als Insti  
 tuten der weltliche Jugend, weil die Frau z  
 glich verstand und Conversante gewesen war, oft  
 das Erziehungsinstitut der edeln A u d o l d t, d  
 Heidelberg wanderte, gedehet, wie die dem Adel  
 und wegen ihrer Fonds unter Aufsicht des Staates s  
 liste, nur unter die ehrenvollen Ausnahmen vo  
 nen gewöhnlichen Schlägen, in denen die weltlich  
 den als erzogen wurde. Ueberhaupt bedarf sie noch mehr als zu manns  
 sche der Familien-Erziehung, und wie unentbedrlich auch Mädchen  
 stunde, in denen man alles, was gelehrt und in seinem Fieles geltend  
 macht, lernen kann, der weltlichen Etikette scheinen mögen, so ist doch  
 der Sinn für die kleinen Sorgen und un'ausdlichen Freuden der Kindliche  
 keit, den nur eine rechtliche Mutter einflößen kann, der künstlichen Gattin  
 und Mutter noch unentbedrlicher. Vergleichen Institute sollten daher  
 nur als Rettungsschalten für solche Töchter bestehen, für die es sonst  
 kein Haus und keine Mutter mehr gäbe. Aber leider wird die Insti  
 5

tutserziehung immer ein Bedürfnis für Söhne und Töchter solcher Eltern bleiben, die ohnehin unvermögend den nöthigen Unterricht selbst zu besorgen, theils an ihrem Wohnorte keine gute Lehranstalt finden, theils die nahe Verbindung mit unversahnen Hauslehrern scheuen, theils im Bewußtseyn ihrer eignen Unfähigkeit zum Erziehen, oder aus Liebe zur Bequemlichkeit, oder wegen ehelicher Misshandlungen, es für dienlicher achten, daß ihre Kinder außer dem Hause erzogen werden, und wohlhabend genug sind, die meist beträchtlichen Kosten der Pension zu bestreiten. Zu wünschen wäre aber, daß die Erziehungsanstalten allenthalben unter Aufsicht höherer Schulbehörden gesetzt würden, um unwürdige Unternehmer und Lehrer abzuhalten, und die Ausführung der gewöhnlich sehr viel versprechenden Pläne zu verbürgen. Anders verhält es sich jedoch mit Pestalozzi's Unternehmen, dessen Institut zu Yverdon als eine Experimentalanstalt zur Ausbildung und Bewährung seiner neuen Methode, als eine vortreffliche Übungsschule für Lehrer jetzt ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und Theilnahme, und eine Angelegenheit der Menschheit ist. Neben ihm verdienen die Filialinstitute die von Pestalozzi's Jüngern in Nordamerika, Neapel, Petersburg und in mehreren Städten Deutschlands errichtet worden sind, und das unter königlicher Autorität bestehende Zeller'sche Normalinstitut zu Karlsruhe in preussisch Litthauen, als wetteifernde Musteranstalten genannt zu werden; und wenn auch ein abtrünnig gewordener Zögling und Lehrer des Instituts zu Yverdon, der als Verfasser einiger gelungener Lehrbücher bekannt ist, Joseph Schmid, die Erziehungsanstalten überhaupt für eine Schande der Menschheit erklärte; so giebt es doch noch zu viele Rücksichten und Umstände, die sein überreifes Urtheil mildern, als daß wir für den Untergang dieser, wenn sie mit Geist und Erfahrung begonnen, mit Besonnenheit, Uneigennützigkeit und wahrem Vater Sinne geleitet werden, immer wohlthätigen Anstalten stimmen möchten. Denn für die Resultate der Erziehung sind nicht die Theorien, Pläne und Methoden des Wesentlichen, sondern der Sinn und die Tüchtigkeit der Personen, die dies alles handhaben.

**Institut (National.)** Unter diesem Namen ist die gelehrte Anstalt, welche erst in der letzten Zeit, da man das Andenken an die ehemalige republikanische Verfassung auf jede Weise in Frankreich auszulöschen suchte, denselben mit dem eines kaiserlichen Instituts der Wissenschaften und Künste hat verwechseln müssen, am berühmtesten. Es entstand dasselbe durch ein Dekret vom 3ten Brumaire des Jahres 4, aus der ehemaligen Académie française, der Académie des sciences und der Académie des belles lettres et inscriptions, und gleich anfangs ward als seine Bestimmung angegeben, Künste und Wissenschaften durch ununterbrochene Nachforschungen, durch Bekanntmachung neuer Entdeckungen und durch Korrespondenz mit den gelehrten Wissenschaften zu vervollkommen, und hauptsächlich solche Wissenschaften und literarische Arbeiten zu treiben, die auf den allgemeinen Nutzen und den Ruhm der Nation abzweckten. Seine Organisation ward gleich anfangs so bestimmt, wie sie nachmals in der Hauptsache geblieben ist. Das Institut sollte nämlich aus einer Anzahl zu Paris wohnhafter Mitglieder, und einer gleichen Anzahl Associés in den verschiedenen Theilen der Republik bestehen, auch sollte außerdem jede Klasse acht auswärtige Gelehrte sich zugesellen können. Anfänglich ward das Institut in drei Klassen, jede mit mehreren Sektionen getheilt, von denen die erste Klasse die physikalischen und mathematischen, die zweite die moralischen und historischen

Wissenschaften, die dritte endlich die Literatur und die schönen Künste in ganzer Ausdehnung begreifen sollte; die Zahl der wirklichen Mitglieder ward ohne die *Associés* auf 144 bestimmt. Seine endliche Organisation erhielt jedoch das Nationalinstitut durch ein *Arrêté* vom 3ten Pluviose des Jahres 21 (23ten Januar 1803). Hierdurch ward dasselbe in vier Klassen getheilt: 1) die Klasse der physikalischen und mathematischen Wissenschaften; 2) die Klasse der französischen Sprache und Literatur; 3) die Klasse der Geschichte und alten Literatur, und 4) die Klasse der schönen Künste. Die erste ward wiederum in mehrere Sektionen getheilt, nämlich die mathematischen Wissenschaften in die Sektionen der Geometrie, der Mechanik und der Astronomie, wozu noch eine Sektion der Geographie und Schifffahrtkunde kam; die physikalischen Wissenschaften in die Sektionen der Chemie, der Mineralogie, der Botanik, der Landwirtschaft und Thierarzneikunst, der Anatomie und Zoologie, und der Medizin und Chirurgie. Die zweite und dritte Klasse erhielt keine Sektionen, wohl aber die vierte, die in die Sektionen des Theaters, der Bildhauerkunst, der Architektur, der Kupferstecherkunst und der Musik zerfiel. Die erste Klasse, aus 64 Mitgliedern bestehend, hatte zwei beständige Sekretäre, den einen für die mathematischen, den zweiten für die physikalischen Wissenschaften, die sie mit Befähigung der Regierung aus ihrer Mitte ernannte, und die zwar Mitglieder der Klasse waren, aber zu keiner Sektion gezählt wurden: sechs ihrer Mitglieder konnte sie unter den übrigen Klassen des Instituts, nebst acht auswärtigen *Associés* und hundert einheimischen und fremden Korrespondenten ernennen. Die zweite Klasse bestand aus 40 Mitgliedern, und war hauptsächlich mit der Verrichtung eines allgemeinen Wörterbuchs der französischen Sprache beauftragt. Sie untersuchte, in Rücksicht der Sprache, die wichtigsten Werke der Literatur, der Geschichte und der Wissenschaften, und mußte wenigstens ein Mal ihre kritischen Bemerkungen bekannt: mit Bestätigung der Regierung eines ihrer Sekretäre, und konnte zwölf ihrer Mitglieder ernennen. Die dritte aus acht fremden Mitgliedern, mit Antiquität, moralischen und politischen Wissenschaften. Hauptsacl mit den Werken der Kunst, die noch nicht abgehandelt sind. Die vierte Klasse endlich bestand aus 28 Mitgliedern und acht fremden *Associés*, und ernannte eben so aus ihrer Mitte einen beständigen Sekretär, der zu keiner Sektion gehörte. Sie konnte sechs ihrer Mitglieder aus denen der übrigen Klassen ernennen, und 36 einheimische und fremde Korrespondenten wählen. — Die assoziierten Mitglieder der Klassen hatten nur in dem, was wissenschaftliche Gegenstände betraf, eine deliberative Stimme, gebörten aber in ihrer Klasse zu keiner Sektion und erhielten auch kein Gehalt. Die Ernennung zu den erledigten Plätzen geschah übrigens durch jede Klasse, mit Bestätigung der Regierung. Die Mit-

Jeder jeder der vier Klassen hatten das Recht, wechselseitig bei den beson-  
 dern Sitzungen einer jeden Klasse zugegen zu seyn, und darin auf Ver-  
 langen Vorlesungen zu halten. Viermal im Jahre versammelten sich die  
 verschiedenen Klassen in allgemeinen Sitzungen, um sich wechselseitig  
 Rechenschaft von ihren Arbeiten abzulegen; auch erwarren sie gemeins-  
 schaftlich einen Bibliothekar und einen Unterrichtsdirktor, so wie die  
 Magisten, die dem genannten Institute angehörten. Jede Klasse legte  
 der Regierung die besondern Statuten und Ordnungen über ihre innere  
 Polizei vor; auch hielt eine jede jährlich eine öffentliche Sitzung, wobei  
 die dort andern zugegen waren. Die allgemeine Verwaltung wurde durch  
 eine Verwaltungskommission bestragt, die aus fünf Mitgliedern des Insti-  
 tuts, nämlich zweien der ersten, und einem jeder der übrigen Klassen,  
 von denen sie jährlich ernannt wurden, bestand. Diese Kommission  
 ließ in den allgemeinen Sitzungen des Instituts alles das resoluten, was  
 von der Verwaltung, die allgemeinen Ausgaben und die Verteilung  
 der Fonds unter die einzelnen Klassen bezog. Jede Klasse ergullerte also  
 dann wiederum für sich die Verwendung der, zu ihren besondern Ausgaben  
 des bestimmten Fonds, so wie alles was den Zweck und die Befestigung  
 ihrer Memorie betraf. Die wirklichen Mitglieder und die  
 beständigen Sekretäre der Klassen wurden von der Regierung bestragt,  
 die dem Institute eine jährliche, in dem Budget des Ministers des Innern  
 beigefügte Summe für ihre Ausgaben anwies. Alle Jahre wurde  
 den von jeder der vier Klassen gewählte, auch war dem Institute  
 der Wahlrecht über die Zuerkennung des großen, durch die Letztere vom  
 21sten Brachmonat des Jahres 18 und vom 21sten November 1809 angeordnet  
 worden jährlichen Preis überlassen. Im März 1813 erhielt das Insti-  
 tut eine neue Organisation, die aber, da zur nämlichen Zeit Napoleon  
 Frankreich mit neuen Schwere erlähete, nicht vollzogen werden konnte.  
 Dagegen erfolgte am 30sten Febr. 1816 eine außerordentliche öffentliche Ver-  
 sammlung, welche diese Verfassung nach ihrem bisherigen Bestande ausdickte,  
 und ihre Errichtung auf Neue bildete. Vermöge dieser Verordnung  
 zerfällt das Institut in drei Klassen, nämlich 1) die der Wissenschaften,  
 2) die der Künste, und 3) die der Literatur, welche unter dem directen und besondern  
 Aufsicht der Regierung stehen, und die von der andern unabhängige  
 Verwendung der Einkünfte, die ihr zuge-  
 hören, oder die noch in der Folge angewiesen werden. Doch bleiben die  
 Eigenschaften, das Sekretariat, die Bibliothek und andere Commissionen  
 des Instituts ein Beweismittel der vier Akademien, welches unter der  
 Aufsicht des Ministers des Innern, von einer Commission von acht  
 Mitgliedern, wozu jede Akademie zwei gleich, verwaltet wird. Die  
 Akademien halten im jedem Jahre am 21sten Febr., an dem Tage, da  
 der König in das Ministerium zurückgekommen, eine öffentliche Sitzung.  
 Die Wirksamkeit der Akademie können auch in die andere gewandelt wer-  
 den. Bei der französischen Akademie stehen 25, bei der Akademie der  
 Wissenschaften eben so viele, und bei der Akademie der Künste 29  
 Mitglieder. Die Letztere hat 11 Personen, der Geometrie, Mechanik,  
 Chronologie, Geographie und Geschichte abwechselnd, allgemeine Physik,  
 Chemie, Mineralogie, Poesie, Landwirtschaft, Anatomie, Mediz-  
 cin und Chirurgie. Die Akademie der Künste hat 4 Abteilungen,  
 der Malerei, der Bildhauerkunst, der Poesie, der Musik, der Kupferstecher-  
 kunst und der Kunst. Alle Jahre soll in dem Verzeichnisse der

Staatsausgaben die Summe begriffen seyn, welche man auf die vier Akademien verwenden will. C. Z.

Instrumentalmusik ist diejenige Musik, welche blos von musikalischen Instrumenten, ohne daß dabei die menschliche Stimme mitwirkt, ausgeübt, und deshalb der Vocalmusik, welche aus den Tönen der menschlichen Stimme besteht, entgegengesetzt wird. Daß alle Instrumentalmusik eine Nachahmung des menschlichen Gesanges, oder des Gesanges der Vögel sey, kann, wo nicht historisch, doch wenigstens physiologisch und philosophisch erwiesen werden. Denn die Töne der menschlichen Kehle, so wie der Gesang der Vögel, klangen dem Ohre zu lieblich, als daß der Mensch nicht hätte auf die Erfindung sinnen sollen, diese Töne auch künftig durch den Klang todter Körper hervorzubringen. Somit entstand wahrscheinlich das Flöten-Instrument am ersten, weil es sehr natürlich war, daß Leute, welche im Freien lebten, zufällig ein ausgehöhltes Rohr an den Mund setzten, und eben so zufällig durch Einblasen des Athems einen Ton aus demselben hervorlockten. Damit war also das Flöten-Instrument erfunden. Die Entstehung des Saiteninstrumentes, als bei weitem complicirter, fällt wahrscheinlich später: denn zu diesem war nicht allein ein hohler Körper, wie zu der Flöte, sondern auch eine darüber gezogene Schnur erforderlich. Die Instrumentalmusik der Griechen, abgetechnet, daß weder diese, noch die Vocalmusik derselben, in unserm Sinne des Wortes genommen, eigentliche Musik war (s. d. Art. Musik), beschränkte sich auf wenige Instrumente, unter denen die Flöte, die Zither und die Posaune, welche Instrumente mit den unsrigen gleiches Namens nicht verglichen werden dürfen, etwa die vornehmsten waren. Bei den Neuern, das heißt bei den Italiänern, hatte die Instrumentalmusik ebenfalls einen geringen Ursprung: sie war anfangs nur auf sehr wenige Instrumente beschränkt. Es leuchtet von selbst ein, daß man sich derjenigen Instrumente, auf welchen man eine Melodie spielen konnte, zuerst bediente: denn man hatte, oder mußte ja vielmehr den Zweck haben, diejenige Melodie, welche bereits mit Hilfe der menschlichen Stimme erfunden war, nun auch auf diesen Instrumenten nachzuahmen. So entstand der Gebrauch der Geige, als eines Hauptinstrumentes. Warum die Flöte, als ein weit älteres Instrument, gewissermaßen von der Geige verdrängt wurde, läßt sich leicht erklären: das Spiel eines Geigeninstrumentes ist bei weitem nicht so ermüdend, als das eines Blasinstrumentes; der Ton der Geige contrastirt mehr mit der Menschenstimme, dahingegen die Flöte mit derselben zu sehr verschmilzt und also keine Befriedigung gewährt; und endlich liegt es in der Natur der Dinge, daß das Wohlgefallen an den Blasinstrumenten von keiner so langen Dauer ist, als dasjenige an Geigeninstrumenten. Das Instrument, welches die Melodie zu spielen vermochte, war also gefunden. Was also natürlicher, als daß man, da jede moralische und physische Thätigkeit der Seele eine erste Grundlage haben will, nun auch bemüht war, zu jener Melodie einen Stützpunkt, auf welchem sie um so sicherer einerschreiten könnte, zu erfinden suchte? Auf diese Weise verfiel man nun in der Theorie der Musik auf die Erfindung der Bassstimme, und in Betreff der Instrumente, auf die Verfertigung der Bassinstrumente. Es konnte aber nicht lange währen, so fühlte man auch das Bedürfniß, die großen und tieferen Zwischenräume zwischen den hohen Tönen der Geigen, und den tiefen der Bassinstrumente, welche das Ohr sehr unbefriedigt ließen,

auszufüllen: nun entstanden die Bratsche (die tiefere Geige) und das Violoncell (der höhere Bass), mit deren Tönen jene Zwischenräume auf eine dem Ohre sehr angenehme Weise ausgefüllt wurden. Da nun hierdurch der vierstimmige Gesang, dessen Erfindung wir eben so gut, wie die Erfindung jeglicher anderer Kunstbestrebungen, einer bloß mechanisch bedingten Ursache zuschreiben, in sich selbst begründet war; so scheinen die italienischen Componisten bis fast in die Mitte des vorigen Jahrhunderts kein Bedürfnis gefühlt zu haben, sich außer den Geigen und den Bässen noch anderer Instrumente zu bedienen: wenigstens findet man in den Compositionen jener Zeit nur selten ein Blasinstrument angewandt. So wie nun aber die menschliche Natur alles steigert, und alles stets verändern will, so fingen auch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die italienischen Componisten an, zu den Geigeninstrumenten noch die Hoboe und das Horn hinzuzufügen. Die Flöte ward, als zu schmeichelnd und zu übereinstimmend mit der Menschenstimme, überhaupt als zu wenig contrastirend, ausgeschlossen und ist überhaupt in Italien, besonders in der Instrumentalmusik, nie sehr geschätzt worden. Die Hoboe hingegen mit ihrem schneidenden, streng contrastirenden Tone, schien jenen Componisten zur Hervorbringung des beabsichtigten Endzwecks am geeignetsten zu seyn. Mit der Erfindung der Hoboe waren nun die Geigen unterstützt, und es wäre folglich ein Mißverhältniß gewesen, wenn man nicht auch den Bässen eine ähnliche Stütze hätte geben wollen. Dies geschah durch Zulassung des Horns. Hoboe und Horn, überdem stets nur begleitend und nie obligat spielend, waren und blieben aber auch die einzigen Blasinstrumente, deren man sich fast bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Italien bediente: ja noch in diesem Augenblicke sind die Italiäner mit ihren Blasinstrumenten bei weitem nicht so verschwenderisch, als die Deutschen, besonders als die Franzosen. Nachdem aber die melodische Musik der Italiäner, die durch den streng vierstimmigen Satz vollkommen und ohne weitere Unterstützung qualitativ in sich selbst hinlänglich abgeschlossen und begründet zu seyn schien, von den deutschen Componisten, besonders von Mozart, auch quantitativ zur harmonischen ausgebildet, und also das Gebiet der Musik aus dem bloß Rubendaltrischen auch in das Episch-romantische hinübergespielt worden war, fand man den Kreis jener wenigen Instrumente zu eng begrenzt, und es wurden nun, je nachdem man einen besondern Effect beabsichtigte, bei den neuern Compositionen alle bekannte Blasinstrumente angewandt. So wie aber die deutschen Componisten sich der Fülle der Instrumente des innern qualitativen Effects wegen bedienten, so begannen die neuern französischen Componisten hingegen, alle Instrumente nur der äußern, quantitativen Ohrenbetäubung wegen in Bewegung zu setzen. Dies der Grund, warum die Italiäner fast nur allein bei streng lyrischen Situationen, die Deutschen zur Hervorbringung romantischer Effects, die Franzosen hingegen bei jeder Veranlassung sich sämtlicher Blasinstrumente zu bedienen pflegen; daher die wenigen Noten in den italienischen, die vielen in den deutschen, der stete Ueberfluß an denselben in den französischen Partituren. So viel über die historische Entstehung der Instrumente und überhaupt der Instrumentalmusik. Was nun ihren ästhetischen Charakter anbetrifft, so ist dieser bisher von den meisten Kritikern, in so fern ihnen die absolut-romantische Natur der Musik unbekannt gewesen ist, durchaus verkannt worden. Besonders ist Sulzer in seiner Theorie über die



Instrumentalmusik in dem größten Irrthume befangen. Da nämlich die Musik rein romantisch ist, d. h. da sie mit Ausschluß alles dessen, was dem Verstande anheim fällt, nur die Sehnsucht nach einem unbekannten, außer uns liegenden Etwas darzustellen und auszudrücken sucht; so folgt daraus, daß sie im eigentlichen Verstande keiner Worte bedarf, um in unsrer Seele die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen. Nichtsdestoweniger kann die bloße Instrumentalmusik, in so fern sie dennoch immer nur eine Nachahmung der Vocalmusik ist, dieser durchaus nicht vorzuziehen, sondern billigerweise nur mit derselben gleichzustellen seyn, und es ist also ein absoluter Mißgriff, wenn Sulzer sagt, daß die Instrumentalmusik bei der Musik im Allgemeinen die Hauptsache ausmache. Nichtsdestoweniger ist es eben so unrecht, wenn er urtheilt, daß die Musik, außer bei Tänzen, Märschen und dergleichen, erst dann ihre vollkommene Wirkung hervorzubringen vermöge, wenn sie mit der Dichtkunst vereinigt sey, oder wenn er sagt, daß man die bloße Instrumentalmusik als nichts anders betrachten könne, als wenn ein wohlklingendes Geräusch, das stürmend oder sanft in die Ohren falle, und daß die Musik, in der sich nicht irgend eine Leidenschaft oder Empfindung in einer verständlichen Sprache äußere, nichts anders, als ein bloßes Geräusch sey. Uebrigens ist hier noch zu bemerken, daß, wenn von Instrumentalmusik die Rede ist, die alle den musikalischen Stücken entgegengesetzt werden muß, in welchen sich Gesang befindet, und daß sie also auch eben so wenig die bloße Begleitung zu diesem bedeutet. Im Allgemeinen theilt sich die Instrumentalmusik in Sinfonien (Ouvertüren), Concerte für einzelne Instrumente, Tänze und Märsche ein.

Pq.

**Insurrektion. Insurgenten** (vergl. **Aufstand**). Es haben diese heut zu Tage so oft gehörte und in dem verschiedensten Sinne gebrauchten Wörter, mehr als eine Bedeutung. Die Grundbedeutung von Insurrektion ist mit **Aufstand** oder **Aufbruch** vollkommen gleich bedeutend, doch wird das Wort gewöhnlich nur gebraucht, um einen **allgemeinen Aufstand**, einen **allgemeinen Aufbruch** zu bezeichnen; auch verbindet man damit in der Regel die Idee einer **gesetzwidrigen Widersetzlichkeit** gegen die **rechtmäßige Obrigkeit**. Ehe wir jedoch weiter von den Bedeutungen, oder vielmehr von den Mißdeutungen sprechen, welche in neuern Zeiten das Wort erhalten, müssen wir vorher noch einer **besondern Bedeutung** erwähnen, welche dasselbe im **ungarischen Staatsrechte** hat. Dort bedeutet es den **Aufstand in Masse** des **gesammten Adels** des Reichs, den der **König** bei **dringenden Gefahren** zur **Vertheidigung** der **Gränzen** aufzurufen befugt und wodurch alsdann jeder **Adliche** verbunden ist, in **Person** bewaffnet im **Felde** zu erscheinen. Noch in **neuern Zeiten**, zum **letztenmale** im **Jahr 1809** hat die **ungarische Insurrektionsarmee** **rühmlich** gegen den **Feind**, der die **Gränzen** des **Vaterlandes** betrat, **gekämpft**. Ob übrigens eine **Insurrektion** im **gewöhnlichen Sinne** des **Worts** **gerechtfertigt** werden könne, ist eine **sehr bestrittene Frage** und wir beziehen uns hier auf das, was unter dem **Artikel Aufstand** darüber gesagt worden ist. Unstreitig aber ist jede **Insurrektion** **rechtmäßig**, sobald sie gegen die **Anmaßungen fremder Tyrannie** und **Usurpation** gerichtet ist. Ein **Volk**, was in einem solchen Falle zu den **Waffen** greift, **vertheidigt** vielmehr seine **heiligsten Rechte** gegen die **Willkühr** der **Uebermacht** und so hat in unsern Tagen das Wort **Insurrektion** und **Insurgenten** eine **edlere Bedeutung** gewonnen, als man vormalis mit demselben verband.

So sprachen die Franzosen von spanischen Insurgenten und meinten damit die übergroße Mehrzahl der Nation, die sich nicht von französischem Uebermuthe schänden, nicht ihres rechtmäßigen angefallenen Königs berauben lassen wollte; so sprachen sie von Insurrectionen in Deutschland, wenn die Einwohner zu Gunsten ihrer rechtmäßigen Herren gegen die fremden Unterdrücker die Waffen ergriffen. Auf diese Art haben die Worte Insurrection und Insurgenten ihren vormaligen gebührenden Sinn verloren, wie es mit so manchen andern Worten der Fall gewesen ist, die, wie z. B. das Wort: Uebelgefante, oft gerade in der entgegengesetzten Bedeutung gebraucht wurden. Was das Versehen im Kriege mit denjenigen betrifft, die, sey es mit Recht oder Unrecht, von der Gegenseite für Insurgenten erklärt sind, so pflegt man ihnen freilich die Vorrechte ordentlicher Krieger nicht zuzugestehen, mit ihnen keinen guten Krieg zu führen, d. h., man hält sich für berechtigt, ihre Wohnungen zu zerstören und sie selbst, wenn sie in Gefangenschaft gerathen, als Verbrecher zu bestrafen, doch hängt dies größtentheils davon ab, ob die Insurgenten stark genug sind, um Repressalien zu thun, in welchem Falle, wie die neueste Geschichte des spanischen Krieges beweiset, man sich gewöhnlich bequemt, sie gleich andern ordnungsmäßigen Kriegern zu behandeln. C. Z.

Integralrechnung, s. Infinitesimalrechnung.

Intellectuell, von dem lateinischen Worte intellectus, Verstand, bedeutet häufig bloß so viel als verständig, verstandreich; wird aber dieser Ausdruck von Erkenntnissen gebraucht, so versteht man darunter solche, die aus dem Verstande entspringen sind, im Gegensatz der sensuellen, sensiblen, die aus den Sinnen und der Empfindung entspringen.

Alle Veränderungen eine Wesen sind. Die Philosophie Fichte's lehrt die intellectuelle Anschauung, welche keine Selbstanschauung, sondern unmittelbare, in sich zum Ich hin; diese reine Wort ohne Wahrnehmung oder Bewußtsein, meiner persönlichen Bestimmung meines empirischen Bewußtseins vorans: denn Ich bin eher, als ich fragen kann, wer ich sey? Die Anschauung des Ich, wodurch das Ich entsteht, das unmittelbare Bewußtsein der aus sich selbst hervorgehenden und in sich selbst zurückgehenden Thätigkeit, macht die intellectuelle Anschauung aus. Betrachtet man dies alles genauer, so findet sich, daß bei Fichte das reine Selbstbewußtsein als intellectuelle Anschauung in ihrer höchsten Abgezogenheit von sinnlicher innerer Anschauung erscheint. Bei Schelling sollte die intellectuelle Anschauung als Grundbewußtsein der Einheit überhaupt geltend gemacht werden; daher bei ihm die bloße intellectuelle Anschauung der absoluten Identität (s. Schelling). Es ist hier der Ort nicht, dies weiter auszuführen. Wer sich darüber unterrichten möchte, was der überhaupt die intellectuelle Anschauung solle, und wie sie in die neuere Philosophie gekommen sey, der lese in dem Werke Reinhold, Fichte und Schelling von Jakob Fries S. 224 fgg. ad.

Intelligenz, Vernunftwesen, d. h. ein Wesen, welches im Vernunftgebrauch von sinnlichen Eindrücken unabhängig ist. Der Mensch ist Intelligenz in dem Bewußtsein, daß er, unabhängig von

den sinnlichen Eindrücken der Lust und Unlust, seine Vernunft zum Handeln gebrauchen, seinen Willen frei durch eigene Gesetze bestimmen kann, und hierdurch ist er in eine andere Ordnung der Dinge gesetzt, als der Sinnenwelt ist. Unter der höchsten Intelligenz versteht man die Gottheit, welche wir nicht anschauen können, weil sie kein sinnliches Wesen ist, und die in der Erkenntniß nicht, wie wir, von sinnlichen Eindrücken abhängt, sondern die Dinge erkennt wie sie sind, und nicht bloß wie sie erscheinen. Nach Fichte besteht das Wesen der Intelligenz in der Ichheit oder Selbstheit: sie sieht sich selbst zu, schaut sich selbst an, Seyn und Wissen ist in ihr unzertrennlich; was sie nicht anschaut, das ist für sie nicht, sie selbst ist nur, indem sie sich selbst sieht, also auf sich selbst handelt. Was für die Intelligenz seyn soll, das muß sie in gewissem Verstande selbst seyn, das muß sie in sich selbst finden, in sich selbst anschauen: denn ihr Wesen besteht darin, daß sie sich selbst zusieht. Sie kann nichts seyn, und in ihr kann nichts seyn, was sie nicht sieht, was sie nicht anschaut, dem sie nicht zusieht. Das vorstellende Wesen ist alles, was es ist, und was für dasselbe ist, nothwendig für sich selbst, und nur in so fern ist es Intelligenz, deren Charakter durch Ichheit bezeichnet wird. Es ist sich selbst Object, erscheint sich selbst, handelt auf sich selbst: alle Dinge, die für dasselbe sind, müssen in ihm seyn, zu ihren eigenen Selbsterscheinungen gehören, Gegenstände ihrer Selbstschauung ausmachen. Wenn man das Sich selbst zusehen das Ideale und das Seyn das Reale nennt, so kann man sagen, das Ideale und Reale ist unzertrennlich vereinigt. In dieser unzertrennlichen unmittelbaren Vereinigung des Zusehens und Seyns, des Idealen und Realen, besteht eben das Wesen der Intelligenz, die Natur des Ich, der Charakter des Geistes. Man darf nicht vergessen, daß diese Ansicht lediglich von dem idealistischen Standpunkte aus kann erhalten werden. Bei unsern Sprachmenschen bedeutet Intelligenz oft nichts weiter als Einsicht, Verständlichkeit, Vernünftigkeit. dd.

Intelligenzblätter heißen solche, wöchentlich gedruckte Bogen, in welche Nachrichten eingerückt werden, die schleunig zur Kenntniß des Publikums kommen sollen. Die Anstalt, an welche dergleichen Nachrichten schriftlich eingeliefert werden, und welche sie darauf durch den Druck bekannt machen läßt, wird das Intelligenz-Comptoir genannt. Bei den Römern vertraten die Acta populi Romani, in welchen die Gebornen, Gestorbenen, Hochzeiten, Ehescheidungen, Todesstrafen, Adoptionen, Manumissionen, wie auch die Ankunft der Fremden aufgezeichnet wurden und welche jedermann lesen und nachschlagen durfte, die Stelle solcher öffentlicher Nachrichten, welche auch späterhin an öffentliche Gebäude und dazu errichtete Säulen angebracht wurden. Den ersten Vorschlag, ein Intelligenz-Comptoir zu errichten, in welchem alle Nachrichten eingegeben und zu Papiere gebracht würden, damit die Nachfragenden beschieden werden könnten, soll der Vater des Montagne, der 1569 starb, gethan haben; John Junys war hingegen der erste, der 1637 ein solches Intelligenz-Comptoir wirklich zu London errichtete. Er nannte es the office of intelligence und erhielt vom König Carl I. auf 40 Jahre ein Privilegium darüber. In Deutschland hat der Baron Wilhelm von Schröder, der 1663 ermordet wurde, zuerst dem Kaiser Leopold einen Entwurf zu einem Intelligenz-Comptoir überreicht, welchen Herr von Boden 1703 wiederholte, worauf dann 1727 zu Berlin, 1729 zu Halle, 1744 zu

Mugsburg, 1748 zu Nürnberg, 1750 zu Hannover und 1763 zu Leipzig Intelligenz-Comptoire errichtet wurden.

**I n t e n s i o n** bedeutet die innere Stärke oder Kraft, im Gegensatze der Extension oder Ausdehnung. So spricht man von einer Intension der Gefühle, wenn man die Innigkeit derselben anzeigen will; in welchem Sinne man sich auch des Beiworts **i n t e n s i v** bedient. **I n t e n s i v e s** Leben nennt man ein solches, dessen Dauer man nicht nach der Zeit, sondern nach der Wirksamkeit und dem Genuße berechnet. **I n t e n s i v** **v e r g r ö ß e r n** heißt vereinigen, dem innern Werthe nach erhöhen. **I n t e n s i t ä t** ist eben so viel, als intensive Stärke, d. h. die innere, nicht von der Quantität, sondern von der Qualität der Theile abhängende Wirksamkeit eines körperlichen Stoffes. Ein **V e r b u m i n t e n s i v u m** (in der Sprachlehre) ist ein verstärkendes Zeitwort: z. B. **b e t t e l n** ist das **v e r b u m i n t e n s i v u m** von **b i t t e n**.

**I n t e r d i c t** hieß der große Bann, mit dem der Papst ganze Städte, Provinzen und Länder zur Strafe der Widersetzlichkeit belegte, welche sich die Einwohner oder die Regenten gegen ihn und den Klerus hatten zu Schulden kommen lassen. Es war der furchtbarste Schlag, der das Volk und die Fürsten treffen konnte. Aller Gottesdienst hörte auf, die Kirchen wurden verschlossen, keine Glocken durften mehr geläutet, keine Sacramente verwaltet, keine Leichen mit kirchlicher Feierlichkeit beerdigt werden; was sonst heilig und segensvoll hieß, Kreuze, Gnadenbilder, Altäre, war nun entweihet und kraftlos. Dieß schreckliche Anathema wurde zuerst von Gregor V. 998 gegen Frankreich, dessen König Robert sich von seiner im 7ten Grade mit ihm verwandten Gemahlin Bertha nicht trennen wollte, ausgesprochen und dieser Monarch mußte, um eine völlige Empörung der Nation zu verhüten, endlich nachgeben und sich von seiner Gemahlin trennen. Noch bedeutendere Folgen hatte das 1208 von Innocenz III. über England verhängte Interdict, welches durch des Königs Johann Weigerung den Petersgroßen eintreiben und dem Papste das Patronat über die englischen Bisthümer zu lassen verursacht wurde. Nachdem das Interdict 6 Jahre lang gedauert hatte, mußte Johann nicht nur das Verweigererte gestatten, sondern auch unter den schimpflichsten Demüthigungen und Büßungen, die ihm abgesprochene Krone als päpstliches Lehn wieder annehmen und die empörten Großen des Reichs 1215 durch die Unterzeichnung der Magna Charta, worauf die englische Freiheit beruht, zufrieden stellen. Je öfter indes die Päpste sich dieses Mittels, die Fürsten zu demüthigen und die Völker zu zwingen, bedienten, desto mehr verlor es von seiner Kraft, und wenn sie auch fortführen in wichtigen Fällen das Interdict zu verhängen, so wurde es doch seit dem 15ten Jahrhundert nicht mehr befolgt, und die neuere Zeit weiß nichts mehr von diesen Anmaßungen der päpstlichen Hierarchie. E.

**I n t e r e s s e**, **I n t e r e s s a n t** (von dem Lateinischen **i n t e r e s s o**, dabei seyn, daran gelegen seyn). **I n t e r e s s e** ist der Antheil, den wir an einer Sache nehmen, in Hinsicht des Gegenstandes selbst, der Reiz oder die Wichtigkeit die sie für uns hat. Daher sagt man in letzterer Rücksicht, **i c h h a b e e i n I n t e r e s s e b e i d e r S a c h e** oder **b i n b e i d e r s e l b e n I n t e r e s s i r t**, d. h. **i c h b i n b e i d e r s e l b e n b e a n t h e i l i g t**, in dieselbe verwickelt; ferner ein Gegenstand **i n t e r e s s i r t m i c h** (hat für mich Interesse), wenn er etwas Anziehendes, eine Wichtigkeit für mich hat, und man nennt ihn in so fern **i n t e r e s s a n t**, d. i. **w i c h t i g**, besonders anziehend, reizend; eine Person z. B. **u n t e r h a l t e n d**;

in ersterer Hinsicht aber: ich interessire mich für einen Gegenstand d. h. nehme Antheil an ihm, (daher Interessent, Theilhaber, Theilnehmer) lasse mir ihn angelegen seyn, z. B. ich interessire mich für eine Person, d. i. ich nehme auf sie vorzügliche Rücksicht, verwende mich für sie u. s. w. Letzteres setzt voraus, daß ein Gegenstand ein Interesse für mich habe, oder mir interessant sey. Das Interesse der Menschen, d. i. der Gegenstand für welchen sie sich interessiren, so wie der Grund, warum, und die Art, auf welche sie sich für ihn interessiren, ist verschieden nach der Art und den Graden ihrer Bildung. Dem sinnlichen Menschen ist nur das Sittliche, oder der Nutzen und Gewinn interessant, und man nennt daher diesen Antheil, um so stärker er ist, Interesse im engern und niedern Sinne, d. i. Eigennuß, angelegentliche Sorge für seinen Vortheil, auch diesen Vortheil oder Gewinn selbst Interesse, besonders wenn er sich auf Geld oder Selbsterwerb bezieht, daher auch in der Mehrzahl die Interessen, im bürgerlichen Leben die Zinsen von Kapitalien und Grundstücken genannt werden. Nicht minder hat jeder Stand, jede Lebensart, jedes Geschlecht ein eigenthümliches Interesse. Von diesem speziellem Interesse unterscheidet man daher das, was allen Menschen interessant seyn sollte, was mithin an sich interessant ist, und was man daher unter Gebildeten schlechtthin interessant nennt. Interessant ist in dieser Bedeutung nichts Gemeines und Gewöhnliches, sondern nur das, was auf eine ausgezeichnete Weise die höheren Thätigkeiten des Geistes beschäftigt, oder ein eigenthümlicher Ausdruck derselben ist, wenn es auch nicht immer unmittelbar ein reines Lustgefühl erwecken sollte, auf welchem freilich größtentheils und vorzüglich das Interesse beruht; was mithin entweder durch seine bedeutsame Form oder seinen wichtigen Inhalt die Aufmerksamkeit des Gebildeten, der jene Kräfte übt und zu einem ungemeinen Grade ausbildet, an sich zieht, insbesondere aber das, was sich auf Menschheit, ihre Bestimmung und eigenthümliche Darstellung in der Wirklichkeit und Kunst bezieht oder mit ihr in einem seltsamen Widerspruche steht, nach dem Ausspruche: homo sum nihil humani a me alienum esse puto (ich bin ein Mensch, und nichts was Menschen angeht, ist mir fremd), oder wie der deutsche Dichter sagt: „die Menschheit ist dem Menschen das Interessanteste.“ Das Interessante ist sonach nicht immer das Schöne, obgleich das Schöne in gewissem Sinne immer auch interessant ist (interessiren muß). Interessant ist z. B. in der Kunst auch das Product einer großen, originellen Kraft, welcher die Vollendung des Schönen noch mangelt, und man nennt auch eine Person, ihr Betragen, ihre Physiognomie interessant, (d. i. durch einzelne hervorstechende, oder eigenthümliche Züge die Aufmerksamkeit, vorzüglich mit Wohlgefallen an sich ziehend), wenn sie auch nicht schön (d. i. in vollkommen ausgebildeter Form einen bedeutungsvollen Charakter verschließend) genannt werden darf. T.

**I n t e r i m.** Nach Ueberwältigung des schmalkaldischen Bundes erließ Carl der V., um wie die politischen Verhältnisse nun auch das Religionswesen in Deutschland auf den alten Fuß zu setzen, eine Verordnung, wie es einstweilen (daher sie das Interim genannt wurde) bis zur definitiven Entscheidung des allgemeinen Concils mit Kirchenverfassung, Lehre und Gebräuchen gehalten werden sollte und gab ihr auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 die Kraft eines Reichsgesetzes. Nur der Kelch im Abendmahl und die Priesterehe war den Protestanten darin nachgelassen, in allem Uebrigen sollten sie die schon seit mehr als 20 Jahren außer Gebrauch gekommenen Formen und Ceremonien des Katholicismus wieder

beobachten. Die katholischen Stände sahen in diesem Interim nur eine immer noch zu gelinde Rectification der Protestanten, und diese mußten durch Unterhandlungen und halbe Befolgungen Zeit zu gewinnen, bis ihnen die passauer Verträge 1552 und der Friede zu Augsburg 1555 vollkommene Religionsfreiheit sicherte. E.

Intermezzo ist keine Erfindung der Neuern: denn schon die Alten kannten gewisse kurze, abgerissene, locker in einander verwobene Darstellungen, mit welchen sie den Uebergang eines Stückes zu dem andern zu verbinden und weniger grell von einander abstechend zu machen suchten. So wie sie Prologe und Epiloge hatten, die dazu bestimmt waren, entweder vor oder nach dem Stücke das Publikum in einen beruhigenden Bezug mit demselben zu setzen, so dienten auch solche Zwischenspiele dazu, das vorhergehende Stück gleichsam in das folgende überzutragen und mit demselben zu verschmelzen. Gegenwärtig gibt man den Namen: Intermezzo, kleinen italienischen oder deutschen komischen Opern, welche nur für eine, höchstens zwei Personen geschrieben sind, jetzt aber weder mit dem vorhergehenden, noch mit dem nachfolgenden Stücke, in irgend einer Verbindung stehen. Da die Kritik an diese Art Producte, eben weil sie durch die geringe Anzahl Personen so sehr beschränkt sind, keine strenge Anforderungen zu machen scheint; so fühlt man sich von denselben hinlänglich befriedigt, wenn sie sich nur durch Laune und komische Kraft auszeichnen, ohne es gerade mit dem innern regelmäßigen Zusammenhange derselben eben sehr genau zu nehmen. Die neuern Intermezzo's sollen anfangs, wenn man Artraga's Behauptung trauen darf, Madrigale gewesen seyn, welche von mehreren Stimmen zwischen den Aufzügen abgesungen wurden, und deren Inhalt mit dem Stücke in einiger Beziehung stand. Als einer der ältesten und schönsten nennt man *il Combattimento d'Apollino col serpente* von Bardi. Bald aber entfernten sich diese Madrigale von ihrer ersten Bestimmung, stellten eigne Handlungen für sich vor und wurden so gewissermaßen der Hauptbestandtheil der ersten Oper, bis sie jetzt, wie schon oben gesagt, zu eigenen für sich bestehenden kleinen Opern für eine oder zwei Personen geworden sind. In der Darstellung solcher Intermezzo's hat sich besonders in der letzten Zeit der königl. preuß. Kammer-sänger Bianchi sehr ausgezeichnet. Pq.

Internuntius wird derjenige Gesandte oder Unterbotschafter genannt, welchen der Papst an auswärtigen kleinern Höfen, oder bei Republiken hält. Ein Gesandter des Papstes an hohen Höfen, bei Kaisern und Königen, heißt Nuntius. Auch der österreichische Minister zu Konstantinopel hatte bisher meistens nur den Charakter eines Internuntius, wenn er sich nämlich ordentlich bei der Pforte aufhielt. Außerordentlicher Weise dahin abgeordnete Gesandte trugen dagegen den Charakter von Botschaftern vom ersten Range.

Interpolation so viel als Einschalten ist ein Kunstwort der Poetik, und bedeutet das Bilden eines Gliedes in einer Reihe von Großen aus den Gliedern einer andern Reihe. M. L.

Interpretation, s. Erklärung, Exegese und Hermeneutik.

Interpunktion und Interpunktionszeichen. Interpunktion nennt man die Abtheilung einzelner Worte, ganzer Sätze und vollständiger Gedankenreihen durch gewisse Zeichen, welche theils die Verbindung, theils die Trennung dessen, was dem Sinne nach zusammengehört oder getrennt werden muß, theils auch die Hebung und Senkung der Stimme andeuten (von *interpungere*, Zwischenpunkte machen).

Das, was wir jetzt Interpunction nennen, und das ganze darüber aufgestellte System, ist ein Eigenthum der neuern abendländischen Sprachen. Die Morgenländer kennen nur Ton: aber keine eigentliche Interpunctionszeichen; die Römer kannten zwar den Namen (Cic. de oratore III, 44 und 46. Senocae ep. 40), verbanden aber damit einen ganz andern Begriff. Ihre Interpunction war, so wie der Griechen, größtentheils eine bloß oratorische, das heißt sie bezog sich nur auf den Vortrag und die Declamation der Worte, und wurde oft gar nicht, oder höchstens durch einen Punkt am Ende des Satzes oder durch neue Linienanfänge und Absätze (vorsus, στίχοι) angedeutet. Die neuere größtentheils grammatische Interpunction dagegen, war spätern Ursprungs, und angeblich eine Erfindung des alexandrinischen Grammatikers Aristophanes, welche von den folgenden Grammatikern mehr ausgebildet wurde, sich aber zu Carls des Großen Zeiten schon wieder so verloren hatte, daß er für nöthig fand, sie durch Warnestried und Alkuin wieder herstellen zu lassen. Sie bestand anfangs nur in einem auf dreifache Art angebrachten Punkt (στίγμα), daher in der Diplomatik Stigmeologie, die Interpunctionslehre) und bisweilen noch in einem Striche, die aber beide auf sehr verschiedene Art geformt wurden. Da man aber bei dem Gebrauche dieser Zeichen keine bestimmten Regeln befolgte, und sich ihrer zur nöthigen Abtheilung der Sätze sehr willkürlich bediente, so behielt die Interpunction noch immer viel Schwankendes, bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts die gelehrten venediger Buchdrucker *Manucci* die Interpunctionszeichen vermehrten, und sich ihrer nach festern Regeln zu bedienen anfangen. Ihr Beispiel wirkte bald so allgemein, daß man sie allerdings als Schöpfer der jetzigen Interpunctionsmethode betrachten kann, und es ist (wenn gleich Heynaß und einige andre neuere Grammatiker auf Vermehrung der Interpunctionen antrugen), seit jener Zeit außer einzelnen genauern Bestimmungen nichts hinzugethan worden. Die sämtlichen allgemein-üblichen Interpunctionszeichen sind nämlich folgende: 1) Das Komma (,) (Strich, Beistrich), steht vor allen beziehenden Fürwörtern; vor und nach eingeschobenen Worten oder kurzen Zwischensätzen; vor und nach Erklärungsbegriffen (Appositionen); vor allen Bindewörtern (Konjunktionen), die einfache Sätze mit einander verbinden; zwischen mehreren einzelnen, nicht durch Bindewörter mit einander verbundenen Haupt- und Beschaffenheitswörtern (Substantiven und Adjectiven), und überhaupt zum Unterschiede der einzelnen Theile einfacher Sätze. 2) Das Semikolon (;) (Punktstrich, Strichpunkt) bestimmt mehr als das Komma, aber weniger als das Kolon. Es steht in den Sätzen und Perioden, welche aus mehreren Gliedern bestehen, besonders wenn diese Glieder von einiger Länge sind; besonders aber, um den Nachsatz von dem Vorderatz in solchen Sätzen zu trennen, welche eine Ursache, Erklärung, Einschränkung und Folgerung enthalten, gewöhnlich vor den Worten: aber, denn, allein, wiewohl, indessen, dennoch, nur, hingegen u. f. w. 3) Das Kolon (:) (Doppelpunkt), steht vor einem Nachsatze, wenn der Vorderatz zusammengesetzt, besonders, wenn er durch ein Semikolon oder mehrere abgetheilt gewesen; wenn man seine eigenen oder eines Anderen Worte unmittelbar anführt, und die Anführung vorher anzeigt; wenn man Beispiele anführt, oder eine oder mehrere Sachen gleichsam aufzählt; und wenn sich der Sinn oder die Kraft einer ganzen Stelle in einem einzigen Worte, oder in einigen Worten concentrirt. 4) Das Punktum (.) (Schlusspunkt) steht am Ende jedes

vollständigen Satzes, der weder eine Frage noch einen Ruf enthält; und als Abkürzungszeichen bei unausgeschriebenen Worten, nach bloßen Anfangsbuchstaben von Worten und Namen, und bei Zahlen; jedoch richtig nur bei Ordnungszahlen, oder bei solchen Grundzahlen, die für Ordnungszahlen gelten; wohin besonders auch die Jahrzahlen gehören. Mehrere neben einander gesetzte Punkte bezeichnen einen abgebrochenen, unvollendeten Satz, oder im umgekehrten Falle die Mangelhaftigkeit einer Rede von vorn herein, oder überhaupt andre Lücken, z. B. nach Anfangsbuchstaben von Namen, die man aus guten Gründen nicht ausschreiben will. 5) Das Fragezeichen (?) (Fragpunkt) dient, den Ton der lebendigen Stimme in der Schrift zu ersetzen und wird nach jeder unmittelbaren Frage gesetzt. Wird aber eine Frage nur mittelbar oder erzählungsweise angeführt, so ist das Fragezeichen nicht nöthig. 6) Das Ausrufungszeichen (!) (Rufzeichen) wird an das Ende solcher Sätze gesetzt, welche einen Befehl, Aufruf, Wunsch, Verwunderung, Betheuerung; oder lebhaftes Gemüthsbewegung aussprechen; desgleichen nach allen Empfindungswörtern, wenn sie allein stehen, und nach allen Worten, wenn sie mit Affect ausgesprochen werden. Erstreckt sich der Ausruf auf den ganzen Satz, so erhält dieser das Ausrufungszeichen, und das Empfindungswort nur ein Komma, oder wird gar nicht unterschieden. Fehlerhaft steht es am Eingange der Briefe, sogleich nach der Anrede. Seine Verdoppelung als Zeichen der verstärkten Empfindung, oder des Tadelns (!! wohl gar!!!), so wie des Fragezeichens??), ist äußerst vorsichtig zu gebrauchen, und in dem bei weitem mehreren Fällen ein Beweis, daß der Schreiber bei der Stelle nichts empfand, oder zu sagen mußte. 7) Das Theilungs-, Trenn- oder Bindezeichen (: oder auch —) steht am Ende der Zeilen, um die durch den Raum verursachte Trennung der zu einem Worte gehörenden Sylben anzudeuten, ferner zwischen zwei Begriffen, die zwar zu Einem Ganzen verbunden sind, die man aber, da jeder seinen eignen Ursprung und seine besondre Abstammung hat, isolirt denken und verstehen kann; oder wenn man bei einem zusammengesetzten langen Worte die Etymologie (Ableitung) desselben anzeigen, und seine Leichtigkeit Uebersicht, so wie das richtige Lesen desselben befördern will; oder wenn mehrere vorhergehende Worte sich auf ein gemeinschaftliches Schlusswort beziehen. 8) Die Parenthese ( ) oder [ ] auch durch — (Einschluß, Einschließungszeichen) wird gebraucht, wenn ein eingeschobener Nebensatz von der übrigen Rede unterschieden werden soll, desgleichen bei erklärenden Beisätzen und Beiwörtern, und wenn man einen ganz fremdartigen Begriff, nach einer eignen und von dem andern Satze verschiedenen Stellung und Konstruktion, in die Mitte setzt. Das Zeichen [ ] braucht man besonders auch dann, wenn man mitten in der angeführten Rede eines Andern etwas anzumerken hat, damit der Leser dies nicht für eine in die Rede selbst gehörige Parenthese halte. 9) Der Gedankenstrich (—) Querstrich, Pause) findet da seine Anwendung, wo man die Aufmerksamkeit des Lesers auf einen Gedanken, auf eine sonderbare Wendung, oder auf einen Gegensatz rege machen, oder auch eine längere Pause im Reden andeuten will. Auch steht es zwischen Sätzen, welche zwar eine gewisse innere Verwandtschaft unter einander haben, aber ohne genauere äußere Verbindung zusammengestellt sind. Desgleichen wird es gebraucht bei plötzlicher Abweichung von der angefangenen Konstruktion (Anacoluthon). 10) Das Anführungs- oder Citationszeichen („“) steht zur Bezeichnung unmittelbar angeführter fremder Worte und Reden, angeführter Bücherstellen, Beispiele u. s. w. sowohl bei ganzen



Sätzen als bei einzelnen Worten. 11) Der Apostroph (') (Abkürzungszeichen) bezeichnet die Weglassung eines Vokals, besonders de, e und i, seitner einiger andern Buchstaben (z. B. bei'm statt bei dem). Man darf ihn, außer in Gedichten, nur sehr vorsichtig brauchen. Es gab eine Periode, in welcher, durch blinde Nachahmung des humoristischen Wandsbecker Boten, der Apostroph so sehr an der Tagesordnung war, daß man seinen häufigen Gebrauch für ein echtes Kennzeichen des Wises hielt. 12) Das Abkürzungszeichen (p oder pp, ic., etc.) steht am Ende eines Satzes, anzudeuten, entweder daß derselbe unvollendet sey, oder daß man sich zu dem Gesagten noch mehreres ähnliche hinzudenken könne. Außer diesen Zeichen kann man weiter keine zu den Interpunktionen rechnen; denn die Anmerkungszeichen (\* †), der Paragraph (§), Eintheilungszeichen (entweder durch Buchstaben oder durch Zahlen), Tonzeichen, und Fortweisungszeichen (f. fg. ff.) sind nur Hilfsmittel zum bessern Verständniß des allgemeinen Sinnes einer Schrift oder einzelnen Stelle, beziehen sich aber nicht auf den oben aufgestellten herrschenden Begriff der Interpunktion. A—s.

Interregnum (Zwischenreich), s. d. Art., Vicariat und Reichsvicarien.

Intervall ist die Verschiedenheit der Geschwindigkeit bei den Schwingungen zweier Töne. Das Zahlenverhältniß der Schwingungen, welche bei zwei Tönen in derselben Zeit geschehen, heißt das Converhältniß. Das Gehör empfindet nämlich die Resultate dieser Verhältnisse eben so, wie das Auge die mehrere oder mindere Einfachheit oder Symmetrie zweier Verhältnisse im Raume, ohne die Verhältnisse selbst erst zu messen oder zu berechnen. Ein Converhältniß ist consonirend, wenn die Schwingungszahlen in sehr einfachen Verhältnissen stehen; alle diese Verhältnisse lassen sich durch die Zahlen 1 bis 6 oder deren Verdoppelungen ausdrücken. Die dissonirenden Converhältnisse sind weniger einfach; die brauchbaren beruhen auf Multiplicationen oder Divisionen dieser Zahlen unter sich. Die consonirenden Verhältnisse sind dem Ohre für sich angenehm; die dissonirenden aber nur, wenn sie sich auf etwas einfacheres beziehen, und zu etwas einfacherem übergehn. Y.

Intoleranz, in der Moral, ist die Bereitwilligkeit, das Recht eines andern, eine verschiedene religiöse Meinung zu haben, kränken zu wollen. Da nämlich die Religion eine moralische Gemüthsstimmung ist, welche nur durch Freiheit erworben werden kann; so hat auch ein jeder das Recht, sich hierin dieser Freiheit nach eigenem Gefallen zu bedienen, wenn er nur kein öffentliches Vergerniß dadurch gibt. Intoleranz ist ein Laster, welches aus Irthum oder Scheinreligiosität entsteht. Es kann dabei kein Mensch berechtigt seyn, einen andern zu zwingen, daß er sich zu irgend einer Religion bekennen soll, die Zwangsmittel dazu mögen nun öffentliche, z. B. Verfolgung, oder geheime seyn, z. B. Bestechungen. Auch darf kein Mensch dem andern deswegen ein Uebel zufügen, weil er sich von einer Kirche trennt und entweder für sich selbst, oder in einer andern Kirche seine Religionsübung anstellen will. Nur darf man den Gegensatz von Intoleranz, die Toleranz, nicht mit Indifferentismus verwechseln, wie dieses oft zu geschehen pflegt. Dieser ist Gleichgültigkeit in Hinsicht aller Religion, sowohl der eignen, als der fremden. Ein Mensch, dem es gleichgültig ist, zu welcher Religion er sich bekennt, besitzt ganz falsche Begriffe von dem Zwecke derselben. Und ein Mensch, dem es gleichgültig ist, was andere für eine Religion haben, muß entweder gar nicht wissen, welchen Einfluß Religion auf Sittlichkeit hat, oder es ist

ihm auch dieser Einfluß gleichgültig. Im ersten Falle ist er übel unterrichtet, und im zweiten kann er kein guter Mensch seyn: denn einem solchen darf die Wirkung der Religion auf Sittlichkeit unmöglich gleichgültig scheinen. Daraus folgt aber nicht, daß derjenige, dem es nicht gleichviel ist, welche Religion seine Nebenmenschen haben, unerlaubte Mittel anwenden dürfe, um diesen die seinige mit Gewalt aufzudringen. Es kann ihm wehe thun und er kann wünschen, daß sie besser belehrt seyn möchten, auch, wenn er Beruf dazu hat, den Weg der Belehrung einschlagen; nur muß er sich aller gewaltsamen Mittel enthalten. Wollte, z. B., ein Christ einen Juden mit Gewalt zwingen, sich taufen zu lassen; so könnte dieser mit gleichem Rechte ihn zwingen, sich beschneiden zu lassen. Dies sind etwa die Grundsätze über Toleranz und Intoleranz, wie sie gewöhnlich aufgestellt zu werden pflegen: doch leugnen wir deshalb im mindesten nicht, daß diesen Grundsätzen, wenn man sie streng ins Auge fassen will, eine auffallende Inconsequenz inwohnen möchte. Zuvörderst darf nicht unbemerkt bleiben, daß die Geistesfreiheit, die eigentlich jedes Menschen Erbtheil seyn sollte, da, wo von Religion die Rede ist, mit der bürgerlichen Freiheit, die durch den Staat bedingt wird, in auffallende Berührung geräth. Denn da die Religion nicht bloß in Gesinnungen besteht, sondern da sie auch gewisse äußere Handlungen, um diese Gesinnungen auszudrücken, nothwendig macht; so scheint daraus hervorzugehen, daß der Staat, als solcher, das Recht haben dürfe, jeden Bürger zur Ausübung jener Handlungen, die nun einmal als äußere Symbole der innern Gesinnung in jeder Religion vorgeschrieben sind, gesetzlich zu zwingen. Religion ist nun einmal als unerlässliche Stütze jedes Staats, oder vielmehr jeder bürgerlichen Gesellschaft angenommen und aufgestellt worden. Denn, man sage, was man wolle: die Moralität des großen Haufens, dem weder Erziehung noch Unterricht eine Fertigkeit in der Ausübung moralischer Grundsätze verschafft haben, würde ohne den Zaum der Religion zum Nachtheile der bürgerlichen Gesellschaft auf eine sehr bemerkbare Weise gefährdet werden. So sehr auch gewisse Eiferer die Religion, als Religion und nur durch die, ihr inwohnende heilige Kraft, und nicht als politisches Zwangsmittel, gehegt und gepflegt wissen wollen; so kann dennoch kein Denker in Abrede seyn, daß sie, außer dem höhern Zwecke, den Menschen zum Ebenbilde Gottes zu machen, auch noch zur Ruhe und Beförderung der bürgerlichen Ordnung beitragen könne und auch müsse. Wenn diese Behauptung, wie wir glauben, zu einem unumstößlichen Grundsatz, dem keine Erfahrung zu widerstreiten vermag, geworden ist; so folgt daraus, daß der Staat, als solcher, allerdings verpflichtet sey, die Ausübung der in demselben herrschenden Religionen zu berücksichtigen und sie, so viel als möglich, zum Augenmerke seiner politischen Gesetzgebung zu machen. Wenn wir diesen Grundsatz streng ins Auge fassen; so wird uns, ohne daß wir deshalb zu fanatischen Schwärmern werden dürfen, die Nothwendigkeit einleuchten, daß der Staat allerdings über die äußere Ausübung der in derselben herrschenden Religionen zu wachen habe und daß ihm, in diesem Sinne genommen, nichts weniger als eine absolute Toleranz zuzumuthen stehe. Wir verwahren uns hiermit aber feierlich vor dem Verdachte, als wollten wir dem Staate auch auf die Meinungen, in so fern diese Meinungen bleiben, Einfluß gestatten: nein, der Staat darf den Bürger höchstens nur zu der äußern Ausübung der in demselben herrschenden Religionen anzuhalten berechtigt seyn, ohne deshalb auch nur im geringsten über die Meinungen desselben Gesetzen zu wollen. Auch verträgt sich überall mit einem wahren, regen Eifer,

den wie für alles Wichtige, also auch für die Religion, haben sollen, keine absolute Toleranz, welche, im eigentlichen Verstande, nichts als absolute Gleichgültigkeit für alles Vorhandene genannt werden muß. Diese Gleichgültigkeit, oder dieser Indifferentismus, pflegt auch gewöhnlich nur solchen Individuen gegeben zu seyn, die; in eine gewisse Unthätigkeit und Schläftheit der Seele versunken, weder für die Tugend, noch für das Laster ein eigentliches Interesse fühlen und von beiden gleich wenig gerührt werden können. Es bedarf keines Beweises; daß dergleichen Personen weder im Morallischen noch im Religiösen jemals etwas Grobes, etwas Erhabenes, etwas das Wohl der Menschheit Forderndes unternehmen werden. Dabei kann auch die gewöhnliche Denkungsart solcher Individuen; vermög welcher nur darum die fremde Kluge nicht gestört werden soll. damit die kluge erhalten werde, zu keiner Artweise für diejenigen des Menschen selbst mit Aufopferung ihres eignen Stande sind. Die eigentliche Toleranz, d. h. die welche alles, was da geschieht; für gut erklärt und in seinem Handeln gestört werden soll, wenn er nur nicht, möchte er auch für ewige Zeiten das Entzerrung soll weder in der Religion, noch in der Moral, eben, noch überall irgendwo in den Bestrebungen werden.

Pq.

zeichnet im Allgemeinen die Eigenschaft, den Ton zu geben. Daraus geht hervor, daß sie zweierlei sey, nämlich Stimme und dann zweitens die eines jeden Intonation der menschlichen Stimme; unter welcher man verstehen kann, ist die der höchsten (der Reinheit derselben (reden) der größte Theil ge finden; in die reine; ing eines jeglichen Sei

der höchsten  
is der ersten  
as abhängt;  
le erste und  
n; rühre er  
le her, das  
n nicht reizt  
sten Tone

man von der reinen, gedächtesten und kunstig  
Doch keinen Geschmack abgewinnen kann, wenn  
ist, d. h., wenn sie entweder etwas über oder

schwebt. Die Ursache des unreinen Intonation, welches man im Ital  
Ursachen tonare; und im Französischen detonor, im Deutschen auch  
manchmal mit einem sehr gewöhnliche  
den; nennt, ist immer noch hinläng  
fehlerhaft oder nicht genugsam gebild  
ger gekannt, die bei einer wahrhaft l  
überhaupt bei allen Vorträgen einer  
benen Virtuosität, nicht selten in den  
frien, diesen selbst erkannten und ihn doch nicht verbessern konnten. Es  
achtet dabei, als liege die Ursache dieses Fehlers mehr in einer momen  
tanen körperlichen Sache, als in der Ungebildetheit des Gehörs.  
Denn sey wie ihm wolle so ist das Studium der reinen Intonation des  
höchste und notwendigste Erforderniß bei der Erlernung des Gesanges,  
und sie kann nur auf die einzige Weise zweckmäßig erlernt und mit Erfolg  
angelehrt werden, wenn der Lehrling nicht, wie es meistens zu gesche  
hen pflegt, mit geschwinden Noten, oder gar mit Traversen, Arrien, son  
dern mit dem langsamen Anshalten der einzelnen Töne (Eingeln der  
Scala, oder Sollegaten) beginnt. Denn wird die menschliche Stimme,  
ehe sie durch angestrenzte Übung zur Festigkeit des qualitativen Tones  
gelangt, gezwungen, eine Quantität der Töne hervorzubringen; so muß

sie natürlich in sich selbst zerbrechen und zu jeder Leistung von kräftiger, gediegener Intonation gänzlich unfähig gemacht werden, wie etwa, um mich eines recht menschlichen Beispiels zu bedienen, ein Kind die Beine verrenkt, wenn es entweder zu früh, oder ohne stufenweise Gewöhnung, zum Gehen gezwungen wird. Da wir keine eigentliche Singschulen, im Sinne der Italiäner, in Deutschland besitzen! so wird daraus begreiflich, warum der Gesang im Allgemeinen, besonders aber die Fertigkeit in geschwinden Passagen, so wie die reine Intonation der einzelnen Noten, bei weitem weniger in Deutschland, als in Italien, zur Kunst ausgebildet worden ist. In Italien, wo das Solfeggiren ein anhaltendes, jahrelanges Studium, ja, den vornehmsten Theil der Singkunst, ausmacht, ist es allein möglich, diejenige Fertigkeit und Birsamkeit der Stimme zu erhalten, die wir bei den Italiänern bewundern, bei den Deutschen hingegen, mit einigen wenigen Ausnahmen, gänzlich vermissen, eine Fertigkeit, die so offenbar ein charakteristisches Kennzeichen fast aller italienischen Stimmen ist. Die Intonation der menschlichen Stimme ist also nicht allein die Kunst, die Reinheit des Tons hervorzu bringen, sondern sie besteht auch, wie aus obigem erhellt, in der Fertigkeit, die Töne schnell und mit Leichtigkeit hinter einander anzugeben, und dies ist die zweite Art der Intonation, wenn von der menschlichen Stimme die Rede ist. Was die Intonation der Instrumente anbetrißt; so ist diese allerdings auch einer großen Schwierigkeit unterworfen, besonders bei den Blasinstrumenten, auf denen ein reiner und schöner Ton weit seltener ist, als auf den Saiteninstrumenten. Bei diesen hängt es bloß von der Führung unsers Arms, und von dem Instrumente selbst ab, ob wir einen reinen Ton hervorbringen, oder nicht; und den Arm können wir, nach abstracten Verstandsregeln, in unsrer Gewalt haben. Ganz anders verhält es sich jedoch mit der Intonation der Blasinstrumente: hier unterliegt dieselbe nicht allein der Fähigkeit des Mundes, welche durch Trockenheit der Lippen oder durch eine andere vorherrschende Disposition des Körpers, bedingt werden kann; sondern die augenblickliche Beschaffenheit des Instruments, welche der jedesmaligen Einwirkung der Luft unterworfen ist, stellt dem Künstler eine neue und noch weit wichtigere Schwierigkeit entgegen. Daraus erhellt nun, daß, wie bereits eben gesagt worden, die Intonation der Blasinstrumente bei weitem schwieriger sey, als diejenigen der Geigeninstrumente. Die Erfahrung bestätigt dieses: denn gegen zehn erträgliche Geiger, die uns mehr oder minder Genüge leisten, liefert die musikalische Welt kaum einen Künstler, der im Stande wäre, auf einem Blasinstrumente einen ähnlichen Effect hervorzubringen. So wie nun die menschliche Stimme durch Aushalten der einzelnen Töne (Solfeggiren, Scalasingen) nur einzig und allein in den Stand gesetzt werden kann, eine reine und geläufige Intonation zu gewinnen, eben so muß das Studium des Künstlers auf dem Blasinstrumente unablässig dahin gerichtet seyn, durch langsame und im Anfange der Lippen auf das sorgfältigste beobachtete Intonation Schönheit und Leichtigkeit des Tons sich zu eigen zu machen.

Pq.

Intrade (ital. intrada) ist ein aus vollstimmiger Instrumentalmusik bestehender kurzer Satz, der einem größern Tonstücke oder überhaupt einer theatralischen Handlung zur Einleitung dient, und der mehrentheils einen ernsthaften oder feierlichen Charakter behauptet. Ursprünglich scheint die Intrade von den Trompetern herzurühren, die mit ihren Instrumenten ein tönendes Geräusch machen und dadurch die Aufmerksamkeit der Menge auf die folgende öffentliche oder theatralische Handlung rege

machen mußten. Nach und nach wurde dies Anfangs bloß mechanische Hülfsmittel künstlerisch behandelt, wo man dann zu den Trompeten auch noch die übrigen üblichen Instrumente hinzufügte. So entstanden endlich die charakterisirten Einleitungsmusiken, die wir jetzt Ouvertüren und Sinfonien (s. d. Art.) nennen. Endlich bezeichnet man mit dem Worte *Intrade* das lärmende und an keine bestimmte Melodie gebundene Unter- einanderblasen eines Trompetercorps, welches sich am Ende in ein sanftes Aushalten der Dominante, ihrer Terzen und Quinten verwandelt.

**Invaliden** heißen diejenigen Offiziere und Soldaten, welche im Kriege verstümmelt und zum fernern Dienen untauglich gemacht sind. Mehrentheils werden sie in einem öffentlichen Gebäude vom Staate lebenslänglich erhalten. Schon bei den Alten findet man Spuren von einer ähnlichen Anstalt. Die Athener hatten ein besonderes Gesetz, welches gebot, diejenigen, welche im Kriege verstümmelt waren, auf öffentliche Kosten zu ernähren. Auch die Römer gaben den Invaliden einigen, obgleich geringen Unterhalt. Späterhin wurden sie lange Zeit in den Klöstern versorgt. Das erste Invalidenhaus wurde in Frankreich errichtet, wo König Philipp August zuerst einen Plan zu entwarf. Allein da der Papst Innocentius III. nicht erlauben wollte, daß dieses Institut unter der Gerichtsbarkeit des Bischofs stehen dürfte, so wurde dies Veranlassung, daß der König seinen Plan gänzlich aufgab. Erst Ludwig XIV. führte diesen Gedanken aus, und ließ im Jahre 1669 zu Paris am Ende der Vorstadt St. Germain ein prächtiges Invalidenhaus (*aux Invalides*) auführen, in welchem 3000 Gemeine und 500 Offiziere verpflegt werden. Es hat seine eigene Kirche, ein Krankenhaus, seinen eigenen Gouverneur, Major und andere Offiziers. Man hält nicht allein eine ordentliche Wache in demselben, sondern es werden auch alle andere Formalitäten, die in einer Festung üblich sind, darin beobachtet. Derjenige Soldat, der wegen Armuth und Schwäche darin aufgenommen werden will, muß zehn Jahr gedient haben. Die Invaliden dürfen kein Gewehr tragen, außer die, welche auf der Wache sind. In der ersten Zeit der Revolution hat zwar diese Anstalt gelitten, ist aber nachdem, während des Kaiserthums, zweckmäßiger als je eingerichtet worden. In den letzten Zeiten des Königthums sollen in demselben die ärgsten Mißbräuche und die ungeheuersten Veruntreuungen geherrscht haben. — Das ansehnliche Invalidenhaus zu Berlin hat Friedrich der Große 1748 erbauen lassen.

**Inventarium** heißt ein jedes richtige Verzeichniß aller einzelnen Sachen, welche das bewegliche Capital eines Menschen ausmachen, er mag dasselbe nun selbst in seiner Verwahrung und Verwaltung behalten, oder einem Andern anvertraut haben, um Rechnung darüber zu führen. Dergleichen Verzeichnisse werden z. B. bei Kaufleuten jährlich unter dem Namen *Inventur*, bei Antretung einer Vormundschaft über das Vermögen des Mündels, bei Sterbefällen über die Verlassenschaft des Verstorbenen, bei Uebnahme eines erkauften oder ererbten Gutes, bei Pachten ic. verfertigt. Bei Landgütern aber macht das eigentlich sogenannte *Wirthschafts-Inventarium*, oder das Verzeichniß des beweglichen Capitals, einen wesentlichen Bestandtheil derselben aus, weil ohne die Summe von beweglichen Mitteln die landwirthschaftliche Production, oder die Bearbeitung und Benutzung des Grundcapitals eines Landgutes, nicht statt finden kann. In dieser Rücksicht wird das *Wirthschafts-Inventarium* eingetheilt 1) in das *lebendige* oder *Wies-Inventarium*, auch *Moventen* (*res sese moventes*) genannt, wozu alles Zug-, Last-, oder Arbeits-, Nutz- und Zucht-Vieh gehört,

und 2) in das todtte oder leblose Inventarium, auch Fahrniß oder Mobilien (res mobiles) genannt, zu welchem man die Summe aller leblosen Dinge und Sachen, z. B. Geräthe, Werkzeuge, Maschinen, Schränke u. rechnet, welche durch Menschen und Thiere fortgebracht und in Bewegung gesetzt werden müssen. X.

Investitur hieß die Belehnung, durch welche Bischöfe und Aebte sich, seit das Lehnswesen bestand, von ihren Landesfürsten in den Genuß ihrer Kirchengüter einsehen lassen mußten. Diese Belehnungsstätte hatte ihren Grund in dem Umstande, daß viele dieser Güter erst von dem Landesfürsten verliehen, und ihre jederzeitigen Besitzer daher als Vasallen derselben zu betrachten waren. Weil die Fürsten sich aber nicht begnügten, die Zeichen dieser Belehnung, Ring und Krummstab, an die Bischöfe und Prälaten zu überreichen, sondern dadurch auch Einfluß auf die Besetzung dieser geistlichen Aemter zu erlangen gewußt hatten, griff der Papst Gregor VII. das Investiturrecht der Fürsten an, und erregte dadurch den Investiturstreit, einen langwierigen Kampf zwischen Kirche und Staat, der von ihm und seinen Nachfolgern mit abwechselndem Glücke gegen die Fürsten der katholischen Staaten geführt, und für Deutschland erst durch das Wormser Concordat 1122 (wo der Kaiser auf die Wahl und Investitur der Bischöfe und Aebte Verzicht leistete, und sich nur die Bestätigung ihrer Wahl und ihre Belehnung mit den Regalien, durch Ueberreichung des Scepters, vorbehielt) beigelegt wurde. Seitdem üben die Capitel und Klöster in Deutschland das Recht einer freien Wahl ihrer Bischöfe und Prälaten aus, in den übrigen katholischen Staaten ist aber, obgleich die Abschaffung der Investitur von den Landesfürsten verlangt wurde, doch ihr Einfluß auf diese Wahl in neuern Zeiten wieder entscheidend geworden. E.

Io, eine Tochter des Inachus, nach andern des Argus Panoptes, oder des Jasus, oder des Pirenis, oder des Neptun und der Pytho, der Argia, der Ismene, der Leucane oder der Halirrhoe, war ein besonders schönes Mädchen, in welches sich Jupiter verliebte. Sie wollte anfangs seine Wünsche nicht erhören; als sie aber von ihm in einen dicken Nebel gehüllt wurde, gewährte sie ihm ihre Umarmung. Trotz dieser Verhüllung merkte Juno die Untreue ihres Gemahls, und wollte beide auf der That überraschen. Aber Jupiter verwandelte seine Geliebte sogleich in eine schöne weiße Kuh; Juno erkannte jedoch die Io, und bat sich die Kuh von ihrem Gemahle zum Geschenk aus. Jupiter, nichts Arges ahnend, gewährte ihr die Bitte, und Juno nahm die Kuh mit sich und gab ihr den hundertäugigen Argus zum Hüter. Jetzt reuete den Jupiter seine Willfährigkeit; aber die That war nicht ungeschehen zu machen. Um jedoch die Io zu befreien, gab er dem Mercur den Auftrag, den Argus zu tödten. Dieser richtete zwar den Auftrag glücklich aus; in dem Augenblicke jedoch, wo sich Io in Freiheit glaubte, ward sie von der Juno wahnsinnig gemacht und rastlos durch die ganze Welt getrieben. Sie sprang ins ionische Meer, kam nach Illyrien, setzte über den Hæmus, durchstreifte Thracien, schwamm durch den thracischen Bosphorus nach Asien, streifte durch Scythien über den Caucasus, und kam endlich nach Aegypten. Im caucasischen Gebirge kam sie zum Prometheus, der sie tröstete und ihr den Weg zeigte, den sie nehmen sollte. Dieser Weg wird im Prometheus des Aeschylus weitläufig beschrieben. In Aegypten endigten sich ihre Leiden; hier bekam sie ihre vorige Gestalt wieder, und gebahr den mit Jupiter erzeugten Epaphus. Diesen mußten jedoch, auf Anstiften der Juno, die Kureten verbergen, welche dafür vom Jupiter mit dem Blitze erschlagen

wurden. Nach langem Suchen fand endlich Jo ihren Sohn in Syrien wieder, und kam mit demselben nach Aegypten zurück, wo sie der König Telegonus zu seiner Gemahlin nahm. Sie ward nun zur Göttin, und die Aegyptier verehrten sie unter dem Namen Isis.

**Jocaste** (*Epicaste*), eine Tochter des Mendceus, Schwester des Creon und Gemahlin des thebanischen Königs Lajus, dem sie den Oedipus gebahr. Nachdem dieser seinen Vater Lajus unwissend erschlagen, und das Räthsel der Sphinx gelöst hatte, bekam er zur Belohnung die Jocaste, seine eigne Mutter, zur Gemahlin. Diese Täuschung wurde bald entdeckt, und Jocaste erhing sich aus Verzweiflung selbst.

**Jon**, ein Sohn des Ruthus und der Kreusa, einer Tochter des Erechtheus. Im gleichnamigen Trauerspiele des Euripides wird von seiner Geburt und seinen Jugendschicksalen folgende Mythe erzählt. Jon war eigentlich kein Sohn des Ruthus, sondern des Apollo, der ihn heimlich mit Kreusa erzeugt hatte. Diese legte das junge Kind in ein Kästchen, und setzte dasselbe in die nämliche Höhle, in welcher sie vom Apollo umarmt worden war. Auf Bitten desselben brachte Mercur das Kind zu der delphischen Pythia, wo es erzogen wurde. Indessen hatte Kreusa den Ruthus geheurathet. Da sie aber keine Kinder von demselben bekam; so ersann Apollo den Plan, den jungen Jon dem Ruthus als seinen eignen Sohn zu übergeben. Die Gelegenheit zur Ausführung dieses Vorhabens fand sich, als Ruthus wegen seiner Kinderlosigkeit das Orakel um Rath fragen ließ. Dies gab ihm zur Antwort, er habe bereits einen Sohn, und derjenige, der ihm, aus dem Tempel gehend, zuerst begegnen würde, wäre es. Ruthus, der einstens bei einem Bacchusfeste zu Delphi ein Mädchen umarmt hatte, glaubte, der so eben gefundene Sohn sey eine Frucht jener Umarmung, und nahm daher denselben mit väterlicher Liebe auf. Da er, aus dem Tempel gehend, denselben zuerst gefunden hatte; so gab er ihm auch den Namen daher (*exionti*). Desto unzufriedener aber war seine Gemahlin mit dem neuen Erben, den sie für die Frucht irgend einer begünstigten Nebenbuhlerin hielt. Ja, ihr Haß ging so weit, daß sie sogar bei einem Gastmahle, welches der freudige Ruthus hatte anstellen lassen, den Jon vergiften wollte. Jon aber trank zum Glück den Giftbecher nicht; sondern opferte ihn den Göttern. Eine Taube, die von dem ausgegossenen Tranke kostete, und gleich darauf starb, entdeckte das schreckliche Vorhaben der Kreusa, und diese ward zur Steinigung verurtheilt. Sie floh zum Altare, und als Jon eben im Begriffe war, sie von demselben wegzureißen, brachte die Priesterin das Kästchen herbei, in welches ehemals Kreusa den so eben geborenen Knaben gelegt hatte. Sie erkannte es und zugleich ihren Sohn, nannte seinen Vater Apollo, und Minerva, welche die Aussage bekräftigte, betete beide, den Ruthus in dem Glauben zu lassen, als sey Jon sein wahrer Sohn. Jon zeichnete sich bald durch männliche Thaten aus, führte für seinen Großvater Erechtheus siegreich gegen die Eleusinier Krieg, und gewann dadurch die Liebe der Athener in einem so hohen Grade, daß ihn diese, nach dem Berichte einiger Schriftsteller, zu ihrem Könige erwählten. Dod findet man ihn unter der Reihe der athenischen Könige nicht genannt, wahrscheinlich weil er sich gegen die Söhne des Erechtheus nicht behaupten konnte. Dagegen erhielt er das Königreich Megalea, dessen Beherrscher Sellinus ihm seine Tochter zur Gemahlin gab, und ihn selbst an Kindes Statt annahm. Seiner Gemahlin zu Ehren baute er die Stadt Helice, und nannte das Land nach seinem eignen Namen Jonien, so wie die Einwohner desselben Jonier. — Jon, von Chios, ein griechischer

Schiffszähler und Vorker, lebte in der 3ten Stromsade. Er soll an 30 Len ieripole geschrieben und ausnehmend kritisch und experimentel geachtet haben. — Ion. aus Cyrenus, ein Rhododid.

Jonien hieß das ganze Land, in welchem sich die Jonier in Kleinasien ansiedelten. Es erstreckte sich zwischen den 3ten Parallel (30st Grad) und Rhodens (38st Grad) längs der Küste, den Thracien Lycaon und Lycien berühret. Gegen Westen gränzte es an Carien, gegen Süden an das Indische Meer, gegen Norden an Lycaon und gegen Osten an Lydien und an einen Theil Cariens Durch Hebung, Es heisset nach Herodotus auch Jonien nach einer der blühendsten Provinzen Kleinasiens. Es enthielt zwölf Städte, die zusammen einen Vertriebs bildeten, der unter dem Namen des Ionischen Vertriebs bekannt ist. Diese Städte hießen: Phocaea (ist ein Topa), Clazomenae (auf dessen Ruinen Priodra steht jetzt Prios), Chalcis, Teos, (ist jetzt Karakoi), (ist jetzt Sio Sion), Priene, Miletus das unter diesen die vornehmste und ganz Kleinasiens. Antanas war die Hauptstadt, indem mehrere kleine Könige hieselbst herrschten; der bald wurde sie zu einer demokratischen verwandelt. Jede einzelne Stadt mochte ihren eignen Staat haben, doch waren alle durch ein gemeinschaftliches Bund zu einem Ganzen vereinigt. Der ionische Bund wurde geschloffen, als Miletien und andere ahnliche Städte mächtig zu werden anfiengen. Die Abcorbenten jeder Stadt kamen alle Jahre bei einem Tempel des Neptun zusammen, welcher sich in einem heiligen Thale am Rufe des Perses (Nephele) nicht weit von Eröus befand. Nach einem heiligen Opfer, wobei ein Jamal und Priene den Vorsitz bildete, verhandelte man über die gemeinlichlichen Angelegenheiten des Bundes. Der Ort, wo diese Zusammenkunft geschah, oder auch die Stadt, ward Panionium genannt. Als das Ionische Königreich mächtig zu werden begann, wählten sich dem ersten mehrere Städte des Bundes unterwerfen; so Eröus unterwarf den ganzen ionischen Staat seiner Herrschaft. Doch erlaubte er ihnen fernher nach ihren eignen Gesetzen zu leben, nur mußten sie ihm einen jährlichen Tribut zahlen und Aufrüstungen senden. Als Cyrus den Eröus mit Krieg überzog, lud zuerst sie ein, mit ihm gegen den ionischen König gemeinschaftliche Sache zu machen, doch wollten die Jonier die Väterlichkeit des Eröus nicht verlassen, und verworfen Cyrus Vorträge. Nachdem dieser in der Schlacht bei Thymbra den Lydischen König besieg hatte, schickten die Jonier Gesandte an ihn ab, mit dem Vortrage, sich ihm unter den nämlichen Bedingungen, wie dem Eröus, zu unterwerfen. Aber sehr wenig Cyrus die Bitte der Jonier von der Hand, und bestand auf unbedingter Unterwerfung; doch wurden die Rhodier milder von ihm behandelt. Von Rhodien sich die Jonier zum Kriege gegen den Cyrus, wurden jedoch entlich, trotz allem muthigen Widerstande, nebst den anderen ahnlichen Städten, dem persischen Zeyte unterworfen. Daherent trugen sie die Gewalt der persischen Kräfte nur mit dem Willen und suchten nichts mehr, als das Joch der Perser von sich abzuwälzen. Die Gelegenheit dazu suchte sich unter dem Perser Spontus, als sich zuerst die Rhodier zu erheben begannen. Dieser thaten sich die ahnlichen Städte an und verließen oder löbten die Städtehalter und Jörden der Perser. Dieses Unternehmen ward im Geheim von den eigentlichen Rülmen, bezogen sich von den Rhodern, kräftig unterstützt, ja, mit



Hülfe desselben eroberten die Empörer sogar die Stadt Sardos und verbrannten und zerstörten dieselbe. Da jedoch kurz darauf die Jonier von den europäischen Griechen verlassen wurden, mußten sie sich nicht allein von neuem unter das noch härtere Joch der Perser beugen, sondern sogar in dem nun zwischen den Griechen und Persern ausgebrochenen Kriege Hülfsstruppen gegen ihre eigne Landsleute stellen. Mit welchem Widerwillen sie dies thaten, bewiesen sie dadurch, daß sie durch ihr Benehmen in der Schlacht bei Salamis dem Themistocles den Sieg über die Perser zu erleichtern wußten. Nachdem die Perser zu wiederholten Malen von den Griechen geschlagen worden waren, empörten sich die Jonier nebst den andern asiatischen Griechen von neuem, worauf sie endlich mit Hülfe der Lacedämonier und Athener durch den cimonischen Frieden ihre Unabhängigkeit wieder erhielten. Aus Dankbarkeit gegen die Athener zahlten sie nun diesen einen jährlichen Tribut und schlossen mit ihnen ein Bündniß. Doch brachte ihnen dies eben keinen großen Vortheil; denn die Athener fingen nun an, die Jonier auf mancherlei Art zu drücken, den Tribut zu erhöhen und endlich sie gar zu zwingen, einen großen Theil der Kosten des peloponnesischen Kriegs zu zahlen. Endlich verloren sie gar unter Artaxerxes Mnemon ihre Freiheit wieder, weil sie diesen durch die Anhänglichkeit an den jüngern Cyrus gereizt hatten. Zwar wurden sie jetzt von den Lacedämoniern, besonders unter deren Anführer Agesilaus, glücklich gegen die Perser unterstützt. Da jedoch die Lacedämonier durch innere Kriege in Griechenland selbst genöthigt wurden, ihre Truppen aus Asien herauszuziehen und mit den Persern den berühmten antalcidischen Frieden zu schließen; so mußten die asiatischen Griechen das Opfer davon werden und auf neue persische Oberherrschaft anerkennen, unter welcher sie so lange verblieben, bis sie Alexander wieder frei von derselben machte. Von nun an genossen sie auch einer leidlichen Freiheit, bis endlich sich die Römer zu Herren von Asien machten und das reiche Jonien durch die unermesslichen Abgaben, die demselben auferlegt wurden, bald zu Grunde richteten. Doch verhinderte die Industrie der ionischen Städte, so wie ihre unterwürfige Schmeichelei gegen die römischen Despoten, den gänzlichen Verfall derselben und sicherte ihnen sogar eine Art ihres ehemaligen Wohlstandes. Die Macht der Saracenen vertilgte aber auch diese ihre letzte Blüthe. Die Jonier waren als das verzärtelteste, aber auch als das liebenswürdigste Volk unter den Griechen bekannt: beides eine Wirkung des sanften und heitern ionischen Himmels. Die Künste des Luxus und der Schwelgerei hatten bei ihnen den höchsten Gipfel erstiegen. Nicht weniger groß war der Ruf ihrer Verdienste um die Wissenschaften, die bei ihnen zuerst blühten, und worin sie die Lehrer der andern Griechen wurden. Ein Jonier, Homer, war wahrscheinlich der erste aller griechischen Dichter; der Arzt Hippocrates, die Maler Parrhasius und Apelles, und die Philosophen Thales, Pythagoras, Xenophanes, Anaxagoras u. s. w. waren Jonier. — Was die Geschichte der Einwohner Joniens selbst anbelangt; so hießen, wie man glaubt, die ersten Bewohner Griechenlands, die Pelasger, von einem gewissen Jon, den man aber mit des Ruthus Sohn Jon nicht verwechseln darf, Jonier, und zwar soll dieser Jon mit Javan, des Noah Enkel und Japhets Sohn, einerlei Person seyn. Andere Schriftsteller lassen nun aber die eigentlichen Jonier, die zu den Hellenen gehörten, von Jon, Ruthus Sohn, abstammen. Ruthus war nämlich von den Söhnen des Königs Erechtheus mit seiner ganzen Familie aus Athen vertrieben worden, worauf sich Jon auf der dürren Sandküste des corinthischen Meerbusens im Peloponnesus niedergelassen

hatte. Seine Nachkommen vermischten sich mit den schon vorhandenen Bewohnern und nahmen zusammen den Namen Jonier an, so wie sie ihr Land, das vorher Megalea hieß, Jonia nannten. Die Jonier waren ein fleißiges und betriebsames Volk, das in kurzem den dürren Boden des Peloponnesus in einen fruchtbaren verwandelte und sich in einen Zustand der Wohlhabenheit zu versehen wußte. Schon im Peloponnesus theilten sie sich in zwölf Stämme und wohnten in zwölf verschiedenen Städten, die zusammen einen republikanischen Staat ausmachten. So blieb ihre Verfassung bis zu der Eroberung des Peloponnesus durch die Heracliden. Denn als die Achaer von diesen aus Argos und Lacedämon vertrieben wurden; so wollten sie sich anfänglich zu den Joniern retten. Da sie jedoch von diesen nicht aufgenommen wurden; so eröffneten sie sich mit Gewalt den Einzug in das Land derselben und vertrieben die Jonier daraus. Diese zogen nun nach Attica, wo sie bis zum Jahre der Welt 2930 friedlich wohnten. Allein da der Raum dieses Landes ihnen zu enge wurde und sie ihren ehemaligen Wohlstand und ihre Unabhängigkeit nicht wieder zu erreichen glaubten, so ange sie da wohnen blieben; so beschloßen sie aufs neue ihren Wohnsitz zu verändern. Sie wählten daher die gegenüber liegenden reichen Küsten Asiens, welche theils von Barbaren, theils schon von griechischen Colonien, den Aeoliern, bewohnt wurden. Sie vereinigten sich daher mit mehreren unzufriedenen Athensern und einer Menge aus den verschiedensten Ländern herzuströmender Menschen und gingen unter Anführung des Neleus, des Codrus Sohn, glücklich nach Asien hinüber. Die dort wohnenden Barbaren leisteten nur schwachen Widerstand, und in kurzem sahen sich die Jonier im Besiz dieses reichen Erdstrichs und eben so vieler Städte, als sie im Peloponnesus gehabt hatten. Sie behielten hier den alten Namen Jonier bei und gaben dem Lande selbst den Namen Jonia.

Jonische Inseln, s. Sieben Inseln Republik.

Iphigenia, die Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra, oder nach andern eine uneheliche Tochter des Theseus und der Helena, aber von Klytämnestra an Kindes Statt angenommen, sollte, auf des Sehers Kalchas Rath, der Diana geopfert werden, als der Zorn derselben durch eine Windstille die griechische Flotte in Aulis zurückhielt. Sie wurde deshalb von ihrer Mutter unter dem Vorwande, daß sie mit dem Achilles vermählt werden sollte, abgeholt und zum Altare geführt. Aber in dem Augenblicke, wo der Opferpriester ihr den Todesstreich versetzte, war Iphigenia verschwunden und eine große schöne Hirschkuh lag statt ihrer auf dem Boden, deren Blut über den Altar strömte. Diana hatte sich ihrer erbarmt und sie nach Tauris entführt, woselbst sie sie zu ihrer Priesterin machte. Der grausamen Sitte des Landes gemäß, mußte sie hier jeden anlandenden Griechen opfern. Herodot erzählt, daß alle in Tauris ankommende Schiffbrüchige der Iphigenia selbst seyen geopfert worden. Man habe sie nach vollbrachtem Gebete mit einer Keule vor den Kopf geschlagen, diesen dann abgehauen und an ein Kreuz genagelt, den Körper selbst aber vom Berge des Tempels herabgestürzt. Als Iphigeniens Bruder, Orestes, hier ankam und die Bildsäule der Diana entführen wollte, sollte er ebenfalls der Göttin geopfert werden. Beide erkannten sich jedoch im Tempel, und nachdem sie sich wegen ihrer Rettung verathschlagt hatten, entführte Orestes glücklich Iphigenien und die Bildsäule der Diana. Diese letztere Begebenheit ist der Inhalt des Trauerspiels, Iphigenia in Tauris, von

**Euripides**, so wie die Opferung der Iphigenia selbst der Inhalt der Iphigenia in Aulis von eben demselben Dichter. Mehrere Völker behaupteten, daß sie den Dienst der taurischen Diana von der Iphigenia erhalten hätten. Sie selbst soll zuletzt nach der Insel Leuca gekommen seyn, und sich daselbst, nachdem ihr hier unsterbliche Jugend und der Name Orilochia ertheilt worden war, mit dem Schatten des Achilles vermählt haben. Nach dem Pausanias soll man ihr Begräbniß zu Mesgara gezeigt haben.

**Irene**, Kaiserin von Konstantinopel, gleich berühmt durch Geist und Schönheit, wie durch Lasterthaten, ward zu Athen geboren und im Jahr 769 mit Leo IV. vermählt, nach dessen Tode sie, mit Unterstützung der Großen, sich und ihren Sohn Constantin VI. Porphyrogenetes, der erst 9 Jahr alt war, auf den kaiserlichen Thron setzen ließ. Sie glaubte sich in dieser Würde durch Mordthaten befestigen zu müssen, und begann damit, die beiden Brüder ihres verstorbenen Gemahls, die eine Verschwörung gegen sie gestiftet hatten, hinrichten zu lassen. Damals bedrohte Carl der Große das morgenländische Kaiserthum; Irene wußte ihn jedoch durch Versprechungen hinzuhalten. Ja, sie widersetzte sich ihm endlich mit den Waffen in der Hand, ward aber von ihm im Jahr 788 in Calabrien aufs Haupt geschlagen. Ein Jahr vorher hatte sie die zweite große Kirchenversammlung zu Nicea zusammenberufen lassen, auf welcher besonders die Iconoclasten bekämpft wurden, welche auch, neben andern Secten, fast sämmtlich zu den herrschenden Religionssecten übergingen. Als Constantin herangewachsen war, entriß er, aus Eifersucht über die Macht seiner Mutter, dieser die Regierung, welche ihn dafür 797 hinrichten ließ. Irene war die erste Frau, die das morgenländische Kaiserthum beherrschte. Ihr Einzug in Constantinopel auf einem von Gold und Edelsteinen glänzenden Triumphwagen, ihre Freigebigkeit gegen das Volk, die Freiheit, welche sie allen Gefangenen ertheilen ließ, und andere von ihr gebrachte Kunstgriffe, waren jedoch nicht im Stande, sie vor den Folgen ihrer widerrechtlichen Thronbesteigung zu sichern. Sie hatte die Vatersbrüder ihres Sohns ermorden, mehrere Großen verweisen lassen, und so eben, um sich noch mehr auf dem Throne zu befestigen, den Entschluß gefaßt, Carl den Großen zu heirathen, als Nicephorus, der zum Kaiser ausgerufen worden war, sie auf die Insel Lesbos verwies, wo sie auch am 9ten August 803 verstarb.

**Iris**, der Regenbogen, ward von den Alten für ein Vorzeichen der Bitterung, besonders des Regens gehalten. Man glaubte, daß er aus dem Meere und aus den übrigen Gewässern in die Wolken ziehe. So glaubte man, daß er mit seinem Stierhaupte die Flüsse aufschlürfe, und daß besonders ein doppelter Regenbogen Regen bedeute. Ptolemaeus behauptet, der Regenbogen verkündige nach den Umständen bald Heiterkeit, bald Sturm, welches Seneca dahin bestimmt, daß er gleich nach Mittag einen starken Regen, gegen Abend Thau und Sprengregen, des Morgens aber Heiterkeit bringe.

**Irkutsk** ist die Hauptstadt in der Provinz und dem Gouvernement gleiches Namens in Sibirien, am Zusammenflusse des Irkut und der Angara, nicht weit vom See Baikal. Sie ist nach Tobolsk (s. d. Art.) die größte und wichtigste Stadt in ganz Sibirien, hat 2,800 Häuser, 20,000 Einwohner, und treibt beträchtlichen Handel, vorzüglich mit chineesischen Waaren. Die warmen Bäder im bargussinischen Districte des Gouvernements Irkutsk sind gegen rheumatische und scorbutische

Zufälle sehr heilsam, und werden daher häufig besucht. Zur Bequemlichkeit der Badegäste ist 1779 ein Dorf angelegt worden.

Irland (Ireland), bei den Einwohnern Erin, eine von den zwei großen britannischen Inseln, und getrennt von Großbritannien durch das irländische Meer. Es enthält 1,700 □ Meil. mit 4,400,000 Einwohnern, worunter 3,500,000 Katholiken. Im Norden und Süden finden sich mächtige Berge, die mittlern Gegenden aber sind durchaus flach und haben viel Seen und Sümpfe. Das Klima ist gemäßigt. Der Hauptnahrungszweig der Einwohner besteht in der Viehzucht, welche bei den schönen Weiden trefflich gedeiht. Auch die Bienenzucht ist bedeutend. Flachs und Hanf wird in vorzüglicher Güte gezogen und die Leinwand ist das einzige Fabrikat von Wichtigkeit, das hier verfertigt wird. Getreide wurde ehemals wenig, jetzt aber bei wachsender Volksmenge und Thätigkeit hinreichend für den Bedarf erbaut. Die Waldungen liefern nicht so viel Holz als gebraucht wird und die Schätze von Torf und Steinkohlen sind noch nicht genugsam benutzt, um die Einfuhr von außen her entbehrlich zu machen. Von Mineralien liefert die Insel nur Blei und etwas Eisen, auch Salz. Eingetheilt wird Irland in 4 Provinzen und 32 Grafschaften, nämlich I. Provinz Leinster: 1) Dublin, mit der Hauptstadt der ganzen Insel, Dublin; 2) Wicklow; 3) Wexford; 4) Kilkenny; 5) Carlow; 6) Kildare; 7) Queens; 8) Kings; 9) Louth; 10) East-Meath; 11) West-Meath; 12) Longford. II. Provinz Ulster: 13) Cavan; 14) Monaghan; 15) Armagh; 16) Down; 17) Antrim; 18) Londonderry; 19) Donegal; 20) Tyrone; 21) Fermanagh. III. Provinz Connaught: 22) Leitrim; 23) Sligo; 24) Mayo; 25) Roscommon; 26) Galway. IV. Provinz Munster: 27) Clara; 28) Tipperary; 29) Waterford; 30) Limerick; 31) Kerry; 32) Cork. In geistlicher Hinsicht enthält es 4 Erzbisthümer und 19 Bisthümer. Es finden sich von alten Zeiten her in der Insel dreierlei Stämme von Einwohnern: Spanier, in Kerry und in einem Theile von Limerick und Cork; Schottländer, im nördlichen Theile, welche noch die hochschottische Sprache reden; und Abkömmlinge der Angeln, in einem Distrikte bei Dublin. Der übrige Theil der Einwohner besteht aus gemischten Geschlechtern. Im Allgemeinen ist der Irländer sehr genugsam und dabei fröhlich und gesellig. Ueber den ältesten Zustand Irlands sehe man den Artikel *Hibernien*. Im 12ten Jahrhunderte wendete sich ein vertriebener Fürst von Leicester um Hülfe an König Heinrich II. und gab dadurch Veranlassung, daß die Engländer die ganze Insel eroberten, die bisher weder einem Ausländer noch auch nur einem gemeinschaftlichen Oberhaupt gehorcht hatte. Irland wurde dadurch in seinem Innern ruhig. Aber in den Kriegen der weißen und rothen Rose erklärten sich die englischen Vorsteher Irlands für das Haus York, und mußten durch Heinrich VII. mit den Waffen bezwungen werden. Dadurch bereiteten sie den Einwohnern den ersten harten Druck. Kaum hatten sich die Parteien versöhnt, als Religionswuth sie aufs neue entzweite. Die Irländer blieben dem Glauben ihrer Väter treu, während die Engländer entschieden zum Protestantismus übertraten. Argwohn auf dieser und Haß auf jener Seite erzeugten eine Erbitterung, die 1641 gegen 20,000 Protestanten binnen wenigen Monaten das Leben kostete. Die Furcht vor ähnlichen Gefahren dictirte nach gänzlicher Befiegung der Irländer die harten, seit 1691 gegen alle Katholiken in Irland genommenen Maßregeln, von denen man erst in den neuern Zeiten

zurückgekommen ist. Während des amerikanischen Krieges setzten es die Irländer, wiewohl nicht ohne Unruhen, durch, daß ihnen 1780 die freie Ausfuhr ihrer Wollarbeiten und überhaupt der freie Handel mit den brittischen Colonien, und im Jahr 1782 die Unabhängigkeit vom brittischen Parlamente, welchem das irländische gänzlich unterthan war, bewilligt wurden. Dennoch mußte sich der Hof, was die Regierung betrifft, seinen Einfluß zu erhalten. Der Vicekönig behauptete stets seinen Einfluß, und wie das irländische Parlament in eben die Rechte gesetzt wurde, welche das brittische (mit welchem es die nämliche äußere Einrichtung hatte) für England und Schottland besitzt, so fand auch bei demselben das nämliche Bestechungssystem, die nämliche Unterwerfung unter den königlichen Willen Statt. Die Irländer fühlten diese Bedrückungen wohl, aber ihr Mißvergnügen schlummerte, während ihr Wohlstand wuchs. Ihr Feld; vorzüglich der Kornbau stieg täglich höher; der Leinwandhandel erweiterte sich. Als aber die französische Revolution die Ideen von Freiheit und Gleichheit nach allen Seiten hin verbreiteten, zeigte sich die größte Empfänglichkeit dafür in Irland. Allenthalben im Königreiche bildeten sich Wigh-Clubs unter denen der zu Dublin der wichtigste war. Reform des Parlaments und Aufhebung aller Einschränkungen der Katholiken waren die beiden Hauptforderungen der Irländer. Die Regierung fand es der Klugheit gemäß, keine strengen Maßregeln zu ergreifen, sondern tolerante Gesinnungen zu äußern, und wirklich gelang es ihr dadurch, zur Zeit eine gewaltsame Empörung zu verhindern. Es wurde im irländischen Parlament eine Bill eingebracht, welche der königlichen Gewalt in Irland noch engere Gränzen als in England setzte; der König gab mehrere aus Irland gezogene Einkünfte auf, und die eigentlichen Bedrückungen der Katholiken wurden abgeschafft; nur Sitz und Stimme im Parlament wurde ihnen versagt. Die Gährung dauerte indeß fort. Eine Menge Anführer traten zusammen, die sich Defenders und vereinigte Irländer nannten, im Grunde aber Räuber unter der Maske der Reformatoren waren. Man streute aufrührerische Schriften aus, versprach französische Hülfe; in Dublin formirte sich ein militärischer Haufe. Dennoch wurde dem Ausbruche ziemlich vorgebeugt und zu Anfang des Jahrs 1794 waren die Irländer fast gänzlich beruhigt. Aber es erhoben sich im kurzen wieder Stimmen des Mißvergnügens. Die Regierung machte sich durch Auflegung neuer Taxen, durch angenommene Strenge und durch Begünstigung eines dem Reiche nachtheiligen Emigrationsplans, um Canada zu bevölkern, der Nation aufs neue verdächtig. Auch jetzt wurden die Unruhen gedämpft. Statt sie aber durch fortgesetzte Mäßigung und Nachgiebigkeit ganz zu stillen, schien es der Regierung vielmehr zu reuen, so viel nachgegeben zu haben. Sie ernannte im Jahr 1795 den Lord Carhampton zum Befehlshaber aller Truppen in Irland mit ausgedehnter Vollmacht, nach Gutdünken mit militärischer Gewalt zu verfahren, verschaffte sich eine Menge Anhänger im Parlament, und nahm alle Maßregeln, der Empörung zu begegnen. Diese brach 1796 aufs neue aus. Man entdeckte im Februar zu Dublin ein Complot, welches den Mord des Vicekönigs und eine förmliche Ummwälzung zur Absicht hatte. Die Defenders begingen die größten Ausschweifungen; vornehmlich brach im November im nördlichen Irland eine Rebellion aus, welche unter dem Namen der Kartoffelinsurrection bekannt worden ist. Sie wurde für den Augenblick zwar gestillt, allein das Feuer glimmte unter der Asche fort und 1798

erneuerte sich der Ausbruch, der höchst gefährlich hätte werden können; wenn die französische Unterstützung bedeutender gewesen wäre. Erst nach vielem Blutvergießen wurde die Ruhe durch die englischen Truppen und durch die Loyalisten (Englischgesinnten) wieder hergestellt. Das französische Hülfscorps von 1108 Mann mußte sich ergeben. Das englische Ministerium beschäftigte sich jetzt ernstlich mit den Maßregeln, wodurch allen ähnlichen Ausbrüchen für die Zukunft vorgebeugt werden könnte, und glaubte diesen Zweck am sichersten durch die Vereinigung Irlands mit Großbritannien unter Ein Parlament zu erreichen. Diese Vereinigung wurde im Jahr 1800 von Pitt durchgesetzt und begann mit dem 1sten Januar 1801. Irland schickte nun 4 geistliche und 28 weltliche Lords ins Oberhaus und 100 Repräsentanten ins Unterhaus des gemeinschaftlichen Parlaments, zahlt 2/17 der Staatsabgaben, behält vor der Hand seine ehemaligen Gesetze und Verordnungen, und hat statt eines Viceregents einen Lord-Generalstatthalter an der Spitze der Staats- und Justizverwaltung. Die Schuldenlast Irlands belief sich im Jahr 1807 auf 56,296,356 Pfund Sterling. Uebrigens vergleiche man den Art. Großbritannien, über die irländischen Katholiken aber den Art. Emancipation.

Irmensäule (Irmisul) ist eine von den alten Sachsen göttlich verehrte Bildsäule, welche einen nach Art der alten Deutschen völlig bewaffneten Mann mit einer Fahne in der rechten und einer Lanze in der linken Hand vorstellte. Diese Säule war das heiligste Idol unserer Vorfahren, und soll bei Eresburg, einer Hauptfestung der Sachsen (ungefähr im heutigen Paderborn), in einem heiligen Hain gestanden haben. Carl der Große zerstörte diese Festung im Jahr 772 und zugleich jenes Denkmal des Alterthums. Die Geschichte und Deutung der Irmensäule ist sehr dunkel: nach der gemeinen Meinung war sie zu Ehren des Herrmann oder Arminius, des Befreiers der Deutschen, errichtet worden; wahrscheinlich aber stellte sie das Bild einer vorzüglichen Gottheit unserer Vorfahren vor, vielleicht selbst des Wodan; und der Name Irmis oder Herrmann, welcher einen Kriegsmann bedeutete, wurde ihr beigelegt, weil Wodan der Gott des Kriegs war.

Irokesen oder Mohaker, fünf (vormals sechs) vereinigte freie Nationen in Nordamerika, deren jede ihre eigne republikanische Verfassung, doch unter einem allgemeinen Oberhaupte, hat. Sie wohnen im nordwestlichen Theile von Neu-York bis an den See Ontario, welcher Strich das Mohakerland genannt wird, in der Nachbarschaft von Pensylvanien und Maryland. Ihre Namen heißen: Mohawk, Onoputen (Oneidaer), Onondagaer, Kajugaer, Semelaer, Tuskarogaer und Sississogaer. Die Franzosen, so lange sie in Canada Nachbarn derselben waren, wie auch die Engländer, haben zum öftern, ungeachtet der mit ihnen geschlossenen Verträge, feindselige und grausame Anfälle von ihnen auszustehen gehabt. Die Zahl und Ausdehnung der Irokesen wird aber immer mehr eingeschränkt. Ihr Hauptort ist Onondago. Im Jahr 1700 zählten sie 54,550 Krieger, jetzt etwa 1500.

Ironie. Für dieses aus dem Griechischen entlehnte Wort (*Ἔironia*) haben wir kein entsprechendes deutsches, wenn wir nicht das von Campe erfundene: *Schaltsernst* dafür gebrauchen wollen. Man versteht unter Ironie jene Art des feinen Spottes, welche unter der Maske der treuherzigen Einsicht die Fehler, Inconsequenzen und Schiefheiten der anmaßenden Thorheit lächerlich macht, indem sie

gerade das Gegentheil zu thun scheint, welches weder ein böses Herz, noch einen schlimmen Zweck voraussetzt, und mit so viel Gutmüthigkeit und wahrer Urbanität geschehen kann, daß selbst der Belachte zum Mitsprechen genöthigt wird. Die Ironie kann sich aber auf doppelte Weise zeigen, einmal indem der Ironische sich stellt, als halte auch er die falsche Meinung oder Maxime für die wahre, während er sie doch durch immer stärkere Beleuchtung so gegen jene in Contrast stellt, daß sie unfehlbar als absurd erscheinen muß, oder indem er die Maske der Naivität vornimmt, wodurch die Ironie den Charakter der Schalkhaftigkeit erhält. In beiden Fällen liegt aber Schalksblauue, Ernst des Scheines, zum Grunde. Ueber den Gebrauch und die Behandlung der Ironie in der komischen und satyrischen Poesie hat bis jetzt das treffendste Wort Jean Paul gesagt in seiner Vorlesung der Aesthetik. Von der echten Ironie gibt es aber eine gewisse Abart, welche eben der Mittel, wodurch jene auf Belehrung und Besserung zielt, sich bedient, um mit andern ihr boshaftes Spiel zu treiben. Dieser Schlag von Leuten sind eiskalte, pöfliche, verschlagene Schälke, für nichts empfindlich als für die Ehre, jedem der ihnen aufstößt eine Nase drehen zu können. Sie halten bald die Larve der Einfalt, bald der offenen Medelichkeit vor, nicht sowohl um desto leichter zu berücken, (denn einer solchen Nothhilfe ihres Genies würden sie sich schämen) als um dadurch den auf sie lauenden Gegner zu entwaffnen. Die arglose Einfalt zum Narren zu haben, ist für sie eine königliche Lust; dem, der sich gescheidt dünkt, ein Bein unterzuschlagen, ihr höchster Ruhm, und ihr größter Triumph, daß sie wissen, jedermann hält sie für Schurken, und niemand darf es ihnen sagen.

**Irrational** nennt man in der Mathematik eine Größe, wenn sie nicht aus eben denselben gleichen Theilen zusammengesetzt ist, als eine andere. Ein **irrationales** Verhältniß ist ein solches, deren Größen kein gemeinschaftliches Maas haben. Diese Beschaffenheit der Größen selbst nennt man daher **Irrationalität**. M. L.

**Irrregular** ist überhaupt alles was von der Regel abweicht und dieser zuwider ist. In der Mathematik heißen Raumbgestalten **irregular**, wenn die Seiten oder Winkel oder Ecken oder Flächen nicht von gleicher Größe und Gestalt sind, im Gegensatz der **regularen**, bei welchen diese gleich sind. M. L.

**Irritabilität**, s. Leben.

**Irrlicht** oder **Irrwisch** heißt eine kleine leuchtende Luftererscheinung wie die Flamme eines Lichts, welche sich eben so zeigt, wie entzündetes Wasserstoffgas. Gewöhnlich erscheinen Irrlichter da, wo thierische Substanzen faulen, als auf Gottesäckern, Schlachtfeldern, Schindängern, in Sümpfen etc. Der leiseste Hauch der Luft bewegt sie fort, daher scheinen sie von einem Orte zum andern zu hüpfen. Wer sie nun in der finstern Nacht für wirkliche Lichter in Häusern hält und ihnen folgt, wird **irregeführt**; daher ihr Name. Der Aberglaube und die Unbekanntschaft mit der Natur hat sie in der Vorzeit zu bösen Geistern gemacht, welche die Menschen irre leiteten. In warmen Sommernächten werden sie öfterer gesehen, als im Winter, und sind überhaupt in südlichen und warmen Gegenden häufiger, als in nördlichen und kalten. In jenen sind sie auch größer, z. B. in Spanien oft 12 Fuß hoch. Ihre Natur ist noch unbekannt; wahrscheinlich bestehen sie aus gephasphorstem Wasserstoffgas, welches sich aus faulenden Körpern entwickelt, und bei der Berührung mit der Luft entzündet. M. L.

Irrthum (in der Logik) heißt, wenn man den Schein der vollständigen Bedenkbarkeit einer Sache für Wahrheit annimmt. Denn da die Wahrheit in der vollständigen Bedenkbarkeit einer Sache besteht; so wird der bloße Schein dieser vollständigen Bedenkbarkeit, wenn derselbe für die Wahrheit genommen wird, nothwendig Irrthum seyn müssen. Dieser Schein wurde von den Alten *opinion* vor genannt, und sie behaupteten mit Recht, daß ein jeder Irrthum einen solchen Schein voraussetze, weil, wenn der Verstand einsieht, daß eine Sache nicht vollständig gedenkbar ist, oder aber, wenn er die Nichtübereinstimmung und den Widerspruch seiner Gedanken deutlich wahrnimmt, er solches unmöglich für wahr halten könnte. Dieser Schein bezieht sich nun entweder auf die logische Form, oder auf die Materie des Urtheils. Im ersten Falle entsteht der logische, *formalis*, im andern der reale; oder materielle Irrthum. Eine Erkenntniß, die dem Geißen des Verstandes, d. h., sich selbst widerspricht, ist logisch falsch. Irrt der Verstand; so merkt er diesen Widerspruch nicht, sondern er hält alsdann die Nichtübereinstimmung der Gedanken mit den Geißen des Verstandes für nicht vorhanden. Wird nun dieser Schein aufgehoben; so verschwindet der Irrthum. Des realen Irrthum bezieht sich auf die Sache und besteht in dem Widerspruche der Gedanken und der

*Terminale* Irrthum läßt sich aus logischen, der reale oder materielle aber nicht, besonders Object nach etwas ganz anderem in bloßen Geißen des Denkens, weil durch werden kann, ob unsere Vorstellungen mit

von allem Inhalte der Erkenntniß abstrahirt; so kann sie auch nicht bestimmen, ob, wenn sich materielle Vorstellungen in uns befinden, diese mit ihren Objecten übereinstimmen, oder nicht, und kann mithin kein allgemeines materielles Kennzeichen des Irrthums so wenig als der Wahrheit liefern. Verknüpft man mit einem solchen Irrthume mehrere andere, deren Wahrheit man aufjenes erste solche Urtheil ankommen läßt; so heißt dieses erste solche Urtheil, welches an der Spitze aller übrigen steht, der Grundirrtum, das übrige sind abgeleitete Irrthümer. Wenn ich etwas nicht verbunden, theils nicht im Stande bin, die entgegengesetzte richtige Erkenntniß eines Irrthums zu erlangen; so heißt Decretum ein unüberwindliches Irrthum (*error invincibilis*). Das Gegentheil davon wird ein überwindliches Irrthum (*error vincibilis*) genannt. Ein Irrthum in Hinsicht eines Geistes heißt *error logicus*, betrifft aber der Irrthum die That; so ist es ein *error facti*. Da übrigens ein Irrthum ein Urtheil ist, und das Urtheil aus dem Verstande und nicht aus den Sinnen hervorgeht; so kann man allerdings sagen, daß die Sinne nicht irren, aber nicht darum, weil sie jederzeit richtig urtheilen, sondern deswegen, weil sie gar nicht urtheilen, ob sie gleich durch ihren Einfluß auf den Verstand zum Irrthume verleiten können. Insofern wir uns nicht mehr in unser Urtheil auf, als was wirklich durch die Sinne empfangen worden ist; so ist auch kein Irrthum vorhanden. Sage ich, z. B., die Wolken scheinen auf den Gebirgen zu liegen, oder, die Sonne scheint beim Untergange größer, als beim Aufgange, so ist dieses kein Irrthum. Sobald ich aber das Scheinen in ein Seyn verwannde und sage, die Wolken liegen auf den Gebirgen, die Sonne ist im Untergange größer, als im Aufgange; so haben nicht die Sinne



sondern der Verstand geirrt, indem sich dieser hat durch den Schein verleiten lassen, mehr in sein Urtheil aufzunehmen, als ihm durch die Sinne war überliefert worden. Irrthum ist also nur allein in dem Verhältnisse des äußern Gegenstandes zu unserm Verstande anzutreffen. So liegt, z. B., der Grund des Irrthums in unserm eignen Verstande, wenn wir Gegenstände, die ihrer Natur nach keine Gegenstände philosophischer Untersuchungen sind, oder es doch nur zum Theile seyn können, fälschlich als solche ansehen und sie vor den Richterstuhl der Vernunft ziehen wollen, oder, wenn wir Dinge, die ihrer Natur und der Natur der menschlichen Erkenntniß nach, keine Gewißheit erlauben, als solche behandeln, die mit völliger Gewißheit erkannt werden können. Die Ursachen, welche Irrthümer veranlassen können, sind theils innere, theils äußere. Jene beziehen sich entweder auf das Erkenntnißvermögen, oder auf das Begehrungsvermögen. Zu den erstern gehört natürliche Schwäche, entweder des gesammten, oder nur eines oder des andern Erkenntnißvermögens, oder auch eine unharmonische und unproportionirliche Ausbildung des einen Erkenntnißvermögens mit Vernachlässigung der andern, Ubereilung, Mangel an nöthigen Kenntnissen und Erfahrungen, Unterlassung fleißiger Übung im Nachdenken und Erwählung falscher Methoden, besonders bei dem gelehrten Nachdenken. So kann eine unregelmäßige Einbildungskraft bei einem schwachen Verstande, oder ein schwaches Judicium bei übrigens guten Talenten die Quelle vieler Irrthümer werden. In Absicht auf das Begehrungsvermögen gehört dahin Eitelkeit, Eigenliebe, Leidenschaft, Lieblingsideen, Neigung, Temperament, thörichte Furcht und Zaghaftigkeit auf der einen, und allzugroßes Zutrauen auf der andern Seite, und Abscheu vor mühsamer Untersuchung. Descartes und Gassendi haben sich daher einander wohl nicht recht verstanden, wenn der erste sagte, die Ursache des Irrthums liege darin, quod voluntas latius pateat intellectu (weil der Wille sich weiter erstreckt, als der Verstand), der andere hingegen behauptete, in nullam rem voluntas fertur, quam intellectus non praeviderit (Der Wille strebe nur nach demjenigen was der Verstand bereits vorhergesehen habe). Zu den äußern Ursachen des Irrthums gehört alles, was uns die erste Richtung zu gewissen Gedanken und Handlungsmaximen geben kann, als Erziehung, Unterricht, besondere Lebensart und Umgang. Diese Dinge stehen öfters nicht in unserer Gewalt, und ihnen unterworfen zu seyn, ist für das Verstandesvermögen ein wahres Unglück.

Isaak, der Sohn Abrahams, merkwürdig durch seine lange verheißene, und erst im hohen Alter seiner Eltern erfolgte Geburt, und durch die Bestimmung zu einem frühen Opfertode (s. d. Art. Abraham), dem er nur durch ein Wunder entging, gleich seinem großen Vater an Glauben und Standhaftigkeit in der Verehrung des wahren Gottes mitten unter den Heiden, doch nicht an Thatkraft und Seelengröße. In ihm erscheint der patriarchalische Charakter milder und weicher als in Abraham, aber reiner und edler als in seinem Sohne Jakob. Durch den Ackerbau, den er schon mehr denn Abraham trieb, an Ruhe gewöhnt, und weniger wandernd, nachgiebig und duldbend im Streit, zeigt er sich auch in seinem Hause als ein zärtlicher, aber früh gealterter, schwacher und leicht zu täuschender Vater, der den stillen hinterlistigen Jakob dem wilden und redlicheren Esau vorzieht. In dem schönen, neuerlich in den biblischen Idyllen der geistreichen Caroline Pichler

bearbeiteten, poetischen Stoffe seiner Heirathsgeschichte mit Rebekka, glänzt diese vor ihm hervor, und überall, wie unter den Ervätern der Juden, scheint er bestimmt nur den zweiten Rang einzunehmen. E.

Isabelle von Castilien, Königin von Spanien, Tochter Johannis II., ward im Jahre 1451 geboren, vermählte sich 1469 mit Ferdinand V., König von Aragonien, und bestieg, obgleich nach dem Tode ihres Bruders, Heinrichs IV. des Unvermögenden, ihre ältere Schwester Johanna den rechtmäßigsten Anspruch auf das Reich hatte, mit Ausschluß dieser, im Jahre 1474 den Thron von Castilien. Sie hatte sich nämlich noch bei Lebzeiten ihres Bruders die Stände des Reichs so geneigt zu machen gewußt, daß ein großer Theil derselben, nach dem Tode Heinrichs IV., sich für sie erklärte: dem andern Theile nöthigten die siegreichen Waffen ihres Gemahls nach der Schlacht bei Toro im Jahre 1476 die Zustimmung mit Gewalt ab. Nachdem die Reiche Castilien und Aragonien auf diese Weise mit einander vereint waren, nahmen Ferdinand und Isabelle den königlichen Titel von Spanien an. Ferdinand gelangte darauf 1479 durch Erbrecht zum Besitze von Sicilien, und eroberte von 1501 bis 1504 Neapel. Mit der Grazie und Liebenswürdigkeit ihres Geschlechts verband Isabelle den Muth eines Helden, die tiefe Staatsklugheit eines Ministers, den Scharfsinn eines Gesetzgebers und die glänzenden Eigenschaften eines Eroberers. Sie war stets bei den Staatsverhandlungen gegenwärtig, und verlangte, daß man in den öffentlichen Edicten neben dem Namen ihres Gemahls auch den ihrigen setzen sollte. Die Eroberung von Granada, nach welcher die Mauren gänzlich aus Spanien vertrieben wurden, so wie die Entdeckung Amerika's, ist größtentheils ihr Werk. In allen ihren Unternehmungen stand ihr der staatskluge Cardinal Ximenes leitend zur Seite. Man hat ihr Härte, Stolz, Ehrgeiz und eine ungemessene Herrschsucht vorgeworfen: aber diese Fehler förderten das Wohl des Reichs eben so sehr, wie ihre Tugenden und ihre Talente. Ein Geist wie der ihrige war nöthig, den Uebermuth der Großen zu demüthigen, ohne sie zu empören, Granada zu erobern, ohne die Horden Afrika's nach Europa zu locken, und die Laster ihrer Unterthanen, welche durch die bisherige schlechte Verwaltung der Geseze gänzlich ausgeartet waren, unter die Füße zu treten, ohne das Leben rechtschaffener Leute in Gefahr zu setzen. Durch Einführung eines strengen Hofceremoniels, welches noch heut zu Tage am spanischen Hofe besteht, wußte sie den Uebermuth der zahlreichen Adelligen von der Person des Königs zu entfernen, und diesen somit jeden verderblichen Einfluß auf diesen zu benehmen. Das Faustrecht, welches bis dahin, eben so wie in Deutschland zum Verderben der öffentlichen Ruhe geherrscht hatte, wußte sie durch Behauptung eines allgemeinen Landfriedens, so wie durch Einführung einer schleunigen Justizpflege zu stürzen; so wie ihr der Krieg mit den Mauren in Granada Gelegenheit verschaffte, stets gerüstet zu seyn. Diese große Königin starb im Jahre 1504. Vor ihrem Tode mußte ihr Gemahl, auf den sie stets ausnehmend eifersüchtig gewesen war, schwören, daß er sich nicht zum zweitenmale verheirathen wolle. Schon im Jahre 1492 hatte der Papst Alexander VI. beiden Gatten den Titel, katholischer König, feierlich bestätigt, der ihnen bereits von Innocent VIII. erteilt worden war. Der Eifer für die katholische Religion, welcher ihnen diese Titel verschafft hatte, gab ihnen auch den Gedanken der Inquisition ein, welche besonders auf Eingebung ihres Beichtvaters Torquemada 1480 in Spanien eingeführt wurde. Dieses

furchtbare Tribunal verurtheilte in einem einzigen Jahre über 2000 Personen, von denen ein großer Theil durch das Feuer hingerichtet wurde. Von dieser Zeit an muß man die Veränderung rechnen, welche sich mit dem Charakter der spanischen Nation ereignet hat: die Furcht nämlich, in die Gewalt jenes blutdürstigen Tribunals zu fallen, war Ursache, daß die Nation zu dem Ernste und der Einsilbigkeit sich gewöhnte, welche wir noch jetzt an ihr bemerken: Eigenschaften, die mit der sonstigen Lebhaftigkeit der Bewohner eines südlichen, gesegneten Klimas, gerade im Widerspruche stehen. Noch ist zu bemerken, daß unter ihrer Regierung die Juden aus Spanien vertrieben wurden.

Zselin (Isaak) ward am 17. März 1728 zu Basel in der Schweiz geboren, und studirte zu Göttingen die Rechtsgelehrsamkeit und Staatskunde. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt 1749 faßte er den Plan, das eidgenössische Staatsrecht in ein System zu bringen, und lieferte in einer Inauguraldisputation, unter dem Titel: Tentamen juris publici Helvetici, eine Probe davon, worauf er die Würde eines Doctors beider Rechte erhielt. Er ging sodann auf Reisen, und suchte besonders seinen Aufenthalt zu Paris so lehrreich als möglich für seine Kenntnisse zu machen. Außer der Rechtswissenschaft widmete er sich mit besonderem Eifer der Philosophie und Geschichte, und beschäftigte sich mit der Ausarbeitung einer helvetischen Geschichte, an deren Beendigung er aber dadurch verhindert wurde, daß ihn der große Rath 1754 zu seinem Mitgliede wählte, worauf er zwei Jahre später die ansehnliche und wichtige, aber auch sehr mühsame Stelle eines Ratheschreibers erhielt, welches Amt ihm besonders die Pflicht auferlegte, über die Staatskanzlei die Aufsicht zu führen. Nun widmete er sich gänzlich einer patriotischen Betriebsamkeit, die er theils durch weise Vorschläge im Rathe, theils durch Ausarbeitung zweckmäßiger Schriften, wirksam zu machen suchte. Bestrebungen, die dabln abzweckten, unterstützte er, und wenn sie auch aus der Fremde kamen. So empfahl er Quesnap's System der Staatshaushaltung mit bringender Wärme, und suchte es mit dem möglichsten Eifer zu besorgen. Er war, wo nicht der Gründer, doch wenigstens die erste Veranlassung zu der helvetischen Gesellschaft, so wie er es auch war, der im Jahre 1777 in seiner Vaterstadt die Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen stiftete. Die rastlose Anstrengung, mit welcher er mit der Feder sowohl, als mit Wort und That für das öffentliche Wohl nützlich zu werden strebte, hatte seine ohnehin schwache Gesundheit untergraben, und so starb Zselin bereits am 15ten Junius 1782 im 54ten Jahre seines Alters. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Ueber die Nothwendigkeit und Unzulänglichkeit der Prachtgesetze; Ueber den wahren Werth der Reichthümer; Ueber den wahren Patriotismus; Ueber Gesetzgebung und Gesetze; Ueber den Werth der politischen Tugenden; Die Geschichte der Menschheit (sein reifstes und am meisten vollendetes Werk) und die Ephemeren der Menschheit, sieben Jahrgänge, Basel, 1776—1782, welche nach Zselins Tode von W. G. Becker bis zum zehnten Jahrgange, Leipzig, 1786, fortgesetzt wurden.

Zsenburg. Das Fürstenthum Zsenburg besteht aus dem eigentlichen Fürstenthum Zsenburg, aus den Besitzungen der Grafen von Zsenburg-Büdingen, Wächtersbach und Meerholz, und aus der Herrschaft Henseistamm des Grafen von Schönborn und der Herrschaft

Eppertshausen des Freiherrn von Groschlag und wird durch die Grafschaft Hanau in zwei Theile getheilt. Der kleinere Theil liegt auf der linken Seite des Mains, und ist meistens von dem Gebiete der freien Stadt Frankfurt und des Großherzogs von Hessen umgeben. Der größere jenseits des Mains liegende Theil wird nördlich vom Großherzogthum Hessen und südlich von Hanau begrenzt. Das gesammte Land beträgt 14 bis 15 Q. M. mit etwa 40000 Einwohnern. Der Boden ist großen Theils gebirgig, er liefert Getreide, Flachs, Tabak, viel Holz, ferner Eisen und Salz. Die Einkünfte, welche meistens auf dem Verkauf von Holz und den Dominalhöfen beruhen, wurden bisher für den souveränen Fürsten auf 150000 Gulden, und für die mediatisirten Grafen auf 140000 Gulden geschätzt. Die bedeutendste Stadt ist Offenbach, mit 8000 Einwohnern. Folgendes führen wir von der Geschichte des Hauses Isenburg an: Die Grafen von Isenburg, von deren Stammschloße in der Nähe von Coblenz sich nur wenige Ruinen erhalten haben, werden zuerst bei den Fehden und Turnieren des zehnten Jahrhunderts genannt. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts erweiterte Graf Theodorich von Isenburg, durch Vermählung mit einer Gräfin von Wied, seine Besitzungen. Nach der Theilung der Länder im Jahr 1290 bestanden zwei Linien, die der Grafschaft Ober- und Nieder-Isenburg. Erstere lag im ehemaligen oberrheinischen, die letztere im ehemaligen churrheinischen Kreise. Die Linie in der Grafschaft Nieder-Isenburg erlosch 1664 mit dem Grafen Ernst. Da diese Grafschaft ein Lehen von Trier und Fulda gewesen war, so zog jetzt Chur-Trier seine Lehnstücke als ein eröffnetes Lehen, trotz des Widerspruchs der Grafen, nachmaligen Fürsten von Wied, ein. Den andern kleineren Theil nahm das Haus Wied und der Graf von Walderdorf in Besitz, welche noch bei Lebzeiten der Grafen eine Anwartschaft darauf erhalten hatten. Die Grafschaft Ober-Isenburg wurde 2633 nach dem Tode des Grafen Wolfgang Ernst unter seine beiden Söhne getheilt. Der ältere, Wolfgang Heinrich, stiftete die Linie Offenbach-Birstein, der jüngere, Johann Ernst, die Linie Büdingen. Die Länder der Letztern wurden nach Johann Ernsts Tode 1673 von neuem unter seine vier Söhne getheilt, von denen Johann Kasimir die gräfliche Linie Büdingen; Ferdinand Maximilian die gräfliche Linie Wächtersbach; Georg Albrecht die gräfliche Linie Meerholz; Carl August die gräfliche Linie Marienborn stiftete. — In der Linie Isenburg-Birstein folgte auf Wolfgang Heinrich 1635 dessen Sohn, Johann Ludwig; nach dessen 1685 erfolgtem Tode dessen beide Söhne die Länder so unter sich theilten, daß der ältere, Johann Philipp, zu Offenbach, der jüngere, Wilhelm Moriz, zu Birstein regierte. Allein schon 1718 erlosch mit Johann Philipp die Seitenlinie zu Offenbach, und ihre Besitzungen erbte Graf Wolfgang Ernst I. der seinem Vater Wilhelm Moriz 1711 gefolgt war, und 1744 zum Reichsfürsten erhoben wurde. Ihm folgte 1754 sein Enkel Wolfgang Ernst II., und diesem 1803 sein Sohn, Carl, geb. 1766, und vermählt mit Charlotte Auguste Wilhelmine, Gräfin von Erbach-Erbach, aus welcher Ehe eine Tochter und zwei Söhne leben. Am 12ten Juli 1806 trat der Fürst dem Rheinbunde bei, und erhielt dadurch die Souveränität über die Besitzungen der drei noch fortdauernden Büdingischen Nebenlinien, wie auch der Grafen von Schönborn-Heusenstamm und Lerchenfeld, als ritterschaftliche angrenzende Territorien.

Er ſtellte ein Contingent von 291 Mann. Da ſich der Fürſt nach den Ereigniſſen von 1813 entfernte, und dadurch ſein Schickſal an das des Kaiſers Napoleon knüpfte, ſo wurde das Land von den allirten Mächten in Beſitz genommen, und dann, vermöge der Beſtimmungen des Wiener Congreſſes, an Oeſterreich überlaſſen. Durch die Territorialausgleichungen von 1816 aber kam der fürſtliche auf dem linken Mainufer gelegene Antheil unter großherzoglich Heſſiſche, die übrigen Antheile aber unter Kurheſſiſche Souveränität.

Iſerloh, eine wohlgebaute und vollreiche Handelsſtadt in der preußiſchen Graffchaft Mark, am kleinen Fluſſe Baaren, mit 4300 Einwohnern in 668 Häuſern. Die lutheriſche Religion iſt die herrſchende; doch haben die Reformirten und Katholiken auch ihren Gottesdienſt. Die dortigen Fabriken beſtehen hauptſächlich in vielerlei Arbeiten von Eiſen, Meſſing und Draht, in mancherlei daraus verfertigten kleinen Waaren, als Nähnadeln, Wagebalken, meſſingenen Schnallen u. ſ. w.; auch gibt es daſelbſt Fabriken von Sammet, und Seidenband, Wollenzeugen u. dgl. m. Nicht weit davon liegt im Herzogthume Berg die bekannte Meſſing-Fabrik in der Grüne.

Iſidorus. Unter dieſem Namen kennt die katholiſche Kirchengeschichte nicht wenige Märtyrer, Heilige, Mönche und Biſchöfe. Beſonders iſt aber der Name Iſidorus für die Geſchichte des päpſtlichen Rechtes, die Sammlungen der päpſtlichen Dekretalen merkwürdig geworden, welche nichts anders ſind, als Gutachten und Antworten, die die Päpſte auf Anfragen über rechtsſtreitige Vorfälle ertheilten, und bei der Mangelhaftigkeit der Geſetzgebung im Mittelalter bald in ein wahrhaft geſetzliches Anſehn übergingen. Frühzeitig fertigte Dionyſius, mit Zunamen der Kleine (Exiguus), eine ſolche Sammlung derſelben, welche der ſpaniſche Biſchof Iſidorus vermehrt heraus gab. Später ward eine andere unächte Sammlung, und zwar gegen Ende des 1ſten Jahrhunderts, herausgegeben von einem Betrüger, der den Namen Iſidorus annahm, und welche eine Maſſe falſcher und untergeſchobener Dekrete enthält. Weil aber deren Inhalt den Päpſten ganz ungemein günſtig war zu Erwerbung und Behauptung ihrer ſogenannten Reſervatrechte, ſo gaben dieſelben ſich immer die größte Mühe, jene Sammlung im Anſehn der Rechtheit zu behalten. — Iſidorus hießen ferner ein griechiſcher Bildbauer, von dem ein Herkules vorzügliches Lob fand; ein Baumeiſter von Milet, zur Zeit der Regierung Juſtinians (nach ſeinem Plan ſoll die Sophienkirche in Rom erbaut worden ſeyn); ein griechiſcher Dichter, von welchem ſich noch mehreres in den Sammlungen der griechiſchen Epigrammen findet, und endlich ein Rechtslehrer zu Conſtantinopel und Beoytus, welcher mit an der Compilation des Corp. Jur. arbeitete. — Daß ein junger deutſcher Dichter, der Graf von Löwen, ſich Iſidorus Orientalis zu nennen pflegt, iſt bekannt.

Dm.

Iſis, die vorzüglichſte Göttin bei den Aegyptern, über deren Abſtammung man aber nur griechiſche, und zwar widersprechende Nachrichten hat. Nach Diodor wurden Osiris, Iſis, Typhon, Apollo und Aphrodite von Zeus und Here erzeugt. Osiris, der Dionyſus der Griechen, vermählte ſich mit Iſis, der Demeter der Griechen. Beide machten die Verſchönerung des geſellſchaftlichen Lebens zu ihrer nächſten Angelegenheit. Es wurden keine Menſchen mehr gezeſſen, ſeit Iſis die, biß dahin wildwachſende und von den Menſchen ungelante Frucht des Weizens und der Gerſte entdeckte, und Osiris dieſe Früchte

Zum Den. dafte brachten die Einwohner jedesmal  
 ihren Aehren der Isis als Opfer dar. Alles, was aber  
 von seiner Demeter vried, rühmte auch der Aegyptier  
 Mit dem Aehren mußten auch nothwendig nach und  
 nstur, und ein Ertrden nach Kunst und Wissenschaft  
 zruend wird unter den Aegyptiern erst nach der Isis von  
 Städten, von Tempel und priesterlichem Dienste ge  
 Mutarsh wurde Isis vom Kronos und der Aedes unge

Als Helios, ihr Gemahl, hiervon Kunde erhielt,  
 und that den Ausdruck, sie solle weder in einem Noo  
 m Jahre gebären. Dies hörte Hermes, der die Aedes  
 d von ihr geliebt ward: und er erfand ein Mittel, wie  
 uche, dennoch gebären konnte. Er spielte nämlich mit  
 rettfolste, gewann ihm von seinem jedesmaligen Lichte  
 id, machte daraus 3 Tage, sagte diese den 300 Tagen  
 der des Jahr bestanden hatte, und verschaffte der Göttin  
 it. Dies waren die Schweltage der Aegyptier, welche  
 metstage ihrer Göttin gefeiert wurden. Zuerst wurde  
 dbernd dem eine Stimme rief: der Herr der Welt ist  
 lten Tage gebahr Aedes den Kroneis, oder alteru Horus  
 ten den Toppon, am vierten die Isis, am fünften end  
 s man das Ende nannte, ob sie gleich auch von andern den  
 , auch Isis (die Elegabittin) erhielt. In diesen fünf  
 drei Väter: Helios, Kronos und Hermes. Toppon  
 Nepthys, und Isis und Isis liebten sich bereits seit  
 . Isis, als der gute Geist, watz von Toppon, dem  
 ru, verfolgt, und hinterlistigerweise in einen Kasten  
 Meer geworfen. Während der Zeit erfuhr Isis, Isis  
 del ihr zu seyn, sich zu ihrer Schwester Nepthys gefiehl,  
 edorene Kleid angelegt. Isis suchte daher dasselbe auf,  
 unter dem Namen Kumbis. Der Kasten, in welchem  
 en lag, war unterdessen in der Gegend von Byblus an's  
 id in einem Bestrauche niedergelegt, das in kurzer Zeit  
 großen Baum erwachsen, ihn ganz eingeschlossen hatte.  
 de darauf vom Könige, als eine Seltsamkeit, umgehauen  
 zu seinem Palaste gebracht. Hier ward Isis durch  
 entwandt, der Leichnam endlich jedoch von Toppon ent  
 nde zerissen. Auf die Nachricht davon suchte Isis die  
 ammen, fand sie auch alle, bis auf das Zeugungsglied,  
 ein adnliches bildete. So kam es, daß der Pbaus ge  
 Ederu ein Fest von den Aegyptiern gefeiert ward. Isis  
 jurde, und Isis gebahr ihm den, noch unzeitigen, an

ern gebrechlichen Gott des Schwelgens, Harroctales.  
 Horus, der Sohn der Isis. Demigte darauf in einem Campf den Toppon,  
 und gab ihm seiner Mutter zur Verwahrung, die ihn aber in Freiheit setzte,  
 wofur Horus Hand an sie legte und ihr die Krone abriß, an deren Stelle  
 Hermes ihr einen Stierhadel aufsezte. Als Göttin der Fruchtbarkeit  
 stand sie auch den Arzneimittein vor, und noch zu Galens Zeiten gab es  
 deren einige, die ihren Namen führten. Nach ihrem Tode ward sie als  
 Pantheogotttheit verehrt. Nach Herodot blüheten die Aegyptier die Isis in  
 weiblicher Gestalt mit Knospen; so wie ihr denn auch die Kuh heilig  
 war, und sie selbst gebührt argetüdet wurde. Außerdem erkront man sie  
 an den Attributen des Lotus über der Spitze, und dem Cystrum in der

Hand, einem Instrumente, unserer Guitarre ähnlich, dessen sich die Aegyptier bei ihren gottesdienstlichen Verehrungen bedienten. Die Bekleidung der Isis besteht in einem knapp anliegenden Unterkleide und einem Mantel, der auf der Brust in einen Knoten zusammengeschlagen und befestigt ist. Ihr Kopf ist von der ägyptischen Haube bedeckt, dem Urbild unserer Nonnenschleier. Bisweilen wird sie auch, gleich der Artemis von Ephesos, der Allmutter, mit einer Menge von Brüsten dargestellt. Späterhin erhielt Isis bei den Römern in Gesichtsbildung, Gestalt und Bekleidung einen junonischen Charakter. Nur an dem Mantel und dem Schleier, welcher mit Franzen besetzt ist, und den übrigen Attributen erkennt man die aus der Ferne eingetrachte Göttin. Sie wurde besonders in Memphis, dann aber auch durch ganz Aegypten verehrt. Von dort ging der Dienst dieser Göttin nach Griechenland und Rom über.

Islam (Islamismus), s. Mohammed.

Island ward 870 von zwei norwegischen Edelleuten, Ingulf und Hibrleif, welche aus Norwegen ausgewandert waren, entdeckt, und von diesen und einigen andern Normännern, die sich zu ihnen gesellt hatten, bevölkert. Sie lebten während 387 Jahren unter einer unabhängigen Aristokratie, und im Jahre 1000 ward das Christenthum unter ihnen eingeführt. Erst im Jahre 1261 begaben sich die Isländer, und zwar freiwillig, unter die Herrschaft des Königs von Norwegen, Haquin (Hakon) VI. Von Island aus entdeckte Eric Rothkopf im Jahre 981 (982) Grönland, und ließ sich daselbst im folgenden Jahre in dem Dorfe Brattalid, welches er an dem Meerbusen Eriksford erbaut hatte, häuslich nieder. Ihm folgten nach und nach mehrere Isländer dahin, und 995 wurde die Christliche Religion unter der dortigen Colonie eingeführt. Im Jahre 1023 wurden die Grönländer dem Könige Olaf II., dem Heiligen von Norwegen zinsbar. Nachdem sich die dortigen Einwohner sehr vermehrt hatten, breiteten sie sich auch in Westgrönland aus; ja sie unternahmen sogar Seezüge noch weiter nach Westen, bis nach Labrador, und in noch weiter gegen Südwesten gelegene Länder. In Ostgrönland hatte noch obenerwähnter Eric Rothkopf die Stadt Garde erbaut, wohin die Norweger jährliche Handelsreisen anstellten. Island hat die ältesten Geschichtschreiber, und darunter den berühmten Lagmann (Aufseher der Gesetze) Snorro Sturlesson. Die Isländer reisten im Mittelalter sehr viel in fremde Länder, theils um sich zu bilden und Kenntnisse einzusammeln, theils des Handels wegen. Andere nahmen Dienste an fremden Höfen, und manche standen sogar unter der Garde der griechischen Kaiser zu Constantinopel; ja, sie wallfahrteten, nach der Einführung des Christenthums, nach Jerusalem und Rom. Die Wissenschaften blüheten in Island von der Mitte des eilften bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, und schon frühzeitig waren zu Skalholt Schulen, in welchen man die lateinische Sprache, Philosophie und Theologie lehrte. Manche Isländer studirten in ihrem Vaterlande, manche gingen auch auf auswärtige Schulen, besonders nach Paris. Auf ihren Reisen lernten sie die Dichtkunst der Provenzalen oder Troubadours kennen, und brachten sie im zwölften und zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts mit sich auf ihre Insel, welche darauf in kurzer Zeit viele Dichter und besonders Romansänger hervorbrachte. Die berühmte isländische Edda, die wahrscheinlich den Snorro Sturlesson zum Hauptverfasser hat, ist eine Anleitung zur Dichtkunst. Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts kamen die Künste und Wissenschaften in Island in Verfall, erhoben sich jedoch wieder, als König Christian III. 1540 die Reformation daselbst einführte,

welche jedoch erst 1591 völlig zu Stande kam. Sehn Jahre früher war in Stalholt schon eine Buchdruckerei angelegt worden. — Island ist eine große Insel von 1460 geogr. Quadratmeilen, zwischen Norwegen und Grönland, hat aber bis jetzt nur eine einzige Stadt Reykewig, mit 311 Einwohnern. Die übrigen Einwohner auf derselben leben größtentheils in zerstreuten Höfen. Es sind daselbst zwei bischöfliche Sitze, einer zu Stalholt im südlichen, und der andere zu Holum im nördlichen Theile. An beiden Orten befindet sich eine Cathedral-Schule, welche 1552 errichtet und 1743 erneuert worden ist, in denen die dänische, lateinische und griechische Sprache, die Theologie, die Kirchengeschichte, Arithmetik u. s. w. gelehrt wird. Nach der Zählung der Einwohner im Jahre 1801 betrug die Zahl derselben 47.207. Ihre Hauptbeschäftigung ist Fischerei und Viehzucht; der Ackerbau ist wegen des kalten Klimas nicht vorhanden. Der Falkenfang ist daselbst sehr häufig, und die dortigen Eidergänse liefern die schönsten Eiderdannen. Das isländische Moos, welches bei uns ein Arzneimittel ist, dient hier zur Nahrung. Island hat warme und heiße Quellen, und den berühmten feuerspeienden Berg Hecla. Von den erstern gleichen mehrere, insbesondere der Geiser im südlichen Theile der Insel, den künstlichsten Springbrunnen, indem das Wasser aus denselben oft mehrere hundert Fuß in die Höhe springt, eine Erscheinung, die sich aus der vulkanischen Beschaffenheit erklären läßt.

Isle de France, eine bergigte Insel, östlich von Madagascar, im indischen Meere, unter 92 Gr. südl. Breite und 73 Gr. westl. Länge, ist vulkanischen Ursprungs, meist voller Berge und von einem milden Klima, hat jedoch keinen so fruchtbaren Boden, als die Insel Bourbon. Sie ist eine von den mascarenischen Inseln und ward im Jahr 1504 von den Portugiesen entdeckt, welche sie Corne nannten. Diese wurden 1598 durch die Holländer vertrieben, die ihr, dem Prinzen von Oranien zu Ehren, den Namen St. Mauritius gaben. Nachdem sich diese aber im Jahr 1712 wieder hinwegbegaben, wurde sie 1721 von den Franzosen in Besitz genommen, welchen sie auch die jetzige Benennung zu verdanken hat. Die Insel hat viel Kokosbäume, schöne Papagaien, große Schildkröten, schönes Ebenholz und beträchtlichen Weizen- und Reisbau; auch Kaffee, Zucker und Indigo, doch nur in geringer Menge. Die Erhaltung dieser Insel kostete Frankreich jährlich mehr, als sie einbrachte, wurde aber behalten, da sie für den ostindischen Handel von größter Wichtigkeit ist. Durch die vielen Fremden, die sich hier, theils des Handels wegen, theils um ihr Glück zu machen, aufhalten, hat Sittenverderb und Luxus bereits sehr überhand genommen. Im Jahr 1799 zählte man hier 9,000 Weiße, 35,230 Negerclaven und 1,300 freie Neg., wobei die Zahl der Claven wahrscheinlich übertrieben ist. Die Insel hat zwei Häfen, den großen Hafen in Südosten und den kleinen Hafen in Nordosten, an welchem letztern Port Louis, die einzige Stadt, erbaut, aber nicht einmal gepflastert und nur mit elenden Hütten besetzt ist. Die meisten Einwohner leben auf ihren Pflanzungen. Die beiden Inseln Isle de France und de la Reunion (Bourbon) standen seit 1803 unter einem Generalcapitain, dessen Gewalt sich auf Militair- und Civil-Regierung erstreckt. Isle de France, welches vermoge seiner Lage die der Schiffahrt der Engländer bedeutenden Schaden zufügte, ward von diesen am Ende des Jahres 1810 durch Capitulation eingenommen, und ist im Frieden 1814 an sie abgetreten worden.

Ismaeliten nennt sich eine mahomedanische Secte, die ursprünglich zu den Schias, den Anhängern Ali's und Gegnern der Sunniten ge-



hätte, da aber im ersten Jahrhundert der Hedschra die Imanswürde derselben von dem frühverstorbenen Ismael dem Erstgeborenen des Imans Djafar-elsadef auf dessen jüngern Sohn Muse überging, von diesem abfiel und seitdem nun Ismaels Nachkommen für ihre rechtmäßigen Imans erkennen. Sie werden von den orientalischen Geschichtschreibern unter die Bathenien, d. h. Anhänger der innern, allegorischen Lehre des Islamis gerechnet. Vom 8ten bis ins 12te Jahrhundert n. Chr. behaupteten sie im Orient eine bedeutende Macht. Unter dem Namen Karmaten (wie sie von dem Geburtsorte ihres Oberhauptes Karsch Karmati bei Sufe im 8ten Jahrhundert genannt wurden) verwüsteten sie Irak und Syrien, und in Persien, welches sie um diese Zeit ebenfalls überschwemmten, nannte man sie Meladehs, d. h. Gottlose oder Calimiten, weil sie sich zu Calims Lehre, der Mensch könne die Wahrheit nur durch Unterricht lernen, bekanneten. Eine Dynastie der Ismaeliten, von Muhamed Abu-Oblid Allah gestiftet, eroberte um 910 Aegypten und wurde erst 1177, wo sie mit Abhed-lidin Allah ausstarb, von Saladin, dem Khalifen von Bagdad überwältigt. Der andre noch bestehende ismaelitische Stamm gründete 1090 unter dem Iman Hassan Ben Sabbah ein Reich in Syrien, das dem ganzen Orient durch seine kriegerische Größe furchtbar ward. Hassan ist wie seine 7 Nachfolger im Occident unter dem Namen der Alte vom Berge bekannt, weil er seinen Sitz auf der Bergfestung Messade in Syrien hatte. Von hier sandte er seine Krieger, die wegen des unmäßigen Genusses des bis zur Wuth berauschenden Hanfblattes (arab. Haschischeh) Haschisch hießen, auf Raub und Meuchelmord aus, daher diese Ismaeliten im Occident den Namen Assassinen (verstümmelt von Haschisch) erhielten und noch jetzt der Meuchelmord Assassinat und Meuchelmörder Assassinen genannt werden. Die Mongolen machten der Herrschaft des Alten vom Berge am Schluß des 12ten Jahrhunderts ein Ende, und seitdem haben sich nur noch ohnmächtige Ueberreste der Ismaeliten, von denen um 1020 auch die Drusen ausgegangen waren, in Persien und Syrien erhalten. Zu Kbelh im persischen Distrikt Rhom residirt noch jetzt ein ismaelitischer Iman, der von den bis nach Indien hin zerstreuten Ismaeliten wie ein Gott verehrt und mit ihrem Raube beschenkt wird, wovon er dem Schach von Persien einen ansehnlichen Tribut zahlt. Die syrischen Ismaeliten wohnen um das alte Messade westlich von Hamah und in dem Gebirge Semmac am Libanon und werden unter türkischer Hoheit von einem eignen Scheikh regieret, der für einen jährlichen Tribut von 16,500 Piastern an die Türken die reichen Einkünfte des fruchtbaren durch Ackerbau und Handel mit seinen Producten, als: Baumwolle, Honig, Seide und Del blühenden Landes der Ismaeliten genießt. Dies Volk wird von neueren Reisenden wegen seiner Gastfreiheit, Häuslichkeit, Saufmuth und Religiosität gerühmt. Seinen Wohlstand hat es aber in einem Kriege gegen die Mosairier (s. d. Art.), welche 1809 Messade einnahmen und alles verwüsteten, meist verloren und fristet nun, obwohl seit 1810 wieder in den Besitz seiner Wohnörter eingesetzt, ein kümmerliches Daseyn. An seinem Separatismus in der Religion hält es indes noch streng. Der ismaelitische Glaube verehrt mit allen Schritten den Propheten Allah die eingefleischte Gottheit, und Mahomed als einen Gesandten Gottes und den Verfasser des Korans. Alle Ismaeliten nennen sich Seid, d. h. Abkömmlinge der Familie Mahomed's und tragen den grünen Turban zum Zeichen ihres vorgeblichen Adels. Zufolge ihrer eigenthümlichen Auslegung des Korans glauben sie an die Seelenwanderung, leugnen Paradies

und Höhle, beobachten die Reinigungen und Fasten der orthodoxen Mahomedaner nicht und wallfahrten, anstatt nach Mekka, nach Madjes dem Begräbnisorte Ali's, 4 Tagereisen von Bagdad. Dessenfliche Tempel haben sie nicht und ihre einfachen Gebräuche deuten mehr als die mahomedanischen auf reinen Theismus hin. E.

**Ismael**, eine beträchtliche türkische Stadt und Festung in Mesopotamien, am nördlichen Hauptarme der Donau, etwa 15 deutsche Meilen vom schwarzen Meere, hat nur einen Erdwall, der aber hoch, und mit Pallisaden und mit einem tiefen Graben umgeben ist. Von der Donauseite her ist die Stadt gänzlich offen. Sie hat bedeutenden Handel mit den Produkten der Moldau, und die dortigen Armenier verfertigen schönes Leder. In dem russisch-türkischen Kriege im Jahr 1790 wurde Ismael am 22sten Dec. von Sumarow auf dieselbe Weise wie früher Oczaow mit Sturm und mit einem noch schaudervollern Gemetzel genommen. Eine in die Donau gebrachte russische Flotte unter Ribas wirkte dazu mit.

**Isocrates**, ein berühmter Redner zu Athen, im ersten Jahr der 86sten Olympiade, oder 436 v. Chr. geboren, widmete sich der Beredtsamkeit und machte unter seinen Lehrern Prodicus, Protagoras, Gorgias und andern die größten Fortschritte in derselben. Wegen seiner schwachen Stimme und einer, ihm angeborenen Furchtsamkeit wagte er es nicht leicht, sich öffentlich hören zu lassen. Dagegen beschäftigte er sich desto eifriger mit dem Unterrichte in der Redekunst und mit Verfertigung der Reden für andere. Daß er von beiden einen ansehnlichen Gewinn zog, erhellt daraus, daß er für eine Rede, die er dem Könige von Cypern, Nikokles, zugeeignet hatte, ein Geschenk von 20 Talenten (27,000 Thlr.), so wie für die Abfassung eines Schreibens, welches Timotheus an die Athener ergehen ließ, 1 Talent erhielt. Den Unterricht in der Redekunst ließ er sich von Fremden 1,000 Drachmen bezahlen, und Plutarch berichtet, daß ihm dieser Unterricht überhaupt 1,000 Minen, oder 22,000 Thaler, eingebracht habe. In seiner Kindheit war er ein Gespieler des Plato, und diese so früh angeknüpfte Freundschaft trug sich auch auf das späteste Alter über. Auch von Socrates war er ein großer Verehrer. Nach dessen unschuldigem Tode, der alle seine Schüler mit Furcht und Entsetzen erfüllte, hatte Isocrates allein den Muth, sich öffentlich in Athen in Trauerkleidern zu zeigen. Ein andres Beispiel von Furchtlosigkeit gab er, indem er den Theramenes, der von 30 Tyrannen in die Acht erklärt worden war, öffentlich vertheidigte. In der Folge schien ihn jedoch dieser Muth und diese Entschlossenheit gänzlich verlassen zu haben und sein von Natur furchtsamer Charakter ihn mehr als jemals zu beherrschen. Denn nie wagte er es ferner, öffentlich aufzutreten und in den Volksversammlungen für das Beste des Staats zu wirken. Dies war auch die Ursache, warum er nicht zu Aemtern und Magistratswürden gelangte, zu denen man sich überhaupt in Athen nur durch öffentliche Beredtsamkeit emporschwingen konnte. Eine solche Hintansetzung schmerzte seinen Ehrgeiz bitter, und es konnte ihn nicht dafür entschädigen, daß Könige, Feldherrn, Staatsmänner, Geschichtschreiber und Schriftsteller jeder Art zu seinen Schülern gehörten. Uebrigens hatte die Beredtsamkeit ihm vieles zu verdanken: er setzte ein besonderes Verdienst in einen gebildeten Stolz und in eine harmonische Rundung der Phrasen. Daher kostete ihn das Verfertigen, Feilen, Wiederfeilen und Umändern seiner Reden viele Zeit und daher kommt es, daß er auch nur wenige geliefert hat. Mit seiner berühmten Lobrede auf Athen brachte er 10 Jahre zu, und es war also auch wohl kein Wunder, daß sie ihm vortrefflich gerathen mußte. Als Fehler

warfen ihm die Kritiker seiner Zeit vor, daß sein Styl oft schleppend, weit-schweifig und mit Zierrathen überladen sey, daß er immer mehr dem Ohre zu schmeicheln, als das Herz zu erschüttern suche, daß er seine Gedanken slavisch den Worten unterwerfe, mit kindlicher Sorgfalt das Zusammen-treffen der Vocale vermeide und oft mäßige Ausdrücke und unpassende Fi-guren gebrauche, um seinen Perioden eine gehörige Rundung zu geben. Da übrigens seine Reden alle nach einerlei Zuschnitt verfertigt waren; so erregten sie wegen Mangel an Abwechslung am Ende Kälte und Ueber-druf. Sie betrafen die wichtigsten Punkte der Sittenlehre und Politik; aber man vermiste in ihnen die Wärme, welche überzeugt und fortreißt. Seine Ermahnungen an die Fürsten waren überhaupt mild genug, so, daß sie nicht dadurch verwundet werden konnten und am Ende seine Bemühun-gen noch gar durch Belohnungen erwiderten. Er wußte ihnen sogar auf die feinste und anziehendste Art zu schmeicheln. Ein Beweis davon ist der Brief, den er, in einem Alter von 90 Jahren an den macedonischen König Philipp schrieb. Er sagte diesem Fürsten, zwar auf eine versteckte Art, aber doch so starke Schmeicheleien, daß selbst der feinste Höfling sich ihrer nicht zu schämen gebraucht hätte. Dennoch wünschte er, daß Griechen-land frei bleiben möchte; und einen stärkern Beweis seiner Vaterlandslie-be konnte er wohl nicht ablegen, als daß er sich aus Verdruf über das un-glückliche Treffen bei Charonea zu Tode hungerte. Er starb im 3ten Jahre der hundertzehnten Olympiade, 337 Jahre v. Chr. und zwar im 98ten Jahre seines Alters. Unter seinem Namen hatte man zu Plutarch's Zei-ten 60 Reden, von denen aber nicht einmal die Hälfte für ächt gehalten wurden. Jetzt sind deren noch 21 übrig, von denen der Panegyricus und Panathenaiicus die vornehmsten sind, nebst 10 Briefen. Auch als Schauspieldichter soll er sich ausgezeichnet und, nach Plutarch, 37 Trauer-spiele geschrieben haben, von denen aber 2 für unächt gehalten wurden.

**I s o l i r e n** wird in der Lehre von der Electricität gebraucht, wenn man einen Körper außer Verbindung mit einem andern setzt, damit er die Electricität von jenen nicht fortleitet. Z. B. wenn man einen Körper, den man electrificiren will, auf Füße von Glas setzt, so ist er, weil das Glas die Electricität nicht leitet, isolirt; desgleichen auch, wenn man ihn an einen seidenen Faden hängt oder frei in der Luft schweben ließe. Um einen zu electrificirenden Körper zu isoliren, bedient man sich des **I s o l i r s c h e m e l s**, welcher ein Harzkuchen ist, der auf gläsernen Füßen steht.

M. L.

**I s p a h a n** (Hispanan, Isfahan) war vordem eine der größ-ten Städte in der Welt und die Hauptstadt in Persien, in der Provinz Erac (Yerac) gelegen. Sie hatte drei Vorstädte, von welchen **I u l f a** (**D i s c h u l f a**) die vorzüglichste war. Hier wohnen 100,000 Armenier, in der zweiten meistens Georgianer und in der dritten Parsen oder Feuerverehrer. Diese Vorstädte hatten nebst der Stadt einen Umfang von etwa 6 deutschen Meilen. Es ward ein ausgebreiteter Handel von den meisten asiatischen Nationen daselbst getrieben. In der daselbst befindli-chen Festung ward der königliche Schatz verwahrt. Der Fluß Seederut (Seederut) sonderte die Stadt in zwei Theile ab. Auch befanden sich das selbst drei katholische Klöster. Diese sonst so berühmte Stadt ist in dem Unruhen, die auf Schach Nadirs Tod folgten, größtentheils zerstört wor-den, und doch leben noch mehr als 200,000 Menschen daselbst.

**I s r a e l** und **I s r a e l i t e n**, s. Jakob und Hebräer.

**I s t h m i s c h e** Spiele, s. Isthmus.

**I s t h m u s**, eigentlich überhaupt jede Erbenge, insbesondere aber

die Erdenge bei Corinth, welche den Peloponnesus mit dem festen Lande verband. Auf derselben hatte Neptun einen berühmten Tempel, neben welchem die isthmischen Spiele gefeiert wurden, von denen sogleich geredet werden soll. Auf der einen Seite des Tempels standen die Statuen der Sieger in den isthmischen Spielen, und auf der andern war ein Hain von Fichten. Dicht an dem Tempel befanden sich eiserne Tritonen und im Vorhofe desselben Bildsäulen des Neptun, der Amphitrite und des Meers. In dem Tempel standen 4 Pferde, welche bis auf die elfenbeinernen Hufe ganz vergoldet waren; neben den Pferden zwei Tritonen, die von oben bis zur Hälfte vergoldet und von da an aus Elfenbein verfertigt waren. Hinter den Pferden stand ein Wagen mit den aus Gold und Elfenbein verfertigten Bildsäulen Neptuns und Amphitritens. Nicht weit vom Tempel sahe man ein ansehnliches Theater und das Stadium von weißen Steinen, wo die Spiele gehalten wurden. Der ganze Isthmus war überhaupt dem Neptun heilig. Die isthmischen Spiele (Isthmia, sc. solennia oder certamina) haben von dem so eben besagten Isthmus den Namen und wurden zur Ehre des Palämon oder Melicertes gestiftet, welcher ein Sohn der Ino und des thebanischen Königs Athamas war. Ino stürzte sich mit dem Palämon ins Meer, um der Raserei ihres Gemahls zu entgehen, und der Körper des Knaben wurde von einem Delphin ans corinthische Ufer getragen. Hier fand ihn der König Sisyphus und ließ ihn begraben, ordnete auch, da Palämon sowohl, als seine Mutter, unter die Meeresgötter aufgenommen worden waren, die isthmischen Spiele an. So erzählt Pausanias diese Begebenheit. Andere melden, der Körper des Palämon oder Melicertes sey erst unbegraben liegen geblieben und darauf eine fürchterliche Pest entstanden; das Orakel habe darauf zum Rathe ertheilt, den Leichnam mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten zu beerdigen und ihm zu Ehren Spiele anzustellen, dann werde die Pest aufhören. Dies geschah. Als man aber einstens die Spiele aussetzte, kam die Pest wieder, und nun wurden, einem neuen Orakelspruche zufolge, diese Spiele durch Gesetze auf ewige Zeiten festgesetzt. Wieder andere behaupten, Theseus habe diese Spiele zu Ehren Neptuns gestiftet. Um diese Meinung mit der vorigen zu vereinbaren, nehmen einige Schriftsteller zwei verschiedene Spiele auf dem Isthmus an und berufen sich dabei auf das Zeugniß des Musäus, der eine Abhandlung von den isthmischen Spielen geschrieben hat. Uebrigens behaupten einige, diese Spiele seyen zuerst dem Neptun und hernach dem Palämon zu Ehren gefeiert worden; Plutarch ist gerade der entgegengesetzten Meinung, und führt dabei noch an, einige behaupteten, diese Spiele seyen von Theseus eingesezt worden, nachdem dieser den berühmten Rauber Sciron oder Sinius getödtet, welcher ein Sohn des Canethus und der Heniocha, der Tochter des Pittheus, gewesen. Die erstere Meinung bleibt unter diesen immer noch die gewöhnlichere. Wahrscheinlich waren die Spiele, die anfangs nur in der Nacht gehalten wurden, wieder eingegangen; Theseus aber erneuerte sie und befahl, sie auch am Tage zu feiern. Eben weil nun Theseus Stifter, oder doch wenigstens Erneuerer, dieser Spiele gewesen war, führten auch die Athenienser den Vorsitz in denselben. An den isthmischen Spielen nahm übrigens ganz Griechenland Theil, bloß die Eleer ausgenommen, welche aus folgender von Pausanias angeführten Ursache bei denselben nicht erschienen. Als nämlich einstens die Söhne des Actor zu den Spielen reisen wollten, wurden sie bei Eleonä vom Hercules erschlagen. Ihre Mutter, Molione, entdeckte den Mörder, der sich gerade in dem Gebiete von Argos aufhielt. Sie verlangte daher von den Argivern

Genugthuung und hat, als diese sie verweiaerten, die Corinthier, daß sie den Argivern, als Störern der öffentlichen Sicherheit, den Zutritt zu den Spielen versagen möchten. Da nun diese ebenfalls nicht in ihr Begehren willigen wollten; so belegte Molione alle Cleer mit dem entsezlichsten Fluche, wenn sie an diesen Spielen wieder Antheil nehmen würden. Die Wirkung dieses Fluchs dauerte selbst noch unter Pausanias fort. Wie oft übrigens die istsmischen Spiele gefeiert wurden, darüber sind selbst die alten Schriftsteller nicht einig. Plinius behauptet, dies sey jedesmal mit dem Anfange des fünften, Pludar hingegen, mit dem Anfange des dritten geschehen. In welchem Monate sie gehalten wurden, ist eben so ungewiß; doch glaubt man, in einem Herbstmonate. weil, welches jedoch gar kein Grund zu seyn scheint, das griechische Zeitwort istsmiazein auch für kränzlich seyn gebraucht wird und vor Herbst gewöhnlich Krankheiten mit sich bringt. Sie wurden mit derselben Pracht, wie die olympischen und andere öffentliche Spiele, gefeiert; so wie auch die Kampfübungen gänzlich dieselben waren. Unter den istsmischen Siegern besingt Pindar den Herodotus aus Theben, den Xenokrates, Melissus, Phylacides, Pstheas, Euthymenes, Strepsiadus und Kleander. Die meisten waren Pankratisten. Als die Römer den macedonischen König Philipp überwunden hatten, wurden diese Spiele auf eine besonders ausgezeichnete Art gefeiert. Der Consul L. Quintus Flaminius ließ nämlich während derselben allen Griechen auf eine solenne Art ihre Freiheit ankündigen. Etwas ähnliches, freilich mehr zum Schein, that in der Folge auch der Kaiser Nero, wie Sueton in dessen Leben erzählt. Nachdem der römische Feldherr Mummius Korinth erobert und zerstört hatte, übertrug er die Spiele den Sicponiern, bis Korinth wieder aufgebaut worden war und seine alten Rechte wieder bekommen hatte. Die Sieger in diesen Spielen wurden anfangs mit Kränzen von Fichtenzweigen, nachher aber mit Kränzen von trockenem und welktem Eppich geschmückt. Endlich wurden die Fichtenkränze wieder eingeführt.

Istria (Histerreich), ist eine Landschaft im nordöstlichen Italien, welche sich in Gestalt einer Halbinsel in den venetianischen Meerbusen erstreckt und gegen 64 geogr. □ Meil. groß ist. Sie grenzt an Krain, Friaul und Croatien, hat ungesunde Luft, ist aber fruchtbar an Wein, feinem Oele, Wiesenwachs, Honig, Getreide, Schiffbauholz, auch wichtigen Fischfang, Marmor und Bausteinen. Die Einwohner der Städte sind von italiänischer Abkunft, die auf dem Lande hingegen sind slavischen Ursprungs und reden eine sehr rauhe Sprache. Männer und Weiber sind von festem Körperbau und der schwersten Arbeit gewohnt. Die Venetianer besaßen über zwei Drittheile des Landes; das übrige, was gegen Nordosten liegt, gehörte Oesterreich und machte einen Theil des Herzogthums Krain aus. Im venetianischen Antheile zählte man 70,000 Einwohner. Erst dem Frieden von Campo Formio besetzt Oesterreich auch diesen größeren Theil des Landes, zu welchem noch mehrere venetianische Besitzungen geschlagen und von Oesterreich 1804 zu dem Gouvernement von Triest gezogen wurden. Als aber der österreichische Kaiser in dem Frieden zu Presburg auf die sämtlichen venetianischen Besitzungen Verzicht geleistet hatte, mußte er natürlich auch Istrien an die französische Regierung abtreten. Im Jahr 1813 wurde aber das Land wieder erobert und 1816 mit dem österreichischen Königreiche Illyrien vereinigt. Zu Rovigno (Trevigno) wird der berühmte Muscatwein nur ausgetreten, nicht ausgepreßt. Das Amphitheater zu Pulo (ehemals eine sehr bedeutende, jetzt verödete Stadt) war in alten Zeiten sehr berühmt und

mochte leicht gegen 18,000 Menschen fassen. In den alten Zeiten gehörte Istrien zu Illyrien, wurde aber von August und Liber zu Italien geschlagen. Nach und nach hatte sich Venedig bis zu Anfange des 15ten Jahrhunderts den ganzen Landstrich unterworfen, trat jedoch in der Folge einen kleinen Theil desselben an Oesterreich ab.

Italien, von den Deutschen auch **Welschland**, d. i. das Land der Undeutschen, genannt, ehemals der Freiheit, seit Jahrhunderten aber schon der Knechtschaft Heimath, doch immer durch herrliche Natur und liebliches Klima die Freude und der Stolz seiner Bewohner und das Verlangen der Ausländer, erstreckt sich von den Alpen und dem 46sten Grade nördlicher Breite, bis zum 38sten, als eine schmale Halbinsel ins mittelländische Meer hinein, das nach seinen Provinzen verschiedene Namen trägt. Im allgemeinen heißt es im Norden Italiens das adriatische, im Süden das etruskische Meer. Von den Meer-alpen (s. d. Art. Alpen) an zieht sich als Hauptgebirge die **Apenninen** mitten durch das ganze Land, scheiden die Lombardey vom Genuessischen und Toscana, dann dieses von Romagna, durchschneiden den Kirchenstaat und laufen durchs Königreich Neapel bis an die Meerenge von Messina. **Oberitalien** (die Lombardey) ist besonders wasserreich; der Po, dem aus den großen Seen am Fuße der Alpen, Lago Maggiore, di Lugano, di Como, d'Isèo und di Garda eine Menge Flüsse zuströmen, und die Etsch (Abigo) sind dort die Hauptflüsse, die beide von den Alpen kommen und sich ins adriatische Meer ergießen, wie in **Mittelitalien** (Toscana und den Kirchenstaat), der Arno und die Tiber in den Apenninen entspringen und ins Tyrrenische fließen. In **Unteritalien** (Neapel), fehlt es an großen Flüssen wegen der Kürze ihres Laufs vom Gebirge nach der See; der **Gargano** ist der bedeutendste. Die Luft ist warm ohne unerträgliche Hitze und fast überall gesund; der Winter auch in Oberitalien sehr gelinde; in Neapel schneiet es fast nie. Die Fülle und Trefflichkeit der Landesprodukte ist dem schönen Klima angemessen. Die Erzeugnisse des Nordens und Südens, die Italien vereinigt hervorbringt, werden an vielen Orten zwei-, dreimal des Jahrs geerntet. Geognostisch ist besonders merkwürdig die vulkanische Beschaffenheit der Küsten Unteritaliens, namentlich der Gegend von Pozzuoli und des Vesuv, die diese Gegenden mit den nahen Inseln im Mittelmeer gemein haben. Die Einwohnerzahl, in keine Vergleichung zu stellen mit der Bevölkerung dieses schönen Landes vor Zeiten, beträgt nach den neuesten Berechnungen, auf 93,572 italiänische Quadratmeilen 19,690,000 Seelen. Namentlich wohnen im lombardisch venetianischen Königreiche 4,065,000, in Modena 375,000, in Parma 383,000, im Kirchenstaate 2,425,000, in den sardischen Staaten 3,814,000, in beiden Sicilien 6,766,000, in Toscana 1,264,000, in Lucca 131,000, in Massa 20,000, in St. Marmo 17,000, in Corsica 290,000, in Malta 150,000 Menschen. Der sonst heitre ital. Nationalcharakter, den immer heftige Leidenschaften auszeichneten, ist durch langwierige Unterdrückung in düstern sinnlichen Egoismus verkehrt worden, doch findet man in den unverdorbenen Landleuten noch das alte leichte Blut, die alte südlliche Lebendigkeit. Dabei ist dem Italiäner eine gewisse Schlaueit und geistige Gewandtheit und eine Liebe des Geldes eigen, die ihn zum Kaufmann stempeln. Im Mittelalter waren Venedig, Genua, Florenz, Pisa und andre Städte die Hauptstapelplätze des Welthandels aus Ostindien, und Italiäner, in Deutschland und Frankreich ohne Unterschied **Lombarden** genannt, waren des Handels wegen in ganz Europa verbreitet; die Entdeckung des Seewegs entzog ihnen den

asiatischen Handel, und seitdem sank der Flor jener Republiken unaufhaltsam; der Italiäner, auf eignen Gewerbleiß und Handel mit eignen Produkten fast allein eingeschränkt, ist gleichwohl immer ein geschickter und thätiger Kaufmann geblieben, wie die Erfindung und Ausbildung des Wechselgeschäfts satzsam beurkundet. Folgender Abriss der Geschichte Italiens kann nur die Hauptmomente derselben und die gemeinsamen Resultate angeben; speciellere Umstände der Geschichte einzelner Staaten sind in den ihnen gewidmeten Artikeln nachzusehen. Ehe vor drittehalbtausend Jahren das übermächtige Rom alle Lebenskraft Italiens in Einen Punkt zusammenzog, war dieses Land sehr zahlreich, und größtentheils von civilisirten Nationen, bevölkert. Nur im Norden Italiens, der am längsten den Römern Stand hielt, wohnten, ein halb wildes Volk, die Gallier, weiter hinab, am Arno und der Tiber, eine Menge kleiner, aber starker, Völkerschaften, die, wie die Strusker, Samniter, Latiner, größtentheils durch eidgenössische Verbindung ihr betriebsames Leben zu sichern suchten und ihre Freiheit den Römern theuer verkauften. Weniger eng verbunden, oft einander feindlich, waren die griechischen Colonien Unteritaliens, nach denen diese Gegend **G r o ß g r i e c h e n l a n d** genannt ward. Wie alle diese Völker, zur traurigen Vernichtung ihres herrlichen Flors, dem selbstsüchtigen Rom unterworfen worden, gehört in die Geschichte dieser Stadt. Neben der Geschichte der Ueberwinder verschwindet die der Ueberwundenen; es beginnt daher die von Italien mit dem Sturze des röm. Westreichs, und es geht ihre

Erste Periode von Odoaker (476) bis Alboin (568) osts gothisches Reich. Romulus hieß der Erbauer der weltbeherrschenden Stadt; Augustus gründete darin die Universalmonarchie, und Romulus Augustus hieß ihr letzter ohnmächtiger Repräsentant, dem seine deutsche Leibwache das fernere Herrschen untersagte. Odoaker, ihr Hauptmann, der sich an seine Stelle setzte, machte sich nicht, wie er, durch den Kaisertitel lächerlich; er nannte sich **König von Italien**, wodurch dieses Land aus der Ländermasse des röm. Reichs zuerst wieder gesondert heraustrat. Selbstständigkeit aber, und neue Kraft konnte auch dieser wackere Deutsche dem entmannten vergifteten Geschlecht der Italiäner nicht geben; nur gänzliche Amalgamirung mit einem andern edlern Volke konnte ihre Wiedergeburt bewirken. Schon stand ein solches Volk an den Gränzen Italiens; es erschien innerhalb im Jahr 493. **Dietric**, König der Ostgothen, warf mit leichter Mühe die Herrschaft der wenigen deutschen Landknechte um und gewann ganz Italien sich zum Königreich, seinen Gothen, die sich von den Alpen bis zur Meerenge verbreiteten, zum Wohnsitz und Eigenthum. Nur in den adriatischen Lagunen behauptete ein Völkchen von Schiffern und Salzlebern, die vor Attilas Verheerungen dahin geflohen, unüberwindlich seine Freiheit und Eidgenossenschaft. **Dietric**, der Bersöhner nordischer Kraft mit südlicher Cultur ist mit Recht der **Große** genannt, und unter dem Namen **Dietric von Bern** (Verona) einer der ersten Helden im alldutschen Fabelkreis geworden. Aber in seinen Unterthanen und Nachfolgern unterlag nur zu bald die deutsche Kraft der römischen Verderbnis, und nach dem Verlust dieses einzigen Vortheils auch ihre Herrschaft der römischen Kriegskunst. Vergeblich machte der wackere **Totila** die fast vollendete Eroberung dem Belisar zehn Jahre lang streitig (v. 541 bis 552); nach seinem Tode, in welchem ihm sein Nachfolger **Telas** bald folgte, ward Italien wieder eine Provinz des constantinopolitanischen Kaiserreichs (553) und der verschüttene **Narses** sein Statthalter, **Erax** genannt, der zu Ravenna saß. Aber

eben dieser gab, aus Rachgier gegen die Mänke des byzantinischen Hofes, Anlaß zu einer zweiten folgenreichern Einwanderung eines deutschen Volks. Aus Pommern hergewandert, saßen die Longobarden schon seit geraumer Zeit in Pannonien. Jetzt, auf Narfes Aufforderung, unter König Alboin, nach Italien aufbrechend, eroberten sie dieses zwar fast ohne Schwertstreich, aber nicht so vollständig, als früher die Gothen.

**Zweite Periode, von Alboin bis Carl dem Großen (774) Longobardenreich.** Das eigentliche Königreich der Longobarden begriff ganz Oberitalien, das noch von ihnen die *Lombarden* heißt, Toscana und Umbrien. Außerdem errichtete Alboin in Unteritalien zu Benevent ein Herzogthum, womit er den Soto belehnte, das aber nur an einem Orte, zu Salerno, die See berührte. Das ganze longobardische Italien war überhaupt in dreißig große Lehne getheilt, unter Herzogen, Grafen ic., die bald erblich wurden. Neben dem neuen Reiche bestand zuvörderst die Eidgenossenschaft der Flüchtlinge in den Lagunen in unstörbarer Freiheit. Die Eiländer gaben sich in diesem Zeitraum (697) durch Erwählung des ersten Doge Paul Lucas Anafestus eine Centralregierung, und die Republik Venedig war gebildet (s. d. Art.). Ravenna, der Sitz des Erarchen, nebst Emilien (daher Romagna genannt), die Pentapolis oder die fünf Seestädte (Rimini, Pesaro, Fano, Sinigaglia und Ancona) und fast die ganze Küste von Unteritalien, wo Amalfo und Gaeta eigne Herzoge griechischer Nation hatten, blieben nebst Sicilien und der Hauptstadt Rom, die ein Patricier in des Kaisers Namen regierte, unerobert, jedoch dem Hof von Byzanz mehr den Worten nach angehörig als wirklich unterworfen. Diese geringe Abhängigkeit verschwand fast ganz, als Leo der Isaurier im Anfang des 8ten Jahrhunderts durch seine Bilderstürmerei die orthodoxen Italiäner erbitterte. Die Städte verjagten seine Beamten und gaben sich Consuln und einen Senat, wie in alter Zeit. Rom erkannte dabei zwar nicht die Herrschaft, doch eine gewisse väterliche Gewalt seiner Bischöfe, die durch Heiligkeit solches verdienten, auch im Weltlichen an. Die Päpste, in ihren Bemühungen, die Freiheit Roms gegen die Longobarden zu schützen, vom byzantinischen Hofe verlassen, wandten sich deshalb gewöhnlich an die fränkischen Könige. Aus Dankbarkeit für den gegen König Astolf geleisteten Beistand bestätigte Papst Zacharias nicht nur Pipins Erhebung zum König (750) sondern erlaubte sich, nebst der Gemeinde von Rom, ihn zum Patricier zu ernennen, wie bisher des Kaisers Statthalter geheißen. Carl der Große bekriegte, zweimal, der römischen Kirche zum Beistand, den König Desiderius, stürzte ihn endlich und verleibte sein Reich der fränkischen Monarchie ein (774), doch gab er Italien einen eignen König in seinem Sohn Pipin. Vergeblich waren aber seine Unternehmungen auf das Herzogthum Benevent, dessen Unabhängigkeit Herzog Arichis behauptete, und auf die Republiken in Unteritalien, wo besonders Neapel, Amalfo und Gaeta durch Schifffahrt und Handel zu großem Reichthum gelangten. Das Erarchat nebst den fünf Städten schenkte Carl dem Papst, dessen späte Nachfolger aber erst zum ruhigen Besitz derselben gelangen konnten; damals wurden auch diese Gegenden frei.

**Dritte Periode, von Carl dem Großen bis Otto dem Großen (961) Carolinger und Zwischenreich.** Leo III. belohnte den König der Franken am Weihnachtstage 800 mit der abendländischen Kaiserkrone, die einen Carl erwartet zu haben schien, um aus dem Nichts sich zu erheben. Aber, aus Abneigung gegen die Franken, deren Eroberung man als einen neuen Barbareinsfall ansah, schlossen sich die freien



freien Städte, außer Rom, wieder fester an das oströmische Reich an. Pipin vererbte das fränkische Italien noch bei Lebzeiten seines Vaters auf seinen Sohn Bernhard (810). Als aber dieser von seinem Oheim Ludwig dem Frommen abgesetzt und ins Elend verstoßen worden, blieb es unmittelbarer Bestandtheil der fränkischen Monarchie bis zur Theilung dieser im Vertrag von Verdun, worin es nebst der Kaiserswürde und dem, seitdem sogenannten, Lothringen dem ältesten der Söhne Ludwigs Lothar I., zufiel. Ihm folgte (849) sein Sohn Ludwig II., der löblichste der italienischen Fürsten karolingischen Stamms. Nach seinem Tode (875) ward Italien der Zankapfel des ganzen Hauses. Zuerst nahm Carl der Kahle von Frankreich es in Besitz; als er gestorben (877), Carlmann, König von Baiern, welchem (879) sein Bruder Carl der Dicke, König von Schwaben, folgte. Dieser vereinigte nach Abgang der übrigen Linien die ganze fränkische Monarchie zum letzten Male wieder. Seine Absetzung (888) war die Epoche der Anarchie und der bürgerlichen Kriege in Italien. Berengar, Herzog von Friaul, und Guido, Herzog von Spoleto (nebst dem Markgrafen von Ivrea die einzigen, von jenen dreißig, übrigen großen Vasallen) buhlten mit einander um die Krone. Guido ward zum König und zum Kaiser gekrönt, und nach seinem Tode auch sein Sohn Lambert. Arnulf, der karolingische König der Deutschen, wagte es, ihnen die Kronen streitig zu machen, vermochte dies aber, wie fast alle seine Nachfolger, nicht länger als sein Aufenthalt in Italien dauerte. Nach Lamberts und Arnulfs Tode (898 u. 899) trat Ludwig von Provence als Nebenbuhler Berengars auf, und dieser tapfre edle Fürst konnte, obgleich 910 zum Kaiser gekrönt, erst nach seinem Tode (915) und nach Bekämpfung eines andern Prätendenten, Rudolph von Burgund, zur ruhigen Regierung gelangen, aber bei der Auflösung des Staats auch unter innerer Ruhe nicht das Reich gegen die räuberischen Einfälle der Saracenen (von 890 an) und Ungern (von 900 an) wirksam vertheidigen. Nach seiner verrätherischen Ermordung (924) vertauschte Rudolph seine Ansprüche an Hugo, Grafen von Provence, gegen dieses Land. Streben, durch finstre blutige Tyrannie den unsichern Thron Italiens zu befestigen, bezeichnet Hugo's Regierung. Sein Nefte Berengar, Markgraf von Ivrea, floh vor seinen Nachstellungen zu Otto dem Großen nach Deutschland (940), sammelte dort ein Heer von Ausgewanderten, kehrte zurück und stürzte den Hugo, der seinen weniger verhassten Sohn, Lothar, zum Nachfolger erhielt; Berengar ward dessen erster Rath. Nachdem Lothar, wie es hieß, von Berengar vergiftet, bald gestorben, wollte dieser seine Witwe, die schöne Adelheid, nöthigen, seinen Sohn Adelbert zu heirathen. Auf ihre Weigerung eingekerkert und gemißhandelt, floh sie, entronnen, ebenfalls über die Alpen zum deutschen Otto, in welchem sie einen Beschützer und einen zweiten Gemahl fand. Otto zog (951) mit Heeresmacht nach Italien. Schnellige Unterwerfung und Abtretung des Schlüssel von Italien, Friauls, welches Otto seinem Bruder Heinrich gab, erwarb Berengaren, als Otto's Vasall ferner zu regieren. Als aber nach zehn Jahren von Italiens Großen neue Klagen gegen Berengar einliefen, kehrte Otto wieder (961), ließ Berengaren gefangen nach Bamberg führen und ward selbst von den bewundernden Lombarden zum König gewählt, ja durch ein Reichsgrundgesetz die italienische Krone auf ewig mit der deutschen vereinigt. Otto gab die großen Reichslehen an Deutsche, und den italienischen Städten feste republikanische Verfass-

sungen, die die Freiheit, der sie in einem so klaren und klaren Pande mehr und mehr entgegen tritten, begründeten. In Rom war die Verelängerung der Lüste durch die Frankenthalige ihrem Ende auf die Regierung, der unter Leo IV. und seines Bruders sehr wichtig war, förderlich, eben diese auch, aber später durch die im letzten Jahrhundert eingeriffene Verderbnis des päpstlichen Stols, der viele Grund eines Einfalt geworden. Die Anmaßung und das Volk wachte den Papst nach dem A. den der Constan und weniger Fortschritt. So geschah es, daß in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts zwei vom heiligen Stuhl über den heiligen Stuhl verurtheilt. Ueberdies erhob sich (1014) ihren Stiefvater, Johann X., deren Tochter Marozia ihren Ehemann Johann XI. Des letzten Bruder, Uderich von Camerino, nach dessen Ehemann, Octavian, worin unumwundene Herren von Rom, letzterer auch Papst unter dem Namen Johann XII. bei einem Alter von 20 Jahren (1024). Cito der Weisheit, den er gefordert, setzte ihn ab und Leo VIII. an seine Stelle, das Volk dagegen, auf sein Wohlwollen erwidert, wählte Benedikt V. Die verächtlichen Päpste wurden von ihnen, statt über das Volk von Rom zu herrschen, von ihm abhängig. Noch behaupteten in Unteritalien, gegen das langobardische Herzogthum Benevent, die Republiken Neapel, Salerno und Amalfi, ihre Unabhängigkeit; und zwar diese letztere, seit (1070) das Herzogthum erst unter Niccolò IV. zu Salerno und Adelwold zu Benevent, dann noch vielfach getheilt wurde, und seit sie mit dem Herzogen einen gemeinschaftlichen Feind in den Saracenen zu bekämpfen hatten, bis sie später (um 1170) beide auf Sicilien übergegangen waren, um sie gegen einander als Feinde zu gebrauchen, bis aber sie selbst in Spanien niederließen und besetzten. Als König Ludwig II. und Kaiser Heinrich IV. mit vereinigten Kräften die Macht der Viermänner gebrochen hatten (1086) konnte sie zwar doch in Unteritalien nicht behaupten; dagegen setzten die Orsolen wieder festen Fuß. Sie übriem aus den, den Saracenen abgenommenen, Gegenden eine eigene Provinz, das Thema der Lombarden genannt, welches von einem Kaiser von Carl regiert, aber hundert Jahre unter ihrer Vormundschaft blieb, doch der Freiheit der Republik unterworfen. Selbst Cito dem Großen gelang es nicht ganz, sie auf Italien zu vertheidigen; seinen Bewohnungen zu diesem Zweck machte die Heirat seines Sohnes Cito II., mit der griechischen Prinzessin Theophrasta, den erneuten spanischen Versuchen eben dieses Cito II. die vollständige Schwächung der Venediger (1080) ein Ende.

Wusste Periode, von Cito dem Großen bis auf Gregor VII. (1073) Herzogthum der deutschen Könige. Wegen dem Einfluß der Orsolen von Anagnino, die den abweisenden Kaiser zu Rom vertreten wollten, und dem allen Ansehen (1080). Cito II. suchte auf Unteritalien die Päpste, wie Bonifatius VIII. angeht. Als Cito II. den Kaiser, Gregor VII. ließ vom Volk Johann XV. ... werden, wählte, und suchte Rom zur Erneuerung des byzantinischen Thrones zurückzuführen. Das war nach er nebst dem neuen Papst von Cito dem III. hinterlistig gemordet, von seiner Gemahlin, der eben Theophrasta, aber

edler Admire, der Consi Cito und Würde in neuen wieder beständig, ließ, mit Eroberungsort eine ruhmvolle, den letzten in XV. fürchterliche Verwüstung 183 in Dentia und Herrichte, selbst, verdrängte ihn Ceresentius, ...

Gerächt; der Kaiser starb durch sie an Gift (1002), der letzte männliche Sproßling Otto's des Großen. Nun hielten die Italiäner ihre Verbindung mit dem deutschen Reiche für aufgelöst;

Matthäus von Canossa, der zu Pavia Feindin Pavia von Deutschland aber nicht als Mätern, die all eigenen Stadt ardoins Tode (1024) ant, so wie nach i mütterlicher ächte auf einem (1026) die Erbllichkeit der Leben zum so wie zu Pavia (1037) dem Staate Doch vergeblich; untlagar wütheten erdenden Städte und der Bischöfe gegen ihre Hinterassen. Das republ Crescentius geleitet, mochten weder die immer noch gleich verächtlichen Als Heinrich III. (in Italien II.) 1039) nach Italien kam (1046) fand er alle drei ab, ernannte an ihre Stelle stets aus eigener Macht, bei jeder Erllimal mit würdigen deutschen Geistes lösten ein neues Ansehen, das später rde († 1056). Während der langen Heinrich IV. in (Italien III.) ge allmächtigen Einfluß des deutschen egort's VII., ganz geändert, er potismus, der sie bis dahin beieelt; gerichteten Politik der Päpste; eine urchtbaren Macht anwuchs, gegen n; (S. den Artikel Papst). In m Zeitraum aus geringen Anfängen Macht auch weltlich zu stärken. Seit n Normännern aus der Normandie; edergelassen und behauptet. Bund bald der Republiken, bald der Grie e Saracenen; wurden sie durch kleine IX. große Anstalten zu ihrer Vers erlage und Gefangenschaft (1053). le normännischen Fürsten Robert

Richard mit allen schon gemachten und noch bevorstehenden Eroberungen in Unteritalien, wovon ihm nichts gehörte. Die wirkliche Vollendung dieser Eroberung durch Robert Guiscard, den treuen päpstlichen Vasallen, gab den Widerstreitungen der Päpste, seiner Lehensherren, gegen die kaiserliche Macht einen Nachdruck, durch den sie in der italienischen, wie in der Kirchengeschichte Epoche macht (s. Papst). Während im südlichen Italien die kleinen Staaten zu einem großen zusammenwachsen, löste sich im Norden das Königreich immer mehr in unzählige kleine Staaten auf. Die lombardischen Städte sammelten in diesem Zeitraum die Elemente künfs



nach 8 Jahren gelang es Adrian IV., seinen Sturz und seine Hinrichtung zu bewirken. Friedrich I. von Hohenstaufen, genannt Rothbart, trieb Erbitterung über das Aufstreben der Longobarden zur Freiheit, ihm nur Empörung, zu mehreren Zügen über die Alpen. Für Pavia's Partei, als die schwächere, erklärt, verheerte er 1154 das Mailändische, zerstörte Tortona, und ließ sich in Pavia und Rom krönen. 1158 belagerte und bezwang er Mailand, schleifte die Werke von Piacenza, und hielt einen Reichstag auf den roncalischen Feldern, wo er die kaiserlichen Rechte im Sinne des justinianischen Codex ausdehnte, den Städten Vögte (Podestà) setzte, und einen Landfrieden verkündete. Auf neue Empörung, die seine Ungerechtigkeiten erregt, das Schisma zwischen seinem Gegenpapst Victor III., und Alexander III., erbittert hatte, verbrannte er Crema (1160), vertrieb nach Mailands Usterwerfung alle Einwohner daraus, und schleifte die Stadt von Grund aus (1161). So gründete der Schrecken den Despotismus, aber mit ihm fiel er auch zusammen. Als der Kaiser 1163 ohne Heer nach Italien kam, schlossen die Städte einen Verein für die Freiheit, der sich 1167 zum lombardischen Bunde bildete. Dieser Bund baute, gegen das einzig gibellinische Pavia, eine neue Stadt, dem Papst zu Ehren Alessandria genannt. Nicht dem Statthalter Friedrichs, Christian, Erzbischof von Mainz, nicht ihm selbst gelang es, gegen den Bund etwas auszurichten; jener scheiterte vor Ancona (1174) mit der Macht des ganzen, damals gibellinischen, Toscana, der Kaiser mit den Deutschen vor Alessandria (1175) und ward sogar vom Bunde beküßigt. Da schloß er zu Venedig ein Concordat mit Alexander III. und einen Waffenstillstand mit den Städten (1176), den Frieden aber, der diesen die Freiheit sicherte, zu Costanz (1183). Die Republiken behielten von der Kaisers Herrschaft die Podestà bei, fremde Edelleute, nun von ihnen selbst zu Richtern und Feldherren gewählt. Anstatt aber um ihren Bund zu einer ewigen Eidgenossenschaft (einzigem Heil für Italien) zu befestigen, fielen sie bald in neue Parteilungen, als die neuen Pläne der Hohenstaufen auf Siciliens Thronfolge Friedrichs und Heinrich VI. (V.) von der Lombardey abgezogen. Berühmt ist aus einem Kriege der Brescianer gegen einen Verein fast aller lombardischen Städte, die Niedermorte, die sie dieser überlegenen Macht am Oglio beibrachten, la mala morte genannt (1197). Unter den Edelleuten traten die Herren da Romano und die Markgrafen von Este als Häupter, jene der Gibellinen, diese der Guelfen, auf. Während der Minderjährigkeit Friedrichs II., und des Thronfolgestreits in Deutschland gelang es Innocenz III., Friedrichs Vormund, die weltliche Herrschaft des heil. Stuhls in Rom und umher neu zu begründen, und die Ansprüche auf Carls des Großen und Mathildens Schenkungen geltend zu machen; er zog auch fast ganz Toscana zur Guelfenpartei (1197); nur Pisa nicht. Mehr blinde Erbfeindschaft, als Eifer für die Sache begeisterte die Parteien; denn als in Otto IV. ein Welfe den Kaiserthron bestieg, wurden die Guelfen seine, und die Gibellinen des Papstes Partei; bald stellte jedoch die Rückkehr der Kaiserkrone auf das staufische Haus in der Person Friedrichs II. die alten Verhältnisse wieder her (1212). In Florenz gab dieser polit. Factionengeist den Feindschaften der Buondelmonti und Donati gegen die Uberti und Amidei, aus Privatbeleidigungen entstanden, Vorwand und Nahrung (1215), und so theilten nun fast überall die Städte auch im Innern sich in Guelfen und Gibellinen; doch

hatte stets eine Fortsetz die Oberhand. Die guelfischen Städte der Lombardei, jetzt nicht einmal mehr die äußere Ehre der italienischen Krone Friedlichen gehnend, erneuerten 1226 den lombardischen Bund. Dem Bürgerkrieg erhob sich damals in dem Dominikaner Johann von Vicenza ein unermüdeter und hochgeschätzter Straßprediger und Schiedsrichter; die Versammlung von Vigevano (1233) schien seine Bemühungen zu krönen; aber Mißthun seines Berufs, Streben nach weltlicher Herrschaft in Vicenza, schätzte ihn. Der Kaiser, von seinem Kreuzzuge und seiner Abwesenheit in Deutschland zurückgekehrt (1230), führte den Krieg gegen die Städte und gegen Gregor IX., des Konstantin nicht achtend, mit abwechselndem Glück, während Ferrillino da Romano unter dem Vorwande des Gibellinismus und durch Torheit und Gewalthaten aller Art die eigene Herrschaft in Padua, Verona, Vicenza und der Umgegend beendete. Der päpstliche Hof wußte durch Ränke die platonische Familie der Visconti zu Gattura auf Cardinale der Republik abzurufen und zu seinen Vasallen zu machen, unter beständigem Widerspenst dieser, und besonders des Grafen Obertedesca. Daher auch in Vifa Exaltung in Ghibellinen (Conti) und Guelphen (Visconti). Dennoch vertratete Friedrich seinen Vassal Enzo mit einer Visconti, und gab ihm den Titel Abt von Cardinale. Der Plan der Päpste, Friedrich abzusetzen, unter Gregor IX., schmerzlich verwickelt, gelang endlich Innocenz IV. auf dem Concilium zu Lyon (1245) und gab der Gibellinenpartei durch die unermüdeten Ränke der Bettelorden schon sehr unangenehm, einen tödtlichen Stoß. Das von jeder getreue Parma fiel ab; der Sieg der Gibellinen in Florenz (1248) war nur von zweijähriger, und ein neuer nach der Schlacht von Monte Aperto (1260) nur von sechsjähriger Dauer; die Florentiner zwangen alle Städte Ghibellin in einen guelfischen Bund, und nahmen in der Schlacht am Tanaro (1210) den Vassal Enzo gefangen, den sie nicht wieder freilassen. Nur in der trevisanischen Mark hatte der ghibellinische Name, durch den Grafen Corradino, die Oberhand, bis er einem Kreuzzuge aller Guelphen gegen ihn unterlag (1250). Über die Freiheit war und ging immer mehr in diesen Kämpfen verloren; das Haus della Scala folgte dem Romano in der Herrschaft, und selbst Mailand fand mit einem großen Theil der Lombardei seine Herren in den della Torre. Ueberall erhoben sich Tyrannen, nur die Seerepublikken und die in Toscana blieben frei.

**Sechste Periode**  
zur Gestaltung der  
Gestaltung vorbereitend  
eine Folge von Bekämpfung  
von Italien an sich zu  
ziehen. Seit Carl I. von  
Neapel, Senator von  
Italiens Königskrone seit  
bei seine Nachfolger treu  
Gibellinen eine neue Bede  
für die Gefahr der Franzo  
publikken noch die des

letztern streite. Die rebellischen Bewähungen des edeln Gregor X.  
Frieden zu stiften († 1276), waren vergeblich, wirksamer wie Niko  
laus III., der Caroli Uebermacht selbst fürchtete; aber Martin IV.  
(1280), diesen knechtlich ergebend, verband alles wieder und verfolgte  
die Gibellinen mit neuer Wuth. Ein anderes Interesse trieb die Ew

republikken gegen einander in die Waffen, das des Handels und der Schifffahrt. Die Genueser halfen dem Michael Paläologus (1261) Constantinopel von den Venetianern wieder erobern, und erhielten dafür Chios; bei Meloria vernichteten sie (1284) die Seemacht der Pisaner, und vollendeten ihre Meeresherrschaft durch den Sieg über die Venetianer bei Curzola (1298). Florenz vollendete seine Demokratie durch gänzliche Aechtung der Edelleute (1282), und befestigte die Guelfenpartei durch weise Einrichtungen; aber bald theilte eine neue Parteiung, von dem unbedeutenden Pistoja aus verbreitet, in Florenz und dann in ganz Toscana die Guelfen selbst wieder in zwei Factionen, die schwarzen und die weißen genannt (1300). Diese wurden durch die Ränke Bonifaz VIII. fast überall vertrieben, und verbanden sich nun mit den Gibellinen (1302). In der Lombardey schien die erstirbende Freiheit zum letzten Male aufzulobern; auf einmal erhob sich, der ewigen Fehden der Tyrannen müde, fast in allen Städten das Volk und verjagte sie (1302—1306), darunter auch die Visconti, die 1277 die della Torre in der Herrschaft von Mailand verdrängt hatten.

— II. Die Deutschen und die della Scala. Heinrich VII., der erste Kaiser, der nach 60 Jahren wieder (1317) in Italien erschien, führte die Fürsten in ihre Städte zurück, und fand bei seinen Forderungen: Friede unter den Parteien und Huldigung dem Reiche, überall Gehorsam; nur Florenz begann jetzt die zwei Jahrhunderte ruhmvoll geführte Rolle der Freiheitswächter in von Italien, wählte auf 5 Jahre Heinrichs Feind, Robert von Neapel, zum Protector, und blieb doch frei, während Italien von Tyrannen wimmelte. Das gibellinische Pisa bekam nach Heinrichs Tode einen Herrn in Uguccione della Faggiuola (1314); nach seiner Vertreibung Lucca, das er auch beherrscht, einen andern in Castuccio Castracani (1316); Padua fiel (1318) dem Hause Carrara, Alessandria, Tortona (1315) und Cremona (1322) dem Visconti zu Mailand, Mantua, seit 1275 von den Bonaccossi regiert, dem Gonzaga (1328) erblich anheim; in Ferrara besetzte sich 1317 die lange bestrittene Herrschaft der Este; Ravenna beherrschten schon seit 1275 die Polenta. In den übrigen Städten war dieselbe Tyrannei, aber noch häufig von Geschlecht zu Geschlecht wechselnd, und desto drückender. Diese kleinen Fürsten, besonders Cano della Scala, Matteo Visconti, Castuccio, hielten den Bergedherungsabsichten Roberts von Neapel, von Clemens V. zum Reichsvicarius in Italien ernannt, die Wage, doch erwarb dieser seinem Sohne, Carl von Calabrien, die Herrschaft von Florenz und Siena, die er bis zu seinem Tode behielt (1328). Ludwig der Bayer, der nach Italien kam (1327), die Anjou und die Guelfen zu unterdrücken, hatte Noth genug selbst mit den Gibellinen, die er durch seine Unbeständigkeit und Treulosigkeit sich entfremdete, so wie andererseits die Schlechtigkeit Johanns XXII. auch den Eifer der Guelfen abkühlte, so daß beide Parteien sich nun einander mehr näherten, das gemeinschaftliche Interesse der Freiheit erkennend. Plötzlich kam nach Italien der lebenswürdige Abenteurer Johann, König von Böhmen (1330). Von den Bresclanern gerufen, vom Papste begünstigt, von Lucca zum Herrn gewählt, überall den Versöhner und Friedensstifter spielend, würde es ihm gelungen seyn, die Macht, die er beabsichtigte, zu gründen, hätten nicht wieder die Florentiner sich ihm entgegengestellt. Bei seinem zweiten Zuge nach Italien (1333) verbanden sie sich mit Azzo Visconti, Mastino della Scala und Robert von Neapel gegen ihn und seinen Bundesgenossen, den päpstlichen Legaten Bertrand von Polet,

der sich in Bologna zum Herrn aufwarf. Nach dem Sturz beider (1334), worauf die *Pepoli* zu Bologna zu herrschen anfangen, begann *Mastino della Scala*, Herr der Hälfte der Lombardey und von Lucca, die Freiheit der Lombardey zu bedrohen. Auch gegen ihn leitete Florenz die Opposition, und erregte ihm einen Bundeskrieg, in dem es nichts gewann, als Sicherung der Freiheit. Als der bedrängte *Mastino* den Florentinern Lucca verkaufte, erhoben sich die *Pisaner* und eroberten es für sich (1342). Da wählten jene einen Dictator, *Walther von Brienne*, Herzog von Athen, vertrieben ihn aber, seiner Tyrannei müde, bald wieder. In dem von Aristokraten zerrissenen Rom suchte *Cola Rienzi* (1347) Ordnung und Ruhe einzuführen; zum Volkstribun ernannt, mußte er doch nach sieben Monaten dem Adel weichen; nach siebenjähriger Verbannung mit dem Legaten Cardinal *Albornoz* zurückgekehrt (1354), herrschte er wieder kurze Zeit, als er in einem Aufstande ermordet ward. Die *Genueser*, der ewigen Zänkereien der gibellinischen *Spinola* und *Doria*, und der guelfischen *Grimaldi* und *Fieschi* müde, vertrieben 1339 alle diese Familien, und gaben sich in *Simon Boccanigra* den ersten Doge. In Pisa theilten sich die Gibellinen, Räte des Generalcapitans *Ricciani della Gherardesca*, in zwei neue Factionen, *Bergolini* und *Raspanti*, wovon jene, unter *Andrea Gambacorti*, diese verjagten (1343). Um diese Zeit litt Italien durch fürchterliche Landplagen. Auf eine entsetzliche Hungersnoth (1347) folgte eine gräßlichere Pest (1348), die zwei Dritte theile der Bevölkerung hinraffte. Nicht weniger furchtbar war die selbstbereitete Geißel der *Söldnerbanden*, oder großen Compagnien, die nach jedem Frieden den Krieg auf eigene Hand fortsetzten und überall plünderten und brandschaften, wie die des Grafen *Werner* (1348) und des Ritters *Montreal* (1354). — III. Die *Visconti*. *Johann Visconti*, Erzbischoff und Herr zu Mailand, und seine Nachfolger, wurden in ihren gefährlichen Anschlägen, zur Ausbreitung ihrer Herrschaft, nicht durch *Carls IV.* Durchzüge durch Italien, nicht durch die Bemühungen unzähliger päpstlicher Legaten, so wirksam zerstört, als durch die Republiken, besonders der Florentiner, Weisheit und Unererschrockenheit. *Carl* erschien 1355, stürzte in Pisa, die *Raspanti* erhebend, die *Gambacorti*, in Siena die Herrschaft der *Neun*, an deren Stelle die der *Zwölf* trat, unterwarf sich augenblicklich ganz Toscana, und nöthigte selbst Florenz, wenigstens den Titel einer Reichsstadt von ihm zu erkaufen. 1368 zurückgekehrt, richtete er gegen die *Visconti* eben so wenig aus, befreite Lucca von der visanischen Herrschaft, und stürzte in Siena die *Zwölf* wieder, scheiterte aber in seinen Angriffen auf Pisas und Sienas Freiheit an dem tapfern Freiheitsinn der Bürger. Papst *Innocenz VI.* gelang es durch den Cardinal Legaten *Egidius Albornoz*, den ganzen Kirchenstaat zu erobern (1354—1360), aber durch die Bedrückungen der Legaten aufs Aeußerste gebracht, und von Florenz, der Feindin aller Tyrannei, unterstützt, fielen 1375 alle eroberten Städte wieder ab; die Grausamkeiten des Cardinals *Robert von Genf*, (nachher *Clemens VII.*) und seiner Bande breagnischer Söldner, konnten nur theilweise Unterwerfung erzwingen, und im großen Schisma ward die Freiheit dieser Städte, oder die Herrschaft ihrer kleinen Tyrannen, völlig befestigt. Indes beharrten die *Visconti* unausgesetzt in ihren Eroberungsplänen, reizten Italiens ganze Kraft zum Widerstande, und machten die alte Parteyung der Guelfen und Gibellinen über die nahe Gefahr vergessen. Genua unterwarf sich dem *Johann Visconti* (1353), und Bologna erkaufte er von den *Pepoli* (1350), aber seine Unternehmung auf Toscana scheiterte an dem festen



Widerstands der verbündeten toscanischen Republiken. Einen andern Bund gegen ihn schlossen 1354 die Venetianer mit den kleinen Tyrannen der Lombardey. Kurze Zeit nur dauerte die Verbindung der Florentiner mit den Visconti gegen die päpstlichen Legaten (1375); als die Venetianer, von dem Carrara durch ihre Unterstützung der Genueser im Kriege zu Chioggia, 1379, (s. Venedig) gereizt, ruhig zusahen, wie Johann Galeaz Visconti die della Scala und die Carrara aller ihrer Staaten beraubte (1387 u. 88), stand Florenz allein mit den unglücklichen Fürsten; Franz Carrara bemächtigte sich Paduas wieder (1390), und behauptete sich, bis er der Bosheit der Venetianer unterlag (1406), die von nun an, ihre Politik ganz ändernd (s. Venedig), aus Segnern der viscontischen Eroberungsabsichten, ihre Nebenbuhler wurden. Johann Galeaz erwarb von Kaiser Wenzel die Belehnung mit Mailand als Herzogthum (1395), erkaufte 1398 vom Tyrannen Gerhard von Appiano (der sich nur das Fürstenthum Piombino vorbehielt) Pisa (das aber sein Bastard Gabriel 1405 an Florenz verhandelte), und unterwarf sich Siena (1399), Perugia (1400) und Bologna (1402), so daß Florenz, furchtbar bedroht, allein für die Sache der Freiheit gegen ihn stand. Sein gelegener Tod (1402) schaffte wieder Luft, und während der Minderjährigkeit seiner Söhne ging ein großer Theil seiner Staaten verloren. Als in Ladislaw von Neapel, der, das Schisma benutzend, sich des ganzen Kirchenstaats bemächtigte (1409), dem bedrängten Italien ein neuer Eroberer aufstand, wagte wieder Florenz allein ihm zu widerstehen. Aber diese Gefahr war nur vorübergehend; bald erhoben sich dagegen die Visconti wieder. Herzog Philipp Maria hatte durch den großen Carmagnola alle seine Staaten der Lombardey wieder erobert (1416—1420); auch Genua, das abwechselnd bald in sogenannter Freiheit stürmischen Parteifehden (der Fregosi, Adorni, Montalto, Guarco) hingegeben, bald Frankreich (1396), bald dem Markgrafen von Montferat (1411) unterthanig gewesen war, unterwarf sich ihm (1421). Da verband sich Florenz nochmals gegen ihn mit den Venetianern (1425), die durch den zu ihnen übergegangenen Carmagnola alles Land bis an die Adda eroberten, und im Frieden von Ferrara (1428) behielten. In Perugia gelang es dem großen Condottier Braccio da Montone, von der Partei der Baglioni, sich zum Herrn dieser Stadt und von ganz Umbrien, ja selbst auf eine Zeitlang von Rom, zu machen (1416); in Siena gelangten (1430) die Petrucci zur festen Herrschaft. Angemerkt werden muß noch aus der Particulargeschichte die neue Spaltung der Guelfen zu Florenz, in die Parteien der Ricci und der Albizzi, so wie der dadurch veranlaßte Tumult der Ciompi (1378), den der von ihnen selbst zum Gonfalonier erwählte Michael di Lando so mannhaft, als uneigennützig zu stillen wußte. — IV. Gleichgewicht der italienischen Staaten. Nach der Schwächung Mailands durch die Venetianer und Florentiner, und bei der beständigen Beunruhigung des in Neapel gefolgten Alfons von Arragonien durch die Partei der Anjou (s. d. Art. Neapel), war keine gefährliche Uebermacht mehr in Italien, obwohl gegenseitige Eifersucht noch häufige Kriege erregte, in welchen zwei Parteien unter den italienischen Niethsoldaten, die Bracceschi (von Braccio da Montone) und die Sforzeschi (von Sforza Attendolo so genannt), wider die Gewöhnheit gleichgültiger Söldner, einander stets feindlich blieben. Dem Franz Sforza gelang es, nach dem Aussterben der Visconti (1447), sich zum Herrn des mailändischen Staats (1450) zu machen (s. Mailand). Als die länderjüchtigen Venetianer mit ei-

nigen Fürsten sich gegen ihn verbanden, fand er einen Bundesgenossen an Florenz, das mit Aenderung der Umstände, weislich auch seine Politik änderte. Dort erhob sich um diese Zeit durch Reichthum und Klugheit das Haus Medici (s. d. Art.). Die Kräfte von Mailand, wo die Sforza sich befestigten, von Venedig, das die Hälfte der Lombardey besaß, von Florenz, durch Lorenzo Medici weise geleitet, vom Kirchenstaat, großen theils dem heiligen Stuhl zurückgegeben, und von Neapel, unfähig seine Macht zu gefährlichen Angriffen zu gebrauchen, bildeten im 15ten Jahrh. das politische Gleichgewicht von Italien, welches in den mannichfachen, aber folgenlosen Fehden dieser Staaten, keinen der Unabhängigkeit des ändern furchtbar werden ließ, bis zum Jahre 1494, wo Carl VIII. von Frankreich die Begier, Neapel zu erobern, nach Italien trieb, und Ludwig Moro Sforza erst als sein Bundesgenosse, dann als sein Feind auftrat, Papst Alexander VI. aber, um seinen Sohn César Borgia zu erheben, die französische Freundschaft eifrig suchte. — V. Streit fremder Mächte um Italiens Provinzen. Carl VIII. mußte Neapel und ganz Italien bald wieder räumen; auch sein Nachfolger, Ludwig XII., wurde von Ferdinand dem Katholischen aus dem, mit ihm eroberten, Neapel verdrängt (1504). Glücklicher war er gegen Mailand, das er, auf ein Erbrecht gestützt (1500), sich unterwarf. César Borgias begonnene Unternehmungen auf Italiens Herrschaft wurden durch den Tod seines Vaters (1505) vereitelt; worauf der kriegerische Papst, Julius II., die vor ihm begonnene Unterwerfung des Kirchenstaats, doch nicht für einen Bastard oder Neffen, sondern Namens des heil. Stuhls vollendete. Er schloß mit Maximilian I., Ferdinand dem Katholischen und Ludwig XII. die Ligue von Cambray (1508) gegen die Vergrößerungs- Absichten der Venetianer, deren Schlaubeit aber diesen Vernichtung drohenden Bund bald zu trennen wußte. Sodann verband er sich mit eben diesen Venetianern, Spanien und den Schweizern, zu Vertreibung der Franzosen aus Italien; diese heilige Ligue (1509) erreichte aber damals noch nicht ihren Zweck, so wenig auch Julius durch das französisch-deutsche Concilium zu Pisa, das ihn absetzen wollte, sich schrecken ließ. Maximilian Sforza, der (1512) Mailand wieder gewonnen, trat es (1515) Franz I. völlig ab (s. Mailand), aber Kaiser Carl V. zog es als eröffnetes Reichslehn ein, und gab es (1520) dem Franz Sforza, Maximilians Bruder. Daher heftige Kriege, in denen aber Franzens Anstrengungen stets unglücklich waren; er ward 1525 bei Pavia gefangen, und mußte nebst vielen andern Ansprüchen, auch denen auf Mailand entsagen, das dem Sforza blieb, und nach dessen Tode (1540) von Carl seinem Sohne Philipp gegeben wurde. Die medicischen Päpste, Leo X. (1513) und Clemens VII. (1523) waren zumelst auf Vergrößerung ihres Hauses bedacht. Carl V., unter den seit der Schlacht von Pavia sich ganz Italien beugte, vereitelte zwar Clemens VII., Venedigs und Mailands Anschläge, seine Macht zu schwächen; er eroberte und plünderte Rom (1527), aber bald mit dem Papste versöhnt, erhob er (1530) die Mediceer zur fürstlichen Herrschaft Florenz, das im Jahr 1494, über das unkluge Benehmen Pieros gegen Frankreich aufgebracht, die Mediceer verjagt, aber schon 1512 wieder aufgenommen hatte, mußte nun unter Herzog Alexander I., den Mediceer, sich in die Reihe der Fürstenthümer einstellen. Von da an gebriecht es der italiänischen Politik, von der Florenz immer die Seele gewesen, an allem Gemeinest, und somit der Geschichte Italiens an einem Mittelpunkt.

Siebente Periode. Gestaltung und Umgestaltungen

der italiänischen Staaten bis auf die französische Revolution. Abgang aller alten Regentenhäuser. Nach Aussterben des Maunstammes der Markgrafen von Montferrat, gab Carl V. dieses Land dem Gonzaga zu Mantua (1536). Später (1573) erhob Maximilian II. Montferrat zu einem Herzogthum. Den Florentinern mißlang (1537) ein neuer Versuch nach Ermordung Herzogs Alexanders, sich frei zu machen; Cosmus I. folgte ihm in der Regierung durch Carls V. Einfluß. Aus Parma und Piacenza, die Julius II. für den heiligen Stuhl erobert, machte (1545) Paul III. ein Herzogthum, und gab es seinem Bastard, Peter Aloys Farnese, dessen Sohn Octavio 1556 die kaiserliche Belehnung erhielt. Genua, seit 1499 den Franzosen unterworfen, fand in Andreas Doria (1528) seinen Befreier. Er begründete die Aristokratie, und der Verschwörung Fieskos (1547) gelang es nicht, ihn zu stürzen (s. Genua). Carl V. überließ schon 1553 (also drei Jahre vor seiner völligen Abdankung) außer Mailand, auch Neapel seinem Sohne Philipp II., der damals durch seine Gemahlin König von England war. Die wetteifernden Anschläge Philipps und Heinrichs II. von Frankreich auf Piemont wurden im Frieden von Cambresis (1559) aufgegeben, und Piemont seinem rechtmäßigen Herrn, Herzog Emmanuel Filibert von Savoyen, dem wackern spanischen Feldherrn, zurückgegeben. Im Jahr 1597 starb der achte Maunstamm des Hauses Este aus, worauf der Bastard César von Este Modena und Reggio vom Reiche erhielt, Ferrara aber vom heiligen Stuhle, als eröffnetes Lehn, eingeزogen wurde. In der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts hob sich der Flor Italiens, so viel bei dem Verluste des Welthandels möglich war, durch langen Frieden, der noch mehr gesichert wurde, als in dem Vertrage von Lyon Heinrich IV. von Frankreich auch Saluzzo, die letzte französische Besizung in Italien; an Savoyen vertauschte, und der glücklich fort dauerte, bis zum Erbfolgestreit über Mantua und Montferrat, nach Aussterben der Gonzaga (1627), wodurch des dreißigjährigen Krieges Noth auch über Italien kam. Unglück in Deutschland nöthigte Ferdinand II., beide Länder (1631) Frankreichs Schilling, Carl von Nevers, zu Lehn zu reichen, dessen Geschlecht bis zum spanischen Erbfolgekriege in deren Besitz blieb. Zugleich erlangte Richelieus Schlaubeit im Frieden von Chierasco (1631) Pignarol und Cosale, als feste Stützpunkte zu neuen Einfällen in Italien; wiewohl er letzteres (1637) wieder aufgeben mußte. Durch den Abgang des Hauses della Rovere, dem Julius II. das Herzogthum Urbino verliehen, fiel dieses 1631 dem päpstlichen Stuhle anheim. Der Friede Italiens wurde, außer einigen Unternehmungen Ludwigs XIV. auf Savoyen und Piemont (von Neapel s. d. Art.), in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts nicht gestört, und schien durch den Türker Neutralitätsvertrag (1696) auf lange gesichert zu seyn; als der spanische Erbfolgekrieg ausbrach. Dieser verwandelte in Italien vieles. Oestreich eroberte 1706 Mailand, Mantua und Montferrat, behielt die erstern beiden für sich, und gab letzteres an Savoyen. Am utrechter Frieden (1714) bekam Oestreich noch Neapel, und Savoyen Sicilien; zur Gränze zwischen Frankreich und Italien wurde der Mont Genievre bestimmt. Parma und Piacenza erhielt, als 1727 das Haus Farnese ausstarb, der spanische Infant Carl. Schon 1718 wurde Sicilien dem Herzog Victor Amadeus von Savoyen durch Spanien, und diesem wieder durch Oestreich entrisen. In dem polnischen Thronfolgekriege von 1733 eroberte Carl Emmanuel von Savoyen, mit Frankreich und Spanien ver-

bunden, Mailand, und befiel davon im Wiener Frieden (1738) Novara und Tortona, so wie er, für Sicilien, Sardinien bekam, und von nun an König von Sardinien hieß (s. d. Art. Sardinien). Der Infant Carl von Spanien ward König beider Sicilien, und trat dafür Parma und Piacenza an Oestreich ab. Auch die Medicer zu Florenz, seit 1575 Großherzoge von Toscana betitelt, starben 1737 aus. Franz Stephan, Herzog von Lothringen, erhielt nun, nach der Vorherbestimmung des Wiener Friedens, Toscana, und machte, als er 1745 Kaiser wurde, daraus eine Secundogenitur des östreichischen Lothringischen Hauses. Im östreichischen Erbfolgekriege eroberten die Spanier Mailand (1745), wurden aber durch Carl Emanuel wieder daraus vertrieben, welchem Maria Theresia zum Dank einige mailändische Landschaften, nämlich Vigevanasco und Bobbio ganz, und Anghora und Pavese zum Theil, abtrat. Massa und Carrara fielen 1743 durch Erbgangsrecht an Modena. Parma und Piacenza eroberte der spanische Infant Don Philipp für sich, verlor es zwar wieder, erhielt es aber als erbliches Herzogthum im Wiener Frieden (1748) zurück. So theilten im 18ten Jahrhundert die Häuser Lothringen, Bourbon und Savoyen ganz Italien, bis auf den Kirchenstaat und die Republiken, welche, als Greise, so sich selbst überlebt, dem Treiben der neuen Zeit, in die sie nicht mehr paßten, thatenlos und kraftlos zuschauten. Eine 40jährige Stille ging dem fürchterlichen Ungewitter vorher, das die Unsicherheit ihres Bestandes durch ihren Sturz beweisen sollte.

Achte Periode. Von der französischen Revolution bis auf die neueste Zeit. Im September 1792 drangen die revolutionären französischen Truppen zuerst in Savoyen ein und errichteten da Freiheitsbäume. Durch die Piemontesen und Oestreicher 1793 auf einige Zeit daraus vertrieben, behaupteten sie es doch am Ende des Jahrs. Der Nationalconvent hatte schon im Febr. 1793 auch Neapel den Krieg erklärt. 1794 im April rückten die Franzosen im Piemontesischen und Genuesischen vor, wurden aber im Juli 1795 von den Oestreichern, Sardinern und Neapolitanern aus Italien vertrieben. Allein im J. 1796 erhielt Napoleon Bonaparte das Commando der französischen Armee in Italien. Er drang so plöblich als unanfhaltsam vor, zwang den König von Sardinien zum Frieden, worin er Nizza und Savoyen an Frankreich abtreten mußte, eroberte die ganze östreichische Lombardey bis auf Mantua und die Citabelle von Mailand, brandschakte den Herzog von Parma und den Papst, und jagte dem König von Neapel solche Furcht ein, daß er um Frieden bat. Nachdem im folgenden Jahre auch Mantua gefallen, errichtete Bonaparte aus Mailand, Mantua, dem Theile von Parma dießseits des Po, und Modena: eine neue Republik, die cisalpinische genannt; die, wie die französische, ein Directorium von fünf Männern und zwei gesetzgebende Räte bekam. Auch den Papst überzog man mit Krieg und vereinigte Bologna mit der cisalpinischen Republik durch einen Frieden, den das Oberhaupt der Kirche nicht halten konnte. Da rückten die Franzosen nach Rom vor, stürzten das geistliche Regiment, und errichteten eine römische Republik. In Genua zettelte der ränkevolle Bonaparte eine Revolution an, wodurch die Aristokratie vernichtet, und eine demokratische Republik, nach dem Modell der französischen und unter dem Namen der ligurischen, errichtet wurde. Die Franzosen waren indeß durch das venetianische Gebiet in Oestreich eingedrungen; da nun die Venetianer mit den tapfern Tyrolern, die die Franzosen aus ihren Alpen jagten, zu Behauptung der

Neutralität ihres Gebietes gemeinschaftliche Sache machten, benutzte Bonaparte diesen Vorwand, diesen ehrwürdigen uralten Freistaat zu vernichten. Er besetzte ohne Schwertstreich Venedig und gab d. c. Republik eine demokratische Form; aber im Frieden zu Campo Formio (7. Okt. 1797) ward das venetianische Gebiet bis an die Etsch an Oesterreich überlassen, der Ueberrest mit der cisalpinischen Republik vereinigt. Der König von Sardinien schloß mit Frankreich am 25. Okt. einen Allianz- und Subsistenzvertrag; aber im folgenden Jahre

in von neuem anzufallen, von  
ähnlich  
hatte  
aber d  
betrat  
en da di  
and mu  
den Fi  
latter E  
den Kr  
ibern, l

er König und der Papst kehrten in ihre Hauptstädte zurück. In der Lombardey wurden die Franzosen von den Oesterreichern unter Kraus und Melas und den Russen unter Suwarow in sechs Hauptschlachten besiegt, und verloren alle Festungen wieder, bis auf das einzige Genua, wo Massena eine har's Belagerung aushielt, während seine Landolente ganz Italien räumen mußten. Aber indeß war Bonaparte von seinem ägyptischen Zuge zurückgekehrt, hatte die Direktorialregierung gestürzt und sich zum ersten Consul aufgeworfen. Er zog mit einem neuen Heer nach Italien, schlug die von den Russen verlassenen Oesterreicher bei Marengo, und zwang sie zu einer Kapitulation, wodurch ihm alle verlorenen italienischen Festungen wieder eingeräumt wurden. Im länesischen Frieden (9. Febr. 1801) ward der Besitz Venedigs für Oesterreich bestärkt, welches den Herzog von Modena durch Abtretung des Breisgaus entschädigen sollte, diese Abtretung aber nicht vollzog. Der Herzog von Parma bekam Toscana, und nachher von Bonaparte den Titel: König von Etrurien. Die cisalpinische und ligurische Republik wurde von Oesterreich und Frankreich garantirt und mittelbarer die eingeschlossenen Reichslehen veräußert. Nun ward auch der König von Neapel, der den Kirchenstaat hatte besetzen lassen, zum Frieden zu Florenz (28. März) genöthigt. Durch russische Vermittlung kam er mit Abtretung von Plombino des Stato bei Presidi und seiner Hälfte der Insel Elba, so wie mit dem Versprechen, seine Häfen den Engländern zu sperren, durch. Die andre Hälfte von Elba hatte Toscana bereits an Frankreich abgetreten. Die ganze Insel aber wurde von den Engländern und Corsen, nebst den bewaffneten Einwohnern, hartnäckig vertheidigt, und erst im Herbst geräumt. Den Präsidienstaat trat Frankreich am 9. Sept. an Etrurien ab. Starke franz. Truppenabtheilungen blieben sowohl in Neapel als in Toscana stehen und ihr Unterhalt kostete ungeheure Summen. Den Republikken Genua und Lucca gab der erste Consul noch 1801 neue Constitutionen. Aber im Jan. 1802 erfolgte die Umschmelzung der cisalpinischen in eine italienische Republik, nach dem Muster der neuen französischen Verfassung, und Bonaparte ward Präsident derselben. Zum Vicepräsidenten ernannte er den Bürger Melzi d'Erile. Bedeutende Unruhen in dies

len Departements folgten auf diesen Streich, wurden aber von den französischen Waffen bald unterdrückt. Auch Genua erhielt abermals eine neue Constitution und den Girolamo Durazzo zum Doge. Piemont aber ward durch einen consularischen Beschluß vom 11. Sept. 1802 definitiv mit Frankreich vereinigt. Nachdem Bonaparte in den Jahren 1803 und 1804 Italien aufs willkürlichste und drückendste benutzt hatte, ermuthigte ihn endlich die Lethargie der europäischen Mächte, am 17. März 1805 zu seiner neuen Kaiserkrone auch die italienische Königskrone hinzuzufügen, doch versprach er ausdrücklich, das neue Reich nie mit Frankreich zu vereinigen, ja sogar, ihm bald einen eignen König zu geben. Die abermalige neue Constitution glich der des französischen Kaiserreichs. Napoleon stiftete den Orden der eisernen Krone, und ernannte, nachdem er sich am 26. Mai zu Mailand feierlich die Krone aufgesetzt, seinen Stieffohn, Eugen Beauharnois, zum Vicekönig von Italien, den er mit vielem äußern Glanz umgab, ohnes ihm wahre Macht einzuräumen. Drückender, als diese neue Regierung, war nie eine für Italien gewesen, denn im Frieden betrug das Staatsbedürfniß 100 Mill. Franken, die von nicht ganz 4 Millionen Menschen aufzubringen waren, und wovon ein Dritttheil für französisches Interesse verwendet wurde. Keine europäische Macht erkannte übrigens das italienische Königthum Napoleons ausdrücklich an. Der Kaiser, in seinen willkürlichen Verfügungen gegen den Geist des lüneviller Friedens fortfahrend, gab seiner Schwester Elisa das Fürstenthum Piombino und ihrem Gemahl, Pasquale Vacciochi, die Republik Lucca als Fürstenthum, beides aber als französische Lehne und ließ den ligurischen Senat selbst am 25. Mai die Vereinigung Genua's und der Riviera mit Frankreich proclamiren. Es wurden die drei Departements, Genua, Montenotte und Appennin daraus gemacht. Eben so wurden Parma, Piacenza und Guastalla am 21. Juli definitiv dem französischen Reiche einverleibt. Den Papst erhielt noch in seinem Eigenthume die Bereitwilligkeit, das Schauspiel der Kaiserkrönung durch seine Gegenwart zu verherrlichen. Endlich erhob sich Oestreich aus dem Schlafe der Ohnmacht, so ungescheuter Willkühr Einhalt zu thun. Aber Frankreich war ihm indeß zu mächtig geworden; auf redliche, aber auch in Italien, wo sie noch am glücklichsten waren, durch das Unglück bei Ulm und Austerlitz veretelste Anstrengungen folgte bald der Friede zu Presburg (26. Dec. 1805) der die Gründung der französischen Allgewalt auch in Italien vollendete. Das östreichische Venedig nebst Istrien und Dalmatien ward mit dem Königreich Italien vereinigt, dieses, und alle französischen Einrichtungen in Italien, anerkannt. Das Königreich hatte nun einen Flächeninhalt von 1.672 Quadratmeilen und 5.657,000 Einwohner. Neapel, das die gelandeten russischen und englischen Hülfsstruppen nach der Schlacht von Austerlitz geräumt, traf nun im Anfang des Jahrs 1806 sein endliches Schicksal. Der Anstalten der Königin zu einem allgemeinen Aufstande ungeachtet, drangen die Franzosen ins Reich ein, besetzten am 14. Febr. Neapel, und die Bourbons waren auch von diesem Thron vertrieben. Napoleon ersetzte diese Dynastie durch die seinige, indem er am 31. März durch ein bloßes Machtwort seinen ältern Bruder Joseph zum König von Neapel ernannte. Vergeblich vertheidigte der tapfere Prinz von Hessen Philippsthal die Festung Gaeta standhaft; vergeblich erhob sich in Calabrien ein Aufstand, den die Engländer kräftig unterstützten. Diese schlugen zwar unter General Stuart

die Franzosen bei Meida am 4. Juli, und eroberten mehrere feste Plätze an der Küste; aber als Gaeta am 18. Juli gefallen war, und Massena wieder nach Calabrien vordrang, schifften sie sich wieder ein und überließen das Reich den Franzosen. Der neapolitanische Hof mußte froh seyn, daß das von den Engländern beherrschte Meer ihm wenigstens Sicilien, wohin er sich geflüchtet, sicherte. Doch ließ er im folgenden Jahre (1807) eine neue Landung in Calabrien unter dem Prinzen von Philippsthal versuchen, die aber mißglückte. Im Jahr 1808 wurde auch die Witwe des Königs von Etrurien, die seit dem Tode ihres Gemahls für ihren unmündigen Sohn die Regentschaft führte, ihres Reichs enteignet, dieses, unter Anführung politischer Gründe, aber nicht eines rechtlichen, mit Frankreich vereinigt, und in die Departements des Arno, des Ombrone, und des mittelländischen Meers getheilt. Auch ernannte Napoleon seinen Vetter, den Prinzen Borghese zum Generalgouverneur der Departements jenseit der Alpen, dieser nahm seinen Sitz zu Turin. Da indes Napoleons Wink den Bruder vom neapolitanischen Thron auf den spanischen verpflanzt hatte, besetzte er jenen wieder mit Joachim Murat, bisherigem Großherzog von Berg, der den 6ten Sept. 1808 in Neapel einzog. Im folgenden Jahre 1809 stellte der Kaiser, des Schaffens und Umschaffens nicht müde werdend, das Großherzogthum Toscana wieder her, und gab es, doch nur als eine Statthalterschaft, seiner Schwester Elise von Piombino. In demselben Jahre machte Oestreich mit beispiellosen Anstrengungen einen neuen Versuch, durch einen verzweifelten Kampf die Uebermacht und den Uebermuth Frankreichs zu brechen. Die Oestreicher waren zwar in Italien anfangs glücklich; aber das Kriegsglück trug Napoleon wieder pfeilschnell nach Wien, und von hier aus proclamirte er am 17ten Mai höhrend die Vernichtung der weltlichen Herrschaft der Päpste und die Vereinigung des Kirchenstaats mit Frankreich. Rom ward kaiserliche freie Stadt, und dem Papste 2 Mill. Franken Jahrgeld bewilligt. Nach dem Wiener Frieden, durch den Napoleon die sogenannten illyrischen Provinzen erwarb, ward Istrien und Dalmatien vom Königreich Italien abgerissen und zu jenen geschlagen. Dagegen trat Bayern von Tyrol den Etschkreis, einen Theil des Eisackkreises und das Landgericht Klausen an Italien ab. Unererschütterlich schien nun des französischen Kaisers Macht in Italien, wie in ganz Europa, befestigt. Während das italienische Volk französische Heere ernähren, seine eignen in den fernern Eroberungskriegen Napoleons aufopfern, und beim gänzlichen Ruin des Handels und Gewerbes drückende Abgaben aufbringen mußte, waren alle Zeitungen voll Lobpreisungen der Anstalten zu Belebung der Wissenschaften, Künste und Gewerbe in Italien. Man duldete schweigend und hoffnungslos, bis der unersättliche Weltbezwinger in seinen eignen ungeheuern Unternehmungen unterging. Die militärischen Resultate, welche 1813 und 1814 in Deutschland und Frankreich bewirkt wurden, führten auch die Eroberung von Italien durch die Allirten herbei, an welche letztere am Ende auch noch der König Joachim von Neapel sich angeschlossen hatte. Der Pariser Friede und die darauf folgenden Verhandlungen änderten dann die ganze politische Gestalt des Landes. Oestreich erhielt alles wieder, was es im Preßburger Frieden verloren hatte, vereinigte noch die Herzogthümer Mailand und Mantua damit, und errichtete das lombardisch-venetianische Königreich. Der Papst und der Großherzog von Toscana wurden gänzlich restituirt; Modena und Massa fielen an ihre alten Regentenhäuser;

Parma wurde der Kaiserin Marie Luise gegeben; Lucca der ehemaligen Königin von Sardinien angewiesen. Auch der König von Sardinien erhielt das Verlorne wieder, ansehnlich vergrößert durch das Gebiet von Genua. Indem diese Republik sich unterdrückt sah, behauptete St. Marino ihre Selbstständigkeit. Corsika blieb bei Frankreich; Malta aber theilten sich die Engländer zu. Nur dem Könige beider Sicilien ward das Glück der Restitution nicht zu Theil; Joachim behauptete sich auf dem Throne von Neapel. Als er aber im Jahr 1815 die Parthei Napoleons von neuem ergriff, ward er von dem siegendem Heere der Oesterreicher vom Throne gestürzt, und auch hier der alte Besitzstand hergestellt.

H. L.

Italiänische oder künstliche Blumen kamen zuerst aus Siena in Italien. Seguin in Paris war der erste, welche dergleichen aus Mark vom Hollunderbaume und von gefärbten Silberplättchen vefertigt hat.

Italiänische oder doppelte Buchhaltung ist die Wissenschaft der Rechnungsführer und Kaufleute, alle ihre Einnahmen und Ausgaben, es sey an Geld oder Waaren, durch die Führung der Bücher in doppelten Posten in einer solchen guten Ordnung zu halten, daß sie, so oft es nöthig ist, sich und andere schnell genoue und richtige Rechnung davon ablegen können. Sie lehrt alle gemachten Dispositionen in eine solche Verbindung setzen, daß der ganze Zustand einer Handlung, sie sey auch von einem so ausgebreiteten Umfange, wie sie wolle, zu jeder willkührlichen Stunde eingesehen und beurtheilt werden kann. Das Buchhalten überhaupt, oder die Wissenschaft Rechnungs- und Handlungsbücher zu führen, ist so alt wie der Handel, und zerfällt in das einfache und doppelte Buchhalten. Das einfache Buchhalten ist vom ältesten Ursprunge, und schon die Phönicier führten darnach ihre Rechnungen. Von diesen kam die einfache Buchhaltung in der Folge zu den Griechen und Römern, von welchen es das übrige Europa erlernte. Bei Handlungen von geringem Umfange ist sie noch jetzt gebräuchlich. Denn bei derselben führt der Kaufmann nur zwei Bücher, als: ein Journal, in welches er täglich alles hinter einander einträgt, was man ihm, oder was er andern für verkaufte, oder für erkaufte Waaren schuldig ist, und was hiervon von Zeit zu Zeit bezahlt wird. Aus diesem Journale trägt er bei gelegener Zeit alles in das zweite, oder Hauptbuch, unter die daselbst für jede mit ihm in Verkehr oder Geschäften stehenden Konti ein. Was man ihm schuldig ist, oder was er bezahlt hat, wird den Parteien in Debet gesetzt, was hingegen ihm bezahlt wird, oder was er schuldig ist, wird den Parteien in Kredit geschrieben. Wenn also der Handelsmann das Debet und Kredit zusammenrechnet, und mit einander vergleicht, so kann er bald finden, was er andern schuldig ist, oder von ihnen einzunehmen hat. Es ist aber diese Buchhaltung deswegen unvollkommen, weil nicht jede Ausgabe und Einnahme, sondern nur diejenige ins Buch eingetragen wird, bei welcher es auf eine Abrechnung mit andern ankommt. Weit vollkommener ist daher die doppelte Buchhaltung, welche die Italiäner höchst wahrscheinlich schon im 12ten Jahrhunderte, bald nach Einführung der Bank zu Venedig, erfunden haben, obgleich die Schrift des ersten Schriftstellers von der doppelten Buchhaltung, des Italiäner Lucas Paccioli, nicht früher als 1494 zu Venedig gedruckt worden ist. In England gab der Schulmeister Hugh, Oldcastle 1543, und in Deutschland der nürnbergger Bürger



Bürger Johann Gottlieb 1531 die erste Schrift von der doppelten Buchhaltung heraus. Sie erfordert vorzüglich nachstehende acht Handlungsbücher; nämlich 1) das Memorial; 2) Cassa; 3) Journal; 4) Haupt; 5) Monatliche Balance; 6) Waaren- Calculations; 7) Waaren- Scontro, und 8) Banco- Scontro Buch. Der Grund von der doppelten Buchhaltung ist die richtige Kenntniß des wahren Sinnes der beiden Wörter Kredit und Debet. Aller Empfang ist Debet und alle Ausgabe ist Kredit. Aller Verlust ist Debet, und aller Gewinn Kredit. Beide Wörter braucht der Kaufmann sowohl in Rücksicht wirklicher Personen, als auch in Rücksicht der Rechnung immer mit Beziehung auf Sachen und Personen. Mit einem Worte, alles was er kauft, empfängt oder in Verwahrung nimmt, wird Debet, wie derjenige, dem er etwas bezahlt; da hingegen alles, was er verkauft, ausliefert, oder aus seiner Verwahrung giebt, unter das Kredit kommt, wie derjenige, welcher ihm etwas bezahlt oder borgt. Zur doppelten Buchhaltung ist endlich ein richtiges Inventarium (s. d. Art.) nothwendig, welches auf der einen Seite in den vorhandenen gangbaren Geldern, beweglichen und unbeweglichen Gütern, Waaren und Activschulden, auf der andern Seite aber in Passivschulden besteht, und durch Vergleichung beider Summen dem Eigenthümer das Kapital seines ganzen Vermögens ausweist.

X.

Italiänische, deutsche und französische Musik. Italiänische Musik wird vorzugsweise diejenige genannt, welche nicht sowohl in Italien und von italiänischen Künstlern, als vielmehr in der Gegend dieser letzten componirt ist. Daraus geht nun hervor, daß es nicht allezeit eine individuelle, subjective Weise, musikalische Productionen hervorzu bringen, giebt; sondern daß auch, dem innersten Wesen der Sache nach, ein allgemeiner, objectiver Unterschied in der musikalischen Gekunst vorhanden ist, und daß dieser sich nach der verschiedenen poetisch-romantischen Bildung der drei europäischen Hauptnationen, der Deutschen, Italiäner und Franzosen, ausgebildet hat. Ohne untersuchen zu wollen, worin die eigentliche Natur der Musik bei den Griechen und Römern bestanden habe; müssen wir hier nur so viel anmerken, daß jene Musik der Griechen, oder dasjenige, was man bei ihnen mit diesem Namen benennt, durchaus ein, sowohl in seiner innern Ursache, als in seiner äußern Wirkung, von der heutigen Musik ganz verschiedenes Erzeugniß gewesen ist. Da die innere Natur der Musik durchaus romantisch ist, das heißt, da sie aus einem unbekanntem, von allen Verstandesbegriffen entblößten Sehnen hervorgeht; so konnten die Griechen, die durchaus nicht romantisch, sondern im Gegentheil streng poetisch waren, eben weil sie keine Sehnsucht nach einem Genuße kannten, sondern vielmehr im eigentlichen Besitze dieses Genußes selbst waren, so konnten die Griechen, sagen wir, aus diesem Grunde auch keine eigentliche Musik in unserm Sinne des Wortes besitzen: die Musik (s. d. Art.) mußte und konnte also nur allein ein Erzeugniß der neueren romantischen Bildung seyn. Diese romantische Bildung entsprang zuerst in Italien, und also mußte auch Italien die erste Wiege der Musik werden. Von hier aus verbreitete sie sich nach Deutschland, und zugleich auch nach Frankreich, wo sie sich jedoch in beiden Ländern, besonders in Frankreich, obgleich eines und eben desselben Ursprungs; durchaus ganz verschiedenartig gebildet hat. In Italien reines, unmittelbares Erzeugniß der Sehnsucht nach einem das ganze Wesen des Menschen erfüllenden, ihm stets unbekannt vorschwebenden Gegenstande, mußte sie sich natürlich, gleichsam noch in Unschuld und Kindheit befangen, einfach und schmucklos gestalten

V.

9

ten; so finden wir sie auch dort wirklich: die einfachste, natürlichste, des Herzens Sehnsucht in seinen innersten Tiefen erregende Melodie, welche gerade nur so viel von Harmonie unterstützt ist, als jegliche Melodie zu einer ihr notwendigen Grundlage von Rhythmen hat. Dies war die italiänische Musik bei ihrer ersten Entstehung; und dies ist sie auch, wenn wir nicht nach der Quantität, sondern nach der Qualität der Noten urtheilen, mit einer sehr geringen Veränderung und Umgestaltung, noch in diesem Augenblicke. Denn einfache, höchst schmeichelnde Melodie, ungesucht, und so natürlich als möglich ausgeführt, ist nach immer der Charakter der italiänischen Musik, trotz des Einflusses, den der deutsche und französische Styl, obwohl in dem unwunderwürdig geringem Maße, auf dieselbe gehabt hat. Wer, der u  
schen und französi  
tausend italiänisch  
oder Franzosen con  
takter der italiänis  
von einander versch  
unsere höchste Be  
erwähnt worden is  
ten gewohnt, und  
bewahrt hat, die l  
zu Theile geworden

rakter der italiänischen  
fere Abfi  
brühtigen  
zur Zeit  
Natur ha  
Maße g  
Fall zu 10  
Wesen di  
hundert  
berlichen  
schließen

Wußt geredet haben, so kann es freilich nicht un  
erhaupten, daß die Natur derselben noch bis auf den  
äußern mechanischen Einzelheit dieselbe sey, wie  
rn Ausbildung zur Kunst: in ihrer quantitativen  
verändern müssen, ob auch dies gleich nicht in dem  
wie es wohl bei andern Erfindungen des Genies der  
er das behaupten wir mit Ernst, das quantitative  
Musik ist noch stets dasselbe, was es vor anberthalb  
Aus diesem stets sich gleichbleibenden, unveränd  
italiänischen Musik sollte man fast geneigt seyn zu  
des Sages, welche wir in ihr vorhersehend finden,  
eigentlich den wahrsten und die Natur am angemessensten bezweckenden  
Charakter der Musik aufstelle, und daß jede Abweichung von demselben  
nur den Nachtheil dieser Kunst zur Folge haben könne. Nichts destoweni  
ger hat die deutsche Musik in den letzten dreißig Jahren eine fast gänz  
lich neue, und von dem Style der italiänischen Musik durchaus abweichende  
Bahn gebrochen. Wenn die Geskunst der Italiäner in ihrem Streben  
nach bloßer Melodie noch nicht eigentlich romantisch zu seyn, sondern sich  
vielmehr nur als Uebergang von der reinen Poesie der Alten zu der Romantik  
der Neuern einseitig zu gestalten schien; so ist es daher der deutschen  
Musik vorbehalten gewesen, in dem tausendfältigen wunderbaren Spiele  
der Harmonie, verbunden mit der Melodie, den romantischen Charakter  
auf das vollkommenste zu entwickeln und auszubilden. Es scheint über  
haupt, daß die Romantik, je mehr sie sich dem Norden nähert, sich auch  
immer vollkommener zu gestalten strebe: davon zeugt der Charakter der  
nordischen Poesie, im Gegensatz mit der Poesie des südlichen Europa.  
Die deutsche Musik steht daher auf dem Punkte, sich, da schon an und für  
sich selbst nichts in der Natur romantisches ist, als eben Musik, zum voll  
kommensten Erzeugnisse der romantischen Kunst auszubilden: wir dürfen  
blau nur Mozarts Werke, besonders die eigentlich romantischen, nennen,  
welche, dünkt uns, Vorbilder für alle jetzige und folgende Musik sind.

Wenn man endlich durchaus geneigt seyn sollte, den eigentlichen Unterschied, so wie wir ihn zwischen der jetzigen italiänischen und deutschen Musik finden, nicht bloß mit dem Gefühle zu ahnen, sondern auch mit dem Verstande zu verstehen, so könnte jener Unterschied etwa so dargethan werden, daß die italiänische Musik nur formell, die deutsche hingegen formell und materiell zugleich romantisch sey. Um überhaupt den Unterschied zwischen der italiänischen und deutschen Musik auch selbst dem Unkundigen verständlich zu machen, dürfen wir ihn nur einladen, Mozarts Don Juan und Paesellos Müllerin neben einander zu stellen, und das, was er in jenem Groll Verschiedenes von der Musik dieser findet, für das Eigentliche Romantische zu nehmen. Es ist unmöglich, daß auf diesem Wege nicht auch dem Unerfahrensten ein Aufschluß über den Unterschied zwischen dem deutschen und italiänischen Style in der Musik werden sollte. Wenn nun, wie wir gesehen haben, diese beiden Arten Musik nur in der Quantität und in der Form, nicht aber in der Qualität und Materie von einander verschieden sind, wenn demnach zwischen beiden noch immer eine gemeinschaftliche Beziehung Statt findet, welche in der Gleichheit ihrer inneren Natur und ihrer ersten wesentlichen Entstehung begründet ist, so macht dagegen die französische Musik, von der wir jetzt reden wollen, in so fern diese nämlich ein nationales, keinem fremden Volke nachgebildetes Erzeugniß ist, eine ganz eigne, von der italiänischen und deutschen Musik gänzlich verschiedene Gattung aus. Um diese in und durch sich selbst vollkommen darthun zu können, ist es nöthig, hier von dem Unterschiede, welcher zwischen der französischen und übrigen europäischen poetischen Bildung vorhanden ist, wenigstens im Allgemeinen zu handeln. Wenn sowohl in der physischen, wie in der moralischen Natur, Freiheit die erste und unerläßlichste Bedingung ist, unter welcher jegliche Kraft des Menschen sich einzig und allein in ihrem ganzen Umfange zu äußern vermag (der gefesselte Fuß ist zum Gehen, also der gefesselte Geist zum Schaffen untauglich); so ergiebt sich daraus, daß die bürgerliche Freiheit, welche, gleich der physischen, stets die moralische bedingt, und welche bei den Griechen in ihrer gänzlichen Vollkommenheit vorhanden war, auch diese, nämlich die moralische Freiheit, in den Stand gesetzt haben müsse, die eigentlichsten und größten Geisteswerke der alten Welt hervorzubringen. Und dies ist denn auch in der That der Fall gewesen: Die bürgerliche Freiheit der Griechen ward nun aber auch durch eine religiöse Freiheit mächtig unterstützt: denn religiös frei waren die Griechen, in so fern nämlich eine gegebene, positive Religion, welche das Daseyn der Gottheit mit dem Verstande als wirklich vorhanden kennt, und davon mit Gewißheit überzeugt ist, also dasselbe nicht bloß mit dem Gefühle zu ahnen braucht, der geoffenbarten Religion, die, statt zu wissen, nur glauben kann, geradezu entgegengesetzt ist. Die Griechen waren also in wirklichem, mit dem Verstande begriffenem Besitze ihrer, im Raume vorhandenen Götter, und ihre Poesie also Erguß des Wohlgefallens an diesem wirklichen Besitze. Dies macht den Charakter ihrer Poesie, der allenthalben etwas Reelles, Positives und wirklich Vorhandenes zur Erscheinung bringt, also mit der bloßen Ahnung durch das Gefühl auch nicht das Allgeringste gemein hat. Diese Ahnung der Gottheit, im Gegensatz mit dem vollen Bewußtseyn der Existenz derselben, macht nun aber den unterscheidenden Charakter aus, welcher zwischen der Religion der Griechen und der Religion der Christen vorhanden ist: jene war im wirklichen, von dem Verstande begriffenem Besitze der Gottheit, also positiv, diese hingegen, als geoffenbarte Religion, ahnet nur den Besitz der Gottheit. Die Freude am wirt

Achen Besize giebt also den Charakter der Religion, so wie den der Poesie der Griechen, dahingegen die bloße Ahnung des Besizes der Gottheit die Grundlage der christlichen Religion, so wie der christlichen Poesie macht. Und diese Poesie nennen wir, im Gegensatze mit der Poesie der Griechen, die romantische. Daß diese romantische Poesie, um sich gehörig zu gestalten und zu entwickeln, ebenfalls der Freiheit bedürfte, versteht sich von selbst: das unermüdlche Streben der kleinern italiänischen und deutschen Staaten, die sich von keinem allgemeinen, alleingebietenden Oberhaupt Fesseln anlegen lassen wollten, war eben der mächtige Keim, aus welchem die romantische Poesie der Italiäner und Deutschen so lieblich und wunderbar entsproßte. Dieses ewige Keimen und Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit giebt noch jetzt in diesem Augenblicke den Charakter der deutschen Reichsverfassung: oder ist das fortwährende Ankämpfen der deutschen Staaten gegen die Macht des gemeinschaftlichen Oberhauptes derselben etwas anders, als Ringen nach einer Unabhängigkeit? Wie ganz anders verhält es sich dagegen mit der Verfassung Frankreichs, wo schon seit dem vierten Jahrhundert das monarchische Königthum begründet, und also kein eigentliches Streben nach Freiheit mehr vorhanden war. In Frankreich konnte und durfte also der mächtig emporstrebende Geist, dem nun schon die Fesseln der monarchischen Verfassung angelegt waren, nicht weiter nach Freiheit und Unabhängigkeit streben; aber eben so wenig konnte er auch gänzlich unterdrückt werden. Daher entwickelte der Geist der Franzosen, der das höchste im Menschen, nämlich die Freiheit, nicht mehr zu erstreben vermogte, seine zersplitterten Kräfte auf eine andere Weise: er bildete nämlich, statt in seiner vollendeten Einheit die Freiheit zu erringen, in Einzelheiten sich erschöpfend, das bürgerliche Leben aus. Daher die wichtige Bildung des Franzosen, die bisher wohl allgemein erkannt, aber, so viel wir wissen, niemals genügend erklärt worden ist. Diese wichtige Bildung der Franzosen, die nie nach dem Ganzen, sondern stets nach dem Einzelnen strebt, macht daher auch den unterscheidenden Charakter ihrer Poesie und ihrer Musik aus. Wenn die Musik der Italiäner und Deutschen darnach strebt, mit steter Verzichtleistung der Darstellung der einzelnen materiellen Theile, nur im Allgemeinen den Geist der jedesmal vorherrschenden Empfindung wiederzugeben: so macht es sich im Gegentheile die französische Musik, mit Uebergehung jeglichen Gesamteindrucks, zum Vorwurfe, nur die prosaischen Einzelheiten des darzustellenden Gegenstandes zu mahlen und zur Anschauung zu bringen. Dies ist der unterscheidende Charakter der ursprünglich französischen Nationalmusik der Franzosen, in welcher Rameau und Lully als vollendete Meister sich ausgezeichnet haben. Ob es nun wohl nicht geleugnet werden mag, daß in den letzten Jahrzehnten die französische Musik durch den Einfluß der deutschen und italiänischen eine bedeutende Veränderung erlitten habe; so wird diese Veränderung, die nicht von innen heraus, sondern von außen hinein gewirkt hat, niemals und unter keiner Bedingung im Stande seyn, derselben ihren eigentlichen National-Charakter zu nehmen, und ihr eine wahrhaft poetisch-romantische Natur zu ertheilen. Das, was also bis jetzt die ältere französische musikalische Gekunst in ihren alten Werken aufzuweisen gehabt hat, mag keine eigentliche Musik, sondern eine bloße musikalische Deklamation genannt werden, bei der man nicht von innerer poetischer Nothwendigkeit, sondern vom äußern Erforderniß einer ergößenden Abwechslung, als herrschendem Gesetze, ausgegangen ist; die neuern französischen musikalischen Werke hingegen haben für den Verlust jenes ihnen eigenthümlichen National-Charakters, der doch vor

nigstens die Nation selbst vollkommen befriedigte, durch den Einfluß der italiänischen und deutschen Musik durchaus nicht entschädigt werden können, und gefallen, als eine zwitterartige Mittelgattung, die weder Frankreich, noch das Ausland befriedigt, nur demjenigen, der sich einmal durch Vernunft-Raisonnement zum Wohlgefallen an der neuern französischen Musik gewaltsam hinaufgesteigert hat. Es sollte uns überhaupt leicht werden, zu beweisen, daß selbst die Franzosen an den Werken ihres Rameau und Lully, die das, was sie waren, ausschließlich und vermischt zur Erscheinung brachten, ein wahreres, natürlicheres und ungetheiltes Interesse genommen haben, als an den sämtlichen Erzeugnissen ihrer modernen Musik, die eben, weil sie weder französisch, noch italiänisch, oder deutsch ist, weder den Forderungen der Franzosen, noch der Ausländer entsprechen kann. Daraus folgt aber auch eben so natürlich, daß es ein gänzlich unstatthafes und widersprechendes Verlangen ist, wenn man den Franzosen zumuthet, daß sie an den Werken deutscher Musik, die ihrer innern Geistesbildung durchaus nicht entsprechen kann, einen wirklichen Geschmack finden sollen. Es wird daher stetig ein mißliches Unternehmen bleiben, für deutsche Musik, und insbesondere für Mozarts Werke, in Frankreich aufrichtige, wahre Theilnahme zu erregen. Man wird dort freilich, wie bisher auch der Fall gewesen ist, sich auf das redlichste bestreben, der deutschen Musik Geschmack abzugewinnen, man wird derselben nothgedrungen eine öffentliche Achtung darbringen wollen; aber innerlich kann und wird kein Franzose, jemehr er dies nämlich im eigentlichen Sinne des Worts ist, an deutscher Musik sich wahrhaft ergötzen können, so wie überhaupt dem französischen Volke nie der Sinn für eigentliche romantische Poesie aufgehen wird. Ein anderes Verhältniß tritt freilich zwischen der deutschen Nation und der französischen Musik ein; theils sind die Deutschen allgemeiner gebildet, und finden also auch an Einzelheiten, da, wo diese, wie bei den Franzosen, in ihrer Art vollkommen ausgebildet sind, Vergnügen, theils ist die Bildung unter dem großen Haufen der Deutschen auch zur Zeit noch profaischer, als eigentlich romantisch, weswegen denn auch jene profaisch-witzigen Erzeugnisse der französischen Composition dem deutschen Geschmacke dann und wann noch inniger zusagen, als es billig der Fall seyn sollte. Pq.

**I t a l i ä n i s c h e S p r a c h e.** Die Gränzen der italiänischen Sprache lassen sich nicht wohl mit Bestimmtheit angeben. Im Norden wechseln gegen die Schweiz, Tyrol und die übrigen Nachbarländer die Thäler und Gegenden wo deutsche, italiänische oder auch noch Dialecte der altromantischen Sprache vernommen werden, auf das mannichfaltigste unter einander. Setzt doch das Meer keine bestimmte Gränze. Bei der frühern Verbreitung der Italiäner auch über die nicht eigentlich italiänischen Inseln des Mittelmeers über die Eilande und Küsten des nahen Griechenlands, wer mag es bestimmen wo der letzte italiänische Laut einheimisch erklinge? In das Unbestimmte verliert sich ebenfalls die Entstehung dieser schönen Sprache. Die allgemein verbreitete Vorstellung, als sey sie durch Vermischung des Lateinischen (des Lateinischen, wie wir solches aus den altrömischen Schriftstellern kennen) mit den barbarischen Sprachen zur Zeit der Völkerwanderung entstanden, ist unrichtig. Die römische Sprache, welche der Neuere aus Cicero und Horazius erlernt, war nur Schriftsprache, nicht Sprache des Volkes. Letztere mußte der Erfahrung und Natur der Sache nach, bald mehr bald weniger auffallend sich von jener trennen. Bei jener war eine Vermischung mit den Dialecten der Barbaren nicht wohl denkbar, wovon als deutlicher Beweis angesehen

werden mag, daß die altrömische Sprache in dem frühern Mittelalter noch lange vor Wiedererweckung der classischen Literatur, fortdauernd mit einer Reinheit geschrieben ward, welche unter den gegebenen Umständen wahrhaft bewundernswürdig ist. Als nun durch Einwanderung nördlicher Völkerschaften die Sprache des Lebens gänzlich umgestaltet worden, da bildete sich, bei steter Fortdauer der altrömischen Schriftsprache, jenen neuen Volksdialekten gegenüber auch eine neue Schriftsprache; doch langsam, weil Dichter und Gelehrte, von welchen die letzte ihre Bildung erhalten mußte, sie zum Theil als barbarischen Abfall von dem Lateinischen verachteten und verschmähten. So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. In keinem Bezirk Italiens findet sich rein als Volkssprache jenes Idiom, dessen melodischer Wohlklang uns in dem unbedeutendsten italiänischen Schriftsteller unwiderstehlich mit fortzieht und ein Irrthum ist es, wenn Ausländer glauben, Boccaccios Sprache werde in dem Munde toscanesischer Bäuerinnen oder florentinischer Fachini's vernommen. Auch die toscanesische und florentinische Sprechart entfernt sich durch Eigenthümlichkeiten von dem reinen Schriftidiom, welches während der frühesten Jahrhunderte der ital. Literatur, wo dieses in Neapel und Sicilien erblühte, bei Dichtern jener Länder reiner gefunden wird, als in den wenigen gleichzeitigen toscanesischen Schriftstellern. Nur der Zufalligkeit, daß die spätern großen Häupter italiänischer Poesie und Prosa in Florenz geboren wurden, zum Theil auch den noch späterern Ermächtigungen toscanesischer Akademien, namentlich derjenigen della Crusca, verdankt es dieser Dialect, daß, ungeachtet seine rauhen Kehllaute den übrigen Italiänern ein Vergerniß sind, er doch vor allen Sprecharten seinen Antheil an der gesammten Schriftsprache den bedeutendsten nennen darf. Schon Dante, der Schöpfer der italiänischen Prosa und Poesie, dessen Werke reich an Eigenthümlichkeiten verschiedener Mundarten sind, behauptet im Tractate de vulgari eloquentia mit bestimmter Deutlichkeit, daß es unzulässig sey, einen Dialect zur Schriftsprache erheben zu wollen. Wenn Dante ferner in der lingua volgare (so nannte man die neuere, nach dem Einfall der Barbaren entstandene, in den verschiedenen Gegenden Italiens verschiedene Sprechart) ein volgare illustre, cardinale, aulicum, curiale unterscheidet, so beweiset dies wohl deutlich, daß schon er die gegebene Ansicht hatte. Fernow (röm. Stud. B. 3. Nro. XI.) zählt 15 verschiedene Hauptmundarten, unter denen die toscanesische wieder auf 6 Untergattungen hat. Die Mundarten, in welchen sich keine literarische Hervorbringung findet, sind dabei noch unerwähnt. Dem unter jenen 25 Hauptmundarten, hat jede ein oder das andere Werk aufzuweisen, das den Dialect, meistens bloß um des Autors Liebe zu seiner Geburtsstadt willen, der eigentlichen Schriftsprache vorzog. So viel schien in geographischer und historischer Hinsicht im Allgemeinen über ital. Sprache zu sagen zu seyn. Mehr in ihr inneres Wesen einzugehn, war bei den nothgedrungenen Gränzen dieses Artikels nicht rathsam. Der Unkundige würde nicht genug, der Kundige immer zu wenig finden. Dm.

**Italiänische Poesie.** Im 12ten bis hinein in das 13te Jahrhundert findet sich in Italien bloß fremde Poesie (die Prosa bildete sich ungleich später); die ritterliche Liebespoesie der Provenzalen und Troubadours. Dem damaligen Italiäner, und besonders dem Lombarden verständlich durch ihre Nachbarsprache durchzogen diese wandernden Sänger Italien, und fanden, besonders an den Hoflagern der lombardischen Großen die freundlichste Aufnahme, bereitet durch gleiches Bedürfniß schöner und ergößlicher Reime, welches die Völker des Südens gemein

haben, wäre es auch aus bloß sinnlichem Wohlgefallen am Gesange. Zum Beweis wie in jenen ritterlichen Zeiten die Troubadours als schönste Helden fürstlicher Höfe erachtet wurden, dient das Beispiel Raimondo's Berlinghieri's, Grafen von Barcellona, welcher 1164 Friedrichen den Rothbart in Turin besuchte, begleitet von einer Anzahl provençalischer Dichter. In seiner Sprache zu reimen und zu singen wagte kein Italiäner, Maestro Ferrari unterazzo VIII. Herzog von Ferrara reimte in provençalischer Mundart. Scodello von Mantua reiste selbst in die Provence, damit er sich so leichter der dort einheimischen Sprache und Liedeweise bemächtigte. Allzunähe Nachbarschaft der Provençalen mit den Lombarden ließ bei diesen nicht leicht das Bedürfniß und die Lust an einheimischen Liedern erwachen. Venedig, Genua, Florenz und die andern Freistaaten Italiens ermangelten bei bürgerlichen Partheikämpfen und Händeln des ritterlichen Sinnes, dem die provençalische Ritterpoesie zugesagt mochte. Der Geist des Papstthums hinderte gleichmäßig in seiner Nähe die Aufnahme der provençalischen und die Entwicklung der einheimischen Poesie. „Nur bei den Sicilianern konnte sich italiänische Poesie entwickeln. Denn sie, ein poetisches Volk seit dem Alterthume, sprachen einen Dialect der sanft genug war um darin mit Anmuth zu dichten. Weder Gewinnssucht noch scholastische Fehden stumpften ihren Sinn für das Schöne ab. Nicht so leicht als den Lombarden war es ihnen, provençalische Sänger in ihre Mitte zu ziehen oder selbst in jenes Land der Liebe und Dichtkunst zu wallfahrten, aber es schallten genug der Lieder zu ihnen hinüber, welche sie ermunterten in eigener Mundart ähnliche Versuche zu wagen.“ um so mehr als ihnen ein Hof nahe war, reich an Mustern ritterlicher und fürstlicher Tugend. Friedrich II. seine Jugendjahre 1198—1212 in Palermo verlebend, krönte mit eigener Hand einen Dichter, und nicht nur von seinem Kanzler Petrus de Vineis, und Heinrichen von Sardinien, Friedrichs natürlichem Sohn, von dem nachherigen Kaiser selbst sind noch die gefälligsten Reime vorhanden. Ein Wechselgesang des Cino oder Vincenzo d'Alcamo in Form und Charakter ganz der provençalischen Poesie angehörig, ist das älteste Denkmal jener frühesten sicillischen Periode, deren Spuren nach 1300 sich verlieren, während mit dem bologneser Guido Guinicelle † 1276 und andern ihm geistig und in der Zeit verwandten Dichtern die eigentlich sogenannte altitaliänische Dichterschule anhebt. Gleichzeitig verbot die Republik Bologna 1288 den Provençalern sich auf öffentlichen Plätzen hören zu lassen. Genannt zu werden verdienen noch: Guittone d'Arezzo; von ihm ein Buch Gedichte und 40 Briefe moralischen Inhalts, besonders merkwürdig als der erste bekannte Anfang italiänischer Prosa. Brunetto Latini (1220 in Florenz), Dantes Lehrer; von ihm der Tesoro, ein Inbegriff alles damals wissenschaftlichen. Der Florentiner Guido Cavalcanti und Dante von Majano. Die Formen der ältesten italiänischen Poesie, unstreitig dem Arnaut Daniel und andern berühmten Provençalern nachgeahmt, ihre Ausbildung aber erst von den spätern Meistern erwartend, sind jedoch meistens dieselben, worin sich die jüngern Hervorbringungen der italiänischen Dichtkunst bewegen, mannichfache Arten der Canzonen, Ballaten und Sestinen; unsere Literatoren wollen schon bei den Provençalern das regelmäßige Sonett von 14 Zeilen finden; daß es altsicillanische ottavo rimo giebt (achtzeilige Stanzien) ist unbestritten. Aber auch der innere Charakter der ital. Poesie ist in jener ältesten Periode mit höchster Bestimmtheit ausgesprochen. Religion ist das höchste in allem menschlichen Seyn und Wirken. Hat man den religiösen Charakter einer Zeit lebendig begriffen, so ist keine Erscheinung in derselben.

n nicht entzweyelt werden; jede muß als  
den Geist damal'ger Religion:ät wiederholt  
das von der Poesie, welche ja nichts ist als  
Wort, wozu ein ganzes Zeitalter sich ge-  
reugt die von ihr Religion der Vaterlands  
auf das Ciel wie in der Kunst bringen  
Christenthums in seiner Ebnenheit nach  
diese Richtung der Poese, die Ausbildung  
in dem Gebiete notwendig bedingt. So  
wenn man sie in ihrem Ursprunge und Wachs-  
thume nach Religion, ihre untergeordnete  
Funktion des Ueberrationalen, welche in dem  
sichlichen Schilde, auf Erden das Bild der  
Ebnenheit des Ceyns im Irdischen finden  
den Zeit, trat die Poesie nicht als un-  
begrenzt auf, wie es bei dem hochbegabten  
Caetero der Poesie, bei Nationen, welche  
klimatische Verhältnisse, weniger tief ge-  
wachsenen Charakteren des Menschlichen geignet

waren, die Erde, die untergeordnete Bedeutung des Menschlichen, Grund-  
ton und Hauptcharakter ihrer Poese, und darum, wie die Liebe in jedem  
Individuum etwas durchaus Ebnliches ist, wie sie ist durchaus un-  
begrenzt und werden. Hieraus hängt auch, wird das Wesen, welches  
die Ital. Kunst in ihrem fruehsten Zeitalter annahm und in ihrem höchsten die  
Poesie am vollendetsten ausdruete, begrifflich. Seidst im Poesie, die  
sein Werk selbst die edelste Kunstwerke nicht ohne Vergerniß oder seine  
Wunderwerke bewundern, die die Liebe der Welt Grundton, und die unter-  
geordnete Funktion, womit er das Angedenken seiner Sammlung ver-  
dient hätte wie in der Welt eines geschickten Kunstlers sich entzweyeln  
konnen. Höchst wie der vollendetste Beweis, der oben, freilich auf uns  
gedeuteten, Ideen. Die vorberührende Periode der Ital. Poese war vor-  
über und es erwieh die göttliche Florentiner Dante Alighieri (geb.  
1264) Ueber sein Leben und seine einzelnen Werke s. d. Art. Dante.  
Hier kann nur von seinem Verhältnisse zur gesamnten Ital. Kunst und Poesie  
sagen die Rede seyn, und so müssen wir denn gesehen, daß er eigentlich  
ganz aus ihrem Kerne hervorgeht. Denn ohne Vorgänger war er, ohne  
Nachfolger blieb er, so viel herrliche Namen auch Italien der Nachwelt  
bennt. Wie meinen hiermit, versteht sich nicht die Form und Darsel-  
herweise, welche ihrer Natur nach in der divina Comedia einzig seyn und  
bleiben mußte, wie meinen die Eigentümlichkeit seines Gedichtes. Auch  
sein großes Verdienst, an welches, wie er selbst sagt, Erde und Himmel  
die Hand legte, daß ihm, dem Dichter jahrelanges leidendes Kranken-  
thum kostete, hat die Liebe geschaffen, aber tiefen und unerschütterlichen Ver-  
trauens als Petrarca ergreift er sie in ihrem ersten göttlichen Ursprunge,  
in ihrer heiligen Bedeutung der Religion und entzweyelt von den leuchtenden  
Augen seiner Beatrice spricht er mit begeisterten Worten, in den Ein-  
schauungsformen der kathol. Religion die ewigen Themen aus von des  
Unvermögens unvollständiger Ebnenheit mit Gott, seinem Willen in dem Welt-  
dunkel und der viel erweckten Liebe in der menschlichen Religion. Eine  
der Sprache nach gehört er den Italienern an, in der wesentlichen Hinsicht  
seiner Darstellungen ist er gleich den größten griechischen Dichtern. In-  
doch, was das Wesen seines Gedichtes ausmacht, die Arbeit womit  
es ein menschliche Wissen und alle Verhältnisse auf die Einheit und den Un-



formung in der göttlichen Idee zurückgeführt ist, nach diesem gebietet er den Deutschen an. Wie merkwürdig es übrigens sey, daß man beim Studium der göttlichen Comödie sich gedrungen fählet, den erdren und größten Dichter der Neuzeit mehr noch in der Eigenschaft eines Philosophen als Dichters zu bewundern, kann nur angedeutet werden. Wenn gleich aber die göttliche Comödie nicht rindemlich in der ital. Kunst und Literaturgeschichte ist, durch ihre Verdienste um die ital. Sprache ist sie von nicht zu berechnenden Folgen für diese gewesen. Dante's anfänglicher Entschluß sein großes Gewicht in lat. Hexametern zu schreiben, bewies zur Genüge in welchem Zustand der Unvollkommenheit er die Sprache traf, wie wenig durch das leichte Spiel mit herrlichen Reimen in Langen und Coupletten sie den Umfang gewonnen hatte, der ihr nöthig war für die göttliche Comödie. Dante mußte der Schöpfer seiner Sprache werden, und wir glauben noch die geniale Gewalt zu erkennen, durch die er, wie mit einem Zauberwort ihre furchtbare Unvollkommenheit bezwang, daß sie in einem Gedicht von hundert Gesängen, in tanto rima (der schwersten ital. Versart, welcher Dante zugleich mit ihrer Vollendung gab) seinen unendlichen Anforderungen genügte. Während dem neuern Italienern das Verständniß des Dante abzugeben scheint, Petrarca, Ariost und Tasso waren das höchste in ihrer Poetik sind, war in dem Dante näher verwandten Petrus der Enthusiasmus für die göttliche Comödie groß genug, um zu Lorenz, Bologna und Pisa Professuren zu Erklärung der göttlichen Comödie zu stiften, Commentatoren derselben traten auf, unter welchen wir, außer dem spätern Vater Lombardi, nur Dante's name Codrus, Peter und Jakob nennen wollen. Der E. . . . ., Johann

Uicouci, betrieb zwei Theologen, zwei P. . . . ., Johann  
 um vorzut die Auslegung des Theologi- . . . . ., Lorenz  
 eriden im Dante zu überwinden. Eoro . . . . ., und Ludo-  
 Dante, schrieb ein Lehrgedicht (Saorba . . . . ., gnose des  
 st. Moral und Religion abhandelte. D . . . . ., die Schu-  
 Werks ist im Lauf der Zeit untergegangen ihm dieses  
 für Merkwürdigkeit ist des gleichzeitigen . . . . ., in literari-  
 do, eine verflüchtete Chronologie und Geographie Die Fortfolge führt . . . . ., alle Mon-  
 und auf Petrarca (1304—1374), als Dichter und Philosoph minder groß . . . . .  
 dem Dante, aber größeren Ruhmes bei der Welt und Nachwelt. Wer . . . . .  
 hätte nicht von seinen Coupletten und Langen gehört? Wer kennt den . . . . .  
 Namen Dante's nicht, den Namen der vergötterten Malletra? Wir wren . . . . .  
 den das Leben des Dichters und die noch nicht völlig unbestrittene . . . . .  
 schichte seiner denkwürdigen Tode in einem besondern Artikel abzuhandeln, . . . . .  
 wo auch sein Standpunkt und sein Einfluß in der Geschichte der ital. . . . .  
 lehrsamkeit dargestellt wird. Sein Verhältniß zur ital. Poetik und . . . . .  
 Kunst läßt sich hier bestimmen. In so fern steht er offenbar unter Dante . . . . .  
 als die Liebe, beider gemeinschaftlicher Begeisterungspunct in ihm . . . . .  
 Idee von einem Werke das die fänclerliche Objectivität der Divina . . . . .  
 Comödie hätte, aufzuwecken vermochte. Allein in jener letzten, rein . . . . .  
 subjectiven und darum untergeordneten Gattung der Poetik wird er . . . . .  
 ewig unerreichtbar seyn. Hier erscheint er in der Masse von Coupletten und . . . . .  
 Langen zu Dante's Ruhm als der erfindung reichste und fruchtbarste . . . . .  
 Dichter. Gleich groß sind seine Verdienste um die ital. Sprache. Während sie . . . . .  
 im Dante noch man de Sprachlosigkeit und Härte hat, welche jedoch das ma- . . . . .  
 joritätliche Verhältniß nicht haben als verunklärten, hat er ne, der . . . . .  
 neuer römischer deutscher Sprachlehre, zur vollendetsten Schönheit . . . . .  
 und Reinheit, zu dem reinsten Wohlklang ausgebildet. Jedoch kann

man die Schaar seiner Nachfolger nennen. Der Ruhm, den Petrarca sich in einer Gattung erworben hatte, welche an sich leicht genug war, (denn was ist leichter als ein Sonett, eine Canzone zum Lob der Geliebten) war zu verführerisch. Hätten jedoch die Petrarchisten bedacht, daß seine Vortrefflichkeit in dieser Gattung, sein sinnvoller Erfindungsreichthum so unendlich sey, daß jede Nachahmung nur die Unmöglichkeit ihn zu erreichen belegen müsse; sie würden vorsichtiger gewesen seyn, sich der gewagten Vergleichung auszustellen. Doch Petrarca selbst nöthigt die Strenge dieses Urtheils zu mildern; denn leider! ja haben wir von ihm eine höchst verunglückte Nachahmung des Dante, die nichts gemeinsames mit der Divina Commedia hat, als die terze rime. Wir meinen Petrarca's in Capito eingetheilten Triumph, der Liebe, der Keuschheit, des Todes, des Nachruhms, der Zeit und endlich der Gottheit. Ihren Inhalt genauer anzugeben, versparen wir auf den Petrarca besonders gewidmeten Artikel; da sie ohne Einfluß auf die Gesammtheit der ital. Literatur geblieben sind. Boccaccio 1313—1375\*), bekannt und berühmt wie Petrarca's Sonette, ist dessen Novellensammlung, der Decamerone. Gleich den Petrarchisten erfüllen dessen Nachahmer die ital. Literaturgeschichte. Obgleich der sentimentalnen Zartheit des größten Sonettendichters entgegengesetzt, kann man doch von ihm mit demselben Rechte wie von jenem sagen, daß er nur bloß für die Liebe lebte. Maria, natürliche Tochter des Königs Robert von Neapel, Gemahlin eines dortigen Großen, Schwester und Freundin der Königin Johanna, deren unglückliches Schicksal sie theilte, entzündete seinen jugendlichen Sinn zu der feurigsten Liebe. Veredelung der rohen männlichen Jugendkraft durch die Liebe, eine kräftig blühende Sinnlichkeit und naive Herzlichkeit im Genuß, der durch plötzliche Trennung schnell unterbrochen wird, wodurch zerrissen die Liebenden den Schmerzen über solche Trennung sich bis zum Tode heftig überlassen, sind überall die Grundzüge von Boccaccio's Liebe und seine Ansicht derselben. Die Tendenz seiner Kunst war es diese Subjectivität mit tiefster Wahrheit und Innigkeit rein an das Licht zu stellen. Sie spricht in der Fiammetta, dem Roman, den er noch als Mann, längst von ihr getrennt, dem Andenken der Geliebten weihte, am deutlichsten aus. Die Fiammetta ist das herrliche Denkmal, welches Boccaccio auf den Gipfel seiner geistigen Kraft der Geliebten zur ewigen Verherrlichung setzte. Es ist eine in mehrere Bücher abgetheilte Rede oder Erzählung, worin Fiammette selbst spricht, ihr kurzes Glück mit glühenden Farben schildert und erzählt, wie es durch plötzliche Trennung zerstört worden sey. Dieses ist jedoch nur der Anfang, den größten Theil des Buches nimmt ihr Schmerz über diese Trennung ein, ihr Verlangen, welches mit Liebe ausgeführt und mit allen Thorheiten zu denen es sie lockt, dargestellt ist; wie sie von Eifersucht zerrissen, dennoch wieder Hoffnung faßt, wie diese immer höher steigt, und endlich nach dem Ziele sie dennoch täuscht; wie nun der Schmerz immer tiefer gräbt, da sie nie wieder von dem Geliebten hört, bis sie sich ruhig auf immer den ewig gleichen Schmerzen ergiebt. Es ist so gut wie keine äufere Geschichte, auch keine Charakteristik und Individualität; alles ist groß und allgemein, es ist nur Liebe nichts als Liebe. Alles ist durchdrungen von Sehnsucht, von Klage und von tiefer verborgener Gluth. Verschmäh't ist auch der Reiz, der aus der Nachbildung der weiblichen Manieren in der Schreibart entstehen kann, als unter der Hoheit dieser Cles-

\*) Ueberzeugt von der Trefflichkeit der im 2ten B. der Charakteristiken und Kritiken von K. W. Schlegel gegebenen Nachricht über die poetischen Werke des Joh. Boccaccio haben wir diesen fast wörtlich benutzt.

gie, die würdig wäre zwischen den besten des Alterthums und den Gesängen des Petrarca auf dem Altar der Liebe zu ruhn. Diese weitläufigere Erwähnung des Inhalts der *Fiammetta* dürfte vielleicht, da das gegenwärtige Werk so glücklich ist ein ausgezeichnet großes Publikum zu finden, dienen, die genauere Bekanntschaft mit diesem Gedichte, was bis jetzt eine literarische Seltenheit ist, zu veranlassen. Nicht nur die übrigen Werke des Boccaccio (s. d. Art.) auch seine Novellen sprechen im Durchschnitt mehr oder weniger deutlich denselben subjectiven Charakter seiner dichterischen Tendenz aus und mit der gewohnten Tiefe hat der oben erwähnte Kritiker dargethan, daß der anscheinend objective Charakter der Novelle sie um so glücklicher, oft glücklicher die rein lyrische Form, zu subjectiven Darstellungen auf eine zwar indirecte aber darum oft anmuthigere Weise, aneigne. Der Inhalt des *Decamerone* (vermissen wir gleich noch eine wahrhaft gute Uebersetzung dieses reichen Werkes), darf wohl bei den meisten Lesern als bekannt vorausgesetzt werden. Während Florenz von einer verheerenden Pest heimgesucht wird, welche zu Anfang des *Decamerone*, mit einer Kraft geschildert wird, welche sich nicht schämen darf an eine gleiche Beschreibung im *Thucydides* zu erinnern, versammeln sich drei Jünglinge und sieben junge florentinische Damen, um der Ansteckung zu entfliehen auf einem Landsitz einer reizenden Gegend. Hier versammeln sie sich zehn Abende nach einander unter dem wechselnden Vorsitz eines Königs oder einer Königin aus ihrer Mitte, und jedes erzählt eine Novelle. „Heitre Reden, Landlust und Gesänge“ schmücken das reiche Werk „wie ein goldener Rahmen.“ Hr. Bouterweck, von dem wir übrigens gestehen müssen, nicht wenige Notizen entlehnt zu haben, scheint den oben angedeuteten Charakter der Novelle wenig verstanden zu haben, wenn er die gleichmäßige Erzählungsweise in dem Munde eines jeden Erzählenden tadelnswürth findet. Ob schon unter allen Werken des Boccaccio der Styl in der *Fiammetta* am großartigsten und ausgebildetesten ist, so „daß das Vortrefflichste und Größte was der *Decamerone* aufzuweisen hat, nur als Annäherung oder Nachhall erscheinen kann gegen diese Würde und Schönheit,“ ward doch der Styl des *Decamerone*, der, welchen die Italiäner am meiste nachbildeten. Ja lange schienen sie (eine allerdings höchst einseitige Bewunderung) für keine Gattung der Prosa ein höheres Muster als den Styl des *Decamerone* zu kennen. Zugleich gebührt dem Boccaccio der Ruhm in seinem *Filosofo* den ersten großen Schritt zu Ausbildung der Stanze gethan zu haben. Eine unglückliche Nachahmung des Dante, noch unglücklicher als die *trionfi*, ist die *amorosa visione*. Unmittelbar als Nachahmer folgten auf Petrarca *Senuccio del Bene* und *Franceschino degli Albizzi*, auch ein *Buonoccorso di Montemagno*. *Franco Sacchetti's* Novellensammlung, in künstlerischer Hinsicht von außerordentlich geringer Bedeutung (der Autor lebte bis zu Anfang des 15ten Jahrhunderts), kann bloß den Sprachliebhaber um ihrer correcten und acht toscanesischen Diction willen anziehen. Der *pecorone* des *Gee Giovanni*, eine andere Novellensammlung bald nach Boccaccio's Tode, verdient um der seltsamen Anordnung des Ganzen eine Erwähnung. Ein Jüngling (mit dem Titel meint sich der geistreiche Verfasser selbst) verliebt sich auf bloßes Hörensagen in eine schöne und tugendhafte Nonne, und wird, ehe er sie nur gesehen hat, deshalb zum Klosterbruder. Unter einem Dach mit ihr, wird es leicht ein Verständniß anzuknüpfen. Die Liebenden halten lensche Zusammenkünfte. In 25 Abenden erzählen sie einander eine Anzahl Novellen, und dann ist es alle!! Bekannt sind die satyrischen Sonette des *Antonio Pucci* ohne viel Wis. Bei diesem Still-

stand in intensiver Ausbildung der italienischen Poesie ist es nicht zu verwundern, wenn sich auch die didaktische Poesie ergie und ein Bo logarier Bogantino Bionalede den Ueberbau bringt. Sein Landmann Jherigo Fressi glaubte, und mit ihm glauben es italienische Kritiker, nach dem Tode gerichtet werden zu müssen, wenn er in seinem Quas dreigne eine Beschreibung der vier Reiche, des Amors, des Satans, des Kastes und der Tugend gab. Jedes Urtheil über diese Ueberbau heit würde überflüssig sein. Ein Stück di Consi vertheilt sich 1400 zu Rom in eine Fama, deren ausgezeichnet gutes Hand ihn bestimmte eine Sammlung Sonette unter dem Titel la bella mano herauszugeben. Um das Jahr 1415 erwarb sich der Barbier Bartolomeo zu Florenz einen Namen durch ausgelassene satirische Sonette. Werthwähig ist der Versuch, welchen etwas später unter Cosmus von Medicel der Vater und Baumeister Leon Battista Alberti machte im italienischen

und Deutscher zu schreiben. Lorenzo von Medicel, Professor Cosmus hieß, durch Reizung und Versuch der florentinischen Republik heraus, ward von ihm edlen florentinern, begeistert, dem Petrarca Dichtergeist nachzufolgen. Wohl mußten dem ritz em Fassung des Platonikers Marsiglio Ficino hier. Uermeth war in jenen Jahren Tagen der Sinn für Plato. Den Eingang des die Buchdruckerkunst hier und Land gehabt hat, hatte sie auch in Italien,

wo dieselbe 1471 durch den florentinischen Medicel Bernardo Conuni bekannt wurde. Von Lorenzo von Medicel sind außer Sonetten und Canzonen, Capitoll, Stenzen, Terzinen und Jerginalscher. Sein Symphonium (oder die Trinitet) enthält drei Reuen in einem Metastel ler. Dies Fragment ist eine sehr schön durchgeführte Nachahmung des Dante. Wie nennen die berühmtesten Zeitgenossen des Lorenzo. Angelo Ambrogini, von dem Städtischen Montepulciano Volziano genannt, auch als gelehrter Philolog berühmt, verdient hier Erwähnung. Von ihm sind außer dem weiter unten zu nennenden Cyclus wunderliche Stenzen zum Tod des Julian von Medicel, bei Gelegenheit eines Turniers das die Prädler in Florenz gaben. Bernardo, Luca und Luigi (Ludwig) Pulci. Der erste von den genannten Prädler wird weit von den beiden andern verdrängt. Der dritte Calaneo des zweiten ein episches Mittelgedicht, an sich ebenfalls ohne besondere Werth, und Fragment, ist merkwürdig als erster bedeutender Versuch zu jenem traulich ernsthaften Mittelaltersstil, welches bei dem au tragenden Reich des Mittelalters und beim Ausgang des eigentlich poetischen Mittelalters durch den nachdrücklich dichterischen Charakter der Italiener notwendig bedingt war. Von ihm sind auch Nachschwangen der epischen Heroiden in terza rima. Der dritte, Luigi Pulci (mehrere seiner poetischen Hervordragungen zu geschweigen, welche ihm wohl als einem berühmten Namen gemacht haben würden), ist durch seinen Morgante der würdige Vorläufer des Ariost's geworden. Von Matteo Maria Boiardo, Grafen von Scandiano, 1436 — 1504, lebte am Hofe zu Ferrara; von ihm der weltliche Roland. Dieser ist aber, so wie er ursprünglich war, wenig bekannt. Bekannt ist er in Domenicis Verbesserung und Berni's ganzlicher Umgestaltung. Boiardo's ernsthafte Vater konnte den Italienern wenig zusagen, da sie nicht den Ernst, sondern jene Ironie einmal in den U. L. teropyden lieb gewonnen hatten. Gleichzeitig mit diesen Dichtern

laufen die sogenannten Petrarchisten als Hauptbestandtheil der Masse italiänischer Poesie. Denn unter allen Elementen der Poesie bleibt die Liebe ewig neu. Unter diesen Petrarchisten ist Serafino d'Aquila aus Abruzzo, gegen Ende des 15ten Jahrhunderts am berühmtesten geworden. Als bei den Italiänern wenig versuchte Gattung sind die Barzelletten (Lieder) ebendesselben zu bemerken. Eibaldo von Ferrara 1463—1537, und Bernardo Accolti (mit dem Zunamen der einzige Aretiner) dürfen neben dem Serafino genannt werden. Als ital. Dichterinnen glänzen die Mutter des Lorenzo von Medici (Lucretia Fornabuoni, eine der vortrefflichsten Frauen ihrer Zeit); Isabella von Arragonien und Serafino Colonna. Die Geschichte der ital. Poesie vom Ende des 15ten bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts, der Periode, wo der Enthusiasmus ital. Fürsten und besonders der Päpste für Poesie und Kunst in edelmüthiger Beförderung des Talents auf das herrlichste wetteiferte, beginnt mit Ariost. Da diesem aber bereits ein besonderer Artikel gewidmet ist, wir auch bei Erwähnung der weniger bekannten Vorgänger im Fach des ariostischen Ritterepos das Wesen dieser Gattung und ihre Bedingungen in der Zeit angedeutet haben, so dürfen wir ihn hier mit Stillschweigen übergehen. Giovanni Giorgio Trissino (wir werden diesen nüchternen Nachahmer der Alten noch einmal bei der Geschichte des ital. Theaters erwähnen müssen) suchte den Ariost gegenüber in seiner Befreiung Italiens von den Gothen eine ernsthafte regelmäßige Epopöe aufzustellen, wozu ihm der fünffüßige Jambus ohne Reim geschickter schien als die ottave rime. Das Ganze ist über alle Maassen trocken und nüchtern. Giovanni Rucellai, 1475—1525, von ihm ein Lehrgedicht, die Bienen; auch in fünffüßigen reimlosen Jamben, aber voll der höchsten Zartheit. Luigi Alamanni, 1495—1556, von ihm ein Lehrgedicht über den Ackerbau. Von ihm ist auch in ottave rime eine Bearbeitung des altfranzösischen Romans von Giron dem Adlichen. Seine Quarcida (von Quarcum dem alten Namen des Flecken Bourges in Frankreich), ist eine mit wenigem Glück auf modernen Boden verpflanzte Iliade. Von Sannazaro, 1458—1553, der sich besonders in der neueren lateinischen Poesie ausgezeichnet hat, ist ein Schäferroman, Arcadien, theils in Versen, theils in romantischer Prosa. An diesem Roman, höchst zart und sinnvoll gedichtet, hat der Dichters Liebe zu Carmosina Bonifazia gearbeitet. Von ihm sind auch Sonnette und Canzonen. Berni zeichnete sich zu derselben Zeit durch seine Satyren aus. Der ital. Name für diese Gattung poesia Bernesca beweiset wie sehr er Epoche machte. Der Cardinal Bembo, der Graf Balthasar Castiglione und Francesca Maria Molza sind unter den Petrarchisten dieses Zeitalters besonderer Auszeichnung werth. Merkwürdig ist es auch wie Cadarino Domonichi 1559 die vermischten Gedichte von 50 edlen und tugendreichen Frauen herausgeben konnte. Wir nennen unter denselben nur Vittoria Colonna des Ritters Fernando d'Acato, Marchesen von Pescara, geistreiche Gemahlin. Bernardo Tasso, 1493—1569, schrieb in hundert Gesängen, welche an 7000 Stanzas enthalten, das Ritterepos Amadis. Es fand wenig Beifall, indef verdient er unter der Menge damaliger Nachahmungen des Ariost's ausgehoben zu werden. Eben so gab es in diesem Zeitraum eine große Zahl Satyriker. Von Tasso, welcher zunächst in der Zeitordnung folgt, dem Verfasser des befreiten Jerusalems (s. den Art. Tasso). Gegen Anfang des 17ten Jahrhunderts der gelehrte Pater Bernardino Baldi, welcher außer Sonnetten und

Eclogen 100 Apologen (äsoptische Fabeln), in Prosa herausgab, nach dem früher weniger gelungene obschon versificirte Fabeln von Cesare Pavese unter dem Namen Targa und andere von Giannaria Verdizotti herausgegeben worden waren. Von dem gleichzeitigen Guarini und seinem getreuen Schäfer s. unten. Die Güte seiner Sonnette verbürgt der Name des Autors. Chiaberra (Gabriello), 1552—1677. Von ihm mehrere epische Gedichte, Schäferspiele, alles Nachahmungen anderer großer ital. Meister. Wenn Chiaberra, nach der Versicherung eines Literators, voll Bewunderung für Pindar, der Pindar der Italiäner werden wollte, so ist ihm dieses, dürfen wir aus wenigen Proben urtheilen, ungefähr eben so gelungen, wie früher ähnliche Versuche in Deutschland gelangen. Ein großes, oft uneingeschränktes Lob, dürfte seinen Liedern (canzonette) gebühren. Alessandro Tassoni, 1565—1635, merkwürdig durch den Simerraub (la Secchia rapita), die vermishten Gedanken (pensieri diversi), eine Sammlung kritischer Bemerkungen, in welchen er des Aristoteles verjährtes Ansehn bestritt, und die tabelnden Bemerkungen über den Petrarca (considerazioni sopra il Petrarca). Er gab hierdurch Veranlassung zu einem literarischen Streit. Der Simerraub ist ein rein komisches satyrisches Gedicht mit dem lebendigsten Geist in elegantester Sprache ausgearbeitet. Es enthält den Streit der Gemeinheiten Bologna und Modena über einen von erster der letztern geraubten Simmer. Wie, ohne dadurch der dichterischen Individualität des Ariost's zu nahe treten zu wollen, der ironische Charakter seines Gedichts, das Verlöschen eines eigentlich poetischen Zeitalters bemerken läßt, so konnte dieses rein komische Gedicht nur in seiner Zeit recht eigentlich zu Hause seyn, wo in Italien wie in ganz Europa die guten alten Tage der Poesie schon verloschen waren. Bracciolini (Francesco), in der Mitte des 17ten Jahrhunderts. Sein wiedererobertes Kreuz (la croce raquistata), ist eine Nachahmung des befreiten Jerusalems. Seine epische Ver-spottung der Götter (Sohorno degli Dei), worin er mit dem Tassoni in der komischen Epopöe wetteiferte, fand, und wohl auch verdienter Weise, durchaus bei dem Publikum nicht den nämlichen Beifall wie der Simerraub. Ein nichtnütziger literarischer Streit entspann sich übrigens, welches der beiden Werke früher sey, in der Absicht einem oder dem andern den Ruhm der Erfindung dieser Gattung zuzusprechen. Gian Battista Marino, 1569—1625. Zu weitläufig würde es seyn, die Werke dieses fruchtbarsten Dichters aufzuzählen, welcher für Italien und zum Theil Frankreich, wohin die ital. Literatur auf kurze Zeit vordrang, das Haupt einer schwülftigen übertreibenden Dichterschule wurde. Das höchste in dieser Gattung ist Marino's Adonis, ein episch-romantisches Gedicht in 20 Gesängen. Claudio Achillini, Casoni und Antonio Bruni heben wir als seine eifrigsten Bewunderer und Nachahmer heraus. Der Graf Fulvio Testi, 1593—1646, der Horaz seiner Nation, ungefähr wie Chiaberra der Pindar derselben. Seine epischen Gedichte, der Constantiu und die Eroberung Indiens (India conquistata) sind Fragmente geblieben. Vor mehreren Nachtretern im Fach der komischen Epopöe des Tassoni, als Carlo de Dottori, Bartolomeo Bacchoni Cesare Caporali zeichnete sich Lorenzo Lippi aus in seiner Wiedererobertung von Ralmantil. Des Malers Salvator Rosa's Satyren, derb und bitter, sind bei der allgemeinen Nüchternheit ital. Poesie um die Mitte des 17ten Jahrhunderts nicht zu verschweigen. Der Aufenthalt der Königin Christina

in Rom und ihre Vorliebe für die antike Muse diente in dem Kreise von Dichtern welche sie um sich versammelte (und es gehörte zum Ton ihren gelehrten Hofstaat mehren zu helfen) die marxistische Excentricität durch eine nüchterne Correctheit zu verbannen. Ihr Uebertritt in die katholische Kirche war auch Veranlassung, daß, wovon früher sich wenig Spuren zeigten, zum Theil eine geistliche Poesie Mode ward. Besonderer Erwähnung verdient wohl kein Dichter ihres Circels. Eine komische Epopöe, der Ricciardetto des Niccolo Fortinguerra, 1674 — 1735, in 30 Gesängen, ist auszuzeichnen. Rolli, 1687 — 1764, von dem Lieder und Oden sind, welche Lob gefunden haben, übersezte Milton's verlorenes Paradies nebst andern Sachen aus dem Englischen, und bewirkte zuerst einige Bekanntschaft mit englischer Literatur in Italien, während gleichzeitig der französische Geschmack hereinzubringen begann, der indes besonders seinen Einfluß auf die dramatische Literatur der Italiäner bewies. Der ital. Varnas wird immer entvölkert und nur weil eben keine andere zu nennen sind, werden die nachstehenden Namen angeführt. Ein Abate Carlo Innocenzio Frugoni, 1692 — 1768, hat unter einer Menge poetischer Werke Sonnette (meistens kalte Gelegenheitsstücke), und größtentheils scherzende Canzonetten gemacht, welche man mehr rühmt als die erstern. Von Saverio Mattei, im Jahr 1773, eine Uebersetzung der Psalmen. Die Schauspielkunst (l'arte rappresentativa), ein merkwürdiges Lehrgebieth des Lodovico Niccoboni (1682 — 1752), der auf einige Zeit das ital. Theater in Paris in großes Ansehen brachte. Francesco Algarotti, der französisch gebildete Tischgenosse Friedrichs II. hat in seinen poetischen Episteln ganz die gefällige Leichtigkeit dieser Gattung bei den Franzosen. Den Styl der äsopischen Fabel hat nochmals der Abate Robertti nachgeahmt und mit höchster Leichtigkeit und Zierlichkeit, ja mit origineller Selbstständigkeit hat Lorenzo Vignotti in derselben Gattung gearbeitet. Zwanzig verschiedene Mitarbeiter, unter denen Frugoni der berühmteste ist, haben unter dem Titel: Bertoldo, Bertoldino und Cacafemmo, ein komisches ital. Volksmärchen in Stanzas erzählt. Wir übergehen mit Stillschweigen die Namen von einer Masse ganz unbedeutender Reimer und Versemacher. Dm.

Italiänisches Theater. Bei der durchaus subjectiven Richtung, welche die ital. Kunst schon in den frühesten Zeiten nahm, war vorauszusehn, daß sie den Forderungen, welche man an dramatische Werke macht, wenig genügen werde, und allerdings ist die dramatische Literatur, überhaupt das ganze Theaterwesen Italiens, in einem Zustande gänzlicher Nullität. Denn das improvisirte Drama mit stehenden Masken (von welchem unter andern Artikeln, s. Improvisatoren, Masken) verstoßt der herrschende Ton, eben darum weil es so kräftig national ist unter die Belustigungen der gemeinen Stände, und während diese für nichts Sinn haben als für die Commedia dell' arte, ist alle Liebe und Begünstigung der höhern Classen nur auf die Opern gerichtet (s. Oper). So erschienen von jeher die dramatischen Hervordbringungen der Italiäner als eine ihrer Literatur wie mit Gewalt aufgedrungene Zugabe, und niemand wird es eine willkührliche Trennung nennen, wenn wir besonders behandeln, was von der Gesammtheit der ital. Literatur immer gesondert war. Sie gingen von Nachahmungen der Alten aus, dergestalt, daß bis zu Angelo Poliziano (im letzten Viertel des 15ten Jahrhunderts) kein Italiäner eine Tragödie anders als in lateinischer Sprache schrieb. Sein Oryphus

aber ist eine Sammlung dramatisch an einander gereihter Gedichte von lyrischer Erfindung und Ausführung, eine Tragödie bloß dem Namen nach. Die Sophonisbe des Trissino, den antiken Mustern in allen Formen, selbst in der Beibehaltung des Chaos, möglich nachgeahmt, ist nach Sachkundiger Urtheil eine geistlose pedantische Arbeit, welche man indeß unter Leo X. 1516 vorzüglich genug fand, um sie in Rom mit möglichster Pracht aufzuführen. Nicht nur den Rucellai (1525) trifft derselbe Tadel gänzlich ermangelnder Selbstständigkeit und dichterischer Schöpferkraft, selbst Tasso leidet in seinem Ferrismonde (ungefähr 1595) an derselben Nichtigkeit, obschon einzelne Schönheiten an Tasso's sonst erworbenen Ruhm erinnern. Bei dem fortdauernd falschen Verständnisse und der einseitigen Anwendung aristotelischer Regeln, welche mehrere andere, nicht des Nennens werthe, ital. Tragiker ängstlich beobachteten, verdient rühmliche Erwähnung, wie im Anfange des 17ten Jahrhunderts der Graf Prospero Buonacelli den Chor wegzulassen wagte, dem entgegen der Rechtsgelehrte, Vincenzo Gravina, noch einmal den Versuch wagte, Nachahmungen des Seneca als einzig möglichen Weg zur tragischen Vollendung aufzubringen. Nachdem endlich Mortello zu Anfang des 18ten Jahrhunderts durch Nachahmung des Racine und Cornelle das Recht hatte ergreifen wollen (er trieb die Verkehrtheit soweit im Italiänischen das Gettapper französischer Alexandriner einführen zu wollen), glaubte der Literatör Maffio in seiner *Merope* durch die That bewiesen zu haben, wie man auf einem Mittelwege und ohne Nachahmung des einen oder des andern die Vorzüge des Seneca und des französischen Theaters vereinigen könnte. Bei diesem Mangel eigentlicher Tragödien, dürfen wohl die ernsthaften Opern, die musikalischen Dramen des Metastasio, geb. 1698, erwähnt werden. Ihre Gattung war schon durch die etwas früheren Bestrebungen des Apostolo Zeno für negative Correctheit in den Opern, vorbereitet worden. Der Charakterstil so wie jedes phantastischen Schwunges gänzlich ermangelnd, befolgen sie stets jene französische Theaterdecenz, welche freilich bei einem Hofdichter zu Anfange des verwichenen Jahrhunderts unerläßlich schien. Aber an zierlicher Eleganz einer wohl lautenden Sprache, an musikalischer Weichheit des Ausdrucks für allgemein angenommene Aeußerungen der Leidenschaft, besonders der Liebe, dürften sie vielleicht lange unerreichbar bleiben. Alfieri, gegen Ende des 18ten Jahrhunderts, bildet in seinen Tragödien den durchgängigen Gegensatz des Metastasio. Ohne Tiefe der Charakteristik, ohne poetischen Glanz der Phantasie, athmen seine Tragödien, welche in steifster Regelmäßigkeit herkömmlicher aristotelischer Regeln gebildet sind, den eisernen Troß seines altrömischen Gemüthes, welches sich sogar in der undichterischen Einförmigkeit und Starrheit des Dialogs ausdrückt. Als eine merkwürdige Gattung des ital. Theaters erscheinen die Schäferspiele des Tasso und Guarini, der *Amintas* des erstern, der getreue Schäfer des letztern. Nur von diesen beiden brauchen wir zu sprechen. Sie haben die Schäferspiele eines Niccolo von Correggio, Agostino Beccari, Cinthio Giraldi, Agostino Argunti und Buonacelli auf immer verdunkelt. Die Vereinnigung aller süßesten Laute aus dem Theocrit, Anacreon und den Eklogen des Virgils in den wunderschönsten und reinsten ital. Versen, gelang es dem Tasso ohne der Selbstständigkeit seines Genies Abbruch zu thun. In seiner Schäferwelt, welche einzig aus antiken Idyllen genommen zu seyn scheint, vernehmen wir die innigsten Laute der Liebe.



In den Gesprüchen und Klagen seiner Hirten entfaltet sich der volle Geist moderner Liebe. Doch erscheint der Amontas im Vergleich zu dem getreuen Schäfer als ein Werk gestaltloser Süssigkeit. Sprache und Verse sind gleich schön, allein das Ganze in seiner wunderbar glücklichen Verschmelzung des romantischen Geistes mit den Formen des antiken Theaters, und auf acht antike Ansichten vom Schickal gegründet, ist unendlich tiefer. Vorzüglich die Chorgesänge sprechen von den erhabensten Mythen der Liebe in den göttlichsten Tönen. In dem Lustspiele gingen die Italiäner ebenfalls von einer solonischen Nachahmung der Alten aus. Nicht waren ihnen aber die großartigen phantasiereichen Lustspiele des Aristophanes höchstes Muster, sondern die der Römer, des Plautus, des nüchternen Terentius. Diese Nachahmungen nannte man im Gegensatz zu dem improvisirten Lustspiel, *commedia erudita* (gelehrte Comödien). Die Lustspiele des Ariost und die *Clizia* des Machiavelli belegen dies. Des letztern übrige, allerdings florentinisch nationale Lustspiele, sind voll der ärgerlichsten Unstößigkeiten, und beweisen, wie einer der eminentesten Köpfe aller Zeiten und Völker ohne alle Abndung für jenen höhern und geläuterten Charakter der Comödie seyn konnte, welchen wir in Shakespeare bewundern. Die *Lancia* des jüngern Michael Angelo Buonarotti (1626) ist um ihrer feinen florentinischen Popularität willen wohl eins der vorzüglichsten italiänischen Lustspiele, obgleich auch in ihr wenig Talent zu erkennen ist. Goldoni in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts suchte durch seine nüchternen bürgerlich moralisirenden Comödien der bei dem Volk beliebten *Commedia dell' arte* auf einmal ein Ende zu machen. Er ist, um ihn den Deutschen in zwei Worten zu charakterisiren, der italiänische Kosebut, ohne jedoch des Deutschen leichtes Talent und oft gefälligen Witz zu haben. Ihm entgegen suchte Gbazzi die improvisirte Volkscomödie durch Veredelung derselben zu retten. In Tragicomödien, deren Inhalt früher aus den buntesten Märchen, später aus dem Calderon, aber auch nur in Hinsicht der Fabel, ohne deren tiefpoetische Ausführung, entlehnt war, dialogisirte er nur die Hauptparthien, und auch diese nur in den leichtesten Versen. In den Nebenparthien, welche eigentlich für die stehenden Masken berechnet waren, begnügte er sich, nur den ungefähren Inhalt anzudeuten, die Ausführung dem improvisirenden Talente des Schauspielers überlassend. Er blieb ohne Nachahmer. Erwähnen wollen wir übrigens noch, bloß wegen des Verfassers berühmten Namen, *gli intrighi d'Amore* von Tasso. A. W. S. sagt S. 68, 2ter Band der dramatischen Vorlesungen: „Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, sowohl die dramatische Poesie, als die Schauspielkunst, sey in Italien im tiefsten Verfall. Es sey noch nicht einmal der Anfang zu einer Nationalbühne gemacht, auch ohne einen gänzlichen Umschwung in den leitenden Begriffen, keine Aussicht dazu vorhanden.“

Dm.

**Italiänische Prosa.** Wären auch nicht innere Gründe vorhanden, die Geschichte der italiänischen Prosa in Masse von der Geschichte der schönen Kunst abzusondern, der Zweck des gegenwärtigen Werks, möglichst klare Uebersicht des Wissenswürdigsten, würde es nöthig machen. Von einigen der allerersten Anfänge ital. Prosa war bereits oben die Rede. Dante in dem Tractat *de vulgari eloquentia*, den wir auch bereits schon oben anführten, verbreitete sich wissenschaftlich über dieselbe. Sein prosaisches Werk (*das neue Leben*) die aufrichtige Geschichte seiner Liebe, hat das unverkennbare Bestreben,

dürfen wir fremden Urtheilen über dieses wenig bekannte Werk trauen, der prosaischen Sprache die erhabene Kraft der altromischen zu geben. Sein Gastmahl (der Verfasser hat in ihm den Inbegriff seiner Wissenschaftlichkeit niederzulegen gesucht) wird im Styl von einem Literator den bessern Werken des Alterthums gleich gesetzt. Von den Novellen des Boccaccio war oben die Rede. Nie konnte aber ital. Prosa zur höchstmöglichen Ausbildung kommen. Die unglücklichen Staatsumwälzungen des Landes machten in späterer Zeit den vollen Enthusiasmus für Geschichtschreibung unmöglich. Der Entwicklung der philosophischen Sprache standen die nämlichen Hindernisse entgegen, welche das Papstthum überhaupt der Philosophie entgegenstellte. Im dogmatischen Styl nennen wir nach Anleitung Eichborns in seiner Literaturgeschichte Bl. 4, folgende: Der Cardinal Bembo, gegen die letzte Hälfte des 16ten Jahrhunderts, suchte in den asolanischen Untersuchungen (Herrn und Damen besprechen sich hier bei Vermählung der Königin von Cypern über die Freuden und Leiden der Liebe) Ciceros Sprache in den tusculanischen Untersuchungen, mit der romantischen des Boccaccio zu vereinigen. Die Reinheit der Diction wird an diesem seltsamen Werke gelobt. Della Casa in seinem Galeotto (etwas später), worin er Regeln des guten Betragens aufstellt, und Barolli (ungefähr zu derselben Zeit) in seinen popularisirenden Vorlesungen über aristotelische Philosophie, haben auch das oft nur zu wenig sagende Lob der Correctheit. Niccolo Machiavelli, vor 1526, schrieb mit höchster Klarheit und Correctheit, allein seine weitläufigen Perioden bewähren eine Bewunderung für Boccaccios Prosa, welche in ihrer nicht beschränkten Allgemeinheit offenbar mißverstehen mußte (s. Machiavelli). Genannt wird nach Gravina (1718); von ihm einige ästhetische Abhandlungen, und Maffei, im Anfange des 18ten Jahrhunderts. Algarotti (1737) wollte im wissenschaftlichen Styl der ital. Voltair werden. Beccaria (1764), über Verbrechen und Strafen, und Filangieri (1781), über Gesetzgebung, sind Muster einer anspruchlosen und würdevollen Prosa. Von Algarotti hat man auch Dialogen, welche so wenig als Caspar Gozzi Aufsehn gemacht haben. Sperone Speronis (vor 1588) wissenschaftliche Dialogen würden nichts zu wünschen lassen, wenn sie den wahren dialogischen Charakter so gut zu treffen gewüßt hätten, als den Ausdruck ächt antiker Prosa. Berni's Satyren in Prosa (vor 1536) sind gehaltlos. Pietros Aretinos (vor 1566) Satyren gegen den Lebenswandel der ital. Geistlichkeit, originell, suchten aber frecher Lüsternheit unter dem Schein der Satyre zu schmeicheln. Niccolo Franco (vor 1596), in seinen persönlich satyrischen Dialogen, gab der Satyre die möglichst elende Richtung. Als Verfasser von Briefen sind die schon erwähnten Bembo und della Casa bekannt. Correct mögen sie seyn, von der einfachen Simplicität des Briefstyls sind sie weit entfernt. Die Briefe des Annibale Caro (vor 1566) verdienen diesen Tadel wenig oder nicht. Algarotti'n wurde es möglich, in dieser Gattung, durch Beobachtung französischer Muster, etwas besseres zu leisten. Einige andere, weniger bedeutende, übergehen wir. An eigentlichen Rednern ist Italien höchst arm, und muß es seyn bei dem System des Papstthums, der Einrichtung der Gerichte, bis zur Französisirung des Landes in neuesten Zeiten, und den politischen Verfassungen, welche großentheils schon in früheren Zeiten freie Reden fürchteten. Als geistliche Redner werden genannt: Agidius von Biterbo, zu Ende des 17ten, und die beiden Paolo Segneri, Jesuiten, zu Anfange des 18ten Jahr

hundert. Als Rechtsgelehrte: Pietro Baduaro und Cornelio Franz Spani. Die politischen Reden eines della Casa und Sperone Speroni bei Gesandtschaften und andern öffentlichen Angelegenheiten, sind „herrliche Denkmale einer Schreibart in correcten und sonoren Perioden.“ Um der Merkwürdigkeit willen verdienen erwähnt zu werden: „die akademischen Schwazreden (Cicalate),“ die nach der Stiftung der Crusca, in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, eine Begeisterung der Akademien wurden, und unter den Abhandlungen derselben in oratorischem Style einen Platz gefunden haben. In diesen läppischen Haranguen wurden allerlei beliebige Gegenstände, nach Art einer akademischen Vorlesung, possenhaft verhandelt. So etwas konnte wohl nur in Italien vorkommen. Ueberhaupt ist der seltsam fantastische Geist der ital. Akademien, unter denen, so viele auch nachher sich durch ganz Italien nach demselben Muster bildeten, die unter dem schäferlichen Namen der Arcadier in Rom 1690 gegründet, sich auszeichnet, etwas dieser Nation ganz eigenthümliches. Der freie Geist der Italiäner in dem eigenthümlichen Mittelalter, die großen vielbesagten Schicksale des Landes zu Ausgange des Mittelalters, erweckten mehrere ausgezeichnete Historiker. Zeitverwandt mit Dante sind Ricordano Malaspina, Giovanni Villani, Dino Compagni und der Ungenannte von Pistoja. Noch heute werden diese Väter der ital. Geschichte als grammatische Autoritäten angeführt, oder, wie die Italiäner sich ausdrücken, als Muster des Sprachtextes. Giovanni Villani, mit Recht der berühmteste, umfaßt in zwölf Büchern die Geschichte seiner Vaterstadt Florenz, von ihrem Ursprung bis zum Jahr 1348, wo der Autor starb. Sismondi glaubt ihn in mehreren Beziehungen dem Herodot seines Volkes nennen zu können. Von Machiavellis classischer Geschichte der florentinischen Republik, welche mit der höchsten Eleganz der Sprache die klarste Darstellung verbindet, s. Machiavelli. Die nächste Stelle nach ihm nimmt Guicciardini ein, welcher in 20 Büchern die Geschichte Italiens in den denkwürdigen Jahren 1449—1534 erzählt. Bembo's lat. geschriebene Geschichte von Venedig leidet an einem einseitigen Streben nach altrömischer Sprachreinheit, das wiederum auf die von ihm selbst gefertigte ital. Uebersetzung nicht den günstigsten Einfluß gehabt hat. Adriani setzte auf Verlangen des Herzogs Cosmus des ersten von Florenz in 22 Büchern die Geschichte des Guicciardini fort. Aus dem Anfange des 17ten Jahrhunderts und den folgenden Zeiten nennen wir Paolo Sarpi's Geschichte der tribentinischen Kirchenversammlung; hierin der erste kirchengeschichtliche Pragmatismus; ferner Arrigo Catarino Davila's Geschichte der bürgerlichen Kriege in Frankreich, so wie des Cardinals Bentivoglio Geschichte des spanischen Krieges. Battista Nani's Geschichte von Venedig umfaßt den Zeitraum von 1613 bis 1673, läßt aber in Hinsicht der historischen Kunst fast noch alles zu wünschen übrig. Denina's Geschichte der Revolution in Italien (1769) ist unendlich übertroffen worden durch Sismondis ganz neuerliche unvergleichbar treffliche Geschichte der ital. Republiken im Mittelalter, von der nur zu bedauern ist, daß der Verfasser das Französische der Sprache seines Volkes vorgezogen hat. Von ästhetischen Werken haben wir nur äußerst wenige zu nennen, als da sind: Crescembini's des Arcadiers, Geschichte der ital. Poesie; Grassia, zu Anfange des 18ten Jahrhunderts, von dem Wesen der Poesie; Muratori, von der vollkommenen ital. Poesie; Arteaga's, des

Spaniers, ital. geschriebene Geschichte der Dier. Den Beschluß machen wir mit Tiraboschi's Geschichte der ital. Literatur. Dm.

**Italiänische Kunst.** Einen vollkommenen Gegenfah zu den theatralischen Produkten der Italiäner geben die bildenden Künste bei denselben, Malerei und Bildhauerei. In ihnen sprach sich auf der einen Seite die feurigste Phantasie, üppige Lebenslust und Streben nach dem Plastischen auf das deutlichste aus, zugleich aber auch, auf der andern Seite, die tiefste Religiosität und Frömmigkeit. Was zwischen beiden Extremen inne liegt, ist den Italiänern selten, fast nie, gelungen. Bildhauerei hat in Italien nie so einheimisch werden und so hoch steigen können, als die Malerei. Die unübertrefflichen Meister der Antike verdunkelten im voraus alle spätern Bestrebungen in dieser Gattung. Die Muster ital. Malerei werden dagegen ewig unerschöpflich bleiben. Die Anfänge dieser Kunst wurden zuerst im zwölften Jahrhundert auf ital. Boden verpflanzt durch griechische Meister, welche zu Ausschmückung des Doms in Venedig, später des Baptisterii der Kirche St. Maria Novella u. a. m., nach Florenz berufen wurden. Von ihnen lernte der Florentiner Giotto (im 13ten Jahrhundert), späterhin Guido und Buffalmacco von Siena, Giunta von Pisa und Margheritone von Arezzo, deren Werke in ihren Geburtsörtern und andern Städten zum Theil noch vorhanden sind. Ihnen folgte Cimabue, gleichfalls ein Florentiner, und der eigentliche Wiederhersteller der Malerei und Vorläufer der ganzen neuen Kunst. Seine Werke, durch richtigere Proportionen und Haltung, durch Lebendigkeit und Ausdruck über alle früheren sich erhebend, wurden von den Zeitgenossen als Wunder angestaunt. Giotto, sein Schüler, und Freund des Dante, verband mit den Vorzügen seines Lehrers eine bisher unbekannte Grazie und Lieblichkeit, und noch richtigere Zeichnung. Benedetto XI. berief ihn, als den trefflichsten Künstler damaliger Zeit, zu Verzierung der Peterskirche nach Rom. Aber erst Masaccio (c. 1440) näherte die Kunst durch noch größere Vorzüge, welche er in seinen Werken gab, ihrer völligen Reife. Seine Köpfe haben schon bestimmten, tiefen Charakter, Licht und Schatten sind besser vertheilt, und so Haltung in die Gemälde gebracht. Rühmliche Erwähnung verdienen neben ihm: Domenico von Venedig, Vittore Pisanello, Francesco Squarcione, besonders Andrea Mantegna, Lehrer des Correggio, und andere bei den einzelnen Schulen zu nennende. Und nun brach auf einmal mit Raphael, Michel Angelo, Tizian und Correggio der helle Mittagsglanz der Kunst herein, der aber nicht lange dauernd, bald wieder zur Abenddämmerung herabsinken sollte. Reich, prachtliebende und verständige Fürsten wirkten, dem äußern Schein nach, zu dieser plötzlichen Revolution am meisten; andere, tiefer in der Geschichte der ital. Staaten und der Menschenbildung liegende Ursachen, können aus Mangel an Raum nicht dargestellt werden. Erst von dieser Zeit an zerfällt die ital. Kunst in vier verschiedene Hauptzweige, oder Schulen, die eine besondere Betrachtung verdienen, nämlich in die römische, florentinische, venetianische und lombardische Schule. — Die römische Schule rechnet unter ihre Stifter schon den Mignaturmaler Oderigi († 1300), welcher die Handschriften mit kleinen Gemälden zierte, ferner die etwas spätern Guido Palmerucci, Pietro Cavallini (c. 1350), Gentile Fabriano, Fra Carnevale, Benedetto Bonifigi. Allein richtig gegründet wurde sie durch Pietro Perugino (geb. 1446). Seine Gemälde haben schon einen hohen Grad der Vollkom-

menheit, und bilden den Uebergang zu Raphael, dessen früheste Werke fast mit denen seines Lehrmeisters zu verwechseln sind. Allein Raphael von Urbino (Geist (1483 † 1520) überflügelte schnell den seines Lehrers, und zeigte sich bald (schon im 21sten Jahre) in seiner immer noch unerreichten Größe in den Gemälden der vaticanischen Stanz (besonders der Schule von Athen und dem Brand des Bora), in den Logen oder der Bibel, im Leben der Psyche im farnesischen Pallast, in seiner Cecilia, jetzt in Paris, in seinen heiligen Familien, besonders der Madonna della Sedia (jetzt ebenfalls in Paris), und der auf der dresdener Gallerie, endlich aber im höchsten Schwunge, in seiner Verkörperung (jetzt ebenfalls in Paris). Weit unter ihm blieben seine Mitschüler in Verucino's Schule zurück, Venturicollo, Sinbaldo von Perugia, Andrea Luzzi u. a. Unter Raphael bildeten sich viele vortreffliche Künstler: Giulio Romano († 1546), Franc. Penni il Fattore († 1528), welche seine Erben wurden, Giovanni da Udine, besonders wegen der Arabesken um Raphael's Bilder im Vatican merkwürdig; Pierino del Vaga, Bagnacavallo, Poliboro da Caravaggio, Meister in der Kunst grau in Grau zu mahlen; Benvenuto Garofalo u. a. Nach ihnen artete aber die römische Schule in Manier und bloße Nachahmung aus, und nur durch Federigo Barocci († 1612), der mit den Vorzügen der römischen Schule des Correggio Anmuth zu vereinigen suchte, nebst seinen Schülern Francesco Banni, Pellegrini und Gebrüdern Zuccheri, wurde ein neues Leben in diese Kunst gebracht. Nach dem Tode des feurigen Arpino († 1640) und Domenico Fetti, wurde die Ausartung des Geschmacks in der Malerei immer sichtbarer, und bekam durch das Emporkommen der Bambocciaden des Peter Laar, il Bamboccio und seinen Nachfolger Michel Angelo da Carravaggio (1650), eine ganz falsche Richtung, welche gewiß ein gänzlich Verderbniß der wahren Kunst zur Folge gehabt hätte, wenn nicht Andr. Sacchi († 1661), berühmt durch seinen heiligen Romuald, und seine Anhänger, Lauri, Carlo Maratti († 1713) u. a. dem bessern Geschmack wieder aufgeholfen hätten. So blieb denn in den Arbeiten der Schüler des letztern, Berettoni, Carofelli, Ciro, Ferri, Francesco Romanelli, wenigstens ein Schein von der ehemaligen Größe der römischen Schule, aus welcher nach dem Tode des Battoni (1787), und unsers berühmten, in Rom gebildeten Landmanns Mengs († 1779), keine bedeutende Männer hervorgegangen sind. Der ausgezeichnete Charakter und Vorzug der römischen Schule bestand stets, mehr oder minder, in Schönheit, Adel und Anmuth der Zeichnung, Einfachheit und Würde der Composition, Charakter in den Köpfen und Gebärden, und Richtigkeit des Ausdrucks, Hierin hat keine andere Schule die römische erreicht. — Der florentinischen Schule erste Stifter waren schon die zum Theil obgedachten: Gaddi, Simoni, Memmi, Orcagna, Andr. Verocchio, Giovanni da Fiesole, Massolino da Panicale, Masaccio und Dom. Ghirlandajo (geb. 1451), Lehrer des großen Michel Angelo, deren Werke in Florenz, im Campo santo zu Pisa u. s. w. stets merkwürdig bleiben. Der als Dichter, Baumeister, Mechaniker und Musiker, so wie als Maler gleich merkwürdige Leonardo da Vinci (1444 — 1519) erreichte in seinem Abendmahl im Refectorio der Dominikaner zu Mailand, und andern trefflichen Arbeiten, schon beinahe das Höchste der Kunst, und seine Schüler, Luini, Fra Bartolomeo (geb. 1469), ein Freund des Raphael und Andrea del Sarto († 1530) gingen mit Glück auf der gebrochenen Bahn weiter. Doch erst dem Michel Angelo Buon-

varotti (1474 — 1564) war es vorbehalten, auf einem ganz andern Wege, als Raphael, nämlich durch Feuer und Kühnheit der Composition, welche oft an das Riesenhafte gränzt, durch gründliches Studium der Anatomie, die sich in der bis in das Detail gehenden Zeichnung, in den kühnen Wendungen und Verkürzungen ausdrückt, das Höchste der Kunst in seiner Art zu erreichen. Seine sirtinische Capelle, besonders das jüngste Gericht werden ewig bewundernswürdig bleiben. Gleich groß war er als Bildhauer und Baumeister. Seine Schüler und Nachahmer Fr. Primaticcio, Rosso, Niccolo dell' Abate, welche viel in Frankreich arbeiteten, der große Porträtmahler Angelo Bronzino, Al. Allori, Daniel da Volterra, dessen Kreuzabnahme für die Capelle Trinita de Monti in Rom seinen Ruhm immer bewahren wird, und Giorgio Vasari († 1574), als Schriftsteller für ital. Malerei so achtbar, haben ungeachtet ihrer vielen Verdienste, dennoch der Kunst mehr geschadet als genützt, weil sie den Grund zu der von nun an unwiderstehlich einreisenden Manier legt, welche das Verderben der florent. Schule herbeiführte. Beweis dessen sind: Lod. Cigoli, Gregorio Pagano, Sorri, Gentilesci, Mannozi, Franceschini il Volterrano und Carlo Dolce. Alle tragen mehr oder weniger den eigentlichen Charakter der florent. Schule an sich, Vortrefflichkeit in der Zeichnung, auf Studium der Anatomie gegründet, oft aber in Uebertreibung ausartendes Feuer und Größe der Composition, welche nicht selten aller Anmuth ermangelt. Dies letztere ist besonders der Fall bei Pietro da Cortona († 1669). Mit Simignani, Baldi, Pietro Testa, Gabblani, Rutti (1700) ist eigentlich diese Schule ausgestorben, da, was die noch Neueren leisteten ohne Bedeutung ist. In der venetianischen Schule findet man nicht jene plötzlichen Revolutionen, die wir bei den beiden erstgedachten sahen. Sie schritt stufenweiser und ruhiger zum Ziele. Zu ihren Begründern gehören Galassio von Ferrara (c. 1240), Sen. Filippo, Guariento von Padua (c. 1350), Luigi Rivarino (c. 1400), Antonello da Messina, Squasione (c. 1470), Vittori Carpaccio, di Bellini (c. 1500), Marco Basaiti, welche nach und nach das Joch des alten steifen Geschmacks immer mehr abschüttelten. Endlich kam Giorgione del Castelfranco (1477—1511), der nebst seinem Zeitgenossen Tiziano Vecelli (1477—1576) als eigentlicher Stifter der Schule anzusehen ist. Doch erst letzterer brachte die Kunst auf den Standpunkt, den sie auf einem dieser Schule eigenthümlichen Wege erreicht hat. Wir meinen hiermit die Natürlichkeit und Wahrheit der Zeichnung sowohl, als ganz besonders das Colorit. Ihre Schüler Sebastiano del Piombo, di Palma, Pordenone, Andrea Schiavone, vorzüglich Tintoretto und Paolo Veronese, werden stets berühmt bleiben, weil sie fast immer die Natur bei ihren Arbeiten zu Rathe ziehend, nur äußerst selten manierirt wurden. Allein schon in den spätern Künstlern, Paolo Farinati (geb. 1522), Dom Ricci, Benedetto und Carletto Caqliari (der erste war der Bruder, der andere der Enkel des Paolo Veronese), Zelotti fing die Schule zu sinken an. Ihr Verfall wurde immer sichtbarer im Leon Corona, Santo Veranda, Gambarato, Cantarino und andern Manieristen, welche gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts lebten. Der neue Schwung, welcher zu Ende des 16ten Jahrhunderts durch Barottari, Al. Turch, Tib. Pinelli und Carlo Ridolfi in die Kunst zu kommen schien, war nur das letzte Anstosser einer verlöschenden Flamme, und Carlo Sarazeno, Pietro Liberi, Carlotto, Antonio Balestra, Giuf. Nogari, Seb. Ricci, Rosalba

Carriera, Fr. Trevisani, Piazzetta und Tiepolo, bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, können nur einen schwachen Schimmer von der ehemaligen Größe der venetianischen Schule geben. — Die Geschichte der lombardischen Schule ist, da sie eine Menge kleiner Schulen verschiedener Städte, Ferrara, Parma, Modena, Mantua, Mailand, Bologna ic. in sich begreift, eigentlich in der früheren Zeit zu trennen. Allein da durch die Caracci eine Vereinigung aller in die eine bolognesische herbeigeführt wurde, so kann man sie mit gutem Grund vereint betrachten. Unter den Stiftern dieser Schule verdienen außer Giovanni Alighieri (c. 1180), der Handschriften mit schönen Signaturen versierte, Galasso (c. 1390), Gir. Macchetti, besonders Lorenzo Costa und Ercole Grandi († 1531), die Dossi, Benv. Garofalo, der Freund und Schüler Raphaels, die Filippi und Carlo Bosoni (geb. 1569), sämtlich aus Ferrara, genannt zu werden. Unter den Modenesern zeichnete sich aus Thomas v. Modena, oder Rutina (c. 1350), den man für einen böhmischen Maler hat halten wollen, Serafini, Vellegrino, Andr. Bergarelli (c. 1500), Bart. Grassi, eigentlich aus Parma, Vinc. Foppa (c. 1460), Polidoro und Michelangelo Caravagio, Gand. Ferrari, die Campi, Tomazzo (c. 1550), die Procaccini und Bianchi. Vor allen aber waren die Bologneser Franco (c. 1370), Vitale, Simone de Crociffi, Lippo, Dalmasio, der berühmte Franc. Francia (geb. 1450), die Ramenghi, besonders il Bagnacavallo, Innocenzo da Imola, Elbaldi, Fontano und seine Tochter Lavinia, Sabbatini, Sammachini, die Passerotti und der antwerpner Dionys. Salvart, Lehrer der Caracci, von großem Einfluß. Als der vortrefflichste unter allen, und als der wahre Repräsentant muß aber Antonio Allegri da Correggio († 1534) angesehen werden. Seine Verdienste in Hinsicht der Farbenharmonie, die er durch das Hell Dunkel bewirkte, und wodurch er alles erreichte, was nur durch Farbengebung zu erreichen steht, und die Lieblichkeit und Grazie, welche seine Werke umschwebt, sind ebenfalls unübertrefflich gewesen, und halten den Vorzügen der andern Schulen die Wage. Seine Nacht, sein heiliger Georg, seine Magdalene in der Sebener Gallerie, sein Tag, oder heiliger Hieronymus in dem pariser Museum, seine Gemälde im Kloster des heiligen Paulus zu Parma, werden als unvergängliche Denkmäler seines hohen Geistes bewundert werden. Sein berühmter Nachfolger und Nachahmer, Francesco Mazzuoli il Parmeggiano († 1540) ist als einer der größten Meister dieser Schule anzusehen, obschon eine gewisse Manier und Stiererei an ihm unverkennbar sind. Nun standen gegen Ende des 16ten Jahrhunderts die drei Caracci, Lodovico, Agostino, und Annibale auf, welche die Vortrefflichkeiten aller Schulen zu vereinfugen suchten. Es gelang ihnen auf diesem Wege eine ungemeyne Höhe zu erreichen, wie ihre Werke im Pallast Magnani zu Bologna, im Pallast Farnese und der Kirche St. Michele in Bosco zu Rom ic. unwidersprechlich beweisen. Sie stifteten in Bologna eine große Schule, aus welcher vortreffliche Männer, der edle und hohe Domenichio, den man fast als Raphaels Nebenbuhler ansehen kann, der zarte Albani, der fühne und feurige Lanfranco hervorgingen. In stetem Kampf mit den Caracci und ihrer Schule lebten die Naturalisten Michel Anaelo da Caravagio, Manfredi, Leon. Spata, zum Theil sogar Guercino und deren Nachahmer. Aus der Schule der Caracci gingen mehrere Meister hervor, welche sich fast allein nach Correggio bildeten, die Aretusi, Bartolomeo Schidone (geb. 1540) und andere. Auch Lanfranco kann in mancher Hinsicht dazu gerechnet werden, wie seine Werke in der Kirche

des heiligen Andreas zu Rom ic. beweisen. Dagegen bildete sich Guido Reni (geb. 1575), dessen Aurora im Pallast Borghese und St. Michel bei den Kapuzinern in Rom seinen Ruhm ewig begründet haben, einen aus Correggios und Caravaggios Behandlungsart zusammengesetzten originellen Styl. Albani (geb. 1578), dessen Gallerie Verospi alle übrigen Arbeiten übertrifft, blieb mehr ein idyllischer Mahler, sein Styl war aber ebenfalls eigenthümlich. Domenichinos (geb. 1581) größtes Verdienst bestand in Reichthum an Erfindung und Ausdruck, Einfachheit und Schönheit der Gruppirung, und näherte sich dadurch der römischen Schule ungeachtet die Vortrefflichkeit seiner Färbung auf seine Abstammung als lombardischer Mahler hindeutet. Sein unsterbliches Gemälde, die Communion des heil. Hieronymus, für die Kirche della Carita in Rom, jetzt im pariser Museum, und das Leben der heil. Cecilia in der Capelle des heil. Ludwig, haben seinen Ruhm für die fernsten Zeiten begründet. Noch verdienen eine Auszeichnung Francesco Cessi Cervi († 1630), Guido Cagnacci, die Billiana, die Mola, Al. Tiarini († 1668), Curti il Dentone, Cavebone, und besonders Guercino da Centa († 1666), dessen heilige Petronilla, gegenwärtig im pariser Museum, dergleichen sein David und Abigail, für den Cardinal Barberini, einen der vortrefflichsten Meister bewähren. Endlich sind die Sennari, Bart. Cessi, Lucio Massari, Viani († 1709), Cignani († 1719), als die letzten guten Sprößlinge dieser Schule anzusehen. — Es sind noch außer diesen vier Hauptschulen, deren jede sich durch besondere Vorzüge auszeichnet, zwei Orte, nämlich Neapel und Genna, in Hinsicht der Malerei merkwürdig. Unter den Neapolitanern sind Tommaso da Stefani (o. 1250), Fil. Tesaurò, Simone († 1360), Colantonio di Fiori († 1499), Solario il Zingaro († 1455), Antonello da Messina, von welchem van Eyck die Oelmalererei erlernt haben soll, Sabatino († 1545), die Crisacuolo, Corenzio, Nibera il Spagnoletto (geb. 1593), ein fleißiger und talentvoller Naturalist, Salvator Rosa († 1673, ein feuriger, jedoch das Edle nie erreichender C. st. Pieti il Calabrese († 1699) und Luca Giordano († 1705), der eine unzählige Menge geistreicher Werke hinterlassen hat, vorzüglich zu bemerken. Auch Solimena († 1748) und Franc. di Mura († 1782) haben noch einigen Werth. Die Genneser besitzen einen Semini (o. 1500), Luca Cambiassi († 1585) Pagani (o. 1600), Strozzi († 1644), Castiglione († 1670), Gaulli († 1709) und andere, welche aber doch nicht unter die vorzüglich ausgezeichneten ital. Mahler gerechnet werden können. — Als ein Mittelglied zwischen der Malerei und Bildhauerkunst (was diese auch insbesondere bei den Italiänern betrifft, s. d. Art. Bildhauerei) muß die Mosaik betrachtet werden, welche ungeachtet ihrer großen Unvollkommenheit im Allgemeinen, in Rom und Florenz dennoch außerordentlich weit gebracht worden ist. Die römische Mosaik besteht darin, daß kleine kubisch geschliffene Steine, oder Glasstücke, von verschiedenen Farben und Abstufungen, mittelst Kittes an einander gesetzt und befestigt werden, so daß sie Gemälde nachahmen. Schon Tasi, Stotto und Cavallini, sein Schüler, verfertigten dergleichen. Am 1600 arbeitete Zucca in Rom viel in dieser Gattung, ferner Calandra (o. 1630), und gegen das Ende dieses Jahrhunderts Christofano, der eine besondere Schule errichtete. Da in der Peterskirche die Gemälde durch Feuchtigkeit litten, so setzte man die meisten derselben in Mosaik und nahm die Originale weg. Die Copien nach Guercino's Petronilla und Domenichino's Hieronymus zeichnen sich in dieser Art vorzüglich aus, allein das ganze Unternehmen bleibt doch nur



Fabrikarbeit. Die florentinische Mosaik dagegen besteht aus ganzen Steinen von bedeutender Größe, sogar Edelsteinen, welche so zusammengestellt werden, daß sie Thiere, Früchte, Blumen u. s. w. vorstellen. Daccio aus Siena († 1357) und seine Schüler haben auf diese Weise den Boden des Doms von Pisa ausgelegt. Allein auch diese Arbeiten gränzen mehr an Fabrikarbeiten, und die Namen derjenigen, welche sie unternahmen, sind meistens ganz verloren gegangen. — Es muß auch hier die Kupferstecherkunst erwähnt werden, als in welcher die Italiäner sich ebenfalls vortheilhast ausgezeichnet haben. Noch immer streitet Italien sich mit Deutschland um die Erfindung dieser trefflichen Kunst. Tomaso Finiguerra (c. 1460), ein Florentiner, ist nach Nassart's Angabe, der erste bekannte Meister dieser Kunst, welcher sie dem Baccio Bandini mittheilte. Ihn folgte der auch als Maler erwähnte Montegna, allein erst Marco Antonio Maimondi von Bologna (c. 1500) brachte eine größere Freiheit in seine Kupferstiche. Er bildete sich nach Dürer ihm bekannt gewordenen Blättern, und stach sie sogar nach. Seine Arbeiten nach Raphael (der ihm selbst oft die Contouren auf die Platte gezeichnet haben soll) und andern, werden wegen der Vortreflichkeit der Zeichnung, die darin herrscht, stets von großem Werth bleiben. In seiner Manier, aber immer noch mit Meisterhaftigkeit, arbeiteten Bonajone, Marco di Ravenna, Beatricetto, die Ghisli aus Mantua und andere. Auch verdienen, jedoch in einer andern Art, Agostino Caracci, Parmeggiano, Carlo Maratti und Pietro Testa genannt zu werden, welche vortreffliche Sachen mit der Nadiernadel hervorgebracht haben. Stefano della Bella zeichnete sich durch kleine geistreich und nett ausgeführte Arbeiten aus. Unter den Neueren, welche die Vortreflichkeit der Zeichnung der früheren Meister nicht in so hohem Grade besitzen, dagegen eine, den früheren Kupferstechern fast unbekannt, affektvolle und fleißige Behandlungsart einführten, verdienen Cusnego, bekannt durch seine Stiche nach Michel Angelo, Domenichino u. s. w. im hamiltonschen Werke, Volpato, dessen raphaelischen Stangen ein steter Ruhm gewiß ist, und Bettelini vor allen eine Erwähnung. Allein keiner hat diese Art der Kupferstecherkunst auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit gebracht, als der noch lebende Florentiner, Raphael Morghen, dessen Abendmahl nach Leon. da Vinci, Verklärung nach Raphael und Stunden nach Poussin, die vortrefflichsten Arbeiten in ihrer Art bleiben werden.

Dm.

Ithaca, die Feins Insel im ionischen Meere, welche neben Cefalonia (dem alten Cephallenia) liegt, und das Vaterland des berühmten Ulysses war. Die ganze Insel besteht aus einem Felsen von geringem Umfange, auf welchem uns Homer einen Berg mit Namen Neion, und daneben die Stadt Ithaca, ferner einen Rabenfelsen Coraconpetra, eine Quelle Arethusa und einen Hafen Neithron bemerken läßt. Nach einigen Schriftstellern wird sie jetzt Val di Compare, nach andern aber Dhaki (Theaki), auch Klein Cefalonia genannt. Der Hafen Neithron wird jetzt Porto Bari genannt.

Ixon, König in Thessalonien, war nach der sehr verschiedenen Angabe der Schriftsteller entweder ein Sohn des Antion und der Perimele, oder des Aeton, oder des Mars und der Nisde, oder des Phlegias, oder des Leontens, und ein Enkel des Periphos, eines Sohns des Kapithas, welcher letzterer der Stammvater der Kapithen war. Er heirathete die Dia, des Dejonens Tochter, mit welcher er den Pirithous zengte. Weil er seinem Schwiegervater die Hochzeitgeschenke, mit

welchen damals die Braut gelöst werden mußte, verweigerte; so raubte ihn dieser dafür seine Pferde. Trion beschloß dafür heimlich Rache zu nehmen. Daher verstellte er sich, und lud den Deioneus zu einem Feste ein. Als dieser gekommen war, ließ er ihn durch eine verborgene Falle in einen feurigen Ofen fallen, in welchem er von den Flammen verzehrt wurde. Doch reuete nachher den Trion diese Grausamkeit; ja, er wußte sich sogar bei den Göttern dergestalt beliebt zu machen, daß ihn Jupiter zum Essen einlud. Hier verliebte er sich in die Juno: diese täuschte ihn, und er umarmte statt ihrer eine Wolke, aus welcher Umarmung die fabelhaften Centauren entsprungen seyn sollen. Nach einer andern Meinung zeugte er mit eben dieser Wolke den Hyperphialus, von dem die übrigen Centauren abstammten. Nach dem Pindar zeugte er die Centauren mit Pferden. Trion ward wegen des begangenen Frevels von den Göttern bestraft, und Jupiter schleuderte ihn mit einem Blitze in den Tartarus, wo er ihn mit Schlangen an ein Rad fesseln ließ, das vom Sturmwinde in ewigen Kreisen herumgetrieben wurde.

## Jod.

**Jacob**, Isaaks Sohn und Abrahams Enkel, ist als der letzte unter den Patriarchen und als der ächte Stammvater der Juden merkwürdig. Schon im Mutterleibe uneinig mit seinem erstgeborenen Zwillingsbruder Esau, hielt er bei der Geburt dessen Ferse, daher sein Name Jacob (Ferienhalter, der dem andern ein Bein unterschlägt). Verzärtelt durch die Vorliebe seiner Mutter, häuslich und weich mochte er sich überhaupt der Vortheile des Lebens lieber durch List, als mit männlichen Troß bemächtigen. Er erseht als Jüngling die Gelegenheit, seinem Bruder, da er eben hungrig von der Jagd kam, das wichtige Recht der Erstgeburt für ein Linsengericht abzuhandeln und auf Anstiften der Mutter den ersten Segen an dem das Erbe der herrlichen Verheißung Abrahams hing unter der Maske Esau's von dem blinden und schwachen Isaak zu erschleichen. Dem Zorne des gekränkten Bruders muß er nun entfliehen und auf dem Wege zu Laban, dem Bruder seiner Mutter, wird ihm die erste Bestätigung, daß das Erbe jener göttlichen Verheißung auf ihn übergegangen sey. Er sieht im Traume eine bis in den Himmel reichende Leiter, auf deren Sprossen Engel auf- und absteigen und über der der schützende Gott seines Stammes, den er sich außer Isaaks Zelten nicht nahe geglaubt, ihm verkündigt: der Segen Abrahams ruhe auf ihm. Seit dieser Vision hält er den Glauben, daß Jehova ihn schütze und zum Stammvater eines großen Volkes anerkennen habe, fest. Dieser Glaube und die Liebe, die Labans Tochter Rachel ihm eingefloßt, ist nun seine Stütze während der beschwerlichen Jahre, die er bei den Heerden, dieses Oheims um die Geliebte dienen muß. Denn nachdem er sich schon für diesen Lohn zu sieben Dienstjahren verpflichtet hat, erkennt er in der verschleierten Braut, die ihm zugeführt wird, die ungeliebte Lea, die ältere Schwester der Rachel und muß um diese dazu zu erhalten noch einmal sieben Jahre dienen. Außer diesen 14 Jahren dient er noch sechs um eine Heerde, die er sein nennen will, und indem er dabei seinem Schwiegervater auf eine sehr sinnreiche Art (1 Mos. 30, 27 — 43.) Betrug mit Betrug vergilt, erwirbt er ein beträchtliches Eigenthum, mit dem er sammt Weibern und Kindern entflieht. Laban setzt ihm nach, und kaum hat er diesen beschwichtigt, so muß er auf dem Wege nach der 20 Jahr entbehrten Heimath wieder das begegnende Heer der Knechte Esaus fürchten. In dieser Angst sucht er Hilfe im Gebet, und die Nacht hindurch ringt ein Mann mit ihm bis die Morgenröthe anbricht. Jacob geht als Sieger, doch mit gelähmter Hüfte, aus dem Kampfe und wird von seinem Schutzgott, den er in diesem Kämpfer erkennt, zum ewigen Gedächtniß Israel d. h. Held Gottes genannt. Israel wird nun der Ehrenname seines ganzen Hauses und die Juden heißen nach ihm Israeliten. Ob er diesen Namen nun durch die Stärke seines Vertrauens in nächtlichen Gebete verdiente und sein Sieg nur die göttliche Erhöhung war, oder welche Deutung man dieser seltsamen Kampfgeschichte sonst unterlegen mag, Jacob ging als ein Israel d. h. muthiger und stärker im Herzen dem gefürchteten Tage des Zusammentreffens mit Esau entgegen und wußte den rauhen aber edlen Bruder durch zuvorkommende Unterwürfigkeit zu versöhnen. Die Rückkehr zu den väterlichen Zelten macht

einen merkwürdigen Abschnitt in der Charakterbildung Jacobs. Jene zweifelhafte Schlaubeit und Erwerbbarkeit, worin er ein eben nicht ehrwürdiges Original unter den Patriarchen und das Vorbild des jetztlebenden Geschlechts seiner Nachkommen ist, scheint wie väter bei diesem gedrückten Volke schon bei ihm nur das Nothmittel gewesen zu seyn, sich unter den mangvollen Verhältnissen der Abhängigkeit durchzuminden. Als selbständiger Hausvater und Herr seines Eigenthums zeigt er sich nun seiner Väter werth und dem Abraham, wenn auch nicht an Kraft und Größe, doch an Frömmigkeit und zärtlichem Vaterfinn gegen die Seintgen ähnlich. Aber gerade von ihnen mußte er die meisten Kränkungen erfahren. Da er zwei rechtmäßige Frauen und dazu nach Landesitte noch zwei Mägde der selben Bilha und Silpa als Beischläferinnen, also 4 Weiber mit 12 Söhnen und einer Tochter zusammenzuhalten hatte, konnte es ihm auch an häuslichem Zwist und Kummer nicht fehlen. Die geliebte Rachel starb ihm bald nach seiner Heimkehr, seine Tochter Dina schändete ein Fürstenson der Hevither und seine unbändigen Söhne rächten sie durch Mord und Plünderung an diesem Volke. Er konnte es eben so wenig hindern, als die Blutschande seines ältesten Sohnes Ruben mit der Bilha, wenn nachgeben, dulden und für die Fehlritte seiner Juend büßen schlen nun einmal sein Loos. Das größte Herzeleid machte ihm aber der Verlust seines geliebtesten Sohnes Joseph, dessen blutiges Kleid die Brüder, die den Beneideten an eine ismaelitische Handelskaravane verkauft hatten, als das Zeichen, daß er von wilden Thieren zerrissen worden sey, dem bekümmerten Vater brachten. Doch eben dies Unglück entscheidet das Schicksal des Hauses Israel. Joseph, durch seine Weisheit im Hofe der Pharaonen zu den höchsten Ehrenstellen emporgestiegen (s. 1. Art. Joseph) erkennt seine Brüder, da sie um Getreide einzukaufen nach Aegypten kommen, verzeiht ihnen und ruft das ganze Haus seines Vaters aus Canaan, um in einer fruchtbaren Gegend Aegyptens zu wohnen. So umarmte der alte Jacob nach langen Jahren den todtgeglaubten Liebling wieder und genoß unter seinem mächtigen Schutze noch ein glücklichendes Alter. Kurz vor seinem Tode versammelte er seine Söhne um ein Sterhebett, und sprach über jeden einen besondern Segen voll bedeutender Ahnung des Charakters und der künftigen Schicksale seines Stammes aus (s. d. Art. Hebräer). Seinem vierten Sohne Juda gab er darin den Vorzug der Erstgeburt, dessen Ruben durch jene Uthar und Simeon und Levi durch den Mord der Hevither sich unwürdig gemacht hatten; seinen Enkeln, den Söhnen Josephs, Manasse und Ephraim verließ er aber gleiches Recht mit seinen übrigen Söhnen. Der Stamm Juda wurde auch wirklich der mächtigste unter den 12 Stämmen der Hebräer, und nach ihm nennen sie sich noch jetzt Juden. Jacobs letztem Willen gemäß begrub ihn Joseph im Erbbegräbnisse Abrahams vor dem Haine Mamre in Canaan. Den reichhaltigen poetischen Stoff, den die Scene aus Jacobs Leben in der heil. Urkunde darbieten, hat die Kunst mannichfach verarbeitet und in der That war es nicht schwer eine Geschichte in das Gebiet der Poesie zu ziehen, die schon an und für sich durch die lebendige Individualität ihrer Situationen, durch wunderbare Verswicklungen und unerwartete Auflösungen anzieht und rührt. Unerweislich scheint aber die Meinung einiger Neuern, daß die Geschichte Jacobs mythisch und der vielgeprüfte Patriarch nicht einmal eine historische Person, sondern entweder der ränkevolle Kronos, oder der gewandte Hermes oder gar der hinkende Hephaistos der vorderasiatischen Mythologie und die Zahl seiner Söhne nur ein Symbol der 12 Monate des Sonnenjahres sey.

jahres sey. Die Erzählung, die die heil. Urkunde von dem Leben dieses Patriarchen giebt, trägt zu sehr das Gepräge einfacher Naturwahrheit und hängt zu genau mit der unbestrittenen späteren Geschichte und Verfassung des jüdischen Volks zusammen, als daß sie nicht schon auf festem historischen Boden stehen sollte. Und wenn die Mythen des Alterthums im Laufe der Zeit ihre Bedeutung verloren, so mußte die Geschichte Jacobs um so mehr an Bedeutung und Wichtigkeit gewinnen, je herrlicher sich der in ihr sichtbare Gang einer weisen und vergeltenden Vorsehung, den die dichterische Einleitung der Gespräche des frommen Patriarchen mit Gott keinesweges verdächtig macht, durch die spätere Leitung seines Volks und durch das Christenthum selbst entwickelt und gerechtfertigt hat.

E.

Jacob I. von England (als König von Schottland Jacob VI.), ein Sohn Heinrich Stuarts und der unglücklichen Marie, ward 1566 geboren. Marie war im vierten Monate schwanger mit ihm, als der bekannte Rizzio vor ihren Augen erstochen wurde. Daher soll Jacob während seines ganzen Lebens vor einem bloßen Degen gezittert haben, so viele Mühe er sich auch gegeben, diese natürliche Schwäche zu besiegen. Nach dem Tode Elisabeths, die seine Mutter hatte hinrichten und ihn selbst zu ihrem Nachfolger erwählen lassen, bestieg er 1603 den englischen Thron und vereinigte also Schottland, Irland und England mit einander. Er begann seine Regierung mit einem Edicte, durch welches alle katholische Priester aus dem Reiche verbannt wurden. Eine Verschwörung gegen das Leben des Königs, der Familie desselben und der Vornehmsten des Reichs war eine Folge davon; 36 Fässer mit Pulver sollten das Gebäude, in welchem der König und das Parlament sich zu versammeln pflegen, in die Luft sprengen. Ein anonymes Brief, in welchem einer der Verschwornen seinen Freund von dem Besuche der Versammlung abrieth, gab Veranlassung zur Entdeckung dieser Verschwörung. Man fand die Fässer und daneben einen Mann, der damit beauftragt war, wenige Stunden nachher die Fässer anzuzünden. Nun legte Jacob I. den Katholiken den berühmten Eid auf, vermahe welches sie schwören mußten, dem Könige zu gehorchen und gegen die Macht des Papstes, Könige abzusetzen und die Unterthanen derselben ihrer Pflicht gegen diese zu entbinden, zu protestiren. Ob nun gleich seine hierauf folgende Regierung sich durch einen 22jährigen Frieden auszeichnete, in welchem der Handel blühte und das Volk im Ueberflusse lebte; so wollte doch die Inconsequenz des Zeitalters, daß eben diese Regierung sowohl im Lande selbst, als bei den auswärtigen Nationen, verächtlich betrachtet wurde. Man gab Jacob Schuld, daß er, als die vornehmste Stütze des Protestantismus, in Europa, in dem böhmischen Kriege nichts zu dessen Aufrechthaltung gethan, vielmehr seinen Schwiegersohn, den Churfürsten von der Pfalz, verlassen; überhaupt diplomatisch unterhandelt hätte, wo er mit dem Schwerte in der Hand hätte streiten müssen; daß er von den Höfen zu Wien und Madrid gleich sehr betrogen worden sey, und berühmte Gesandten gesandt habe, wo er hätte Verbündete suchen sollen. Indessen würden diese Vorwürfe, die ihm immer nur noch von außen her gemacht wurden, nichts von seinem Credite im Innern entrisen haben, wenn er diesen nicht selbst und unmittelbar durch die Herrschsucht zu schwächen begonnen hätte, mit welcher er das Parlament in einer ketten Abhängigkeit von sich erhalten wollte. Dieses widersetzte sich, und nun entstanden 1621 die beiden Parteien der Tories, welche für den König; und der Whigs, welche für das Volk stritten. Jacob I.

starb am 8. April 1625 und hinterließ den Ruf eines mehr indolenten, als friedfertigen, eines mehr schwachen, als guten Fürsten. Doch kann man ihm wahrhafte Herzensgüte, Kenntnisse, Gelehrsamkeit und Staatsflugheit durchaus nicht absprechen. Er gefiel sich als öffentlicher Redner, zog aber durch den Pedantismus, mit welchem er redete, oft bittere Critiken auf sich. Er war freigebig bis zur Verschwendung. Einer seiner Lieblinge sah einstens eine Last Geldes in den königlichen Schatz tragen und äußerte gegen seinen Nachbar, daß ihn der Besitz dieses Geldes sehr glücklich machen würde. Der König, welcher dies hörte, ließ dem Günstlinge auf der Stelle die ganze Summe schenken. Diese Freigebigkeit setzte ihn aber oft selbst in die größte Verlegenheit. Als er eines Tages spazieren fuhr, ward er mitten in den Straßen von London wegen 50 Louisd'or, welche der Hofsattler zu fordern hatte, von Gerichtsdienern arretirt. Seine Leibwache wollte diese in die Flucht schlagen; er aber verbot es, bezahlte die Summe und sagte: „Wer Gesetze gibt, muß sie auch am ersten beobachten.“ Uebrigens fing, wie schon oben gesagt, das Reich unter seiner Regierung zu blühen an: englische Colonien entstanden in Amerika; der Ackerbau machte die größten Fortschritte. Künste und Wissenschaften bildeten den Geist der Engländer und verschönernten das gesellschaftliche Leben derselben. Jacob war der erste, der sich den Titel König von Großbritannien beilegte. Am gerechtesten scheint man ihm seine blinde Liebe gegen verdächtige Günstlinge, unter denen insbesondere der berüchtigte Herzog von Buckingham (s. d. Art.) sich auszeichnete, zum Vorwurfe machen zu können. Sein Sohn, Carl I., folgte ihm in der Regierung, und seine Tochter Elisabeth ward an Friedrich V., Churfürsten von der Pfalz, verheirathet. Die Nachkommenschaft aus dieser Ehe bestieg in der Folge den Thron von England. Unter den literarischen Werken, welche wir von Jacob I. haben und welche 1619 in einem Foliobande zu London herausgekommen sind, nennen wir als die merkwürdigsten: Basilikon doron. (das königliche Geschenk), worin er zum Besten seines Sohnes Heinrich, der früh verstarb, vortreffliche Grundsätze zum Unterrichte der Könige entwickelt. Dies Werk ward drei, oder viermal in latein. Sprache, und dann auch in der französischen Uebersetzung verschiedene Male aufgelegt; und sein spaßhaftes Werk gegen den Mißbrauch des Tabaks, in welchem er die Gründe, die man damals für den Gebrauch desselben angeführt hatte, zu widerlegen strebt.

Jacob II., s. d. folg. Artikel.

Jacob III. (auch Ritter St George genannt), war der vermeinte oder wirkliche Sohn Jacob II. von England. Dieser hatte, theils durch die wenige Achtung, die er für die Rechte der Nation und für die Grundsätze der englischen Verfassung bezeigte, theils auch durch seinen fanatischen Eifer, mit welchem er die lutholische Kirche wieder einzusetzen strebte, den größten Theil seiner Unterthanen unverdächtig gegen sich aufgebracht. Um sich gegen die Folgen dieser unüberlegten Schritte zu sichern, hatte er sogar in der Nähe von London ein Heer von irländischen und schottländischen Truppen zusammengezogen und dadurch das Schrecken und die Besorgnis des Volks noch mehr vergrößert. Dieses wurde nun von einem unausslöschlichen Hass gegen einen Monarchen, der das Theuerste, was es hatte die protestantische Religion nämlich, unter die Füße treten wollte, und von Empörung entflammt. Dabei war dem Volke aber stets noch der Trost geblieben, daß der König keinen Sohn hatte und er selbst schon bejahrt und seine Gemahlin fränklich, es

also gar nicht wahrscheinlich war, daß demselben noch ein Thronerbe geboren werden würde. Seine beiden Töchter, in der protestantischen Religion erzogen und an derselben fest hängend, mußten denn die Regierung erben und das Volk war zufrieden. Nun aber erholl im Jahre 1687 auf einmal das Gerücht, die Königin sey schwanger; so groß die Freude und so laut der Jubel der katholischen Priester, der Höflinge und aller Popisten über dies Ereigniß war, so groß war der Schrecken der Protestanten und der Argwohn, welcher sich damit verknüpfte. Selbst die Katholiken hatten bis dahin an der Möglichkeit gezweifelt, daß die Königin noch einmal gebären würde und deshalb den Tod derselber gewünscht; jetzt aber ward die Sage von einer Prophezeiung eines Prinzen und von einer Wunderwirkung der Mutter Gottes verbreitet. Es mit bedurfte es nur noch des Hasses der Protestanten gegen die Katholiken, um den Verdacht entstehen zu lassen, als sey die Schwangerschaft der Königin erdichtet. Um diesen Verdacht zu vermehren, kam noch das Bestreben des Hofes, alle fremde Personen aus der Umgebung der Königin zu entfernen und niemanden durch den Augenschein sich von der wirklichen Schwangerschaft derselben überzeugen zu lassen, als ein unzulänglicher Beweis hinzu, die Schwangerschaft der Königin sey erdichtet. Am 10. Jan. 1688 erfolgte endlich unter dem Donner der Kanonen die Niederkunft der Königin, und dem Volke ward durch eine königliche Proclamation kund gethan, daß der Himmel das Land mit einem Thronerben gesegnet habe. Es ist hier nicht der Ort, die Beweise für und gegen die Richtigkeit der Geburt desselben anzuführen, noch weniger, sie widerlegen oder bekräftigen zu wollen: nur so viel sey hier angemerkt, daß das Volk an keine Entbindung der Königin von einem Prinzen glaubte und dies laut und öffentlich verkündigte. Die Protestanten schlossen sich nun immer enger und zahlreicher an den Prinzen von Oranien, dem Schwiegersohn des Königs, an, und noch war der Prinz von Wallis kein halbes Jahr alt, als jener bereits, auf den Ruf der Nation, in England landete und seinen Schwiegervater und Schwager vom Throne stieß. Jacob II. entfloh mit seiner ganzen Familie am 21. Dec. 1688 nach Frankreich, wo er von Ludwig XIV. sehr freundschaftlich aufgenommen und ihm das Lustschloß St. Germain zur Residenz eingeräumt wurde. Von dort aus unterhielt der König eine stete Verbindung mit seinen Anhängern in Schottland und Irland, mit deren Hilfe er mehrere Versuche machte, den verlorenen Thron wieder zu erlangen. Im Jahr 1692 ward Jacob II. Gemahlin abermals schwanger und gebar, allen bewußt und von niemanden in Zweifel gezogen, eine Tochter, wodurch wenigstens die Fähigkeit der Königin, gesunde Kinder zur Welt zu bringen, bewiesen wurde. Jacob II. starb 1701, und nun ward der sogenannte Prinz von Wales öffentlich und feierlich von Ludwig XIV. für den rechtmäßigen König von England, Schottland und Irland anerkannt und Jacob III. genannt, der sich nun auch sowohl öffentlich, wie in seinem Palaste als ein solcher zu benehmen anfing. Er ward nicht allein von Frankreich, sondern auch von Spanien, dem Papste, den Herzögen von Modena und Parma öffentlich anerkannt, dahin gegen aber von dem englischen Parlamente des Hochverraths für schuldig erkannt und auf ewige Zeiten vom Throne ausgeschlossen. Ludwig XIV. versicherte ihn zwar Fortdauer seiner Unterstützung und gab ihm das Versprechen, ihn wieder auf den englischen Thron zu setzen. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß er, besonders in der letzten Zeit, Jacob III. nur als ein Schreckbild betrachtet habe, um mit demselben England stets in Furcht zu erhalten. Unterdessen waren in Schottland, wo man

über die Vereinigung dieses Landes mit England sehr unzufrieden war, bedeutende Unruhen ausgebrochen, welche Ludwig XIV. zu seinem eignen Besten und nebenbei auch zu Gunsten seines Schütlings zu benutzen liebte. Die Zahl der Anhänger Jacobs III. vermehrte sich täglich in jenem Lande, und es hatte allerdings das Ansehen, als ob eine Heberkunft desselben, die allgemein gewünscht wurde, auch die Lösung zu einer Empörung in Schottland geben würde. Ludwig XIV. unternahm nun im Jahr 1708 eine Expedition dahin, an deren Spitze sich Jacob III. befand: der elende, vertheidigungselose Zustand, in welchen die Parteilichkeit der Engländer das Land damals versetzt hatte, trug dazu bei, die Ermartungen Jacobs zu heilen und ihn einen glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen hoffen zu lassen. Als das Unternehmen Jacobs in England bekannt wurde, setzte das Parlament einen Preis von 100,000 Pfund Sterlingen auf den Kopf des Prätendenten; ein Name, dessen man sich bei dieser Verhandlung zum erstenmale officiell bediente. Die Flotte ankerte an den schottischen Küsten. Noch ehe man aber darüber einig werden konnte, ob und wo man landen sollte, erscholl die Nachricht von der Annäherung einer überlegenen englischen Flotte, und nun hatte Jacob nichts eiligers zu thun, als mit der seinigen nach Frankreich zurückzugeseln. Er mußte darauf, eben so willenlos, als er der Expedition nach Schottland beigewohnt hatte, als Freiwilliger unter dem Herzog von Burgund den Feldzug in den Niederlanden mitmachen, wo er, nach dem Zeugnisse dieses letztern, manche Beweise persönlicher Tapferkeit zu erkennen gab. Ludwig XIV. sah sich von Jahr zu Jahr immer mehr in die Nothwendigkeit versetzt, Frieden mit den Engländern zu schließen, und diese machten die Entfernung des Prätendenten und die Anerkennung der Königin Anna zur Hauptbedingung der Friedenspräliminarien. Diese hatte bis dahin, wie man versichert, in geheimem Briefwechsel mit ihrem Bruder, dem Prätendenten gestanden und ihm sogar versprochen, wenn er die protestantische Religion annehmen werde, zu Gunsten seiner die Regierung niederzulegen. Wie es sich nun auch mit dieser Correspondenz und den Gesinnungen der Königin für ihren sogenannten Bruder verhalten mag; so ist doch so viel gewiß, daß diese Verhandlungen durchaus keine Folgen hatten. Im Jahr 1713 erfolgte nun endlich der Abschluß des utrechter Friedens, in welchem sich Ludwig XIV. verpflichtete, den Prätendenten ohne irgend eine Unterstützung für die Gegenwart noch für die Zukunft, aus seinen Staaten zu entfernen und die hannoversche Erbfolge auf keine Weise zu stören. Nun starb auch 1714 die Königin Anna, ohne die etwanigen günstigen Gesinnungen, die sie für den Prätendenten hegte, durch die That und öffentlich zu bewähren. Nichtsdestoweniger war immer noch, sowohl in Schottland, als selbst in England, die Partei der Tories, welche man damals Jacobiten nannte, wider den neuen König Georg und für den Prätendenten. Da nun auch zwischen Frankreich und dem neuen Könige von England abermalige Mißhelligkeiten ausgebrochen waren; so schien dem Prätendenten ein neuer Glückstern zu lächeln, der aber bei dem im Jahr 1715 erfolgten Tode Ludwigs XIV. wieder erlosch. Doch zeigte sich in Schottland, wo er feierlich zum Könige ausgerufen wurde, die Stimmung günstiger als je für ihn, und dies benutzte, im Jahr 1716 eine abermalige Expedition dahin zu unternehmen und wirklich daselbst zu landen. Während der Zeit waren aber die schottischen Auführer von den königlichen Truppen voll geschlagen worden, und der Prätendent sah sich zum zweitenmale genöthigt, Schottland zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren. Von



nun an erregte sein Schicksal mehr Spott, als Mitleid und Unterstützung; und er sah sich von allen seinen Freunden, auch selbst von Frankreich, verlassen. Dies versagte ihm den fernern Aufenthalt daselbst, und er war gezwungen bei dem Papste Hülfe zu suchen, der ihm und seinem zahlreichen Gefolge anfangs in Avignon Schutz und Unterstützung gab, ihn aber dann nach Italien kommen ließ. Hier ward er überall wie ein regierender König mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen. Während dieser Zeit hatte Jacobs Anhang in England und Schottland noch einmal sein Haupt erhoben und diesem neue Hoffnung zum Besitze der englischen Krone gemacht. Spanien, welches mit England zerfallen war, trat seinen Entwürfen bei und lud den Prätendenten ein, schleunig nach Madrid zu kommen. Dieser säumte nicht, der Einladung zu folgen und reiste am 8. Febr. 1719 dahin ab. Um aber den Engländern nicht in die Hände zu fallen, ließ er, während er selbst zu Nettino auf einem spanischen Schiffe unter Segel ging, absichtlich das Gerücht verbreiten, als reise er zu Lande über Bologna und Mailand nach Spanien. Dies hatte den Erfolg, daß zwei seiner Hofleute, die jenen Weg wirklich genommen hatten, von den Desreichern angehalten wurden, worauf sich in ganz Europa das Gerücht verbreitete, man habe den Prätendenten gefangen genommen und nach Mailand gebracht. Indessen war dieser glücklich durch die englischen Schiffe hindurch gesegelt und am 26. März glücklich in Madrid angekommen. Sein Empfang am dortigen Hofe war der ehrenvollste, der einem wirklichen Könige zu Theil werden konnte. Schon vor seiner Ankunft in Spanien war eine neue Expedition gegen England unter Segel gegangen, aber vom Sturme zerstreut und genöthigt, in Cadix einen Zufluchtsort zu suchen. Nachdem diese abermalige Unternehmung gescheitert war, bekümmerte man sich auch nun nicht weiter um den Prätendenten, der in Spott und Verachtung sank und zufrieden seyn mußte, daß man ihn vor dort heimlich entwischen ließ. Am 25. August landete er wieder zu Livorno, und von nun an begann sein Leben in Vergessenheit zu sinken und von niemanden bemerkt zu werden. Dennoch faßte er im Jahr 1727 nach dem Tode Georg I. den Entschluß, noch einmal sein Glück zu versuchen, und reiste, vom Papste unterstützt, nach Genua ab, um sich von dort nach England zu begeben. Wie es ihm jedoch auf dieser Reise gegangen, ist nicht bekannt worden: wir finden ihn in der Folge zu Albano wieder, wo er von nun an seinen gewöhnlichen Aufenthalt nahm, in Ruhe lebte und auch am 1. Jan. 1766 mit Tode abging. Seine Nachkommenschaft bestand in zwei Söhnen, Carl Edward (s. d. Art.), der seine Ansprüche, aber auch sein Mißgeschick erbt und auf welchen der Titel Prätendent überging; und Heinrich Benedict, der sich dem geistlichen Stande widmete, im Jahr 1747 Cardinal wurde und 1808 als der letzte Zweig des Hauses Stuart starb.

Jacobi (Friedrich Heinrich), der jüngere Bruder des Dichters, wurde geboren zu Düsseldorf 1743. Vergebens haben wir uns um Nachrichten über sein früheres Leben und seine Bildung bemüht, erst von der Zeit an, wo er in Nempelfort bei Düsseldorf, zu Anfange der siebziger Jahre, in der vollen Blüthe seiner Kraft und Jugend, im Schooß der lebenswürdigsten Familie und umgeben von einer reizenden Natur, sich selbst ausbildete zu dem, was er geworden ist, haben wir einige Nachricht über ihn erhalten können. Er wurde nachher jülich- und bergischer Hofkammerrath und Zollkommissair; geheimer Rath zu Düsseldorf, und kam 1804 als Präsident der Akademie der Wissenschaften nach München, wo er noch lebt. Man sieht, sein äußeres Leben ist nicht reich an merkwür-

digen Veränderungen und Begebenheiten; desto reicher ist sein inneres Leben an allem, was schöne und edle Seelen anziehen kann. Um Jacobi stritten sich zwei Welten, die Welt der Poesie und der Philosophie, und sein hoher Geist strebte beide mit einander zu vereinigen. Das Publikum kennt ihn durch *Eduard Allwils Briefsammlung* (Königsberg, 1792) und durch seinen *Woldemar* (Das. 1794) als Dichter, und lernte ihn als Philosophen kennen durch seine Briefe über die Lehre des *Spinoza* (Bresl. 1789. N. Aufl.), sein Werk wider *Mendelssohns* Beschuldigungen betreffend diese Briefe (Leipz. 1786), *David Hume* über den Glauben, oder *Idealismus* und *Realismus* (Ulm 1795. N. Aufl.). Darüber ist wohl nur Eine Stimme, daß er als Dichter durch kräftige Darstellung, treffliche Schilderung der Natur und des menschlichen Herzens, Wärme und Innigkeit des Gefühls und einen lebendigen, geistreichen, kühnen und doch sichern Ausdruck sich ungemein auszeichne, und unter den Philosophen haben sein seltener Tiefsinn, verbunden mit der Originalität und Schönheit seiner Darstellung ihm den Namen des deutschen *Platons* erworben. Gleichwohl gibt es nicht leicht einen Schriftsteller, über welchen die Urtheile verschiedener wären, als ihn, und beinahe scheint es, als habe es der Dichter *Jacobi* mit den Philosophen von Profession, so wie der Philosoph *Jacobi* mit den Dichtern verdorben, und es ließe sich wohl nachweisen, wie dieses geschehen sey und habe geschehen müssen. Der Grund liegt in der eigensten Individualität *Jacobi's*, ohne deren Verständnis in der That fast alle seine Schriften unverständlich sind. *Friedrich Schlegel* hat darum etwas sehr Verdienstliches und Dankenswerthes gethan, indem er diese so merkwürdige Individualität zu charakterisiren unternahm, und wer einen Schlüssel zu *Jacobi's* Werken sucht, darf *Schlegels* Recension von dessen *Woldemar* (*Kritiken und Charakteristiken* Bd. I. S. 1—46) nicht ungelesen lassen. Wie auf diesem Wege in der Poesie sein allgemeiner Ton, der sich über das Ganze verbreitet, und ihm eine Einheit des *Colorits* giebt, Ueberspannung ward, und wie er in der Philosophie zu einem Hass der philosophirenden Vernunft, zu dem Princip der Offenbarung, zu seinem Glauben statt des Wissens, der Sympathie mit dem Unsichtbaren, der unbedingten Hingebung in die Gnade Gottes kam, ist hier trefflich entwickelt, und gezeigt, daß *Jacobi's* Philosophie in der That nichts anders sey als der in Begriffe und Worte gebrachte Geist eines individuellen Lebens. Unter solchen Umständen ist's denn wohl nicht zu verwundern, wenn *Jacobi's* Philosophie von manchen, welche sich öffentlich über dieselbe geäußert haben, für durchaus unverständlich erklärt worden ist, wozu der Grund schwerlich allein in der Ermangelung der wissenschaftlichen Form liegen kann. Wie es nun aber damit sich auch verhalten möge, so hat *Jacobi* doch gewisse Verdienste um die Philosophie sich durch seine Polemik erworben, worin er die Lücken, die Folgen, den Unzusammenhang nicht bloß dieses und jenes Systems, sondern auch der herrschenden Denkart des Zeitalters mit kritischem Geist und mit der hinreißenden Beredsamkeit des gerechten Unwillens aufgedeckt hat. Es war natürlich, daß *Jacobi* bei seiner in ihrer Art einzigen Philosophie nicht leicht der Schüler eines andern Philosophen werden, sondern den Philosophen des Zeitalters, wenn er mit ihnen in Berührung kam, nur als polemisirender Kritiker gegenüber treten konnte, und in dieses Verhältnis kam er mit dem dogmatischen *Mendelssohn*, dem kritischen *Kant*, dem idealistischen *Fichte* und dem pantheistischen *Schelling*. Die mit dem Letzteren, durch *Jacobi's* Schrift von den göttlichen

Fliegen und ihres Offendens (Witz. 1811) bewiesliche Kritik  
 Natur ist in unsern Tagen zum Theil mit Erörterung getadelt worden.  
 Es ist hier der Ort nicht, uns auf diesen Punkt einzulassen, wir wollen  
 dies nurmerkwürdig darauf machen, daß Schelling bei dieser Gelegenheit  
 etwas hervorgebracht hat, was zur weiteren Charakteristik und Würdigung  
 Jacobi's dient, im meine in Schellings Denkmal der Kritik  
 von den göttlichen Fliegen (Luzig. 1812) den Abschnitt des Schellings  
 schiedlichen, worin nachgewiesen ist, in welchem Verhältniß Jacobi zu  
 Platonismus und Idealismus, zu Psychologie und Religion und zur Litera-  
 tur überhaupt stehenden habe  
 nicht, daß diese Würdigung ni-  
 derumkreis zu gebrauchen ist.  
 trich vor 30 Jahren von Schelling  
 demselbe erfahren, der mit Schelling  
 jüngerer, auftritt. Sie  
 ihn und haben ihn aus; sie  
 begreifen, so blind und so verfehrt sein kann. Sie ändern ergründen, und  
 zwar in demselben Maße, wie sie ihre Wahrheit durch die entgegenge-  
 setzten Gründe angegriffen, ihre Ueberzeugung wider oder mehr er-  
 ziert haben. Hierdurch aber darf sich niemand ablassen lassen, Ein-  
 gegen Recht erhält die gründlich vorgetragene Wahrheit immer. Sie und  
 so haben sich Kopie, die, wenn kein äußerliches Interesse sie davon ab-  
 hindert, sich stets selbst davon zu überzeugen, als sich mit ihren Grundgeden,  
 ihren Vorurtheilen oder Vorurtheilen zu einem reinen Wissen laßt.  
 Nicht von allen wird derselbe Theil, sondern demnach von jedweden ein  
 Theil gemacht, in Bezug genommen, und in einer Zusammenfassung zer-  
 bracht, der einen andern Zusammenhang aufhebt. Es kommt noch aus  
 nach das Manne in Manne, die, die sich aus und um, laßt und ver-  
 schiedet sich, und die Erkenntnis gewinnt schiedlich Vollkommenheit und Fort-  
 gang." Wirklich ist es mit Jacobi's Philosophie genau so gegangen, und  
 die zugehörige Entwicklung seiner sammtlichen Werke giebt die beste Beleg-  
 heit, diese Äußerung zu bekräftigen. Wie das Endurtheil über seine  
 Philosophie im Ganzen aber auch ausfallen möge, sein Rang unter den  
 andern Wahrheitstheorien bleibt Jacobi's gewiß, und manche tiefgegründete  
 von Schelling, die er zu Tage förderte, gehören zu dem ersten Beweise  
 für das rechte und gute. Von einer Ausgabe seiner sammtlichen Werke  
 ist der erste Band 1812 und der zweite 1813 so richtig erschienen.

Jacobi (Joh. Georg) Dieser hat eine, unmaßvolle deutsche  
 Natur wurde den 2. Sept. 1740 zu Fuldahof geboren. Um Theologie  
 zu studieren begab er sich 1761 nach Helmstedt, von wo aber, durch die Kriege  
 unruhig vertrieben, nach Helmstedt. Nach einem Jahre ging er aber  
 nach Göttingen zurück, um seine akademischen Studien zu beendigen.  
 Doch, mit dem er hier in freundschaftliche Verhältnisse gekommen, was nach  
 Halle berufen worden, und verließ auch Jacobi den Ruf dahin als Pro-  
 fessor der Philosophie und Metaphysik. In Halle wurde Jacobi mit  
 Blaise bekannt, und diese Bekanntschaft war entscheidend für sein ganzes  
 Leben; denn Blaise war es, der das Föderat vorzüglich in ihm dem  
 vorsetzte und führte, da der Umgang mit Föderat ihn demselben zum  
 Philosophen und Kritiker gemacht hatte. Ob Jacobi's Leben denn so glücklich  
 und harmonisch geworden wäre, als es geworden ist, mag uns sein eige-  
 nes Geständnis sagen: „Die Natur der Natur, sagt er, ist nicht ein  
 Weis, so reich an Mensch, daß ich das, was sonst am angenehmsten  
 gesucht, am leichtesten gefunden ward, nicht bedarf, es nicht einmal zu  
 11°

gebrauchen weiß. In dieser meiner Welt kann es mir nicht einfallen, nach sogenannten großen Dingen zu streben, weil sie mir klein erscheinen, da hingegen mancher kleine Gegenstand, den die meisten kaum eines flüchtigen Blickes würdigen, sich in meinen Augen veredelt und mich festhält; und wie oft haben Dichterpantasien und die zu ihnen sich gesellende sorgenfreie Laune mir die raubsten Wege geebnet!" Man sieht aus diesem Selbstgeständniß zugleich, daß, wenn irgend einer, Jacobi für Gleim geschaffen war, und in der That nannte man Jacobi und Gleim bald stets zusammen wie Damon und Pythias. Gleim unterließ nichts, seinem Freunde jene sorgenlose Muse zu verschaffen, ohne welche die Bildung des Schönen nicht gedeihen kann, und es gelang ihm, demselben 1769 eine Präbende am St. Bonifacius- und Mauritiusstifte zu Halberstadt zu verschaffen. Vereint wirkten nun beide, die Ehre unserer poetischen Literatur befördern zu helfen. Unter Gleims Einfluß gab Jacobi seine *Tris* heraus (1774—76, 3 Bändchen), eine Zeitschrift für das schöne Geschlecht, die zu der Bildung desselben gewiß erfreulich gewirkt hat. Zwar hat man an Jacobi nicht ganz mit Unrecht den Vorwurf von Süßlichkeit, einiger überflüssiger Breite und Empfindelei gemacht: allein wer mag dann auch Zartheit des Gedankens, Feinheit des Gefühls, Anmuth der Form, schönen Fluß des Verses bei ihm verkennen! Und mag man immerhin jene freundschaftlichen Liebesbriefe, welche Gleim und Jacobi mit einander wechselten, belächeln, erfreulicher sind sie doch als jene Schmähschriften, womit Spätere sich einander in bitterm Haß verfolgten. Uebrigens trifft auch jener Vorwurf nur einen Theil der jacobischen Schriften, wie sie in den siebziger Jahren erschienen (*Sämmtliche Werke*, Halberstadt 1773—75, 3 Bde.), und schon die *Auserlesenen Lieder*, welche J. G. Schloffer 1784 (Basel) von ihm gesammelt herausgab, und welche zu den lieblichsten gehören, was wir in dieser Art besitzen, zeigen keine Spur mehr davon. Immer mehr näherte er sich der Vollendung, und die Muse, die ihn bis in sein Greisenalter begleitete, schien ihm immer höhere Gunst zu gewähren. Er folgte im Jahr 1784 einem Rufe Josephs II. nach Freiburg im Breisgau, wo er als Professor der schönen Wissenschaften angestellt wurde. Während er hier durch Lehre und Beispiel mit glücklichstem Erfolge wirkte, erfreute er das Publikum noch mit der Herausgabe seines *Ueberflüssigen Taschenbuchs* (1795—1800) und seines *Taschenbuchs Tris* (1803 fgg.). Sein eben so geschmackvoller als lehrreicher Auszug aus dem Antikenkabinet des Herzogs von Orleans verdient mehr bekannt zu seyn, als er es ist. Nahe am Ziele des Lebens beschenkte er das Publikum noch mit einer Ausgabe seiner *sämmtlichen Werke* (Zürich 6 Bde.), und die neue Auflage, die bald davon nöthig wurde, war ein Beweis, daß auch das Publikum in der Theilnahme gegen den lieblichen Sänger nicht lauer geworden war. Völlig unterschreibe ich das Urtheil eines Unbekannten über diese Sammlung, wenn er sagt: „Wer edle, sanfte Gesinnungen, wer die Stimme eines reinen und religiösen Herzens in einer gleichmäßig reinen, leichten und melodischen dichterischen Sprache gern vernimmt, wer sich oder einen gewähltern Zirkel auf eine eben so unterhaltende als belehrende Art durch abwechselnde literarische Aufsätze und Poesien ergötzen will, der wird Jacobi's Schriften gewiß dazu am angemessensten finden, weil sie auch im Durchschnitt auf ein größeres gebildetes Publikum berechnet sind. Nur etwa in einem Zeitalter, wo die größere Menge eben so roh als verbildet wäre, wo nur das Hochtrabende, Groteske, Carikaturmäßige, Uebertragische, Ueppige, nur manirirte Nachahmung einseitiger Originalität

Alter oder neuer Nationalität gesucht würde, könnte Jacobi undankbar vergessen werden. Er sucht nicht die großen Gegenstände des Lebens auf, sondern weiß die kleinen, indem er sie unmerklich mit großen oder edlen Ideen verbindet, indem er sie dem Herzen näher bringt, achtungswerth zu machen. Seine Gedichte haben alle einen ähnlichen gleichmäßigen Charakter. Das herzliche Lied und die Epistelform gelingt ihm jedoch besser, als das Epigramm und die Satyre. In keinem seiner Gedichte wird man aber, bei einem leichten Plane des Ganzen, nicht auch auf einzeln ausgezeichnete Stellen stoßen." Am 4. Jan. 1814 endigte sein schönes Leben; starb geliebt und beklagt von allen, die ihn kannten, auch im Greisenalter noch zu früh, denn schön wie seine Lieder war seine Seele, sanft, theilnehmend, wohlwollend, liebevoll sein Herz. dd.

**Jacobiner.** Der böse Dämon der französischen Revolution, welcher wie ein giftiger Wurm in dem Baume der Freiheit saß, Wurzel, Mark und Frucht desselben verdarb, und in jede Hoffnung der besseren Menschen, in die Plane eines Mounier, Clermont Tonnerre, Lally Tolendal u. a. seine Drachenzähne säete, so daß auf die Morgenröthe einer glücklichen Zeit ein blutiges Vierteljahrhundert voll Jammer und Thränen folgte, heißt **Jacobinismus**. Er ging nicht wie Robison, und nach ihm Barruel sich und Andere einbildete, aus den geheimen Gesellschaften, sondern zunächst aus der Ungeduld Aller, die vielfach schmerzliche Krankheit des Staats schnell geheilt zu sehen, und aus dem heftigen, leidenschaftlichen, stolzen, verwegenen Charakter der französischen Nation hervor; er vereinigte mit sich Alles, was politischer Fanatismus Schreckliches, und listige Demagogenwuth Gefährliches hat. Religion und Sitte blieben fern von ihm; dagegen führte in ihm den geheimen Vorwitz zügellose, vor keinem Verbrechen erschreckende Selbstsucht. Sie täuschte durch ihre Larve, die Freiheit, Gleichheit, Republik hieß; sie schreckte durch den Dolch, den sein die Wage des Gesetzes warf. Ihr Lösungsgeschrei war Königsmord. Dieser Jacobinismus war älter als der Jacobinerclubb, bildete sich aber in demselben aus und überlebte ihn. Ja er sinnt noch jetzt in Frankreich auf neue Pläne. Unstreitig gab es in dem Clubb Männer von großen Talenten, vorzüglich von einer seltenen Energie und eisernen Consequenz des Charakters; auch kann man nicht leugnen, daß der von ihnen organisirte Terrorismus Frankreich im Jahr 1793, vom politischen Untergange rettete. Dieser Terrorismus mußte mit der Schließung der Versammlungen der Jacobiner im Jahr 1795 verstummen; er lebte aber von neuem auf in Napoleons militärischer Diplomatie, und bewirkte eine Zeitlang Wunder. Eben so wahr ist es, obgleich in seltenen Fällen, daß rechtliche Männer Jacobiner waren; allein entweder täuschten sie sich selbst durch Schwärmerei; oder sie waren durch politische Verbindungen hineingezogen und konnten nicht zurück, oder sie hofften, durch ihre Stimme und ihren Einfluß die Mehrheit auf den bessern Weg hinzuführen. Gewöhnlich wurden sie das Opfer dieses kühnen Wagestücks. Eine Menge schwache, furchtsame, charakterlose Egoisten endlich schlossen sich an die Jacobiner-Coryphäen mit französischem Leichtsinne, oder weil es Mode war, an; oft auch nur um ihrer persönlichen Sicherheit willen. Diese sogenannten freres dupes mußten wider ihren Willen mithandeln: denn die Hauptlinge hatten sie bald durchschaut, und trieben sie mit furchtbarer Gewalt in den Wirbel der politischen Nuchlosigkeit hinein. Entschieden ist es, daß der Jacobinismus die Freiheit getödtet und sein eigenes Kind, die Republik, ermordet hat: denn er vernichtete die Freiheit der Berathschlagung in der Ber-

sammlung der Stellvertreter der Nation. Statt, daß die Ueberlegung bis zum Augenblicke der Abstimmung frey seyn sollte, wurde sie lange vorher in der Versammlung der Jacobiner bestimmt und gebunden. Alles war schon, oft willkürlich oder durch Ueberlistung, im Clubb festgesetzt,

als man es der Nationalversammlung auftrug. Höchstens war der er Nationalas-  
 nen. Die Ges-  
 dem Ausbruche  
 ante Bureaux  
 che und bels  
 seit dem ameris  
 er debating so-  
 über politische  
 sichten sich hin-  
 wollen Franzosen  
 Ausbildung des  
 gterig gelesen;  
 er französische  
 on stehen. Ihre  
 n Gemüthlichg-  
 hne Selbstlinge  
 yphische Unrecht  
 yphen endlich bis  
 sche Meinungs-  
 riss, je mehr sie  
 , oder in ihrer  
 it sich erklären,  
 . Genlis, selbst  
 Lonangeber und  
 reich, England  
 im furchtsamen  
 e Urheberin des  
 und sie dadurch,  
 ihr, Voltaire,  
 en ihres Wises  
 das Ehrwürdige

nicht, wenn sie Noturtheile an demselben haften sahen. Hier war aber kein Plan, den Altar und den Thron umstößen, Gottlosigkeit dagegen, Atheismus und Anarchie einführen zu wollen. Männer wie Diderot traten zwar die gewöhnlichen Formen der Sitte und Meinung mit ihrem Naturstolze zu Boden; ihre Nachbeter übertrieben dies sogar: aber nirgends ward es zum Zwecke eines Bundes gemacht! Natürlich befanden sich fühner Menschen in den verschiedenen gebel-  
 ten aus diesen in den Jacobinerclubb über-  
 blingsgegenstand der Unterhaltung. Die  
 doppelten Reiz. Wer dünkte sich da nicht  
 nmantel anzunehmen! Alle Leidenschaften  
 ruhte wohl die Sophistik einiger Schreier den  
 immer mehr betäuben, und die Schwachen  
 r sogenannten Philosophen, welche von der  
 waren, wie die himmelfürmenden Titanen  
 nie, wuchs an Kraft, so wie sich die Hinder-  
 nisse mehrten; mit jedem Hindernisse aber, das sie besiegten, stieg auch

ihr Stolz und ihre Kühnheit. Diese innern, aus dem Nationalcharakter überhaupt, wie aus der instinktartigen Selbstsucht und Sittenverdorbenheit der meisten Häuptlinge, denen jede der Menschheit wohlwollende Grundidee und das Gefühl der Liebe gänzlich mangelte, hervorgegangenen Ursachen der Bösartigkeit des im Jacobinerclubb vorherrschenden Revolutionsgeistes sind aber nicht die einzigen Quellen jenes praktischen Wahnsinns. Auch die Gewalt der Umstände, die verzweifelte Lage des Ganzen, besonders die alle Federn der Staatskraft in krampfhaftes Zuckungen versetzende Finanznoth, rissen die Männer der Revolution (und dies sind die Jacobiner) unwiderstehlich von dem ersten ungeheuern Beginnen eine Masse von 25 Millionen, mit allen Künsten des Luxus vertrauter Menschen in strenge Republikaner verwandeln zu wollen, bis zu den letzten Rasereien des politischen Fanatismus fort. Selbst jene außerordentliche und schreckliche Individualität der einzelnen Diktatoren war größtentheils das Erzeugniß einer nicht weniger außerordentlichen als furchtbaren Zeit. Welche Spannung mußten nicht das Maximum, die Wunden und der Föderalismus im Innern, so wie der Land- und Seekrieg von außen, dem Charakter einer Nation geben, die an sich schon scharfsinniger und schneller, zugleich aber auch lebhafter und stürmischer, als jede andere, den Druck und das Bedürfnis des Augenblicks ganz fühlt! Der Franzose hat Verstand genug, um jedes Mittel zu seinem Zwecke leicht zu finden; er besitzt aber auch jenen festen Leichtsinns, der vor keinem Mittel erschrickt. Nos besoins son nos ressources, et le mal est l'ennemi du bien, sind die höchsten Regeln seiner Politik. Daher folgten Männer von mittelmäßigen Talenten, die aber mit festem Willen handelten, dem Stöße dessen, was augenblicklich Noth that, aus blinder Ueberzeugung. Ohne Religion und Liebe mußten sie, von einem Frevel zum andern fortgetrieben, endlich als Ungeheuer endigen. So Robespierre und seine Genossen! Solche Männer oder Teufel gab es aber in jedem verdorbenen Zeitalter, wo äußere Stürme ein großes Reich erschütterten. Man denke an Catilina und seine Mitverschwornen! Dies erklärt aber auch den verschiedenen Geist der Volksschriften, die während der Revolution erschienen, und die Steigerung der Wünsche und des Tones der jacobinischen Clubbredner. Es war derselbe Kreis des politischen Wahnsinns, den die Jacobiner von 1789 bis 1795, und den die Plane Napoleons vom Jahr 1801 bis zum Jahr 1814, durchliefen; ein Krieg der stolzen, leidenschaftlich erregten gewaltigen Willenskraft mit der Vernunft, ein wahrer Titanenkampf mit Zeus, in welchem die Riesen Berge über Berge thürmten, oder Unsinn über Unsinn häuften: bis alles mit einem furchtbaren Titanensturze sich endigte. Einige ausgezeichnete Mitglieder der ersten Nationalversammlung, größtentheils Breagner und Bürgerliche, sahen bei dem Widerstande der privilegierten Stände und der Hofpartei die Nothwendigkeit ein, zusammenzuhalten, und zu den Berathschlagungen der nächsten Lage durch vorgängige Ueberlegung sich vorzubereiten, zu welchen sie sich schon in Versailles, des Abends bei Einem aus ihrer Mitte versammelten. Unter ihnen war auch Graf Mirabeau, der, als die Jacobiner späterhin ihre constitutionelle Mäßigung vergaßen, sich von ihnen trennte, ja ihnen entgegenarbeitete. Dasselbe that auch Lafayette. Da aber beide sahen, daß sie wider den Willen der Jacobiner in der Nationalversammlung nichts ausrichten würden, so traten sie in den Jacobinerclubb zurück, um hier auf ihn einzuwirken. Indes starb Mirabeau schon den 2. April 1791. Der monarchische Clubb, unter Clermont Tonnerre, welcher mit noch mehr Entschlossenheit dem jacobinischen Stolze sich entgegen

stellte, wurde vom Pöbel schon den 27. Jan. und den 28. März 1791 be-  
 droht, der endlich die Mitglieder desselben auseinander jagte. Jetzt  
 lernte der Jacobinerclubb seine Hülfsstruppen, die nachherigen Pizen-  
 männer, kennen. Die Flucht des Königs reizte die Feuertöpfe in dem-  
 selben noch mehr auf; und seit dem Ende des Jahrs 1792 wurden ihre  
 Grundsätze so ausschweifend, daß die, welche vorher Jacobiner geheißen  
 hatten, jetzt aus dem Clubb als Königsfreunde oder Gemäßigte ausges-  
 stoßen wurden. Dies nannte man eine Reinigung. So wurden selbst  
 Freron, Legendre und andere heftige Jacobiner aus dem Verzeichnisse des  
 Clubbs ausgestrichen. Aehnliche Zusammenkünfte hielten andere Mit-  
 glieder. Was hier durch die meisten Stimmen beschloffen war, war dann  
 die gemeine Stimme aller in der Nationalversammlung. Die Bretagne  
 gestatteten bald mehreren den Zutritt, um desto gewisser ihre vereinte  
 Meinung jedesmal durchzusehen. So entstand, was in einer für das ge-  
 meine Beste frei beratshschlagenden Versammlung nie Statt haben sollte,  
 eine Verbindlichkeit für gewisse Beschlüsse, noch vor dem Vortrage des  
 Gegenstandes in der allgemeinen Versammlung der Stellvertreter der  
 Nation, und es bildete sich eine Faction, in welcher alle nur Eins woll-  
 ten. Sie arbeiteten denen, die nicht zu ihnen gehörten, mit vereinter  
 Kraft entgegen, nach dem bekannten Spruche der Parteilucht: nul n'au-  
 ra d'esprit hors nous et nos amis. Außer dieser Unduldsamkeit gegen  
 anders Denkende, die später in politische Angeberei und Verfolgungs-  
 wuth ausärtete, übten noch im Geheimen persönliche Leidenschaften und  
 eigennützigte Nebenabsichten ihren, ränkevollen, gefährlichen Einfluß aus.  
 Bald faßte das Privathaus, in welchem sie sich Anfangs versammelten, die  
 Zahl dieser Freunde der Revolution, wie sie selbst zuerst sich nannt-  
 ten, nicht mehr; sie wählten daher schon am Ende des Jahrs 1789 die  
 Kirche eines aufgehobenen Jacobinerklosters in Paris in der Straße St.  
 Honoré, in der Mitte der Stadt, zu ihrem Versammlungsorte. So  
 kam der Name Jacobiner auf, wiewohl sie selbst sich eine Zeitlang noch  
 Freunde der Constitution nannten. Ihr äußeres Abzeichen war die rote  
 Mütze; und späterhin war eine armselige, schmutzige Kleidung die Be-  
 zeichnung ihres Sanskulotismus. Bald entstanden bei der unruhigen  
 Regsamkeit der Franzosen in allen kleinen und größern Städten Frank-  
 reichs, im Jahr 1793 sogar in vielen Dörfern, ähnliche Vereine, welche  
 der große Mutterclubb in Paris mit sich zu verbinden, oder zu affiliiren  
 wußte, so daß er durch sie die öffentliche Meinung in ganz Frankreich be-  
 arbeiten und nach seinen Absichten lenken konnte. Im Jahr 1792 kor-  
 respondirte der Hauptclubb, in welchem sich zuweilen 2500 Mitglieder  
 versammelten, regelmäßig mit mehr als 400 Societäten, und man zählte  
 überhaupt in ganz Frankreich gegen 400,000 Jacobiner. Es ist unnöthig,  
 die vornehmsten Mitglieder des Hauptclubbs namentlich aufzuführen, da  
 alle Männer von Bedeutung, die zu irgend einer Zeit in der Revolution  
 eine Rolle spielten, oder spielen wollten, Jacobiner waren. Einzelne  
 aber anzuklagen ist bedenklich, da der Parteilichheit die Geschichte der Indi-  
 viduen sehr entstellt hat. Der Einfluß, den Paris auf die Provinz aus-  
 übt, und die Unwissenheit der meisten Franzosen, welche von unruhigen  
 Wünschen dem Neuen rasch entgegenführt, nichts kaltblütig mit selbst-  
 ständiger Freiheit, wie die Britten, zu untersuchen vermögen, erleich-  
 terte den kühnen Hauptlingen des pariser Jacobinerclubbs diese Errich-  
 tung jener unsichtbaren Dictatur über die öffentliche Meinung. Das,  
 was sie im Voraus als Vorschlag und Beschluß für die Nationalversamm-  
 lung festsetzten, mochte noch so verwegene und konstitutionswidrig seyn



Sie waren sie dennoch durch ihre Correspondenz mit den auserlesenen Brüdern in den affiliirten Clubs der Zustimmung aller Volksgesellschaften gewiß. Dies lockte natürlich alle Ehrgeizige selbst in den privilegirten Ständen, zum Beitritt an. Sie entsagten den Vortheilen ihrer Classe, um hier Ansehen und größere Vortheile bei der neuen Ordnung der Dinge zu gewinnen. Bald aber wurde bei der großen Menge von Brüdern, der leidenschaftlichen Ehrsucht der Schlokraten die Maßstauung der besonnenern Jacobiner lästig; es traten daher die wildesten Feuerköpfe in einen engern Clubb zusammen, der nach seinem Versammlungsorte in der Kirche der vormal. Barfüßer, der Clubb der Cordeliers hieß, und an den sich alle sogenannte exaltés, die Demokraten und republikanischen Schwindler anschlossen. Hier war der rechte Tummelplatz für die demagogischen Talente des kühnen Danton; und hier fand das Scheusal Marat, Herausgeber des Volksfreundes seit 1789, für seine verbrecherische Wuth den Glauben, daß der Zweck die Mittel heilige. Hier wurde der Sanskultismus in Sprache und Denkart zum Haffe gegen Religion, Moral, Ordnung und Königthum mit kühnem Frevel ausgeprägt. Verbrechen waren Verdienste; Rechtschaffenheit und Frömmigkeit ein Vorwurf. Der Creapuziner Chabot, Anacharsis Cloots; Collot d'Herbois u. a. trieben die Underschwämtheit in ihren öffentlichen Reden aufs höchste. Da die Jacobiner und die mit ihnen verbundenen Orleansisten und Brissottisten, welche an dem Umsturze des Throns arbeiteten, jene für den Herzog von Orleans, diese um eine Republik zu errichten, in der Nationalversammlung die rechte Seite einnahmen, so setzten sich die Mitglieder der übrigen Volksgesellschaften auf die linke Seite. Keiner fand sich aber in der Nationalversammlung ein, um etwa noch zu überlegen, sondern um für das zu stimmen, was unter ihnen bereits ausgemacht war. Daher hatte der Jacobiner, und jeder ähnliche Clubb ganz die Form der Nationalversammlung. Man wählte Präsidenten und Sekretäre, bestimmte die Ordnung des Tages, faßte nach Stimmenmehrheit Beschlüsse ab, und räumte den Zuhörern bestimmte Logen oder Tribunen ein. So läßt sich begreifen, daß die Nationalversammlung in der von ihr abgefaßten Constitution solchen Volksgesellschaften eine gesetzmäßige Befugniß ertheilen konnte. Von jetzt an ward sie aber auch vom Jacobinerclubb völlig tyrannisirt. Die Zuhörer aus den Logen des letztern füllten nämlich, wenn die Jacobiner der Stimmenmehrheit in der Nationalversammlung nicht ganz gewiß waren, die Tribunen des Saales der Volksrepräsentanten an, und lärmten in wilder Zügellosigkeit, oft sogar mit lauten Drohungen gegen einzelne Mitglieder, allen Meinungen oder Beschlüssen entgegen, welche mit denen der Jacobiner nicht übereinstimmten. Dies war vorzüglich in allem der Fall, was den König betraf, gegen den sich die Jacobiner und Cordeliers, besonders seit 1791 die arößten Lasterungen erlaubten. Daher verbanden sich auch die demokratischen Cordeliers mit der Partei Orleans (s. Philipp Egalité), diese arbeiteten ohne es zu wollen, für den Zweck der Republikaner, indem sie die giftigsten Verläumdungen gegen den König und die Königin ausspie. und dabei den niedrigsten Pöbel auf ihrer Seite, zum Theil selbst in ihrem Solde hatte. So kam es, daß sich ein Volksauflauf der Abreise des Königs im Jahr 1791 den 18. April nach St Cloud, wo er die Osterfeiertage zubringen wollte, mit Gewalt entgensetzte. Selbst die Nationalgarde weigerte sich gegen ihren Commandanten Lafayette, den König, der schon im Wagen saß, durch die Volksmasse zu geleiten. Jene Partei der Königsfeinde ward um so mächtiger, als die besonnenern Mitglieder aus dem Jacobinerclubb

herausgetreten waren, und die Cordeliers den 21. Juni sich wieder mit ihm vereinigt hatten. Doch setzten die letztern ihre Versammlungen bei den Barsüßern fort, um aus ihnen vorbereitet und einig, nach bestimmten Vorsätzen, die Berathschlagungen im Jacobinerclubb zu beherrschen. Sie benutzten, seit der verunglückten Flucht des Königs (den 21. Juni 1791) alles, um den Volkshass gegen ihn noch mehr aufzureizen, und forderten laut die Absetzung Ludwigs und die Einrichtung einer Republik. Noch widerstanden die gemäßigt Denkenden, welche sich eine Zeitlang nach dem Orte ihres Clubbs Feuillants nannten; und der furchtbare Volksaufstand vom 15. bis 17. Juli 1791 erreichte diesmal seinen Zweck nicht. Dagegen mißlang es aber auch den aus der konstituierenden Nationalversammlung heraustretenden Deputirten, vor dem Schlusse ihrer Sitzungen den Jacobinerclubb zu trennen. Als die gesetzgebende Versammlung, zu der die neuen Deputirten fast ganz unter dem Einflusse der Jacobiner gewählt worden waren, den 1. Okt. 1791 ihre Sitzungen eröffnet hatte, behaupteten die Königsfreunde, unter denen die Girondisten durch Talente hervorragten, noch eine Zeitlang die Stimmenmehrheit gegen die Königsfeinde (Cordeliers) selbst im Jacobinerclubb, so daß die Häupter der letztern, Danton, Marat, Robespierre und Orleans, ihren Plan verschleiern mußten. Doch wuchs ihr geheimer Einfluß dadurch, daß der Maire von Paris, Pethion, und mit ihm die aus Jacobinern zusammengesetzte Municipalität von Paris, auf ihre Seite trat. Auch die gemäßigten Jacobiner, und darunter selbst einige Minister des Königs, neigten sich allmählig zur Partei der Königsfeinde hin. So bewirkten sie durch den Aufstand des Pöbels am 29. Mai 1792, daß die Nationalversammlung den 30. Mai beschloß, der König müsse die für ihn von der ersten Nationalversammlung dekretirte Leibwache entlassen; sie vermochten aber nicht durch den Aufstand der Vorstädte St. Anton und St. Marcell am 20. Juni, den König, den nur vier schweizer Grenadiere gegen den Andrang der Wüthenden, die ihm die rothe Jacobinermütze aufsetzten, umgaben, zu zwingen, daß er sein gegen zwei Beschlüsse der Nationalversammlung eingelegtes Veto zurücknahm; doch gewannen sie die Mehrheit der Nationalversammlung, um die Anstifter dieses Aufstands, Pethion, Mannuel u. a. m. der verdienten Strafe zu entziehen. Unterdessen hatten die, vom österreichischen Staatsminister, dem Fürsten von Kaunitz, in einer Note beleidigten Jacobiner, gegen die Meinung der Cordeliers, die Kriegserklärung gegen Oesterreich den 20. April 1792 durchgesetzt, und der Jacobinismus äußerte bald seinen Einfluß bei der Wahl der Feldherren, in den Proklamationen und in der Stimmung der Armeen, so daß weder Lafayette im Jahr 1792, noch Dumouriez im Jahr 1793 das Heer gegen die Anarchie der Jacobiner aufregen konnten. Alles aber, was seit dem 20. Juni geschah, die Ankunft der Föderirten aus Brest, Marseille, u. a. a. D. den 13. Juli; der Angriff auf die Tuilleries in der Nacht vom 9. auf den 10. August, die Abführung des Königs und seiner Familie, als Gefangene der pariser Municipalität, in den Temple am 13. Aug.; das Blutbad unter den Eingekerkerten, die vom 2. bis 7. Sept. ohne Urtheil, nach der Namensliste niedergestossen wurden; die Wahl der neuen Conventsdeputirten im Sept. desselben Jahres; und alles was die Nationalversammlung seit dem 21. Sept. 1792 bis zum 20. Mai 1795 selbst nach dem 9. Thermidor (28. Juli 1794), that, insbesondere die empörende Hinrichtung des Königs, ohne gerichtliche Form, wo man, mitten im Proceß, das Criminalgesetz änderte, und die Einrichtung des Revolutionstribunals den 9. März 1793, kann als ein Werk

der fanatisirten Jacobiner angesehen werden. Die Jacobiner theilten sich in zwei Parteien. In dem Zwecke einig, dachten sie über die Form und die Mittel verschieden. Tallien, der Robespierren stürzte, war so gut ein Jacobiner, wie dieser. Allein kein Bösewicht traut dem andern. Die mittelmäßigen Köpfe hassen und fürchten die guten Köpfe. Der Fanatiker findet den Besonnenen verdächtig. Lange schwankte der Sieg. Endlich unterlagen die, welche nur halbe Teufel zu seyn gewagt hatten. Die echten Republikaner, die Girondisten, oder die Thalspartei, wurden nämlich den 31. Mai und 2. Juni 1793 von den frechern Jacobinern oder der Bergpartei unterjocht; diese aber ihrerseits von den Maratisten oder Cordeliers, welche im Jacobinerclubb mit eifernem Willen herrschten, unter den Duumvirn, Robespierre dem Unbestechlichen, und Danton dem furchtbaren Schöpfer des Revolutionstriunalis, deren Gehülfe Marat war, geleitet. Dagegen siegte die gemäßigte Partei in den Provinzen, zu Marseille, Bordeaux, Lyon. Der Süden trat gegen den jacobinischen Convent unter die Waffen. Dies führte den Culminationspunkt des Jacobinismus herbei. Es gelang nämlich der Bergpartei, den Convent seiner Macht zu berauben und auf Billaud de Varennes Vorschlag die Revolutionsregierung des Schreckens (vom 13. Aug. 1793 bis zum 5. April 1794) an die Stelle der Constitution zu setzen. Der Triumph des Jacobinismus war der Wohlfahrtsausschuß, welcher unter Robespierre die Schreckensherrschaft vollendete, und durch die Revolutionsarmee die Empörung des Südens, aber nicht die der Vendee, mit Feuer und Schwert unterdrückte. Städte, wie Lyon, Marseille, Toulon, sollten zerstört, die ganze Vendee sollte in ein großes Leichen- und Aschensfeld verwandelt werden. Vierzehn Armeen, die Guillotine und eine eiserne Consequenz verschafften endlich dem Terrorismus den Sieg. Frankreich, hieß es, (und für den Augenblick war es wahr) bedürfe nur Eisen und Brod. Erst als der Dictator Robespierre den 28. Juli 1794 unter der Guillotine gefallen war und mit ihm 104 seiner Anhänger und der Bürgerrath von Paris, erhob sich der Convent wieder. Er untersagte den Volksgesellschaften alle Einmischung in die Regierung. Seit jenem 9. Thermidor (28. Juli) lebte einer der vorzüglichsten Trabanten des Schreckenssystems, Napoleon Bonaparte, zurückgesetzt und vergessen im Verborgenen, bis ihn Barras und der 13. Vendemiaire wieder hervorjogen. Man verfolgte die Blutsäufer. Vergebens wollte der Jacobinerclubb am 11. Nov. 1794 eine Insurrection organisiren, um das ungeheuer Carrier dem Schwerte des Gesetzes zu entreißen. Es war seine letzte Anstrengung. Die rechtlichen Bürger von Paris umringten den Saal, bis die bewaffnete Macht herbeieilte, die Versammlung auflösete und Le Gendre den Saal schloß. Diesen Sieg über die Jacobiner vollendete der Beschluß des Convents, daß der Clubb seine Sitzungen nicht wieder erneuern sollte. Indes dauerten ihre Grundsätze fort. Sie benutzten die allgemeine Noth zur Erregung eines Aufstandes am 1. April und am 20. bis 23. Mai 1795. Der letztere brachte den Convent seiner Auflösung nahe. Ein Mitglied des Convents Ferrand, ward ermordet; alle entflohen, bis auf 14 von der ehemaligen Bergpartei, welche sogleich eine Menge Dekrete nach dem Sinne der Jacobiner abfaßten. Nur mit Mühe konnten die pariser Ausschüsse diesen blutigen Aufruhr unterdrücken. Mit der Entwaffnung der Vorstadt St. Antoine verlor die jacobinische Partei ihre vorzüglichste Citadelle; so wie sie schon früher an Barrere, Collot d'Her-

bois und Billaud de Varennes, die am 2. April 1795 nach Cayenne deportirt worden waren, ihre kühnsten Sprecher verloren hatte. Von jenen 14 Deputirten, die das Schreckenssystem wieder hatten einführen wollen, erstachen sich sechs nach ihrer Verurtheilung am 17. Juni, und unter diesen der talentvolle Romme. Auch in Toulon hatten die Jacobiner anfangs gesiegt; aber die Conventstruppen besetzten schon den 29. Mai die Stadt wieder. So bereiteten sich die Jacobiner am 20. Mai ihren eigenen Sturz. Militärcommissionen verurtheilten sie überall als Terroristen zum Tode, und die Mordsucht der herrschenden Partei des sogenannten Moderantismus eilte auch hier der Justiz vor. Die bald darauf entworfene Constitution vom 23. Juni 1795 und die am 27. Oct. d. J. in Wirksamkeit getretene Direktorialregierung unterdrückten die letzten Bewegungen der Jacobiner und Terroristen, bis zu der Hinrichtung Babuſ und seiner Mitverschwornen den 25. Mai 1796. Als aber die Constitution von 1795 durch den Sieg der Direktoren Barras, Reubel und Larevaille am 18. Fructidor (4. Sept.) 1797 vernichtet schien, erhob sich der Jacobinismus einiger Ränkemacher aufs neue. Er suchte in die Stellen der gesetzgebenden Räte einzudringen; allein er fand nirgends einen Vereinigungspunkt. So blieb ihm nichts übrig, als seine Energie, durch die jetzt Einzelne in der Verwaltung sich auszeichneten. Sie fanden es bald ihrem Vortheil gemäß, der republikanischen Schwärmererei zu entsagen. Dagegen erhielten sie einen mächtigen Stützpunkt an dem Manne vom blutigen 13. Vendemiaire, der die Gewalt des Schreckens und der Lüge in seiner militärischen Dictatur wieder aufrichtete, in Napoleon Bonaparte, dem von Frau von Etzel treffend so benannten, Robespierre à cheval. Ueber diese in der Geschichte einzige Ausschweifung einer politischen Volksgesellschaft, über die republikanischen Greuel des Terrorismus, höre man Mallet du Pan in seiner Correspondance politique pour servir à l'histoire du républicanisme français. Hamb. 1796. 8. und J. B. Sirey du tribunal révolutionnaire. Paris, an. III. 8. Auch lese man v. Archenholz die pariser Jacobiner in ihren Sitzungen. Hamb. 1793. 8. Da die französischen Jacobiner überall den Königshaß laut verkündigten, so entstand der Wahn, daß es eine durch jacobinische Emissarien gestiftete demokratisirende Propaganda gäbe; und man haßte und verfolgte oft mit blinder Leidenschaft, jede freimüthige Regung des rechtlichen Freiheitsfinnes in andern Ländern, z. B. in Rußland. Auch mußte Polen, als es sich im J. 1791 eine neue Verfassung geben wollte, den Vorwurf des Jacobinismus unter den Ursachen des Krieges mit nennen hören. Selbst Großbritannien blieb von dieser sogenannten Jacobiner-Niecherei nicht frei. Das Aergste aber war, daß man Philosophie, Natur- und Staatsrecht mit Jacobinismus verwechselte. Wer über diesen, der Ruhe so vieler wackern Männer nur zu oft nachtheilig gewordenen Argwohn, der selbst in Wien durch des berühmten D. Hoffmanns Betrieb, zu einer geheimen Polizei und politischen Inquisition Anlaß geben konnte, ein weitgesponnenes Gewebe von Vermuthungen der Einbildungskraft und Furcht näher kennen lernen will, den verweisen wir auf des Schotten Robison Proofs of a Conspiracy against all the Religions and Governments of Europe etc. 4. édit London 1798. 8. und vorzüglich auf die auf Robisons Schrift, auf das Giesner und Hoffmanns Journal und auf ähnliche Beschuldigungen des Parteigeistes gegründete wortreiche, aber inhaltleere, gegen Philosophie und geheime Gesellschaften überhaupt

gerichtete Auflage des Abbé Barruel: Mémoires pour servir à l'histoire du Jacobinisme, 5 vol. 8. Hamb. Fauche et Comp. 1800, womit noch folgende, in ähnlichem Geiste abgefaßte Schrift, verbunden werden kann: Lettres d'un voyageur à l'abbé Barruel, ou nouveaux documens pour ses mémoires. Londres, 1800. 8. K.

Jacobiten heißen die monophysitischen Christen im Orient, welche bei den kirchlichen Streitigkeiten des 6ten Jahrhunderts bedrückt und zerstreut, von einem syrischen Mönche, Jacob Bardai, oder Janzalos († 578), unter Justinians Regierung zu einer selbstständigen Religionspartei vereinigt wurden. Sie nannten sich aus Dankbarkeit nach dem Namen dieses Stifters ihrer Hierarchie und Kirchenordnung, und hatten in Syrien, Aegypten und Mesopotamien zahlreiche Gemeinden mit Bischöfen und Patriarchen. Wegen ihrer Trennung von der katholischen Kirche, konnten sie unter der Herrschaft der Araber, die sich seit der Mitte des 7. Jahrhunderts des Orients bemächtigten, nur gewinnen. Da jedoch die ägyptischen Jacobiten die Gunst der Araber mißbrauchten, kam es 1352 zu einer Verfolgung derselben, nach welcher sie sehr vermindert, in ihrer Religionsübung eingeschränkt, und von ihren asiatischen Brüdern allmählig getrennt, eine besondere Sekte bildeten, die noch jetzt unter dem Namen Kopten, (s. d. Art.) in Aegypten besteht. Innere Uneinigigkeiten und politische Ursachen veranlaßten um dieselbe Zeit die Absonderung der abessinischen und armenischen Monophysiten von dem Hauptstamme der Jacobiten, der sich nach manchen Unionsversuchen der Päpste, noch jetzt in Syrien und Mesopotamien als eine unabhängige Sekte behauptet, und aus etwa 30 bis 40000 Familien besteht. Diese Jacobiten gehorchen zwei von den türkischen Statthaltern bestätigten Patriarchen, deren einer unter dem Titel des antiochenischen zu Diarbekir oder Aleppo residirt, und die syrischen, der andere, im Kloster Saphran bei Mardin, die mesopotamischen Gemeinden regiert. Die Gewohnheit der Beschneidung vor der Taufe, und die Lehre von der einigen Natur Christi, haben sie mit den Kopten und Abessinern gemein, weichen aber übrigens weniger als die andern monophysitischen Parteien von der Verfassung und Liturgie der orthodoxen griechischen Kirche ab. — Nicht zu verwechseln sind mit dieser alten Monophysitensekte die Jacobiten, oder non-jurors (Eidweigerer), in England, welche sich nach dem 1688 vertriebenen Könige Jacob II. nannten, und weil ihre Differenz von der anglikanischen Kirche nur darin bestand, daß sie den neuen Königen den Eid verweigerten, und um nicht für sie, sondern für die Stuartbeten zu dürfen, eigene Versammlungen hielten, mehr unter die politischen, als kirchlichen Parteien gehören. Als Anhänger des Prätendenten hatten sie ihren Sitz vorzüglich in Schottland, wurden aber nach der Niederlage desselben (1745) sehr vermindert, und da er endlich (1788) zu Rom gestorben war, bewogen, für Georg III. zu beten. Dennoch hat Sinclair nach dieser Zeit noch eine kleine Gemeinde von non-jurors in der Parochie Duffus gefunden, welche ihre eigene Kirche haben und einen Prediger besolden, um für Könige zu beten, die nicht mehr existiren. K.

Jacobson (Israel), ward 1769 zu Halberstadt aus einer reichen und angesehenen jüdischen Familie geboren, und verheirathete sich mit der Tochter des vormaligen Hofagenten Herz Samson zu Braunschweig. Durch diese Familienverhältnisse gerieth er mit dem Josefaselbst in Verbindung, und ward, nach dem Tode seines Schwiegers

vaters, an dessen Stelle von dem verstorbenen Herzoge von Braunschweig zum Hofagenten ernannt. Der Herzog, welcher reiche und thätige Leute begünstigte, schätzte Jacobson, der sich auf mannichfaltige Weise nützlich zu machen wußte, zog ihn häufig zu Rathe, und gab ihm Beweise seines vorzüglichen Wohlwollens. Ja, Jacobson ward, unmittelbar vor der französischen Invasion, zum geheimen Finanzrath ernannt, und leitete, als solcher, nicht bloß mit der Feder, sondern auch mit der praktischen Thätigkeit eines Banquiers, die Finanzen verschiedener Fürsten. Nach der Gründung des ephemeren westphälischen Reichs, ward er von dem Hofe zu Cassel, der sich wenigstens auf Geld verstand, in große Thätigkeit versetzt, und in Geschäfte der mannichfaltigsten Art verwickelt. Jacobson wollte seinen Einfluß zu einem höhern Zwecke, zu einer religiösen und sittlichen Reformation seiner Nation, benutzen, und auf seinen Betrieb ward, unter dem Namen Consistorium, ein oberster Gerichtshof in Cassel gegründet, von welchem alle religiöse und sittliche Angelegenheiten der jüdischen Nation in Westphalen in letzter Instanz verhandelt werden sollten. Jacobson selbst ward zum Präsidenten dieses Consistoriums ernannt. Aber schon vor der durch die Ereignisse des Jahrs 1813 erfolgten Auflösung desselben, hatte er, dem durch die Anmaßungen des casselschen Hofes seine dortige Existenz verleidet worden war, mit Beseitigung aller Handlungsgeschäfte, sich auf eins seiner Güter zurückgezogen, wo er, entfernt von dem Gewühle der großen Welt, in ruhiger Abgeschlossenheit lebte, ohne sich, wenigstens dem Scheine nach, unmittelbar mit Geldangelegenheiten zu befassen. Um wenigstens im Allgemeinen ein Urtheil über Jacobson zu fällen, müssen wir ihn aus den drei Hauptgesichtspunkten, welche sich uns darbieten, als Geschäftsmann, als Reformator und als Menschen betrachten. Für seine Fähigkeit als Geschäftsmann sprechen seine Vermögensumstände; Freund und Feind sind darin einverstanden, daß er zu spekulieren verstehe; wir können aber hinzusetzen, daß sein Spekulationsgeist nicht an dem Kleinlichen und Aengstlichen haftet, auch das Unwürdige verschmäht, und gern Großes ins Auge faßt, das neben dem Gewinn auch Ehre bringt. Als Reformator seiner Nation hat er wenigstens im praktischen Theile, das heißt, in pekuniärer Hinsicht, den Juden mit Consequenz und Beharrlichkeit genutzt: an vielen Orten in und außer Deutschland sind ihnen, auf seine wirksame Verwendung, drückende Bürden aller Art abgenommen, und sie selbst dadurch mehr oder weniger zu bürgerlichen Menschen geworden, denen (so hoffen wir) nun auch die moralischen nachfolgen werden. Seine theoretische Reformation der Juden hat weniger unsern Beifall; halbe Maßregeln helfen zu nichts. Die jüdische Religion, als die in ihrer Art consequenteste und beharrlichste aller, mußte entweder von Grund aus aufgehoben werden, oder, da das nicht ging, gänzlich unangetastet und in ihrer alttestamentarischen Würde gelassen werden. Was konnte es helfen, einige mittelbare, äußere Gebräuche abzuschaffen, wenn der innere Geist lebendig und bei seiner vorigen Wirksamkeit blieb? Hier war von ihm weder der richtige Gesichtspunkt gefaßt, noch selbst der gefaßt mit dem nöthigen Nachdruck verfolgt worden. Als Mensch endlich ist Jacobson bisher theils zu verschwendrisch gelobt, theils zu bitter getadelt worden: jenes hat die Dankbarkeit für empfangene, dieses die Rache für verweigerte Wohlthaten thun zu müssen geglaubt. Das Lob, welches ihm zuertheilt worden ist, und wäre es selbst von Schmeichlern ausgesprochen, des

weist wenigstens, daß Jacobson das Gute gethan hat. Jacobson hat, sowohl an Juden, als an Christen, fürstlich Gutes gethan, und deshalb werde er von jedermann, dem Engherzigkeit und Verkleinerungssucht fremde, gehässige Dinge sind, fürstlich gelobt. Nicht mit unverhämtem Uebermuthe, nicht mit verhöhnendem Stolze, wie sonst wol sogenannte reiche Wohlthäter zu thun pflegen, ertheilt Jacobson seine Gaben, sondern mit Milde, Sanftmuth und Humanität: das könnten wir vor dem Richterstuhle der Wahrheit, und, erlaubte es die Einrichtung dieses Werks, mit Unterzeichnung unsers Namens behaupten, um somit jeden Schein einer feilen Lobrednerei von uns abzulehnen. Jacobson hat (sel es immerhin aus Eitelkeit) zu Seesen, zwischen Braunschweig und Göttingen, eine Schulanstalt gestiftet, an deren wohlthätigen Einrichtung sowohl Christen als Juden Antheil genommen haben; die einträglichsten Stellen auf seinen Comptoirn waren vorzugsweise mit Christen besetzt, und Christen von allen Satzungen, Gelehrte, Offiziere und Bürger, fanden in ihm eine fast immer sichere Abhülfe ihrer Bedrängnisse. Noch müssen wir anführen, daß Jacobson (was übrigens bei unterrichteten und gebildeten Juden etwas sehr gewöhnliches ist) nicht allein eine gründliche Kenntniß der ebräischen Sprache besitzt, sondern auch, nach dem einstimmigen Zeugnisse unterrichteter Männer, der mosaischen Gesetzgebung, so wie überhaupt der jüdischen Theologie, ein gründliches, umfassendes und (wie wenigstens in der letzten Zeit deutlich geworden ist) auch kritisches Studium gewidmet hat. Jacobson hat auch mehrere kleinere, die bürgerliche Verbesserung seiner Nation betreffende Schriften herausgegeben; man versichert aber, sie führen bloß seinen Namen, und der wahre Verfasser derselben sey der Professor Luder. — Möge in Zukunft seine löblichen und wohlthätigen Bemühungen ein glücklicherer Erfolg krönen!

Pq.

Jagd, die, als Gewerbe, wilde Thiere und Vögel zu seiner Sicherheit, Nahrung und zu seinem Nutzen zu fangen und zu erlegen, ist so alt als das Menschengeschlecht selbst, und die Erfindung derselben wird fast von jedem alten Stammvolke einem andern berühmten Manne aus seinem Stamme zugeschrieben; z. B. dem Nimrod in Babylon; dem Apollo und der Diana; dem Pan oder Faunus ic. Allein die Jagd, als Wissenschaft, ist die Erfindung neuerer Zeiten, und man versteht darunter diejenige Kenntniß und Geschicklichkeit, wilde Thiere und Vögel, vermittelst ihrer Fährten oder Fußtritte, und ihrer Witterung, entweder ohne oder mit Hunden aufzusuchen, sie zu beschleichen, und entweder mit Wurfspiessen, Pfeilen und Schießgewehr aller Art zu erlegen, oder mit Schlingen, Netzen, Fangeisen, Fallen und Fallgruben zu fangen. Nach der Natur und eigentlichen Beschaffenheit der Jagd, theilte man dieselbe ursprünglich ab in die Jagd auf dem Lande, d. h. Jagd aller vierfüßigen Thiere; in die Jagd in der Luft, d. h. Jagd der Vögel; und in die Jagd im Wasser, d. h. aller im Wasser lebenden Thiere und Fische. Es ist außer allem Zweifel, daß die Ausübung der Jagd ursprünglich unter allen Völkern eben so unumschränkt frei gewesen ist, als man sie unter den in beiden Indien und unter den im russischen Reiche lebenden Jägervölkern noch gegenwärtig findet, weil man die wilden Thiere, Vögel und Fische als Sachen ansah, die im Eigenthume aller Menschen waren. Allein dieses gemeinschaftliche Eigenthumsrecht an wilden Thieren, Vögeln und Fischen, konnte unter keinem Volke länger dauern, und hat bei keinem auch länger gedauert, als bis das Grund- und Landeigenthum in der bürgerlichen Gesellschaft, und den daraus entstandenen Staaten eingeführt

wurde. Sobald nun das gemeinschaftliche Eigenthumsrecht sich in das besondere Eigenthumsrecht auf Grund und Boden verwandelt hatte, entstand auch zugleich, als ein Theil des Eigenthums, oder Herrenrechts, das Recht, wilde Thiere, Vögel und Fische auf diesem Grund und Boden, und in den dazu gehörigen Gewässern, ausschließlich zu fangen oder zu erlegen, und man nannte dieses Recht in der Folge das Jagdrecht, oder Jagdgerechtigkeit. Von dieser unterschied man noch später die Wildbanns- und Gerechtigkeits, welche, außer dem Rechte, wilde Thiere mit Ausschließung Anderer zu jagen, noch insbesondere die Befugniß enthält, Strafgesetze gegen die Uebertreter festzusetzen. Da nun neben dem durchs Herrenrecht in Besitz genommenen Grund und Boden noch überall große freie Flächen für die Benutzung zur Jagd übrig blieben, so zog man diese frühzeitig, nach dem Begriffe von Regalität, zum allgemeinen Staatsvermögen, und bildete nach demselben im 16ten Jahrhunderte das

Jagdregale. Dieses besteht aus der Jagdgerechtigkeit und dem Hoheitsrechte, sich aller in keinem Privateigenthume befindlichen Jagden anzumassen, zum allgemeinen Besten zu benutzen, und diese sowohl, als die Jagdgerechtigkeit der Privatleute zu leiten, und aus dem Wildbanne, oder der hohen Gerichtsbarkeit und gesetzgebenden Macht in allen die Jagd betreffenden Dingen. Die Erfindung des Jagdregale fand bei allen freien Grundbesitzern, wegen der mit dem Grundeigenthume unzertrennlich verbundenen Jagdgerechtigkeit, den größten Widerspruch. Allein die Regallenerfinder hatten ihr Schooßstud einmal zu lieb gewonnen, als daß sie dasselbe ganz aufgeben konnten, und suchten es daher, wenigstens zum Theil, in Ehren zu halten. Zu diesem Endzwecke erschufen sie noch im 16ten Jahrhunderte die bisher ganz unerhörte, weder in der ältern und mittlern deutschen Reichsverfassung, noch in der Natur der Sache gegründete Abtheilung, in hohe und niedere Jagd, wozu in Sachsen und Brandenburg noch die Abtheilung in Mitteljagd hinzugesetzt wird. Zur hohen Jagd rechnete man Hirsche, Stücken Wild, Hirschkälber, Wildkälber, Rehböcke, Rehkitzen, Rehkälber, Damhirsche, Damthiere, Damhirsch, und Damwildkälber, Luchs und Wolf. Schwäne, Trappen, Kraniche, Auerhahn und Henne, Fasanen, Haselhahn und Hensne, Birkhahn und Henne, große Braachvögel, Reiher und alles Federspiel, Adler, Schuhn und Falken, die sich zur Vogeljagd oder Baiße abrichten lassen; zur niedern Jagd hingegen Haasen, Biber, Eichhörner, Füchse, Dachse, Fischottern, wilde Raben, Marter, Iltis, Wiesel, Wald- und Wassererschneppen, wilde Gänse und Enten, Wasserhühner, wilde Tauben, Wachsteln, Ziemer, Amseln, Zippen, Drosseln, Schnärren, Kibitze, kleine Braachvögel, Lerchen, nebst allen kleinen Vögeln; die nicht zur Baiße passenden Raubvögel, Raben, Krähen, Elstern und Holzschreier. Nach Einführung der Mitteljagd endlich nahm man einige Wildarten aus der hohen Jagd, und setzte die Mitteljagd auf folgende Art zusammen: Rehböcke und Kitzen, nebst Rehkälbern, wilde Schweine, alt und jung, Wölfe, Birkhahn und Henne, Haselhahn und Henne, nebst dem großen Braachvogel. In Rücksicht auf die Ausübung der Jagd selbst entstanden bald darauf die vorher unbefannte, von Seiten des Landesherrn auf dem Privateigenthume, die Borjagd oder Borhehe, bei Eröffnung der Schieß- und Fangzeit, und die Mitjagd; zwischen dem Landesherrn und den Privateigenthümern, und zwischen mehreren Privateigenthümern allein aber die Koppeljagd, wenn zwei oder mehrere Jagdherren auf einem bestimmten Jagdreviere die Jagdgerechtigkeit besitzen. Bei der Hirschjagd unterscheidet man noch die deutsche Jagd, wobei man sich vorzüglich des Leithundes und Schweifhundes bedient, und die



französische, oder Warforcejagd, bei welcher man einem Hirsche mit einer beträchtlichen Anzahl Jagdhunde, welche weniger schnell sind, als er, so lange auf der Fährte folgt, bis er, durch die Flucht ermüdet, nicht mehr von der Stelle weicht, sondern sich so lange gegen die Hunde vertheidigt, bis diese ihn niederziehen, oder bis er von den Jägern auf eine dem Locale, wo sich der Hirsch stellt, angemessene Art erlegt wird. Diejenigen Personen, welche sich mit der Jagd beschäftigen, heißen ausschließweise Jäger, welche die Jagdwissenschaft (s. oben), die man auch wohl etwas uneigentlich bloß die Jägerei nennt, erlernt haben müssen. Weil jedoch der Inbegriff der gesammten Jagdwissenschaft für einen Einzelnen ein sehr weitläufiges Feld ist, so legen sich die Jäger gewöhnlich nur auf eine oder ein Paar Arten von Jagden ganz vorzüglich, und hieraus sind nachstehende Arten von Jägern entstanden, als: hirschgerichte deutsche Jäger, hirschgerichte französische Jäger, Fasanenjäger, Feldjäger oder Federschützen, Falkenrizer, Winbheker und Vogelfänger. Zur Ausübung ihrer Wissenschaft brauchen sie Hunde, Jagdzeuge und Gewehre, so wie auch eine technische Sprache, Weidmannssprache genannt. Mit dem Besitze des Jagdrechts sind auch sehr häufig Jagddienste oder Jagdfrohnen verbunden, welche von Andern bei Ausübung der Jagd dem Jagdherrn entweder theils bloß mit der Hand, theils durch angespannte Wagen und angeschirrte Pferde, oder theils mit Hand- und Spanndienste zugleich geleistet werden. X.

Jahr heißt der Zeitraum, in welchem die Erde einmal ihren Lauf um die Sonne vollendet, und die von ihr abhängigen Umstände in der Natur zurückkehren; oder auch der Inbegriff derjenigen Veränderungen in der Natur und der Lage der Dinge, welche in diesem Zeitraume vorgegangen sind. Nach der ersten Bedeutung sagt man z. B. ein verfloßenes, ein künftiges Jahr, nach der zweiten, ein gesegnetes oder ein unglückliches Jahr. In der Vorzeit, wo man glaubte, daß sich die Sonne um die Erde bewege, nannte man diesen Zeitraum ein Sonnenjahr. Es ist bei allen cultivirten Nationen das größte Maas für die Begebenheiten in der Zeit. Die Bestimmung des Sonnenjahrs, welche tiefe Kenntniß der Astronomie und genaue Beobachtung forderte, konnte nur nach und nach ihre Genauigkeit erlangen. Nach dem griechischen Geschichtschreiber Herodot waren die Aegyptier die ersten, welche sich der wahren Größe des Sonnenjahrs näherten. Sie theilten es in 12 Monate, jeden zu 30 Tagen, weswegen ihr Jahr 360 Tage enthielt. Die Bewohner des hundertthorigen Thebens aber, welche auf den Lauf des Mondes keine Rücksicht nahmen, setzten noch 5 Tage hinzu. In der Folge bemerkten sie zwar, daß der Hundstern (Sirtus), dessen Wiederscheinung vor Sonnenaufgang die Ueberschwemmung des Nils ankündigte, alle vier Jahre um einen Tag später aus den Sonnenstrahlen hervortrat, allein das Jahr von 365 Tagen war mit ihrer Festrechnung so verwebt, daß eine Aenderung mit Schwierigkeit verbunden war; und wiewohl die Feste jährlich fortrückten und in andere Jahreszeiten fielen, so blieb doch jene Bestimmung, bis Aegypten unter die Herrschaft der Römer kam, wo die Zeitbestimmung Jul. Cäsars eingeführt wurde. In Griechenland hatte man das Jahr richtiger zu 365  $\frac{1}{4}$  Tag bestimmt, und der griechische Astronom Sosigenes hatte dies dem julianischen Kalender zum Grunde gelegt (s. Kalender). Aber schon der Astronom Hyperchus in Alexandrien hatte ungefähr 150 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung durch Beobachtung gefunden, daß das Sonnenjahr um 5 Minuten kürzer sey, als 365  $\frac{1}{4}$  Tag, d. i. 365 R. 5 St. 35 Min. Seine Verbesserungsvorschläge blieben unbeachtet. Die genaueren Beobachtungen in der neuern Zeit haben aber gelehrt, daß das Jahr

um 11 Min. 15 Sec. früher sey, als das julianische. Es laube bestimmte es auf 375 R. 5 Et. 45 Min. 45 Sec. 30 Lertien; v. 300 auf 104 L. 9 Et. 43 Min. 48 016 Sec. Diese so genau bestimmte Zeitperiode nennt man das astronomische Jahr, von welchem das bürgerliche in dem  
 -----  
 n werden muß. Das letztere hat, weil man dort die  
 , nur 305 Tage, und stimmt daher mit dem astronomischen. Da die übrigen 5 Et. 45 Min. 45 Sec. 30 torn Tag ausmachen, so wird alle 3 Jahre zwischen der 1 Tag eingewartet, und heißt Schalttag. Ein 10 Tage bekommt, heißt Schaltjahr, jedes andres Jahr (i. Kalender). Unter Mondenszeit der 12 Umdrehungen des Mondes welche nach 3 Min. 37,7 Sec. ausmachen. Das Mondenjahr kürzer als das Sonnenjahr. Ein festes Jahr wenn die Nachtgleichen und Jahreszeiten bei bestimmten Tagen bleiben; rufen aber diese fort, so nennt man das Jahr Wandelbar. So war das julianische Jahr ein wandelbares, das gregorianische dagegen ist ein festes. Das Jahr der Juden besteht aus 12 Monaten, welche mit 29 und 30 Tagen abwechseln. Ihr Schaltjahr hat einen ganzen Monat mehr, welcher zwischen dem 6ten und 7ten Monat eingeschoben wird. Ihr Neujahrstag ist der Tag des ersten Neumonds nach der Herbstnachtgleiche. Binnen der 194jährigen Periode, nach welcher sie rechnen, haben sie 7 Schaltjahre, nämlich das 3te, 6te, 9te, 11te, 14te, 17te und 19te. Bei den Persern hat schon 1079 v. Chr. M. der Sultan Meial ein Jahr eingeführt, welches dem astronomischen Jahre näher kommt, als das gregorianische. Bei diesem fällt 7mal nach einander alle 3 Jahre ein Schaltjahr ein, das 2mal aber noch 5 Jahren erst. Die Republikaner in Frankreich bedienten sich, bei der Einführung ihres neuen Kalenders durch ein Nationaldekret vom 24. Nov. 1793, eines festen Jahres von 12 Monaten, zu 30 Tagen, wor von jeder in 3 Decaden zu 10 Tagen zerfiel und welchen am Ende noch 5. in einem Schaltmonat 6 Tage beigefügt wurden. Dieses Jahr war ebenfalls genannt als das gregorianische. Die Periode 86 400 Jahre fordert 30 929 Schalttage. Daher wurde am Ende des Jahres ein Tag eingewartet, so oft die Herbstnachtgleiche auf den 2ten Tag des neuen Jahres fiel. Da aber durch ein Senatsdekret vom 9ten Sept. 1805 der neue Kalender in Frankreich wieder aufgehoben wurde, so kam auch diese Bestimmung des Jahres wieder außer Gebrauch. M. L.

Jamaica, eine von den großen Antillen, 273 Quadratmeilen groß, liegt unter dem 17. Gr. N. B. und 60. Gr. W. L., und ist die wichtigste Insel der Engländer in Westindien. Columbus entdeckte sie auf seiner zweiten Reise 1494, und nannte sie St. Jago. Ertho Colon Diego war der erste spanische Gouverneur auf derselben. Jamaica war die Besetzung der Insel sehr zahlreich, allein die Einwohner wurden mit unerbitteter Grausamkeit vertilgt und davon in wenigen Jahren nur 60 000 niedergemacht. Im Jahre 1654 schickte Cromwell eine Flotte dahin welche die Insel für die Britten eroberte und ihr den Namen Jamaica beilegte. Da viele unzufriedene Republikaner und mehrere Franzosen aus Barbados dahinzogen, so ward sie bald wieder volkreich und angebaut, so daß nach wenigen Jahren 60,000 Weiße und 120,000 Negern hier lebten. Allein in dem sechszehnten Erdbeben, welches 1692 fast den ganzen Obertheil der Insel eine andere Welt gab, kamen mehr als 12,000 Menschen um; dies Unglück ward durch eine nachfolgende

Nest noch um ein großes vermehrt. Seit der Zeit hat sich Jamaica nie wieder ganz erholt, so daß die ganze Volksmenge im Jahre 1797 nahe an 320,000 Köpfe betrug, unter denen im Jahre 1787 etwa 30,000 Europäer, die übrigen aber sämtlich Neger und Mulatten waren. Das Klima der Insel ist ungesund, am Tage heiß, und in der Nacht kalt und feucht; der Boden aber ist vortrefflich angebaut. Sie schafft fünf Achteltheile von allem in Großbritannien benötigten Zucker, der das Hauptprodukt der Insel ausmacht, hat Caffee, Cacao, Indigo, Baumwolle, schöne Waldungen (vorzüglich Mahagoniholz), vortreffliche Weiden, auch den Zimmtbaum, der aus Ceylon dahin verpflanzt worden ist. Im innern Gebirge der Insel giebt es eine kleine Negerrepublik, mit einer Stadt von ungefähr 2000 Seelen, welche die Engländer für unabhängig erklärt haben. Die vorzüglichste Stadt ist Kingston (s. d. Art.); Port Royal ist ein guter Hafen. Die Insel wird durch einen königlichen Gouverneur, zwölf Räte und durch Repräsentanten des Volkes regiert.

Jamben sind zweisylbige Füße, deren erste Sylbe kurz, die andere lang ist, wie in den deutschen Wörtern gesagt, gethan. Verse, die aus solchen Füßen bestehen, werden jambische Füße genannt. Die deutsche Sprache besitzt eine große Anzahl von Wörtern, die reine Jamben sind; zugleich hat sie Wörter, die mit kurzen Sylben endigen, oder damit anfangen. Daher kommt es, daß die jambischen und trochäischen Versarten die gewöhnlichsten in der deutschen Dichtkunst sind. Wenn man bedenkt, daß der jambische Vers eine Länge von einem bis zu sechs Füßen haben, und daß er entweder ganz aus Jamben bestehen, oder ihm auch am Ende eine kurze Sylbe angehängt seyn kann; so wird uns deutlich werden, daß in dieser Versart eine große Mannichfaltigkeit herrschen müsse. Auch pflegen wir uns desselben fast ausschließlich für die lyrische und dramatische Poesie zu bedienen. Doch wäre zu wünschen, daß man dabei nicht bloß den einzigen Abschnitt, den die Griechen in demselben erkannten, beobachten möchte, sondern daß, zur Beförderung des Wohlklanges, der Abschnitte so viele wie möglich, und wenn selbst in jedem Fuße einer, gemacht würden. Denn auf welches Gehör dürfte folgender Jambus nicht einen unangenehmen Eindruck machen?

Ach, meine Freuden werden nimmer kehren!

Hier endet der Fuß mit einem Worte, und der Zerstückelungen sind so viele, wie der Vers Füße hat, ohne daß eine Verbindung in denselben Statt fände. Einen größern Wohlklang wird folgender Jambus haben;

Belohnt, geehrt, gerühmt verstreicht sein Leben,

In diesem Verse befindet sich in der Mitte jedes Fußes die Cäsur. Da jedoch hier keine vollkommene Ruhe Statt findet, noch Statt finden kann, weil nur am Schlusse eines Fußes ein wirkliches Ende vorhanden ist; so ladet eben die Unterbrechung in der Mitte des Fußes zur Fortschreitung ein, und darin liegt gerade die Annehmlichkeit und die daraus entspringende Nothwendigkeit der Cäsuren, (Siehe diesen Artikel). Pq.

James (St.) heißt der königliche Pallast in Westminster zu London, in welchem, nach dem Brande des Schlosses zu Whitehall, seit 1694 die Könige von England ihre gewöhnliche Residenz haben. Daher heißt der Hof oder das Cabinet zu St. James so viel, als der englische Hof, oder die englische Regierung. Das Gebäude selbst ist alt und nicht sonderlich groß. Merkwürdig darin sind die große Haupttreppe, der Audienzsaal, der große Saal, die große Antichambre, in welchem sich der König und die königliche Familie jeden Sonntag, Montag und Freitag dem Publikum zu zeigen pflegt, ferner die königlich lutherische,

holländische, französische Capelle u. s. w. Bei diesem Pallaste befindet sich, unter dem Namen St. James-Parc, ein vortrefflicher Garten mit schönen Promenaden. Die große Allee, die den Parc durchschneidet, hat tausend Schritte in der Breite, und achtzig in der Länge. Dieser Parc wird jedoch, aus Eigennutz des jedesmaligen Hofknaus, dem die Oberaufsicht desselben auf Lebenszeit übertragen ist, sehr schlecht unterhalten. An den St. James-Parc stößt der Green-Parc. Die Gegend umher wird für die gesunde in ganz London gehalten.

Janitscharen (Jenkidschari, Jen-Ytschjeri) heißt der beste und sehr in Ehren stehende Theil des türkischen Fußvolks. Dieses Corps ward unter Murad I. im Jahre 1362 errichtet, und bestand aus 8000 — 9000 Mann. Es wurde nämlich der fünfte Mann von allen Kriegsgesfangenen dazu genommen, und dieser Armee der Name Jen-Ytschjeri (neue Soldaten) gegeben. Ein türkischer Heiliger segnete sie ein, indem er einem der Befehlshaber seinen Rockärmel auf den Kopf legte, weswegen noch jetzt an allen Janitscharen-Mützen, die hoch und von weißer Farbe sind, eine Art von Aermel herabhängt. Die Zahl der eigentlichen Janitscharen erstreckt sich nur auf 40.000 Mann; doch dürfte das ganze Corps, welches den Namen derselben führt, leicht an 150.000 Mann stark seyn. Anfangs wurden sie nur durch Christenkinder, jetzt aber durch geborene Türken, ja auch häufig durch Janitscharens Kinder rekrutirt. Ihr höchster täglicher Sold ist, Kleidung und Essen abgerechnet, 12—15 Asper (60 machen einen Thaler). Sie sind in 162 (196) Regimenter (Kammern, Oda's) eingetheilt, deren jede nicht über 800 Mann, gewöhnlich aber weit weniger enthält. Ein jedes solcher Regimenter hat einen obersten Befehlshaber, der Aga, einen Unterbefehlshaber, der Oda, Baschi, einen Hauptmann, der Schurbaschi heißt, und einen Koch, der in großem Ansehn steht, und dessen Staatskleidung mit silbernen Löffeln, Messern u. dergl. besungen ist. Sie führen eine lange schwere Flinte, einen kurzen Säbel, ein Messer, und im Gürtel ein Pistol, welche Waffen in Friedenszeiten in Constantinopel verwahrt werden, wo sie alsdann bloß einen langen Stab führen. Sie greifen den Feind gewöhnlich ohne Ordnung und mit dem lanten Ausruf: A-l-l-a-h (Gott) an; müssen jedoch, da sie ganz ohne Tactik fechten, gegen geübte Soldaten stets verlieren, weswegen sie auch jetzt bei weitem nicht mehr so furchtbar, wie ehemals, sind. Außer den eigentlichen Janitscharen giebt es noch eine aus 100.000 Mann bestehende Armee, die ebenfalls Janitscharen heißen, aber nur eine, aus Handwerkern bestehende Landmiliz sind. Diese dienen ganzlich ohne Sold, sind durch alle Theile des Reichs zerstreut, und ziehen äußerst selten zu Felde. Aus den eigentlichen Janitscharen wird die Leibwache des Sultans genommen, welche sich allemal bei seiner Thronbesteigung in einer Oda desselben mit dem bestimmten Solde von 7 Asper für den Tag einschreiben läßt. In den Oda's herrscht übrigens eine große Ordnung und Reinlichkeit, so wie in dem Corps selbst ein gewisses Point d'honneur, welches keinem Diebe, keinem läderlichen Menschen u. den Aufenthalt in demselben gestattet. Auch liefert das Militair-Institut der Janitscharen das einzige Beispiel eines öffentlichen Anathema, oder Banns, welches in der ganzen Geschichte der Otomanen vorkommt. Während der Entthronung Osmans II. wagte es ein Janitschar von der 65ten Compagnie, seine Hand gegen den gefallenen Monarchen zu erheben, und ihn öffentlich in den Straßen der Stadt zu schmähen. Murad III., der Bruder und Nachfolger Osmans,

bestrafte den Frevel, indem er die ganze Compagnie vernichtete. Das Andenken an das Verbrechen, so wie an die Strafe, wird erhalten und jeden Monat zweimal erneuert. Am Mittwoch nämlich, wo man an die verschiedenen Kammern die Lichter vertheilt, wird die 65ste Compagnie zwar aufgerufen, ihre Ration in Empfang zu nehmen, aber bei dem zweiten Anrufe spricht ein Offizier feierlich folgende Worte aus: „Laß ihre Stimme schweigen; laß sie gänzlich erloschen seyn.“ Die Reformen, welche man in neuerer Zeit mit dieser Milliz hat vornehmen wollen, haben den heftigsten Widerstand gefunden, mehrere Revolutionen zur Folge gehabt, und haben zuletzt müssen aufgegeben werden. (S. Mustapha Bairaktar und Nizam Seddid).

Jansen (Cornelius), geb. 1585, Lehrer der Theologie zu Löwen, und seit 1636 Bischof zu Ypern in den Niederlanden, verdankt eine Celebrität, die den Namen des äiteren als Creget bekannten Corn. Jansen, Bischof zu Gent († 1576), verdunkelt, dem herrschenden Interesse seines Jahrhunderts an den theologischen Streitigkeiten über die Gnadenwahl und den Gnadenbeistand. S. d. Art. G n a d e. Hauptsächlich in den verschiedenen Darstellungen dieser Lehre beim Augustinus, der sich gegen die Manichäer anders, als gegen die Pelagianer ausdrücken mußte, wurden sie im Zeitalter der Reformation natürlich neu angeregt, und die Unbestimmtheit und Inconsequenz der päpstlichen Erklärungen in dieser Sache, gab ihnen freies Feld selbst in der katholischen Kirche, wo der Stolz und Ordensneid der Dominikaner und Augustiner, die sich zu dem strengen antipelagianischen Lehrbegriffe Augustins bekannten, und die Ränke der auf mildere Auslegungen desselben ausgehenden Franziskaner und Jesuiten, diesen ärgerlichen Streit immer lebhafter unterhielten. Ein Triumph für die letzteren schien 1567 die Verdammungsbulle des Papstes, über 76 Sätze aus den Schriften des Kanzlers und Inquisitors zu Löwen, Michael Bajus († 1589), eines gelehrten Vertheidigers der augustinischen Ansicht. Aber zu weit war auf der andern Seite der spanische Jesuit Ludwig Molina († 1600), in seinem mehr als semipelagianischen Commentar zur Dogmatik des heil. Thomas von Aquinum, gegangen, und die lebhaften molinistischen Streitigkeiten nöthigten den Papst 1598 zur Niedersehung der Congregation de auxiliis (einer Commission zur Untersuchung der Meinungen vom Gnadenbeistande) zu Rom, und da diese den Frieden nicht zu stiften vermochte, 1611 zu dem weisen Gebot eines gänzlichen Stillschweigens der streitenden Orden über diese Lehre. Jansen, obwohl dem auf der löwener Universität immer noch geltenden streng augustinischen Lehrbegriffe zugehan, starb 1638 zu Ypern, unangefochten im Rufe ausgezeichneter Sitteneinheit und Frömmigkeit. Sein Augustinus aber, ein Buch in dem er die augustinische Lehre von der freien Gnade aufgefesselt, und mit wenig verbüllter Anfechtung des Semipelagianismus der Molinisten, als die wahre Orthodoxie empfahlen hatte, regte bei seinem Erscheinen 1640 den Streit von neuem auf. Seine Anhänger erklärten die Bulle Urbans VIII., die es auf Betrieb der Jesuiten 1643 verbot, für untergeschoben, die Universität Löwen protestirte feierlich wider dies Verbot, und auch in Frankreich konnte es den Beifall nicht unterdrücken, mit dem angesehenen Theologen, und besonders die Nonnen von Port-Royal Jansens Augustinus aufnahmen. Jansens alter Freund, der als Führer dieser Nonnen, und eifriger Gegner der Jesuiten, wie durch seinen Mysticismus und seine düstere Frömmigkeit bekannte Abt von St. Cyron, Jean du Vergier de Hauranne († 1643), hatte die Gemüther hier schon dar-

auf vorbereitet. Die Gelehrten von Port-Royal (s. d. Art.) Nicole, Perrault, Pascal, dessen Provinzialbriefe alte Sünden der Jesuiten aufgedeckt hatten; und vor allen der jüngste von den 20 Kindern des durch seine siegreiche Vertheidigung der pariser Universität gegen die Jesuiten berühmten Advokaten Arnould Anton Arnould, geb. 1612, seit 1643 Doktor der Sorbonne, der den größten Theologen und Philosophen seiner Zeit an Beredsamkeit überlegen und an Gelehrsamkeit gewachsen war, Männer, die eben so durch seltne Talente und Kenntnisse, als durch aufrichtige Religiosität und unbescholtene Tugend ausgezeichnet, sich anerkannte Verdienste um die Wissenschaften erworben haben, übernahmen die Vertheidigung des Jansenismus, und die Bulle, in der der Papst 1653 fünf Sätze aus Jansens Augustinus besonders verdammt, fand schon eine bedeutende Gegenpartei. Diese fünf Sätze: „1) Gewisse Gebote Gottes können von den Frommen nicht gehalten werden, und es fehlt ihnen, auch wenn sie den Willen dazu haben, hinreichender göttlicher Beistand; 2) den Gnadenwirkungen kann im Naturzustande niemand widerstehen; 3) um von Gott etwas zu verdienen, darf der Mensch nicht eben frei von aller (auch innerer) Nothwendigkeit, sondern nur frei vom (äußern) Zwange handeln; 4) die Keterei der Semipelagianer bestand darin, daß sie lehrten, der Naturmensch habe das Vermögen, die zuvorkommende innere Gnade auszuschiessen, oder anzunehmen; 5) es ist semipelagianisch geredet, daß Christus für alle Menschen gestorben sey;“ standen wirklich in Jansens Schrift, seine Anhänger machten aber den feinen Unterschied, daß darum nicht gerade Jansens Sätze, und in dem Sinne zu verwerfen wären, in dem er sie gemeint. Hieraus entstand die interessante Frage, ob der Papst, dem man das Urtheil über die Richtigkeit vorgetragener Glaubenswahrheiten noch nicht absprechen wollte, auch befugt wäre, über den Thatbestand eines historischen Factums zu entscheiden. Alexander VII. wagte dies 1656 in einer besondern Constitution, worin er unumwunden behauptet, Jansen habe die 5 Sätze wirklich in dem verworfenen Sinne gemeint, und setzte die Jansenisten dadurch in die Alternative, entweder zu widerrufen, oder sich von der römischen Kirchengemeinschaft zu trennen. Ob nun wohl ihre Protestation gegen diese unerhörte Unmaßung des römischen Hofes, wissen und bestimmen zu wollen, was ein verstorbener Schriftsteller sich bei Aeußerungen, die eine doppelte Auslegung zuließen, gedacht habe, keinen Unbefangenen befremden konnte; wurde sie doch für eine Anfechtung der Infallibilität des Papstes angesehen, und selbst von Ludwig XIV. übel aufgenommen. Denn dieser in Sachen der Religion von den erbitterten Jesuiten abhängige, und jede Aeußerung eines edeln Freiheitsgeföhls fürchtende Despot, fing seit 1661 an, sich in diesen theologischen Streit zu mengen, und die bei Hofe als Bisprediger und Rigoristen ohnehin verhaßten Jansenisten mit den strengsten Maßregeln zu verfolgen. Da indes ihr Anhang unter dem französischen Clerus und den Großen des Reichs zu bedeutend wurde, als daß man sie hätte zur unbedingten Unterschrift der Bulle Alexanders VII. zwingen können, verschaffte ihnen der Vergleich Clemens IX. 1668, worin ihnen eine bedingte Unterschrift erlaubt war, und das Mißverständnis der Höfe von Rom und Versailles über die spanischen Angelegenheiten, auf einige Jahre Ruhe. Zwar starb 1679 ihre vornehmste Stützerin, Anna Herzogin von Longueville, die als vornehmstes Werkzeug der Fronde berühmte Schwester des großen Condé, und Arnould ging in demselben Jahre, um persöhnlichen Verfolgungen auszu-

weichen, ins Exil nach den Niederlanden, wo er jedoch bis an seinen Tod (1694) der eifrigste und geachtetste Sprecher des Jansenismus blieb. Aber Innocenz XI. († 1669), ein Freund der Tugend und des Rechts, begünstigte diese Partei in eben dem Grade, als Ludwig XIV. und die Jesuiten ihm entgegenwirkten. Auch machten die Jansenisten sich dieses Vorzugs und der Gunst des bessern Theiles der Gebildeten in Frankreich würdig. Daß sie den Vortrag der Theologie von hierarchischen Fesseln zu befreien, und eine genauere Bekanntschaft des Volks mit der Bibel zu befördern suchten, der gedankenlosen Werkheiligkeit und dem todten Formelwesen eine ernstliche Theilnahme des Geistes und Herzens in den Übungen der Andacht, und strenge Sittlichkeit im Leben entgegenstellten, die sie nicht nur forderten, sondern auch durch eigne musterhafte Beispiele bewiesen, waren unlängbare Verdienste, neben denen die Uebertreibungen einer immerwährenden Bußzucht und Selbstpeinigung, durch die sie als Schüler Augustins ihren Ernst zur Heiligung bewähren zu müssen glaubten, mindestens verzeihlicher erscheinen, als die lockern Maximen des Jesuitismus. Um so unverzeihlicher waren sie in den Augen der Jesuiten. Menschen, die tugendhafter seyn wollten als dieser Orden, konnten, wo des Jesuiten *La Chaise* königlicher Beichtsohn regierte, nicht geduldet werden, und wenn es wahr ist, daß ein antijansenistischer Priester, dem sein Bischof seine unordentliche Lebensart verwies, erwiederte: „Soll man uns denn für Jansenisten halten?“ so hätte Voltaire vollkommne Ursache vom goldenen Zeitalter zu sagen:

*La vertu n'étoit point sujette à l'Ostracisme,*

*Ni ne s'appelloit point alors Jansénisme.*

Wie man sich aber immer am meisten nach dem sehnt, was man nicht hat, und oft gerade am liebsten ergreift, was Widerspruch findet, blieb der Jansenismus, ungeachtet aller Bedrückungen von Seiten des Hofes, nicht nur das stille Bekenntniß vieler Gutgesinnten, sondern sogar länger, als zu erwarten stand, in der Mode. *N. Quesnel's* moralische Betrachtungen über das neue Testament, in dieser Zeit das gelesenste Buch, gaben ihm neue Nahrung. Die Sorbonne entschied 1702 den Gewissensfall (*cas de conscience*), ob ein des Jansenismus verdächtiger Priester die Absolution erhalten könne, bejahend, und der allgemein geachtete Erzbischof von Paris, Cardinal von Noailles, brauchte seine Gewalt nicht strenger gegen die Jansenisten, als es zum Frieden der Kirche nöthig war. Clemens XI. handelte anfangs in demselben Sinne, allein *La Chaise* († 1709), und dessen Nachfolger in der Seelsorge Ludwig XIV., der Jesuit *Le Tellier*, drangen auf gewaltsamere Schritte, worin sie der König, dessen kranker Phantasie Jansenismus und Aufruhr gleich galt, redlich unterstützte. *Quesnel*, nun das Oberhaupt der Jansenisten, wurde aus der Reihe der Väter des Oratoriums ausgestoßen und ins Exil gejagt, wo er 1709 zu Amsterdam starb, sein *N. E.* 1708 verboten, das Kloster Port Royal des Champs, das man als die Festung der Jansenisten betrachtete, durch die königliche Polizei 1709 aufgehoben, die Nonnen zerstreut und die Gebäude niedergeworfen, und das Werk der Finsterniß endlich durch die dem Papste von *Le Tellier* abgezwungene Constitution *Unigenitus*, 1713 gekrönt. Diese nicht weniger von grober Unwissenheit, als von wüthender Nachsicht dictirte Bulle, verdamnte 101 Sätze aus *Quesnel's* Testament, welche hier zwar nur im jansenistischen Sinne verstanden werden sollten, aber im Grunde meist Sprache der Bibel, liturgische Formeln und Lehrsätze orthodoxer Kirchenväter waren. Sie konnte nur Unwillen und Spott

erregen, und die Z. H. der Freunde des Jansenismus vermehrte. Ludwig XIV. ward 1715 über den Bemühungen, ihr Gewicht in Frankreich geltend zu machen, und bei dem Indifferentismus des Regenten, konnte Noailles mit dem größten Theile des französischen Klerus ungeahndet wider dieje Constitution an ein zu haltendes allgemeines Concilium appelliren. Obwohl die Jansenisten diese Appellation zuerst einlegten, so sind sie doch nicht mit den Appellanten (s. d. Art. Unigenitus) zu verwechseln, denn viele der letztern verwarfen die Bulle, ohne sich zum Jansenismus zu bekennen. Indes hatten sie in Frankreich gleiches Schicksal, da die Minister Dubois und Fleury, aus Gefälligkeit gegen den Papst, auf unbedingte Annahme der Bulle drangen, und alle Weigerer nachdrücklich verfolgten. Viele Jansenisten wanderten nach den Niederlanden aus, die Blüthe ihrer Partei zeigte sich zum Ende, und die Wunder (Genesungen und plötzliche Bekehrungen) am Grabe ihres durch wüthende Selbstpeinigungen früh aufgeriebenen Heiligen, Francois de Paris († 1727), konnten nur für Schwärmer und den pariser Pöbel Beweiskraft haben. Die seit 1731 aufgetommenen Rasereien der Convulsionnaires, Menschen, die auf dem Grabe dieses wunderlichen Heiligen in Krämpfe und Zuckungen gerietben, und den Jansenismus mit begeisterten Worten anpriesen, der Securisten, die sich zu ihren Zuckungen noch besondere Hilfe leisten, und mit Fußritten, Schlägen und Stichen martern ließen, der Naturalisten und Figuristen, welche bald die Hülflosigkeit des unbegnadigten Naturmenschen, bald die Reinheit der Kirche Christen durch unanständige Entblößungen darzustellen suchten, der Discernanten und Melangisten, die sich über die Frage stritten: ob Gott oder der Teufel die Convulsionen hervorbrächte? und anderer schwärmerischen Jansenisten, und Appellanten, Parteien mehr, mußten eine Sache, deren man ohnehin nach aerde müde ward, vollends lächerlich machen, und die ernstlichen Maßregeln der Polizey, das fortgesetzte Verbrennen der jansenistischen Bücher, die häufigen Verhaftungen, am meisten aber das nach dem Gange der Natur erfolgende Verlöschen jenes Enthusiasmus brachte sie endlich in Vergessenheit. Seit dieser Zeit hörte der Jansenismus auf in Frankreich als öffentliche Erscheinung zu bestehen. Seine reine Moral und consequente Theologie behielt zwar auch hier immer Freunde und eine Partei im Klerus, die durch ihre Bereitwilligkeit zum Constitutionseide in der Revolution bewies, daß sie sich lieber vom Papste, als von ihrer Meinung trennen mochte. Allein wenn auch der alte Zwiespalt der Jansenisten und Molinisten in dem Gegensatze der geschwornen und nichtgeschwornen Priester in Frankreich bis auf die neueste Ordnung der Dinge fortlebte \*); so hat sich doch nur in den vereinigten Niederlanden ein eignes öffentlich anerkanntes litthliches Institut der Jansenisten gebildet, welches sich zufolge der auf der jansenistischen Provinzialsynode zu Utrecht 1763 gefaßten Beschlüsse zwar nicht von der katholischen Kirche ausschließen will, auch den Papst als geistliches Oberhaupt achtet, aber seine Untrüglichkeit ableugnet, die Constitution Unigenitus verwirft und davon fortwährend an ein allgemeines Concilium appellirt, dabei den augustinischen Lehrbegriff und seinen moralischen Rigorismus festhält und den innern Gottesdienst als das vorzüglichste Merkmal der Frömmigkeit betrachtet. Diese Jansenisten, die sich am liebsten Schüler

\*) Siehe Gregors merkwürdiges Bekenntniß in seiner Schrift Les Ruines de Portugal. Paris 1809.



des heil. Augustinus nennen lassen, haben seit 1723 einen eignen Erzbischof zu Utrecht, und zu Harlem und Deventer Bischöfe, einen Clerus, der der Civilobrigkeit unterworfen ohne äußere Macht und Reichthum seine Bestimmung um so treuer erfüllt und eine wohlgeordnete Kirchenverfassung, deren gesetzliche Gestalt und Dauer sie, fortwährend vom Papste als Abtrünnige und Schismatiker verurtheilt, dem Schutze einer protestantischen Regierung verdanken und auch jetzt noch unter französischer Hoheit beibehalten dürfen. E.

Januarius (der heilige), Schutzpatron des Königreichs Neapel, wurde zu Anfange des 4ten Jahrhunderts als christlicher Märtyrer nach vielen Martern zu Puzzuoli enthauptet. Sein Körper liegt zu Neapel in der Kathedralkirche begraben; allein das Haupt nebst zwei Fläschchen von seinem Blute, welches eine fromme Matrone bei seiner Enthauptung aufgefangen haben soll, wird in einer besondern Kapelle verwahrt. Dieses Bint ist es, mit welchem die Neapolitaner, die bigotteste Nation Italiens, noch jährlich die albernste Ceremonie begeben, welche selbst von dem katholischen Pöbel in andern Ländern verlacht wird. Sie behaupten von demselben, daß es, auch noch so hart geronnen, dennoch zu fließen anfange, sobald es sich dem Haupte des Heiligen nähert. Insbesondere wird jährlich am ersten Sonntage des Monats Mai ein großes Experiment damit gemacht; man glaubt, der Schutzheilige sey vorzüglich gut gegen das Land gesinnt, wenn sich das Blut stark in dem Fläschchen bewege und hellroth werde, da man hingegen aus dem Gegentheil traurige Besorgnisse für das Wohl des Landes faßt. Daß dieses Fließen des angeblichen Bluts, mit welchem jedoch diese flüssige Substanz bei genauer Untersuchung nichts gemein hat, größtentheils von den Priestern abhängt, versteht sich wohl von selbst; und es ist zu vermuthen, daß die Bewegung und Wärme der Hände dazu beitragen; allein man muthmaßet, daß ein Theil der dazu gehörigen Kunstgriffe verloren gegangen und die Priester nicht mehr ganz Meister ihrer Rolle seyen, weil sie sich oft Stunden lang quälen müssen und vor Angst zu schreien beginnen, bevor das Blut flüssig wird.

Janus, eine uralte Gottheit der Römer, war den Griechen völlig unbekannt und wird für pelasgischen Ursprungs erklärt. Die Pelasger glaubten nämlich zwei höchste Gottheiten, unter denen sie sich die Natur und ihre Befruchtung dachten. Zuweilen wurden sie als zwei verschiedene Wesen männl. und weibl. Geschlechts, zuweilen aber auch in einer einzigen vereint, dargestellt. Diese Gottheit nahmen auch nun die Aboriginer von den Pelasgern an und nannten sie Janus. In ihm verehrten sie den Gott der Götter (wie ihn die saliarischen Gedichte nennen), den Regierer des Jahrs und aller menschlichen Schicksale, den Gebieter über Krieg und Frieden und der wichtigsten menschlichen Begebenheiten. Man bildete ihn daher mit einem Scepter in der rechten und einem Schlüssel in der linken Hand, auf einem strahlenden Throne sitzend; auch ward er mit zwei Gesichtern vorgestellt, von welchen eins vorn und das andere rückwärts sahe. Man glaubt nämlich, Janus sey mit der andern höchsten Gottheit der Urvölker Italiens, mit dem Saturnus nämlich, in eine Person zusammengeschmolzen. Es herrschte nämlich die alte Sage, daß Janus und Saturn zusammen als Könige über Latium geherrscht hätten, also zu einer und ebenderselben Zeit den Aboriginern bekannt geworden wären. Dieser Sage zufolge machte man nun den Janus zu einer historischen Person und dichtete von ihm folgende Mythe. Janus war einer der alten Könige der Aboriginer oder Lateiner, und bauete auf dem Janicu

lum eine Stadt, welche von ihm ihren Namen erhielt. Seine Gemahlin war nach einigen die Meergöttin Venilia, nach andern seine Schwester Kameje. Venilia war bei den ältesten Italern die Flucht; Kameje hingegen stellte eine wahr sagende Göttin vor. Mit einer von beiden zeugte Janus eine Tochter, mit Namens Canens. Er lehrte sein Volk den Ackerbau und führte zweckmäßige Gesetze und gottesdienstliche Gebräuche ein. Bald erhielt er einen Gehülfen in der Regierung. Saturn von seinen Kindern vertrieben, flüchtete nach Latium, wurde von Janus gut aufgenommen und zu seinem Mitregenten erwählt. Unter ihrer Regierung sah Latium sein goldenes Zeitalter. Ein ewiger Friede beglückte es und ohne Mühe und Beschwerde gewann jeder seinen reichlichen Unterhalt von dem freigebigen Boden. Ovid giebt uns die Theologie des Janus. Er war Oberthürhüter im Himmel und auf Erden; er öffnete die Himmelspforte, um den Tag herauszulassen, und verschloß sie wieder, wann er am Abende zurückgekehrt war. Alle Arten von Ein- und Ausgängen standen unter seinem Schutze. Nach ihm hieß die Thür janua, und jeder unverschlossene gewölbte Durchgang, wodurch man aus einer Straße oder einem Plaze in einen andern kam, ein Janus. Er war daher auch der Gott des Tages und des Jahrs; ihm war der erste Tag des Jahrs und von jedem Tage die erste Stunde, heilig; bei allen feierlichen Opfern machte man mit ihm den Anfang. Romulus bauete ihm den berühmten Tempel, der nach der Verordnung des Numa bei dem Anfange eines Kriegs aufgeschlossen wurde, so lange der Krieg dauerte, offen blieb und nicht eher, als bis in allen den Römern unterworfenen Ländern Friede war, wieder geschlossen wurde. Letzteres geschah jedoch in dem langen Zeitraume von 700 Jahren nur dreimal: das erstemal unter Numa, zum zweitemal nach dem ersten punischen Kriege, das drittemal nach der Schlacht bei Actium. Die Janustempel unterscheiden sich vor andern Tempeln dadurch, daß auf ihren Sibeln das Bild des Janus stand. Nach Varro war der erste Tempel des Janus nichts weiter als eine Thüre, mit dem Bildnisse des Janus. Sie stand auf dem Forum Romanum neben dem Bildnisse des Janus. Zuletzt wurde ein Tempel darüber gebaut, der ganz von Erz gewesen seyn soll. Numa soll am Argiletto vor dem carmentalischen Thore am Theater des Marcellus zwei kleine Tempel dicht neben einander haben auführen lassen, beiden nur Einen Namen gegeben und sie dem Janus gewidmet haben. Nachher mag vielleicht die zwischen beiden Tempeln befindliche Scheidewand abgebrochen und beide in Einen verwandelt worden seyn, weil der Senat sich in demselben versammelte, als die Fabier gegen die Vejenter auszogen. Den dritten Tempel baute C. Duillius zwischen der Tiber und dem Theater des Marcellus. Uebrigens hatte Janus in allen den zwölf Quartieren oder Regionen der Stadt einen Altar.

Japan, Japaner. An der Ostspitze von Asien, zwischen dem 31. und 49. Gr. nördl. Breite liegt das japanische Reich, eine große Inselgruppe, die durch Berge, steile Felsen und ein gefährliches Meer fast unzugänglich wird. Sie besteht aus drei großen Inseln, nämlich: 1) Kjusiu, (150 Meilen lang, aber so schmal, daß ihre Breite in der Mitte nur 15 Meilen beträgt) in 49 Provinzen getheilt, in welchen Miaco, der Sitz des Dai ri, oder geistlichen Kaisers, wo alle Münzen geschlagen und alle Bücher gedruckt werden. Jedo, die ungeheure Residenz des weltlichen Kaisers am Flusse Tonkan, über welchen eine Brücke geht, von der die Entfernung aller Orte im Reiche berechnet wird, und Osacca, eine reiche Handelsstadt; die merkwürdigsten Städte sind: 2) Kimp oder Kiussu,

(40 Meilen lang, und 25 Meilen breit) aus 9 Provinzen bestehend, und 3) *Xicoco* oder *Sikoff* (18 Meil. lang, und 10 Meil. breit), das 4 Provinzen enthält. Um diese großen Inseln liegen unzählbare kleine fruchtbare Eilande, und kahle Inselberge, die ehemals wahrscheinlich mit dem festen Lande von Asien zusammenhängen, bis sie durch ein Erdbeben von denselben getrennt wurden. Der Flächenraum der gesammten Inseln beträgt 8,000 Quadratmeilen. Die Zahl der Einwohner läßt sich nicht genau bestimmen, die Angaben schwanken zwischen 15 und 30 Millionen. Japan ist sehr gebirgig, ganz wie die gegenüber liegende Küste des festen Landes. Der berühmteste Berg heißt *Furi*; er ist das ganze Jahr mit Schnee bedeckt. Auch gibt es viele Vulkane. Nur der rege Fleiß der Bewohner hat den unfruchtbaren Boden tragbar gemacht. Selbst die steilsten Berge sind angebaut. Der Ackerbau ist durch die Gesetze des Staats als Hauptbeschäftigung vorgeschrieben. Ziegen und Schafe sind aus Japan verbannt. Jene hält man der Kultur für nachtheilig. Baumwolle und Seide ersetzen die Wolle. Schweine gibt es nur in der Gegend von *Nangasacki*. Ueberhaupt findet man wenig vierfüßige Thiere in Japan, dagegen aber Hunde in Ueberfluß. Die Laune eines Beherrschers, der diese Thiere liebte, hat die Zucht derselben durch ein Staatsgesetz angeordnet. Man pflegt sie auf öffentliche Kosten. Es ist ungewiß, ob die Alten etwas von Japan gewußt haben. Erst zu Ende des 13ten Jahrhunderts kamen durch den berühmten Reisenden *Marco Polo* die ersten Nachrichten von Japan, das er *Sipangu* nannte, nach Europa. Im Jahre 1541 aber wurden 3 portugiesische Schiffe, die von *Stam* nach *Sina* reiseten, durch einen Sturm an die japanische Küste verschlagen, aber auch ohne diesen Zufall würde dem unternehmenden Handelsvolke das Inselreich schwerlich unbekannt geblieben seyn, von welchem seine Seefahrer schon in *Sina* Nachrichten eingesammelt hatten. Es ward sogleich eine Niederlassung auf der neuentdeckten Küste angelegt, und der Jesuit *Fränz Xaver* ging von *Indien* nach *Japan*, um den christlichen Glauben auszubreiten. Die Portugiesen hatten im ganzen *Nelche* freien Zutritt und Handel, besonders auf der Insel *Ximo*. Eine ihrer Hauptniederlassungen war auf *Firando*. Das Christenthum breitete sich sehr aus, obgleich die einheimischen Priester demselben entgegen wirkten, da ihr Ansehen dadurch litt. Die weltlichen Herrscher aber, besonders die kleinen Fürsten, welche unter der Oberherrschaft des Kaisers einzelne Landestheile besaßen, unterstützten den neuen Glauben und dessen Verkündiger. Um das J. 1616 war fast die Hälfte des Reichs christlich, selbst viele kleine Landesfürsten. Ungefähr 50 Jahre hatten die Portugiesen und die Jesuiten als Kaufleute und Glaubensprediger das ganze Reich ungehindert durchzogen, als mehrere Umstände ihrem Einflusse ein Ende machten. Eine Revolution raubte (1586) dem japanischen Kaiser alle weltliche Macht, die der erste Staatsdiener, der *Kubo*, an sich riß, der ihn nun zu einem bloßen Hohenpriester herabsetzte. *Tejas*, der Nachfolger des ersten Gewaltträbers, machte (1617) die Oberherrschaft in seiner Familie erblich. Die beiden neuen Herrscher waren Feinde der Portugiesen und der Missionäre, da ihnen die enge Verbindung der neuen Glaubenspartei und der Einfluß der Jesuiten, welche sich in die politischen Angelegenheiten mischten, und sich gegen die neue Ordnung der Dinge erklärt hatten, gefährlich schienen. Das Betragen der angesiedelten Portugiesen war überhaupt im höchsten Grade unvorsichtig und zügellos. Die Gesandten Portugalls verriethen einen unleidlichen Stolz, welcher gegen die geschmeidige Unterwürfigkeit der Holländer, die seit 1611 gegen die Versicherung, daß sie von einem andern Glauben als die Jesuiten wären, freien Handel mit allen Hä-

fen des Reichs erlangt hatten, sehr abstach. Nach einzelnen Verfolgungen wurden endlich im J. 1637 alle Portugiesen mit ihren Missionären auf ewig aus dem Reiche verbannt, gegen die Christen blutige Strafen verhängt, und die Häfen des Reichs allen fremden Völkern, außer den Holländern, verschlossen. Diese Verfolgung gegen den katholischen Glauben ward 40 Jahre lang fortgesetzt, mehrere Millionen Menschen wurden geopfert, und allein die letzte Belagerung eines christlichen Ortes kostete 37,000 Menschen das Leben. Im Jahre 1665 wurden in allen Städten des Reichs Inquisitionsgerichte niedergesetzt, welche bei jeder Familie, ja bei jedem Einzelnen über den Glauben wachen und ihre Untersuchungen jährlich zu unbestimmten Zeiten erneuern sollten. Die Holländer, welche nicht wenig zu jener Katastrophe beitrugen, traten in die Stelle der Portugiesen. Sie und die Sinesen waren von nun an die einzigen Völker, deren Schiffen der Zugang nach Japan gestattet ward, aber beide mußten sich die härtesten Bedingungen gefallen lassen. Die Sinesen dürfen nur für 600,000 Thaler Waaren ausführen, die Holländer nur für 300,000 und diese sind, seit dem Jahr 1634, wo sie Anlaß zu Argwohn gegeben hatten, dabei so eingeschränkt, daß sie nur auf der Insel Desima, die durch eine Brücke mit der Stadt Nagasaki zusammenhängt, landen können. Auf dieser Insel, wo ihre Waarenlager sich befanden, lebten ungefähr 15 Holländer, welche den Handel betrieben, in der engsten Gefangenschaft, und ohne Begleiter, Aufseher und Dolmetscher durften sie die Stadt nicht betreten. Ungeachtet dieser Beschränkungen und Erpressungen, welche sich die Holländer durch Abzüge von den bedungenen Waarenpreisen, durch willkürliche Erhöhung des Münzfußes bei Rückzahlungen, gefallen lassen mußten, scheint der Handel mit Japan gewinnvoll gewesen zu seyn, da die Holländer bis auf die neuesten Zeiten fortgefahren haben, jährlich 2 Schiffe von Batavia, und zwar große Dreidecker, meist aus Seeland, dahin zu senden. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts rechnete man den Gewinn von dem japanischen Handel jährlich zu 4 bis 500,000 Gulden, ohne den Ertrag des Vertriebs der Waaren in Indien und Europa und ohne den Gewinn der Privatleute, der wenigstens auf 250,000 Gulden geschätzt ward, wovon die Hälfte dem Rathe zu Batavia zufließt. Die Engländer hatten schon im 17ten Jahrhunderte eine Niederlassung auf Firando angelegt, und bedeutende Handelsvorthelle erlangt, aber dieser Handel ging bald wieder verloren, wahrscheinlich weil die Japaner durch die listigen Holländer erfuhren, daß der König von England eine portugiesische Prinzessin zur Gemahlin hatte. In den neuesten Zeiten sind alle Vorschläge zur Wiederanknüpfung des Handels mit Japan verworfen worden, da sich ergab, daß keine Aussicht zum Gewinn dabei sey, weil die Rückladungen fast ganz allein aus Kupfer und Kampher bestehen könnten, und der Handel mit dem japanischen Kupfer die Ausfuhr des englischen nach Indien hindern würde. Auch die Russen haben neuerlich versucht, eine unmittelbare Handelsverbindung mit Japan anzuknüpfen, aber ohne Erfolg. — Die Japaner sind eine ähnliche Mischung des malayischen und mongolischen Volksstammes wie die Sinesen, von welchen sie höchst wahrscheinlich ihre Kultur erhalten haben. Japanische Kunst, Zeitrechnung, Arzneikunde und Astrologie sind rein sinesisch. Die jetzigen Bewohner stammen entweder aus Sina oder aus Corea, oder aus beiden zugleich, aber durch stürmische Wogen von der übrigen Welt getrennt, sich selbst überlassen und befreit von spätern Einfällen der Nachbarn, bildeten sie sich zu einem originalen selbstständigen Volke. Ihre Sprache deutet keineswegs auf fremden Ursprung. Sie hat nur sehr wenige sinesische Wörter und keine Aehnlichkeit weder mit dem Mantschu,

noch mit dem Kirillischen. Die japanischen Wörter sind nicht einsylbig wie die sinessischen. Conjugationen und Syntax sind ganz eigenthümlich. Sie sind die gesittetste und gebildetste Nation in Asien, ein edles, stolzes Volk, witzig, verständig, bildsam und gelehrt. Wissenschaften und Künste schätzen sie selbst an andern Völkern, welche sie sonst theils wegen ihrer schlechten Ausführung, theils wegen der schimpflichen Behandlung, die sich dieselben aus Gewinnsucht gefallen lassen, verachten. Sie sind geschäftig und arbeitsam, erlauben sich Vergnügungen bloß zur Erholung, nie um die Zeit zu tödten. Dagegen aber sind sie äußerst wüthig, zur Grausamkeit und zur Rachsacht, die oft erst nach langer Zeit Befriedigung sucht, geneigt. Ihr Aberglaube wird durch eine alle Aufklärung hindernde Hierarchie und eine zahlreiche Geistlichkeit genährt. Die Regierungsverfassung ist der härteste Despotismus, der sich mit Blutgesetzen und der unerbittlichsten Strenge waffnet. Der Wille des Kaisers ist das höchste Gesetz, und nächst diesem der Wille der von ihm abhängigen kleinen Fürsten, die in den Provinzen eben so hart herrschen, als jener über das Ganze, aber ungeachtet ihrer Abhängigkeit doch das Recht haben, sich einander zu bekriegen. Der größte Theil der Einwohner wird von schwerer Armuth gedrückt, da der Bauer dem Landesherrn, der sich für den einzigen Eigenthümer von allem Grund und Boden hält, wenigstens die Hälfte, und in manchen Gegenden sogar zwei Drittel seiner Ernte abgeben muß. Um Verschwörungen zu verhüten, ist jeder durch die Gesetze des Staats zum Wächter, Aufpasser und Bürgen des andern gemacht, so daß jeder für denjenigen, der mit ihm in irgend einer, wenn auch noch so entfernten, Verbindung steht, dem Staate haften und im Falle eines Vergehens mit demselben büßen muß. So muß der Vater für seine Kinder, der Herr für seine Diener, der Nachbar für den Nachbar, jede Gesellschaft für ihre Mitglieder stehen. Nie wird ein Vergehen mit Geld, sondern ohne alle Ausnahme an Leib und Leben, durch Gefängniß, Verbannung gestraft, und jede Strafe mit unerbittlicher Strenge an Vornehmen wie an Geringen vollzogen. Die ursprünglichen Regenten von Japan hießen Mikaddo, nach dem Stammvater ihres Geschlechts. Der geistliche Kaiser, der Hohepriester von Japan, heißt noch immer Dairi, welches von den frühesten Zeiten her der Titel der japanischen Kaiser war, als sie noch die geistliche und weltliche Macht vereint besaßen. Seit der Revolution, welche sie der weltlichen Gewalt beraubte, lebt der Oberpriester zu Niaco als Gefangener des weltlichen Kaisers. Ihn bewacht ein dem weltlichen Kaiser verantwortlicher Statthalter. Um sich des Abkömmlings des alten Stammes der Beherrscher von Japan desto mehr zu versichern, hat die schlaue Politik des weltlichen Kaisers den Dairi in eine heilige Person verwandelt, den kein menschliches Auge, am wenigsten ein Mann, der nicht zur Bedienung desselben angestellt ist, sehen darf. Wenn der Dairi einmal, was freilich selten geschieht, in seinem Garten oder im innern Bezirke seines ungeheuern wohlbefestigten Pallastes frische Luft genießen soll, so wird Allen durch ein Zeichen Entfernung geboten, ehe die Träger den hochheiligen Gefangenen auf ihre Schultern heben. In diesem Pallaste, wo er geboren wird, lebt und stirbt er, ohne je aus dessen Mauern zu kommen, und erst lange nach seinem Tode wird sein Name außerhalb desselben bekannt gemacht. Er genießt reichliche Einkünfte, die bloß in Waaren und Feldfrüchten bestehen, und die der weltliche Kaiser durch beträchtliche Zuschüsse und durch den Ertrag des Verkaufs der Ehrentitel, der dem Dairi als ein Vorrecht überlassen ist, vermehrt. Der weltliche Kaiser führt den Titel Kubo und hat seinen Sitz zu Jedo. Unter ihm, dem eigentlichen unumschränkten Beherrscher des Reichs, stehen

alle Statthalter, Fürsten, die dem Kaiser streng verantwortlich sind. Er überläßt jedoch dem Dairi den ersten Rang, nimmt sogar Ehrentitel von ihm an, und erwiedert die ihm dadurch ertheilte Auszeichnung durch ansehnliche Geschenke. Ehedem machte der Kubo jährlich eine Reise nach Miaco, um dem Dairi seine Ehrfurcht zu bezeugen, nach und nach wurden diese Besuche seltener, und jetzt läßt er's dabei bewenden, ihm durch Gesandte seine Geschenke zu übersenden. Der Kubo verwaltet die Regierung unter dem Beistande eines Staatsraths von sechs bejahrten Männern. Er zieht seine Einkünfte, die in lauter Naturerzeugnissen bestehen, aus fünf sogenannten kaiserlichen Provinzen und einigen Städten, die unmittelbar unter ihm stehen, wozu noch die Geschenke kommen, welche die Landesfürsten, die über die Provinzen herrschen, ihm bringen. Jeder dieser Fürsten besitzt erbliche Landeshoheit in seiner Provinz, er hebt die Einkünfte derselben, ohne dem Kaiser Rechenschaft abzulegen, und bestreitet davon die Kosten für seine Hofhaltung, seine Kriegsmacht, und die Unterhaltung der Landstraßen, kurz alle öffentlichen Ausgaben; um aber seine Abhängigkeit anzuerkennen, muß er jährlich 6 Monate am kaiserlichen Hofe zu Jedo zubringen, wo seine Weiber und Kinder als Geißel und Bürgen seiner Treue in einer Art von Gefangenschaft leben. — Die Religion der Japaner ist indischen Ursprungs, sowol die ältere Sekte Kinto, als die neuere Budzo, oder die Fo, Religion, die aus Sina hinübergekommen ist. Außer diesen Sekten gibt es noch mehrere andre, welche Modificationen von jenen sind. Das Volk verehrt eine Menge von Untergotttheiten, deren Bilder in den Tempeln der Hauptgottheiten aufgestellt werden. Die zahlreiche Geistlichkeit und die Mönche und Nonnen, die in einer Menge von Klöstern leben, stehen unter dem Dairi. Nirgend ist die indische Religion durch Aberglauben und spätere Zusätze so sehr entstellt, als in Japan. Die Budzo-Sekte hat Aehnlichkeit mit der Gelehrten-Sekte in Sina; sie verachtet allen Land des Volksglaubens. — Die Kriegsmacht der Japaner in Friedenszeiten besteht aus 100,000 Mann Fußvolk und 20,000 gepanzerten Reitern. Das Fußvolk hat nur Helme. Ihre Waffen, Bogen, Flinten, Säbel, Dolche, sind vortrefflich. Sie haben sehr schwere Kanonen, die sie nicht so gut zu gebrauchen verstehen, als die Sinesen. Die Kontingente der einzelnen Fürsten betragen 368,000 Mann zu Fuß und 38,000 zu Pferde. Die Seemacht ist unbedeutend. Ehedem hatten die Dairis zahlreiche Flotten. Sonst baute man sehr große Schiffe aus Cedernholz, jetzt aber sind die japanischen Schiffe nur klein, höchstens 90 Fuß lang, den sinesischen ähnlich. Im Kriege zeigen die Japaner viel Muth und Tapferkeit, welche durch kriegerische Lieder und Erzählungen noch mehr entflammt werden. — Die Staatseinkünfte sind beträchtlich. Die Ausgaben, welche die Einnahme nicht übersteigen, betragen gegen 280,000 Thaler. Seit der Ankunft der Europäer und durch diese belehrt, haben die Japaner sich in mehreren Wissenschaften hervorgethan. Geschichte, Astronomie und Arzneikunde werden am eifrigsten betrieben. Dichtkunst, Musik und Malerei werden ebenfalls geschätzt, und in der letzten haben es die Japaner weiter gebracht, als die Sinesen. Sie schreiben sich, wie diese, die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerei zu. Die Kinder werden früh in die Schulen geschickt und sehr streng erzogen. Bücher auszuführen ist verboten, wenigstens solche, die Nachrichten von der Regierung und dem Lande enthalten, desgleichen Landkarten und Münzen. Eben so strenge ist die Einführung fremder Religionsbücher verboten. Die holländischen Schiffe müssen, wenn sie ankommen, dem japanischen Befehlshaber von Nangasaki ihre Religionsbücher in ei-

ner Kiste überliefern, welche sie bei ihrer Abreise wieder erhalten. Zum Handel sind die Japaner sehr aufgelegt. Ehedem bedeckten ihre Schiffe die benachbarten Meere, und vor Ankunft der Europäer trieben sie bedeutenden Activhandel und eine ausgebreitete Schifffahrt, so daß sie z. B. an der Nordwest-Küste von Amerika, jenseit der Beringstraße, weiter gekommen sind, als europäische Seefahrer. Sie besuchten besonders Sina, Ostindien bis nach Bengalen. Seitdem man aber anfang zu fürchten, daß die Ausländer den Staat und die Sitten der Eingekornen umkehren würden, verbot man allen auswärtigen Handel und alle Schifffahrt. Ihre seidnen und baumwollenen Zeuge, ihre Porzellanwaaren und ihre lackirten Waaren sind berühmte und gesuchte Handelsartikel, ihre Stahlarbeiten sind vortrefflich, besonders Schwerdter und andere Waffen, deren Ausfuhr aber strenge verboten ist.

R.

**Jaspis** (Lapis Pantherinus; Jaspis), ein dunkler, undurchsichtiger Stein, welcher hin und wieder röthliche und auch grüne Flecken hat, ein hochgefärbter Felskies (Petrofilius jaspideus) ist und sich zu einem vollkommen schönen Glanze poliren läßt. Es gibt sehr viele Arten Jaspis, einfarbige und bunte, oder gesprenkelte, auch einen grünen, phosphorescirenden, welcher aber mit dem Malachit nicht zu verwechseln ist. Plinius nahm 10 Arten an; Werner nennt deren vier: 1) den gemeinen, wobinnen der Heliotrop gehört; 2) den ägyptischen, der auch im Zweibrückischen gefunden wird, und in welchem gewöhnlich fünf Farben enthalten sind; 3) der Band-Jaspis enthält ebenfalls mehrere Farben, ist eine der schönsten Steinarten Sachsens und überdas sehr selten; und 4) der Porzellan-Jaspis, ein pseudovulkanisches Fossil, welches aus eisen-schüffigem Thon entsteht, der über Steinkohlen liegt, und sich durch sein ausgetrocknetes Ansehn, indem er gewöhnlich sehr aufgerissen ist, und durch seine Farben auszeichnet.

**Jassy**, Hauptstadt der Moldau, 4 Meilen vom Pruth, nebst einer Citabelle, ist die Residenz des Hospodars oder Fürsten von der Moldau, wie auch der Sitz des griechischen Metropolitens, oder Erzbischofs der Moldau. Die Einwohner sind meistens der griechischen Religion zugethan; doch haben auch die Katholiken daselbst freien Gottesdienst. Auch halten sich Juden daselbst auf. Die Stadt ist ein offener, größtentheils zerstörter Ort von kaum 2,000 Häusern, dessen Straßen, statt des Pflasters, mit Balken oder Brückholz belegt sind. Der viele hier verfertigte vortreffliche Casnevas, wie auch der Wein von Catanapou. aus dassiger Gegend, werden häufig nach Constantinopel ausgeführt. In den Jahren 1739 und 1769 wurde die Stadt von den Russen erobert, beide Male aber durch die Friedensschlüsse zurückgegeben. Im J. 1788 gerieth sie in die Gewalt der Oesterreicher, und am 9. Jan. 1792 ward hier der letzte Friede zwischen den Russen und Türken unterzeichnet. Im März 1753 brannte beinahe die ganze Stadt nebst dem Pallaste des Hospodars ab, und 1772 wüthete die Pest daselbst.

**Java**, eine große, von Westen nach Osten sich erstreckende Insel in Ostindien, welche durch die Sundastrasse von Sumatra getrennt wird, hat ihren Namen von Diava, einer Art Hirse, wovon sonst die Einwohner derselben lebten. Ihr Flächeninhalt ist 2,400 Quadratmeilen und die Zahl ihrer Einwohner 2,029 900. Letztere bestehen theils aus ursprünglichen Javanern, theils aus Malayen und Einwanderern aus den benachbarten Inseln, welche sich alle zu einer verdorbenen musamedanischen Religion bekennen; dann aus Sinesen und Europäern.

Etliche unabhängige Könige theilten sich ehemals in die Herrschaft der Insel, leben aber jetzt in völliger Abhängigkeit von den Engländern, welche Java besetzt haben (s. *Batavia*) und früher von den Holländern, welche 1619 sich daselbst festsetzten. Letztere baueten an die Stelle der ältern Stadt *Jacatra* die Stadt *Batavia*, welche sie in der Folge zum Hauptsitze aller ihrer ostindischen Besitzungen erhoben. Die vorerwähnten älteren Könige der Insel werden durch angelegte Festungen in den Hauptstädten derselben in Gehorsam gehalten; überdas müssen sie sich von dem jedesmaligen Gouverneur wählen und in ihrer Würde bestätigen lassen, und dann die Produkte ihres Landes, oft um einen sehr niedrigen Preis, als Tribut in ihre Hände liefern. Die wichtigsten dieser Fürsten sind der König von *Bantam* auf der Nordküste an der *Sundastraße*; der König von *Cheribon*, östlich von *Batavia*, und der sogenannte *Samarang* oder Kaiser von *Java*, welchem die nordöstlichen Theile von *Java* nebst der gegenüber liegenden *Madure* gehören. Diese Reiche liegen sämtlich nebst dem Gebiete von *Batavia* (dem alten Reiche *Jacatra*), in welchem die Holländer ebenfalls noch einige kleine Fürsten existiren lassen, auf der Nordseite der Insel, die sehr fruchtbar, aber wegen der stehenden Wasser und der daraus entspringenden Nebel ungesund ist. Der südliche Theil der Insel ist nicht so fruchtbar und von den Holländern weniger gekannt. Hier ist *Balambuan* ein unbedeutendes, aber freies Reich. Die Produkte der Insel bestehen aus Pfeffer, Kaffee (dessen Ausfuhr mit jedem Jahre zugenommen hat), Zucker (in geringer Menge), Reis (aus welchem zu *Batavia* der *Urrak* bereitet wird), Indigo, Vogelneestern, spanischem Rohre, Edelsteinen u. s. w. Der Handel von *Batavia* umfaßt übrigens alle Produkte, welche in *Asien* und *Europa* erzeugt werden; auch hat die Insel reiche Gold- und Kupfergruben. Sie ward im Jahr 1570 (nach Andern schon 1511) von den Portugiesen entdeckt; schon seit 1406 hatten die dortigen Einwohner die mohamedanische Religion angenommen. Von 1304 bis 1359 standen sie unter den Königen von *Larmata* und 1572 wurden sie *Sina* zinsbar.

**Jeanne d'Arc**, oder die Jungfrau von *Orleans*. Der Glaube der christlichen Völker des Mittelalters, daß überirdische Kräfte einzelner Menschen, als unmittelbare Werkzeuge eines höhern Willens, zu wunderähnlichen Thaten führen können, erklärt die außerordentliche Erscheinung der Jungfrau von *Orleans*. Nach *Carls VI.* Königs von *Frankreich* Tode (1422) ward, dem Vertrage von *Troyes* (1420) gemäß, der 9 Monate alte König von *England*, *Heinrich VI.* zum König von *Frankreich* ausgerufen; die Regierung führte sein Oheim, der kluge, tapfere und edle Herzog von *Bedford*. Aber *Frankreich* war seit 42 Jahren durch Parteisucht zerrissen. Auf einer Seite standen die Königin *Jisabelle*, der Herzog von *Burgund* und *England*; auf der andern der von seiner eigenen Mutter verstoßene *Dauphin Carl* und die *Armagnacs*, oder die *orleansche* Partei. Diese Trennung und die britischen Feldherren, die Grafen von *Sommerset*, *Warwick*, *Salisbury*, *Suffolk*, *Arundet*, *Salbot* und *Fastolfe*, hatten fast ganz *Frankreich* von *England* abhängig gemacht. Der neunzehnjährige *Dauphin* behauptete sein Recht auf den Thron. Er besaß alle Eigenschaften, welche die Liebe und Theilnahme der Franzosen für ihn erregen konnten; aber ihm fehlten Standhaftigkeit und Entschlossenheit. Der Vertrag von *Troyes* war der Nation verhaßt. Sieben Jahre lang hielt sich *Carl* aufrecht, trotz aller Unfälle. Ihm blieb zuletzt fast nur

**Bourgos**



Bourgos und dessen Gebiet. Paris und das nördliche Frankreich bis an die Loire waren in englischer Gewalt. Salisbury belagerte Orleans seit dem 12. Oct. 1428, das Gaucour tapfer vertheidigte. Ziel es, so schien der junge französische König verloren. Diese Ansicht der Lage des Reichs mußte überall die Gemüther beschäftigen; wer kann, wer wird unsern König retten? fragten ängstlich alle gutgesinnte, dem Könige ergebene Franzosen. Da lebte in den Thälern der Vogesen, an der alten Gränze von Lothringen, im Dorfe Domremy, oder Domremy la Vâcelle, wo man noch das Bauernhaus zeigt, in welchem sie geboren seyn soll, Jeanne d'Arc, die Tochter ehrlicher und in ihrer Art wohlhabender Landleute. Mitten unter schlichten, furchtsamen und abergläubigen Menschen, die Schrecken undummer bei dem Unglücke des Vaterlandes in unruhiger Erwartung der Zukunft erhielt, trieb Johanne einsiedlerisch, still in sich gelehrt, die Geschäfte des Hauswesens, und führte zuweilen die Heerde auf die Tristen. Ihre Geschichte ist auf das genaueste beurkundet. Die von De l'Averdy im 3ten Bande der Notices et Extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roi. (Paris 1790. 4.) aus 28 Handschriften über den Verdamnungs- und Lossprechungsproceß der Jeanne d'Arc bekannt gemachten Auszüge enthalten das Wichtigste. Sie war ein Mädchen von feiner Organisation und ungewöhnlicher weiblicher Reizbarkeit. Diese erhöhte vielleicht der von ihrem Biographen aufgezeichnete Umstand, daß sie dem Naturgesetze ihres Geschlechts nicht unterworfen gewesen; und schon Dufresnoy bemerkt mit Recht, wie dies und die frühe Andacht und die Inbrunst des Mädchens ihre Erscheinungen begreiflich machen könne. Jenes innige Gebet, die in sich gekehrte Beschauung, und die „weltüberwindende“ Einsamkeit erklären sehr wohl die dämonische Stimme, welche in dem Innern der Jungfrau ertönte, und als sinnestäuschendes Gesicht vor sie hintrat. Während ihre Gespieltinnen unweit der Quelle bei Domremy, unter dem Feenbaum, die schöne Mäle genannt, le beau mai ou l'arbre des fées, der als ein altes druidisches Heiligtum in hundert Uebersetzungen und Gespenstergeschichten spukte, allerlei Mädchen Spiele trieben, sang oder tanzte Johanna schwärmerisch allein, und band Straußen für die heilige Jungfrau, in der kleinen Kapelle de Notre-Dame de Bellemont, zu welcher sie gewöhnlich Sonnabends wallfahrtete. Sie hat nirgends, am wenigsten in einem Wirthshause gedient. Die englischen Chronikenschreiber haben aus Nationalhaß diese Thatsachen entstellt; selbst Enguerrand de Monstrelet in seinen Chroniques de l'histoire de France führt unerwiesene Umstände an. So irrt auch Hume in Ansehung ihres Alters. Die schöne Johanna war 18 Jahr alt, als sie zum Dauphin nach Chinon in Touraine ging. Aufgefordert, wie sie erzählte, durch die Erscheinung ihrer Dame von Bellemont, Orleans zu entsetzen und Carln zur Krönung nach Rheims zu führen, kam sie im Februar 1429 zu dem Gouverneur von Banconleurs, Robert von Baudricourt, der sie anfangs für besessen hielt und zweimal fortschickte, als sie aber zum dritten Male wiederkam, mit Empfehlungsschreiben nach Chinon sandte. Hier ließ sie der Dauphin zuerst durch den Bischof von Meaux und Jean Morin prüfen. Auch soll sie den Dauphin, der sich unter seine Höflinge mischte, sogleich erkannt, und ihm den Inhalt eines Gebets, das er zur Maria gethan, gesagt haben. Gewiß ist es, daß sie aufs neue zu Poitiers von sachkundigen Männern, Theologen und Parlamentsräthen, drei Wochen lang geprüft wurde. Hierauf ließ sie der Dauphin aus-

noch von seiner Schwiegermutter und ihren Hofdamen insgeheim besichtigen; und diese sagten aus: qu'elle étoit entiere et vraie pucelle. Nun erst gab man ihr an Daulon, dem biedersten Mann am Hofe, einen beständigen Wächter und Waffenbruder; und zugleich die Erlaubnis, mit Dunois den Entsatz von Orleans zu bewirken. Von jetzt an erscheint sie, wie Friedrich Schlegel sagt, als der schönste Charakter, welchen die französische Geschichte aus der romantischen Mittelzeit aufzuweisen hat. Vom Kopf bis auf die Füße gerüstet, (armée de pied en cap) in männlicher Kleidung, führte sie das Schwert, wie die heilige Fahne, als Siegeszeichen dem Heere voran; aber weit entfernt von unweiblicher Grausamkeit oder Blutvergossen, ist sie selbst zwar mehrmals verwundet worden, hat aber nie getödtet, oder Blut vergossen, noch ist, sagt ihr Biograph, Friedrich Schlegel (in seiner Geschichte der Jungfrau von Orleans aus altfranzösischen Quellen (nach del Averdys Auszügen aus Handschriften) Berlin 1802) andere irdische Neigung in ihr Herz gekommen, als die für das Vaterland, für den Abkömmling des heiligen Ludwig und für die heiligen Lilien. Auch bezeugten die Actenstücke, sowohl während ihres Processes 1431, als bei der Revision desselben 1453, die Thatsache, daß sie eigenhändig keine Feinde getödtet habe, weil sie nach ihrer zarten Gewissenhaftigkeit die Seelen der erschlagenen Engländer noch mehr beklagte, als ihre Leiber. Indes scheint doch aus einigen Stellen des Conglet-Dufresnoy (Histoire de Jeanne d'Arc, Vierge, Héroïne. Paris 1553.) zu folgen, daß sie nicht immer die Fahne trug, sondern auch von dem geweihten Schwerte, das sie aus der Katharinenkirche zu Fierbois, wo Niemand davon gewußt haben soll, holen ließ, wirklich Gebrauch machte. Die allgemein verbreitete Meinung von ihrer höhern Sendung, an welche sie selbst mit frommer Einfalt glaubte, brachte die außerordentlichsten Wirkungen hervor. Die Feldherren mußten durch sie, die offen und freimüthig, fest und beharrlich, ritterlich fromm und lähn, nur ein Ziel im Auge hatte, das Heer zu begeistern, ohne darum stets ihrem Rathe zu folgen. Die erste Waffenthat gelang. Mit 10,000 Mann, unter dem Befehle von St. Sever, Dunois und La Hire, brach sie von Blois auf, und zog den 29. April 1429 mit einer Zufuhr in Orleans ein. Durch lähne Ausfälle, wozu sie ermunterte, wurden die Engländer aus ihren Verschanzungen geschlagen. Suffolt hob daher die Belagerung auf, den 8. Mai 1429. Johanna eroberte hierauf mehrere von den Feinden besetzte Orte, und schlug sie bei Patay den 18. Junius, wo General Talbot gefangen wurde, und selbst der tapfere Gastolfe die Flucht ergriff. So wurde möglich, was vor drei Monaten noch unglaublich schien. Carl zog siegreich in Rheims ein. Bei der Salbung und Krönung, den 17. Julius, stand das Mädchen von Orleans dem Könige zur Seite, in voller Rüstung und in der Hand die Fahne. Sie vertrat die Stelle eines Connetable, und hielt das Schwert über den König. Hierauf wollte sie, da ihr Auftrag vollbracht war, in ihre Heimath zurückkehren, ließ sich aber halten und blieb. Ganz Frankreich erkannte Carl als König; Bedford konnte sich nur durch Waffenmacht und Klugheit behaupten. Er schlug im September den Angriff auf Paris ab. Hier wurde Johanna verwundet. Carl zog sich nach Bourges zurück. Er erhob jetzt die Jungfrau mit ihrer Familie in den Adelsstand. Sie hieß zuerst Dalls, dann Dulis; endlich Du Lys. Ihr Wappenschild enthielt zwei goldene Lilien, und ein mit der Spitze in die Höhe gerichtetes Schwert, das eine Krone trägt. Indes sammelte Bedford neue

Leiste. Burgund und Bretagne erkannten den in Paris gekrönten jungen König Heinrich VI. an. Nun drangen die Engländer aufs neue vor. Sie belagerten Compiègne. Das Mädchen warf sich hinein, wie in Orleans; aber bei einem Ausfalle wurde sie den 25. Mai 1430 von den Burgundern gefangen; man sagt, französische Offiziere hätten sie aus Reid, weil ihr Ruhm den Ihrigen verdundele, in der Gefahr verlossen. Sie ergab sich dem Lronnel Bastard von Bourbome. Anfangs sah sie zu Crotoy, dann zu Beaufort. Als sie hörte, daß sie den Engländern ausgeliefert werden sollte (der König hatte für sie 20,000 Livres gezahlt), wollte sie durch einen Sprung aus dem Thurm sie retten. So kam sie, gefährlich beschädigt, in die Gewalt der Engländer. Auf Betrieb ihrer eignen Landleute ward ihr der Proceß

1 Bischof von Beauvais, Pierre Cauchon leitete ihn nach  
 2 , und die Universität Paris un  
 3 nd Kexerin ward sie von der  
 4 der weltliche Arm nicht. So  
 5 t des Königs, welcher für da  
 6 . Allein der leichtsinnige Carl  
 7 end Ernst. Nach viermonatlich  
 8 rmerin, welche fest und sta

aus im wergore den heiligen Michael als de  
 Stimme sie, als sie 13 Jahr alt gewesen, im  
 hret habe, und der Reich ihr guter Regierer gewesen sey, ihres Um  
 gangs mit häßlichen Weisern und Zauderel wegen von den Inquisitoren  
 zu Rouen zum Kerntode verurtheilt. Man führte sie zum Scheiter  
 haufen; da schloß ihr Mund gebrochen. Sie unterwarf sich der Klage  
 und erklärte ihre Offenderungen für Teufelswerk. Man verurtheilte  
 sie darauf zu ewigem Gefängniß. Allein bald fand man Vorwände, sie  
 als Ketzlerin, Kollapen, zu betrachten. Sie ward daher den 30. Mai  
 1431 zu Rouen bei langsamem Feuer verbrannt. Sie starb mit Uners  
 schrockenheit. Als man ihr vor dem Marge zum Holzstoße die Inquisi  
 tionsschwärze auflegte, sagte sie zu ihrem Bealeiter: Maître, par la  
 grace de Dieu, je serai ou soit en paradis. Die Sage, daß, als Joe  
 danne auf dem Scheiterhaufen ausgeathmet, eine weiße Lande in die  
 Höhe gestiegen, erinnert an Herbers schöne Legende von der Laybe des  
 Volpcarpus. „Spotte nicht, schließt Herber,

des Hühner, daß die Saat sich erheuf.  
 Nur Gott, und nicht die Erde, gibt dem Tode Ruch!

Ihre Klage ward in die Erde gestreut. Theologen hatten sie verurtheilt,  
 und unter diesen nur ein einziger Engländer, der Bischof zu Winchester.  
 Im Jahre 1385 klagten Johanna's Verwandte auf Revision des  
 Proceßes. Papst Calixtus III. übertrug sie dem Erzbischofe von Arles,  
 den Bischöfen von Paris und von Comanca, und einem Inquisitor.  
 Diese sprachen den 7. Jul. 1456 das Urtheil: die 12 Artikel seyen falsch,  
 und erklärten die Jungfrau für unschuldig. Ihr Andenken wurde durch  
 Denkmäler gefeiert. So liehet man unter dem Wapen ihrer Bildnisse  
 auf dem Markte in Rouen:

*Regia virginis descenditur ante coronam;*

*Lilia virginis tuta sub onno nitent.*

(Ehre ist die Krone, droht dem Schwerte der Jungfrau,  
 unter der Jungfrau Schwert blühet der gute Frucht)

Nach dem Bildnisse der Jungfrau, welches der Conservateur des Ma  
 usee françois in Paris, Alexander Lenoir, auf dem Stadthause zu

Orleans, wo sich auch eine Statue von ihr befindet, entdeckt und nach Paris ins Museum aux petits Augustins gebracht hat, muß sie sehr schön gewesen seyn. Ihre Züge sind sanft und schwärmerisch; sie haben das, was die Franzosen *l'intérêt du calme* nennen. Sie hat eine Togur mit Federn auf dem Kopfe, in beiden Händen hält sie das geweihte Schwert und ein Schild. (S. die Copie im Journ. Lond. und Paris VII. 2.). Des Mädchens von Orleans berühmter historische Name, dessen Johannes von Müller in seiner Geschichte der europäischen Menschheit nicht gedenkt, ist nicht weniger merkwürdig in der Geschichte der Literatur. Daher muß hier noch über die verschiedene Behandlung des epischen und romantischen Charakters dieses Stoffes etwas gesagt werden. Nachdem Chapelain, ein Zeitgenosse des Cardinals Richelieu, die Johanna d'Arc, wie Boileau sagt, in zwölfmal zwölfhundert schlechten Versen besungen hatte, unternahm Voltaire, schon im Jahr 1730, das poetische Ungebeuer seines Vergnügens zu parodiren, und nach Shakespeare's Beispiel (im 1. Th. seines Heinrichs VI.) die volle Schale seines unsaubern Witzes über den schon verrufenen Gegenstand auszugießen. So entstand das nur zu bekannte komische Heldengedicht, das Mercier ein *crime antinational* nennt. Es erschien zuerst 1757 im Druck. Man höre über dasselbe Bouterweck in der Geschichte der Poesie und Beredsamkeit VI. 359. Die erste poetische Reinigung dieses von der Platttheit und von dem schamlosesten Witz entheiligten Stoffes versuchte ein Britte, Robert Southey in seinem Heldengedicht, Joan of Arc, das aber den Leser kalt läßt. Desto glänzender war die Verherrlichung der Jungfrau durch unsern Schiller. Er hat mehr als Calist III. gethan; er hat die edle, fühne Schwärmerin in die Rechte des romantischen Zeitalters, dem sie angehört, wieder eingesetzt. Ueber sein berühmtes Gedicht, das in der Geschichte der romantischen Poesie Epoche machen wird, Jungfrau von Orleans, eine romantische Tragödie von Schiller (zuerst als Almanach für das Jahr 1802, Berlin bei Unger) findet man scharfsinnige Bemerkungen in der Allgem. Lit. Zeit. v. 1802, Nr. 15. u. 16. Das Lehrreichste darüber enthält die geistvolle kritische Würdigung dieses Meisterstücks in der vierten Schaustellung aus der Gallerie zu Schillers Gedichten, nach Rambergs Zeichnungen, von Böttiger, in einem unserer gehaltvollsten Taschenbücher, in der Minerva v. Jahr 1812. Mercier, der Herausgeber der französischen Uebersetzung dieses Schauspiels von Cramer (Paris 1802) nennt dasselbe eine Hymne zum Ruhme der Heldin, würdig der vollsten Bewunderung und Achtung ihrer Zeitgenossen. Er setzt hinzu: „Schillers dramatische Muse ist so wie ich sie liebe, wie ich sie gern in Frankreich heimlich sähe: denn wen sollte nicht die arme französische Melpomene jammern, welche eingeferkert und gebunden, ja geknebelt und mit der schweren, eng zusammengezogenen Einheitskette der Zeit des Orts, sich unaufhörlich den Kopf an den Wänden ihres engen Gefängnisses zerstoßt?“ Endlich verdient auch A. W. von Schlegels Urtheil über die verschiedene Darstellung dieses Gegenstandes von Shakespeare und Schiller (in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, Th. II. Abth. II.) gehört zu werden; doch wird hier wenigstens seine Vorliebe für den Britten keinen Unbefangenen irre führen. K.

Jeddo (Yeddo), die Hauptstadt von Japan, liegt östlich von Nippon in einer Bay. Die Häuser daselbst haben, das Erdgeschosß abgerechnet, nur eine, oder höchstens zwei Stagen, und sind mit Hands

lungsläden versehen, welche das Erdgeschosseinnehmen. Der dortige Hafen ist so feil, daß die Schiffe gezwungen sind, in einer Entfernung von 5 französischen Meilen vor Anker zu gehen. Der kaiserliche Pallast, der wie eine Festung erbaut ist, würde, da er 5 französische Meilen im Umfange hat, allein schon eine beträchtliche Stadt bilden. Es befindet sich ein Saal in demselben, der 600 Fuß lang und 300 breit ist. Die Säulen dieses Pallastes sind von Cedern-, Kampher- und andern kostbaren Holze aufgeführt. Die Privathäuser sind von Holz, aber weiß angestrichen, so daß sie wie Stein aussehen. Da der Gebrauch der Tische und Stühle gänzlich unbekannt ist, so sitzt man allgemein, sogar der Kaiser, auf Matten oder Teppichen.

Jefferson (Thomas), ehemaliger Präsident des Congresses der vereinigten Staaten von Nordamerika, ist in Virginien um das Jahr 1750 geboren, groß und hager von Gestalt, hat eine blühende Gesichtsfarbe, lebhafte feurige Augen, eine freundliche Miene und fast röthliches Haar. Nachdem er das ganze Gebiet der Wissenschaften mit Eifer umfaßt und zu durchdringen gesucht hatte, widmete er sich der praktischen Rechtsgelehrsamkeit, und zeichnete sich in derselben bereits so sehr zu seinem Vortheile aus, daß ihm der Staat von Virginien noch sehr jung zum Mitgliede der Gesetzgebung ernannte. Schon damals gab er durch öffentliche Schriften zu erkennen, daß er diesem Zweige der öffentlichen Verwaltung mit Genie und Reife vorzustehen im Stande sey. Während der Revolution, welche die vereinigten Staaten vom Mutterlande losriß, stieg er stufenweise zu immer höhern Aemtern. Er war während zweier Jahre, nebst Washington, Franklin, John Adams und andern, Mitglied des berühmten Congresses, der damals die Revolution leitete. Hier schlug er mit Lee die Unabhängigkeits-Erklärung vor, beschleunigte mit Adams die Verhandlung darüber, entwarf die Constitution derselben, betrug sich als Gouverneur von Virginien zur Zeit der Einfälle von Cornwallis und Arnold, mit Würde und seltener Standhaftigkeit, erfüllte von 1788—1789 nach dem Frieden, als erster Botschafter am französischen Hofe, die Pflichten dieses ausgezeichneten Postens mit Treue und Geschicklichkeit, und war endlich, als Staatssecretär, die Ursache der entscheidenden Sprache, welche Nordamerika führte, als England 1792 die damalige politische Schwäche der vereinigten Staaten mißbrauchen wollte. Hierauf legte Jefferson seine Stelle nieder, ward kurz nachher als Vicepräsident an die Spitze der Regierung gestellt, zog sich jedoch abermals von diesem Posten in den Privatstand zurück. Die Parteilucht, welche damals in der Verwaltung der amerikanischen Staaten herrschte, und welcher sich Jefferson widersetzte, war Ursache, daß man ihn von nun an als den Chef der Opposition betrachtete. In Folge der Erbitterung, welche hieraus auf beiden Seiten entstand, beschuldigte man Jefferson, er wolle die Constitution stürzen und sich als Tribun an die Spitze des Volks stellen. Doch fiel das Falsche einer solchen Beschuldigung nur zu deutlich in die Augen, und somit kam es, daß man Jefferson am 17. Febr. 1801 an Adams Stelle, und am 17. Febr. 1805 zum zweiten Male zum Präsidenten des Congresses ernannte, welchen Posten er jedoch nur bis 1809 bekleidete, wo Madison an seine Stelle erwählt wurde. Jefferson hatte schon früher erklärt, er wolle sich nach Ablauf seiner Präsidentschaft von allen öffentlichen Geschäften gänzlich zurückziehen. Seine wichtigsten literarischen Werke sind: Summarische Uebersicht der Rechte des englischen Amerika, 1774; Bemerkungen über Virginien, 1781;

Entwurf einer Fundamental-Constitution, 1783; Hypothese, daß die Völker Asiens von den amerikanischen Indianern abstammen, 1789; und Bottschaften an die beiden Häuser des Congresses. Im Jahr 1814 hat Jefferson seine Büchersammlung, zum Ersatz der in Washington von den Engländern verbrannten Nationalbibliothek, den vereinigten Staaten, um die Summe von 50,000 Dollars überlassen. Diese Büchersammlung besteht aus 9 — 10,000 Bänden, und ist zum Theil in den verschiedenen Hauptstädten von Europa, wo ihr Besitzer ehemals Gesandter war, zusammen gebracht worden. Sie enthielt alles, was sich auf die Entstehung der nordamerikanischen Staaten, ihre Geschichte, die Staatsverhandlungen derselben, ihre Statistik, Erbbeschreibung ic. bezieht.

Jehova nannte Moses bei seiner Gesetzgebung den Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs, und gab seinem Volke dadurch die erhabene Idee des Bleibenden und Unveränderlichen. Denn Jehova bedeutet im Hebräischen den der da ist, der da war und seyn wird, den allein Beständigen. Auffallend stimmt mit dieser Bedeutung die berühmte Inschrift des Isthempels überein: Ich bin alles was war, ist und seyn wird, und meinen Schleier hat noch kein Sterblicher gehoben. In wie weit aber Jehova mit dem ägyptischen Ido verwandt sey, und ob Moses die Idee des ewigen Gottes den ägyptischen Mythen verdankt, oder ob diese sie von der Religion der Hebräer angenommen haben, läßt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden. Nur so viel ist erweislich, daß der Mosaismus sich durch die Reinheit seiner Gottesidee vor allen Volksreligionen des Alterthums auszeichnete. Jedes Idol, oder Sinnbild Jehovas, war darin ausdrücklich verboten. Als der unsichtbare Schutzgott und König des Hauses Israel sollte er durch Gehorsam gegen seine Vorschriften, und pünktliche Beobachtung der in seinem Namen von Moses angeordneten Gebräuche verehrt werden. Jedoch brachte es die Beschaffenheit dieses religiösen Particularismus eben so sehr, als die Beschränktheit der hebräischen Cultur mit sich, daß die Poesie und der Volksglaube das Wesen des Unanschaulichen durch anthropopathische Bilder versinnlichte, seine Gegenwart in Flammen und Wolken, seine Wohnung in der heiligen Bundeslade, und daher seit dem davidischen Zeitalter seinen Sitz ausschließlich im Tempel auf dem Berge Zion fand. Diese dürftigen Volksbegriffe wurden zwar nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil durch den Einfluß der Philosophie und des Christenthums allmählig aufgeklärt, doch der Glaube an eine besondere Gunst und Parteilichkeit Gottes für ihr Volk, wird den Juden, so lange sie den historischen Grund ihrer Religion anerkennen, immer eigen bleiben, und sie fassen auch die Bedeutung des Namens Jehova am liebsten in dem Sinne auf, daß Gott Ihnen sey und seyn werde, was er ihren Ervätern war. E.

Jemappe, s. Gemappe.

Jena, eine sachsen-weimarische Stadt in Thüringen, am Einflusse der Leuthra in die Saale, in einem romantischen Thale gelegen, mit etwa 6000 Einwohnern, und einem Schlosse, worauf nach Herzog Wilhelms von Weimar Tode (1662), dessen vier Söhne das Land unter sich theilten, bis 1690 eine eigne, von Bernhard II. gestiftete, aber schon in dessen Sohne, Johann Wilhelm, erlöschene Seitenlinie residirte, nach deren Aussterben Weimar und Eisenach den jenaischen Landesanteile unter sich theilten. Berühmt ist Jena wegen seiner Universität, welche viele der berühmtesten Gelehrten Deutschlands unter ihren Lehrern und Jünglingen zählt, und wegen der damit zusammenhängenden

gelehrten und wissenschaftlichen Anstalten. Sie ist ein Eigenthum sämtlicher ernestinischen Häuser, bis auf Hildburghausen, das sich seines Antheils begeben hat; Weimar besitzt die Hälfte, Gotha ein Viertel, Meiningen  $\frac{3}{16}$  und Coburg  $\frac{1}{16}$ . Gestiftet wurde sie, nachdem die ernestinische Linie Wittenberg verloren hatte, von Johann-Friedrich im Jahr 1548, und eingeweiht nach dessen Tode 1558. Die Zahl der Studierenden belief sich in früheren Zeiten wohl auf einige 1000; vor dem Jahr 1806 betrug sie noch 600, verminderte sich gleich darauf sehr, ist aber jetzt wieder im Zunehmen. Sehr beträchtlich ist die Universitätsbibliothek, welche durch die bundersche und in neuerer Zeit durch die büttnerische Sammlung ansehnlich vermehrt worden. Ferner nennen wir das Hebammensinstitut, die trefflichen klinischen Anstalten, das anatomische Theater, die Sammlung mathematischer und physikalischer Instrumente und Modelle, das Museum und das Mineralien cabinet, welches letztere hauptsächlich aus der walchischen, und ehemals zu Weimar befindlichen herzogl. Sammlung besteht, und zu fernerm Anwachs Fonds besitzt. Noch sind in Jena zwei Spruchcollegia, eine Juristenfacultät und ein Schöppenstuhl; eine Superintendentur und eine lateinische Schule, auch mehrere gelehrte Gesellschaften, nämlich eine lateinische, eine deutsche und eine mineralogische, so wie seit 1816 ein Oberappellationsgericht für die sämtlichen herzoglich sächsischen und fürstl. reussischen Lande. — Der in der Nähe gelegene Fuchsthurm ist der Ueberrest des alten Schlosses Kirchberg auf dem Landgrafenberge, welcher bisher auch der Napoleonsberg genannt wurde.

**Jena (Schlacht bei).** Durch den Ausgang des Gefechtes bei Saalfeld am 10. Oct. 1806, war die preussische Armee in ihrer linken Flanke umgangen, und durch die hierauf mit reißender Schnelligkeit erfolgenden Bewegungen der Franzosen, nach zwei Tagen die Stellung der beiderseitigen Heere so sehr verändert worden, daß die Preussen den thüringer Wald, die in zwei großen Linien herandrückenden Franzosen aber auf ihrem rechten Flügel die Elbe im Rücken hatten. Raumburg, Jena, Kahla, waren die Punkte der ersten französischen Linie an der Saale, während die zweite la: 28 der Elster und von Zeitz bis Neustadt und Schleiz sich ausdehnte; in Gera war des Kaisers Napoleon Hauptquartier, gedeckt von den Gardes und dem Corps des Marschalls Soult. Napoleon hatte beschlossen eine entscheidende Schlacht zu liefern, und bis zum 14. Oct. früh waren seine Vorbereitungen dazu vollendet; die Höhen von Jena waren zu dem furchtbaren Schauspiel ausersehen, und die Franzosen glücklich, diese Höhen zu besetzen, deren Wichtigkeit von preussischer Seite nicht früh genug schien anerkannt worden zu seyn. Während die französischen Corps aus ihren Stellungen dem Schlachtfelde entgegenzogen, war Napoleon in Gera geblieben, von wo aus er die Bewegungen leitete. Am 13. Oct. aber brach auch er auf; Nachmittags 2 Uhr desselben Tages traf er in Jena ein, und recognoscirte sogleich, von einer der schon besetzten Höhen aus, die Stellungen seines Gegners. Unter seiner Aufsicht ließ er durch ein wildes Defilée, das Rauchtal genannt, zwischen Jena und Zwätzen, einen Weg bahnen, um Artillerie auf die oft sehr steilen Höhengipfel bringen zu können; die ganze Nacht hindurch wurde gearbeitet; von seiner Fußgarde umgeben, vor sich das Corps von Lannes, bivouacquirte Napoleon auf jener Höhe, die nachmals den Namen „Napoleonsberg“ erhielt; rechts und links um ihn her war die Armee bei dunkler Nacht in vollem Marsche. Von dem Allen wußte man im preussischen Hauptquartiere nichts, oder doch nur sehr wenig, und auch das Wenige nur höchst unbestimmt, man war so ohne alle

Rundschaft, daß der König befehl, einige Gefangene zu machen zu suchen, um von diesen über die Stärke und Stellung des Feindes etwas zu erfahren. Schon in dem Artikel Auerstädt ist gesagt worden, daß durch ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände und falscher Maßregeln, das große preussische Heer (noch ohne Schlacht) bereits so zertheilt gewesen sey, daß ein Theil desselben zwischen Jena und Bierzehnheiligen (einem altenburgischen Dorfe) unter dem Fürsten Hohenlohe, und der andere bei Auerstädt, unter dem Herzoge von Braunschweig gestanden habe, ohne mit einander in directer Verbindung zu stehen. Ein Raum von 4 Stunden war zwischen beiden Heeres-Abtheilungen, welche so wenig von einander wußten, daß der König von Preußen erst in Sommerda das Schicksal der hohenlohischen Armee erfuhr. So war es möglich, daß in dieser unbedeutenden Entfernung von einander 2 Schlachten zugleich geltefert und verloren werden konnten. Während der Marschall Davoust nämlich die Armee des Königs bei Auerstädt beschäftigte und schlug, wurde der Fürst Hohenlohe von Napoleon selbst bei Jena und Bierzehnheiligen geschlagen. Als Hohenlohe (bei dem das sächsische Hülfscorps sich befand) am Morgen des 14. Oct. nicht mehr zweifeln durfte, daß er einer Schlacht nicht ausweichen könne, entschloß er sich selbst zum ersten Angriffe; indem er sich den Angriff auf die Fronte des Feindes vorbehielt, beorderte er den General Holzendorf (bei Röddchen), in dessen rechte Flanke, und General Rüchel, der noch einige Stunden entfernt war, erhielt den Auftrag, als Reserve in der linken feindlichen Flanke (bei Jfferstädt und der sogenannten Schnecke) zu operiren. Ein dichter Nebel bedeckte das Schlachtfeld; die Heere, die sich schlagen wollten, sahen weder sich, noch ihre Batterien; doch begann früh 5 Uhr der Angriff der preussischen Kavallerie vom rechten Flügel; sie wurde zurückgedrängt und gerieth in das Kartätschensfeuer ihrer eigenen Batterie von Wolframsdorf; da wendete sie sich, durch einen braven Offizier aufs neue ermuthiget, wieder gegen den Feind, der aber in diesem Augenblicke durch die Eroberung der preussischen Batterie Steinwehrt einen bedeutenden Vortheil errang; man konnte dort nichts erreichen. Doch war nun unterdessen der Aufmarsch der Preußen vollendet; auf der ganzen Linie stand man im Gefecht, das mit jeder Minute in den walzenden Nebelwolken heftiger wurde. Ueber die rauchenden Trümmern des brennenden Dorfes Bierzehnheiligen ging der Marsch der Preußen, die in der That mit Muth und Glück jetzt vordrangen. Der Augenblick des Sieges war für sie da, ein General-Angriff der ganzen Armee konnte das Schicksal des Tages ganz anders machen, als es wurde; aber vergebens sah Hohenlohe, der allein bis jetzt gekämpft, und der den großen Moment erkannte, nach Holzendorf und nach Rüchel sich um. Schon 4 Stunden hatte man gefochten; es war 9 Uhr; jetzt, nach gefallenem Nebel, sah man die Vortheile und die Gefahren; die Boten flogen den beiden tausenden Generalen entgegen; noch 4 Stunden hielt Hohenlohe aus; seine Reihen wurden immer dünner, je mehr die Franzosen frische Kräfte entwickelten; es schlug 1 Uhr, als zwei neue französische Kolonnen (vom Corps des Marschall Ney) auf dem Kampfplatze ankamen; die Richtung ihres Marsches entschied schon die Schlacht; während die eine in der linken Flanke der Preußen erschien, marschirte die andere ihnen im Rücken; ihre Artillerie trug tausendfachen Tod in die Glieder der schon ermatteten Preußen und Sachsen; da befehl Hohenlohe den Rückzug, der unter dem rühmlichen Schutze des Regiments Graf Heudel und des sächsischen Bataillons aus dem Winkel angetreten wurde. Doch schon war die Unord-



nung zu groß; die Truppen verwirrten sich unter einander, indem sie die Gefahr sahen, eingeschlossen zu werden, da ihre linke Flanke immer mehr und mehr umgangen wurde. In diesem Augenblicke zeigte sich Mûchel, der über Kapellendorf herkam, auf der Höhe des Sperlingsberges; der Obrist Massenbach mußte ihm den Befehl bringen, den Rückzug zu decken; doch das war dem stolzen Mûchel nicht genug; die Schlacht entscheiden wollte er; er marschirte zum Angriff; aber französische Kartätschen besgräften mörderisch seine linke Flanke, Napoleons Reserve aus dem Centrum stürzte sich über die noch stehenden Bataillone noch wüthender her, ein gefährliche Verwundung warf den verwegenen Mûchel zu Boden; die allgemeine Flucht war nun entschieden, deren Richtung theils nach Weimar, theils nach Naumburg ging; auf dem Wege nach Weimar begegneten sich die Fliehenden aus beiden Schlachten (Auerstädt und Jena), die in der That sich selbst überlassen waren, da die meisten Hauptanführer, Schmectan, Mûchel, Möllendorf und der Herzog von Braunschweig Wunden erhalten hatten, die sie zum augenblicklichen Commando unfähig machten. Darin lag vorzüglich der Grund, daß der materielle Verlust der Geschlagenen so ungeheuer war; 200 Kanonen, 60 Fahnen und Standarten, 30,000 Gefangene, worunter 20 Generale, gegen 20,000 Tode und Verwundete waren am folgenden Tage von den Siegern gezählt, deren Verlust aber gewiß auch größer als 4100 Tode und Verwundete gewesen seyn mag, wie der französische Bericht ihn angiebt. So ging die Schlacht bei Jena verloren, wie die bei Auerstädt\*), größtentheils aus Mangel an Einheit des Willens, und alle Anstrengungen scheiterten, wenn man dem Urtheile so manches gewichtvollen Augenzeugen trauen darf, theils an Unkenntniß, theils an Ungeübtheit, theils an Mißtrauen und an der Eifersucht der Befehlshaber unter einander: daher es wohl erklärlich ist, daß, während die Franzosen in vollen Magazinen und bei geübtem Requisitions-Talent schwelgten, die Preußen auf befreundetem Boden hungerten, als sie in die Schlacht gehen sollten, daß Hohlenlohe sogar drückenden Mangel an Munition litt, und die Sachsen, ihr Schicksal ahnend, sich ihrer Verbindung mit den Preußen nicht freueten, besonders als ihnen Napoleons Proclamation bekannt geworden; und daß, was das Schlimmste war, die Unterbefehlshaber die Befehle des Oberfeldherrn nicht achteten, daß ein Mûchel es wagen konnte, auf eigene Hand zu operiren. Erfurts Capitulation, die Trennung der Sachsen von den Preußen und die Auflösung der preußischen Armee, die nur noch ein formirtes ungeschlagenes Corps (das des Herzogs von Weimar) aus Sachsen mitnahm und nun hinter die Oder retirirte, um dort sich wieder zu bilden und mit den langsam heranziehenden Russen zu vereinigen, waren die nächsten Folgen dieser unglücklichen Schlacht, in welcher Preußen Ehre und Ruhm verlor, um nach sieben traurigen Jahren beides um so glänzender wieder zu gewinnen.

Jenner, Eduard, Arzt zu Bartley in der Grafschaft Gloucestershire in England, der Erfinder und Verbreiter der Kuhpockenimpfung. Er beschäftigte sich mit Untersuchung über die Kuhpocken, und gab 1798 die erste Schrift darüber in London heraus, welche durch Wallhorns Uebersetzung 1799 auch in Deutschland bekannt wurde. Jenner hatte vielen Personen, welche theils vor mehreren Jahren, theils erst kurz vorher die Kuhpocken ausgestanden hatten, die Kinderblattern einzupimpfen

\*) Die Franzosen unterscheiden diese beiden Schlachten nicht, sondern fassen sie in dem Namen „Schlacht von Jena“ zusammen.

versucht, ohne daß sie selbige bekamen. Um von der Wirksamkeit der Blattermaterie von den Kinderblattern überzeugt zu seyn, impfte er auch andere Personen, welche weder Kuhpocken noch Kinderblattern schon gehabt hatten, die nämliche Materie ein, und sie bekamen auch richtig die Kinderblattern. Auch hatte er vielen Personen die Kuhpocken eingeimpft, um an den Menschen den Verlauf derselben genau zu beobachten. Wurde diesen nachher von der Materie der Kinderblattern eingeimpft, so bekamen sie letztere Krankheit nicht. Von diesen fortgesetzten Versuchen gab Jenner 1799 in einer zweiten Schrift Nachricht. Die Zahl derer, die er impfte, vermehrte sich in kurzer Zeit so sehr, daß er bald an 6000 derselben zählte, von denen keiner von den Kinderblattern angesteckt wurde. Er machte auf die Vortheile der Einimpfung der Kuhpocken, auf die Gefahrlosigkeit der dadurch entstandenen Krankheit, ihre Gelindigkeit, ihre Eigenschaft, sich unter den Menschen nicht weiter durch Ansteckung zu verbreiten, und auf die Sicherung eines jeden, der sie ausgestanden hat, gegen die Ansteckung von den gewöhnlichen Kinderblattern, durch diese Schriften aufmerksam. Er machte aber auch bei seinen vielfältigen Versuchen bald die Erfahrung, daß es auch falsche Kuhpocken gäbe, deren Gestalt und Verlauf von dem der ächten abweiche, und welche die Vortheile der ächten, vorzüglich der Sicherstellung vor den Kinderblattern nicht gewährten. Er suchte daher die Unterscheidungszeichen der ächten und falschen Kuhpocken genau zu bestimmen. In einer 1800 von ihm herausgegebenen dritten Schrift über die Kuhpocken bestätigte er mit eigenen und anderer Aerzte Beobachtungen die gerühmten Vorzüge der Impfung der Kuhpocken. Von der großen Anzahl der Geimpften waren mehr als 3000 mit Materie von Kinderblattern ohne Erfolg geimpft worden. Frühzeitig verbanden sich mit Jenner mehrere Aerzte zu weitem Versuchen und Impfungen. Besonders zeichneten sich Woodwille und Marshall, Jenners Freunde, Pearson, und einige andere aus. Durch die ausgebreitetste Correspondenz, nicht nur nach Deutschland, sondern nach ganz Europa, ja auch in die andern Welttheile, besonders nach Amerika, verbreitete Jenner seine Erfindung in unglaublich schneller Zeit. In London selbst wurde schon 1799 eine öffentliche Impfanstalt errichtet, welches an mehreren Orten Nachahmung fand. Jenners großes Verdienst wurde auch allenthalben, besonders in England, gehdrig geschätzt; unter mehreren andern Ehrenbezeugungen, die ihm widerfahren, bekam er auch im Jahr 1804 von dem Gemeinderath der Stadt London das Bürgerrecht in einer goldenen Kapsel, welche auf 600 Pfund Sterling geschätzt wird, zum Geschenk. Er erhielt außerdem eine goldne Medaille, und das Parlament verwilligte ihm zweimal eine Belohnung von 12,000 Pfund Sterling. Man versichert aber auch, daß seine Correspondenz allein ihn mehrere 1000 Pfund gekostet habe. Es wurde eine Gesellschaft zur Beförderung der Ausbreitung der Kuhpocken in ganz Großbritannien gestiftet, die den Namen königlich-jennersche Societät führen durfte, und für deren Patron sich der König selbst, und als Patronin die Königin, erklärte, an welcher der Prinz und die Prinzessin von Wales, so wie auch mehrere Herzöge und andere Große des Reichs Antheil nahmen. Auch der Kaiser Alexander von Rußland bezeugte, als er 1814 in London war, Jenner seine Achtung, indem er ihn zu sich kommen ließ, und ihn und seine Familie reichlich beschenkte. (Das Weitere s. in dem Art. Kuhpocken). H.

Jenny-Maschinen heißen die berühmten Maschinen, welche Baumwolle spinnen und gegen das Jahr 1775 von Richard Arkwright erfunden worden sind. Als dieser ein Patent auf seine Erfindung nahm,

nannte er sie nach seiner Frau Jenny, Maschine und späterhin nachdem er dieselbe noch verbessert hatte, Jenny-Mule (Bastard-Jenny) von Mule, Maulthier. Diese künstliche Erfindung, Baumwolle zu spinnen, besteht aus vier Maschinen, der Kraßmaschine (Carding mill), welche die Wolle reinigt und ihr die Form eines Luchs giebt; der Streichmaschine (Drawing mill), welche die Reinigung der Wolle vollendet, und diese in eine wurstartige Form bringt; der Vorspinnmaschine (Bowling mill), auf welche die Wolle, nachdem sie vorher in der Laterne noch mehr verdünnt und auch etwas gedreht worden ist, aufgespult und solcher Gestalt zum Spinnen fertig gemacht wird, und der eigentlichen Spinn-Maschine, einer aus vielen Spindeln bestehenden Vorrichtung, auf welcher, vermittelt eines bewundernswürdigen Mechanismus, welchen nur wenige Hände zu leiten brauchen, die Wolle alsdann zu Garn gesponnen wird. Diese Spinnmaschine ist eigentlich wieder gedoppelter Art: die eine liefert das Garn (Twist), und die andere das Einschlaggarn (Weft). Letztere soll eigentlich nur den Namen Jenny-Maschine führen. Die Bewegung aller dieser Maschinen geschieht entweder durch ein großes Wasserrad, oder auch durch eine Dampfmaschine.

**J e r e m i a s**, der zweite unter den großen Propheten des alten Testaments, aus einem edlen jüdischen Priestergeschlechte, erfüllte in der traurigsten Periode des Reiches Juda unter den letzten vier Königen desselben bis zum babylonischen Exil, also über 40 Jahre lang, den prophetischen Beruf mit anhaltender Geduld und Treue. Aber vergeblich erschöpfte er sich in Lehren, Bitten und Warnungen, das entartete Volk zur Gottesfurcht und Ergebung in sein Schicksal zu bewegen; ein beständiger Druck, unter dem er nur seufzen konnte, Mißhandlungen, Kerker und Todesgefahren sind sein Lohn. Nach der Zerstörung Jerusalems ehrte ihn jedoch Nebuladnezar, da alles Volk in die Gefangenschaft abgeführt wurde, als den edelsten seiner Nation, durch die Erlaubniß, sich seinen Aufenthalt selbst wählen zu dürfen. Der alte Prophet blieb bei den Trümmern der heiligen Stadt, und fuhr fort, die noch zurückgebliebenen Juden durch Rath und Lehre zu leiten, und als sie endlich, den Bedrückungen der Statthalter zu entgehen, nach Aegypten zogen, begleitete er sie, und starb in Aegypten hochbetagt. Schon unter der Regierung Jojakims hatte er angefangen, seine Lehren und Orakel von seinem Schreiber Baruch aufzeichnen zu lassen. Sie sind, so weit wir sie im Kanon des A. T. besitzen, Zeugen der glühendsten Vaterlandsliebe und des unerschütterlichsten Vertrauens auf den Gott der Väter, aber auch deutliche Beweise, wie sehr der Geist dieses Propheten durch sein und seines Volkes Unglück gelähmt und niedergedrückt war. Nur in den Weissagungen gegen auswärtige Staaten erhebt sich sein Ausdruck zu einiger Stärke, sonst ist sein Ton sanft wie sein Charakter, und traurig wie die Zeit, in welcher er lebte. Er sah den Untergang Judas mit Bestimmtheit voraus und beweinte ihn auf den Trümmern von Jerusalems. Die Frucht dieses Schmerzes sind seine Klagelieder, Elegien voll rührender Behmuth und frommer Ergebung, die durch ihren schönen, harmonischen Bau an eine bessere Periode der hebräischen Dichtkunst erinnern.

E.

**J e r i c h o** war eine nicht unbedeutende Stadt im alten Judaa, nordöstlich von Jerusalem, wegen ihrer Balsamgärten, Palmen- und Rosenbaldchen, besonders im Salomonischen Zeitalter ausgezeichnet und blühend durch den Handel mit Balsam und Gewürzen. An ihrer Stätte steht jetzt das Dorf Ribha, die Gärten und Waldchen sind ver-

schwunden, nur der Balsambaum wird noch abgewartet. In unsern Gärten erinnert an diese Stadt ein rankenartiges Gewächs mit einer wunderbar gestalteten, wohlriechenden Blume, die wir die Rose von Jericho nennen. Wahrscheinlich wurde sie zu den Zeiten der Kreuzzüge von daher zu uns verpflanzt. E.

Jersey, eine Insel in dem brittischen Meere, der westlichen Küste der Normandie gegenüber, gehört den Engländern und wird von zwei Schloßern beschützt, deren eins das Fort St. Eljabeth und das andere Montorgueil heißt. Städte sind: St. Heller, die Hauptstadt; St. Aubin, mit einem guten Hafen. Die Viehzucht und der Fischfang an den Küsten sind beträchtlich; Getreide und die übrigen Lebensmittel erhält die Insel jedoch von England. Die zahlreichen Einwohner, die sich auf 20,000 erstrecken und sämmtlich lutherisch sind, nähren sich von Verfertigung gestrickter Strümpfe, Mützen ic., vom Fischfang, von der Seefahrt und vom Schleichhandel an der nahen franz. Küste, und werden in Kriegszeiten dem französischen Handel auch durch ihre häufigen Kaperschiffe gefährlich. Sie reden noch größtentheils französisch, sind aber Engländer mit allen Vorrechten der Nation; haben jedoch keine Repräsentanten im Parlamente. Es residirt ein königlicher Gouverneur auf der Insel.

Jerusalem, Johann Friedrich Wilhelm, wurde am 22. Nov. 1709 zu Osnaabrück in Westphalen geboren, wo sein Vater Superintendent war. Seine vorzüglichen Anlagen verriethen und entwickelten sich schon früh. Kaum sechzehn Jahre alt, bezog er, mit allen nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet, im Jahr 1724 die Universität zu Leipzig, wo er sich voll des unverdrossensten Fleißes dem theologischen Studium widmete. In seinem 21sten Jahre ward er zu Wittenberg Magister und kehrte darauf in seine Vaterstadt zurück. Nach einem kurzen Aufenthalte daselbst unternahm er eine Reise nach Holland, wo er noch einige Jahre hindurch zu Leiden studirte und darauf zwei Semester als Führer auf die, eben damals neu errichtete Universität nach Göttingen begleitete. Nachdem er hier drei Jahre zugebracht hatte, unternahm er eine Reise nach London, von welcher er im J. 1740 nach Deutschland zurückkehrte und vom damaligen Herzoge von Braunschweig, dem Großvater des jetzt regierenden, zum Hof- und Reiseprediger, so wie zum Lehrer und Erzieher des damals siebenjährigen Erbprinzen (des nachmals als Feldherr berühmt gewordenen Carl Wilhelm Ferdinand) ernannt wurde, welche ehrenvolle Stelle er im Jahr 1742 wirklich antrat. In einer Unterredung mit dem Herzoge über Schulwesen und Verbesserung desselben äußerte er einstens seine Gedanken über die Anlegung eines Instituts, welches die bisherige Lücke zwischen den Schulen und Akademien ausfüllen, und jungen Leuten, die nicht zum eigentlichen Studieren, sondern für den Militärstand, den Hof, oder ein unabhängiges Privatleben bestimmt wären, die ihnen nöthige Unterweisung und Sittenbildung verschaffen könnte. Der Herzog fand seine Ideen so interessant, daß er die Ausführung desselben beschloß. Und so entstand, nach einem von Jerusalem entworfenen Plane, das nachmals so berühmt gewordene Collegium Carolinum zu Braunschweig, welches sich nicht allein durch die musterhafte Bildung von Jünglingen aus allen Nationen ausgezeichnet hat, sondern auch durch seine Lehrer, einen Jerusalem, Ebert, Gärtner, Schmidt, Sichenburg und andern, welche sich späterhin sämmtlich als die ersten Gelehrten und Literatoren Deutschlands gezeigt haben, berühmt geworden ist. Auf diese Weise

ward jenes Collegium in Deutschland sowohl, als im Auslande, zu dem ersten Institute der Art, welchem die meisten übrigen Anstalten, die späterhin in Deutschland errichtet worden sind, ihre Entstehung zu verdanken haben. Außer dem Collegium Carolinum hat die Stadt Braunschweig Jerusalem noch die Gründung seines Armenwesens zu verdanken. Nach und nach ward er nun von dem dankbaren Herzoge zum Probst der Klöster St. Crucis und Aegidii, im Jahr 1749 zum Abt von Marienthal, und endlich 1752 zum Abt des Klosters Niddagshausen, in der Nähe von Braunschweig ernannt. Den Ruf eines Kanzlers der Universität zu Götting. glaubte der, an das Braunschweigische Haus eng verknüpfte Jerusalem ablehnen zu müssen, und ward dafür 1771 zum Vicepräsidenten des Consistoriums zu Wolfenbüttel ernannt. Dieser vortreffliche, durch unerschütterliche Herzensgüte, wie durch eminente Gelehrsamkeit gleich sehr ausgezeichnete, Mann, dessen Andenken noch jetzt die Einwohner von Braunschweig segnen, hätte verdient, auch in seiner Familie ohne Kummer zu leben. Doch hatte das Schicksal es anders beschlossen: noch am Abend seines Lebens sollte er das Unglück erleben, daß sein innigst geliebter Sohn, der zu Wehlar die Rechte ausübte, sich in einer melancholischen Stunde durch einen Pistolenschuß des Lebens beraubte. Dieses traurige Ereigniß gab Götthen den Grundstoff zu seinen Leiden des jungen Werther. Nachdem er sich darauf von diesen und andern harten Schicksalschlägen mit männlicher Muthe emporgerichtet und seinem ausgebreiteten Wirkungskreise die gewohnte Thätigkeit nach wie vor gewidmet hatte, entschlummerte er am 2. Sept. 1789 im achtzigsten Jahre seines Lebens mit Heiterkeit und ruhiger Hingebung. Jerusalem stand als Theolog, Denker und Gelehrter unter seinen Zeitgenossen auf einer Stufe, die nur Wenige erreichen: nicht minder groß war er jedoch von Seiten seines Herzens und Charakters. Noch jetzt dient sein Name den Braunschweigern zu einem Begriffe, durch den ein Mann von vortrefflichem Herzen bezeichnet werden soll. Zu seinen vorzüglichsten Schriften gehören: Predigt-Sammlungen. 2 Theile. Braunschw. 1788—1789; Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, Braunschw. 1785, dessen 1795 ebendasselbst ein zweiter Theil folgte.

Jerusalem (hebr. Erscheinung des Friedens) die Hauptstadt in Judäa, jetzt zum türkischen Paschalik Damask gehörig, erinnert in ihrer gegenwärtigen Gestalt nur durch Ruinen an ihre vormalige Pracht und Größe. Die Gegend umher hat mit ihren kahlen Kreidefelsen und Sandbergen, die über unangebauten, steinigten Thälern hervorragen, ein ödes, trauriges Ansehn; da ist kein Gras, kein Getreidefeld, kaum hier und da eine einsame Ceder. Das längliche Viereck, das die mit festen Thürmen bewehrten Ringmauern bilden, umschließt noch die vier Hügel Zion, Bezetha, Moria und Acra, auf denen das alte Jerusalem gebauet war. Die 20000 Einwohner Türken, Christen und Juden, leben fast nur vom Rufe der Heiligkeit dieser Stadt, jedoch wird der Erwerb durch die Seltenheit frommer Pilgerschaften und Spenden immer spärlicher, und der türkische Druck läßt keinen Wohlstand aufkommen. Die Denkmäler, welche der heiligen Stadt ein welthistorisches Interesse geben, theilt Chateaubriand mit Recht in 6 Klassen ein, die zugleich die verschiedenen Epochen ihrer Geschichte bezeichnen: 1) die althebräischen, 2) die griechischen und römischen vor Christo, 3) die römischen und byzantinisch-griechischen aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums, wo Jerusalem Aelia capitolina hieß, 4) die arabis-

schen und maurischen, 5) die gothischen aus der Zeit des durch die Kreuzzüge gestifteten fränkischen Königreichs Jerusalem, und 6) die türkischen. Leben und Bedeutung kann die Schilderung dieser Denkmäler aber nur im Zusammenhange mit der Geschichte des Landes haben, daher wir in Rücksicht derselben, um uns nicht zu wiederholen, auf den Art. Palästina verweisen. Die Araber nennen Jerusalem jetzt noch el-Cods, d. h. die Heilige, die Juden ehren es als den Mittelpunkt ihrer Heimath und den Sitz ihrer alten Größe, und die Christen werden es nie vergessen, daß hier der Schauplatz der bedeutendsten Auftritte aus dem Leben Jesu, die Stätte seines Leidens und Sterbens, sein Grab und die Wiege ihrer Religion ist. Sie haben sich nach Anleitung gewisser Bilder des neuen Testaments diese Stadt Gottes als den ewigen Versammlungsort aller Gläubigen idealisirt, und hoffen sich einst im himmlischen Jerusalem mit Jesu und seiner vollendeten Gemeinde zusammen zu finden. Die Erwartung des Chiliasmus von der Wiederkunft Christi zur Gründung eines neuen göttlichen Reiches in Jerusalem, zieht diese schöne Idee schon sehr zur irdischen Wirklichkeit herab, und in ähnlichem Glauben stiftete Swedenborg gar eine Kirche des neuen Jerusalem, die ihren Vereinigungspunkt in der unbekanntenen Mitte von Afrika sucht. Hier soll nach der Ueberlieferung des neuen Jerusalem, ein Reich, in dem frühzeitig gestüchtete Christen das Urchristenthum rein bewahrt haben, existiren. Man hat jedoch von diesen Christen in der Mitte von Afrika auf Handelswegen über Aegypten nur so viel erfahren, daß sie Monophysiten, dem finstersten Aberglauben ergeben, dabei aber wirklich den Gebräuchen des apostolischen Christenthums treu geblieben sind. Ueber die Kirche des neuen Jerusalem s. d. Art. Swedenborg. E.

Jesaias wirkte unter der Regierung der Könige von Ufas bis Hiskias in Juda wenigstens 47 Jahre, als Demagog und Prophet. Von seinen Lebensumständen ist nichts gewisses bekannt, als daß sein Einfluß auf König und Volk bedeutend war. Was von den unter seinem Namen im alten Testament enthaltenen Orakeln erweislich von ihm selbst herrührt, sichert ihm eine Stelle unter den vorzüglichsten Dichtern. Seine Sprache ist den Gegenständen, die er behandelt, die angemessenste, sie vereinigt Einfachheit und Klarheit mit der höchsten Würde und Majestät, und an Fülle und Kraft bei dem schönsten Ebenmaß kommt ihm die Poesie keines andern Propheten gleich. Der Inhalt seiner Dichtungen sind Strafreden und Klagen über die Sünden des Volks, drohende Verkündigungen eines nahen Verderbens und herzerhebende Ausichten in eine schönere Zukunft. Adel des Gefühls und der Gesinnung spricht aus jedem Zuge, alles trägt dem Stempel des Genies und der ächten Begeisterung. Daher sehen die Gläubigen in seinen Weissagungen nicht mit Unrecht die Morgenröthe des Tages, der mit Christo der Menschheit aufgegangen ist. E.

Jesuiten, s. Orden (geistliche).

Jesus Christus ist ein Name, der an das Größte und Vortrefflichste erinnert, was je auf Erden erschienen ist. Geheimnisse und Wunder umgeben seinen Eintritt in das irdische Leben, wie seinen Austritt aus demselben, denn eine so ungewöhnliche Erscheinung konnte nicht auf die gewöhnliche Weise entstehen und verschwinden. Was mitten inne liegt aber, das Leben Jesu selbst, gehört ganz der Menschheit an. Um 750 nach Roms Erbauung unter der Regierung des Imperators Augustus, wurde er zu Bethlehäm in Judäa von Marien, einer

Erbtöchter des verarmten Davidischen Geschlechts, die einem Zimmermann-Joseph aus Nazareth verlobt war, geboren. Seine ersten Lebensjahre sind durch die Flucht nach Aegypten, wohin die Sorgfalt Josephts ihn vor den Gewaltthatigkeiten des alten Königs Herodes rettete, merkwürdig. Sonst verstrich seine Jugend im Hause seiner unbemittelten, frommen Eltern zu Nazareth in Galiläa, wohin sie nach Herobis Tode zurückgekehrt waren, ohne außerordentliche Begegnisse. Die Mutter scheint ihm Freiheit zu seiner Entwicklung gegönnt und sein offenes Gemüth frühzeitig durch die heilige Schrift genährt, Joseph dagegen ihm Beschäftigung bei seinem Handwerke gegeben zu haben. Eine Scene, die Lucas cap. 2. erzählt, zeugt von hervorstechenden Anlagen und tiefem religiösen Sinne des zwölfjährigen Knaben. Doch vergeblich bemühen wir uns, das Räthsel seiner Bildung nach Weise der Psychologen zu lösen. Im 30. Jahre seines Alters tritt er, um Prophet und Lehrer seines Volks zu werden, als vollendeter Mensch zu einem öffentlichen Leben in Galiläa auf, und weder die beschränkten Essäer noch andre Oberg irgend eines geheimen Ordens wären im Stande gewesen, einen Mann wie diesen heranzuziehn, und zum gehorsamen Werkzeuge ihrer Privatwede zu machen. Frei von den Vorurtheilen seiner und aller Zeiten, im Lichte der ewigen Wahrheit selbst, die er verkündigte, erhaben über jeden Eigennuß und jede Leidenschaft, in der Kraft einer Tugend; von der sein Zeitalter keine Vorstellung hatte, ohne Rathgeber und Führer selbst ein Herr über alle Seelen, die sich ihm nahen, steht er da einzig in seiner Art und unübertroffen; und wenn schon das Genie in der Kunst und Wissenschaft sich nur von oben herleiten läßt, und das Geheimniß seiner Entwicklung dem geübtesten Auge entzieht, so können wir uns um so eher mit der Rechenschaft begnügen, die Jesus selbst von seiner geistigen Ausstattung, Thatkraft und Lebregiebt, daß sie von Gott sey. Uebrigens ist er an Sitte und Lebensweise ganz ein Jude, er ehrt den Sabbath, beobachtet die Gebräuche und unterwirft sich der Obrigkeit, denn die revolutionäre Ungebundenheit, in der unsre Genies sich auch, was die äußere Lebensform und Ordnung betrifft, zu gefallen pflegen, ist ihm fremd. Nur dadurch zeichnet er sich aus, daß er weiser, besser und liebevoller ist, als alle andre. Seine Wunder, durch die er allerdings die Menge auf seine höhere Sendung aufmerksam machen will, sind Wohlthaten an Hülfbedürftige, zur Ostentation oder zur Befriedigung der abergläubigen Neugier thut er keins. Denn immer verfolgt er nur den einen Zweck, sein Volk aus dem Elende der Unwissenheit und des Lasters zu retten und das Evangelium von der Erbarmung Gottes gegen das Menschengeschlecht, zum Troste für alle Zeiten und Völker zu verkündigen. In dieser Absicht zieht er durch alle Gegenden seines Vaterlandes, benützt jeden Anlaß, seine eindringlichen, durch belebende Gleichnisse anschaulichen Belehrungen daran anzuknüpfen und dem Elende abzuhelfen. Niemand geht von ihm, ohne etwas Gutes gelernt oder empfangen zu haben. Zu jedem Feste findet er sich regelmäßig zu Jerusalem ein, in dessen Nähe er bei frommen Familien das Glück der Freundschaft genießt, am längsten verweilt er aber auf seinen Reisen zu Capernaum in Galiläa, denn Nazareth achtete ihn nicht. Ueberhaupt wendet er sich zunächst an die Armen und Gerungen im Volke, deren unbefangener Wahrheitsinn ihm am ersten Glauben schenkt; auch seine zwölf Jünger wählt er aus dieser Klasse, und kein Großer und Reicher war in dem Gefolge von Anhängern und Freunden, das ihn überall begleitete. Denn von Seiten der

Vornehmen, besonders der hohen Priesterschaft, drohete ihm Verderben. Sie konnten nicht ohne Besorgniß sehen, wie er die alten Vorurtheile und Mißbräuche bestritt, auf die sie ihr Ansehen gründeten, und je mehr seine Lehren und Thaten das Volk in dem Glauben befestigten, er sey der verheißene Messias, von dem man eben so sehr eine politische als moralische Wiedergeburt der jüdischen Nation erwartete, desto ernstlicher wurden auch die Verfolgungen der mächtigen Partei, die der gefürchteten neuen Ordnung der Dinge nur durch den Sturz des Lehrers der Wahrheit vorbeugen zu können meinte. Aber unstraitig wurde er von seinen Gegnern mißverstanden. Politische Größe und Oberherrschafft war nicht sein Ziel, er entzog sich mehr als einmal dem Zusauhen der Menge, die ihm die Königswürde zusprach. Wenn er bei seinem letzten Einzuge in Jerusalem die Huldigungen der Volksgunst nicht zurückwies, so machte er doch auch nicht die geringste Anstalt, sie für ehrgeizige Zwecke zu benutzen, und jenes Austreiben der Taubenverkäufer und Wechslers aus dem Tempelhofe war ein Act der geistlichen Polizei, den sich der geachtetste aller Propheten wohl erlauben durfte. Anmaßung kann man ihm daher nicht Schuld geben, aber verwegen würde man ihn nennen müssen, daß er Jerusalem nicht verließ, wenn die Anschläge seiner Feinde nicht diesmal in dem Welt

lt dem Rathschlusse  
bens war auch diese  
ndung, nur die Kunde  
es himmlischen Was  
issen, wie der Vors  
in Schicksal voraus  
echten Stunde frele  
er Leiden und schwe  
th eines seiner Jüno  
drei Jahre zum Ge

gen der Welt gewirkt hatte, in der Nacht vor dem Rüsttage zum Osterfeste in die Gewalt seiner Felle. Erkaufte, in ihren Aussagen nicht einmal übereinstimmende Ankläger traten in dem Verhör, das der Hohenpriester im Befehle des hohen Rathes nun sogleich mit ihm hielt, wider ihn auf, und hier erklärt er, was er sonst zwar nicht geradezu behauptet, aber auch nicht abgeleugnet hatte, unumwunden, er sey Christus (der Gesalbte, Messias) der Sohn Gottes. Uebrigens kann man ihn keiner Sünde zeihen und sein Leben ist auch in dem Augen seiner Feinde ohne Flecken. Was aber in seinem Munde hier nur Wahrheit und innige Ueberzeugung seyn konnte, nannten seine Richter Gotteslästerung und verdamnten ihn zum Tode. Sie übergaben ihn am frühen Morgen, zur Bestätigung ihres Urtheils, als einen Empörer und Lasterer an den römischen Procurator Pilatus, der, ob er gleich keine Schuld an ihm findet, ihrem Andringen und dem Gescheh der angehezten Menge endlich... glebt, und Jaum ohne Verzug zur Kreuzigung abführen läßt. Diese schmachvolle und schmerzliche Todesstrafe endete sonst das Leben nicht schnell, der obneblu garte, von den Anstrengungen der vergangenen Tage und durch die seit seiner Verhaftung erduldeten Mißhandlungen erschöpfte Körper Jesu, unterlag aber bald. Seine letzten Worte am Kreuz zeigen, daß ihn kein reiner, göttlicher Sinn auch bis zum Tode nicht verließ. Er starb im 34. Jahre seines Lebens, um die dritte Nachmittagsstunde des Rüsttages, des 15. im Monat Nisan. Unverwerfliche Zeugen bestätigen die Gewißheit seines Todes. Zwei ihm in der Stille ergebene Männer vom hohen Rathe sorgen für seine Bestattung, und nachdem er ungefähr 36 Stunden



In der Brust gelegen, steht er, wie er sich vorhergelegt, am dritten Tage, den 17. März nach, absteigt vom Tode auf. Man kann nicht ohne die durch seine Hingebung erworbenen und erworbenen Tugenden zu denken. Jesus erwidert ihnen, daß so zu sagen, wie die er selbst durch die Handlung der Knecht der Freiheit, und einen solchen Blick seiner Gedanken, um sie durch andere Verbindungen und dem seine Überzeugungen, in der Zeit der Vorbereitung seiner Hingebung unter alle Länder und zur Verwirklichung der Menschheit, die durch den Frieden an ihm bezeugt wird, aufzuheben, und nach 30 Tagen dieses je wunderlicher beschriebenen Lebens, fand er von ihnen, und ward weiter nicht mehr auf Erden gesehen. Er konnte nach ihrem und seinem Willen nur zu Gott, von dem er ausgegangen war, zurückkehrt sein. Man mag weh der Menschheit man wird begreifen, immer wird man sich bei der Betrachtung des Lebens Jesus geschuldig finden, einem bestimmten Streben nicht zu geben. Der unter die dem Streben andrer: Wohlthat, durch die Gottes Lob und ein fremder Mensch! Die Rechte der Freiheit einer theilhaftigen und die Freiheit von den Bindungen der Knecht andigen, die ihren Lebenslauf und dem Streben wie irgend anders an den Welt schon seiner Menschheit gezeigt haben. Könnten nur dazu dienen, ihre Wohlfahrt und Gerechtigkeit zu ein Ende des Lebens Licht zu setzen. Das geistliche Erbe aber in die irdischen weltlichen Belohnungen im Vergleich zu den sie nicht verstanden, in das Gewerbe ihre den was man, erzeugt nur noch Neidern und beschämte Neidern einiger künftigen und vergangener Jahrhunderte, die von jeder Welt und das Ungewisse gemacht werden zu werden. Die Knecht, die Verdienst u. a. m. hervorbringend aus dem Leben Jesus machen wollten, sind, gerade bezeugend, nur ein wenig die Gerechtigkeit, und der Blick, der sich nicht mit Waddeidei lobt und Erbe schon über die Wunder Jesus getadelt wird, kann seiner Würde nicht nachgeben, so unter sich in seiner Lehre und der irdischen Welt seiner Weisheit tiefere Gründe findet, ihm als den Lob Gottes anzuerkennen. Seine Gerechtigkeit haben dabei nicht Ursache zu suchen, daß es sie übergeben werden könnte. In geschichtlichen Worten der Erde können sie ein größeres Glück, als ihm anzusehen, mehr als der jehais Welt, aber Erbe wehner nicht zu nach seinen Namen. Unter allen künftigen und vergangenem die die besten Dienste der Menschheit. Er hat man mit Dank und Anerkennung von ihm sein unendliches Verdienst um das Neue der Welt, und die neue Religion des Eigne hat, das während der Knecht erbe und die erbe im Werk die ihre Begonnen werden darf, auch der Menschheit und dem geistliche nicht mehr werden kann als ein Erbe, so nicht zu geben, so wie die erbe als jede andere zur Herrschaft über die gesammte Welt erbe solle führen.

In der letzten Seite  
gibt es etwas an dem  
ihren Ausblick

Joachim Murat ward im niedrigen Stande zu la Palud im Jahr 1757 geboren. Obwohl er ein Knabe war und verdingt, hatte er, um irgend wegen, seine Eltern dennoch zum gelehrten Stande bestimmt und nach Toulouse geschickt, damit er dort die nach den Umständen sich erwerbe. Seine Kleidung blieb jedoch vornehmlich an den Ehrentitel gelehrt, darum trat er als gemeiner Knecht in das kaiserliche Regiment. Ernsthaltend ließ Murat sich Urlaub zu seiner Heimat, als die Revolution an die Hand und die Freundschaft erhellte. Nach dem Siege, nach gewordenen Aufstand, als nach Paris, und ward als Knecht, unter dem 1796 Juli 1798

situationeller Garde angeheft. Als durch den Revolutionsturm jenes  
 Corps aufgelöst und der Krieg erklärt worden war, trat Murat als Unter  
 lieutenant zu den Chasseurs, und diente bei der weit über Feuerden Stre  
 mer als guter Cavalier. In den nächsten Jahren arbeitete er sich zum  
 Brigade-Edel hinan, Bonaparte machte ihn im ersten italienischen  
 Kriege zu seinem Adjutanten, und auszeichnete ihn Murat nicht nur durch  
 kühnen Muth, sondern vorzüglich durch unbegrenzte Ergebenheit gegen  
 den General aus. Bonaparte wollte dies zu schenken. Er sandte Mu  
 rat von Campo Formio voraus nach Raab, um das Terrain dort zu stu  
 diren, und blieb mit seinen Diensten auch in dieser intrisikaten Angelegenheit  
 sehr zufrieden. Wenig später machte ihn bald darauf zu der Brigade nach Kom, wo  
 er sich zur Zeit der Revolut. befand und mit Joseph Bonaparte zusam  
 menwirkte, auch einer der Generale war, welche die Aufständigen in der Nähe  
 der Stadt zu Paaren trieben. Mit Bonaparte ging er dann  
 nach Ägypten und Syrien. In der  
 Festung schon eingenommen hatten,  
 und diesem vom Obergeneral Petrosi,  
 lung bedrängte, zu nehmen. Tod  
 rat selbst wurde verwundet, aber im  
 Sieg. Darum verlangte Bonaparte  
 general's indem er in seinem Berichte sagte, dem General Murat besonders  
 haben mit den Weibern dieser Pässe zu verdanken. Mit Bonaparte  
 Ägypten verließ, begleitete ihn Murat und hielt am eifrigsten mit zu  
 der Revolution vom 13. Brumaire. Er commandirte admiral im Volke  
 des Marcks der Gasse und war zu Dankbarkeit für die geleisteten  
 großen Dienste ernannt worden, auf Bonaparte's Befehl, die Com  
 zum Commandanten der Garde. Um den 5. d. d. Mann sich selbst zu eigen  
 zu machen, gab der Ober-General ihm am 25. März 1799 seine Schwester, Lu  
 vionade Caroline Bonaparte zur Gemahlin, und durch Wien  
 demnach dem Krieg erhielt er ein bedeutendes Commando bei der Ar  
 mee in Italien. Durch einen gewagten Cavallerie Angriff drang Murat  
 am 7. Juni in Vercelli ein und nahm die dortigen Magazine; in der  
 Schlacht bei Marengo, am 12. Juni, befehligte er die Cavallerie, Reserve,  
 und trug vieles zu dem entscheidenden Siege dieses Tages bei. Zum Dank  
 ließ ihm die Regierung einen Ehrenadel abdrucken, mit den darauf ein  
 geprägten Worten: Patulle von Marengo, commandirt  
 vom Ober-General. Von der Regierung dem Gen. Murat  
 gegeben. Im folgenden Jahre befehligte Murat die Cavallerie  
 Armee, und zwang die Neapolitaner nicht nur die Engländer, sondern den  
 ganzen Kirchenstaat zu kommen. Der Beyl nach dem Siege ließ ihm  
 die Kaiserin auf, und diente unter Murat am 18. Febr. 1801 mit dem neapolit  
 anischen General Pons den Kaiserlichen nach Neapel. Bald nach  
 der belagerten Murat den Kaiser, 1801, Infanterie von Spanien,  
 auf den Kronen von Neapel zu sehen. Von dieser Zeit her schreibe ich  
 seine freundschaftliche Verbindung mit der Kaiserin von Neapel, welche  
 nachmalig bei den Fortschritten der französischen Armee. Kurfürst auch in 1801  
 beauftragt wurde. Im 7. 1801 befehligte Bonaparte den General Murat als  
 seine private Kaisermacht wieder nach Frankreich, und ernannte ihn zum  
 Gouverneur von Paris bald nach dem zum Reichsmarschall und Groß Admiral  
 ernannt, obwohl er vom Seemeien sehr wenig verstand. In dem merkwürdigen  
 Feldzuge vom 7. 1804 commandirte bei zum Ersten des Reichs erhabene  
 Murat die Kaiserliche Kavallerie. Am 26. Sept. stand sie und 10000  
 Corps, 4000 Mann stark, bei Strasburg, und Napoleon selbst folgte

bestimmte der Marschall Colonne über den Rhein. Durch Ueberraschung schlug Murat am 8. October d. J. die Oesterreicher unter Auffenberg bei Wertingen, wo sie (nach französischen Berichten) 3000 Mann, 9 Fahnen und 7 Kanonen eroberten. Eben so glücklich war das Gefecht bei Wangen, worin Murat die Oesterreicher unter dem Erzherzog Ferdinand mit Verlust von 1200 Gefangenen zur Flucht nöthigte. In dem abgemachten Angriff auf die Stellungen bei Ulm, stand Murat's Corps zwischen Weissenhorn und Ulm, und trug vorzüglich zu dem glänzenden Erfolge bei am 17. Oct. geschlossenen schmerzlichen Capitulation des General Welfel. Am 18. Oct. zwang er den General Welfel, mit seinem Corps bei Trochtelstingen zu capituliren. Am 21. Oct. schlug er den Erzherzog Ferdinand, der mit den Trümmern seines Heers nach Schwabmühl, unweit Käruberg. Am 31. Oct. zwang er die Laubach nach Dettingen gegen Weiskopf die Russen, unter Soltowitsch, zum Rückzuge, und verfolgte den mit 6000 Mann Cavallerie nach Pödingen stehenden Erzherzog Ferdinand bis Eichenau. Am 1. Nov. hielt Murat mit der Division Gode (während Napoleon in Schwaben war) seinen Einzug in Wien. Am 10. Nov. schlug er die Russen unter Soltowitsch, der sich durch die weit überlegene französische Armee dreibenmächtig, jedoch mit bedeutendem Verlust, durchschlug. In der großen Schlacht bei Austerlitz am 2. Dec. spielte Murat gleichfalls eine Hauptrolle, und seine Talente als trefflicher Cavalleriegeneral, waren in diesem Feldzuge aufs neue glänzend bestätigt worden. Als nun, vermöge des am 19. Dec. d. J. (Durch den Wiener Congreß) mit dem Reichthum Paris) zwischen Frankreich und Preußen geschlossenen Tractats, das Herzogthum Cleve und Berg zu Napoleons Disposition gestellt worden war, erzwang derselbe durch ein Decret vom 19. März 1806, seinen Schwager, den Prinzen Joseph Murat zum souverainen Herzog von Cleve und Berg, und übertrug ihm und seinen geistlichen männlichen Nachkommen nicht nur diese Länder, sondern auch die erblliche Würde eines Großadmirals von Frankreich zu. Als aber jenem 19. März ward das Land, welches in seinem damaligen Umfange 350,000 Einwohner zählte, durch Murats Abwesenheit, den General Krampert, in Besitz genommen worden, und die Leiden dieser Verdrängung hatte der Erzherzog in seiner Rede aus gesprochen: „dem Prinzen Murat ist die Bewachung eines wichtigen Theils der Grenzen des Reichs übertragen! Konnten Es Majestät sie nicht in der That wären damals eine solche Wonne Murat's Soldaten und Handlungsmärkte (am 31. März promulgirtes) Patrie, empfing Da bald nachher (am 13. Jul. d. J.) die von Pöndes zur Welt kam, ward auch Murat's Theilnehmer derselben, und sich seine Wirt Herzogs erhebt. In den verhängnißvollen Schlachten that die französische Meiterei wenig, als Gelegenheit, sich auszusetzen. Aber er that, und erzwang jene berühmte Capitulation, wodurch 12,000 Preußen nebst dem Feldmarschall Blücher und dem Prinzen von Crauthorn in französische Hände fielen. Nicht darauf verfolgte Murat, in Verbindung mit Soult und Ney die flüchtigen Preußen über den Harz nach Magdeburg. Die französische Armeen stießen aber damals an Raub, und Plünderung nicht eine weichen Tadelnde! Das furchtbare Corps mußte sich nach dem unglücklichen Gefecht bei Jeddernitz am 28. Oct. bei Preyßlau Welfel ergeben, welches an diesem schändlichen Tage 17,000 Gefangene,

worunter der Prinz Wilhelm August von Preußen, der Prinz von Mecklenburg, der Fürst Hohenlohe und der General Tauenzien waren, nebst 45 Fahnen und 64 Kanonen, eroberte. Am 6. Nov. d. J. erschien Murats Corps bei der Erstürmung von Lübeck, wo Blücher und der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Dels zu Gefangenen gemacht wurden. Nunmehr stieß er zur Hauptarmee, die nach Polen vordrang, und das erste glückliche Gefecht, welches Murat, als Chef der Avantgarde, gegen die Russen hatte, war den 28. Nov. an der Osura. In Folge desselben rückte Murats Truppcorps zuerst in Warschau ein. Er nahm Theil an dem Gefechte bei Lowitz und an der furchterlichen Schlacht bei Eylau. Nach derselben war sein Standquartier mit der Reserve-Cavallerie bei Elbing und Marienwerder. Der neue Feldzug im Junius 1807 ward von Murat durch ein glänzendes Gefecht bei Gutsstadt mit der Arriergarde, wobei diese 1000 Mann einbüßte, eröffnet; auch wirkte ein Theil der Reserve-Cavallerie mit bei der Action von Heilsberg. Seine letzte Waffenthat in diesem Kriege war die große Schlacht bei Friedland, welche den Tilsiter Waffenstillstand und Frieden herbeiführte. — Bei Napoleons Anschlägen auf Portugal und Spanien spielte unstreitig Joachim Murat eine Hauptrolle. Er übernahm nämlich das Commando der im Anfange des Jahrs nach Spanien ziehenden großen Armee, und hielt am 25. März 1808 seinen Einzug in Madrid. Aus dieser Periode ist besonders der Briefwechsel merkwürdig, welchen Joachim mit der Königin von Spanien, der Königin von Etrurien und dem Könige Carl IV. heimlich durch seinen Adjutanten Demouthion und durch den spanischen Kammerherrn, Manuel v. Billena führte, und der selbst in der verstümmelten Gestalt, wie er offiziell bekannt geworden, einen schauerhaften Blick in das scheußliche Gewebe der Intriguen, welche die Bourbons vom spanischen Throne verdrängten, erlaubt. Glaubwürdigen Nachrichten zufolge war zu eben diesem Zwecke das furchtbare Gemethel am 2. Mai 1808 in Madrid, französischer Seits angestiftet. Murats Handlungsweise, als der Sieg errungen war, wird die unbefangene Geschichte dereinst streng richten. Obwol von Carl IV. zum Generallieutenant des Königreichs und zum Präsidenten der in Madrid versammelten Nationalrepräsentanten ernannt, mußte er doch dem Bruder seines Beherrschers weichen, Spanien verlassen und den noch sehr wankenden Thron von Neapel besteigen, indem das Großherzogthum Berg wieder Napoleons Willkühr anheim fiel. Die Krone von Neapel bekam Joachim, der jetzt auch den Namen Napoleon annahm, durch das Decret vom 15. Jul. 1808, und am 6. Sept. hielt er in des Reichs Hauptstadt feierlichen Einzug. Seine Regierung zeigte sich gleich anfangs milde, und seine reiche Schenkung an das Capitel des heil. Januarius (des hochverehrten Schutzpatrons des Reichs) bewies zur Genüge, daß Joachim recht wohl begriffen hatte, durch welche Mittel er des bigotten Volks Zuneigung am leichtesten gewinnen könne. Murats erste glänzende Waffenthat war die, noch im Oct. desselben Jahrs zu Stande gebrachte Eroberung der Insel Capri. Im Laufe des folgenden Jahrs ward, unter thätiger Mitwirkung Joachims, des Landes Administration vervollkommnet. Ein Gefecht mit den Engländern im Meerbusen von Neapel (am 25. Jul.) fiel nicht ganz unrühmlich aus, und, um das Volk sich ganz gewogen zu machen, gab Joachim an jedes Monats erstem Donnerstag öffentliche Audienz, wobei jedermann seine gerechten Beschwerden ihm selbst vortragen durfte. Wirklich hörten die Berschwörungen gegen des Staats Sicherheit allmählich auf. Der Hof von Palermo verlor mehr und mehr seinen Einfluß auf die Gemüther der Nea-

politiker, und Joachim schien vielmehr selbst im Anfange des Jahres 1810 schon so gute Einverständnisse auf Sicilien zu haben, daß nun förmlich der Plan zur Eroberung der schönen Insel entworfen wurde. Die Expedition gegen Sicilien war zu Anfang des Jahres 1810 in sehr hohem Tone angekündigt und wirklich mit vieler Anstrengung betrieben worden. Allein sie fiel gar traurig aus, denn der englische General Stuart mußte, in Verbindung mit Admiral Martin, alle Anstrengungen Joachims, der selbst seine Seemacht befehligen zu wollen schien, also zu vereiteln, daß im September die ganze Sache aufgegeben werden mußte, wobei denn die französische Großprahlerei alle Welt mit der erbärmlichen Tirade zu berücken wähnte: es sey gar nicht Zweck gewesen, Sicilien jetzt anzugreifen, doch sehe man nun klar, daß Sicilien den Engländern gewißlich werde entrissen werden, sobald man es nur ernstlich wolle! Indessen verbesserte Joachims Regierung auch in diesem Jahre manche wesentliche Mängel der alten Verfassung, hob den Ackerbau, stellte die Sicherheit der Straßen her, reinigte mehr und mehr das Land von verworfenen Banditengesindel und hatte sich hinlänglich populär gemacht, um, ohne Zuhilfenahme von außen, keinen Versuch des Volks zur neuen Thron-Umkehrung fürchten zu dürfen. — Im J. 1811 zeichnete sich Joachims Regierung aus durch große, von Napoleon dictatorisch und im Style der Staatsredner sehr empfindlich gedotene Seerüstungen, durch einen Generalpardon für alle Deserteurs und widerspenstige Conscriptirte, durch Zusammenberufung der Generalstände des Reichs, durch wahrhaft humane Fürsorge für die öffentliche Erziehung, welche besonders in Neapel fast unglaublich vernachlässigt worden war, und durch Joachims Reise nach Paris, wo er unstreitig den Befehl erhielt, sich zum nordischen Feldzuge gefaßt zu machen. Man kann mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er diesem Befehle höchst ungern gehorchte, aber der Dictator dultete keinen Widerspruch. Welche Thaten er in diesem Feldzuge verrichtet; wie er zu den Siegen bei Smolensk und an der Moskwa hauptsächlich beigetragen, aber auch bei Kaluga die empfindlichste Niederlage erlitten; wie seine ganze Cavallerie aufgerieben, er selbst mit Schimpf und Noth aus Rußland gejagt worden u. s. w.; das Alles ist noch in gar frischem Andenken. Napoleon hatte, ehe er am 5. Dec. aus Smorgonie entfloh, die Trümmern des großen Heers unter Joachims Generalcommando gestellt; aber er strengte alle seine Feldherrntalente vergebens an, mit der so ganz zerrütteten Armee sich in Litthauen zu halten. Er mußte schon in der Mitte des Decembers hinter den Niemen zurück, und nahm damals sein Hauptquartier zu Rowno; auch hier war kein Bleiben, vielmehr mußte der Rückzug hinter die Weichsel fortgesetzt werden. So fortdauernde Unglücksfälle wurden in Napoleons Kabinet nicht als unausbleibliche Resultate des rasenden Vordringens nach Moskau, sondern als Folgen der Ungeheuerlichkeit des jetzigen Oberfeldherrns betrachtet. Empört über solche kränkende Beleidigungen, verließ Joachim im Jan. 1813 das Heer und übergab dessen Oberbefehl dem Prinzen Eugen Beauharnois. Napoleon ließ nun sogar öffentlich Joachim beschimpfen, indem der Monteur erklärte: der König von Neapel habe gar die Fähigkeiten eines Feldherrn nicht, der ein großes Heer befehligen sollte! — Dieser leidenschaftlich-unvernünftige Ausfall der gegen sich selbst wüthenden Naserel eines vom Glück bis dahin verwöhnten Despoten zerriß das schon früher durch herrscher-Starrsinn locker gewordene Freundschaftsband zwischen den perschwägerten Monarchen. Zwar kam Joachim im Aug. 1814 noch einmal zurück, um an dem großen Kampfe gegen Napoleons Gegnern in Sachsen Antheil zu nehmen. Aber als die Schlacht bei Leipzig über das Schicksal

Der französischen Macht in Deutschland entschieden hatte, versloß er eiligst den Kriegskanzler, und bezog sich, über Mainz, durch die Schweiz wieder in seine Staaten. Er machte Napoleon das Anerbieten, die bisherige Verfassung Italiens zu erhalten, wenn die Verteidigung des Landes ihm anvertraut würde; aber der Kaiser gab ihm keine Antwort. Joachim sah sich auf sich selbst zurück gebracht, und so knüpfte er, um seine Krone zu erhalten, Unterhandlungen mit den Mächten an, die auch seinen Wünschen entgegen kamen, da sie die Wiedereroberung von Italien nicht für möglich hielten, so lange dieser gefährliche Feind in ihrem Rücken stand. Es wurde am 11. Jan. 1814 zu Neapel ein Vertrag mit Oesterreich geschlossen, dem auch England beitrug, worin sich der König verbindlich machte, mit einem Corps von 30,000 Mann für die gemeine Sache zu wirken, wogegen ihm und seinen Erben der Besitz aller seiner Staaten garantiert wurde. Joachim glaubte, unter dem Vorwande der noch nicht ausgewechselten Ratificationen, in der Erfüllung der übernommenen Verpflichtung, indem er auf der einen Seite der Wohlthätigkeit der Mächte mißtraute, auf der andern in dem Falle eines veränderten Ganges der Dinge, die Rache Napoleons fürchtete. Zwar nahm er den Kirchenstaat, Toscana und die südlichen Departements des Königreichs Italien in Besitz; aber er erklärte erst die Feindseligkeiten gegen die Franzosen, als er für sie in ihrem Vaterlande alles verloren sah. Dies wankende Betragen stimmte überall die öffentliche Meinung gegen ihn. Indessen wurden seinen Gesandten bei dem Wiener Congresse Sitz und Stimme im italienischen Conclave eingeräumt, und es hinderte die Aufrechterhaltung der stipulationen des Tractats vom 11. Jan. 1814 nicht, daß die Bourbonnischen Höfe sich feindselig gegen seine Anerkennung erklärten. Doch glaubte er sich zur Unzufriedenheit und zum Mißtrauen gegen die Mächte berechtigt; welcher Glaube

ante, weil es in der That schwierig war, jenen eines gestürzten Universalmonarchen Dynastien sich erhielt. Deshalb von Napoleons Wiederkunft nach Frankreich an das des Usurpators zu knüpfen, sich seinen Adjutanten, den Grafen von Muschus bekannt. Er jagerte auch nicht,

Schon am 22. März rückte er in das er die Oesterreicher bei Cesena an; am 23. März Proclamation auf, die Unabhängigkeit zu erringen; in rascher Eile drang er die Fahnen webten auf dem rechten Uferstand der österreichischen Armee, die neapolitanischen bei weitem überlegen, den genialen Feldherrn Blücher, aus dem Ufer überall zurückdrängte und schließlich bewirkte. Schon am 27. April: Feindseligkeiten; aber seine Bitte wurde abgelehnt; die Sieger ihre Vorzüge neapolitanische Heer in größere Detachements ihre Fahnen; es schwand endlich 18000 Mann zusammen. Da sah Joachim ein Glück geträumert. Er verließ die Stadt, um für die Rettung seiner Person zu sorgen; Blücher bereits die Ufer des Volturno in die neapolitanischen Beschloßhaber eine

Capitulation, vermöge deren sich die Armee der Discretion des österreichischen Generals en Chef unterwarf, und das Land im Namen Ferdinands IV. in Besitz genommen wurde. Am 21. Mai zogen die Sieger in Neapel ein. — So ward durch einen Feldzug von 6 Wochen Joachims Thron umgestürzt, und sein Schicksal lag in den Händen seiner Ueberwinder. Die Königin, seine Gemahlinn, begab sich mit ihren Kindern, auf das englische Schiff *Tremendous*, und bat um den Schutz des österreichischen Hofes, der ihr auch bewilligt wurde, mit der Erlaubniß, in dem dem Wiener Handlungsbaue Fellner gehörigen Schlosse *Hamburg*, an der ungarischen Gränze, zu wohnen, wo sie sich noch befindet. Joachim hatte sich, als er am 19. von der Armee in Neapel angekommen war, nur wenige Stunden daselbst verweilt, und schiffte sich dann mit einigen seiner Getreuen, ein, um nach Frankreich zu flüchten, wo er auch glücklich ankam; aber der bald darauf erfolgte Sturz Napoleons vereitelte auch hier seine Plane und Hoffnungen. Am 13. Jul. machte er dem Lord *Ermonth*, von *Toulon* aus, wo er sich im Stillen aufhielt, den Antrag, daß er ihn an Bord eines Schiffes nehmen, und nach England bringen möchte. Der Lord erklärte sich zwar bereitwillig; da er aber zugleich äußerte, daß er die Entscheidung des Schicksals Joachims seinem Hofe überlassen müsse, so trug dieser Bedenken, sein Vorhaben auszuführen. Er entschloß sich nun nach *Triest* zu segeln, sich dort mit seiner Gemahlinn oder einem ihrer Agenten zu besprechen, und dann nach Nordamerika zu gehen. Aber der Wind trieb das Schiff, das er zu diesem Ende bestiegen hatte, in die weite See, und so landete er an der Küste von *Corsica*. Sein durch den Verlust des Throns tief gekränkter Ehrgeiz, der Wahn, zu dem die Eiteliebe ihn leicht beredete, daß sein Volk ihn zurückverlange, und die Ermunterungen seiner Begleiter brachten hier in ihm den Entschluß zur Reise, einen Versuch zur Wiederoberung des verlorenen Landes zu machen; und so sehr es ihm auch an allen Mitteln fehlte, um ein so gewagtes Unternehmen auszuführen, so begann er doch die erforderlichen Anstalten dazu zu treffen, eröffnete eine Werbung, und suchte sich Schiffe zu verschaffen, um in der Gegend von *Geta* zu landen. Unterdessen kam ein Parlamentär auf *Corsica* an, welcher ihm erklärte, daß der Kaiser von Oesterreich bereit sey, ihm eine Freistätte in seinen Staaten zu bewilligen, wofern er sich verbindlich machen würde, auf den Fuß eines Privatmanns zu leben. Zugleich legte ihm der Unterhändler Pässe nach Oesterreich vor, und erbot sich, ihn sicher nach *Triest* zu bringen. Joachim schien anfangs in seinem ersten Entschlusse zu wanken; aber seine Begleiter führten ihn wieder auf denselben zurück, und so reiste er, ohne dem Parlamentär eine Antwort gegeben zu haben, in der folgenden Nacht (28. Sept.) mit 6 Fahrzeugen von *Naccio* ab, um das romanhafte Abenteuer zu erstehen. Der Wind vereitelte seinen auf *Geta* gerichteten Reiseplan; dagegen kam er am 8. Oct. um den Mittag, mit zweien Fahrzeugen, an dem Landungsplatze von *Pizzo*, einer Stadt im jenseitigen *Calabrien* an. Seine ganze Mannschaft bestand aus 29. Personen, unter denen sich der Generallieutenant *Franceschetti* und der Marschall *Natali* befanden. Sie begaben sich in die Stadt, und nachdem Joachim sich dem Volke auf dem Marktplatze zu erkennen gegeben, und es aufgefordert hatte sich mit ihm zu vereinigen, setzten sie ihren Weg gegen *Monteleone* fort. Die unerwartete Erscheinung erregte erst Schrecken und Bestürzung unter den Einwohnern von *Pizzo*; als sie aber bemerkten, wie unbedeutend die Zahl der Gelandeten sey, ergriffen sie die Waffen und setzten ihnen nach. Der große Haufe der Verfolger verhielß Joachim und seinen

Unhängen kein Heil im Widerstande. Sie wichen deswegen auf kühnste Nebenwege aus, um wieder auf ihre Schiffe zu entkommen. Aber das Volk drang mit Heftigkeit auf sie ein, und es kam zu einem hitzigen Gefechte, in dem der Capitain Pernice getödtet, Franceschetti und sieben andere verwundet, und die gesammte Mannschaft gefangen wurde. Joachim war während des Gefechtes entflohen, und hatte, die Pistole in der Hand, beinahe schon wieder die Küste erreicht, als ihm der Gensdarmieries Hauptmann Trentacapelli den Rückzug abschchnitt, und sich seiner Person bemächtigte. Man warf ihn in Fesseln und führte ihn nach der Stadt zurück, wo er von den Einwohnern, besonders den Weibern, dergestalt mit Stößen und Schlägen mißhandelt wurde, daß seine Gesichtsbildung kaum mehr kenntlich war. Sogleich trat eine Militärcommission zusammen, welche nach einem kurzen Verfahren, den Gefangenen zum Tode verurtheilte. Er schien bei der Ankündigung dieses Urtheils sehr betreten; aber bald faßte er sich wieder, und verlangte einen Geistlichen. Am 13. Oct. wurde er zu Pizzo erschossen. Er ging dem Ende mit Entschlossenheit entgegen. Auch ließ er sich weder die Augen verbinden, noch setzte er sich auf den auf dem Richtplatze bereit stehenden Sessel. — Eines so unwürdigen Todes starb dieser merkwürdige Mann, der durch heroischen Charakter und glänzende Thaten seinen Namen in der Geschichte unsrer Zeit unsterblich gemacht hat.

Jöcher, Christian Gottlieb, ward den 25. Jul. 1694 zu Leipzig geboren, studirte daselbst seit 1712 Medicin und Theologie, und hielt dann von 1714 philosophische Vorlesungen, in welchen er sich als Verbreiter der Wolffischen Schule auszeichnete. Im Jahr 1730 erhielt er die Professur der Philosophie und 1732 auch der Geschichte, ward 1742 Universitäts-Bibliothekar, und starb daselbst am 10. Mai 1758. Sein allgemeines Gelehrten-Lexicon, Leipz. 1750, in vier Quartbänden, behauptet sich, seiner Unvollkommenheiten ungeachtet, noch jetzt als ein sehr brauchbares und reichhaltiges Repertorium. Abelung hat dies Werk (Leipz. 1784, zwei Quartbände) bis zum Buchstaben J ergänzt, und jetzt wird dasselbe vom Prediger Rotermund in Bremen fortgesetzt.

Johann von Leiden, der Schneiderkönig, s. Wiedertäufer.

Johann Friedrich, Churfürst von Sachsen, wurde zu Torgau im Jahr 1503 geboren, und genoss unter der Aufsicht seines Vaters, Johann's des Beständigen, eine sehr gute Erziehung. Er liebte vorzüglich das Studium der Geschichte, und verfertigte selbst mehrere historische Aufsätze. Seine Regierung zeichnete sich durch eine Menge unangenehmer Vorfälle aus, und ward für ihn eine Quelle unzähliger Mühseligkeiten und Gefahren. Zu seinen heftigsten Gegnern gehörte Kaiser Carl der Fünfte und dessen Bruder Ferdinand. Der Churfürst hatte sich lange Zeit gewelgert, diesen letztern als römischen König anzuerkennen, und dadurch seinen Haß auf sich gezogen. Als Haupt des schmalkaldischen Bundes beförderte Johann Friedrich die gute Sache der Protestanten, ließ in seinen eigenen Landen eine Kirchenvisitation anstellen, züchtigte den unruhigen Herzog Heinrich von Braunschweig, überfiel endlich den Kaiser selbst mit einem Heer, nachdem er sich von seinen geheimen Absichten gegen die Protestanten überzeugt hatte, und würde ihn vielleicht gar in seine Gewalt bekommen haben, wenn er nicht mit den übrigen Hauptern des Bundes Zwistigkeiten gehabt hätte. Der auf den Churfürst aufs äußerste erbitterte Kaiser verband sich darauf noch näher mit dessen Vetter, dem Herzoge Moriz von Sachsen, raubte ihm den größten Theil der sächsischen Lande, nahm ihn in der Schlacht bei Mühlberg 1547 gefangen und entsetzte ihn der



**Churwürde.** Der unglückliche Fürst mußte dem Kaiser als Gefangener überall nachfolgen, und erhielt nicht eher seine Freiheit und einige Besitzungen wieder, als bis der neue Churfürst Moriz selbst mit dem Kaiser uneinig geworden war, und ihn 1552 mit Krieg überzogen hatte. Nach Morizens Tode machte Johann Friedrich einige Versuche zur Wiedererlangung der Churwürde; allein er konnte nichts ausrichten, und starb bald darauf 1554. Man tabelte nicht ohne Grund an ihm, daß er auf die gefaßten Meinungen zu hartnäckig bestanden, und gegen seine treuesten Bundesgenossen zu wenig nachgiebig gewesen sey. Hätte er sich überwinden können, dem tapfern Landgrafen Philipp von Hessen das Commando der schmalkaldischen Bundesarmee allein zu überlassen, so würde mehr Ordnung und Einheit in dem ganzen Unternehmen geherrscht, und das Kriegsglück vielleicht eine günstigere Wendung genommen haben.

**Johann Adolph**, Herzog zu Sachsen-Querfurt und Weißenfels, ward am 4. Sept. 1685 geboren und durch seine besonders glücklichen Naturanlagen, verbunden mit einer vortrefflichen Erziehung unter Leitung wackerer Männer, in den Stand gesetzt, bereits im vierzehnten Jahre seine Reisen anzutreten. Er ging über den Harz durch die Niederlande nach Paris, wo er ein Jahr blieb, und darauf, als eben der spanische Successionskrieg ausgebrochen war, nach Weißenfels zurückkehrte. Früh schon hatte sich in Johann Adolph eine Neigung zum Kriegsdienste gezeigt: die jetzige Veranlassung, dieselbe zu befriedigen, ward daher mit Eifer von ihm ergriffen. In Begleitung des Obristwachtmeisters von Birnau ging er als Capitain zu den am Niederrhein stehenden hessischen Truppen, wo er bald Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen und seine angeborenen kriegerischen Talente zu entwickeln. Als man bei dem Sturme, welcher 1702 auf Lüttich unternommen wurde, Johann Adolph unter dem Commando, welches den ersten Angriff thun sollte, wegnehmen wollte, um sein Leben nicht in Gefahr zu sezen; so stellte sich unser junger Held, trotz aller Vorstellungen, die man ihm machte, an die Spitze seiner Grenadiere, sprang über die Pallisaden in die Contrescarpe, brach in die Citadelle ein und half die darin befindliche Besatzung zu Kriegsgefangenen machen. Dieser erste ausgezeichnete Beweis seines Muths erwarb ihm die Achtung Marlboroughs und der übrigen Heerführer, welche sich im kommenden Feldzuge (1703), wo er bei der Belagerung von Bonn am Backen verwundet wurde, noch vermehrte. Welche Erwartung durfte man von den einstigen Thaten eines Prinzen hegen, der schon so früh in einer so vortrefflichen Schule gebildet worden war, und der bereits im siebzehnten Jahre so ausgezeichnete Beweise seiner Tapferkeit gegeben hatte. Im folgenden Jahre machte er unter Eugen und Marlborough den Feldzug in Baiern mit, wohnte der berühmten Schlacht bei Hochstädt bei und wurde zum Obristen der hessischen Truppen ernannt. Als im Jahr 1705 diese Truppen nach Italien beordert wurden, gab Johann Adolph abermalige Beweise seiner hervorragenden Talente, indem er an der Spitze seines Regiments die Franzosen, die mit überwiegender Macht die Hessen überfallen hatten, zurückschlug und mehrere Fahnen erbeutete. Gleichergestalt zeichnete er sich bei den Schlachten von Turin (1706), bei der Einnahme Mailands, der Expedition von Toulon und bei der Eroberung von Susa zu seinem Vortheile aus. Als im Jahre 1708 Frankreich seine ganze Macht nach Flandern gezogen hatte, eilte Adolph dahin, wohnte der Belagerung und Einnahme von Nyffel bei, half 1709 auf dem Rückzuge Gent mit erobern, befand sich bei der Belagerung von Tournai, in der blutigen Schlacht bei Malplaquet (1709), so wie bei der Eroberung von Mons. Der König von Polen,

August II. hatte bei der Belagerung von Ryssel, wo er mit zugegen gewesen war, Adolphs Tapferkeit und militärische Talente kennen gelernt und bot ihm jetzt die Stelle eines Generalmajors in seiner Armee an. Mit Vergnügen folgte er diesem Rufe, und trat im Jahr 1710 in kurfürstlich-sächsischen Militärdienste. Carl XII. hatte zu Bender den bekannten Neutralitäts-TRACTAT gänzlich verworfen und ließ von Pommern aus Sachsen bedrohen. Als nun die sächsischen Truppen in Verbindung mit russischen 1711 den Schweden in das schwedische Pommern entgegenrückten; so erhielt Adolph den Befehl, mit den unter ihm stehenden Dragonern und dem Flemmingschen Infanterie-Regimente die Insel Usedom und die penemünder Schanze wegzunehmen, welches er auch am 26. Oct. 1711 ausführte, indem er die darin befindliche Garnison zu Gefangenen machte und sich auch den ganzen folgenden Winter daselbst behauptete. Von hier aus begab er sich wieder zu der vereinigten Armee vor Stralsund und hatte kurz darauf das Glück, Peter I., welcher auf dem Punkte stand, beim Rundschaffen von den aus der Festung ausfallenden Schweden abgeschnitten zu werden, mit einer Abtheilung Dragoner aus dieser Gefahr zu befreien. In der blutigen Schlacht, welche am 20. Dec. 1712 zwischen dem Grafen von Steinbock und der dänischen Armee bei Gadebusch geliefert wurde, warf Adolph, welcher zu den Dänen hatte stoßen müssen, viermal die feindliche Reiterei, wurde darauf am Schenkel verwundet, blieb sich aber dennoch, obgleich von allen Seiten umringt, durch die Feinde. Nun verfolgte er den Grafen Steinbock, der sich nach Tönningen zurückziehen wollte, mit dem verbündeten Heere, und zwang ihn, sich am 26. Mai 1713 zu Kriegsgefangenen zu ergeben und die Festung Tönningen zu räumen. Nachdem er nun noch die Unruhen, welche in Litthauen wegen Verpflegung der sächsischen Truppen ausgebrochen waren, schnell und glücklich beigelegt hatte, wurde er kurz darauf von dem Könige von Polen mit dem polnischen weißen Adlerorden beehrt und am 23. Mai 1714 zum Generallieutenant der Cavallerie ernannt. Polen befand sich fortwährend in beständiger politischer Gährung; besonders war der feste Ort Zamosa der Hauptsiß der Zusammenkünfte der Mißvergnügten. Johann Adolph wurde dahin beordert und trieb sogleich auf seinem Marsche einen Schwarm Rebellen aus einander und trug das Meiste dazu bei, daß sich Zamosa mit vielen der angesehensten Polen, die sich darin befanden, am 28. Dec. 1715 ergeben mußte. Als er kurz darauf bei einer anderweitigen Unternehmung gegen die Polen von diesen heftig angegriffen wurde, schlug er den Feind zurück, nahm ihm alle seine Kanonen und den sämtlichen Proviant ab und machte viele Gefangene. Nachdem nun am 30. Jan. 1717 durch den unterzeichneten Tractat die Ruhe in Polen wieder hergestellt war, ging Johann Adolph nach Sachsen zurück und wurde darauf zum Befehlshaber der Leibgarde ernannt. Im folgenden Jahre wurde er zum Befehlshaber der Hülfsstruppen ernannt, welche der König von Polen Carl VI. versprochen hatte, und welche aus 6000 Mann bestanden. Bei dieser Gelegenheit ward er vom Kaiser zum Feldmarschallieutenant erhoben. Nachdem nun aber der Friede zu Passarowitz (21. Jul. 1718) geschlossen und dadurch die Ruhe in ganz Europa wieder hergestellt war, nahm auch Johann Adolph seinen Abschied und verheiratete sich mit Johanne Antoinette, Prinzessin zu Sachsen-Eisenach. August II. starb im Jahr 1730 zu Warschau, und Johann Adolph erhielt den Auftrag, zwei Corps Sachsen nach Polen zu führen, welche die Wahl Augusts des III. unterstützen sollten. Ob nun gleich diese Wahl

glücklich von Statten ging; so erhoben sich dennoch einige Mißvergnügte wider dieselbe und es entstanden neue Unruhen in Polen. Adolph, der unter dieser Zeit zum General erhoben war, wurde gegen sie commandirt. Nachdem er die Rebellen mit vielem Glücke zurückgetrieben hatte, ward er befehligt, mit einem großen Theile der Armee nach Danzig aufzubrechen, welche Festung bereits von den russischen Truppen belagert wurde. Er ließ die Laufgräben so glücklich eröffnen, daß die Stadt sich bald ergab. Durch Danzigs Fall wurden nun die meisten Unruhen in Polen gestillt und Ordnung und Ruhe wieder hergestellt. Adolph ging nun wieder nach Sachsen zurück und vermählte sich, da seine erste Gemahlin unter der Zeit gestorben war, zum zweiten Male mit Friederike, einer herzoglich gothaischen Prinzessin, welche ihm drei Prinzen und eine Prinzessin gebar, welche aber späterhin sämmtlich starben, so, daß die weissenfelsische Linie mit Johann Adolph erlosch und an das jetzige Sachsen wieder zurückfiel. Nachdem jetzt in Polen neue Unruhen ausgebrochen und die daselbst stehenden sächsischen Truppen sogar gezwungen gewesen waren, sich den aufrührerischen Polen zu ergeben; so erhielt Johann Adolph Befehl, dahin aufzubrechen. Es gelang ihm, die Aufrührer gänzlich zu zerstreuen und die Ruhe in Polen wieder herzustellen. Zur Belohnung dafür ward er mit dem Heintich-Militairorden geschmückt und zum Generalfeldmarschall der ganzen sächsischen Armee erhoben. Da jetzt für August III. keine Feinde mehr zu bekämpfen waren; so eilte er im Jahr 1736 nach Dann zurück. Hier starb in demselben Jahre der Herzog Christian, Adolphs Bruder, ohne Nachfolger, und dadurch fiel die Regierung auf Johann Adolph, als den einzigen, noch lebenden Bruder. Bei dem Tode des Herzogs Christian befanden sich die sämmtlichen weissenfelsischen Länder in der traurigsten Verfassung: Schulden hatten sich auf Schulden gehäuft und das Land senkte unter dem härtesten Drucke. Diese Lage erforderte die ganze Aufmerksamkeit des neuen Fürsten. Sie war es, die ihn bewog, die chursächsischen Dienste, doch mit Beibehaltung des Feldmarschalls-Charakters zu verlassen und sich ganz der Regierung seines Landes zu widmen. In diesem lobenswürdigen Unternehmen ward er durch den glücklichen Umstand unterstützt, daß 1739 nach dem Absterben seines Veters, Georg Albrechts, zu Barby, diese Grafschaft ihm zufiel und seine Revenüen vermehrte, wodurch er sich in den Stand gesetzt sah, die große Schuldenlast, die das Land zu Boden drückte, nach und nach gänzlich zu tilgen. So war die Lage der Dinge beschaffen, als im Jahr 1740 der erste schlesische Krieg ausbrach, und Herzog Adolph übernahm, auf Verlangen des damaligen Churfürsten von Sachsen, das völli- ge Commando über die in Böhmen stehende sächsische Armee. Nach dem 1742 zu Breslau geschlossenen Frieden marschirte er nach Sachsen zurück und wandte in diesem und den folgenden Jahren Alles an, die Armee in einen guten Zustand zu versehen. Der zweite schlesische Krieg rief 1744 den Herzog von neuem ins Feld und er brach mit 20,000 Mann auf, um sich mit den kaiserlichen Truppen in Böhmen zu vereinigen. Seine schwächliche Gesundheit, so wie der üble Ausgang der Schlacht bei Willsdorf, veranlaßten ihn, 1746, nach Weissenfels zurückzukehren, wo er zu derselben Zeit von Seiten Englands mit dem Orden des blauen Hofensbandes beehrt wurde. Hier wird der schicklichste Ort seyn, einige Züge seines Charakters, wie er von einem seiner alten Diener geschildert worden ist, zu entwickeln. Ein tief eindringender, viel umfassender Geist, eine seltene Gabe, verwickelte Geschäfte zu durchschauen und aus einander zu setzen, Muth in den äußersten Gefahren, verbunden mit einer

überordentlichen Kaltblütigkeit und Gegenwart des Geistes, ein physisch und zugleich religiös gebildeter Sinn; alle diese Vorzüge besaßen sich bei dem Herzoge in einem seltenen Verein. Tage und Nächte schlaflos und nüchtern, so fand ihn oft das Heer und der Staat. Die sich mit gleicher Mühe seines Gesichts verbarg eine feurige geschäftige Seele, einen fruchtbaren, nie zu ermüdenden Geist, gewöhnt, im Glück und Unglück sich immer gleich zu bleiben. Höflichkeit, edler Anstand und Gütigkeit, herablassende Güte gegen Vornehme und Geringe verbreiteten eine gewisse Grazie über sein ganzes Wesen. Noch rühmen seine Unterthanen diesen seltenen Verein von Fürstentugenden. Liebe und Ergebenheit des Danks glänzen in den Augen des Greises, wenn er seiner denkt. Mit einem freundlichen Gruß (dies ist der Ausdruck jenes als ein Dieners), mit einer lächelnden Miene bemächtigte er sich des Herzens jedes seiner Unterthanen, dessen wichtigere oder geringere Anliegen mit gleich gewissenhafter Sorgfalt abwog. So konnte es nicht fehlen, daß während einer zehnjährigen Regierung das so sehr zu Grunde gerichtete Land sich nach und nach wieder erheben mußte, besonders, da er durch die strengste Sparsamkeit das wieder zu ersparen suchte, was seine Vorgänger vergeudet hatten. Fast alle alte Schulden waren bezahlt, die Finanzen des Landes hoben sich und die Ersparnisse des Herzogs fingen an, sich bedeutend zu mehren. In dieser für das Land so glücklichen Lage überschickte den Herzog auf der Messe zu Leipzig am 16. Mai 1746, im sechzigsten Jahre seines Lebens und im zehnten seiner Regierung, als er eben an der Mittagstafel aufgestanden war, plötzlich der Tod. Seine Gemahlin starb 1775 zu Langensalza, und gerade nur für sie war noch Raum der nun auf immer geschlossenen Gruft im Schlosse zu Weiskensfels.

Johann (Bapt. Joseph) Erzherzog von Oesterreich, Ritter des goldenen Vlieses, Großkreuz des Theresien- und Leopoldsbordens, General der Cavallerie etc., Bruder des Kaiser Franz, geboren den 20. Junij 1782. Er ist nicht nur Schätzer und Beförderer der naturhistorischen Wissenschaften, sondern besitzt auch ausgezeichnete Kenntnisse in den Wissenschaften. In Grätz stiftete er ein Nationalmuseum für Innerösterreich, das aus mehreren Gegenden des Landes schätzbare Beiträge an Naturalien, Münzen, Alterthümern und andern literarischen Schätzen erhielt, und genwärtig von ihm den Namen Johannenum führt. (S. d. Art. Grätz) Im Jahr 1800 commandirte er, indem ihm die Generale Lauer und Wittschitz beigegeben waren, die österreichische Armee in Baiern gegen Moreau; nach der Niederlage bei Hohenlinden überließ er aber das Commando dem Erzherzoge Carl. Im Jahr 1805 commandirte er in Italien und machte einen meisterhaften Rückzug zu seinem Bruder, dem Erzherzoge Carl, an den er sich anschloß. Im Jahr 1809 commandirte er die Armee in Italien, rückte glücklich vor, mußte aber nach dem unglücklichen Ausgang der ersten Schlachten in Deutschland, sich wieder zurückziehen und ging durch Steyermark nach Ungarn, wo er mit seinem Corps bei Raab Theil nahm, und sich dann in der Gegend von Komorn aufstellte. Nach erfolgtem Frieden ging er nach Wien. Seit 1806 ist er Chef des Geniedepartements.

Johann Sobieski, König von Polen, und daselbst im J. 1629 geboren, war einer der größten Krieger des 17ten Jahrhunderts. Sein Vater, Jacob Sobieski, durch Tugend und kriegerischen Muth gleich achtungswürdig, war sorgfältig darauf bedacht, wie er diese Eigenschaften auch auf seine beiden Söhne, Marcus und Johann übertragen könnte. So eben kehrten diese von ihren Reisen zurück, als die Polen bei Pilawicz in die

Flucht geschlagen wurden. Dadurch ward ihr Muth erregt: Marcus fiel in einem zweyten Treffen an dem Ufer des Bog; aber unser Johann, glücklicher als sein Bruder, ward zum Obermarschall und Obergeneral des Königreichs ernannt. Voll Muth und Tapferkeit setzte er sich, gleich den gemeinsten seiner Soldaten, den größten Gefahren aus, und pflegte denjenigen, die ihn beschworen, seine Person zu schonen, gewöhnlich zu antworten: „Ihr würdet mich verachten, wenn ich Euren Rathe folgte.“ Diese wenigen Worte mögen einen Beweis von dem Werthe geben, den er auf seinen Ruhm und auf die Achtung anderer setzte. So wurde er der Schrecken der Tartaren und Cosacken, über welche beide er unaufhörlich siegte. Am 11. Nov. 1673 gewann er die berühmte Schlacht bei Choczim gegen die Türken, welche daselbst 28,000 Mann verloren; er selbst wurde im folgenden Jahre zum König von Polen erwählt. Als 1683 die Türken Wien belagert hatten, marschirte er mit einer glänzenden Cavallerie, aber mit einer schlecht equipirten Infanterie, gegen sie. Um aber den übeln Zustand letzterer zu verbergen, rieth man ihm, ein Infanterieregiment, welches ins besondere schlecht gekleidet war, bei Nachtzeit über den Fluß setzen zu lassen, damit der Zustand desselben auf diese Weise dem Blicke der Zuschauer entzogen würde. Sobieski war anderer Meinung: als sich das Regiment auf der Brücke befand, jagte er zu den Nachstehenden: „Seht! Sie werden unüberwindlich seyn, denn sie haben geschworen, nie eine andere Kleidung, als die der Feinde zu tragen. Im letzten Kriege waren sie alle türkisch gekleidet.“ Bei seiner Ankunft bemächtigte er sich der vortheilhaftesten Posten, erstieg eine Anhöhe, untersuchte, wie sich der Großvezier verschanzt hatte, und sagte zu denjenigen, die ihn umgaben: „Er hat eine üble Stellung gewählt. Ich kenne ihn: er ist unwissend und doch eingenommen von seinen Talenten. Wir werden keine Ehre von diesem Siege haben.“ Sobieski hatte die Wahrheit gesagt. Am folgenden Tage verließen die Türken voll Schrecken ihr Lager und in demselben sogar die geheiligte Fahne Muhameds, welche der Sieger mit einem Briefe an den Papst sandte, worin diese Worte vorkommen: „Ich bin gekommen, ich habe gesehen und Gott hat gesiegt.“ Am folgenden Tage der Schlacht, am 13. Sept., ließ er in der Cathedralkirche das „Herr Gott, dich loben wir“ singen und stimmte es selbst an. Hierauf folgte eine Predigt, zu welcher der Priester folgenden Text wählte: „Es ward ein Mann von Gott gesandt, mit Namen Johann.“ Dieser Text war schon einmal auf einen Kaiser von Constantinopel und späterhin auf Johann von Oesterreich, nach dem Siege bei Lepanto, angewandt worden. Uebrigens fand Sobieski in den Zelten der Türken mehrere Tausende von Ducaten, welche er seiner Gemahlin übersandte und ihr dabei schrieb: „Du wirst nicht von mir sagen, was die tartarischen Weiber, wenn sie ihre Männer mit leeren Händen aus dem Kriege kommen sehen. von den andern sagen: Ihr seyd keine Männer; denn ihr kommt ohne Beute zurück.“ Als er im J. 1693 von einer Krankheit, die gefährlich schien, befallen wurde; so hatte er den Kummer, den Saamen der Zwietracht, welchen damals eine Königswahl in Polen gewöhnlich hervorzubringen pflegte, ausgestreut zu sehen. Die Feinde von außen vereinigten sich mit den Parteien von innen. Sobieski war nicht mehr im Stande, den Unruhen vorzubeugen und der Augenblick nahte heran, wo er mit dem Leben auch den Thron verlieren sollte. Die Königin wünschte, er möchte sein Testamen: machen, wagte jedoch nicht, es ihm zu sagen, und beauftragte einen Bischoff, ihm ihren Wunsch zu erkennen zu geben. Er verweigerte es standhaft und gab zum Grunde an, daß dies bei einer so feilen Nation, wie der seinigen, die nur von Parteymuth beherrscht werde, gänzlich ohne Wirkung seyn würde. So

starb er 1696 im drei und zwanzigsten Jahre seiner Regierung. Kaum hatte er die Augen geschlossen, als sich Haß und Neid mit einander vereinigten, sein Andenken zu schänden. Einige warfen ihm vor, er habe, trotz der Gesetze, die dem Könige verboten, ein Eigenthum zu besitzen, Ländereten angelauft; andre behaupteten, daß die christliche Ligne, in welche er gegen die Türken getreten wäre, das Vaterland mehr als 200,000 Streiter gekostet habe. Wieder andere versicherten, er habe das Geld zu sehr geliebt und eine zu große Neigung für kostspielige Reisen gehabt. Wahr ist es, niemals war ein Hofunstätter, als der seinige. Er und die Königin hatten auf keiner Stelle Ruhe; beide durchstreiften jedes Jahr Ausland von einem Ende zum andern und besuchten ihre Landgüter, wie ganz gewöhnliche Edelleute. Doch ist dieser Fehler, wenn es ja einer genannt werden muß, nicht im Stande, Sobieski's hervorragende Tugenden zu verdunkeln. Er liebte die Wissenschaften, redete mehrere Sprachen und verdiente nicht weniger, seines sanften Charakters, als seiner angenehmen Unterhaltung wegen geliebt zu werden. Carl XII. besuchte sein Grab und rief aus, indem er Thränen über seiner Nische vergoß: „Ein so großer König hätte nicht sterben müssen.“ Seine drei Söhne hinterließen keine männliche Nachkommenschaft.

Johann ohne Land, König von England, vierter Sohn Heinrichs II., entriß im Jahr 1199 seinem Neffen, Artus von Bretagne, die Krone. Als dieser drei Jahre später seinen Onkel wiederum vom Throne stoßen wollte, ward er gefangen, in den Thurm von Rouen gesperrt, und wie man sagt, von Johann mit eigener Hand erstochen. Ganz Europa klagte den König Johann eines Mordes wegen an, den dieser an seinem eignen Neffen verübt hatte, und Constantia, die Mutter des unglücklichen Prinzen, flehte bei Philipp August um Gerechtigkeit für diese so schwarze That, die nicht allein in seinem Lande, sondern auch an einem seiner Vasallen verübt worden war. Da der Beklagte, der vor das Gericht der Pairs geladen war, zu erscheinen verweigert hatte, so wurde er zum Tode verurtheilt und sein ganzes, in Frankreich gelegenes Hab und Gut zum Vortheile des Königs confiscirt. Auch machte es sich Philipp bald zur Pflicht, von dem Verbrechen seines Vasallen den gehörigen Nutzen zu ziehen. Johann, in Weichlichkeit und Wollust versunken, ließ sich die Normandie, Bretagne und Poitou entreißen und begab sich nach England, wo er verachtet und gehaßt war. Seine Trägheit ging so weit, daß er, als man ihm von den Fortschritten des Königs von Frankreich Nachricht gegeben hatte, kaltblütig zur Antwort gab: „Laßt ihn nur machen. In einem einzigen Tage werde ich mehr wiedererobern, als er mit einem ganzen Feldzuge entrißen haben wird.“ Von jedermann verlassen, glaubte er, die Herzen seiner Unterthanen wieder zu gewinnen, wenn er zwei Acten unterzeichnete, welche die Freiheit Englands begründeten, aber auch zugleich die Quelle aller Bürgerkriege daselbst wurden. Die erste Acte wurde die große Charte und die zweite die Charte der Wälder benannt. Um das Maß seines Unglücks voll zu machen, entzweieten ihn im J. 1212 die Auflagen, welche er der Geistlichkeit seines Reichs auferlegte, und die Härte, mit welcher er sie eintreiben ließ, mit dem Papst Innocenz III. Dieser that daher England in den Bann und verbot den Unterthanen, ihrem Könige zu gehorchen. Aus dieser Lage, in welche ihn der Uebermuth des Papstes versetzt hatte, konnte er sich nur dadurch befreien, daß er sich und sein Reich dem heiligen Stuhle unterwarf. Ein päpstlicher Gesandte empfing die Unterwerfung, welche der König knieend und in folgenden Worten zu erkennen gab: „Ich, Johann von Gottes

Gnaden König von England und Herr von Irland, gebe, zur Sühne mei-  
 ner Sünden, aus freiem Willen und mit Zustimmung der Barone mei-  
 nes Reichs, der Kirche Roms und ihren Nachfolgern die Königreiche Eng-  
 land und Irland mit allen Rechten, und nehme sie als Vasall des Papstes  
 an, so wie ich Gott, der römischen Kirche, dem Papste meinem Herrn und  
 seinen gesetzlich erwählten Nachfolgern treu und gehorsam seyn werde.  
 Ueberdies verpflichte ich mich, dem Papste einen jährlichen Tribut von  
 1000 Mark Silbers zu bezahlen, nämlich 700 für England und 300 für  
 Irland.“ Jetzt übergab man dem Legaten Geld, als erste Zahlung des  
 Tributs, und dann überreichte man ihm die Krone und das Szepter des  
 Reichs. Der päpstliche Legat trat das Geld mit Füßen, behielt Krone  
 und Szepter fünf Tage und gab alsdann beides, gleichsam wie eine Schen-  
 kung des Papstes, dem Könige zurück. Diese Schenkung, die ihn bei  
 seinen Unterthanen verächtlich machte, wurde bald die Ursache eines Auf-  
 ruhrs, in welchem Johann von seinen eignen Unterthanen zu verschiede-  
 nen Malen geschlagen wurde. Nachdem nun auch der König Philipp Aus-  
 gust im J. 1214 die Schlacht bei Bouvines gewonnen hatte, so empörte  
 sich der ganze Adel Englands gegen Johann und verlangte ihn, die magna  
 charta noch bündiger zu machen. Die vornehmsten Artikel derselben  
 sind: „Der König macht keine Auflage ohne Zustimmung der Nation; je-  
 dermann wird auf eine legale Weise und nur von seines Gleichen gerichtet  
 werden. Jedermann kann aus dem Reiche gehen, dahin wieder zurück-  
 kehren, über seine Güter verfügen, wie es ihm gutdünkt. Die wirkli-  
 chen Erben folgen, wenn kein Testament vorhanden ist u. s. w.“ Der  
 König Johann glaubte sich so beeinträchtigt, indem er seinen Untertha-  
 nen durch die magna charta die natürlichsten Rechte zugestand, als er sich  
 durch die Unterwerfung gegen den Papst für entehrt gehalten hatte. Er  
 klagte darüber, als über den größten Schimpf, welchen man seiner kö-  
 niglichen Würde zugefügt hätte. Uebrigens blieben die Barone des Reichs  
 bei diesen Schriften gegen Johann nicht stehen, sondern riefen Ludwig,  
 den Sohn Philipp Augusts, nach England und krönten ihn am 20. Mai  
 1216 zu London zum Könige. Johann gerieth darüber in große Verzweif-  
 lung, daß er, wie man sagt, bereit gewesen seyn soll, sich dem Sarace-  
 nen-Könige Miramotai in die Arme zu werfen und die mohamedanische  
 Religion anzunehmen, unter der Bedingung, wenn Miramotai ihm zur  
 gänzlichen Unterjochung seiner Feinde behülflich seyn würde. Nachdem  
 er von Stadt zu Stadt, von Land zu Land flüchtig herumgeirrt war, er-  
 fuhr er ein neues Unglück, welches seinen Tod herbeiführte. Es wurden  
 nämlich bei dem Uebersehen über einen Fluß nahe bei Lynn in der Grafschaft  
 Norfolk seine Edelsteine und seine Kriegskasse von den Wellen verschlun-  
 gen. Er nahm sich diesen Unfall so sehr zu Herzen, daß eine Unverdaulich-  
 keit, die er sich durch eine zu große Menge von Pfirsichen zugezogen  
 hatte, und die vielleicht durch seine kummervolle Gemüthsstimmung noch  
 vermehrt wurde, in ein hitziges Fieber ausartete, welches ihm am 16.  
 Oct. 1216 den Tod zuzog. Die Regierung dieses Königs macht eine be-  
 deutende Periode in der Geschichte Englands. Obgleich die magna charta  
 die vorigen Gerichtshöfe nicht aufhob, auch eben so wenig eine neue Form  
 in der Ausübung der Gerechtigkeitspflege herbeiführte; so veränderte sie  
 nichts destoweniger nach und nach die Regierungsform Englands. Die  
 Barone des Reichs befestigten, indem sie das Interesse des Volks mit  
 dem ihrigen vereinigten, ihre Macht und schwächten dadurch das Ansehen  
 der Regenten selbst, die fortan nichts weiter als die ersten Magistrats-  
 personen eines freien Volks vorstellten. Uebrigens verdient von Johann

nach dem angeführt zu werden, daß er nicht an die Unsterblichkeit der Seele glaubte und von sich behauptete, es wären ihm gerade, nachdem er sich mit Gott und dem Vathe ausgesöhnt habe, die größten Engländer zu schicken. Und dieses er ist gewöhnlich der größten Ehre über die Welt zu erlangen.

Johannes der Däpstin, s. Däpste.

Johannes der Täufer wurde 6 Monate vor Jesu in einer der vielen Priesterfamilie in Judäa unter Vorkommen eines von Gott zu heiligen Zwecken erlesenen Worts wählte die strengste Lebensart eines Gottgeweihten in Verbindung mit die einfachste Kost und Fleißtätigkeit und ständes Einbringen in den Reich der Unabhängigkeit und Geduldigkeit, die ihn befähigt zum Gegenstande der edelmüthigen Bewunderung des was eine dringende Anforderung zur Pflanzung und Vorbereitung auf das in Christus herannahende Gottesreich. Wie in den Evangelien von ihm aufbehalten Worten sind wahr und mächtig, überall kundigt er sich als den Vorläufer des Erleuchteten an, der nach ihm kam und erfüllt seine Bestimmung diesem den Weg zu bereiten mit eben so viel Eifer als Eidschwörung und Demuth. Er hatte politische Ansichten auf den Menschen an seine Lehre geknüpft und gerade durch den Contrast seiner tadelnswürdigen Tugend gegen die Verwahrheit seiner Zeit ungewöhnliches Ansehen unter Juden und Heiden erlangt, als ihm aber bei der Taufe, durch die sich Jesus von ihm im Jordan einweihen ließ, dessen höhere Sendung offenbart worden war, wies er seine Schüler zu diesem neuen Lehren und sah ohne Furcht wie sein Wort: es muß wachsen und ich muß abnehmen, in Erfüllung ging. Wie sie selbst bekehrte er seinen Namen und seine weltliche Erbschaft, nur das Recht die Wahrheit zu reden wollte er behaupten, und wurde daher, weil er sie ihrem Fortschritte preisgab, das Opfer derselben. Einem noch heiligen Weibe zu gefallen ließ der Märtyrer Petros das Natpos in Galiläa im Heringslande dicitieren. Eine Anzahl seiner Jünger blieb ihm noch im Tode getreu und von ihnen wurde ohne Zweifel die unter dem Namen Eod'er oder Johannistheiler im Orient am Jmal und Eholer noch jetzt bewahrte Seite gelehrt, des der Täufer Johannes ein Gegenstand bewunderter Verehrung ist. Vergle. d. Art. Sabler.

Johannes der Evangelist ist unter den Charakteren des Christen thums einer der reinsten und liebenswürdigsten. Auf dem Hofe Jesu verließ er sich ein Jüngling seine H. Arbeit und folgt dem Jüngerlichen Lehren von Eud an mit unabweislicher Eifer. In der Zeit auf seinen Reisen ist er immer am Hofe und so often sagen sein die der Vertrauen der, sondern auch da die andern Jünger stehen begleitet er sie um vor ihm steht und unter das Kreuz, wo ihn der sterbende Freund an seiner Stelle für den Eohn und Ederer Weltens er. der. Darum heißt er mit Recht vorzugsweise der Jünger, den Jesus lieb hatte; so hatte er seinen geliebten, so hatte aber auch ihn seinen geliebt. Das lausie, hatte, kannte den Hof, das aus den Eritten Johannit spricht, was vor andern geliebt den Herrn ganz zu verstehen und bewundern mit ihm den E. thung. mit dem sein Evangelium anhebt und den thätigen, tiefen Zusammenhang d. d. die Menschenleben darin zu dem einzigen Zweck, den Menschen an Jesus zu begründen, geordnet hat, redet der Geist der alten Weltlichen Liebe niegend wohnt und thätig zu was als in seinen Frieden; so haben wir wohl auch Ursache anzunehmen, daß an ihm im höchsten und eigentlichen Sinne



Stund erfüllt worden sey, was Jesus den Seinen verhieß: Wer mich liebt, den wird mein Vater lieben, und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren. Die Offenbarung Johannis ist das Werk der feurigsten christlichen Begeisterung, freilich in den Farben des Orients aber darum nicht weniger des Jüngers würdig, der die Kirche seines Herrn im Herzen trug und ihre künftigen Schicksale in einem Lichte sah, das nicht jedem zu schauen vergönnt ist. Auch wurde Johannes, dessen erste Jünglingsgefühle an der Brust Jesu erwacht waren, alt genug, um von der Vergangenheit auf die Zukunft schließen zu können. Er theilte die Arbeiten und Leiden der Apostel, lebte in Ephesus, eine Zeitlang in der Verbannung auf Patmos, vielleicht auch in Rom, und starb endlich hochbetagt in der ihm vor andern theuern Gemeinde zu Ephesus. Der Kirchenvater Hieronymus erzählt aus seinen letzten Lebensjahren einen rührenden Zug. Da es ihm wegen Altersschwäche nicht mehr möglich war, ausführlich zu der Gemeinde zu sprechen, so ließ er sich doch stets in ihre Versammlungen tragen und rief ihnen so oft er kam die Worte zu: Kinder, liebet euch unter einander! Endlich befragt, warum er diesen Ruf unablässig wiederhole und nichts andres und neues sage, antwortete er: Weil das des Herrn Gebot ist, und wird das erfüllt, so ist es genug.

Johannes Parricida, auch Johann von Schwaben genannt, der Neffe dieses Kaisers. Selbst von sanfter, friedlicher Gemüthsart, hätte er die Ungerechtigkeit seines Onkels, der ihm Erblande und Lehen vorenthielt, vielleicht ohne Rache ertragen, wäre nicht sein Zorn von den Feinden des Kaisers (s. den Art. Albrecht I.), zur hellen Flamme angefaßt worden. Nach der vollbrachten blutigen That entflohen die Mörder; unter ihnen Johann, der, in Nothstracht gehüllt, Italien durchirrte, nirgends eine bleibende Stätte fand und sich endlich in eine solche Dunkelheit verlor, daß niemand wieder etwas von ihm hörte. Einige behaupten, er sey als Augustinermonch zu Pisa gestorben, andere, er habe in der Gestalt eines unbekanntem Mönchs auf dem Stammgute Eigen in einem hohen Alter sein Leben geendet. Zur Beglaubigung letzter Angabe wird erzählt: es sey einstens, wenigstens 70 Jahre nach der Ermordung Albrechts I., ein Ehrfurcht gebietender Greis von edler Gestalt, mit Namen Johann, auf jenes Stammgut gekommen, habe daneben eine Hütte erbaut, und endlich im Tode, der 1368 erfolgt sey, sich als den unglücklichen Johann von Schwaben zu erkennen gegeben. Späterhin will man zu Wien den Sohn desselben, Laskonius, als einen Blinden, am neuen Markte, betteln gesehen haben. Die übrigen Mörder entkamen gleichfalls sämmtlich durch die Flucht, drei Knechte ausgenommen, die aber, trotz der entsetzlichsten Todesmartern, welche man an ihnen verübte, nichts bekannten. Desto grausamere Rache nahmen Leopold, der zweite Sohn des Kaisers, und besonders Agnes, seine Schwester, verwittwete Königin von Ungarn, an den Verwandten und Freunden der Mörder. Diese wurden unter den entsetzlichsten Martern hingerichtet, ihre Burgen zerstört und die Einwohner derselben zu Hunderten niedergemetzelt. Nachdem man endlich, besonders auf Agnesens Betrieb, mehr als 1000 unschuldige Männer, Weiber und Kinder durch des Henkers Hand hingerichtet hatte, stiftete eben diese Agnes, in Vereinigung mit ihrer Mutter Elisabeth, die gegen jene Unthätlichen nicht minder schrecklich gewüthet hatte, auf dem Felde, wo Albrecht ermordet worden war, ein Mönchs- und ein Frauenkloster, welche beide mit ansehnlichen Freiheiten, so wie mit beträchtlichen Gütern reichlich be-

schenkt wurde. Die Geschichte Johannis von Schwaben hat zu einem Schauspiel gleichen Namens Veranlassung gegeben, welches vor einigen und zwanzig Jahren häufig und mit großem Besuche auf den deutschen Bühnen aufgeführt worden ist.

Johannes Secundus, s. Secundus.

Johannisberg (oder Bischofsberg), ein Pfarrdorf und schönes Bergschloß in einer herrlichen Gegend im Rheingau, ehemals zum Bisthum Fulda gehörig, ist wegen des vortrefflichen Rheinweins berühmt, der daselbst wächst. Im Jahre 1807 ward dies Schloß nebst seinen Besitzungen von Buonaparte dem Marschall Kellermann geschenkt. Das Schloß selbst ist in den Jahren 1722 bis 1732 auf den Ruinen eines alten Klosters erbant worden. Durch die Bestimmungen des Wiener Congressinstrumentes kam das Gut Johannisberg, mit andern Fuldischen Landestheilen an den Kaiser von Oesterreich, der es 1816 dem Minister von Metternich schenkte.

Johanniter-Ritter (späterhin Rhodiser-Ritter, jetzt gewöhnlich Maltheser-Ritter genannt,) heißen die Ritter des berühmten weltlichen Ritterordens, welcher zu Anfange der Kreuzzüge, und bei Gelegenheit der Wallfahrten nach dem gelobten Lande, im gelobten Lande gestiftet wurde. Es legten nämlich bereits im elften Jahrhundert Kaufleute aus Amalfi in Neapel eine Kirche zu Jerusalem an, und bauten daselbst auch ein Mönchskloster, welches sie Johannes dem Läufer widmeten. Die Mönche, welche den Namen Johanniter, oder Hospital-Brüder führten, waren verpflichtet, Kranke und Arme zu versorgen und die Wallfahrenden gegen die Anfälle der Saracenen zu schützen. Dieser geistliche Orden, welcher nach und nach große Besitzungen erhielt, ward zu Anfange des zwölften Jahrhunderts von dem Ordensmeister Raymund du Puy, mit Beibehaltung des Mönchsordens, zu einem weltlichen oder Ritterorden gemacht, dessen Pflichten, außer dem Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth, noch in der Vertheidigung der Kirche gegen die Ungläubigen bestehen sollten. Auch theilte Raymund die sämtlichen Ritter in drei Klassen, in Ritter (welche die Waffen führen mußten), in Capellane (die eigentlichen Geistlichen) und in Serventi d'Armi (Waffenträger), welche letztere die Kranken versorgen und die Pilgrime begleiten mußten. Lange Zeit mußte sich der Orden durch Tapferkeit und Einmüthigkeit gegen die Waffen der Saracenen und Türken aufrecht zu erhalten; wurde jedoch endlich zu Ende des 12ten Jahrhunderts aus Palästina vertrieben. Er eroberte darauf Cypern, verlor es aber wieder, und setzte sich zu Anfange des 14ten Jahrhunderts auf der Insel Rhodus fest, in deren Besitz sich die Ritter fast über 200 Jahre behaupteten. Endlich aber vertrieb sie der türkische Sultan Soliman II. i. J. 1522 von dort, und nun gingen sie anfangs nach Candia, sodann nach Venedig, Rom, Viterbo, vornehmlich aber nach Nizza, Villa Franca und Syracusa, bis ihnen endlich Carl V. i. J. 1530 die Insel Malta, nebst den Inseln Gozzo und Comino, unter der Bedingung eines beständigen Krieges gegen die Ungläubigen und Seeräuber, zum eigenthümlichen Besitze überließ. Von dieser Zeit an wurden sie gewöhnlich Maltheser-Ritter genannt. In diesem ihrem neuen Besitze hatten sie 1565 einen gewaltigen Angriff von den Türken auszustehen, welche jedoch mit großem Verluste zurückgeschlagen wurden. Sie setzten darauf die Seekriege mit den Türken noch bis in die neueste Zeit fort, und nur durch Tapferkeit und standhaften Muth in

verschiedenen heftigen Streitigkeiten mit der Pforte, ist es ihnen gelungen, sich vom Untergange zu retten. Doch wären sie i. J. 1760, ohne französische Vermittelung, von den Türken wahrscheinlich gänzlich bezwungen worden. Seitdem wurden sie von jenen für sehr unbedeutende Feinde gehalten, und ihre Streitigkeiten zur See sind nicht selten wahre Spiegelgefechte gewesen. Die innere Einrichtung des Ordens, der auch jetzt der Maltheser-Orden genannt wird, und beinahe durch ganz Europa, wo er alleenthalben große Besitzungen hatte, verbreitet war, bestand in Folgendem. Das Oberhaupt desselben, welches Großmeister des heiligen Hospitals zu St. Johann von Jerusalem, und Guardian der Armee Jesu Christi hieß, residirte zu La Valetta, auf der Insel Malta, hatte fürstliche Würde und bekam von auswärtigen Mächten den Titel Altezza Eminentissima. Er erhielt jährlich 6000 Scudi aus der Ordenskammer, nebst allen Gefällen von den Inseln Malta, Gozzo und Comino, so daß seine jährlichen Einkünfte vielleicht nahe an eine Million Gulden betragen mochten. Die weltliche Macht lag größtentheils in seinen Händen; doch war er auch hierin von den Vorstehern der verschiedenen Zungen (Bezirke) beschränkt, welche Gesetze gaben, Steuern anordneten u. s. w.; die geistliche Gewalt, d. h. die unmittelbaren Ordensangelegenheiten, wurden von dem Capitel geleitet, welches aus 8 Ballivi Conventuali bestand, und in welchem der Großmeister den Vorsitz hatte. Bei dem Tode eines Großmeisters ernannten die 8 Zungen, von welchen weiterhin gesprochen werden soll, 21 Repräsentanten, und diese wiederum 3 Wähler, nämlich einen Ritter, einen Priester und einen Waffenträger. Nachdem diese drei noch 13 andere Glieder zu Wählern aufgenommen hatten, ward von allen zusammen der neue Großmeister gewählt. Die vornehmsten Stellen in dem Orden bekleideten die Häupter (Piliers) der acht Zungen (Bezirke), in welche die Ritter nach den Nationen, aus denen sie bestanden, eingetheilt wurden. Diese Zungen hießen: Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Deutschland (welches die vornehmste Zunge ausmachte), Castilien und England. Aus diesen Zungen wurden die obenerwähnten Ballivi Conventuali gewählt, und die Ländertheile derselben in Priorate, diese in Ballieten, und diese wiederum in Commenden (Commendanturen) eingetheilt. Von den Prioraten hatte das deutsche den Vorzug, und hieß daher Großpriorat. Es wurde von dem Obersten Meister des ritterlichen St. Johannis-Ordens in deutschen Landen verwaltet, welcher deutscher Reichsfürst war, über das Herrmeisterthum von Brandenburg, Ungarn, Böhmen und Dänemark die Gerichtsbarkeit besaß, zu Heitersheim im Breisgau residirte, und dem Großmeister zu Malta jährlich gewisse Türkensteuern und Respausgelder liefern mußte. Der letzte Johanniter-Meister, ein Graf von Reichensbach-Fonkemagne, verlor durch den presburger Frieden, und die Errichtung des rheinischen Bundes, alle seine Besitzungen im westlichen Schwaben an den Großherzog von Baden. Von den oben erwähnten 8 Zungen hatte sich England bereits im 16ten Jahrhundert losgerissen; die drei französischen verloren während der Revolution ihre Existenz; die castillische und aragonische ward seit dem Frieden zu Amiens von Malta getrennt, und die italienische und deutsche Zunge haben gleichfalls durch die neuesten Ereignisse aufgehört. Auf diese Weise ist der Johanniter-Orden in diesem Augenblicke wie aufgehoben, und seine Wiederher-

stellung ist um so weniger zu erwarten, da die Insel Malta förmlich in dem Besitz Englands gekommen ist. Die Johanniter-Ritter beobachteten, außer den bereits angeführten Gelübden, noch die Regel des Augustiners Ordens; die Protestanten waren jedoch nicht verbunden, ehelos zu leben. Alle Mitglieder mußten von gutem, alten Adel seyn. Die Ritter, welche ihre Ahnen auf das strengste erweisen konnten, hießen Cavalieri di giustizia (Ritter von Rechts wegen); diejenigen hingegen, bei welchen die Ahnenprobe schwierig ist, die aber dennoch, in Rücksicht ihrer Verdienste, aufgenommen werden, Cavalieri di grazia (Ritter aus Gnaden). Die Ordens-Pflicht der Ritter, wenigstens dreimal gegen die Ungläubigen oder die barbarischen Seeräuber zu Felde zu ziehen, wurde in der letzten Zeit sehr wenig mehr beobachtet; ja, durch den Frieden von Amiens hob man sogar alle Feindseligkeiten gegen die Türken gänzlich auf. Die Kleidung der Ritter bestand in Friedenszeiten in einem langen schwarzen Mantel; auf der linken Brust trugen sie ein achteckiges weißes, und mitten auf derselben ein goldenes Kreuz; im Kriege waren sie mit einem rothen Gürtel und einem silbernen Kreuze geschmückt. Bloss in geistlichen Sachen war der Orden dem Papste unterworfen, in allen weltlichen Dingen besaß er eine vollkommene Souveränität. Die Seemacht desselben bestand 1770 aus 4 Galeeren, 3 Galeotten, 4 Schiffen von 60, und 2 Fregatten von 36 Kanonen, so wie aus verschiedenen kleinen Fahrzeugen. Was die neue Geschichte des Ordens anbelangt, so muß darüber in der Kürze Folgendes gemeldet werden. Nachdem Malta am 8. Jun. 1798 unvermuthet von Buonaparte angegriffen worden war, ergab sich die Insel fast ohne Widerstand durch Capitulation, kraft welcher dem Großmeister, Baron von Hompesch, der späterhin 1804 zu Montveller im 62 Jahre gestorben ist, bis zu anderweitiger Entschädigung, jährlich 300,000 Franken zugesichert wurden. J. J. 1800 eroberten jedoch die englischen Flotten die ganze Insel durch Hun. r., und seit dieser Zeit befindet sie sich in den Händen Englands. Im Frieden von Amiens (1802) wurde zwar bedungen, daß die Insel dem Orden, unter der Aufsicht und Garantie einer neutralen Macht, wiedergegeben werden sollte; da aber die Engländer für die Zukunft einen abermaligen Einfluß der Franzosen auf Malta, und durch diesen die Zerstörung ihres Handels nach Ostindien befürchten mußten; so blieben sie fortwährend im Besitz derselben, und der 26. Artikel des Entschädigungsplans und Reichsdeputations-Recesses vom 25. Febr. 1803, vermöge dessen der Orden sämtliche Abteien und Stifter im Breisgau zur Entschädigung erhalten sollte, blieb ohne Wirkung. In der Zwischenzeit wählte der Orden den russischen Kaiser Paul I., der jene Capitulation von 1798 für verächtlich erklärt, und die Johanniter-Ritter in Schuß genommen hatte, am 16. Dec. 1798 zum Großmeister. Diese Wahl gab dem Orden eine mächtige Stütze. Dies erfuhr besonders der Kurfürst Maximilian Joseph von Pfalz-Batern, der, da er gleich nach seinem Regierungsantritt, 21. Febr. 1799, den Orden in seinen Staaten aufgehoben hatte, durch Rußlands Drohungen gezwungen wurde, ihn wiederherzustellen. Nach dem Tode Pauls I. ernannte der Papst, am 9. Febr. 1805, den Italiäner Tommasi, und als dieser ebenfalls mit Tode abgegangen war, das Großcapitel sogleich den Baili Caracciolo zum Großmeister. Die nachher sich erhebende Universalmonarchie Napoleons führte immer traurigere Zeiten für den Orden herbei; namentlich ward er in den rheinbündischen Staaten fast aller seiner Güter verlustig. Auch der 1. J. 1814 erfolgte Umschwung der Dinge heilte nicht das bisherige Un-

glück. Die Fürsten blieben in dem Besitze der in den Tagen der herrschenden Gewalt gemachten Erwerbungen, und Malta, das die Engländer sich definitiv zueigneten, ging für immer verloren. Indessen versäumten die Ritter nicht, sowohl an den Höfen, als auch auf dem Wiener Congresse, wo der Commandeur *Vie de Cesari*, als Geschäftsträger der französischen Zunge auftrat, für die gute Sache ihres Instituts zu wirken. Der letztere übergab eine merkwürdige Denkschrift, worin er umständlich bewies, wie wichtig es für das Interesse aller Nationen sey, daß der Orden eine Insel im mittelländischen Meer besitze, weil nur er allein, als eine neutrale, den Leidenschaften der Höfe fremde, unabhängige, mit allen verbündete Macht im Stande sey, den Ausfällen der Barbaren einen Damm entgegen zu setzen. In Gemäßheit dieser Vorstellungen ward zuerst auf die ionischen Inseln, und als dieser Plan als unmöglich erschien, auf die Insel Elba angetragen. Aber alle diese Bemühungen, so wie die spätern Schritte der Ritter, bei dem deutschen Bundestage, bewirkten bis jetzt keinen Erfolg, und so müssen sich die letztern noch immer mit dem Besitze der Güter begnügen, die ihnen noch in einzelnen Ländern; z. B. in Preussen, Rußland &c. gelassen wurden. Vor der Revolution schätzte man die Anzahl aller Ordensritter auf 3000. Das Wappen des Großmeisters bestand in einem silbernen, achteckigen Kreuze, im rothen Felde, oben mit einer herzoglichen Krone, aus welcher sich ein Rosenkranz um das Wappenschild schlängelte, mit einem untenhängenden kleinen Kreuze und den Worten: *Pro Fide* (für den Glauben).

*Johnson* (Benjamin), gewöhnlich aber *Benjohanson* genannt, ward 1574 aus einer alten schottischen Familie geboren. Da sein Vater ihm kein Vermögen hinterlassen hatte, nahm er Kriegsdienste und zeichnete sich in den Kriegen in Flandern aus. Nach dem Frieden widmete er sich dem Studium der schönen Künste, und brachte es darin, besonders aber in seinen theatralischen Productionen, so weit, daß man ihn gleichsam, mit wie vielem oder wenigem Rechte, gehört nicht bloß, für den Wiederhersteller, oder vielmehr für den Gründer des englischen Theaters hält. Er besaß ein so bewundernswürdiges Gedächtniß, daß er ganze Werke, ohne anzustoßen, aus dem Gedächtnisse hersagen konnte, und stand zu seiner Zeit in England in einem solchen Ansehen, daß man seinen Leichenstein mit der Inschrift: „*O seltner Benjohanson*“ schmückte. Uebrigens war er ein jüngerer Zeitgenosse, und sogar Nebenbuhler *Shakespears*, und starb i. J. 1637. Um ein Urtheil über ihn zu fällen, können wir uns der eignen Worte *Wilhelm Schlegels* bedienen, die competent seyn dürften. *Benjohanson* war ein dramatischer Schriftsteller, der im Schwelge seines Angesichts, aber mit geringem Erfolge, das englische Schauspiel nicht romantisch, sondern nach dem Muster der Alten auszubilden strebte. Er fand an *Shakespeare* einen bereitwilligen Aufmunterer seiner Talente. Sein erstes, wiewohl noch ziemlich unvollkommenes Stück: *Every man in his humour* (Jedermann in seiner Laune), wurde durch *Shakespeare's* Fürsprache auf die Bühne gebracht, und an dessen Seite setzte dieser sogar selbst Hand, ja, er übernahm in beiden sogar eine Hauptrolle. Dies vergalt ihm *Benjohanson* schlecht: bei jeder Gelegenheit überhob er sich gegen *Shakespeare* mit seiner Schulgelehrsamkeit, der einzigen Seite, wo er wirklich einen Vorzug vor ihm hatte. Trotz dem fielen seine Stücke entweder ganz und gar durch, oder sie erhielten doch nur einen geringen Beifall neben der erstaunlichen Popularität *Shakespeare's*. *Benjohanson* besaß wirklich einen sehr gründlichen Verstand; er war sich bewußt, daß er die Kunst mit Ernst und Eifer ausübe; daß ihm

aber die Natur die Grazie versagt hatte, ahnete er freilich nicht. Somit war er recht eigentlich zum kritischen Dichter gemacht, im guten und im bösen Sinne des Worts; es gelang ihm meistens in derjenigen Gattung, woran der Verstand den größten Antheil hat, am besten. Man hat von ihm zwei tragische Versuche, *Sejanus* und *Catilina*, dreizehn Lustspiele und eine Menge sogenannter Masken. Der Tragödie entsagte er nach dem mislungenen Versuche mit den beiden so eben erwähnten; dagegen widmete er sich desto eifriger dem Charakter-Lustspiele, in welchem er aber mehr ernsthaft spottet, als zu Lachen macht; es zeigt sich mehr Beobachtungsgeist, als Phantasie darin. Außer oben erwähntem: *Jesdermann in seiner Laune*, sind noch zu merken: *Jedermann außer seiner Laune*; *Welpone*; *der Alchymist*; *Epicoene*, oder *das stumme Mädchen*, und *der dumme Teufel*. Seine Masken sind allegorische Gelegenheitsstücke, eine Gattung, die mit Ben Johnson beinahe wieder ausgestorben ist. Späterhin hat nur noch der *Comus* von Milton in derselben einzigen Ruhm erlangt. Ben Johnsons Werke sind 1716 in 6, und 1757 in 7 Octav-Bänden zu London im Drucke erschienen.

Johnson (Samuel) wurde am 18. Sept. 1709 zu Litchfield in Staffordschire geboren, und verrieth frühzeitig außerordentliche Geistesfähigkeiten. Die alten Klassiker, doch mehr die römischen als die griechischen, machten den vornehmsten Gegenstand seiner frühern Studien aus, und mehrere Uebersetzungen aus dem Homer, Horaz, Virgil u. s. w., welche er damals verfertigte, verrathen nicht gemeine Sprachkenntnisse, und viel dichterisches Genie. Späterhin zeichnete er sich auf der Universität zu Oxford, welche er 1728 bezog, durch eine meisterhafte Uebersetzung des jüdischen Messias, in lateinischen Hexametern, als ein sehr fähiger Kopf aus. Ein Anfall von Hypochondrie, der ihn besonders i. J. 1729 befiel, war so heftig, daß er dem Wahnsinne nahe zu seyn glaubte. Er ward zwar wieder hergestellt, genas aber nie ganz von dieser Krankheit. Nachdem er bereits 1731, wegen Dürftigkeit, die Universität wiederum verlassen, und während einer kurzen Zeit die Stelle eines Unterlehrers an der Schule zu Market-Bosworth in Leicesterschire bekleidet hatte, ließ er sich in Birmingham nieder, wo er sich mit Arbeiten für Buchhändler das Leben zu fristen suchte. Er wollte darauf eine Erziehungs-Anstalt errichten, erhielt aber nur drei Schüler, und unter diesen den nachmals so berühmt gewordenen Garrick. Diesen begleitete er auch nachmals nach London, wo er sich abermals bloß von dem Erwerbe seiner literarischen Arbeiten zu ernähren suchte. Hier machte er mit dem unglücklichen Savage (s. d. Art.), dessen Leben er nachmals so meisterhaft beschrieben hat, Bekanntschaft. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo Johnson eine bedeutende Stufe zu seiner künftigen Größe ersteigen sollte. Er gab nämlich im Jahre 1738 seine berühmte Satyre *London*, eine Nachahmung der dritten juvenalschen Satyre, in den Druck, in welcher er mit Wis und un-nachahmlicher Laune die Thorheiten der Hauptstadt schildert. Sie ward in einer Woche zweimal aufgelegt, und brachte dem Verleger reichlichen Gewinn, und dem Verfasser Berühmtheit. Selbst Pope ward durch diese Satyre so anaezogen, daß er die persönliche Bekanntschaft des Dichters zu machen suchte. Auf dieses Werkchen folgten seine *Debatten des Senats zu Groß-Lilliput*, welches eigentlich commentirte Auszüge aus den Reden der berühmtesten Parlamentsglieder der damaligen Zeit sind, und von Johnson selbst nur bis 1743 aufgesetzt, nachher aber von Hawkesworth bis 1770 fortgeführt worden sind. Im Jahre 1739 erschien

von ihm: A compleat Vindication of the Licensors of the Stage from the malicious and scandalous aspersions of Mr. Brooke, author of Gustavus Vasa, ein ironischer Angriff auf den Lord Kammerherrn, welcher Brooke's Trauerspiel, Gusta Vasa, zu verbieten für gut befunden hatte; desgleichen Marmor Norfolciense, or an Essay on an ancient prophetic inscription in monkish rhyme, lately discovered near Lynne in Norfolk by Probus Britannicus, eine Schrift politischen Inhalts, die ihm einen Verhaftsbefehl zuzog, dem er aber durch die Flucht zuvorzukommen mußte. Im Jahre 1744 erschien darauf sein bereits erwähntes Life of Richard Savage, seines Freundes, eine meisterhafte Biographie; und ein Jahr später seine Miscellaneous Observations on the Tragedy of Macbeth, with Remarks on Sir Thomas Hanmer's Edition of Shakespeare, welche zugleich Vorschläge zu einer neuen Ausgabe dieses Schriftstellers enthielten. J. J. 1747 machte er darauf seinen Plan zu einem Wörterbuche der englischen Sprache bekannt, der die Aufmerksamkeit des Publikums in einem hohen Grade auf sich zog. Der Buchhändler Robert Dodsley, der sich mit einigen andern Buchhändlern zu diesem Unternehmen vereinigt hatte, übernahm den Verlag, und schloß mit Johnson für ein Honorar von 1575 Pfund den Contract ab. Während sich Johnson mit diesem riesenhaften Werke beschäftigte, arbeitete er noch andere Werke aus, die zu den Zierden der englischen Literatur zu zählen sind. Dabin gehört das Seitenstück zu seinem Gedichte London, the Vanity of human wishes, welches 1749 erschien, und eine Nachbildung der zehnten Satyre Juvenal's ist. In demselben Jahre ward auch sein Trauerspiel Irene, wiewohl mit geringem Beifalle, auf's Theater gebracht, und 1750 fing er eine Zeitschrift, the Rambler (der Herumstreifer) an, von welcher bis zum 24. März 1752 das 280ste und letzte Stück erschien, und vom Publikum, als ein meisterhaftes Seitenstück zum Spectator, mit dem allgemeinsten Beifalle aufgenommen wurde. Als einen Beweis dieses Beifalles wollen wir nur anführen, daß Johnson von diesem Werke noch während seines Lebens die Tote Auflage erlebte. Er erhielt übrigens nur 10 fremde Beiträge zu demselben, und ist also weit eigentlicher der Verfasser des Rambler, als Addison seines Spectator. Endlich erschien im Mat 1755 sein berühmtes Dictionnary of the English language, in 2 Foliobänden. Es übertraf die kühnsten Erwartungen, und wurde 1785 bereits zum 6ten Male aufgelegt. Johnson selbst veranstaltete im folgenden Jahre einen Auszug aus demselben. J. J. 1758 begann er darauf eine neue Zeitschrift: the Idler, von welcher 1760 das 103te und letzte Stück erschien. 1759 schrieb er seinen anmuthigen Roman: History of Rasselas Prince of Abyssinia, welcher den Zweck hat, das Thörichte unserer Erwartungen von der Zukunft ins Licht zu setzen. Um diese Zeit stand Johnson auf dem Gipfel seines Ruhms, und erhielt eine Pension von 300 Pfund vom Hofe, die er auch bis an seinen Tod genossen hat. J. J. 1765 erschien endlich die längst von ihm angekündigte neue Ausgabe der Werke des Shakespeare, welche aber vom Publikum kalt aufgenommen wurde. In der That scheint Johnson diesem Werke nicht die ganze Fülle seines kritischen und ästhetischen Genies gewidmet zu haben. Nachmals vereinigte er sich mit Georg Steevens zu einer neuen Ausgabe desselben, welche auch zum erstenmale 1774, und zum zweitenmale 1778 in 10 Octav-Bänden erschien. Nachdem er nun noch einige politische Schriften herausgegeben hatte, ward er durch einen Zweifel an der Richtigkeit der ossianschen Gedichte, welchen er öffentlich geäußert hatte, mit Macpherson in eine heftige

lige Fehde verwickelt. Schon 70 Jahr alt, begann er noch das berühmte Werk: *The Lives of the most eminent English poets*, eine Reihe von Biographien, die sich durch eine meisterhafte Schreibart und viele scharfsinnige ästhetische Bemerkungen empfehlen, ob sie gleich nicht ganz frei von dem Vorwurfe der Parteilichkeit sind. Diese Biographien, denen die Pensionen ihrer Verfasser jedesmal hinzugefügt sind, erschienen von 1777 bis 1781, und wurden endlich 1790 in 8 Duodezbanden von neuem aufgelegt. Dies war das letzte schriftstellerische Erzeugniß Johnson's. Von der Zeit an kränkelte er, und starb endlich am 13. Dec. 1784. Johnson's sämtliche Werke sind 1756 von Hawkins zu London in 12 großen Octav-Bänden herausgegeben, welche jedoch die poetischen Werke desselben nicht mit enthalten.

Zomelli (Nicolo) ward im Jahre 1714 zu Atelli (Avellino, St. Alipino, Aversa) im Königreiche Neapel geboren, studirte zuerst in dem Conservatorium de' Poveri di Gesù unter Durante, und hernach, als dieses aufgehoben wurde, in dem Conservatorium della Pietà de' Turchini unter Prota, Mancini und Leo, die Composition. Anfangs setzte er Bassette, eine in Italien nur mittelmäßig geschätzte Musikart, durch welche er sich übrigens so wenig Beifall erwarb, daß, als er seine erste komische Oper geschrieben hatte, er es nicht wagte, sich als den Verfasser derselben zu nennen, sondern sie vielmehr unter dem Namen Valentinos, eines eben nicht sehr berühmten Meisters, aufführen ließ. Diese Oper, welche *Perrone amoroso* hieß, und welche er 1737 in seinem 23sten Jahre wahrscheinlich für das neue Theater zu Neapel setzte, erhielt einen großen Beifall, wodurch er angefeuert wurde, mit seinen Compositionen fortzufahren. Im Jahre 1738 schrieb er darauf seine Oper *Odoardo* für das florentiner Theater, und zwar mit noch größerem Beifalle, so daß er darauf einen Ruf nach Rom erhielt. Die erste Oper, welche er daselbst setzte, war *Ricimero, Re de' Goti*, welcher im folgenden Jahre die Oper *Astianatte* folgte. Ueberhaupt schrieb er von 1740 bis 1758 für Rom 14 Opern, von denen noch *Iphigenia* und *Cajo Mario* zu bemerken sind, in welcher letztern insbesondere die vortreffliche Arie: *Sposo, io vado a morir* ausgezeichnet wurde. Unter diesen Opern sind jedoch diejenigen nicht mit begriffen, welche er in dieser Zeit für Venedig und andere Städte verfertigte. Jetzt erhielt er die Stelle eines Capellmeisters an der St. Peters-Kirche, und wurde dabei der strengen Prüfung, der sich derjenige, der sich zu dieser Stelle meldet, jedesmal unterwerfen muß, in Hinsicht auf seine schon bewiesene Geschicklichkeit, überhoben, besonders nachdem er, wie einige versichern, noch vorher unter dem Vater Martini zu Bologna den Contrapunkt studirt hatte, welches Studium, nach Burney, sich aber nur auf einen bloßen Besuch beschränkt haben soll. In dieser Stelle componirte er unter mehreren Motetten auch den Psalm: *Benedictus Dominus Deus Israel*, dessen Musik ein Meisterstück ist. Der damalige Herzog von Württemberg, der sich gerade zu der Zeit in Rom befand, that jetzt Zomelli den Vorschlag, ihn in seine Dienste zu nehmen. Er willigte ein und begleitete den Herzog nach Stuttgart, wo er von 1758 bis 1765 blieb, und des größten Ruhms und der schmeichelhaftesten Auszeichnung genoß. Als er nach Italien zurückgekehrt war, lud ihn der König Johann V. zu sich an seinen Hof ein. Ob er nun gleich dieses Anerbieten von sich ablehnte; so suchte er nichts desto weniger jenen Hof in diesen guten Gefinnungen für sich zu erhalten, und schrieb deshalb nicht nur eine beträchtliche Anzahl Opern für den König von Portugal, sondern übersandte demselben auch von allen seinen folgenden Arbeiten Abschriften. In Rom



setzte er darauf zwei Opern, Achille in Sciro und eine andere, welche aber beide nicht gefielen, weil er in Deutschland den leichtern, gefälligeren italienischen Styl mit der gründlichen deutschen Sekunst vertauscht hatte. Er kam hierauf nach Neapel, wo er aber nicht glücklicher war, und am 28. Aug. 1774, wie man meint, aus Verdruss in einem Alter von 63 Jahren starb. Kurz vor seinem Tode verfertigte er noch ein Miserere, welches vorzüglich wegen der sich stets gleich bleibenden Verkettung der beiden Chöre, Bewunderung verdient, und für ein Meisterstück gehalten wird.

Jones (William) wurde am 28. Sept. 1746 zu London geboren, und erhielt in der Schule zu Harrow seine erste wissenschaftliche Bildung, wo er sich durch Fleiß und Talent vor allen seinen Mitschülern auszeichnete. Bereits in seinem 16ten Jahre trat er als Dichter auf, und verfertigte seine Prolusions, welche er späterhin unter dem Titel Arcadia drucken ließ. Im 18ten Jahre bezog er die Universität zu Oxford, wo besonders seine Vorliebe für das Studium der morgenländischen Literatur, und zunächst der arabischen Sprache, regt gemacht wurde. Mit Hilfe eines aus Aleppo gebürtigen jungen Mannes, der das gemeine Arabische fertlg redete und schrieb, übte er sich im Uebersetzen in diese Sprache, und legte sich darauf auch mit großem Fleiße auf die persische Sprache, da er gefunden hatte, daß beide sehr verwandt mit einander wären. Nichts destoweniger studirte er auch die neuern Sprachen, besonders die italienische, spanische und portugiesische. Hierauf wurde er in seinem 19ten Jahre Lehrer und Erzieher des jetzigen Grafen Spencer, der damals erst 7 Jahre alt war, und erhielt darauf den Antrag, Dolmetscher der morgenländischen Sprachen zu werden, welchen er aber nicht annahm. Damals fing er, im 21sten Jahre seines Alters, an, seine Commentare über die asiatische Poesie auszuarbeiten, kopirte eine arabische Handschrift über Aegypten und den Nil, und beschäftigte sich mit Erlernung der sinesischen Schriftzüge und ihrer Schlüssel. Da der König von Dänemark, der 1768 in London war, eine morgenländische Handschrift, welche die Lebensbeschreibung Nadir Schach's enthielt, übersetzt zu haben wünschte; so beschäftigte sich Jones mit dieser Arbeit, und ward dafür zum Mitgliede der königlichen Societät zu Kopenhagen ernannt. Vor dieser Uebersetzung, die 1770 in französischer Sprache gedruckt wurde, steht eine Abhandlung über die morgenländische Poesie, die sehr viel Neues und Interessantes enthält. Der Wunsch, unabhängig und mehr noch den Wissenschaften leben zu können, bestimmte ihn i. J. 1770, das Amt eines Erziehers aufzugeben, und die Laufbahn eines Rechtsgelehrten zu betreten, wobei er jedoch das Studium der morgenländischen Literatur keinesweges aufgab, auch i. J. 1772 einen kleinen Band Gedichte, meistens aus asiatischen Sprachen von ihm übersetzt, in den Druck gab, worauf er im folgenden Jahre zum Mitgliede der königlichen Societät zu London ernannt wurde. Bei der Erlangung der Magisterwürde schrieb er 1774 eine Rede, welche die gelehrten Kenntnisse gegen den Vorwurf, als wenn durch sie der männliche Geist entkräftet, die Freiheit beeinträchtigt und slavische Unterwürfigkeit begünstigt werde, zu schützen suchte, und zugleich Lobsprüche auf die Universität zu Oxford enthielt. Diese Rede ward 10 Jahr darauf gedruckt. Zu Anfange des Jahrs 1774 erschienen seine Abhandlungen über die asiatische Dichtkunst, die von allen Orientalisten in Europa mit Beifall und Bewunderung aufgenommen wurden. J. J. 1778 lieferte er eine Uebersetzung der Reden des Jänus, welche das athenische Erbsolgerecht betreffen, mit

Einleitung, kritischen und h  
 Nachdem er drei verschiede  
 Uebersetzung der unter dem  
 ten hiezu arabischen Gedicht  
 richter zu Fort William in W  
 Mitternacht erhoben. Er gi  
 und lieferte von der Insel H  
 10 Wochen anlang, eine sehr  
 teuber in Calcutta anlandet  
 mit Freuden bewillkommnet  
 Unt ahrig ließ, beschäftigte  
 die sich besonders auf die pol  
 bezogen. Bald darauf gründ  
 cutta, welche auch bereits L.  
 ihrer Einrichtung ertbeilt e  
 umständliche Nachricht. Nun  
 mittel zur Kenntniß der alte  
 mit dem größten Eifer. J. J  
 Schrift The Asiatic Miscell  
 eren entbleit, die in Europa  
 Ind in bezog. Die ersten di  
 von Jones, welche rühmliche  
 Ge, es sind, welcher sich den  
 da 12 Manusarten anzuschließen wußte. Ein Hauptzweck seiner Literari  
 ft in Bemühungen giug dahin, seinen Landesleuten eine vollständige  
 Sammlung von den Gesetzen der Hindus und Muselmänner zu liefern, zu  
 welchem Ende er, nach vorher erbetener und auch erhaltener Unterstützung  
 des Gouvernements, mit größter Sorgfalt für das Geschäft der Compt  
 lat von eine vollständige Anzahl der gelehrtesten Hindus und Muhammedan  
 ner auswählte, den Plan des Ganzen entwarf, und die Handschriften nach  
 wies, woraus geschöpft werden sollte. J. J. 1789 erschien der erste Band  
 der Recherches der Societät zu Calcutta, von welchem Jones nicht allein  
 die Auswahl der Aufsätze, sondern auch die Correctur des Drucks besorgte.  
 Eine eigenen Arbeiten machen gerade den dritten und lehrreichsten  
 Theil dieses Bandes aus. Während seines Lebens erschienen noch zwei  
 Theile dieser Nachforschungen, und nach seinem Tode drei andere. Durch  
 dieses Werk ist man weit gewanert von der Geschichte, den Alterthümern,  
 Künsten und Wissenschaften Indiens belehrt worden, als es vorher der  
 Fall war. In eben demselben Jahre lieferte Sir William Jones die englis  
 sche Uebersetzung eines alten indischen Schauspiels, Sacountala, oder  
 der entscheidende Ring, welches eine ächte und höchst anziehende  
 Schilderung der altindischen Sitten enthält, und ohne Zweifel eine der  
 größten Merkwürdigkeiten ist, welche aus der asiatischen Literatur bis  
 her bekannt geworden sind. Kalidasa, der Verfasser dieses Schauspiels,  
 lebte noch vor Christi Geburt, nicht lange nach Terentius, und verfertigte  
 mehrere Schausp'ile und Gedichte, wovon jenes bisher allein übersezt  
 worden ist. J. J. 1794 erschien seine Uebersetzung der Verord  
 nungen Manu's, welche das ganze indische System religiöser und  
 bürgerlicher Pflichten enthalten. Manu wird von den Indiern als das  
 erste aller erschaffenen Wesen, und nicht nur als der älteste, sondern auch  
 als der heiligste Gesetzgeber verehrt. Eines Abends kam Jones von einem  
 Spaziergange zurück, und klagte über niederdrücktes Uebelbefinden. Es  
 fand sich bald, daß seine Krankheit eine in Indien sehr gewöhnliche Leber

entzündung war, welche auch bereits 7 Tage später, am 27. April 1794, seinem Leben ein Ende machte. Dieser denkwürdige Mann besaß eine solche Menge Kenntnisse in Künsten, Wissenschaften und Sprachen, als sie vielleicht noch niemand, wenigstens nicht in einem höheren Grade, besessen hat. Ungemein groß war seine Sprachgelehrsamkeit im Griechischen, Jüdischen, Persischen und Arabischen; auch die türkische Sprache war ihm geläufig, und von der sinesischen, so wie von deren Schrift, hatte er genug gelernt, um eine Ode des Confucius zu übersetzen. In den neuern europäischen Sprachen war er, wie sich von selbst versteht, nicht weniger geübt. Außer diesen Sprachwissenschaften, die er nur stets als Hülfsmittel zum Zwecke, und nicht als diesen selbst betrachtete, besaß er in allen Fächern des menschlichen Wissens eine fast erschöpfende Gelehrsamkeit.

Jones (Inigo) wurde 1572 zu London geboren und starb daselbst 1652 im 80sten Jahre. Er zeichnete sich in England, wo vor ihm der wahre Geschmack und die eigentlichen Grundsätze der Baukunst noch völlig unbekannt waren, in derselben zu seinem großen Ruhme aus. Früh schon entwickelte er ganz besondere Talente in der Zeichnung und in der Landschaftsmalerei. Graf Wilhelm von Pembroke, sein Gönner, ertheilte ihm die Mittel, um nicht allein Italien, sondern auch einen großen Theil des civilisirten Europa's durchreisen zu können. Nachdem Jones diese Reisen vollendet hatte, ließ er sich zu Venedig nieder, wo er bereits einen glänzenden Ruf erworben hatte. Von dort führte ihn der König von Dänemark, Christian IV., dessen Schwester Jacob I. von England geheirathet hatte, und der Jones anfangs in seine eignen Dienste nehmen wollte, nach London zurück, wo ihm von Jacob I. die Oberaufsicht über alle königlichen Gebäude übertragen wurde. Diese Stelle gab Jones Gelegenheit, einen Beweis seiner Uneigennützigkeit an den Tag zu legen. Darnämlich die Verwaltungscommission, welche unter der vorigen Regierung mit dem Bauwesen beauftragt gewesen war, durch unvermeidliche Umstände veranlaßt, sehr große Schulden gemacht hatte; so wollte der geheime Cabinetsrath des Königs Jones Meinung wissen, wie diese Schulden am leichtesten zu tilgen seyn möchten. Dieser erbot sich nun aus freiem Willen, so lange auf seine eigne Besoldung Verzicht zu leisten, bis jene Schulden bezahlt seyn würden. Sein Beispiel erregte die Nachahmung aller derjenigen, die mit ihm zugleich beim Bauwesen angestellt waren, und somit sah man sich bald im Stande, den Rückstand der erwähnten Schuld abtragen zu können. Dieß ist allerdings eine seltene Uneigennützigkeit, die selbst unter Künstlern wenig Nachahmer finden wird. Bei dem Tode Jacobs I. bestätigte ihn der Nachfolger desselben, Carl I., in der ehrenvollen Stelle, welche ihm übertragen worden war und welche er selbst noch bis unter Carl II. bis zu seinem Tode zu bekleiden fortfuhr. Ihm hat man die Zeichnungen des Pallastes von Whitehall, so wie den Plan zu dem anatomischen Theater in London zu verdanken. Er hat auch die Capelle der Königin Catharina in dem Pallaste von St. James, die Kirche und den Markt von Coveet-Garden aufgeführt. Was die übrigen Werke dieses gelehrtesten Baukünstlers anbetrifft; so kann man darüber den Vitruvius Britannicus von Campbell nachschlagen. Seine Zeichnungen sind 1727 und 1744 von M. Kent und Isaac Ware herausgegeben. Jones hat sehr interessante Bemerkungen über die Baukunst des Palladio hinterlassen, welche derjenigen Ausgabe dieses Werks, die Leoni 1714 zu London besorgt hat, beigelegt worden sind.

**Jones (Paul)**, erster Seekrieger von Nordamerika, wurde zu Seltirk in Schottland geboren und starb 1792 zu Paris. Er ließ sich in Amerika nieder und erhielt 1775 das Commando eines Schiffs, welches zu Hopkins Escadre gehörte. Im folgenden Jahre ward er vom Präsidenten des Congresses zum Seekapitain der vereinigten Staaten ernannt. In diesem Posten zeichnete er sich durch eine ungewöhnliche Tapferkeit und durch wahrhaft glänzende Thaten zu seinem größten Ruhme aus. An der Spitze von 30 Freiwilligen bemächtigte er sich des Forts von White-Haven, verbrannte die Schiffe, die sich in dem dortigen Hafen befanden, und vernagelte die Kanonen. Hierauf steuerte er nach dem Norden von Schottland und unternahm es, den Grafen von Seltirk aufzuheben. Wahrscheinlich würde sein Plan auch gelungen seyn, wenn der Zufall nicht gerade für den Augenblick den Grafen aus seiner Residenz entfernt gehabt hätte. Doch mußte er die Gräfin zu zwingen, ihm ihr sämtliches Silberzeug auszuliefern, zu welcher Erpressung, die seinem eigentlichen Charakter widersprach, er von der Mannschaft seines Schiffs veranlaßt worden war. Bei seiner Rückkehr zwang er die Fregatte, der *Drake*, die Segel zu streichen, ob er gleich derselben an Mannschaft bei weitem nicht gewachsen war. Nach dieser Expedition, welche nur 28 Tage gedauert hatte, kehrte er in den Hafen von Brest zurück, wohin er mehr als 200 Gefangene mit sich führte. Jetzt wurde er zu einer andern Expedition gegen den Norden von Irland befehligt, zu welchem Zwecke ihm von Frankreich das Commando über drei Schiffe übertragen wurde. Mit diesen beunruhigte er die Küsten Irlands, verbrannte mehrere derselben und stieß auf die baltische Flotte, welche von einer Fregatte und einem Linienschiffe convopirt wurden. Nach einem schrecklichen Gefechte eroberte Jones beide Schiffe, wofür ihm von Ludwig XIV., zum Zeichen seiner Zufriedenheit, der Verdienstorden und ein goldener Degen ertheilt wurde. Seine kriegerische Laufbahn endigte mit dem amerikanischen Kriege. Nachdem er in seinen Privatangelegenheiten eine Reise nach Holland gemacht hatte, starb er nach seiner Rückkehr zu Paris. Der Nationalconvent ernannte eine Deputation, die seinem Leichenbegängnisse beiwohnen mußte: er wurde auf dem Kirchhofe der Protestanten begraben. Dieser ausgezeichnete Seeheld hatte auch die Wissenschaften geliebt und ausgeübt: wir besitzen von ihm ein Abriss der englischen Geschichte und Memoiren, so wie noch verschiedene andere Werke.

**Jordan.** Dieser durch heilige Erinnerungen merkwürdige Fluß entspringt am Fuße des Gebirges Antilibanon in Syrien, durchschneidet Palästina von Norden nach Süden und verliert sich in das todtte Meer. Seine Ufer, sonst belebt und angebaut, sind jetzt wüste, und langsam wälzt sich sein gelbes Wasser im Sande fort. Die Hebräer nannten ihn Jordan, d. h. Fluß des Gerichts, und bei den heutigen Arabern heißt er jetzt Nahar-el-Chirka. Den religiösen Abwaschungen an diesem Fluße schreiben sie Heilkräfte zu, und für Juden und Christen ist er ein Gegenstand ehrfurchtvoller Betrachtung. E.

**Joseph** war als der spätgeborene Sohn der geliebten Rachel ein Gegenstand der besondern Zärtlichkeit seines Vaters Jacob und des Neides seiner Brüder. Erbittert durch den Vorzug, den ihm der Vater gab und durch den Uebermuth, den sie in der Bedeutung seiner unschuldigen Träume zu entdecken glaubten, verkauften sie ihn, um sich seiner zu entledigen, an ismaelitische Schlahenhändler, durch welche er in das Haus Potiphars, eines der vornehmsten Staatsbeamten in Aegypten

kommt. Die Treue und Klugheit, mit der er hier die Güter seines Herrn verwaltet, mildert seine Lage und durch seinen Widerstand gegen die wollüstigen Zumuthungen der Frau Potiphars erwirbt er sich auf ewige Zeiten den Beinamen des Reuschen. Sein Betragen in dieser Versuchung zeugt von einer Geistesstärke und Frömmigkeit, die an einem Jünglinge von nicht mehr denn 20 Jahren in Erstaunen setzt, aber ihn zugleich zum Opfer der Nachsicht des verschmähten Weibes macht. Doch auch in dem Gefängnisse, wohin ihre Beschuldigungen ihn bringen, weiß er sich mit dem Vertrauen des Aufsehers bald einen bedeutenden Wirkungskreis zu verschaffen, und die trostvolle Auslegung, die er dem darin verhafteten königlichen Mundschenken von einem Traume giebt, bahnt ihm den Weg zum glänzendsten Glücke. Denn nachdem der Mundschenk wieder zu Gnaden gekommen, erinnert er sich bei Gelegenheit eines Traumes, um dessen Deutung sich Pharao und der ganze Hof bekümmert, des hebräischen Knechtes, der ihn im Kerker den seltnen so glücklich und sicher gedeutet hatte. Joseph wird gerufen und erklärt den Traum des Königs von den 7 fetten und 7 magern Kühen mit einer Geistesgegenwart und Kenntniß des Landes durch 7 fruchtbare und 7 unfruchtbare Jahre, die Aegypten nach einander zu erwarten hätte, und giebt dabei so zweckmäßige Vorschläge zur Sicherung des Volkes vor Mangel an die Hand, daß Pharao ihn auf der Stelle zu dem Manne macht, durch den sie ausgeführt werden sollen. Die großen Verdienste, die er sich auf diesem Posten um Aegypten erwirbt, rechtfertigen ganz das Vertrauen des Königs, der ihn Vater des Vaterlandes genannt und zum Zweiten im Reiche gemacht hatte. Verheiratet mit der Tochter eines ägyptischen Großen, im Besitze der höchsten Gewalt und Würde nach dem Könige und der Liebe des Volks sieht Joseph alle seine Wünsche befriedigt außer der Sehnsucht nach den Seinigen. Aber auch diese will die Vorsehung ihrem Lieblinge gewähren. Seine Brüder kommen in den Jahren der Ehrenerung, um Korn aus den von ihm angehäuften Magazinen zu kaufen, aber ohne sich ihnen gleich zu erkennen zu geben, sucht er sie durch mehrere harte Proben zur Reue über das gegen ihn begangene Unrecht zu bringen und ihre Gesinnungen zu erforschen, bis endlich sein Herz ihn übermannt und in ihre Arme wirft. Höchst-rührend ist dieß Erkennen und die Scene, wo Joseph den mit seiner ganzen Familie nach Aegypten gerufenen Vater wieder sieht. Er, den seine Brüder verstoßen hatten, wird nun ihr Wohlthäter, wofür Jacob bei seinem letzten Segen seinen beiden Söhnen gleiche Rechte mit den übrigen Brüdern giebt und daher zwei Stämme, Manasse und Ephraim, das Andenken Josephs unter den Hebräern erhalten. Niemand kann ohne lebhaftes Interesse so große Talente, so seltene Tugenden und Verdienste, so ausgezeichnete und wunderbare Schicksale in einem Manne vereinigt wahrnehmen, der den ältesten Zeiten der Menschengeschichte angehört. Die Erzählung seines Lebens ist unstreitig die schönste Parthie in den mosaischen Schriften, und ob sie gleich jedermann weiß, fürchten und hoffen immer noch Junge und Alte beim Wechsel seines Glucks, wenn sie die einfache Darstellung jener Urkunde lesen. Darum ist Joseph auch ein Lieblingsstoff der Kunst, gute und schlechte Gemälde haben die Scenen seines Lebens verewigt, zahllose Poesien und Romane haben meist ohne ihr Original zu verrathen die Züge seines Charakters und den Gang seiner Schicksale nachgeahmt und erst neuerdings ist er in Mehulls Oper wieder auf die Bühne getreten und durch alle Pauper der Tonkunst verherrlicht worden. E.

Joseph II., römisch-deutscher Kaiser. Die Zeiten, wo dieser seltene und zu großen Dingen bestimmte Monarch die Welt betrat (am 13. März 1741) waren eben so kriegerisch, seine Staaten eben so unruhig, als da, wo sein brechendes Auge wieder Abschied von ihnen nahm. Schon war Friedrich der Große Besitzer von der einen Hälfte Schlesiens, schon näherte sich die bayerische Armee den österreichischen Grenzen, und erst 7 Jahre darauf machte der aachener Friede dem Kriege ein Ende. So waren es dann Nachrichten von Schlachten, von Eroberungen und Verwüstungen, die Joseph statt der Wiegenlieder und Feenmärchen hörte, und vielleicht trugen diese dunklen Eindrücke dazu bei, in ihm späterhin den kriegerischen Geist zu erzeugen, der sich mit seiner übrigen menschenfreundlichen Gesinnung nicht zu vertragen scheint. In den Wissenschaften blieb Joseph hinter seinem Bruder zurück; doch zeigte er muntern Geist und Scharfsinn und machte besonders in den Sprachen, der Mathematik und Musik gute Fortschritte. Die Handlungsweise seiner Mutter trug von nun an wahrscheinlich vieles zur Bestimmung seines Charakters bei. Sein lebhaftes Temperament und ihr strenger Wille mußten sich natürlich oft begegnen; er gehorchte dann aus Ehrfurcht, aber ohne Ueberzeugung und mit zurückgehaltenem Unwillen. Sie war fromm; der Sohn bemerkte, wie sehr ihre andächtige Denkungsart gemißbraucht wurde; und so bekam er eine unbeseigbare Abneigung gegen die Geistlichkeit. Sie legte einen zu hohen Werth auf die Geburt und so faßte er früh einen Widerwillen gegen unverdiente Vorzüge und sah in dem Menschen nichts als den Menschen. Unterdessen war der siebenjährige Krieg ausgebrochen; alles war bereit, daß der Thronerbe zur Armee abgehen sollte, als Theresia ihren Entschluß zurücknahm und der mißvergnügte Erzherzog bleiben mußte. Er verheirathete sich 1760 mit der Prinzessin Elisabeth von Parma und diese Ehe wurde ein Band der zärtlichsten Liebe; aber er verlor sie schon im zweiten Kindbette. Von seiner zweiten Gemahlin, der bayerischen Prinzessin Josephe, mit der er nicht so glücklich lebte, wurde er auch bald wieder durch den Tod getrennt. Nach dem hubertsburger Frieden ward Joseph 1764 zum römischen König erwählt und ein Jahr später, nach dem plötzlichen Tode seines Vaters, zum Oberhaupte des deutschen Reichs. Seine Mutter erklärte ihn zwar zum Mitregenten und übertrug ihm die Verwaltung der Armeen; aber die eigentliche Regierung blieb in ihren Händen. Joseph hatte während des Krieges Veranlassung gehabt, aufmerksam auf den großen Gegner seines Hauses zu werden, ihn zu bewundern und sich zum Muster zu nehmen. Von diesem Muster durchdrungen, trat er seinen erhabenen Beruf an: da er jedoch außer in dem Kriegswesen, das er mit Lascy verbesserte, wenig freie Hand hatte, benutzte er diese Zeit zum Reisen, um seine Staaten selbst kennen zu lernen. Auf einer derselben besuchte er, als Graf von Falkenstein, am 25. Aug. 1768 Friedrich den Großen im Lager bei Meisse. Die beiden Monarchen setzten sich über den Zwang des Ceremoniels hinaus, unterhielten sich geheim und vertraut, und man sah sie, wie zärtliche Freunde, Arm in Arm gehen. Im folgenden Jahre erhielt der Kaiser im Lager zu Mährisch-Neustadt einen Gegenbesuch von Friedrich. Sie besprachen sich lange über die Theilung Polens, die bald darauf zu Stande kam, wodurch Oesterreich die Königreiche Gallizien und Lodomirien nebst drei Millionen Menschen ohne Schwertschlag bekam. Im Jahr 1777 reiste er nach Paris, wo er am 18. April ankam, verließ es nach 6 Wochen wieder und jedermann war von ihm entzückt. Als nun am Ende dieses Jahrs der Kurs

fürst von Bayern starb, so brach zwischen Oesterreich und Preußen der bekannte Erbfolgekrieg aus. Diesem machte Theresia, ohne Vorwissen ihres Sohns, ein Ende, indem sie mit Friedrich Frieden schloß. Als diese im Jahr 1779 gestorben war, trat Joseph in den vollen Besitz seiner Erbstaaten. Vierzig Jahre alt, gesund, voll Feuer, Gebieter über mehr als 22 Millionen Menschen und über eine vortreffliche Armee, erregte er die Erwartung von ganz Europa. Sein Volk betete ihn an; nur der inländische Adel und die Geistlichkeit glaubte, ihn fürchten zu müssen. So kam es, daß bereits nach einigen Jahren das Mißvergnügen über ihn unter allen Ständen allgemein war. Es sey uns erlaubt, einige von den glorreichsten Thaten Josephs, wodurch er sich jedoch den Haß der Großen und der Geistlichkeit zuzog, hier kühnlich namhaft zu machen. Er führte die Conduitenlisten und größere Pressfreiheit ein, hob die Verbindung zwischen den Ordensleuten und zwischen Rom auf, und regulirte die Pensionen. Durch christliche Duldung war die jüdische Nation erhoben, die Leibeigenschaft vernichtet, und alle Nonnenklöster und viele Mönchsklöster eingezogen. Im Frühjahr 1782 hatte man den seltenen Anblick, den Papst Pius in Wien zu sehen, wo dieser geistliche Handlungen verrichtete und Segen austheilte, während Joseph fortwährend Klöster einzog, so daß 8 Jahre später die Zahl der Ordensleute in seinen Staaten von 63,000 auf 27,000 gesunken war. Durch ein neues Gesetzbuch hob er die Todesstrafen auf; und ohne Ansehn der Person sah man Barone und Grafen, die sich zu Verbrechern erniedrigt hatten, mit Fesseln beladen die Straßen von Wien reinigen. Alle Zweige der Staatsverwaltung, die öffentliche Erziehung, die Polizei, das Kirchenwesen und der Landbau wurden verbessert. Die Reform, welche er mit Ungarn vornahm, welches Königreich er seinen übrigen deutschen Staaten ganz gleich machen wollte, bewirkte leider einen Aufruhr der Wallachen, welchen er nur durch die Hinrichtung ihrer Anführer, des Horia und Gloska, zu dämpfen im Stande war. Hierauf folgte der Schelde, Streit und die Unterhandlungen, um Flandern gegen Bayern zu vertauschen. Der Fürstenbund entstand und Friedrich der Große starb, alles ohne große Folgen für den Kaiser. Im Jahr 1787 reiste er, abermals als Graf von Falkenstein, in die Krimm, wo ihm Catharina in Cherson die glänzendsten Feste gab. Als Joseph wieder nach Wien zurückgekehrt war, nahm eine Kette von Unglücksfällen ihren Anfang für ihn, wovon sein Tod das letzte Glied war. Die Niederlande brachen in einen Aufruhr aus; Joseph hob alle Neuerungen wieder auf, und die Ruhe schien zurückzukehren. Am 9. Febr. 1788 erklärte Joseph den Türken den Krieg. Dieser schien zwar in den ersten Monaten eine günstige Wendung für die Oesterreicher zu nehmen; dann aber wurde er desto unglücklicher geführt. Sie zogen sich zurück und litten außerordentlich an den Folgen der unerträglichen Hitze und der ungesunden Gegend. Joseph selbst kam, von den Anstrengungen des Geistes erschöpft an Seele und Leib, und niedergebeugt durch das Unglück seiner Armeen, im December krank in Wien an. Ob nun gleich im folgenden Jahre das Glück den Oesterreichischen Waffen auf allen Schritten folgte, des Kaisers große Generale einen Sieg nach dem andern erfochten, Belgrad sich an Laudon ergab und die Russen große Fortschritte machten, war während dieser Triumphe ganz Deutschland um das Leben seines Kaisers besorgt, der von Schmerzen des Leibes und der Seele auf allen Seiten umlagert war. Mit dem November dieses Jahres 1789 wurde nun das neue Steuergesetz eingeführt, ein Ge-

sey, das als die eigentliche Ursache aller, Joseph nachher betreffenden Unglücksfälle anzusehen seyn dürfte. Edelleute und Bauern bezeigten sich gleich unzufrieden damit, und die Lösung zur allgemeinen Unordnung und zum offenen Streite war gegeben. Hierzu kam noch, daß die Niederländer in dieser Zeit völlig in Aufruhr geriethen, sich für frei erklärten, die kaiserlichen Truppen aus allen Provinzen vertrieben und nur Luxemburg allein noch dem Kaiser überließen. Ob nun gleich dieser bereit war, in allem nachzugeben, so wiesen die Niederländer doch jeden gültlichen Vorschlag trotzig von sich zurück. Auch die Ungarn, bei denen die allgemeine Unzufriedenheit nur unter der Asche geblommen hatte, empörten sich um diese Zeit ebenfalls und verlangten ihre Rechte und alte Verfassung mit Nachdruck zurück. Nun erklärte Joseph zum Erstaunen von ganz Europa, im Januar 1790 alle während seiner Regierung erlassenen Verordnungen für aufgehoben und zerstörte so mit einem Schlage sein mühsames Werk. Tyrol zeigte sich ebenfalls unzufrieden und Joseph eilte, auch dort wieder alles auf den vorigen Fuß zu setzen. Wir wollen es nicht versuchen, mit Worten zu schildern, was die Nothwendigkeit, solche demüthigende Schritte thun zu müssen, auf Josephs Geist für Eindruck machte. Die Folge zeigte es: schon im Febr. 1790 merkte er mit Gewißheit, daß er sich mit großen Schritten dem Tode näherte, und am 20. Febr. Morgens um 5 Uhr war er bereits nicht mehr unter den Lebendigen. Joseph hatte einen wohlgebauten Körper von mittler Größe, der in allem Munterkeit und Feuer verrieth. Sein Temperament war äußerst lebhaft; schnell ergriff er und eben so schnell verwarf er wieder, immer geneigt zu wirken, zu herrschen, zu zerstören und zu bauen. Furchtlosigkeit in Gefahren war ein Hauptzug seines Charakters. Er hatte ein starkes lebendiges Gefühl von der Würde der Menschheit und ehrte sie in jedem. Er fühlte, daß das Conventionelle nicht nothwendig sey, daß jeder rechtschaffene Mann einen Anspruch auf die Achtung des Andern machen könne, und wenn dieser Andere durch die Umstände auch noch so hoch gestellt sey. Er ließ den bisher verschlossenen Augarten dem Publikum zum Spazierplatz öffnen und über den Eingang eine Inschrift setzen, die, wäre sie aus dem Alterthum, die Bewunderung der ganzen Welt erregt haben würde: „Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schwäger.“ Als man ihn einstens hat, den Prater nur für einzelne Stände zum Spaziergange zu erlauben, damit man sich hier mit seines Gleichen vergnügen könne, schlug er es ab und sagte: „Wenn ich nur mit meines Gleichen leben wollte, so müßte ich in die kaiserliche Gruft bei den Kapuzinern steigen und darin meine Tage zubringen.“ Friedrich der Große schrieb an Voltaire folgendermaßen über ihn: „Kurz, es ist ein Kaiser, wie Deutschland lange keinen gehabt hat. Erzogen in der Pracht, hat er doch einfache Sitten angenommen; unter Schmeicheleien groß geworden, ist er doch bescheiden; entflammt von Ruhmbegierde, opfert er doch seinen Ehrgeiz der Pflicht auf.“ Offenbar war Josephs Lieblingsidee; Selbstherrscher in eigentlichem Verstande zu seyn und die große Maschine des Staats ganz einfach durch sich selbst zu lenken. Alles, was er durch eigenes Nachdenken oder durch Kenntniß anderer Länder, für eine nützliche Einrichtung ansah, wollte seine große Seele auch wirklich bei sich einheimisch machen. Aber er bedachte nicht genug, daß er es mit andern Menschen, mit andern Verhältnissen zu thun habe, daß eine lange Gewohnheit, ein durch das Alter geheiligter Gebrauch sich nicht plötzlich und mit einem Male verändern lasse, daß die Menschen, auf die er

wirken



hätten wollte, nicht die Kenntnisse und Erfahrungen besitzen, die es  
 so gesammelt hatte. Wenn ihm eine solche Erfahrung deutlich ge-  
 worden war, so sollte sie ihm auch nützlich werden. Aber niemand ver-  
 stand ihn, oder wollte ihn verstehen, und Vorurtheil und Aberglaub-  
 en ließen ihm tausend Schwierigkeiten entgegen. Dieses Aberglaub-  
 en und so mancher Tadeln luden ihn denn natürlich auf Unbilligkeit  
 und Härte in seinen Entwürfen. Man wird unwillkürlich von dem  
 Metapher einer sauren Weinmutter ergriffen, wenn man dem Bedenken  
 Josephs eine ernsthafte und eingehende Betrachtung widmet. Ein Weib  
 ist der Sommer das Weib wollte, und es doch nur so selten ergötzen konn-  
 te! Ein Regent, der seine Pläne zu dem, dessen Tod er noch nicht  
 machte! Ein Vater, der sich für seine Kinder anfertigte und dem sie es  
 nicht dankten! Ein Mensch, der alle Menschen liebte, und von ihnen  
 nicht wieder geliebt, ja endlich sogar gehaßt wurde! Sein früher Tod  
 gewöhnte ihm nicht einmal den Krod, aus den Worten zu sagen des  
 Charval, die er erwidern mußte, die Forderungen geben zu können, die  
 darin liegen und mit deren Fülle er vielleicht alles wieder gut gemacht  
 haben würde, was sein so großer Fehler verborben hatte. Starkvolle,  
 reiche Menschen lassen sich selten durch die P. . . . in der Weisheit,  
 aber durch den vorläufigen Rath ihrer Frau . . . im Vertrauen  
 auf ihre Kraft wollen sie alles selbst verrichten, konnte die Schule  
 der Erfahrung nicht bereden, und die Schuld e ist doch so schwer  
 und so lang! Man brach sich ihn als einen te igen Mann, mit  
 fühlern Pläne, mit der Kühnheit des U. . . . dem großen und  
 theuren Erfahrungen seiner frühern Jahre, würde er da nicht vielleicht  
 der beglückradte und glückliche Regent der Erde geworden seyn! Wo-  
 tung, Ehrfurcht und Mitleiden also ihr Zeitgenossen, dem Feinde,  
 der in der Mitte seines Vateres geliebt ist!

Joseph Bonaparte, ward den 7 Jun. 1768 in Ajaccio in Cor-  
 sica geboren, und widmete sich dem Geschäft seines Vaters, Carl  
 Bonaparte. Er begann die juristische Laufbahn als Richter und  
 wurde eines berühmten Rechtsgelehrten, als aber seines Bruders  
 Napoleons G. . . . in Frankreich bereits aufstieg, verließ Joseph  
 Corsica, kam nach Frankreich, vermählte sich dort am 24 Oct.  
 1795 mit Julie Klug, und wurde Kriegskommissar, Metall-  
 voluntaires nationaux, Chef der Administration bei der  
 Armee, dann Untersuchungsbeamter in Rom. Sobald Napoleon  
 im Gefolge und sich durch Gewalt und Intrigue zum Ober-  
 hatte, ward er am 15 Dec. 1796 seines Bruders Joseph  
 als Vizekönig der neapolitanischen Krone ernannt. Dem vertriebenen  
 den, schwenken und mit den gewöhnlichen politischen Landwirthen noch  
 aus seiner Advokatenlaufbahn wohlbekanntem Joseph fehlte es keines-  
 wegen an Talenten sich geltend zu machen und seines Bruders hochbe-  
 rühmten Plänen werthvolle Dienste zu leisten. Er hatte dies schon im  
 Jahr 1797 bei einer in Rom veranstalteten Instruction bewiesen. In  
 kurzer Zeit wurde er auf den rechten Platz zu erheben, was Napoleon  
 sorgfältigste Sorge, und daher ernannte er ihn am 21. Oct. 1800  
 zum deponirten Minister beim Friedenscongrès in Lunenburg. In  
 dieser diplomatischen Qualität unterhandelte Joseph die Friedensver-  
 träge von Tilsitt, Montevideo, Amiens und Paris, Er wurde auch  
 in Bewachung von Neapel und Baris gebraucht; am 11. Dec. wurde  
 Cardinal Consalvi, dem Erzbischof Spina, und dem Vater des  
 sollt (als päpstlichen Abgeordneten) das am 15. Januar 1801 abgezeichnete

fene Concordat, vorzubereiten. Im Jahr 1804, als Napoleon die Kaiserkrone erwarb, sah sich Joseph schnell nach einander zum Staatsrath, Senator und Inhaber der Senatorie Brüssel; dann zum Großoffizier und Mitglied des großen Rathes der Ehrenlegion und der eisernen Krone; endlich selbst zum französischen Prinzen, Großwahlherra von Frankreich und nächsten präsumtiven Erben der Kaiserkrone, erhoben. Napoleon schien ihm unter seinen Brüdern das meiste Vertrauen geschenkt zu haben, obgleich Lucian, seinem Ehrgeize noch weit wesentlichere Dienste geleistet hatte. Unterrichtete Personen, schreiben Joseph einen verschlossenen ächt italienischen Charakter zu, behaupten jedoch, daß er von Natur nicht zur Grausamkeit geneigt, vielmehr milde, schwach und für sich selbst keiner energisch, durchgreifenden Maßregeln fähig, am wenigsten aber ein guter Soldat, oder einsichtsvoller Taktiker sey, obgleich er den Titel eines Lieutenants des Kaisers führe. Dessenungeachtet bestimmte ihn Napoleon, nachdem die Dynastie von Neapel durch die Proclamation vom 27. Dec. 1805 für unwürdig zu regieren erklärt worden war, zum Beherrscher beider Sicilien. Joseph hielt am 15. Febr. 1806 seinen Einzug in Neapel und erklärte dem Volke durch eine Proclamation vom 21. Febr.: des Kaisers Rache sey vollendet, die Abänderung der Dynastie Neapels für immer bestimmt, und die Nation werde in Kurzem die Wirkung der wohlthätigen Veränderung erfahren. Wirklich erschien am 30. März des Jahrs das kais. Decret, wodurch Joseph Napoleon zum König von Neapel und Sicilien ernannt, die Verfassung des Reichs bestimmt, sechs große Reichslehen darin errichtet und eine Million Franken von den Einkünften des Landes, für verdiente französische Militärs ausgesetzt wurden. Aber Joseph gelangte dadurch keinesweges zum ruhigen Besitze des Throns von Neapel. Der tapfere Prinz von Hessen, Philippsthal, die englischen Expeditionen von Sicilien aus u. die entschlossene, mit großer Nachsicht vergesellschaftete Widerseßlichkeit des neapolitanischen Volks selbst, verkümmerten den Genuß der usurpirten Herrschaft gewaltig. Inzwischen war der neue Herrscher eben so fruchtbar an Decreten, welche Neapels alte Verfassung umwarfen, als sein kais. Bruder, dessen glänzendes Vorbild überall befolgt wurde. So erschien schon in den ersten Monaten des Jahrs 1807 das die Ordensgeistlichkeit aufhebende Decret; so wurde unter Josephs Vorst, die am 18. März d. J. gestiftete Akademie der Alterthümer eröffnet, das Feudalsystem gänzlich abgeschafft und das Reich in 13 Provinzen getheilt. Die Verschwörungen gegen die aufgedrungene Herrschaft dauerten indessen fort, und der Haß fand von Sicilien aus stets neue Nahrung. Im Anfang des Jahrs 1808, stattete der Minister des Innern einen Bericht über die Lage des Reichs ab, der höchst ruhmvoll für Josephs Regierung klang. Auch ward nun der Orden beider Sicilien, der aus 650 Rittersn bestehen sollte, gestiftet, aber gerade in der Mitte einer als höchst wohlthätig gepriesenen Thätigkeit, rief Napoleons Nachtwort den neuen Monarchen von Neapels Thron, auf den noch wankendern Thron Spaniens und Indiens, von welchem durch alle Künste, Intrigue und Gewalt, die unglücklichen Bourbons damals gerissen worden waren. Joseph erließ am 23. Junius eine Abschiedsproclamation an das Volk von Neapel, und sanctionirte die neue, von ihm selbst entworfene Constitution des Reichs, dessen Szepter nun Joachim Murat, durch Napoleons Gunst erhielt. Nachdem Spaniens neue Constitution, zu Bayonne unter Napoleons Bayonetten von der Junta

bestätigt und beschworen worden, reiste Joseph mit großem Pomp nach der Hauptstadt Spaniens (von Bayonne ab) und hielt dort seinen feierlichen Einzug am 20. Julius. Allein die Herrlichkeit dauerte nicht lange; denn ganz Spanien gerieth in Insurrection, und Dupleix Unglück in Andalusien gebot, eiligst Madrid zu verlassen, um unter dem concentrirten französischen Heere bei Vittoria, Schutz zu suchen. Nach den mörderischen Schlachten bei Burgos, Esquiroza, Tudela und Sommo-Sierra, fiel Madrid am 3. Dec. zwar wieder in französische Gewalt, die Engländer unter John Moore wurden aus Spanien vertrieben, und die eingeschüchterten Bewohner Madrids beugten sich noch einmal unter Napoleons Willen, indem sie den entflohenen Joseph nicht nur zurück erbaten, sondern ihm auch feierlich vor dem Altare der Hauptkirche beständige Treue und Gehorsam gelobten. Zum zweitenmale hielt also Joseph seinen feierlichen Einzug in Spaniens Hauptstadt am 22. Jan. 1809; aber der Krieg wüthete fort in allen Provinzen des Reichs; denn der Haß, die Erbitterung und der so tief gekränkte Stolz der Nation, konnten nimmer beschwichtigt werden. Die Schlacht bei Talavera de la Reina am 27. und 28. Jul. d. J. drohte Joseph wieder aus seiner Residenz zu versagen; aber Wellington konnte, wegen Cuesta's schlechter Mitwirkung, und Venegas's Niederlage bei Almonacid, den ersehnten Sieg nicht benutzen. Joseph kehrte daher nach Madrid zurück, nahm nun im Geiste seines Bruders ungleich strengere Maaßregeln zur Behauptung des Throns, und war glücklich genug durch die am 18. Nov. d. J. bei Ocana gewonnene Schlacht, sich selbst den Weg zur Eroberung des südlichen Spaniens, welches bisher unangetastet geblieben, zu eröffnen. Im Anfange des Jahres 1810 ward wirklich Andalusien erobert. Joseph hielt seinen feierlichen Einzug zu Sevilla, und theilte das Reich in Präfecturen. Alle französische Berichte verkündigten damals das baldige Ende des spanischen Krieges. Dennoch jagte im folgenden Jahre Wellington die französischen Armeen aus Portugal, und Sabir konnte nicht erobert werden. Die Guerillas wütheten dabei in allen Provinzen, und selbst vor den Thoren von Madrid, wo Joseph wie ein Staatsgefangener lebte. Im Jahr 1812 trieb ihn Wellington's Sieg bei Salamanca zum drittenmale aus Madrid. Zwar kehrte er am 2. Nov. d. J. auch zum drittenmale dahin zurück; allein die Unglücksfälle des Jahres 1813 und besonders der Sieg bei Vittoria, machte seinem Königthume völlig ein Ende, und kaum entfloß er den nachsetzenden englischen Dragonern mit Lebensgefahr. Er lebte seitdem in Frankreich zu Morsfontaine, commandirte, als die verbündeten Heere in Frankreich vordrangen, die Nationalgarde von Paris, und bewies in den letzten Tagen des März große Unentschlossenheit. In dem mit der Bonapartistischen Familie, am 12. April 1814 zu Fontainebleau abgeschlossenen Vertrage wurde ihm ein jährliches Einkommen von 500,000 Fr. zugesichert, da er sich dann in die Schweiz begab, und auf dem Gute Romgins im Waadtlande, das er um 450,000 Fr. gekauft hatte, privatisirte. Als Napoleon im März 1815 wieder kam, um den verlorenen Thron abermals zu usurpiren, erklärte Joseph der Tagsatzung in Zürich, daß er an dem Unternehmen seines Bruders keinen Antheil habe, und bereit sey sich anderswo niederzulassen, wenn man seinen Aufenthalt im Waadtlande für bedenklich halte; aber wenige Tage später verschwand er, und am 24. März war er schon in Paris, wo er den Pallast Elysee Napoleon bewohnte. Nach Napoleons zweitem Sturze hatte er das Glück zur See zu entkommen

men, da er sich dann nach Neuyork begab, wo er sich, im Besitze großer Reichthümer, noch befindet. Seine Gemahlin blieb auch nach der zweiten Wiederherstellung der Bourbons in Paris; aber das ihr, in Gemäßheit des Amnestiegesetzes, erklärte Mißfallen der Regierung mit ihrem dortigen Aufenthalte vermochte sie 1816 abzureisen, und sich in der Nähe von Frankfurt a. M. niederzulassen.

Josephine Tascher de la Pagerie, erste Gemahlin Napoleons Bonaparte's, Tochter des Herrn de Lapagerie und dessen Ehefrau, Charlotte, geborne Andiffredy, wurde zu Martinique den 24. Junius 1764 geboren, und vermählte sich zum erstenmale mit dem ehemaligen Vicomte Alexander Beauharnois, der gleichfalls auf Martinique geboren, Mitglied und Präsident der constituirenden Versammlung, und nachher General en chef der Rheinarmee war. Er wurde aber im Jahr 1794 destituirt, und auf den Spruch des Revolutionstribunals, in Paris den 23. Jul. d. J. guillotirt. Seine Gemahlin Josephine, fiel nun auch den Nordbuben in die Klauen, und wurde ins Gefängniß geworfen, wo, wie man sagt, Bonaparte mit ihr zuerst bekannt geworden seyn soll. Bald nachher kam sie unter die Protection von Barras, und war, nach dem Sinne des sittenlosen Frankreichs, seine gute Freundin. Dies hielt jedoch Bonaparte nicht ab, sich um ihre, mit einem sehr bedeutenden Vermögen verbundene Hand, zu bewerben, wodurch er zugleich Barras, damals höchst entscheidende Protection zu gewinnen hoffen konnte. Madame Beauharnois wurde ihm wirklich den 8. März 1796 zu Theil, und zugleich erhielt er das Commando der italienischen Armee. Man will wissen, daß Josephine zu ihrem zweiten Gemahle wahrhaft zärtliche Zuneigung gefaßt, und ihn aus Liebe geheirathet habe. An seinem Glanze ließ er sie freilich genugsam Theil nehmen; sie durchzog mit ihm im Triumphzuge die eroberten italienischen Staaten, und empfing allenthalben die Opfer der demüthigen Slaverei; auch erhob Bonaparte sie im Jahr 1804 mit auf den Kaiserthron, und ließ sie am 2. Dec. d. J. feierlich als Frankreichs Kaiserin krönen. Seinen jähzornigen und höchst impetösen Charakter mußte sie dessenungeachtet mehr als zu häufig schmerzlich erfahren, wofür sie sich nur durch die, ihr von allen Seiten zufließenden reichen Geschenken derer, die durch ihre Protection irgend ein ersehntes Ziel zu erreichen hofften, schadlos halten konnte. Mit ihrem ersten Gatten, hatte sie einen Sohn, den im Jahr 1781 geborenen Monsieur Eugen Beauharnois, und eine Tochter, die am 10. April 1783 geborene Demois. Hortensie Cecilie Beauharnois, erzeugt; aber ihre zweite Ehe blieb kinderlos. Vielleicht war dieser Umstand Mitursach, daß Napoleon auf Trennung von ihr, dachte; sie konnte und durfte sich seinem souveränen Willen nicht widersehen. Die Wahrhaftigkeit ihrer Erklärung am 13. Dec. 1809: „Ich muß erklären, daß, da mir keine Hoffnung bleibt, noch Kinder zu bekommen, welche die Bedürfniß der Politik meines Gemahls und das Interesse Frankreichs befriedigen können, ich ihm gern den größten Beweis von Attachement und Ergebenheit geben will, der je auf Erden gegeben worden ist“ u. s. w., wird schwerlich allgemeinen Glauben finden. So ward dann die Ehe am 16. Dec. 1809 getrennt, was auch kirchliche Ordnung, deren Stimme man zu beschwichtigen mußte, dagegen einzuwenden haben mochte. Josephine behielt den Titel und Rang einer gekrönten Kaiserin Königin, dazu einen Jahresgehalt von zwei Millionen Franken aus dem

Staatschätze, und obenin zur Residenz, das Schloß Laeken bei Brüssel. Man hat zwar geglaubt, sie habe einen starken Anhang in Frankreich, der ihre Verstößung einst rächen würde, aber man hat nichts von Unruhen dieser Art vernommen, vielmehr lebte sie fast vergessen, war noch Zeugin der großen Veränderungen in Frankreich; und starb nach einer kurzen Krankheit am 30. Mai 1814.

22.

Josephus Flavius ward im J. 37 nach Chr. Geb. zu Jerusalem aus dem Priesterstande geboren und gab schon in der frühesten Jugend einen nicht gewöhnlichen Scharfsinn zu erkennen. So ward er späterhin die Zierde der pharisäischen Secte, zu deren Anhängern er sich bekannte. Zu Rom, wohin er eine Reise unternommen hatte, wußte er sich die Gunst Nero's und der Kaiserin Poppea zu verschaffen. Als er nach Judäa zurückgekehrt war, ward ihm dort das Commando der jüdischen Armee übertragen, worauf er mit Muth, Kenntniß und Entschlossenheit in der Bestung Jotapat während 7 Wochen von Vespasianus und Titus eine Belagerung aushielt. Vielleicht hätten sich diese noch endlich gezwungen gesehen, die Belagerung aufzuheben; wenn nicht die Bestung selbst am 1. Jul. 69 durch Verrätherei eines Juden erobert worden wäre. 40,000 Einwohner wurden niedergehauen und 1200 zu Gefangenen gemacht. Josephus hatte sich in einer Höhle versteckt, wo er jedoch bald entdeckt und Vespasian ausgeliefert wurde. Dieser wollte ihn so eben dem Nero übersenden, als es, wie man sagt, Josephus gelang, durch die Prophezeiung, daß Vespasian noch einst Kaiser werden würde, sich dessen Gunst zu verschaffen und in Freiheit gesetzt zu werden. Dieß bewog ihn, als er mit Titus zur Belagerung vor Jerusalem gezogen war, seine Landesleute aufzufordern, die Gnade der Römer anzuflehen und sich diesen zu ergeben: weit entfernt aber, daß die Juden diesen weisen Ermahnungen hätten Gehör geben sollen, belohnten sie ihn einstens, wo er nahe unter den Mauern der Stadt sich mit ihnen unterredete, mit einem Steinwurfe, der ihn fast tödt zur Erde streckte und ihn den Juden überliefert haben würde, hätten die Römer nicht schleunig Anstalt gemacht, ihn den Händen seiner wüthenden Landesleute zu entziehen. Nach der Eroberung Jerusalems begleitete er den Kaiser Vespasian 71 nach Rom, wo er sowohl von diesem, als von dessen Sohne und Nachfolger Titus mit Auszeichnung behandelt wurde. Zur Dankbarkeit nahm Josephus den Familiennamen des Vespasianus, Flavius, an und schrieb darauf seine Geschichte der jüdischen Kriege in 7 Büchern zuvörderst syrisch, dann griechisch, ein Werk, dessen lebhafter und edler Styl es unter allen griechischen Geschichtsbüchern dem Livius am nächsten bringen, weswegen der heilige Hieronymus den Josephus auch den griechischen Livius nennt. Gleich dem lateinischen Livius hat er, außer den Schwächen desselben, auch seine Mängel: er ist nämlich zu weitschweifig in den Reden und zu übertrieben in den Erzählungen. Seine jüdischen Alterthümer in 20 Büchern sind ebenfalls vortrefflich geschrieben; doch werfen die Christen diesem Werke vor, daß es theils die Wunder Christi entstelle, theils auch alles dasjenige unterdrücke oder mildere, was im Stande gewesen wäre, die sogenannten Heiden zu beleidigen. Als scharfsinniger Politiker deutete er die Wahrsagung des Messias auf den Kaiser Vespasianus. Seine zwei Bücher gegen Apion enthalten kostbare Fragmente von alten historischen Schriftstellern, und sind, wie der Titel besagt, gegen Apion, einen alexandrinischen Grammatiker und ersten Widersacher der Juden gerichtet. Die beste Ausgabe seiner Werke

Ist die von Havercamp, Amsterdam, 1726, in 2 Foliohäuden, griechisch und lateinisch.

Jourdan (Jean Baptiste), jetziger Reichsmarschall von Frankreich, ward 1762 zu Limoges geboren, wo sein Vater ein Chirurg war, und trat schon 1778 in das Militär, welches er jedoch 1784. verließ um zur Handlung überzugehen, der er sich noch beim Anfang der Revolution gewidmet hatte. Er ward zum Chef der Nationalgarde und 1791 zum Commandanten des zweiten Bataillons Haute-Mienne ernannt, welches er darauf zur Nordarmee führte. Im J. 1793 ward er zum Brigadegeneral, und zwei Monate darauf auch zum Divisionsgeneral ernannt. Er geschwand im Junii 1794 die berühmte Schlacht bei Fleurus, und wurde dadurch Herr von den Niederlanden. In dem berühmten Feldzuge von 1796 rückte er, während Moreau in Schwaben und Baiern operirte, an der Spitze der Sambre, Maas, Armee, vom Niederrhein an den Main vor, und trug seine Waffen, durch Franken, bis in die Oberpfalz. Aber von dem Erzherzoge Karl erst bei Dellinghausen

erzheim zurück, welcher Rückzug er abgesetzt wurde und Bourges übernehmen mußte. Jourdan und war im Siege eben so beste gänzliche Indisciplin, welche lastete die Gränelthaten, welche; und Jourdan vermochte es vor der Wuth der Soldaten zu tragen, trat vom Kriegsschauplatz Vaterstadt, in den Privatstand ein Departement von Hauts-Flandern gewählt und bei seinen. Unveränderlich fest hielt in Präsidenten des Rathes des als solcher um die Republik neue Gesetz der Conscriptio in ein Decret des Directoriums ernannt, welche sich nach dem Tag am 1. März 1799 über den Erzherzog Karl an, wurde aber nicht sich zurückziehen. Am aufgelöst. Jourdan, welchem danach welche Frankreich im J. 1799 das, zur Last legen wollte, kam das Directorium zu beschwerten viel, ward aber doch wieder erwählt. Nach der großen der er sich widersetzte, woswegen

man ihn nicht allein von dem gesetzgebenden Körper ausschloß, sondern sogar zur Arrestation verurtheilte,) ward er im Juli 1800 zu diplomatischen Geschäften in Piemont, 1802 als Staatsrath und in der Folge, 1803, wieder als Chef zur italienischen Armee berufen, wo er dann, im folgenden Jahre zum Reichsmarschall ernannt, dem Staate sich aufs neue durch seine eifriger Dienste wichtig machte. Im J. 1806 ward er unter König Joseph Obergeneral im Königreiche Neapel und ging 1808 nach Spanien ab, wo er als Majorgeneral diente und dem König Joseph

zur Seite gegeben war; dann aber, nachdem er gegen Ende des J. 1813 die berühmte Schlacht bei Vittoria gegen Wellington verloren hatte, von Soult abgelöst wurde und sich nach Rouen zurückzog wo er sich im März 1814 schnell für Ludwig XVIII. und die neue Ordnung der Dinge erklärte. Der König verlieh ihm später „zur Belohnung seiner Verdienste“ den Grafentitel, so wie er auch seine Stelle als Gouverneur der 15. Militärdivision behielt, und in dieser Eigenschaft fortfuhr, in Rouen zu wohnen. Bei Napoleons Wiederkunft blieb er in Frankreich, erschien am 25. März bei dem Lager des Usurpators, und schwur ihm am 9. Apr. den Eid der Treue. Napoleon nahm ihn unter die Mitglieder der Pairskammer auf, und übertrug ihm den Oberbefehl über die Rheinarmee, welche damals gebildet werden sollte, so wie die Gouverneursstelle in Befançon. Sobald er hier die Nachricht von dem Wiedereinzuge des Königs in die Hauptstadt erhielt, erklärte er seine Unterwerfung, und ermahnte die Einwohner der Franche Comté in einer Proclamation, in ehrerbietiger Erwartung der königlichen Befehle, ruhig und einig zu bleiben. Sein Betragen hatte für ihn keine nachtheiligen Folgen. Er behielt seine Titel und Würden, und als im Januar 1816 die Militärgouverneursstellen aufs neue besetzt wurden, ward ihm die 7te Division zu Theil.

**Journale.** Mit dem Worte Journal bezeichnet man theils ein Tagebuch überhaupt, theils insbesondere ein Tagebuch über Ausgaben und Einnahmen jeder Art, am häufigsten aber im gemeinen Leben periodisch erscheinende Blätter aller Art. Unter den europäischen Ländern sind es hauptsächlich drei, in denen dieser Zweig der Literatur vorzügliche Unterstützung findet, England, Deutschland und Frankreich. In dem erstgenannten Lande sind es vornehmlich politische Zeitschriften, die dort lebhaften Beifall finden, und wenn sich gleich die Zahl der Journale dieser Art, die in Frankreich nie sehr groß war, in Deutschland in den Jahren der französischen Tyrannei beträchtlich verminderte, indem selbst einige der gelehrtesten Zeitschriften ihrer Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe wegen unterdrückt wurden, so zeigt doch die große Zahl neu entstandener und glücklich mit einander wetteifernder politischer und sonstiger gemeinnütziger Blätter, die seit der Befreiung von Deutschland allgemein verbreitet sind, daß der Gemeingeist der Deutschen keineswegs erloschen, sondern nur dessen Aeußerung einige Zeit durch die Schrecknisse einer tyrannischen Gewalt unterdrückt war. Der Nutzen der Journale ist mannigfaltig beurtheilt. Freilich läßt sich nicht wohl leugnen, daß sie durch ihre Menge und die Mannigfaltigkeit der darin vorkommenden Gegenstände leicht von ernsthaftem Betreiben der Wissenschaften abziehen können, daß Gewöhnung an Journalleserei einen Widerwillen gegen angestrenzte wissenschaftliche Beschäftigung hervorbringt, daß dadurch eine höchst verderbliche Seichtigkeit allgemein verbreitet werden kann, so wie z. B. in Frankreich, die Bildung eines beträchtlichen Theils der so genannten großen Welt, sich nur auf das Lesen einiger Journale beschränkt. Das gegen muß man sich aber auch durch das so oft gehörte Geschrei gegen Zeitschriften nicht verführen lassen, den großen Nutzen zu verkennen, den Institute dieser Art, (wobei jedoch kaum bemerkt zu werden braucht, daß hier nur von den besseren die Rede ist,) gehabt haben und immer haben können. Es ist unstreitig keineswegs in Abrede zu stellen, daß durch dergleichen Journale zur allgemeinen Verbreitung einer gewissen Cultur unter allen Klassen der Nation sehr thätig gewirkt worden, daß dadurch manche gemeinnützige Kenntnisse in Umlauf gekommen und per öffentliche

Beist oft auf eine sehr kräftige Weise geweckt und geleitet worden sey. So dienen bekanntlich Zeitschriften und Journale in England, so gegenwärtig in Deutschland. Daß sie freilich aber auch zur Verfehrung des öffentlichen Urtheils, zur Verbreitung irriger und abgeschmackter Meinungen mißbraucht werden können, das hat leider das Beispiel von Frankreich nur zu sehr bewiesen. C. Z.

**Jouy**, ein Flecken mit 500 Einwohnern und einem schönen Schlosse nebst Park, an der Vievre, nicht weit von Versailles, ist wegen der dortigen Cattunfabrik berühmt, welche 1200 Arbeiter ernährt. Diese Fabrik ist im J. 1760 von Oberkampf gegründet und hat nach und nach ihre jetzige Vollkommenheit erreicht. Der Cattun, welcher aus derselben hervorgeht, empfiehlt sich besonders durch seine schönen und dauerhaften Farben und ist fast durch ganz Europa unter dem Namen: Toiles de Jouy, bekannt.

**Joyeuse Entrée** hießen ehemals die wichtigen Privilegien der Stände von Brabant und Limburg, mit Einschluß von Antwerpen. Den Namen: Joyeuse Entrée (freudiger Einzug), erhielten diese Privilegien daher, weil die Herzöge sie bei der Huldtung vor dem feierlichen Einzuge in die Residenz beschwören mußten. Ihr wichtigster Punct war, daß, sobald der Herzog versuchen würde, eines jener Privilegien aufzuheben, kein Unterthan weiter zum Gehorsam gegen ihn verpflichtet seyn sollte.

**Jubiläum**, s. Jubeljahr.

**Jubeljahr** oder **Halljahr** (s. d. Art.) war in der jüdischen Verfassung jedes 50ste Jahr, wo die veräußerten Güter wieder an ihre alten Herren fielen. Die römische Kirche ergriff die Idee einer solchen allgemeinen Versöhnungsperiode, und der Papst Bonifacius VIII. erklärte 1300 das erste Jahr des neuen Jahrhunderts für ein Jubeljahr oder **Jubiläum**, in welchem alle, die nach Rom wallfahrten und fromme Spenden bringen würden, einen großen Ablass erhalten sollten. Der Gewinn, den der römische Stuhl davon zog und der Wunsch, daß jeder Christ es erleben möchte, bewog erst Clemens VI. 1350 jedes 50ste, dann Urban VI. 1389 jedes 33ste und endlich Paul II. 1470 jedes 25ste Jahr zu einem Jubeljahr zu erklären. Freilich wurden nun die Regierungen auf das viele Geld, das man in solchen Jahren nach Rom trug, aufmerksam, und Paul sah sich genöthigt, zugleich gewisse Kirchen in den verschiedenen Ländern der Christenheit zu Gnadenstätten für diejenigen zu machen, welche nicht selbst nach Rom kommen konnten, jedoch nur unter der Bedingung, daß der beste Theil des Gewinns dieser Provinzialjubiläen in die römische Kammer floß. Da durch solche allgemeine Ablässe gesammelten Gelder wurden bald zum Türkenkriege, bald zum Bau der Peterskirche verwendet, und letzterer blieb seit dem 16ten Jahrhundert der stehende Vorwand, unter dem man sie eintrieb. Die Reformation, zu der eben das Ablassunwesen den ersten Anstoß gegeben hatte, schmälerte indes diese Einkünfte merklich und das Jubeljahr, das Benedict XIV. 1750 ausschrieb, hatte geringen Erfolg. Feste von individueller Bedeutung sind die Jubiläen, welche öffentliche Anstalten zur Bezeichnung der Jahrhunderte seit ihrer Stiftung, Regenten und Beamte am Ziele einer 50jährigen Amtsführung und Eheleute durch ihre goldne Hochzeit feiern. E.

**Juchten** (**Juchten**) sind eine Art von Leder, welches wegen seiner Feinheit, Geschmeidigkeit und Stärke, wie auch wegen des ihm eignen Geruchs und der dauerhaften angenehmen Farbe, sehr beliebt ist. Man vermuthet, daß die Kunst, dieses Leder zu bereiten, von den alten Bulgaren, einem fleißigen und geschickten Volke, erfunden worden sey.



Zeit werden die Juden von den Mäusern jüderisiert, welche flotten Leute bei uns denselben treiben. Der Name soll von Jafra (ein Paar) herkommen, weil bei der Jüderisierung oftmals zwei Städte zusammengedrückt werden.

Jubba, s. Waldstins.

portliche Nation aus der alten Volkstias  
 is durch Ueberlieferung bekannte Eigne  
 der. Als der Hellen auf seinem Leb  
 e der Last des Kreuzes erlegend, auf die  
 Juden Ahasuerus, so nennt ihn die  
 e ihn weg und verwandte ihn. Jesus  
 Ahas du sollst nun wandern auf  
 ume. Erst nachdem der Zug vorüber  
 t der bestärzte Jude in sich selbst, und ge  
 t wandert er auf Weisheit des Herrn selts  
 in Ort und hat bis auf diesen Tag selts  
 se Strafe des Unglaubens und der Her  
 mährenden Wandern auf Erden sich zum  
 verdammt zu seyn, was bedeutend genug  
 nen. Mehrere haben sich nach dem Woes  
 ste versucht. Unter den neuern behandelt

die Wespung, in seinem Anienals  
 manoch auf 1302, und welche giebt ihn dritten Theile seines Lebens eine  
 mit Geist und Humor componirte Skizze zum Festen, in der Ahasuerus  
 als ein sokratisches Schicksal zu Jerusalem erachtet, der sich dem Hel  
 lande im Charakter einer kalten, nur auf das Zeitliche gerichteten Verstand  
 dialett entgegenstellt und dafür verwandelt wird, sich so lange in der Welt,  
 die ihm die etwylge ist, umherzutreiben, bis ihm der Einn für die höhere  
 aufzugeben sein würde. Wir mögen nun entweder nach dieser ingewid  
 fra Idee in dem Schicksale des ewigen Juden das Voes seiner rauben, für  
 alles Himmlische und Heilige unempfindlichen Sinnort der sogenannten  
 Verlandesmenschen erkennen oder ihn im Sinne der christlichen Legende  
 als den Hauptkern seines in alle Gegenden der Erde zerstreuten,  
 nirgend recht einkemischen Volks betrachten; der Aufrechterhaltung und des  
 htern portlichen Bedrauchs wird diese Sage immer werth erscheinen. L.

Juden werden die Hebräer nach dem babylonischen Exil mit Recht  
 genannt, denn da ein großer Theil dieses Volks während der Gefangen  
 schaft in den mittlern und östlichen Provinzen der persischen Reichthüm  
 anständig geworden war, führten nur 42 300 Männer mit ihren Familien  
 meist von den Stämmen des alten Königs des Jude mit Erlaubnis des  
 Cyrus (3. 536 v. Chr.) in ihr Vaterland zurück und gründeten einen  
 neuen von den Persern abhängigen doch im Innern der Leitung einer  
 Hohenpriester und Ältesten nach der mosaischen Constitution überlassenen  
 Staat in Jubba. Jerusalem, der Tempel und die Vorkstädte des Landes  
 wurden nicht ohne Hindernisse wieder aufgebaut, die Schriften Moses,  
 der Historiker und Propheten zu einer Tempelbibliothek, aus der der Ka  
 non uneres N. Testaments entstanden ist, gesammelt, die große Synagoge  
 von 120 Rabbaten zur kritischen Bearbeitung und Anlegung der heiligh  
 gen Schriften und für jeden Ort einzelne Synagogen, Schulen zur Vorle  
 sung des Gesetzes und zur Übung des Gebets, gestiftet. Doch alle diese  
 Anstalten, durch die Esra und Nehemia die Wiederherstellung ihrer  
 Nation wurden, verwandten nicht den ächten Mosesismus ins Leben zu  
 überzuführen. Der Geist dieser Befehlsgedung gehörte einer andern Zeit

ad andern Verhältnissen an, die neuern Juden konnten nur den Buchstaben davon festhalten und sich bei ihren Auslegungen in die Gräbelein versetzen, die sie den Chaldäern abgelernt hatten. An Uebung und Anstelligkeit für den Erwerb übertrafen sie aber ihre Vorfahren. Ihr Handelsverkehr und die jährlichen Festreisen zum Tempel, dem jeder Jude eine Abgabe entrichten mußte, häuften unter der milden persischen Regierung Reichthümer in Jerusalem an, wie sie zu Salomo's Zeiten daselbst nicht gesehen worden waren. Daher fehlte es dieser Nation nicht an Mitteln, die macedonischen Eroberer zu besänftigen, und ob sie gleich im Sturze der persischen Monarchie Alexander dem Großen zufiel und in den Strudel der Kriege seiner Feldherrn um die Oberherrschaft verwickelt wurde, blieb ihr Schicksal doch immer erträglich genug. Ptolemäus von Aegypten, der 20 v. Chr. von Palästina Besitz nahm, schonte ihre Sonderbarkeit und gab der jüdischen Colonie, die er nach seiner Hauptstadt Alexandria zur Belebung des Handels hinüberführte, Vorrechte vor den Eingebornen. Um die Römer zu bedecken, bedachten sich die Juden, da sie sich in einem Kriege zwischen dem ägyptischen und syrischen Königen 197 v. Chr. auf die Seite der letzteren schlugen. Denn die syrischen Seleuciden betrachteten ihre Reichthümer als gute Beute, und nachdem Seleucus IV. den Tempel zu plündern versucht hatte, unternahm Antiochus IV. sogar, um sie den übrigen Bewohnern seines Reiches in allem gleich zu machen, die Ausrottung ihrer Religion. Den Verfall derselben hatte zwar das schändliche Spiel, das der Wettkampf ihrer Priester und Großen um die hohepriesterliche Würde mit Ränken und Bestechungen am Hofe der Seleuciden trieb, schon vorbereitet, aber das Volk hing noch mit der alten Hartnäckigkeit an den Formen des mosaischen Cultus. Als daher Antiochus den olympischen Jupiter im Tempel zur Verehrung aufstellen und die Juden zwingen ließ, Schweine zu opfern und zu essen, starben viele lieber den schrecklichsten Märtyrertod, als daß sie vom Gesetze Moses abgefallen wären. Bergeswärts wurde Jerusalem und das Land umher verwüstet, gerade unter diesen Verfolgungen entwickelte sich eine Nationalkraft, die in der Empörung der Makkabäer zum vollen Ausbruche kam. Judas, genannt Makkabäer (der Hammer), war der 3te Sohn eines Priesters, der sich mit den Seinigen vor dem Unterdrücker geflüchtet und in den Gebirgen von Judäa eine Schaar rechtgläubiger Juden gesammelt hatte. Mit dieser schlug Judas die Syrer, eroberte Jerusalem und stellte den mosaischen Cultus 165 v. Chr. wieder her. Eine neue Epoche des Ruhms und Ansehns beginnt für die Juden unter der Anführung der Makkabäer. Drei Brüder aus dieser Heldenfamilie, Judas, Jonathan und Simon bekleideten nacheinander die hohepriesterliche Würde und vollendeten das Werk ihrer Befreiung vom syrischen Joche. Simon, den die Dankbarkeit der Nation zum Fürsten erhob, hinterließ 135 v. Chr. seinem Sohne Johannes Hyrcanus ein unabhängiges und durch Bündnisse mit den Römern gehobenes Reich, das dieser durch Siege über die Samariter und Idumäer erweiterte und durch die Einsetzung des hohen Rathes oder Sanhedrins befestigte. Bedeutende Fortschritte der Bildung und des Wohlstandes bezeichnen Hyrcanus' Regierung, auch entstanden unter ihm die Secten der Phariseer, Sadduceer und Essäer. Sein Sohn Judas Aristobolus nahm 105 v. Chr. die Königswürde an und von außen schien der jüdische Staat auf dem Wege, die Größe und Herrlichkeit des davidischen Zeitalters wieder zu erlangen, da Alexander Jannäus, Aristobolus' Nachfolger, in einem glücklichen Kriege gegen Aegypten Gaza eroberte. Aber eben jene Secten gaben Anlaß zu innern zerrüttenden Factionen.

Die Krone wird nach dem Tode der nur von Pharisäern regierten Königin Salome 70 v. Chr. unter ihren Söhnen Hyrcanus und Aristobolus streitig, ein Bruderkrieg ruft fremde Schiedsrichter ins Land. Pompejus, obwohl vom Aristobol beschenkt, eroberte 63 v. Chr. Judäa nach römischer Politik für den schwachen Hyrcan. Durch diesen Ausgang des Streites fällt das Gebäude der neuen jüdischen Freiheit zusammen. Jerusalem verliert seine Mauern, das Reich die neuen Eroberungen, die Nation ihre Unabhängigkeit und die Familie der Hasmonäer (Erlauchte, wie die Maffabäer genannt wurden) den königlichen Titel. Hyrcan wurde Hoherpriester und Ethnarch und jeder Jude den Römern zinsbar. Umsonst versuchen Aristobols Söhne durch neue Empörungen den vorigen Zustand wieder herzustellen, die römische Uebermacht hält das Volk in Fesseln, und ein falscher Freund Antipater aus Idumäa drängt sich als römischer Procurator in Hyrcans Familie ein, um sie zu stürzen. Denn während die Hasmonäer nach Selbstständigkeit streben, wirbt Herodes Antipaters Sohn in Rom für sich um das Reich. Antigonus, Aristobols II. Sohn, der sich mit Hilfe der Parther 5 Jahre in Jerusalem behauptet hatte, wird 35 v. Chr. von dem neuen Könige Herodes verjagt und auch der letzte Hasmonäer hingerichtet. Die Regierung dieses fremden Königs, der nur, weil er sich unter vielfältigen Unruhen aufrecht erhielt, den Beifall des Großen bekam, brachte der Nation keinen Vortheil. Bei der Zweideutigkeit seines eignen Glaubens wurden die an ihm hängenden Großen gleichgültiger gegen ihr altes Heiligthum, und die Mordthaten, die er an seiner eignen Familie verübte, so wie die fürtbauernden Bedrückungen der Römer konnten dem Volke nur das Gefühl eines allgemeinen Unglücks einflößen. Dabei artete der Gottesdienst immer mehr in geistlosen Ceremoniendienst aus, und die Sittenlosigkeit des Hofes verdarb Hohe und Niedere. So waren die Juden und das Judenthum beschaffen, als Christus geboren wurde. Herodes erlebte dies große Ereigniß noch, um seine letzten Tage durch den Mord der bethlehemitischen Kinder zu beflecken. Aber weder er und seine Nachfolger, noch die Anschläge der Pharisäer vermochten das Schicksal der Juden zu hintertreiben. Um den einzigen Trost, den sie noch an den alten messianischen Weissagungen hatten, brachten sie sich durch ihren Unglauben gegen den, der sie erfüllte. Unter den Schatzfürsten, die nach Herodes regierten, wurde das Land bald ganz als römische Provinz behandelt, und von den Procuratoren gepeinigt, in seinen religiösen Gewohnheiten gestört, brach das gereizte Volk 66 nach Chr. in eine Empörung aus, die mit dem gänzlichen Untergange des jüdischen Staates endigte. Titus eroberte den 7. Sept. 70 n. Chr. Jerusalem mit Sturm, der Tempel ging in Feuer auf, die Stadt wurde geschleift, was von den Einwohnern nicht umkam zu Sklaven verkauft oder verjagt. Bei 110,000 Juden sollen während der Belagerung und Zerstörung von Jerusalem das Leben verloren haben, und es giebt keinen Gräuel und keinen Jammer, den das unglückliche Volk nicht in dieser Katastrophe erfahren mußte. Gleichwohl konnten die in den Gebirgen und auf den Trümmern zurückgebliebenen Juden erst nach mehreren vergeblichen Empörungen gezwungen werden, das in eine unwirthbare Einöde verwandelte Vaterland zu verlassen. Die nun in alle Gegenden der Erde zerstreuten Ueberreste hatten indeß Vortheile auf ihrer Seite, deren kein Volk bei gleichem Unglück sich rühmen konnte. An ihrer natürlichen Verschlagenheit und Erwerbsamkeit, an der Energie ihres Religionsseifers und an den literarischen Schätzen ihrer heiligen Schriften besaßen sie ein Eigenthum, das ihnen überall Eingang und Fortkommen verschaffte und die Dauer ihrer Nation

nalität sicher stellte. Judengenossen (Proseljten die zum Judenthume übergetreten waren) und alte Glaubensverwandte fanden sie in allen Ländern des römischen Reichs und im Orient bis an den Ganges, wo die im babylonischen Exil Zurückgebliebenen sich zahlreich vermehrt hatten. Aegypten und die ganze Nordküste von Afrika war voll jüdischer Colonieen, und in den Städten Kleinasiens, Griechenlands und Italiens waren Tausende im Besitze des Bürgerrechts. So wurden sie durch ihre Verbindung unter einander und durch ihre heiligen Bücher, ohne es zu wollen, Werkzeuge der Ausbreitung des Christenthums, das nur wenige von ihnen annahmen. Die römischen Kaiser zwangen sie auch nicht dazu. Unter dem Kaiser Julian durften sie sogar zu einem neuen Tempelbau in dem von Hadrian unter dem Namen Aelia capitolina wieder aufgebauten Jerusalem Anstalten machen, und obschon dies Unternehmen mißlang, behielten sie doch an ihrem in Liberias wiedererrichteten Sanhedrin und durch Patriarchate (Präsidentschaften des Sanhedrin), deren eines in Liberias für die westlichen Juden bis 415, das andre in Babylonien für die östlichen bis 1038 bestand, feste Stützpunkte, und an ihren blühenden Akademieen im Orient Pflanzschulen ihrer durch mannichfaltige Kenntnisse ausgezeichneten Lehrer (Rabbiner). Ein Werk derselben war die Sammlung der durch Tradition fortgepflanzten Auslegungen und Zusätze zum alten Testament, welche um 200 vom Rabbi Juda dem Heiligen veranstaltet und um 500 vollendet und unter dem Namen Talmud als Glaubensnorm von den zerstreuten Judengemeinden angenommen wurde. Es verpflichtet sie, wo 12 Mündige an einem Orte beisammen wohnen, eine Synagoge zu errichten, und da der Opferdienst mit der Zerstörung des Tempels aufhören mußte, dem Gott ihrer Väter durch eine Menge Gebete und kleinlicher Formalitäten in der täglichen Lebensordnung zu dienen, welche als ein Hauptgrund ihrer beschränkten Religiosität zu betrachten sind. Während des Verfalls der Cultur in Europa blieben sie wegen ihrer Lehranstalten immer im Besitze einer gewissen Bildung, welche in der Verwirrung der untergehenden und nach der Völkerwanderung neu entstehenden Staaten nicht nur ihre Existenz sicherte, sondern ihnen selbst Einfluß und Ansehen verschaffte. Sie bewachtigten sich des Handels der alten Welt und wurden als Darleiher und Unterhändler, ja nicht selten in wichtigen Aemtern den Fürsten und Großen unentbehrlich; und so häufige und schreckliche Verfolgungen auch seit dem 7ten Jahrh. die Intoleranz der Christen über sie verhängte, sah man sie doch gerade in den Ländern und Zeiten, wo man am grausamsten gegen sie gewüthet hatte, bald wieder empor kommen. Denn meist war ihr Wucher und die Habsucht der Christen mehr als Religionshaß die Ursache dieser Verfolgungen. Alles Unheil, jede Landplage und die schrecklichsten Frevel wurden ihnen Schuld gegeben, um einen Vorwand zu haben, sich durch ihre Hinrichtung oder Landesverweisung von lästigen Gläubigern zu befreien und mit ihren Schätzen zu bereichern. Aber durch ihr Geld und ihre Gewandtheit waren sie zu wichtig geworden, als daß sie nicht bei geistlichen und weltlichen Herren immer wieder Schutz und Aufnahme gefunden hätten. Am glücklichsten lebten sie unter den Muhamedanern und während der maurischen Herrschaft in Spanien begann eine neue Blüthe ihres Wohlstandes und ihrer Gelehrsamkeit. In den Städten von Frankreich, Deutschland und Italien räumte man ihnen seit dem 11ten Jahrh. eigene Gassen und geschlossene Plätze (noch jetzt Judengassen genannt) ein, wodurch in den Verfolgungen während der Kreuzzüge oft Tausende auf einmal Opfer der Volkswuth wurden. Wiederholte kirchliche Synodalbeschlüsse und landesherrliche Ver-

crete erklärten die Juden für unfähig zum Mitgenusse der bürgerlichen Rechte der Christen und zur Velleidung öffentlicher Aemter. Einheimisch, ansäßig, irgend einer christlichen Zunft oder Innung zugethan, sollten sie nirgends seyn, sondern nur gegen Erlegung gewisser Abgaben den unmittelbaren Schuß der Landesherren genießen, die sie in Geldverlegenheiten einmal über das andre nöthigten, die Fortdauer dieses precären Vertrags zu erkaufen. In Deutschland wurden sie als des heil. römischen Reichs Kammerknechte oder Leibeigene d. Kaisers (s. d. A.) geschützt. Ihre Belehrung zum Christenthume konnte bei einer so inconsequenten Behandlung nicht gelingen, zwar gaben sie bisweilen, wie besonders am Ende des 15ten Jahrh. in Spanien und Portugal, der Gewalt nach und ließen sich in Masse taufen, war aber der Sturm nur vorüber, so sah man sie wieder in den Synagogen. Ja sie konnten bei dem Aberglauben des Mittelalters, dessen Heiligen- und Reliquienverehrung ihnen als Abgötterei erscheinen mußte, wohl auf den Gedanken kommen, daß ihr reiner Mobsnotheismus vernunft- und schriftmäßiger sey. Daher und aus ihrem Stolze auf das Alterthum ihrer Nation und Verfassung ist erklärlich, wie viele öffentlich zum Christenthume Uebergetretene, die in Portugal neue Christen heißen, zu adlichem Range, ja selbst zu hohen geistlichen Würden gelangen konnten, ohne in ihrem Privatleben etwas andres zu seyn als Juden, die die mosaischen Gebräuche gewissenhaft zu beobachten fortführten. Die portugiesische Judenschaft ist wegen ihrer Verbindung mit diesen heimlichen Anhängern vorzüglich angesehen und im Besitze bedeutender Ländereien; die holländischen Juden waren sonst durch unermessliche Reichthümer so wie durch eine gewisse Rechtlichkeit ausgezeichnet; die polnischen und russischen, jetzt die zahlreichsten unter allen, hatten sich ehedem fast alles Handels, der Gastgerechtigkeiten, des Bier- und Branntweinschanks, ja hier und da sogar der Postanstalt bemächtigt; den deutschen blieb bei dem Wachsthum der deutschen Handelsstädte und Innungen meist nur die Nachlese des Kleinhandels. Gleich sind sich die Juden aber unter allen Himmelsstrichen, ihre Beschränkung auf Gewerbe, die mehr List und Gewandtheit als ausdauernden Fleiß erfordern, hat ihrem Charakter die Züge eingeprägt, durch welche sie so oft ein Gegenstand der Verachtung wurden. Die einzelnen Edlen, die sich in neuern Zeiten als Gelehrte, Philosophen oder Aerzte unter ihnen hervorgethan haben, wie Spinoza, Moses Mendelssohn, Moses Kuh u. s. w., gehören durch den Weg, den ihre Bildung nahm, mehr den Christen als ihrem Volke an. Das Gros der Juden durch ein unstätes Leben verwildert, im täglichen kleinlichen Treiben des Eigennusses befangen und zur Erduldung des Spottes der bevorrechteten Christen gezwungen, konnte nicht Sinn für die edlen Gedanken und Gefühle haben, die den Menschen im Staate erheben und zu gemeinnützigen Thaten anfeuern. Ohne Ehre, Vaterland und Freiheit glaubte der gemeine Jude sich durch die Künste des Betruges und der Lüge nicht tiefer herabzuwürdigen, als er schon stand. Erst in der philosophischen Stimmung der letzten Hälfte des 18ten Jahrh. begann man neben andern Menschenrechten auch die der Juden anzuerkennen; philanthropische Ideen zur Verbesserung ihres bürgerlichen und moralischen Zustandes kamen zur Sprache und auch zum Theil durch den guten Willen einiger Regierungen zur Ausführung; indes mit geringem oft ganz verfehltem Erfolge. Nur der Ansässigkeit, die ihnen einige kleinere Fürsten zugestanden, mochten sie sich mit Dank erfreuen, am wenigsten schienen sie aber geneigt, den Wucher zu lassen und nützliche Handwerke zu treiben oder gar in die Reihen der Krieger zu treten. Doch diesem letzten Schicksale konn-

ten sie im Zeitalter Napoleons nicht entgehen. Von dem großen Sanhedrin, zu dem er 1806 gegen 100 reiche Juden berief, ist zwar kein anderer Erfolg bekannt geworden, als daß diese Deputirten ihr Geld in Paris verzehrten, auch erklärte ein kaiserliches Decret bald darauf nur diejenigen Juden für französische Bürger, die sich eines nützlichen Gewerbes befleißigen würden, aber zur Conscription wurden sie dennoch alle gezogen. Ernstlicher waren die Fürsten des Rheinbundes bedacht, die Juden zu Staatsbürgern zu machen: die entehrenden Bedingungen ihrer bisherigen Existenz wurden aufgehoben, bürgerliche Rechte ihnen zuerkannt, zur Verbesserung ihres Cultus und ihrer Schulen in Cassel sogar ein israelitisches Consistorium errichtet, dessen am westphälischen Hofe beliebter Präsident Jacobssohn im J. 1810 mit vielem Gepränge die Einweihung eines neuen Judentempels zu S e e s e n in Westphalen veranstaltete. Weniger schimmernd, aber sorgfältiger und nachhaltiger sind die Verbesserungen der jüdischen Schulen in Oesterreich, und im Allgemeinen schreitet die jüdische Nation in Europa ohne ihre Religion zu verleugnen jetzt mehr als je einer Anschließung an christliche Sitte und Bildung entgegen, während ihre Glaubensgenossen unter den Muhamedanern und Heiden noch die Barbarei ihrer Gebieter theilen und selbst in dem einzigen bis diesen Tag bestehenden jüdischen Staate der F a l a s c h a s im Westen von Habesch (vergl. d. Art. H a b e s c h) nach den Berichten neuerer Reisenden Rohheit und grobe Unwissenheit herrscht. Seit kurzem haben sich wieder mehrere Stimmen in Deutschland, zum Theil mit intolérantem Härte und Heftigkeit, gegen die Möglichkeit der bürgerlichen und moralischen Besserung der Juden erklärt. Während das Theaterstück: U n s e r V e r k e h r, das, trotz seines ästhetischen Unwerths, mit dem allgemeinsten Beifalle aufgenommen wurde, ihren Charakter dem Lachen und der Verachtung preis gab, suchten R ü h s und F r i e s in ernsthaft untersuchenden Schriften die gänzliche Unverbesserlichkeit desselben darzuthun. Doch fanden die Juden auch einige Vertheidiger, unter denen besonders E w a l d beachtet zu werden verdient.

Zusten, s. Zuchten.

Jugurtha war der Sohn des Manastabal, eines natürlichen (nach andern, rechtmäßigen) Sohns des Masinissa, welchen dieser mit einer Beschläferinn gezeugt hatte. Als Nefte des Micipsa, der seines Vaters Bruder und, nach dem Masinissa, König von Numidien war, erhielt Jugurtha eine eben so sorgfältige Erziehung, wie die heidnischen Söhne des Micipsa, Abherbal und Hiempsal. Auch besaß er Eigenschaften, welche ihm allgemeine Liebe und Achtung erwarben. Er war schön von Körper, voll männlicher Kraft und mit großen Talenten begabt. Statt sich den weichlichen Beschäftigungen der Jugend oder einem üppigen Leben zu überlassen, wandte er vielmehr seine Zeit dazu an, sich die einem Krieger nothwendigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu erwerben, worin er bald alle Jünglinge seines Alters übertraf, weswegen ihm auch Micipsa anfangs sehr gewogen war. Bald aber begann dieser, von einem so unternehmensden Geiste, wie Jugurtha, für seine eigenen Kinder, die weit jünger waren, alles zu befürchten, und beschloß daher, ihn auf irgend eine schickliche Art sich vom Halse zu schaffen und ihn deshalb zu allerlei gefährlichen Unternehmungen zu gebrauchen. So schickte er ihn, z. B., mit einer Armee den Römern zur Hülfe gegen Numantia; aber hier gewann er durch seine Tapferkeit und durch sein kluges Betragen die Achtung des Kriegsheers und die Freundschaft des Scipio. Schon vorher hatte er sich die Zuneigung aller Numidier zu verschaffen gewußt; jetzt, nach seiner Zurückkunft,

beteten sie ihn beinahe an, und selbst Micipsa änderte seine Gesinnung gegen ihn, und suchte durch Güte ihn an sich zu fesseln. Er nahm ihn daher an Kindes Statt an, und erklärte ihn mit seinen beiden Söhnen zum gemeinschaftlichen Erben seiner Krone. Noch auf seinem Todbette ermahnte er ihn zur Freundschaft und Treue gegen seine, durch brüderliche Bande mit ihm verbundenen Söhne; diesen aber befahl er, dem Jugurtha mit Ehrerbietung zu begegnen und seinen Tugenden nachzueifern. Jugurtha antwortete dem sterbenden Könige ganz so, wie es dieser nur wünschen konnte, ob er gleich damals schon den Entschluß gefaßt hatte, sich zum Alleinherrscher von Numidien zu machen. Bald nach dem Tode des Micipsa machte er Anstalt, diesen Entschluß auszuführen, und es gelang ihm, den Hiempsal in der Stadt Thirmida zu ermorden, und seinen Bruder Adherbal aus dem Lande zu jagen, indem er sich fast seines ganzen Antheils an Numidien bemächtigte. Auf die Nachricht, daß Adherbal nach Rom gegangen sey, schickte er auch Gesandte dahin ab, um durch Bestechungen die Schritte desselben zu vereiteln. Dies glückte ihm auch wirklich über Erwarten. Der größte Theil des Senats erklärte sich für Jugurtha, und suchte sein Verfahren zu rechtfertigen. Es wurden zehn Bevollmächtigte ernannt, um Numidien zwischen Adherbal und Jugurtha zu theilen, und über den Tod des Hiempsal an Ort und Stelle Erkundigung einzuziehen. Auch diese Bevollmächtigten wußte Jugurtha ganz für sich zu gewinnen. Sie erklärten die Ermordung des Hiempsal bloß für Gegenwehr, und gaben bei der Theilung dem Jugurtha die reichsten und schönsten Provinzen. Kaum waren die Bevollmächtigten abgereiset, als Jugurtha, um den Adherbal zum Kriege zu reizen, in die Grenzen seines Antheils feindlich einfiel und daselbst die schrecklichsten Verwüstungen anrichtete. Allein Adherbal blieb schlechterdings bei allen Beleidigungen ruhig. Wollte also Jugurtha seinen Zweck erreichen; so durfte er nicht weiter auf Vorwand zum Kriege warten. Er brach demnach von neuem mit einer zahlreichen Armee in die Länder des Adherbal ein, und nöthigte diesen nun mit Gewalt zur Gegenwehr. Bei der Hauptstadt Cirtha kam es zu einem Treffen, in welchem Adherbals Armee fast ohne allen Widerstand geschlagen und zerstreut wurde. Adherbal fand kaum Mittel, nach Cirtha zu entfliehen, wo er von Jugurtha belagert wurde. Während der Zeit bot sich dem Adherbal Gelegenheit dar, einen Brief nach Rom zu übersenden, worin er seinen unglücklichen Zustand schilderte. Dennoch verhinderten die Freunde Jugurtha's, daß man keine Armee, sondern wiederum nur Bevollmächtigte nach Numidien abgehen ließ. So kam es, daß der Zweck dieser Sendung abermals nichts entschied, sondern daß vielmehr Adherbal der Willkühr seines Feindes überlassen wurde. Dieser belagerte nun Cirtha mit dem stärksten Nachdrucke, und nöthigte Adherbal zur Uebergabe. Ungeachtet seines Versprechens, ihm das Leben zu schenken, ließ er ihn in Verhaft nehmen und auf die unmenschlichste Art ermorden. Diese schändliche That Jugurtha's siegte endlich bei dem römischen Senate über die Bestechungen desselben. Das Volk verlangte nun selbst, daß man ernstliche Maßregeln gegen ihn nähme, und der Senat beschloß, mit dem folgenden Jahre den Krieg anzufangen. Dieser Krieg wurde dem Consul L. Calpurnius Piso aufgetragen, einem Manne, der mit vielen Feldherrn-Talenten die niedrigste Habicht verband, und es sich daher zum Zwecke machte, durch diesen Krieg seinen Beutel zu füllen. Anfangs führte er den Krieg mit vielem Nachdrucke und eroberte mehrere Städte; bald aber ließ er sich mit Jugurtha in Unterhandlungen ein, und bewilligte ihm endlich, als Jugurtha seine Schätze

nicht gespürt hatte, unerwartet sehr vorthellhafte Bedingungen. Er behielt Numidien und lieferte der Republik bloß eine gewisse Anzahl Pferde, Elephanten und eine mäßige Geldsumme. In Rom war man sehr mißvergnügt über diesen Frieden, und Jugurtha wurde beschieden, sich vor dem Richterstuhle des Volks zu stellen. Da man ihm sicheres Geleit versprochen hatte; so stellte er sich in Rom, wo es ihm gelang, einen der Volkstribunen auf seine Seite zu bringen. Als er sich daher vor dem Volke verantworten sollte, legte ihm der Tribun Stillschweigen auf, und so mußte das Volk aus einander gehen, ohne das Geringste beschließen zu können. Jugurtha trieb nun seinen Uebermuth in Rom selbst so weit, daß er den Massiva, einen unehelichen Sohn des Gulussa, Bruder des Micipsa, dem das römische Volk die Krone von Numidien zu ertheilen geneigt war, meuchelmörderisch umbringen ließ. Da ihm sicheres Geleit versprochen worden war; so erhielt er bloß Befehl, Rom unverzüglich zu verlassen. Der Krieg wurde ihm nun von neuem erklärt, und vom Consul Posthumius Albinus geführt. Aber die Klänle des Jugurtha, der durch leere Versprechungen von Unterwerfung den siegreichen Albinus immer wieder aufzuhalten mußte, machten, daß das Jahr zu Ende ging, ohne daß abermals was entschieden wurde. Gleich nach der Abreise des Consuls war Jugurtha sogar glücklich genug, dem Bruder desselben, Anulus Posthumius, eine völlige Niederlage zuzubereiten, ihn zu einem schimpflichen Frieden zu nöthigen und seine Armee unter dem Joche durchgehen zu lassen. Dies war Ursache, daß der Senat den Frieden für ungültig erklärte, und den berühmten Metellus nach Numidien schickte. Dieser besiegte nun den Jugurtha in einem Haupttreffen, und blieb allein seinen Belagerungskanonen unzugänglich. Schon auf dem Punkte, einen schimpflichen Frieden zu unterzeichnen und sich den Römern zu ergeben, änderte er plötzlich, aus Furcht, diese möchten die von ihm begangenen Uebelthaten rächen, seinen Entschluß, und wollte noch einmal das Aeußerste wagen. Er sammelte daher seine letzten Kräfte, und wußte so geschickt zu operiren, daß Metellus seinen Wunsch, den Krieg zu beendigen, unerfüllt sah. Marius hatte nämlich durch seine Klänle bewirkt, daß Metellus zurückberufen, und er selbst an dessen Stelle zum Feldherrn ernannt wurde. Aber noch vor des Marius Abreise von Rom wäre Jugurtha beinahe durch die Verrätherei des Bomilcar, eines seiner Bedienten, den Römern ausgeliefert worden. Nach einem neuen Siege, den Metellus über den Jugurtha erfocht, und welcher ihn fast nöthigte, aus seinem Reiche zu entfliehen, faßte er den Entschluß, die Gätuller und den mauritanischen König Bocchus um Hilfe anzusuchen. Er erlangte sie auch wirklich, und wagte es nun, mit seiner neuen Armee sich im offenen Felde zu zeigen und die Wiedereroberung seines Reichs zu versuchen. Unterdessen war Marius in Afrika angekommen, um den Metellus im Commando abzulösen. Nachdem er die Stadt Capsa und das feste Schloß Mulucha erobert hatte, zog er sich an die Seelüste zurück, wurde aber unterwegs von dem vereinigten Heere des Bocchus und Jugurtha angegriffen, und genöthigt, sich auf einen Berg zurückzuziehen. Hier umschlossen ihn die Feinde, und überließen sich, in der sichersten Erwartung eines vollständigen Sieges, dem Ausbruche der unmäßigesten Freude. Da sie aber, vom Tanzen und Schmausen ermüdet, sich eben dem Schlafe überlassen wollten, stürzten die Römer vom Berge auf sie herab, und schlugen sie nach einer gräßlichen Niederlage völlig in die Flucht. Vier Tage nachher thaten Jugurtha und Bocchus einen neuen Anfall, weil sie die Römer in völliger Sorglosigkeit zu finden hofften. Aber Marius



Empfang sie so tapfer, daß beinahe ihre ganze Armee von 90,000 Mann niedergehauen wurde, obgleich Jugurtha selbst mit bewunderungswürdiger Tapferkeit gefochten hatte. Der mauritanische König Bocchus schloß nun Frieden mit den Römern, und verließ den Jugurtha. Ja, als Scylla nachher als Gesandter zu ihm kam, ließ er sich sogar von ihm bereden, den Jugurtha zu sich zu locken, und ihn den Römern zu überliefern. Unter dem Vorwande, zwischen ihm und den Römern einen Frieden zu vermitteln, brachte man ihn an den Hof des Bocchus. Hier wurde er gefangen genommen und dem Scylla überliefert, der ihn in Ketten legen und nach Cirtha zum Marius führen ließ. Der Krieg war nun beendet, und Numidien in eine römische Provinz verwandelt. Marius zierte seinen Triumph mit dem gefangenen Jugurtha und dessen beiden Söhnen. Nachdem dieser bei dieser Gelegenheit auf eine grausame Art vom Pöbel gemißhandelt worden war, warf man ihn in einen finstern Kerker, wo er nach sechs Tagen des Hungertodes gestorben seyn soll. Einige Schriftsteller erzählen, er sey gleich nach geendigtem Triumphe im Gefängnisse hingerichtet worden. Seine beiden Söhne blieben in der Gefangenschaft zu Venusium.

Julia, die durch ihre Ausschweifungen so berüchtigte einzige Tochter des Kaisers August und der Scribonia, besaß große Annehmlichkeiten im Umgange, eine nicht gewöhnliche Schönheit und einen sehr auszubildeten Geist. Zuerst wurde sie mit dem ältesten Sohne des Antonius, Antyllus, versprochen. Da aber diese Verbindung nicht zu Stande gekommen war, so heirathete sie den jungen Marcellus, den Sohn der Octavia, welchen diese von ihrem ersten Gemahle bekommen hatte. Als dieser bald darauf verstorben war, ward sie die Gemahlin des M. Vipsianus Agrippa, welchem sie drei Söhne, den Cajus, Lucius und Agrippa, desgleichen zwei Töchter, die Julia und Agrippina, gebar. Schon bei Lebzeiten dieses ihres Gemahls führte sie eine so ausschweifende Lebensart, daß dieser darüber keinen geringen Kummer empfand. Da Agrippa bereits bei Jahren war, so überließ sich Julia den Umarmungen aller jungen Männer Roms. Nach ihrer Meinung brauchte sie ihrem Gemahle nur in so fern treu zu seyn, als sie ihm kein fremdes Kind in die Ehe brächte. Ganz Rom kannte ihre Ausschweifungen; August allein war nicht davon unterrichtet. Nach des Agrippa Tode vermählte sie ihr Vater mit dem Liberius, der zwar ihre Aufführung sehr wohl kannte, aber doch dem Willen des Kaisers sich nicht zu widersehen wagte. Julia ließ sich nun aber durch diese neue Heirath so wenig in ihren gewohnten Ausschweifungen stören, daß Liberius, der eben so wenig Besorge, als Ankläger derselben beim August seyn wollte, gezwungen wurde, um beiden auszuweichen, den Hof zu verlassen. Ihre Schwamlosigkeit vermehrte sich nun von Tag zu Tag immer mehr, und ging am Ende so weit, daß sie jeden Morgen der Statue des Mars so viele Kroken aufsetzen ließ, als so oft sie sich in der vorhergehenden Nacht hatte entehren lassen. Ihre Ausschweifungen konnten am Ende auch selbst ihrem Vater nicht länger verborgen bleiben. Er gerieth darüber in den heftigsten Zorn, und wollte sie anfangs gar umbringen lassen; milderte jedoch nachher dieß Urtheil, und verbannte sie auf eine wüste Insel an der Küste von Campanien, mit Namen Pandataria, wohin sie ihre Mutter Scribonia begleitete. Er war auch so unerbittlich gegen sie, daß er sie, selbst auf die dringendsten Bitten des Volks, nicht wieder begnadigen wollte. Doch ließ er sich endlich bewegen, den Ort ihrer Gefangenschaft zu ändern; und sie von der Insel auf das feste Land nach

der Stadt Aegium zu schaffen. Nach Rom durfte sie jedoch nicht zurückkehren. Nach dem Tode des Kaisers ward ihr Schickial sehr traurig. So lange dieser gelebt, hatte Tiberius noch immer viele Bärtlichkeit gegen sie geäußert, und den Kaiser oft gebeten, sie zu begnadigen. Jetzt aber behandelte er sie mit der größten Grausamkeit. Vorher hatte sie bloß die Stadt Aegium nicht verlassen dürfen; Tiberius aber sperrte sie im eigentlichen Sinne in ihrem Hause ein. Ja, er entzog ihr auch sogar die kleine Pension, die ihr Augustus ausgesetzt hatte, und so starb sie im 15ten Jahre ihrer Verbannung in Mangel und Dürftigkeit.

**J u l i a n u s** (Flavius Julius Claudius), römischer Kaiser, welchem die Christen den Beinamen *Apostata* gaben, Sohn des Julius Constantz, Bruders von Constantin dem Großen, und Basilinens, seiner zweiten Gemahlin, einer Tochter des Praefecten Julian, ward am 6. Nov. 331 zu Constantinopel geboren. Kaum 6 Jahr alt, sah er, wie sein Vater und mehrere Personen seiner Familie von den Soldaten des Kaisers Constantin II., seines Onkels; eines Sohnes von Constantin dem Großen, ermordet wurden. Er selbst und sein jüngerer Bruder Gallus entgingen nur mit Mühe dem Tode. Julian selbst lag gerade an einer gefährlichen Krankheit darnieder, von der er sich, wie man glaubte, nicht wieder erholen würde; und seinen Bruder Gallus rettete seine große Jugend. Die Erziehung beider Prinzen wurde dem Eusebius von Nicomedien anvertraut, welcher ihnen den Marcodontus zum Lehrer gab. Man erzog sie im Christenthume, einer Religion, die damals am Hofe der Kaiser noch neu war. Man ließ sie sogar in den priesterlichen Stand treten, um sie vom Throne zu entfernen: sie wurden zu Doctoren in ihrer Kirche erwählt. Diese Erziehung machte einen ganz verschiedenen Eindruck auf die Gemüther der beiden Brüder, deren Charakter an sich selbst schon sehr verschieden war. Gallus, der jüngere Bruder, wich nie vom Christenthume, und erwarb sich dadurch das Lob der Kirchenschriftsteller. Nichts desto weniger ergab er sich, als er zu der Würde eines Cäsars und zum Statthalter von Syrien erhoben worden war, den größten Ausschweifungen und den erschütterlichsten Grausamkeiten. Er faßte sogar, wie man sagt, den Entschluß, den Kaiser Constantz vom Throne zu stoßen, welcher ihn dafür zum Tode verurtheilen ließ. Julian hatte, da er älter war, auch die Verfolgung, welche man an seiner Familie ausgeübt, so wie den Zwang und die Furcht, in welcher man ihn seine Jugend hatte zubringen lassen, um desto lebhafter gefühlt. Er suchte daher Trost in dem Studium der schönen Wissenschaften und der Philosophie, und überließ sich demselben mit Anstrengung. Er war 14 Jahr alt, als er nach Athen ging, wo er den Unterricht verschiedener Lehrer, insbesondere des Philosophen Maximus, genoß. Hier ward er bestimmt, der Religion derjenigen, die seine Familie ermordet hatten, zu entsagen, und zu dem sogenannten Heidenthume, welches damals noch vorhanden war, überzutreten. Doch scheint er nicht Geisteskraft genug gehabt zu haben, bei Annahme der heilsamen Grundsätze jener Religion, die unhaltbaren, theils sogar läppischen Dogmen derselben zu verwerfen: wenigstens finden wir, daß er an Astrologie, an die Wissenschaft der Haruspices, an die Kunst gewisse vermittelnde Geister zu seinem Vortheile zu stimmen, und durch sie in die Zukunft sehen zu können, und an dergleichen Dinge mehr geglaubt hat. Constantz, der theils von den Geschäften der Regierung danieder gebeugt war, theils den Einfall der Deutschen in die Provinzen des römischen Reichs befürchten mußte, entschloß sich, Julian das Commando gegen dieselben zu übertragen. Dieser ward daher von Constantz zu Mailand am 6. Nov. 335

feierlich zum Cäfar ausgerufen, und erhielt dessen Schwester Helene zur Gemahlin. Nun marschirte Julian mit einer mit geringen Anzahl Truppen nach Gallien, welches von den Deutschen verwüstet wurde, und wo selbst er im Anfange des folgenden Dec. anlangte. Man konnte nicht erwarten, daß ein Jüngling, der sich bis dahin nur mit dem Studium der Philosophie und den schönen Wissenschaften beschäftigt hatte, im Stande seyn würde, noch dazu bei so schwachen Hülfsmitteln, die furcibaren Deutschen zu besiegen, und Gallien von ihnen zu befreien. Selbst der Kaiser Constant schien nicht auf die Möglichkeit davon gerechnet zu haben. Den noch übrigen Theil des Winters bräute Julian mit Vorber-

stehenden Kriege zu, und marschirte rathlos den Winter über, nachdem er mehrere Städte erobert und zerstört hatte, bei Strassburg in einer Hauptschlacht den Deutschen entgegen, auf's Haupt von den Feinden gänzlich säuberte. Damit folgte er die Deutschen bis über den Rhein, und gien den Grund und Boden. So zeigte sich Julian nicht als ein bloßer Krieger, sondern er bewies bald, daß er auch ein Staatsmann war, indem er Gallien eine ganz neue Verfassung gab, die Abgaben zweckmäßiger vertheilte, die Mißbräuche, welche sich in den Gesetzen hatten, abschaffte; in den wichtigsten Angelegenheiten die Städte und Festungen erbauen ließ. Wahrlich ein großer Landesherr, welcher, wenn man ihn wohl verstand, nicht als ein bloßer Krieger, sondern als ein Staatsmann betrachtet werden mußte, als strebte er danach, sich um

ihn wohl gar vor  
 atgewöhnliche  
 in Gallien erha  
 recht werden ma  
 daller selbst geg  
 zu lassen, inden  
 fen. Dieser Be  
 welche nicht ni  
 lfar Julian, ung  
 i März 360 zun  
 af der Dinge;  
 So sehr nun auch  
 Vermals die gall  
 an marschiren, u  
 rläßt Gallien, w  
 uptstadt von Juli  
 s Constantz. Je  
 d Constantinopel

der Angelegenheiten des Reichs, schaffte die  
 schränkte insbesondere seinen Hofstaat ein  
 Barbiren verlangt hatte, und sich dieser il  
 kehte; so schickte er ihn wieder fort, in  
 Barbiren verlangt, und keinen Senator  
 über Barbirern, die sein Vorgänger geha  
 Und auch das sey noch zu viel, meinte er, für jemanden, der seinen Bart  
 wachsen ließe. Auch die Röche, deren Zahl sich eben so hoch belief, als die  
 wenige der Barbiren, schaffte er ab, und behielt nur einen von ihnen. Dafs

selbe Schicksal traf die Verschnittenen, die eben'alls verabschiedet waren. Auch die sogena Kaiser nährliche Dinge und zu etner wirklicher waren, erhielten nicht u unmaßigen Bedienungem Theil aller Aufträge erliche Gesinnung verriet sen seines öffentlichen len Charakter, und wie einzelne Tugde desselben zu können. Ob er gleich den heidnischen Gottesdienst in seinem ganzen Glanze wiederherstellte, und neben sich selbst sogar den Jupiter, der ihm

rwandte, dem ten Epionen, en geworden ung so vieler hm der fünfte eine menscho Verhältniss oßen und eds jen, mehrere icht anführen

Krone und Purpur Berechtiamkeit er den Christen, un thum einstößt, in gleich den Christen Weg; so entzog Reichthümer, un wohl dann und w zu dem Heidenthu die jedoch durchau verbot er ihnen, j Memter zu beklei Lehrer werden, d thum zu bekämpfe Jesus Prophezeih en, und erlanbt ner Zerstörung, w Tiefe feurige Flan brannt haben. E liche Religion au Perser beenden.

er eroberte mehr an Lebensmitteln er am 26. Jun. 36 im 32sten Jahre f „Hier liegt Julian war ein vortreffl lichst vollendetes i unzwedmäßig, an

alles schätzte. In seinen Kriegen gegen die Perser enthielt er sich, nach Alexanders des Großen Beispiele, gefangene Jungfrauen, deren Ketze man ihm vorher geschildert hatte, vor sich erscheinen zu lassen. Uebrigens giebt es vielleicht weder in der alten, noch in der neuen Geschichte einen Fürsten, über welchen die Schriftsteller, je nachdem sie ihn aus dem ein nen oder dem andern Gesichtspunkte betrachteten, verschiedener geurtbeilt hätten: vielleicht kommt das auch daher, weil allerdings in seinem Cha rakter eine Menge Widersprüche vereint zu seyn scheinen. Einige glau ben, er habe so viele böse und so viele gute Eigenschaften besessen, daß es leicht sey, ihn zu tadeln und ihn zu loben, ohne die Wahrheit zu vers lehen. Von der einen Seite unterrichtet, großmüthig, mäßig, enthaltam,

unmüßig, gerecht, gnädig, menschlich; von der andern leichtsinnig, unbeständig, sonderbar, fanatisch und abergläubisch bis zum höchsten Grade, ehrsüchtig und voll Begierde, Plato, Marcus Aurelius und Alexander zu gleicher Zeit seyn zu wollen, strebte er, durch ein falsches Urtheil geleitet, nur nach dem, was ihn vor allen andern bemerkbar machen konnte. Von seinen Werken sind auf uns gekommen: Mehrere Reden, Briefe und Satyren, unter welchen letztern sich die Satyre auf die Cäsaren, und die Satyre auf die Einwohner von Antiochien, Misopogon betitelt, vorzüglich auszeichnen. Besonders wird die Satyre auf die Cäsaren geschätzt, welche, bis auf einige unbedeutende Scherze, wahrhaften Werth hat. Ein kritisches Urtheil über diejenigen, welche auf dem ersten Throne der Erde gesessen haben, von einem strengen Philosophen gefällt, der selbst auf diesem Throne gesessen hat, muß in der That einen ganz eignen Reiz gewähren. Sein Misopogon verräth ebenfalls einen Schatz von Witz und Laune. Julian spielt darin den Antiochiern auf eine harte Weise mit, spart aber von der andern Seite kein Lob, wenn von ihm selbst die Rede ist. Die verschiedenen Werke, welche uns von ihm übrig geblieben sind, beweisen, daß dieser Kaiser Talent, Geist, Lebhaftigkeit, Leichtigkeit im Vortrage und eine gewisse Fruchtbarkeit besaß. Doch scheint er dem Geschmacke seines Jahrhunderts, in welchem eine bloße rhetorische Declamation die Stelle der Beredsamkeit, Antithesen die Stelle der Gedanken, und Wortspiele die Stelle des Wises vertretten mußten, zu sehr ergeben gewesen zu seyn. Er schrieb auch ein Werk gegen die christliche Religion, von dem uns einige Fragmente erhalten worden sind, welche der Marquis d'Argens in die französische Sprache übersetzt hat.

Julianischer Kalender, s. Kalender.

Jülich (franz. Juliers), Stadt im preussischen Großherzogthum des Niederrheins, an der Ruhr, ist befestigt, hat 2941 Einwohner, eine gute Citadelle, eine große Collegiatkirche, vor der Stadt aber eine reformirte und eine lutherische Kirche. Während der Zeit des französischen Kaiserthums gehörte sie zum Roer-Departement und ward zu einer wichtigen Festung gemacht. Ueber den bekannten jülichischen Successionsstreit s. Berg.

Jünger, Johann Friedr., wurde am 15. Febr. 1759 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Er genoß eine gute Erziehung, widmete sich anfangs der Handelschaft, studirte aber nachher die Rechte und schloß seine akademische Laufbahn mit einer öffentlichen Disputation. In der Folge beschäftigte er sich mehr mit den schönen Wissenschaften, wurde Hofmeister zweier Prinzen, blieb es aber nicht lange, sondern ging nach Weimar, wo er eine geraume Zeit als Gelehrter privatisirte. Im J. 1787 kam er nach Wien, und wurde hier, nachdem er sich bereits als Schriftsteller im dramatischen Fache rühmlichst ausgezeichnet hatte, 1789 als k. k. Hoftheaterdichter angestellt. Eine Veränderung, welche dieses Theater erlitt, zog 1794 seine Entlassung nach sich. Er privatisirte nun wieder, arbeitete theils für das Theater, theils in andern Fächern der schönen Wissenschaften, und lebte von dem sparsamen Erwerbe, den er von seinen Schriften zog. Er hatte jetzt zu wiederholten Malen Anfälle von tiefer Melancholie, die zunächst an stillen Wahnsinn gränzte, und welche theils von dem angestrengten Fleiße, mit welchem er sich seinen dürftigen Unterhalt verdienen mußte, theils von seiner durchaus einsiedlerischen Lebensart herrührte. So starb er am 25. Febr. 1797 im 39. Jahre seines Lebens, bedauert von allen, die seine Talente und seine unerschütterliche

Die sich offenkundig gekannt hatten. Eine merkwürdige Erscheinung in seinem Leben, die aber schon häufig gefunden worden ist, muß es genannt werden, daß er gerade in der melancholischen, hypochondrischen Periode die heitersten Producte seines Geistes geliefert hat: Er begann seine schriftstellerische Laufbahn mit dem Romane, Huldreich Wurmfa-  
men von Wurmfeld und er  
 lehtete sich insbesondere eines an  
 hat. Eine gewisse frische  
 seine Romane zu einer angeneh  
 liche komische Kraft durchaus abg  
 die deutsche Bühne, in sofern un  
 gen haben, daß sie dem Eindruck  
 besonders der sogenannten Scha  
 durch theils die Liebe des Publiku  
 die Fähigkeit der Schauspieler fü  
 untergeben lassen. Wiewohl Jün  
 eigentliche Erfindungsgabe besaß  
 Leichtigkeit und oft nicht mit ei  
 heimlicher Säure zu beblenen u  
 nem Eigenthume zu machen, un  
 licher Wis, das Lustige seiner Zi  
 log und seine Sprache der So  
 unter den deutschen Theater, Di  
 folgende: Huldreich Wurm

scher Roman, 3 Thele. 1781 bis 1787. Der kleine Esar, ein komi  
 scher Roman, 1782. Des Grafen von Moreland merkwürdi  
 ge Geschichte und Abenteuer, 2 Thele. 1783. Der blinde  
 Themann, Operette. 1784. Lustspiele, 3 Theile von 1785—1789, wel  
 che enthalten: die Wabekur, in zwei Acten; Freundschaft und  
 Argwohn, in fünf Acten; der Strich durch die Rechnung, in  
 vier Acten; der offene Briefwechsel, in fünf Acten; der dopp  
 pelte Liebhaber, in drei Acten; das Kleid aus Lyon, in vier  
 Acten; der Revers, in fünf Acten; der Wechsel, in vier Acten;  
 Dank aus Uadank, in drei Acten; das Weibercomplot, in  
 fünf Acten (auch unter dem Titel Weiberlist); der Instinct, oder  
 wer ist der Vater zum Kinde, in einem Acte; Jeannot,  
 oder wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sor  
 gen, in einem Acte. — Famille, oder Briefe zweier Mädchen  
 aus unserm Zeitalter, aus dem Französischen übersetzt, 4  
 Thele. 1786—1788; Vetter Jacobs Lennen, 6 Thele. 1786—1792;  
 der Schein betrügt, Roman, 8 Thele. 1787—1789; (auch als Lust  
 spiel, Adolphine Rosenthal, oder der Schein betrügt, in  
 fünf Acten, 1807); Ehestandsgemälde, 1790, (enthaltend die  
 gute Ehe und Ferdinand, ein Gegenstück zur guten Ehe); Kom  
 misches Theater, 3 Thele. 1792—1795, enthält: die Entfä  
 rung, in drei Acten; der Con musser Zeiten, in einem Acte;  
 das Ehepaar aus der Provinz, in vier Aufzügen; Er mengt  
 sich in Alles, in fünf Aufzügen; die unvermuthete Wen  
 duna, in vier Acten; die Geschwister vom Lande, in fünf  
 Aufzügen; Waske für Waske, in fünf Acten, und die Komö  
 die aus dem Wegweiser, in einem Acte. — Des Herrn von  
 Worgo's sämtliche Werke, frei übersetzt, 6 Thele. 1793—1794  
 (enthalten: Libelle, Gustav und Victorine); der Wesane

holische, in drei Theilen, aus dem Englischen, 1795, 1796; Wilhelmine, oder Alles ist nicht Gold, was glänzt, 2 Theile. 1795—1796. Fris, ein komischer Roman, 4 Theile. 1796, 1797. Nach Jüngers Tode erschienen noch: Prinz Amaranth mit der großen Nase, 1 Theil und unvollendet, 1799; Jüngers theatralischer Nachlaß, 2 Theile. 1803, 1804, (enthaltend: der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, in drei Acten; was seyn soll, schießt sich wohl, in drei Acten; ein seltener Fall, oder die Mutter die Vertraute ihrer Tochter, in drei Acten; die Charlatans oder der Kranke in der Einbildung, in drei Acten; das Recidiv, in drei Acten; Stolz und Liebe, in fünf Acten; die Flucht aus Liebe, in fünf Acten; Selim, Prinz von Algier, Trauerspiel in fünf Acten; die beiden Figaro, in fünf Acten, und der letzte Tag oder die Hochzeit des Figaro, in fünf Acten. Gedichte und Aufsätze befinden sich von ihm in Beckers Erholungen, in dessen Taschenbuche für das gesellige Vergnügen, und Theaterreden in Reichhards Theaterkalender.

Jung, Joh. Heinr., genannt Stilling, gegenwärtig großherzogl. badenscher geheimer Hofrath in Karlsruhe, war eher Prof. an der Cameralsschule in Heidelberg, an eben solcher Schule lehrte er schon (seit 1778) in Lautern, wo dieses für Forst- und Landwirthschaft, Fabrik, Handlungs- wissenschaft und Vieharzneikunde sehr nützliche Institut sich vorher befand. Er ist geboren zu Grund im Nassauischen 1740. In seiner Jugend auf dem Wege Kohlenbrenner zu werden, ergriff er das Schneiderhandwerk, und nachdem er sich nebenher von höhern Dingen selbst belehrt, so trieb ihn sein lehrlustiger Sinn zu einer Schullehrerstelle. Dieser Versuch mißlang und er kehrte zum Handwerk zurück, von dem er jedoch zu wiederholten Malen; weil jedermann leicht für ihn Zutrauen und Neigung faßte, abgerufen ward, um abermals eine Stelle als Hauslehrer anzunehmen. Später war er Arzt zu Elberfeld. Den größten Theil seines merkwürdigen Lebens hat er selbst, ohne dichterische Ausschmückung, in dem berühmten Buche: Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft (Berlin 1777 in 3 Theilen, in einer neuen Gestalt unter dem Titel: Lebensbeschreibung, Berlin 1806, (wovon der erste Theil des Verfassers Jugend, der zweite seine Jünglingsjahre, der dritte seine Wanderschaft, der vierte fortschende Theil sein häusliches Leben enthält, und der fünfte den Titel Lehrjahre führt) auf eine Weise beschrieben, welche seinen gemüthlichen und frommpoetischen Charakter ganz ausdrückt. Et selbst erklärt diese Schilderung vom Kleinsten bis zum Größten, vom Alltäglichen bis zum Wunderbarsten für lautere, unverfälschte Wahrheit. Weit entfernt, sagt Matthison in seinen Briefen (Zürch 1795, I. Thl.) ein zu helles Licht über das Gemälde zu verbreiten, hat er vielmehr manches, und gerade immer dasjenige, was seinem Geist und Herzen am meisten zur Ehre gereicht, in ein zweifelhaftes Helldunkel gestellt. Auch hat er uns in demselben manches herrliche Volkslied aufbewahrt, so wie er überhaupt die unverkennbare Bestimmung zum Volksschriftsteller darin bewährte. Allein ein einseitiger Pietismus, zu welchem sein herrschendes Gefühl ihn führte, hat diese Einwirkung auf das deutsche Publikum sehr beschränkt. Seine pietistischen Schriften sind sehr zahlreich. Vorzüglich bekannt ist sein Theobald, der Schwärmer; das Heimweh; der Volkslehrer; der christliche Menschenfreund (in welchem er die sichtbare Zukunft Christi zwischen Hier und 1836 setzt); Taschenbuch für Freunde des Christenthums und Sieg

gebende Wochenschrift),  
 hat er durch die in gegen-  
 the der Geisterkunde  
 (1809), welche sich an-  
 aus dem Geisterreichs an-  
 und Hypothesen von dem  
 , gleich evidenten Thats-  
 gens sind seine frommen  
 unden. Nicht minder  
 lichen Naturwissenschaft  
 rschiedenen Theilen des  
 neral- und Finanzwissen-  
 dieselben (sehr ungefähre  
 kenntnisse gezeigt. Ende  
 (er hat auch über diesen  
 e genannt. Von seiner  
 von über 200, größtent-  
 ur unentgeltlich wieder-  
 und auf seine Kosten wäh-  
 zulezt erschienene Pros-  
 lner Vorrede von Ewald,  
 unsere Leser auf die schön-  
 rweisen, welche G b t h e  
 ), der ihn nebst Herder  
 im sehr befreundet war,  
 uptzüge an: Wenn man  
 nen gesunden Menschen-  
 edwegen von Meinungen  
 diesem Gemüth entsprang  
 in möglichster Keinheit.  
 cher Glaube an Gott und  
 die sich in einer ununter-

brochenen Vorsorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Noth,  
 von jedem Uebel augenscheinlich bestätigt. Diesen Glauben hatten seine  
 Schicksale in ihm erweckt. Seine innerlichste und eigentlichste Bildung aber  
 hat er jener ausgebreiteten Menschenart zu danken, welche auf ihre eigene  
 Hand ihr Heil suchte, und indem sie durch Lesung der Schrift und wohlge-  
 meinte Bücher, durch wechselseitiges Ermahnen und Bekennen zu erbauen  
 trachtete, dadurch einen Grad von Cultur erhielt, der Bewunderung erze-  
 gen mußte. Weil er in seiner Noth sich zu äußern einem Nachtwandler  
 gleich, den man nicht anrufen darf, wenn er nicht von seiner Höhe herabsal-  
 len, einem sauren Strom, dem man nichts entgegenstellen darf, wenn er  
 nicht drausen soll; so mußte er sich in größerer Gesellschaft oft unbehaglich  
 fühlen. Sein Glaube duldet keinen Zweifel, und seine Ueberzeugung kein  
 nen Spott, und wenn er in freundschaftlicher Mittheilung unerschöpflich  
 war, so stockte gleich Alles bei ihm, wenn er Widerspruch erlitt. Das  
 treue, rühliche Streben dieses Mannes mußte jeden, der nur irgend Ge-  
 müth hatte, fröhlich interessiren, und seine Empfänglichkeit jeden, der et-  
 was mitzutheilen im Stande war, zur Offenheit reizen. Junges Unbeschränk-  
 heit war von so viel gutem Willen, sein Vordringen von so viel Sanft-  
 heit und Ernst begleitet, daß ein Verständiger gewiß nicht hart gegen ihn  
 seyn, und ein Wohlwollender ihn nicht verhöhnen noch zum Besten haben



Wants. Jung war durch Herders Vorgehalt erregt, daß er sich in einem  
seinen Ehen getraut und geübert habe.

Junius Briefe. Unter dem Namen: Junius ist noch bis jetzt der  
Verfasser einer Reihe von Briefen über politische Angelegenheiten vertheilt,  
deren erster in the printer of the Public Advertiser vom 31. Jan. 1769,  
der vorletzte in the Lord Chief Justice Mansfield vom 21. Jan. 1772,  
der letzte aber, in the right honorable Lord Camden, ohne Datum ge-  
richtet sind. Sie enthalten eine Menge, wiewohl nicht nach dem Urtheile ein-  
ziger Mitglieder der Opposition, nicht ganz unparteiische Urtheile über Ver-  
wehren der damaligen Staatsverwaltung, sind mit vieler Sachkenntnis  
begabt und gehören in Rücksicht des Styls zu den Vortrefflichsten der Eng-  
länder Prosa. Dabei machten sie auch bei ihrer ersten Erscheinung eine un-  
glaubliche Revolution. Die Regierung wollte den Verfasser derselben zur  
Verantwortung ziehen, und der Printer des Public Advertiser, Woodfall,  
wurde deshalb ebenfalls angeklagt, oder vom Parlamente verklagt.  
Man hielt damals den berühmten Burke für den Verfasser jener Briefe,  
obwohl sich jedoch diese Meinung bis jetzt im geringsten bestätigt hat.  
Nadere behaupteten, daß das alte Manuskript zu diesen Briefen auf ein  
von Swift und Cadogan gekommen sey. Die gewöhnliche Vermuthung nennt  
John Dunlop, nachmaligen Lord Ashburton, als Verfasser derselben. Es  
ist auch eine deutliche Uebersetzung dieser Briefe (Wien und Leipzig, 1776)  
erschienen.

Juno, bei den Griechen Hera, die höchste und mächtigste Gottheit  
der Griechen und Römer nach dem Jupiter, was die Latiner und Griechen  
dieselben und eine Tochter des Kronos (Saturn) und der Rhea. Metas-  
then Argos und Samos rühmten sich, ihre Geburtsort zu seyn. Am 17ten  
Juni des Jahres, zeigte man die Länge demselben stehen-  
den Gebäude, Kronosbaum genannt, wo sie zuerst das Licht der Welt er-  
blüht haben soll. Nach einigen wurde sie vom Oceanus und der Rhea,  
nach Andern von den Heren, wieder nach Andern von den Töchtern des  
Kronos, Cadma, Prokris und Asta, oder auch von Kameus, des Pa-  
lades Sohn erzogen. Die Vermählung des Jupiter mit ihr wurde auf  
der Insel Krete nicht weit vom Flusse Ideros kriechend vollzogen und durch  
die Unzucht über Mütter vertheilt. Die Ehe der beiden höchsten  
Götter des Heidenthums wurde demselben bei fortwährender  
Kultur ein Vorbild des ehelichen Lebens, und die Geschichte, wie Jupiter  
die Juno gebrüht habe, in besonders Mysterien allgemein dargestellt. Nach  
Romer geschah Jupiter die Freuden der Liebe bei seiner Here ohne Wissen  
der Eltern derselben, auch soll er sie, nach Pausanias, in der  
und auf der Insel Samos gebrüht haben.

erzählt. Nachdem Jupiter die Juno schon im  
Bogenlande bei ihr zu haben, sah er sie nicht  
getrennt, auf dem Berge Kithon in Lykien  
von auszugehen. Nun letztere Jupiter vertheilt  
und während derselben stürzte er sich in der  
Kälte stürzenden Kothsch zu Junos Füßen um  
das erweiche die in ihrem Mantel, wo er sich  
stalt umwendete und ihr die Ehe versprach,  
zu erhalten. So wurde zwischen beiden das  
auf dem Berg Kithon von dem Kithonischen Es  
ist. Die Ehe dieser beiden Götter war  
solche, heilige, schliche und effectualer Juno in  
Gemeinschaft nicht gelassen ertragen, und er behan

der Art, die in ihrem Leben überhaupt der Venus sich gegen die Frau zu erlauben pflegte. Die allen Dichtern, besonders Homer, geben uns davon Beispiele. Als Juno den Herkules, ihres Gemahls Kindling, durch Sturm nach Kos verschlagen hatte, ward er so ergrimmt auf sie, daß er ihr die Hände fand, ihre Brust mit zwei Knöpfen bedeckte und sie so schwebend im Olymp aufhob. Keiner der irdischen Mütter vermochte ihr zu helfen. Als sie während des trojanischen Krieges den Jupiter ergrimmigte hatte um unter der Zeit den Griechen Sieg zu verwehren, so entzog sie nur mit vieler Mühe den Eidagen, welche ihr Jupiter bei seinem Schwur den Juchien wehrte. Das Juno von einem so widerwärtigen Charakter war und auf nichts kann, als was sie den Absichten ihres Gemahls entgegen setzen konnte, davon findet sich die Ursache in den ältesten vorhomertischen Geschichten von den Thaten des Herkules. In diesen wurde Juno als eine dem Herkules feindlich geartete Göttin dargestellt, die ihm schon bei seiner Geburt unter Betrug erziehen und nachher sich allen seinen Unternehmungen widersetzte. Diese vorgetragene Idee machte Homer allgemein und schuf daraus eine feindliche Göttin, deren er sich stets bediente, wenn irgend ein Plan zu verhindern, oder irgend eine Unternehmung zu hindern erdienen war. Man findet bei ihm ein ausführliches Gemälde von der That der Juno, welche sie erlaubte, um gegen das Werk ihres Gemahls die Griechen hindern zu können. Außerdem wird sie gewöhnlich als die feindliche Verfolgerin aller der Frauen vorgestellt, welche Jupiter geliebt, und der Kinder, welche er mit ihnen gezeugt hatte. So z. B. wehrte sie Petonen seinem Plan auf der Erde gestatten, wo sie ihre Rückkunft dahin konnte, während sich sie durch ihre Tochter Medea sieben Tage im Wald des Ameyen arbeitete; Semelie mußte durch ihren süßigen Tod vom Jupiter selbst den Tod empfangen. Unter den Kindern der Geliebten Jupiters mußten Herkules und Prometheus am meisten leiden. Soast die Thaten erlitten die Wirkungen ihres Falles, weil Herkules bei ihnen geboren war, auch Adamos und dessen Sohn wurde von ihr verfolgt, weil er den jungen Prometheus erlegen hatte. Ueberhaupt suchte sie sich an allen demjenigen aufzufindung, die sich selbst oder andern einen Vorzug vor ihr gaben. Erde, welche sie für sich hielt, als die Juno hielt, wurde von ihr in den Tartarus gestürzt, die Proitiden durch sie raubend und Erisch als er ihr einmal widersprochen hatte. Auch Prometheus hatte zu leiden; und wenn ist der Ehre, und die Ehre des Ueberwunders des trojanischen Krieges unbekannt? Die so ist von der erhabenen menschlichen Gerechtigkeit und es ist die das ganze Empfinden die freien Venus. Als sie während des trojanischen Krieges ihren Reizen wehrte, um keine Götter außer von dem Menge leben, wo sie sie sich erst den Mord der Venus erlauben, zu erlauben. Auch vergaß sie nicht, sich mit großer. Sie erregte ihr geliebtes Paar in Eodem, welche sich in dem andern dem Ziele, dessen Wohlgerathe, wodurch es nur angedeutet wird, vom Olymp her auf die Erde herabstürzen. Dann sah sie ihr göttliches Bild an, welches Minerva ihr Bild gewahrt hatte und hat es auf der Brust zu haben haben zu. Die Erde mit stehenden Göttern befreit, und unter dem Pausen mit ihrem eigenen Mordel gegen die den Mordel der Venus und aber in demselben verhergend, schwebte sie vom Olymp in demselben der Götterwelt nach dem Thron Jupiter von Erde und Verlangen erdreißigt, sich ohne Mühe herab zu lassen und nach dem Brauche des letzten Monarchen durch die Dichter Beweiz den andern Göttern verbergen, an ihrem Wesen eine

schleß, während Neptun auf Befehl der Juno die Trojaner zurücktreiben mußte. Im trojanischen Kriege war sie insbesondere die Schutzgöttin der Griechen; ja sie mischte sich zuweilen gar selbst mit in den Kampf. So z. B. erlaubte ihr Jupiter einst, den Mars, welcher ein Freund der Trojaner war, aus dem Treffen zu entfernen. Sie bestieg ihren Kriegswagen; Hebe hatte diesen in Stand gesetzt, Minerva die Pferde angeschirrt und Juno diese selbst an die Deichsel gejocht. So fuhr sie in Begleitung der Minerva auf das Schlachtfeld. Die Horen öffneten ihr die Thore des Olymps. Als sie auf der Erde angekommen war, ließ sie Wagen und Pferde, in dichten Nebel gehüllt, am Zusammenflusse des Simois und Skamander, und schwebte mit Minerven zum griechischen Lager hin. Keine der andern Göttinnen durfte sich im Kampfe mit ihr messen. Diana wagte dies einst, und ihre Wangen mußten die Stärke der mächtigen Juno fühlen. Die Kinder, welche sie von Jupiter bekommen hatte, waren: Hebe, die Göttin der Jugend, Ilithyia, die älteste Göttin der Geburt, Mars, der Gott des Krieges, und Vulkan. Letztern soll sie jedoch aus sich selbst, und ohne Begattung geboren haben, gleichsam dem Jupiter zum Trost, weil dieser die Minerva aus seinem Haupte hatte hervorgehen lassen. Nach einigen Schriftstellern brachte sie auch das Ungehener Tophon aus sich hervor, dem sonst auch eine ganz andere Abstammung gegeben wird. Es werden gewöhnlich vier verschiedene Begriffe mit der Juno verbunden. Nach der orphischen Religion war sie das Symbol der untern Luft, so wie Jupiter der obern, auch wohl der Luft überhaupt. Damit vermischte sich ein besonderer Begriff, den man aus der pelasgischen Religion zu Samos geschöpft hatte, nach welchem sie die Königin der Götter war. Nun kamen noch phönizische Vorstellungsarten in den Begriff der Juno, indem man die Venus Urania der Phönizier, unter welchem Namen diese die Natur verehrten, in Griechenland mit der Juno vertauschte. Als solche wurde sie besonders zu Argos verehrt. Endlich machten die Dichter die Juno auch zu dem Symbole alles dessen, was die Absichten Anderer zu stören im Stande war, und gaben ihr den Charakter einer feindseligen Göttin, welche die Anschläge Jupiters und anderer Götter, Helden oder Menschen hintertrieb. Uebrigens ward sie in ganz Griechenland verehrt, und ihr vorzüglichster Sitz war zu Argos, in dessen Nähe sich ihr berühmter Tempel, Heraion, befand. Einen andern Tempel hatte sie zu Olympia, bei welchem ihr zu Ehren Spiele gefeiert wurden. Ferner befand sich auch ein alter, nicht minder berühmter Junotempel zu Samos, wo sie geboren und auch mit dem Jupiter verheirathet worden war. Ferner hatte sie drei Tempel in Arkadien am See Stymphalus, welcher von ihrem Erzieher Lemnus, des Pelasgus Sohn, erbaut worden war. Hier wurde sie als Here Telia (die Erwachsene), die Beschüherin in der Mannbarkeit, als Pais oder Parthenos (als Mädchen) und als Chera (Wittwe) verehrt. Letztern Namen führte sie daher, weil sie sich einstens von ihrem Gatten getrennt hatte und für sich lebte. In einem Tempel in Lakonien, der auf Befehl des Orakels gebaut wurde, als der Fluß Eurotas zu weit ausgetreten war, damit er wieder in sein voriges Bett zurücktreten möchte, hieß sie Hypochiria (die Hand über den Fluß ausstreckende). Auch zu Korinth hatte sie einen Tempel, wo sie unter dem Beinamen Bunaa verehrt wurde, weil Bunus, des Hermes Sohn, diesen Tempel gebaut hatte. In ihrem Tempel zu Sparta hieß sie Neophaga. Andere Beinamen von ihr waren: Gamelia, Zogia, Tolia, Ammonia, Akraa, Hippia und Samia. Als letztere wurde sie auf Münzen mit dem halben Monde auf dem Kopfe und die Hände auf zwei Stäbe gestellt, abgebildet. Die Gefährtinnen der Juno

waren die Rymphen, Grazien und Horen. Unten den Thieren waren Ue die Pflanzen, die Mäe und die Kufate heilig. Ihr gewöhnliches Attribut war das königliche Diadem, wie ein langliches Dreieck gestaltet, dessen kürzeste und abgerundete Spitze wie ein Gipfel in die Höhe steht. Ob trägt sie auch einen Schier, entweder als Kopfputz, oder hinter ihr herfliegend, welcher mit Sternen besetzt ist. Auf einer Gemme aus der Steinlichen Sammlung steht man sie in ruhiger Majestät auf einem Throne sitzend, an dessen Rücken in beiden Seiten Sonne und Mond, und über ihrem Haupte die sieben Planeten gebildet sind, um sie als Herrscherin des Himmels zu charakterisiren. Auf Gemmen findet man auch die Juno mit dem Besitze an Laoc abgebildet, um den Charakter der Weisheit des zu besser auszubilden. Davon sind d  
 tord von den Ägypten anderer Göttheit waren die Abbildungen von der Juno selbst in der Zeit des edelsten Epös der einzige vollendet große und berühmte Junonen auf geschalteten Steinen sind Verlobte der römischen Lotter, und stess Junonen vor. Bei den Römern hatte: ben Griechen. Sie nannten sie: Juno trona (quod nubentibus praesidet); bur doroi); Moneta (a m-mondo), e  
 bedeu aus ihrem Tempel eine Stimme erscholl, welche da rief, daß man ihr ein prächtiges Schweln zum Schloßpre bringen sollte. Sie hatte in Rom mehrere Tempel, unter andern im vierten, fünften, sechsten, achten, neunten, elften und vierzehnten Quartiere (Region). Alle ersten Tage der Monate und der ganze Julius waren ihr heilig.

**Junta**, wörtlich eine Vereinigung, nennt man in Spanien ein hohes Collegium für Staatsachen. Vor der Revolution hatten jedoch nur zwei obere Stellen diesen Namen, nämlich der königliche Handels-Rath und Berathsrath (Real Junta a General de Comercio, Moneda, Minas y Depositiones de Estrangeros) und die Tabakregie, Direction (Real Junta del Tabaco). Als Napoleon im Jahr 1808 von den spanischen Bourbonen die Abtretung ihrer Rechte erzwungen hatte, berief er nach Bayonne eine Versammlung der Cortes Spaniens, unter dem Namen einer Junta. In den ältern Zeiten Spaniens, wo die Reichstände noch berufen wurden, hatte man ihre Versammlung nicht so, sondern Cortes genannt, Napoleon wählte aber jenen Ausdruck, weil er die Couidie der geistlichen Umformung Spaniens nur durch einen weitausgehenderen Ausdehnung zu spielen für gut fand. Die Junta von Bayonne sollte aus hundert und fünfzig Mitgliedern bestehen, nämlich zwei Erzbischöfen, sechs Bischöfen, sechs Domherren, zwanzig Pfarrern aus dem Sprengel von Toledo, und sechs Ordens-Generälen, vom geistlichen Stande; vom weltlichen wurden berufen sechs Marquis von Spanien, zwölf Titulos von Kastilien, zwei Abgeordnete für Navarra, einer für Biscaya, einer für Andalusien, einer für Alava, einer für die canarischen Inseln, einer für Biscaya, vier für den Rath (Consejo) von Kastilien, zwei für den Rath von Indien, zwei für den Arcegraf, einer für den Rath des Ordens, einer für den Rath de Ayudas, einer für die Inquisition, einer für die Marine, acht für die Landarmee, drei Doctoren für die Universität Salamanca, Valladolid und Alcalá de Henares, die übrigen für die Kaufleute von Cadix, Barcellona, Coruna, Bilbao, Valencia, Malaga, Sevilla, Alicante, Burgos, St. Sebastian, Santander, für die Bank von

nd des Jungs  
 . Uebriqend  
 häufig; drun  
 liehen frine  
 Die meisten  
 stern aus der  
 stieren als  
 offer, wie bel  
 rounba Ma  
 m nascanti  
 ndren Erde

St. Carlos, die Compagnie der Philippinen und die fünf größern Brevidos von Madrid, für die amerikantischen Provinzen. Aber statt hundert und fünfzig erschienen nicht mehr als ein und neunzig Abgeordnete, und diese ohne hinlängliche Vollmachten, welches aber den Wiedergebärer von Spanien wenig irrte. Die Junta ward den 15. Juni 1808 eröffnet, und nahm mit großem Beifall die neue Constitution an. Von ihr s. den Art. Spanien. Wir bemerken hier nur, daß unter den Staatsgewalten, die sie festsetzte, auch eine Reichsversammlung von ebenfalls hundert und fünfzig Mitgliedern war, die, unter dem Namen Cortes oder Junta, aus drei Collegien bestehen sollte, und darunter das erste aus fünf und zwanzig Erzbischöffen und Bischöffen, das zweite aus fünf und zwanzig Grandes, das dritte aus vierzig Deputirten der Provinzen, dreißig Abgeordneten von Städten, funfzehn vom Handelsstand und funfzehn von den Universitäten. (Die Handelskammern, die an jedem Handelsplatze errichtet werden sollten, wurden auch Juntas de Comercio genannt.) — Bald trat nun in Madrid, das König Joseph Bonaparte, am 20. Juli daselbst eingerückt, bereits am 1. August wieder verlassen müssen, auch von Seiten der Insurrection und zu ihrer obersten Leitung eine Junta zusammen. Sie bestand zuerst unter dem Vorrath des Grafen von Florida Blanca, aus folgenden Mitgliedern: für Arragonien Don Francisco Vassalor und Don Lorenzo Calve; für Asturien Don Melchior de Jovellanos und der Marquis de Campo Segrado; für Alt-Castilien Don Lorenzo de Quintan und Don Miguel Baldes; für Catalonien der Marquis de Bisfel und der Graf von Sabozona; für Cordova der Marquis de la Pareda und Don Juan de Dios Rabe; für Estremadura Don Martin de Garop und Don Felix de Ovalla; für Grenada Don Rodrigo Requellude und Don Luis Gines y Solido; für Jaen Don Sebastiano de Locano und Don Paula Castanedo; für Murcia der Graf von Florida Blanca (Präsident) und der Marquis de Villar; für Sevilla der Erzbischoff von Leobicea und der Graf von Tille; für Toledo Don Pedro de Vintero und Don Garcia de la Torre; für Valencia der Graf von Contamina und der Prinz de Pio; für die Balearischen Inseln Thomas de Bizt und Don Jose de Tajares. Nachher wurde die Zahl ihrer Mitglieder auf 44 bestimmt. Die Fortschritte der Franzosen im Spätherbst verschreckten diese Junta nach Sevilla, von wo sie nach Cadix flüchten mußte. Aus diesem Schlupfwinkel hervorzukommen, machten erst nach fünf Jahren Wellingtons Siege ihr möglich. Außer dieser Central-Junta war in jeder der einzelnen, von den Franzosen nicht unterjochten Provinzen eine Provinzial-Junta, die jener untergeordnet seyn sollte. Aber viele dieser Juntas verweigerten der Central-Junta den Gehorsam. Auch erfüllte diese, besonders wegen Uneinigkeit unter ihren Mitgliedern, nur schlecht die Erwartungen der Nation; ihr Mangel an Einsicht und Energie schadete der guten Sache sehr und erleichterte den Franzosen lange das Spiel. (S. Spanien.)

**Jupiter**, bei den Griechen **Zeus**, war ein Sohn des Saturn und der Rhea, und Bruder der Rhea, Ceres, Juno, des Neptun und Pluto. Nach den verschiedenen Zeiten Griechenlands verband man mit Jupiter auch verschiedene Begriffe, die man folgendergestalt entwickelt. Die Pelasger verehrten ihn von den ältesten Zeiten an als das Symbol der Natur, und von da schreibt sich noch sein Orakel zu Dodona her, so wie er auch aus diesem Grunde der dodonische pelasgische König heißt. In der orphischen Religion war Jupiter ein physisches Symbol und bedeutete die obere Luft, den Aether, und in diesem Begriffe war Juno das Symbol der untern Luft, mit ihm als Schwester und Gemahlin verbunden. Hieran

erklärt man folgende homerische Fabeln als symbolisch: Juno, Neptun und Apollo wollten den Jupiter binden; aber Thetis rief den hundertarmigen Briareus ihm zu Hülfe. Dieser hintertrieb durch seine bloße Gegenwart den Anschlag der Götter. In diese Fabel hüllten die Dichter ein physisches Phänomen, welches auf die obere Luft, das Wasser und den niedern Dunstkreis Bezug hatte. Es war also ein Streit der Elemente, in welchem der Aether von den übrigen Elementen beinahe wäre überwältigt worden, wenn er nicht noch durch seine Kraft (Briareus) gestützt hätte. Eben so symbolisch ist auch die Fabel zu erklären, nach welcher Jupiter sich einst vermaß, eine Linie vom Himmel herabzulassen, woran sich alle Götter hängen und doch nicht im Stande seyn sollten, ihn herunter zu ziehen; er aber wolle sie alle, nebst Erde und Meere, zu sich heraufziehen und dann die Schnur um den Gipfel des Olymps schlingen, so, daß sie sämmtlich in den Wolken schweben sollten. Der Sinn dieser Fabel ist: alles vereinte Streben der niedern Elemente ist nicht im Stande, den Aether aus seinem obern Sitze herunter zu ziehen. Aus Jupiter, dem Symbole des Aethers, ward dann in der Folge die Dichtervorstellung vom Jupiter als Beherrscher des Aethers u. des obern Lustraums. In diesem Sinne werden dem Jupiter folgende auf die Phänomene der Luft sich beziehende Beinwörter beigelegt: der sich am Blitze Vergnügende; der Wolkenjammer; der Hochsitzende; der Weitsehende; der Hochdonnernde; der Wolkenrüber. Ferner kommt auch schon im Homer Jupiter als ein philosophischer Begriff vor: denn an mehreren Stellen nennt dieser ihn den Vater der Götter und der Menschen, ob aber in dem Sinne eines höchsten Wesens und Welterschöpfers, daran dürfte noch gezweifelt werden. Wahrscheinlich ist dieß bloß der Dichterbegriff, nach welchem nämlich alle Götter von Jupiter abstammen. Der reine Begriff eines höchsten Wesens entstand erst später bei den Griechen. Mehr gehdrt hierher der philosophische Begriff des Jupiter Herkeios, der ein Führer und Schützer des Hauses, der Familie und ihres Eigenthums, auch wohl eines ganzen Volks, eines gewissen Districts ist, also nur eine bloße locale Gottheit, keinesweges aber das allgegenwärtige, alles schützende höchste Wesen. Er ist ferner Regierer und Lenker der menschlichen Schicksale und hält in seiner Hand eine Waage, womit er jedermann Gutes und Böses zuwägt. Auch stehen in seinem Pallast zwei Urnen: in der einen ist das Böse, in der andern das Gute. Bald giebt er den Sterblichen von beiden gemischt, bald ihnen aus jeder allein. Nichts destoweniger ist er selbst wie der dem Schicksale, einem unbekanntem, in Dunkel sich hüllenden Wesen unterworfen; er kann zwar Alles, was er will, und seine Macht ist uneingeschränkt, doch ist er auch hierbei jenem Schicksale unterworfen. Er ist der weiseste aller Götter und Menschen; Minerva sitzt stets zu seiner Seite; er faßt seine Entschlüsse, ohne Anderer Beihülfe, und wem et sie nicht offenbart, dem bleiben sie unerforschlich. Mit seinem Rathe steht er den Menschen bei, weswegen er auch der Ertheller wohl überlegten Rathes heißt. Er ist wahrhaftig, seine Versprechungen sind unwiderruflich und untrüglich; er ist allwissend und kennt alle Schicksale der Menschen; er hört die Eide der Sterblichen, die sie bei ihm schwören, und rächt den Meineid aufs strengste. Jede Ungerechtigkeit und Härte ist ihm verhaßt. Wer den um Vergebung bittenden Beleidiger (Hiletär) nicht aufnimmt und ihm nicht vergiebt, den strafft der Jupiter Hiletásios. Er ist gütig und liebreich und will, daß die Menschen eben so einander begegnen sollen. Daher heißt er auch Jupiter Xenios, der Schützer der Fremdlinge. Diese philosophischen Ideen vom Jupiter, die man, obgleich noch auf Ju-

Jupiter als Localgöttheit, nicht als höchstes Wesen, eingeschränkt, schon bei Homer und den Dichtern seines Zeitalters findet, wurden nun in der Folge immer mehr vervollkommnet, je nachdem die Cultur der Griechen überhaupt, oder eines griechischen Volks insbesondere zunahm und eine reinere Philosophie sich zu verbreiten begann. Dieselben Ideen trug man nun auch auf Jupiter als ein historisches Wesen über, das zu Creta gehörte. Hier ward er auf dem Berge Lycros geboren und erzogen; denn ein Orakel des Uranus und der Gaea hatte der Rhea den Rath ertheilt, ihren Sohn auf jenem Berge zur Welt zu bringen, damit er nicht vom Kronos verschlungen werden möge. Doch soll auch Jupiter zu Messene, Theben, Menos in Aetolien, Megä in Achaja, auf dem Berge Ida, auf dem Berge Dicte in Creta, auf dem Berge Lycäus in Arcadien, wo die Höhle gezeigt wurde, in welcher seine Mutter mit ihm niederkam, geboren seyn. So verschieden die Orter seiner Geburt angegeben werden, eben so verschieden sind auch die Nachrichten von dem Orte seiner Erziehung. Nach Homer erzog ihn die Gaea und verbarg ihn während der Nacht in einer Höhle des waldigen Gebirges Argäus; Trauben brachte ihm Ambrosia. Die Arcadier ließen ihn durch die Nymphen Chisoa, Meda und Hagno, die Messenier durch die Meda und Irthome erziehen, welche ihn von den Cureten erhielten und ihn in dem Brunnen Klesydra badeten. Nach einer andern Erzählung soll die Mutter das Kind den Cureten übergeben haben, welche letztere es durch die Nymphen Ida und Adrastea wachen ließen, und durch das Zusammenschlagen ihrer Schilder beständig ein solches Geräusch machten, daß Kronos das Kind nicht schreien hören konnte. Statt des Jupiter verschluckte dieser darauf einen in Ziegenfell gewickelten und mit Honig bestrichenen Stein. Wieder nach andern Erzählungen waren die Töchter des cretischen Königs Melissus, Amalthea und Melissa, seine Erzieherinnen, welche ihn mit der Milch einer Ziege, Amalthea, nährten, deren Horn Jupiter in das Fruchthorn verwandelte. Er wuchs sehr schnell heran und in einem Jahre war er schon im Stande, auf die Ausführung eines Plans, den die Mutter gegen seinen Vater entworfen hatte, bedacht zu seyn. Von der Metis bekam Jupiter ein Brechmittel, welches er dem Kronos eingab. Dies that eine so gute Wirkung, daß er alle seine bis dahin verschluckten Kinder wieder von sich gab, auch den zuletzt verschluckten Stein, welchen Jupiter zum Andenken bei Pytho, am Fuße des Parnassus, niederlegte. Nun schritt er zur Entthronung seines Vaters. Die ältesten Söhne des Uranus und der Gaea, die Centimanen und Cyclophen, waren in dem Tartarus hart gefesselt, und das Ungeheuer Campe bewachte den Eingang desselben. Dieses tödtete Jupiter auf den Rath der Gaea, und befreite die Gefangenen. Aus Dankbarkeit bewaffneten diese den Jupiter mit dem Blitze, der bis dahin in der Erde verborgen gelegen hatte, den Neptun mit dem Dreizack und den Pluto mit dem unsichtbar machenden Helme. Nun entthronte er seinen Vater, den er mit demselben Messer entmannte, mit welchem dieser einst den Uranus entmannt hatte. Die Titanen waren mit der Regierungsveränderung nicht zufrieden, und so entstand ein zehnjähriger Krieg zwischen den Titanen auf der einen und den Kroniden und Centimanen auf der andern Seite. Der Schauplatz des Kampfs waren die Berge Olympus und Othros. Von diesem sochten die Titanen, von jenem die neuen Götter herab. Endlich siegten die letztern, und die Titanen wurden in den Tartarus gestürzt. Nun war Jupiter im völligen Besitze der Oberherrschaft, und theilte durchs Loos das väterliche Reich mit seinen Brüdern, so daß er selbst den Himmel und die Erde, Neptun das Wasserreich und Pluto die Unterwelt zu seinem

Antheil erhielt. Aber noch war die neue Herrschaft nicht hinlänglich begründet. Andere fürchtbare Ungeheuer erhoben sich gegen die neuen Götter und drohten ihnen den Untergang. Gaa zürnte, daß ihre Kinder, die Titanen, in den Finsternissen des Tartarus gefangen gehalten wurden, und brachte die fürchtbaren Giganten hervor, welche sich gegen die neuen Götter empörten. Aber sie wurden endlich mit Hilfe des Hercules besiegt. Nun gebar Gaa, noch immer zürnend, von dem Tartarus den Typhus (Typhaon, Typhon), das fürchtbarste aller Ungeheuer, das Jupiter nur mit vieler Mühe sich zu unterwerfen vermochte. Nach Einigen verfolgte Jupiter den Typhus mit dem Blitze und mit seiner Sichel, bis sie am Berge Cassius mit einander zu streiten begannen. Typhus umwickelte den Jupiter mit seinen Schlangenschwänzen, stürzte ihn zu Boden und schnitt ihm mit jener Sichel die Sehnen an den Händen und Füßen ab, schleppte ihn dann in die corcyrische Höhle und stellte einen Drachen als Wächter vor dieselbe. Aber Merkur und Aegyptan (ein Sohn des Jupiter und der Aegy, Pans Gemahlin, oder ein Mitbruder des Jupiter) befreieten ihn heimlich aus derselben, hielten ihn und setzten ihn auf einen geflügelten Wagen, von welchem er auf den Typhus seine Blitze herabschleuderte. Bei Nisa fiel das erste Gefecht, und am Hamus das zweite vor; endlich siegte Jupiter und bedeckte das fast verblutete Ungeheuer mit dem Aetna, oder mit der Insel Pithecusa. Nun besand sich endlich Jupiter im ruhigen Besitze der Oberherrschaft, welche ihm von den Göttern feierlich übertragen wurde, wofür er jedem unter ihnen eine Belohnung erteilte. Von nun an war Jupiter ein König der Götter, ein Begriff, der in den Zeiten entstanden seyn muß, wo Griechenland noch hinter kleine Könige hatte. So wie diese oft einen allgemeinen König oder Anführer unter sich wählten, der den Vorrang hatte, wie, zum Beispiele, Agamemnon im trojanischen Kriege, so machten es auch, den Erzählungen der Dichter zufolge, die Götter. Sie wählten den Jupiter zu ihrem Könige und Anführer, und daher hatte er das Recht, die Götter bei wichtigen Angelegenheiten in seinen Pallast zu berufen. So hielt er eine Versammlung mit denselben im Titanenkriege, und versprach ihnen, sie sämtlich nicht nur in allen ihren Würden zu bestätigen, auch diejenigen, welche unter Saturn abgesetzt worden waren, wieder einzusetzen, sondern er verließ ihnen auch große Belohnungen, wenn sie ihm mit Schutz und Hilfe beistehen würden. Im trojanischen Kriege untersagte er den versammelten Göttern, an demselben fernerhin Theil zu nehmen, bei Strafe, den Uebertreter dieses Verbots mit seinem Blitze zu treffen, oder ihn in den Tartarus zu schleudern. Der ganze König Jupiter ist von Homer nach dem Begriffe der damaligen griechischen Könige geformt, so wie überhaupt der ganze Charakter desselben nach den Sitten der alten Helden Griechenlands, welche roh, wild und von starken Leidenschaften waren, geschildert ist. Uebrigens wird ihm sogar eine Geißel zugeschrieben, womit er als König züchtet. Diese Vorstellung war von den Aegyptern entlehnt, bei denen die Geißel ein Bild der königlichen Hoheit war. Wir kommen nun auf die Thaten Jupiters und auf die Leidenschaften desselben. Als Regent der Erde hatte er vorzüglich sein Augenmerk auf das Menschengeschlecht gerichtet, welches er, weil es verderbt und lasterhaft war, von Grund aus vertilgte und aus Bäumen ein anderes und besseres schuf. Den Prometheus, der das Feuer gestohlen hatte, um es den Menschen zu geben, ließ er durch den Vulkan an den colchischen Caucasus schmieden und seine Leber von einem Geier verzehren. Den Aesculap erschlug er mit seinem Blitze, weil er durch seine Heilkunde das Reich des Pluto entvölkert hatte.



hatte; und da Phobus, um seinen Sohn zu rächen, die Cyclopen tödtete, welche den Blitz geschmiedet hatten, verbannte er ihn eine Zeitlang aus dem Himmel und verließ ihn auf die Erde. So strafe rächte er jedq Verleumdung seiner Majestät. Aus demselben Grunde tödtete er auch den König Calmonus, der den Donner nachahmte; den Ibas, welcher den Pollux erschlagen wollte, und den Capaneus, welcher zuerst Liebens Wauern erstieg; ferner die Cureten, weil sie, von der Juno verführt, den jungen Epaphus verdarben, und den schottischen Flügelt Niopus, der seine Tochter, die Jupiter entführt hatte, wieder zurückverlangte. Auch jag er durch die Welt, strafte die Bösen und belohnte die Guten. Seine besündigen Diener waren die Horen und Merten; sein und der übrigen Götter Wandwagen, Ganymedes, vorher die Hebe. Seine Wohnung ist auf dem Olomp, wo er seinen Pallast hat. Themis oder Dice sitzt neben ihm auf dem Throne. Seine erste Gattin war Metis, eine Tochter des Oceanus, und die stazte unter allen Götterinnen. Als aber Uranus und Gaia ihm verklagten, daß sie ihm ein Kind gebären würde, welches ihm seine Herrschaft rauben sollte, so verschlang er sie, als sie schwanger war, und gebor darauf aus seinem Haupte die Minerva. Seine zweite Gemahlin war Themis, eine Tochter des Uranus und der Gaia, mit welcher er die Fyren und Parzen erzeugte; seine dritte und bekannteste die Juno, Außerdem hatte er unter Götterinnen und sterblichen Mädchen eine große Anzahl von Geliebten. Unter den Götterinnen lebte er die Dione, eine Tochter des Lethers und der Gaia, und so ferner die Demosyne, des Uranus und der Dione, welche er neun Kinde

ine Schwester, welche Dione, des Oceanus und Dione, Tochter des Titanus, Welt größer Kindern gebären: die Danae, Tochter des Dione; mit der er den Argus, Tochter des Atlas; Perseus, Mutter des Lacedaemon

des Darbauns; ferner die Ermele, Tochter des Cadmus Bacchus; Europa, Tochter des Phobus oder Agenor und er, Mutter des Minos, Sarpedon und Rhodomanth; Menestes, oder Ryciens, oder Zebus Tochter, oder eine Nymphe Argos; Io, des Junos, oder Argus Penoptes, oder Mutter des Epaphus; Leba, Tochter des atollischen Iher Glaucus, Mutter der Pyrene und des Polux vom Jupiter des Flügelt Niopus und Mutter des Neacus; er des Ryciens und Mutter des Amphion und Zetubus; er Demetrius und Mutter des kleinen Titus; Metis Tochter des Vulcan, die er nach der Amertung in Sicily verbar, wo sie mit den Pollicis niederkam; die Ermele, und Mutter der Britomartis; Hybris, eine Nymphe Pan; Dia, Tochter des Cernens oder Pessionens, Mutter; Protogenta, Tochter Democleus, Mutter des Cynus Die letzte seiner Geliebten war die schöne Nieme, die Iphigene. Auch nennt man die Nymphen als Tochter des

Jupiter; so wie er ferner durch die Entführung des schönen Knaben Ganymedes dem Orischen das erste Beispiel der Väterthat gab. Jupiter

hatte mehrere Orakel in Griechenland, nämlich eins zu Dodona, eins zu Olympia, welches aber bald aufhörte, und eins in der heiligen Grotte auf dem Berge Ida in Creta. Sein vorzüglichster Tempel in Griechenland war der zu Olympia oder Pisa. Außerdem wurde er noch besonders verehrt zu Dodona in Epirus, auf dem Berge Casius in Aegypten, in der Stadt Nemea in Argolis, auf dem Berge Apesas in Nemea, am Aetna in

vielen vortreflichen Jupiters, Köpfen auf Gemmen noch die Hauptzüge desselben übrig geblieben. Auf einer Gemme des Stoischen Cabinets bewundert man besonders den hohen, mit himmlischer Milde gepaarten Ernst, der über sein ganzes Gesicht verbreitet ist, und den schönen, nicht in krausen Locken der Jugend, sondern in den sanften Schwingungen des reifen männlichen Alters herunterfallenden Haarwuchs, der am treffendsten sich mit der Mähne des Löwen, des Königs der Thiere, vergleichen läßt. Auf einer andern Gemme thront Jupiter als König des Himmels und der Erde, auf einem Lehnstuhle. Mond und Sterne um ihn her, den Erdball in der Rechten, das Scepter in der Linken, und ein Diadem um sein Haupt bezeichnen ihn deutlich als den höchsten Herrscher. Der Untertheil des Leibes ist bekleidet; der Adler zu seinen Füßen blickt zu ihm hinauf, seine Befehle erwartend. Wenn Jupiter steht, so ist er meistens ganz nackt, weil er dann im Handeln begriffen ist, wobei ihm die Kleidung nur hinderlich seyn würde. Gewöhnlich opferte man ihm Stiere und Adler; Eichen und Buchen waren ihm besonders heilig. Im zweiten Monate jedes fünften Jahrs wurden ihm die olympischen Spiele gefeiert. Außer der homerischen und orphischen Hymne auf den Jupiter, haben wir noch eine von Kallimachus und Kleantes. Noch merken wir an, daß die Alten mehrere Jupiter unterschieden, Varro giebt deren dreihundert und Cicero drei als die vornehmsten an: den Sohn des Aether, den Sohn des Cötus und den Sohn des Saturn. In dem letzten wurde endlich die Geschlechter aller Jupiter vereinigt.

Jupiter, s. Planeten.

Jura, ein großes Gebirge, ist die nördliche Fortsetzung der aus Savoyen emporsteigenden Alpen, und erhält da, wo die Rhone das Gebirge durchbricht, den Namen Jura. Aber auch durch die niedrigeren Berge des Cantons Waadt steht es mit den hohen berner Alpen in Verbindung. Der Jura zieht sich in mehreren langgestreckten Reihen zwischen den französischen oder Schweizergränzen gegen Norden, theilt sich endlich im vormaligen französischen Canton des Oberrhein, läuft mit dem östlichen

Der Freiheitsfinn gieng in dem ersten Lande noch weiter und erfand, um des Unheils willen, das schon durch bloße Anklagen verursacht werden kann, die sogenannte große Jury, ebenfalls geschworene Volksrepräsentanten, welche über die Zulässigkeit einer Anklage zu urtheilen haben und ob in Gemäßheit ihrer mit der Criminaluntersuchung gegen jemanden zu verfahren sey. Ihr Ebenbild bestand in Frankreich bis 1809 unter dem Namen jury d'accusation. An diesen wesentlichen Charakter eines Geschwornengerichtes knüpfen sich mehrere zu seiner Vervollkommnung nöthige Bestimmungen. a) Es müssen nicht nur Bürger über Bürger zu Gericht sitzen, sondern es muß auch die möglichste Standesgleichheit unter den Richtern und den zu Richtenden beobachtet werden, damit nicht verschiedenes Standesinteresse zu Ungerechtigkeiten und Parteilichkeiten Veranlassung gebe. In England, wo alle Stände vor dem Gesetz gleich sind, und man keine besondern Vorrechte des Standes oder der Geburt kennt, haben alle Adelige, welche nicht zu den Pairs des Reichs gehören (denn diese als unmittelbar integrierender Theil der Verfassung, als Mitglied zwischen König und Volk haben ihres Gleichen, und demnach ihr Geschwornengericht nur in dem Oberhause); ferner die Kinder und Brüder dieser Pairs und alle nur betitelte Lords eine und dieselbe bürgerliche Jury mit den gemeinen Bürgern. In den alten deutschen Gerichten, welche dem Wesentlichen nach Geschwornengerichte waren, wurde die Ebenhärtigkeit des Richters mit den zu Richtenden auf das strengste beobachtet; jedoch nicht sowohl weil kein Niederer von einem Höhern, sondern umgekehrt, weil kein Höherer von einem Niedern gerichtet werden durfte. b) Die Geschwornen können nicht wohl anders als von einem öffentlichen Beamten, in England von dem Scherif, gewählt werden. Jede mögliche Gefahr zu vermeiden bleibt dem Angeklagten das Recht einen Theil der Gewählten zu verwerfen. Gleiches Recht ist auch dem Ankläger verstatet. Demnach können in England von jenem 20 und beim Verbrechen des Hochverraths 35 verworfen werden, während der Ankläger im Namen des Königs keinen einzigen ohne namentliche Ursache verwerfen darf. c) Das Geschwornengericht, das in den meisten Fällen nur aus Ungelehrten des Volkes bestehen kann, darf an keine gesetzliche Beweisweise gebunden werden, und eben deswegen kann man seine Aussprüche keiner Revision, am wenigsten einer bestimmten höhern Behörde unterwerfen. In England hat man auch für Civilsachen eine Jury. Weil in Civilsachen die Bestimmung der factischen Umstände meistens schon von juristischen Fragen abhängt, so ist hier eine Beweisweise vorgeschrieben. Allerdings ein offener Widerspruch. Hier bleibt den Gewählten nichts übrig, als in allem den Ansichten und dem Vortrage des vorstehenden Rechtsgelehrten zu folgen. d) Alle bei der Criminaluntersuchung nöthige Handlungen, Verhöre u. s. w. sind vor den Augen der Geschwornen zu bewerkstelligen. Ihre Erkenntnis auf ein Protokoll, auf Acten oder den Vortrag eines Beamten zu verweisen, würde an sich Schwierigkeiten haben, auf alle Fälle aber einer durch äußere Einflüsse zu bestimmenden Willkür des protocollirenden oder des Beamten Raum lassen und hiermit der wesentliche Zweck des Geschwornengerichts vernichtet werden. Mit der französischen Verfassung wurde auch das Geschwornengericht immer weiter auf dem Continent verbreitet und erregte den größten Antheil, bei vielen eifrigste Bewunderung. Es ist aber von Feuerbach in seiner klassischen Schrift über diesen Gegenstand, Landshut 1813, bewiesen worden, daß, in politischer Hinsicht betrachtet, das Geschwornengericht nur in der

stimmten Verfassungen einen Werth haben kann, worüber man dessen Mängel, in so fern es bloß von dem Gesichtspunkt der Criminalgerichtsbarkeit aus betrachtet wird, vergessen mag. Da es darauf ankam, das Beste zu sagen, so blieb nichts übrig, als die Ideen dieser vortrefflichen Schrift kürzlich zu wiederholen, bisweilen sogar wörtlich, und den weiseren Belehrung Suchenden auf diese Schrift zu verweisen. Politische Rücksichten machen das Geschwornengericht durchaus nothwendig in Demokratien. Einem einzelnen Magistrat oder einer bestehenden Behörde anvertraut, würde die Criminalgewalt den unmittelbaren Weg zur Alleinherrschaft oder Aristokratie bahnen. Eben so unentbehrlich ist dasselbe einer gemischten Verfassung wie der englischen. Denn diese würde entweder zur reinen Monarchie, Demokratie oder Aristokratie werden, wenn man das ungeheure Uebergewicht der Strafgewalt allein dem Monarchen oder einer der ihm entgegenwirkenden und ihn beschränkenden Kräfte, dem Volke oder dem die National souveränität repräsentirenden Körper übertragen wollte. Gar sehr fürchten daher auch die Engländer, diese Verfassung möge dereinst sich in eine reine Monarchie auflösen, seitdem es der Regierung gelungen ist, mehrere Modificationen und Beschränkungen der Geschwornengerichte zu machen. Das gegen leuchtet ein, daß in einer Verfassung, wo der Monarch unumschränkter nur an seine eigenen Gesetze gebundener Herr ist, jener politische Vorzug einer Jury hinwegfalle. Hier kann keine Verfassung, aber auch keine persönliche Freiheit der einzelnen von dem Geschwornengerichte verttheidigt werden, da der Regent dieses jeden Augenblick aufheben oder doch in besondern Fällen willkürlich durch Specialcommissionen unwirksam machen kann. Das lebende Beispiel hierzu ist Frankreich in den letzten Zeiten. Uebrigens scheint die Schule eines Geschwornengerichts bei einer rein monarchischen und schon durch längere Dauer begründeten Monarchie nicht nur nichtig, sondern auch um so entbehrlicher, da hier der Regent nichts mehr durch Ungerechtigkeit gewinnen, wohl aber alles zu verlieren befürchten muß. In wie fern entspricht aber ein Geschwornengericht den Anforderungen, welche man an die Criminalgerichtsbarkeit macht? In wie weit ist ein zuverlässiges wahres Erkenntniß über das Schuldig oder Unschuldig von ihr zu erwarten? Daß die englische Jury durchaus den Verbrecher begünstigt, beweise im allgemeinen noch nichts gegen dieses Institut, welches einmal bei den Engländern einen außerordentlich populären Charakter angenommen hat. 1) „Die Erhebung des subjectiven Fürwahrhaltens zum Princip der Wahrheit selbst, die Gleichgültigkeit des Gesetzgebers für die objectiven Glieder der richterlichen Ueberzeugung, für die Reinheit oder Unlauterkeit ihres Ursprungs, räumt dem Irrthum, dem alle Wege offen gelassen sind, einen vollkommen freien Spielraum und sogar die Würde und Kraft der Wahrheit selber ein.“ Kann man dem Geschwornen, welcher nur in dem Kreise gewöhnlichen Verkehrs sich zu bewegen gewohnt ist, und auch nur in und für diesen seine Fähigkeiten gebildet hat, Scharfblick genug zutrauen, um die verwickeltesten Verhältnisse, die so oft bei Criminaluntersuchungen vorkommen, zu durchschauen, um kaltblütig weder die Abneigung noch Zuneigung den Ausschlag geben zu lassen? Diesem Uebel mittelst ständiger Geschwornen, welche durch Übung sich zu Criminaluntersuchungen bilden könnten, abhelfen wollen, hiesse den Begriff des Geschwornengerichts vernichten. Hierzu kommt, daß bei der mündlichen Verhandlung vor den Geschwornen alles vollkommene Wirksamkeit erhält, was die Ueberzeugung durch Trugschlüsse und Erregung

von Affecten überleiten und irreleiten kann, und, was nur bei Beurtheilung des Richters aus geschriebenen Protocollen möglich ist, die verschiedenen, oft unendlich zahlreichen Vertheidigungs- und Beschuldigungsmomente, auf keine Weise vergleichend gegenüber gestellt und gegen einander abgewogen werden können. Allemal muß bei einem Geschwornengericht der letzte Eindruck der entscheidende seyn. Die Informatio, womit nach beendigten Debatten der dem Gerichte vorstehende rechtsgelehrte Richter die Berathung der Geschwornen zu leiten und ihrem unangelehrten Urtheile zu Hülfe zu kommen sucht, hilft diesem und den unten bemerkten Mängeln auf eine sehr inconsequente Weise ab. Hierdurch wird dieser in den allermeisten Fällen zum Herrn des Urtheils. Aus seinen strengern oder mildern Gesinnungen kann man in England in der Regel mit solcher Sicherheit dem Ausspruche der Geschwornen entgegen sehn. Viele Verbrecher ergreifen die Flucht, wenn ein Großrichter von bekannt strengem Charakter zur nächsten Sitzung in die Grafschaft kömmt, und kehren zurück, wenn sie bei den milderen Gesinnungen eines andern eine günstigere Entscheidung erwarten dürfen. 2) Die Erfahrung bestätigt es und es liegt in der Natur der Sache, daß die Geschwornen in der Regel Anstand nehmen, selbst ihrer Ueberzeugung entgegen, das Schuldig da auszusprechen, wo von einem der öffentlichen Meinung nach strenger als billig verpöntem Gesez die Rede ist. Der gemeinen Ansicht wird es hier unendlich schwer, das factische von den rechtlichen Folgen zu trennen. Dieser Nachtheil zeigt sich besonders in England, ja er wird hier, wo die Criminalgesetzgebung nicht mit der Zeit fortgerückt ist und z. B. ein ganz geringer Diebstahl mit dem Strange bestraft wird, gewissermaßen nöthig. 3) Die Frage über Schuldig oder Nichtschuldig ist keine rein factische, sondern auch eine juridische, und setzt also allemal criminalrechtliche Kenntnisse voraus. Sagen zu können, ob jemand einen gewaltsamen Diebstahl begangen habe, muß ich erstlich wissen, ob er dasjenige an sich gethan, was der Ankläger behauptet, daß er gethan habe, und sodann, ob diese Handlung jene Kennzeichen habe, welche die Geseze von einem gewaltsamen Diebstahl verlangen. Wollte man aber, diesem Uebelstande abzuhelfen, die Jury auf Beantwortung des bloß rein factischen Punktes der Frage über das Schuldig beschränken, so würde man ihren Zweck völlig vernichten, und der Behörde, welcher die Entscheidung des juridischen Punktes überlassen blieb, die größte Willkühr freigegeben, indem diese jede Handlung zu jedem ihr beliebigen Verbrechen machen könnte. In England hat man den nur zu unsichern Ausweg eingeschlagen, daß, wenn die Geschwornen die Anklage in juridischer Hinsicht nur zum Theil gegründet finden, (der Ankläger muß das von ihm verfolgte Verbrechen bei Vermeidung der Nullität seines Verfahrens ganz bestimmt nennen) und darin ein kleineres als das angeschuldigte Verbrechen erkennen, ein zusammengesetztes, theils lossprechendes, theils verurtheilendes Edict (Urtheil) geben dürfen, z. B. schuldig des Todschlags nicht aber des Mordes. Sind die Geschwornen über das rein factische einig, sie können jedoch ihre Zweifel über dessen juridische Beschaffenheit nicht lösen; so haben sie die Entscheidung dem Vorsizer zu überlassen. Werden aber die Geschwornen ihrer Einsicht nicht mehr als billig vertrauen? Wird hierdurch nicht der Vorsizer unumschränkter Richter? Man könnte geneigt seyn, mindestens darin einen entschiedenen Vorzug der Geschwornengerichte zu finden, daß der Beschuldigte von Richtern gerichtet wird, welche seines Gleichen sind, und von welchen, scheint es, er eben deswe-

gen ein gerechteres, seine individuelle Lage mehr berücksichtigendes, Urtheil erwarten kann, als von andern. Allein erstlich muß jene ärmste und verächtlichste Klasse des Volkes, welche vor allen andern die criminalproceßualischen Annalen füllt, um seiner Stumpfheit und seines Mangels an jedem öffentlichen Interesse von der Jury ausgeschlossen bleiben, und also ist jene Gleichheit in den meisten Fällen vernichtet. So muß in England, wer Geschworne werden will, ein bestimmtes Einkommen haben; dasselbe wird in Frankreich beobachtet, wo auch noch besondere vorzüglichere Eigenschaften des Standes berücksichtigt werden. Sodann macht aber nicht bloß der Stand die wichtigste Ungleichheit, sondern allemal muß bei den unendlichen Abstufungen und Verschiedenheiten des Vermögens, der Erziehung, der Meinungen und unzähliger äußerer Verhältnisse in der menschlichen Gesellschaft, wohl allemal statt vollendeter Gleichheit die größte Ungleichheit zwischen den Richtern und Angeklagten Statt finden. — Die mannichfaltigen Mittel, wodurch man in Frankreich den Gebrechen der Jury abzuhelfen gesucht hat, (man konnte hier, wo sie als politisches Institut gleichgültig war, willkürlich an ihrem Wesen ändern) und welche dennoch keine zweckmäßigere Criminalgerichtsbarkeit schaffen konnten, belegen ihre gänzliche Unzulänglichkeit in dieser Hinsicht zur Genüge. Jedoch können wir des Raumes wegen und deshalb keine weitere Ausführung erlauben. D. M.

Jussieu (Antoine de und Bernard de), zwei Brüder, in den letzten Jahren des 17ten Jahrhunderts geboren, zeichneten sich beide sowohl in der praktischen Arzneikunde als in der Botanik aus. Antoine machte viele botanische Reisen und brachte aus Spanien eine zahlreiche Sammlung Pflanzen mit. Er schrieb darauf über manche naturhistorische und medicinische Gegenstände, und starb am 22. April 1758 im zwei und siebenzigsten Jahre, allgemein wegen seiner Menschenliebe betrauert. Bernard ward am 17. Aug. 1699 zu Lyon geboren, und erhielt im botanischen Garten des Königs eine Professur der Botanik. Ihm hat man die von Tournefort, 1725 in 2 Duodezbanden herausgegebene *Histoire des plantes qui naissent aux environs de Paris* zu verdanken. Er stand bei Ludwig XV. sehr in Gnade, der ihn bei jeder Gelegenheit zu begünstigen suchte. Bernard hatte die Freude, die Ceder vom Berge Libanon, die in dem Garten des Königs fehlte, und von welcher er selbst in seinem Hute zwei Stecklinge aus England nach Frankreich gebracht hatte, unter seinen Augen über alle andere Bäume des Gartens hinwegwachsen zu sehen. Linnée besuchte ihn während seines Aufenthalts in Frankreich und wohnte einer seiner botanischen Wanderungen bei. Jussieu's Schüler, so erzählt man, erlaubten es sich oft, ihren Lehrer auf die Probe zu stellen, indem sie ihre Pflanzen, deren Kennzeichen sie absichtlich zerstört hatten, darbrachten und eine Erklärung derselben von ihm verlangten. Stets erkannte dann Jussieu den Betrug und gab, ohne im geringsten in Verlegenheit zu gerathen, die verlangte Auskunft. Einstmals wollten die Schüler mit Linnée denselben Versuch machen; dieser aber erklärte frei heraus, nur Gott allein oder ihr Lehrer (Jussieu) könne ihnen auf ihre Fragen antworten. Nachdem sich Jussieu lange Zeit mit einer systematischen Eintheilung des Pflanzenreichs beschäftigt hatte, starb er am 6. Nov. 1777 im 79sten Jahre seines Alters.

Justinianus I., Justinus I. Neveu, Kaiser von Constantinopel, wurde am 11. Mai 483 von einer unbekanntem Familie geboren, und vom Theophilus, der ihn in den Wissenschaften unterrichtete, erzogen. Er nahm Theil an dem Glücke seines Vaters, der seinerseits vom gemei-

igen war; diesem Jahre 521 zum Consul erwählte er dem Volke gab, öffnete, dem Geschmace te er, dem Senate und ihm auch dafür den Ehrentitel, vor Alter schwach gewissermaßen die Regierung. Aug. 527, nach Justinian verheirathete er ihn und aus dem Stande kam auf den kaiserlichen Thron, theils auch durch Vererbung über den Thron erhoben sich die Kaiserin und veranlaßten, die ihre nichtswürdigen in Constantinopel. Justinian beschloß zu seyn, die Strenge des Gesetzes zu nehmen, und den Durch die gewaltthätigen Aufrehr zu stillen, und eine Feuersbrunst, rösteten Theil von Constantinopel. Justinian's Leben te, die Stadt zu verlassen zurückgehalten. Nach ungeheure Menge Hinrichtete Justinian den Jahren 528, 542 und die Siege über die Vandalen in Afrika und nach Constantinopel. Ostgoten, die Italien im J. 536 in Rom einbrachten. Justinian, machte dem Ende. Diese Eroberung der übrigen Ausdehnung von außen die Ruhe samkeit auf die Gesetze, erwirkung gehandhabt welche er unter den Gesetzen eignen und nach zu entwerfen. Dieses die Materie darin nach ordert. Dadel haben Justinian, der an dem Entsatze, den Vorwurf gegen einen mangelhaften Kaiser als gerichtliche gesprochen hat, welche über ließ Justinian sol



gen: die Pandecten, eine Sammlung von alten Rechtsentscheidungen, welche wenigstens in zweitausend verschiedenen Werken zerstreut enthalten waren. Diese Pandecten wurden zuerst zu Florenz, im Jahre 1553 in Folio und in drei Bänden gedruckt. Die Institutionen, welche in vier Büchern und auf eine besonders klare und deutliche Weise die Entstehung aller Gesetze und die Grundbestandtheile der Rechtsgesamtheit entwickeln. Die Novellen, in welchen man die verschiedenen Gesetze, die seit Erscheinung jener Werke Justinians gegeben worden sind, gesammelt hat. Alle diese verschiedenen Werke sind späterhin unter dem allgemeinen Titel Corpus juris civilis zusammenbegriﬀen, und auch meistens so gedruckt worden. Außer der Sorge, die Justinian, dessen Scharfsinn nichts entging, auf die Ausübung der Gesetze wandte, war er auch darauf bedacht, neue Städte zu erbauen, andere zu befestigen und zu verschönern, besonders aber darauf, den Frieden in der Religion wiederherzustellen. Unter andern Kirchen erbauete er auch die heilige Sophien-Kirche zu Constantinopel, welche für ein Meisterstück der Baukunst gehalten wird. Der Altar in derselben wurde ganz von Gold und Silber gemacht, und mit einer ungeheuern Menge der verschiedenartigsten Edelsteine geschmückt. Diese Kirche war so prachtvoll, daß Justinian am Tage der Einweihung, als er sie zum ersten Male in ihrem vollen Glanze erblickte, vor Freude ausrief: „Gott allein die Ehre! Ich habe dich überwunden, Salomo!“ Aber sein Unglück wollte, daß er, gleich diesem jüdischen Könige, auf dem Throne ergreife. Denn gegen das Ende seines Lebens blieb er nicht mehr derselbe Mensch: er wurde geizig, mißtrauisch, grausam. Er drückte das Volk mit Abgaben und ließ allen Anklagen ein geneigtes Gehör. Wer kennt nicht seine Undankbarkeit gegen Belisarius, dem er so viel zu verdanken hatte und den er noch in seinem hohen Alter verfolgte? Er starb am 14. Nov. 565 im vier und achtzigsten Jahre seines Alters, nachdem er 38 Jahre, 7 Monate und 13 Tage regiert hatte, und zwar acht Monate nach dem Tode des Belisarius. Er war von mittler Größe, hatte eine rothe Gesichtsfarbe und war leutselig und lebenswürdig in seinem äußern Betragen. Außerdem besaß er eine Mäßigkeit im Essen und Trinken und eine Enthaltensamkeit in der Liebe, die fast beispiellos genannt werden muß. Aber vielleicht sägte die Treue, welche er gegen seine geliebte Theodora ausübte, dem Reiche mehr Unglück zu, als es eine anschwelgende Lebensart wahrscheinlich nicht vermocht haben würde. Seine Enthaltensamkeit gränzte überhaupt mehr an die allen Genuß sich versagende, unerbittliche Strenge des Mönchs, als an die Mäßigkeit eines Philosophen. Sein Fasten war häufig und anhaltend: oft brachte er zwei Tage und zwei Nächte zu, ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Mit einem brennenden Eifer für Ruhm, Ehre, ja selbst für eitle Titel begabt, wollte er zugleich Musiker und Baumeister, Gesetzgeber und Theolog seyn. Sein Scharfsinn entdeckte im Belisarius die Talente zum Krieger und im Narses die Fähigkeiten für die innere Verwaltung; sein eigener Ruhm wird jedoch von den Namen dieser beiden Generale verdunkelt. Hebräisch war er, wie wir bereits oben angemerkt haben, besonders in seinem Alter, geizig, liebte aber doch daneben die Pracht, beschäftigte sich viel mit der Gesetzgebung und ließ von seinen Dienern ungestraft die größten Verbrechen begehen. Oft stritt er in den Zusammenkünften mit seinen Ministern über einzelne Worte und niemals sah man ihn an der Spitze seines Heeres kämpfen. Seine Liebe für die Nöthige, für die Heiligen und für religiöse Streitigkeiten schützte ihn nicht vor dem Tadel der

Theologen: nach ihrer Meinung starb er als ein Ketzer. Er bauete mehrere öffentliche Gebäude und besonders, wie wir schon oben bemerkt haben, die Sophien-Kirche, welche in dem Aufruhr der Blauen und Grünen von den Flammen zerstört worden war. Dieses prächtige Denkmal der Baukunst ist noch vorhanden; die Türken haben es in eine Moschee verwandelt. Uebrigens kann man dreist behaupten, daß Justinian, ohne Belisarius und Narses, deren große Thaten seine Regierung verherrlicht haben, und ohne jene Gesetzbücher, welche, ob er gleich keinen unmittelbaren Antheil an denselben hatte, dennoch seinem Namen Bekanntheit verschafften, einer der unbekanntesten Fürsten der neuern Zeitrechnung gewesen seyn würde.

**Iustitia** (die Gerechtigkeit), hieß auch **Astræa**, **Themis**, **Dice**. Doch gab es bei den Römern noch eine, von diesen verschiedene **Iustitia**, welche man in sitzender Stellung, mit einer Schale in der einen Hand und einem Zepter in der andern, vorgestellt findet.

**Iustitium** (**Juristitium**) ist der förmliche Stillstand der Gerichte und der Ausübung derselben, welcher nur bei außerordentlichen Fällen, zum Beispiel, bei einer großen Trauer, bei kriegerischen oder sonst bedenklichen Zeiten, während der Pest ic., aber auch bei erfreulichen Veranlassungen eintreten kann und wo alsdann durchaus alle Gewerbe und Amtsverrichtungen aufhören.

**Justizhoheit**. Die Justizhoheit im weiteren Sinne zerfällt in die bürgerliche Justizgewalt und in die Criminalgewalt. Erstere ist der Inbegriff aller der Rechte der obersten Staatsgewalt, die unmittelbar darauf Bezug haben, Rechtsverletzungen von den Staatsbürgern im Innern des Staats abzuwenden, also die entstehenden Rechtsstreitigkeiten zu untersuchen und zu entscheiden und die gesprochenen Urtheile zu vollstrecken. Sie begreift daher folgende Rechte: 1) das Recht der Justizgesetzgebung; 2) die richterliche Gewalt im engeren Sinne, oder die eigentliche Gerichtsbarkeit, die sich mit der Untersuchung und Entscheidung streitiger Rechte, oder der Justizsachen beschäftigt. Mit ihr war in Deutschland und ist gewöhnlich auch die Befugniß zur Vornahme der Handlungen der sogenannten freiwilligen oder willkürlichen Gerichtsbarkeit verbunden, die jedoch an und für sich nicht zu den Justizsachen streng genommen gehörte, wenn sie gleich von Richtern vollzogen worden; 3) das Recht der Vollstreckung; und 4) das Recht der Oberaufsicht über das gesammte Justizwesen. Mit dem Worte **Criminalgewalt** wird dagegen der Inbegriff aller derjenigen Rechte der obersten Staatsgewalt bezeichnet, die sich auf die Bestrafung von Verbrechen beziehen. Sie begreift gleichfalls 1) die Criminalgesetzgebung, oder das Recht, zu bestimmen, welche Handlungen im Staate als Verbrechen bestraft und mit welchen Strafen dieselben, falls sie begangen worden, belegt werden sollen; dazu gehört zugleich die Befugniß, Privilegien im weitern Sinne des Wortes zu ertheilen; 2) die Criminalgerichtsbarkeit oder die Befugniß, über begangene Verbrechen, nach vorhergegangener Untersuchung, ein Urtheil zu fällen; 3) das Recht der Vollstreckung und 4) das Recht der obersten Aufsicht über das gesammte Criminalwesen. — So lange die deutsche Reichsverfassung bestand, war die Justizhoheit in Deutschland eine doppelte, theils Reichs-, theils Territorial-Justizhoheit, indem die erstere von den höchsten Reichsgerichten, und wenn es Criminalfälle betraf, mit Zuziehung des Kaisers und auch wohl des Reichstages, letztere dagegen von den einzelnen Fürsten und Ständen geübt wird.

**Jütland**, eine Halbinsel, gränzt gegen Süden an das Herzogthum Holstein, ist aber sonst überall von der Nord- und Ostsee umgeben. Sie besteht aus Nord- und Südjütland, welches letztere eigentlich nichts anders ist, als das Herzogthum Schleswig. Nordjütland wird heut zu Tage jedoch vorzugeweise Jütland genannt. Es gehört zu Dänemark und wird in die vier Stiftsämter Aalborg, Viborg, Aarhus und Rypen eingetheilt. Es enthält 424 Quadratmeilen und 400,000 Einwohner. Die Viehzucht an Pferden, Schweinen, Schafen, besonders aber an Rindvieh ist sehr beträchtlich. Es werden jährlich 80,000 magere Ochsen verkauft und doch noch viel gesalzenes Rindfleisch nach Frankreich, Holland, Hamburg und nach den Antillischen Inseln versendet. Auch der Getraidebau ist ergiebig, und versorgt nicht nur das Land, sondern führt auch noch von seinem Ueberflusse in die benachbarten Länder aus. — Bis zum 9ten Jahrhunderte hatte Jütland seine eigenen Könige und Fürsten, von denen Gottric (Gottfried) und Hemming durch die Kriege, welche sie mit Carl dem Großen führten, bekannt geworden sind. In der zweiten Hälfte des 9ten Jahrhunderts eroberte darauf der König von Dänemark, Gormo Sammut, Jütland und vereinigte es mit seinem Reiche. Gormo führte mit Heinrich dem Fünften, und sein Sohn, Harald II., mit Otto I. und II. Krieg. Harald II. nahm zwar im J. 948 die christliche Religion an; aber sein Sohn Sueno (Suen) ward wieder ein Heide. Er eroberte im J. 1000 mit Schwedens Beihülfe Norwegen und im J. 1014 auch ganz England, wo er aber 1015 ermordet wurde.

**Juvenalis** (Decimus Junius), im J. 38 oder 39 nach Chr. Geb. zu Aquinum in Italien geboren, studirte anfangs die Beredsamkeit bloß zu seinem Vergnügen, legte sich aber hernach auf die Dichtkunst und besonders auf die Satyre. Weil er im sieben und achtzigsten Verse der siebenenten Satyre den beliebten Pantomimen Paris heftig mitgenommen hatte; so verwies ihn Domitian (nach andern Adrian unter dem Scheine, ihn zu ehren, als praefectus cohortis in das äußerste Aegypten. Doch kam er unter Trajan wieder nach Rom zurück und starb daselbst in seinem zwei und achtzigsten Jahre. Er gehörte zu den heißendsten Satyrkern der Römer. Er hat sechzehn Satyren geschrieben, die in fünf Bücher abgetheilt sind, und in welchen er sehr freimüthig gegen die Thorheiten seiner Zeit eifert. Sein Styl ist nicht so elegant, wie der horazische, aber auch nicht so dunkel, wie der des Persius.

**Jynx**, eine Tochter des Pan und der Echo (Pritho), der Gnada der Römer. Sie verführte den Jupiter zum Liebeshandel mit der Io, und zur Strafe dafür verwandelte sie Juno in einen Vogel, den sogenannten Wendehals (Jynx-torquilla), dem noch immer die Kraft einwohnte, theils selbst zur Liebe zu reizen, theils andere zu Liebesverständnissen zu bewegen. Als die kolchische Medea mit Liebe zum Jason begehrt werden sollte, verehrte diesem Aphrodite den Zauber Vogel Jynx, und lehrte ihn, wie er diesen auf ein Zauberrad legen und gegen die Medea gebrauchen müsse. Von dieser Zeit an war die Jynx ein Theil des Zauberapparats bei den griechischen Liebesbeschwörungen. Man gebrauchte sie zum Liebeszauber überhaupt auf mancherlei Art. Die Zauberin band, z. B., diesen Vogel an ein vierspeichiges Rad, welches sie mit Zauberbeschwörung umdrehete; nach einer andern Sage spannte sie die ausgezogenen Eingeweide des Vogels um das Rad. Ein drittes Verfahren bestand darin, daß die Zauberin den Vogel an einer wächsernen Rolle über Kohlen zergehen ließ. So soll auch der magische Kreis, dessen

sich die Zauberer bedienten, ebenfalls Zynx geheissen haben, weil dieser Vogel, oder doch dessen Gedärm, darüber gespannt war. Seitdem die Zynx zum Zauber-Apparate gebraucht wurde, erfand man auch ihre Abkammung vom Pan oder der Echo. Die bildende Kunst brauchte sie als Symbol der Ueberredungskünste zur Liebe, und zwar für's erste zur buhlerischen Liebe. So sieht man auf einer Gemme im florentinischen Museum den Vogel Zynx auf einer Säule, um welche sich der kolchische Drache windet; vor derselben steht Jason. Diese Stellung der Zynx wurde fast immer von den Künstlern beibehalten. Auf einem spätern Kunstwerke, einem Relief, im Besitze des Herzogs von Carafa Noja zu Neapel, soll ausgedrückt werden, wie Paris die Helena bethörte, ihren Gemahl zu verlassen und ihm zu folgen. Man sieht daher auf einer Säule die Göttin Prithe über dem Haupte der Helena sitzend, und ihr gefiederetes Töchterlein, den Vogel Zynx, mit der Rechten streichelnd. Noch bedeutender gab man auch diesen Wundervogel Jünglingen und Mädchen in die Hand, um den Zauber desselben recht sinnlich auszudrücken. Auf einem Vasengemälde in der hancarvillischen Sammlung erscheint die Zynx zweimal: einmal über dem Brautsessel der Brautwerberin, das anderemal auf einer Säule von einem Genius gehalten. Außerdem findet man sie auch fliegend, oder auf Blumen sitzend. Ueberhaupt kommt sie sehr häufig in geschnittenen Steinen, und besonders auf alten Vasenzeichnungen vor. In der Folge ward die Bedeutung der Zynx verändert. Was ursprünglich bethörenden Liebeszauber bedeutet hatte, das ward nun zum allgemeinen Symbole für jeden Zauber der Musenkünste, für jeden süßbethörenden Reiz der Dichtkunst und Tonkunst. Man nannte die Zynx in dieser letzten Bedeutung auch Keledon, und so erscheint sie auf dem Grabmale des Sophokles und am Tempel des pythischen Apollo. Man verwandelte den Namen Zynx, der nur an verlebte Zauberspiele erinnerte, in die Benennung Keledon (Nachtigall), um den edlern Begriff desto bestimmter auszudrücken. Uebrigens verrichtete die Zynx ihren Zauber nicht durch Gesang, sondern durch die drehende Bewegung des Halses, und durch das wunderbare Vorstrecken der Zunge. Aus einer Vermischung des Zynx mit den musikliebenden Aeloiden, oder den jungfräulichen Sirenen, entstand die Wundergestalt der harppenfähigen Nachtigallen, wie sie Lycophron nennt, d. h. die Sirenen mit dem Obertheile eines musikalischen Mädchens, und dem Untertheile eines Vogels aus dem Geschlechte der Spechte. Man schmolz gleichsam die doppelte Ueberredungskunst (Prithe) des Gesanges und des körperlichen Liebreizes in ein einziges allegorisches Zwitertergeschöpf zusammen, das die veredelnde Kunst endlich in die reinere Reform eines schönen, auf einer Lyra spielenden Mädchens umschuf, wie man sie noch auf einer Vase findet, welche Ardito in seiner Abhandlung (*Illustrazione di un antico Vaso trovato nelle ruine di Looxi*) freilich etwas zu seltsam commentirt hat.

## R.

**R.** bedeutet auf französischem Gelde das Zeichen der Münzstadt Bordeaux.

**Kaaba** heißt wörtlich ein viereckiges Haus. So nennt man ein Gebäude zu Mekka, welches, dem Koran zufolge, ursprünglich dem wahren Gotte zu Ehren von Abraham und Ismael gebaut worden. Gott selbst ließ dazu einen schwarzen Stein vom Himmel fallen, der mit hineingebaut wurde. In Zeiten größerer historischer Gewißheit war es dem Götzendienste der heidnischen Araber gewidmet. Die Aufsicht darüber war ein besonderes sehr geschätztes Vorrecht, das, zufolge der ältesten Nachrichten, einem arabischen Stamme, den Ghorhamiden, dann den Khasaiten, zustand. Kosa, einer der Vordältern des Muhamed, und Haupt des Stammes der Koreischiten, entriß dieses Vorrecht, mit dem die Obergewalt in Mekka verbunden worden war, den Khasaiten, und machte es zum erblichen Eigenthum seines Hauses und Stammes. Bei Muhameds Geburt war sein Großvater, Abdal Mutaleb, Schutzherr der Kaaba. Er war 35 Jahr alt, als die Koreischiten die Kaaba neu aufzubauen beschlossen hatten. Die Entscheidung des über die Frage entstandenen Zwistes, wem es gebühre, den heiligen schwarzen Stein wieder an seinen Ort zu legen, überließen sie dem, der durch Zufall zuerst eintreten würde. Das Schicksal wollte, daß dies Muhamed war. Er ließ den Stein in kostbare Zenge einwickeln, deren Zipfel Abgeordnete aller einzelnen Familien der Koreischiten faßten. Diese zogen den Stein an den Luchern in die Höhe, und Muhamed selbst rückte ihn an seine Stelle. Vielleicht daß diese Begebenheit zu Muhameds Begeisterung und Wahrnehmung der eignen göttlichen Sendung, so wie zu seinem Ansehen, nicht wenig beitrug; denn fünf Jahre nachher trat er als Prophet auf. Durch die eigene Handanlegung des Propheten von neuem geweiht, und von ihm wieder zum Heiligthume Allahs, und Gedächtniß Abrahams und Ismaels, gewidmet, ist die Kaaba das vornehmste unter den Heiligthümern Mekka's, und wird selbst von den Wechabiten, die alle übrige dortige Gegenstände muselmännischer Verehrung verachten, heilig gehalten. K.

**Kabel** bezeichnen die großen Seile oder Taue, mit welchen man die Schiffe auf der Rheede oder anderwärts befestigt, damit sie nicht fortgetrieben werden können. Es werden auch die Taue so genannt, mit welchen man Böde, oder andere schwere Sachen in die Höhe windet, oder Schiffe den Fluß hinaufzieht. Auch die Ankerselle heißen Kabel, oder Kabeltaue. Daher heißt die Kabelkappen so viel, als die Ankerselle entzweihauen. Ein Kabeltau pflegt 120 Klafter lang zu seyn.

**Käfer** nennt man überhaupt alle Insecten der ersten Ordnung (Coleoptera). Sie zeichnen sich von allen andern Insecten durch die beiden hornartigen Decken aus, welche über ihren beiden untergeschlagenen häutigen, durchsichtigen Flügeln liegen. Bei einigen fehlen die wahren Flügel, und man findet nur Flügeldecken. Manche von ihnen können diese Decken nicht einmal aufheben, weil sie zusammengewachsen sind. Sie haben (wenige ausgenommen) auch auf allen übrigen Theilen des Körpers eine hornartige Bedeckung, und selbst die Beine und Füßblätter bestehen aus einer ähnlichen Substanz. Alle Käfer haben sechs Beine, wovon zwei am Bruststücke, und vier am Hinterleibe sitzen. An dem Bruststücke und Hinterleibe befinden sich auf jeder Seite acht Ausstücher.

Alle Käfer entstehen aus Eierchen, welche das Weibchen an bestimmte Oerter legt. Aus ihnen schlüpfen kleine madenähnliche Geschöpfe hervor. Diese heißen Larven, und haben, mit Ausnahme einiger, drei Paar am Bruststücke sitzende Beine. Wenn diese Larven völlig ausgewachsen sind, verpuppen sie sich, oder werden zur Nymphe, aus welcher alsdann der vollkommene Käfer hervorgeht, welcher nun aber nicht mehr wächst. Seine Theile sind alle noch weich, erhalten aber an der Luft, nebst der ihnen zukommenden Farbe, auch bald die gehörige Härte. Uebrigens enthält diese Ordnung der Insekten die zahlreichsten Individuen. Linnée zählt deren 3819 Gattungen, welche er in 55 Geschlechter vertheilt. Von Zeit zu Zeit entdeckt man jedoch, besonders in andern Erdtheilen, noch neue Gattungen.

Kaffe, s. Caffée.

Kaftan, die bekannte türkische Nationaltracht, welche die Form eines Schlafrocks hat, und größtentheils von weißlicher Farbe mit blaßgelben Blumen ist, wird von baumwollenem oder seidnem Zeuge verfertigt, und zuweilen auch mit theuerem Rauchwerk gefüttert. Dergleichen Kastane werden vom türkischen Hofe an christliche Gesandte, oder andere Personen, welchen er eine besondere Ehre erzeigen will, als Geschenke ausgetheilt. Auch sind die Gesandten, wenn es ihnen nicht ausdrücklich gestattet ist, in der Tracht ihrer Nation zu erscheinen, gezwungen, sich bei den Audienzen, welche man ihnen erteilt, in diese Kastane zu kleiden.

Kain (Le), s. Lelain.

Kaiser — Kaiserkrönung. In der Rangordnung der europäischen Fürsten haben die Kaiser den höchsten Platz, weswegen auch die Europäer mächtigen außereuropäischen Fürsten diesen Titel beizulegen pflegen. Das Wort Kaiser kommt her von Cäsar, dem gewöhnlichen Titel der römischen Imperatoren, und die deutschen Könige, als Schwabherren Roms, beihielten seit Karl dem Großen diesen Titel bei, indem sie sich als Nachfolger der alten römischen Imperatoren betrachteten. Eben deshalb verlangte und erhielt auch der römische Kaiser unbedingt den ersten Rang unter allen Fürsten der Christenheit, da man ihn als den Nachfolger der Herren der Welt ansah, und Rom das Haupt der Christenheit war. Zweifelhafter ward dagegen der Rang von Rußland, welches im J. 1721 gleichfalls den kaiserlichen Titel annahm, und dessen Anerkennung von Frankreich und Spanien nur unter der ausdrücklichen Bedingung bewilligt ward, daß Rußland sich anheischig mache, auf diesen Titel durchaus keine Ansprüche, in Betreff irgend eines Vorrangs, gründen zu wollen, wogegen Rußland nachmals zu wiederholten Malen erklärte, daß es nur dem römischen Kaiser den Vorrang zugestehen. Gewöhnlich ward bisher auch der Großherr in Constantinopel als Kaiser aufgeführt, ohne jedoch den kaiserlichen Titel, noch den der Majestät zu führen; der Titel des Großherrn ist bekanntlich der Gr. Höheit. Erst in unsern Tagen entstand dagegen eine neue kaiserliche Würde, wiewohl schon in früheren Zeiten einzelne Reiche ihre Kronen für kaiserliche Kronen erklärt hatten, wenn gleich die Regenten nur den Königstitel führten, so wie dies z. B. in Spanien der Fall war. Im J. 1804 ward Napoleon Bonaparte, damals lebenslänglicher erster Consul der franz. Republik, zum Kaiser der Franzosen erklärt, und allmählig von allen europäischen Mächten, mit einziger Ausnahme von England, in dieser Würde anerkannt. Die im J. 1806 erfolgte Niederlegung der deutschen Kaiserkrone durch Oesterreich, welches jedoch schon ein Jahr früher die öster-

keisliche Kaiserwürde angenommen hatte, äußerte auf die Rangfolge weiter keinen Einfluß; diese ward vielmehr durch verschiedene ausdrückliche Bestimmungen ganz und gar auf den alten Fuß beibehalten. — Die Ordnung war vormals, vorzüglich bei den römischen Kaisern, ein höchst wesentlicher Punkt. Lange Zeit hindurch hielten die deutschen Könige die Ordnung durch den Papst zu Rom für eine unumgänglich nothwendige Bedingung der Kaiserwürde, zu welchem Ende sie daher oft sehr verbliche Römerzüge unternahmen. Nachmals ward jedoch diese Krönung, zufolge der Vorschrift der goldenen Bulle, zu Aachen, und in den letzteren Zeiten an dem Wahlorte selbst, zu Frankfurt am Main, vorgenommen. Der Papst hat erst im J. 1804, bei Gelegenheit der Thronbesteigung Napoleons, sein altes Krönungsgeschäft wiederum verwaltet, nur mit dem Unterschiede, daß er hierzu nach Paris zu reisen gezwungen ward, statt daß die deutschen Könige selbst nach Rom kamen. Cz.

**Kaiserlautern** (Lautern), eine Stadt am Flusse Lauter, mit 2363 Einwohnern, in der ehemaligen Unterpfalz, jetzt zur bayerischen Rheinprovinz gehörig, ist in der neuern Zeit besonders durch die merkwürdige Schlacht berühmt worden, in welcher am 29. und 30. Nov. 1793 der verstorbene Herzog von Braunschweig, welcher hier seine ganze Macht versammelt hatte, eine Colonne der fränkischen Moselarmee, welche Landau zu entsetzen, durch das Gebirge hervorzubrechen suchte, in einem blutigen zweitägigen Treffen zurückschlug. Diese Schlacht, in welcher die Taktik der Preußen und das Genie ihres Feldherrn gegen die wüthenden Anfälle der Franken entschied, ist eine der merkwürdigsten in der neuern Geschichte, ob sie gleich mehr aus einer Menge kleiner Gefechte, als aus Hauptangriffen bestand. Ein zweites Treffen bei Kaiserlautern, in welchem am 20. Sept. 1794 der Erbprinz von Hohenlohe Jugelfingen den linken Flügel der fränkischen Rheinarmee schlug, und in Folge desselben Kaiserlautern besetzte, ist nicht minder merkwürdig. Durch den lüneviller Frieden ward sie 1801 an Frankreich abgetreten, und erhielt darauf eine lutherische Consistorialkirche.

**Katerlaken** (Albinos, weiße Neger, Blafards, Lencanthopes, Dondos), welche man ehemals auf der Erdeuge von Panama, an den Mündungen des Ganges, späterhin sogar unter den Savoyarden in den Chamouny-Thälern bemerkt haben will, und als Individuen einer besondern Menschenart beschrieben hat, sind von neuern Naturforschern in verschiedenen Gegenden Europa's, wie z. B. in der Schweiz, in Frankreich, in den Rheingegenden und andern Orten ebenfalls wahrgenommen worden. Was man aber bisher für eine eigene Gattung, wenigstens doch für eine Spielart, genommen hat, das soll jetzt an diesen Katerlaken nur eine Krankheit seyn, welche unter allen Himmelsstrichen die Menschen befallen kann, und der sogar Thiere untermorfen sind. Man hält sie für die *homines nocturni* des Linnée. Die Katerlaken sehen milchfaßl oder leichenhaft aus, und unterscheiden sich von den ächten Weißen nicht nur durch ihre runzlige Haut, sondern auch durch ihre gelben und feuerrothen Augen, welche sie beim hellen Lichte des Tages nie ganz öffnen können. Bei Mondenscheine und im Dunkeln können sie ziemlich gut sehen, weswegen sie auch nur in der Nacht auszugehen pflegen, und aus diesem Grunde auch von Linnée und andern Naturforschern Nachtmenschen genannt werden. Ihr Haar ist zwar wollartig, wenn sie von wirklichen Negern, und etwas weniger kraus, wenn sie von Ostindiern abstammen, aber allezeit milchfaßl und eckelhaft, wie ihre Haut selbst. Dabei sind sie nicht nur außerordentlich

dümm, sondern auch von einer sehr schwachen Lebensdauer, und erreichen fast niemals die gewöhnliche Größe der Völker, zu denen sie ihrer Geburt nach gehören. Daher sind sie selten lachig, Kinder zu zeugen; wenn sie aber diese Kraft haben, so werden die Nachkommen, wie die Eltern waren. Wichtig ist hier der Name Kalorien im Allgemeinen genommen und mit demselben sowohl die sogenannten Kalorien (s. diesen Art.), die stets weis sind, als auch die eigentlichen Kalorien (deren braune Haut mit weissen Flecken gezeichnet ist) benannt worden. Es ist die Hypothese aufgestellt worden, der Kalorienismus sey eine Uebersättigung des Körpers mit Sauerstoff, der Vegetismus hingegen eine Uebersättigung desselben mit dem Kohlenstoff. — Kalorien heißen bei den Indiern eine Art Schwamm (Blau), besonders die Blau gigantea, welche sich in den indischen Wäldern aufhält, auf drei Fuß groß wird und eine Erde der Insecten-Emissionen ausstrahlt. Sie ist dunkelbraun und glänzend, und ihre Fäden sind sehr stark und geistlich. Von dieser Schwamm haben die Indier die Kalorien benannt.

Kalend (wahrscheinlich von Calendae) hieß ein im 13. Jahrhundert in mehreren Gegenden Tyrols entstandene Lehen: Fräbber (wast, die am ersten Tage jedes Monats an bestimmten Orten (Kalendhäuser, Able) zusammen kam, um gemeinschaftlich für die Erlen verstorbenen Verwandten und Freunden für sie zu beten und darnach Mitglieder dieser Kalendfräbber, um der fromme Zweck kam später in sein erdelt sich, bis es auf die die Fräbberwast als eine Veranlassung wurde. Daher sagt man in bairisch-wettenden Mienen: er beten werden noch jetzt festliche Emanationen, und besonders die jüdischen Versammlungen der Geistlichen eines Districts Kalende genannt, und in Berlin giebt es einen Kalendhof, der zum Stadtgefängnis gebraucht wird.

Kalif, d. L. Statthalter, nannten sich beschulderte die Nachfolger des Propheten Muhammed in der Herrschaft über die Gläubigen und dem hohen Priesterthum. Kalifat haben daher latinisierende Gelehrte über das Reich dieser Fürsten genannt, welches die Araber in einem Winkel Afiens gründeten, und, von dort durch zeitliche Vergrößerung hervorgerichtet, binnen wenig Jahrhunderten zu einer Herrschaft erhoben, die an Ausdehnung die römische Universalmonarchie fast übertraf. Die Geschichte der Araber vor Muhammed ist höchst dunkel, und, weil in geringer Verbindung mit der der übrigen Welt, auch von geringem Interesse. Die Ureinwohner von Arabien heißen den heutigen Arabern Basabiten, Berberne. Sie selbst leiten diese theils vom Jostag oder Kothan, theils vom Jomgel der; die Nachkommen jenes nennen sich vorzugsweise Araber, die des letztern Vorkamers. Der Name Araber bedeutet Udenländer (denn das sind sie den Arabern); in Europa und Afrika nannten sie sich Saracenen, Morgenländer; die dreifache Einteilung des Landes in das glückliche (Demen), das heilige (Feglar) und das wilde Arabien, welches die Landhaften Kadamah, Jemewah und Feglar begreift, rührt von den Griechen her; die ältern arabischen Geographen verstehen unter Arabien nur Demen; Feglar rechnen sie theils zu Aegypten, theils zu Syrien;



und das übrige Land heißt bei ihnen die syrische Wüste. Die Fürsten (Tobba) dieser Länder waren vor Alters sämmtlich aus dem Stamme Kaba, aus welchem das Geschlecht der Hamariten zweitausend Jahre lang über Yemen herrschte. Die Araber Yemens und eines Theils des wüsten Arabiens lebten in Städten und trieben Ackerbau, auch Handel mit Ostindien, Persien, Syrien und Habesch, nach welchem letztern Lande sie viele Colonien sandten; ja welche

114 209, wie noch jetzt, nomadisch in Arabien in der Zeit der Unwissenheit) war im Allgemeinen Ansehen verschiedenen Stämmen mit großer oder geringerer die größte Berechtigung die Araber Jahrtausende lang freigegeben gegen alle Angriffe der morgenländischen Heere so sehr als durch ihren Arm besaßen, noch die ägyptischen und syrischen. Endlich von dem großen Kaiser nach seinem Tode die Uneinigkeit Wiedererwerb der Unabhängigkeit die nördlichen Fürsten Arabiens von Arabien ausdehnen. Von jeder Zeit zur Winterszeit, tief ins fruchtbarste unterwarfen sie sich einen Theil: als Araber genannt wird. Winter, bis in Syrien ein, und den Namen Cassandranz auch die römischen Eliten Araber mochten den ersten, und ob ihr Land blieben doch wenigstens Abhängigkeit von den

Freier erhielten sich die Propheten in Yemen, gegen die ein Zug zu Zeiten des Augustus. Mit der Schwäche der römischen Monarchie vermehrte sich das Streben jener nach gänzlicher Unabhängigkeit, welche zu gewinnen einer Vereinigung aller arabischen Stämme leicht geworden seyn würde; aber zerstreut und zerspalten, wie sie waren, brachten sie in diesen Kämpfen bald glücklicher, bald unglücklicher; viele Jahrhunderte zu, bis ein begeistertes Mann ihnen durch gleiche Mittheilung seines Feuerersers Einheits, durch die Einheit Stärke gab. So wenig als in der Verfassung war vor diesem Mann in der Religion den Arabern Einheits eigen gewesen. Das Christenthum fand früh viele Anhänger; es gab selbst mehrere Bischöfe, die den Metropolitzen zu Boder (in Palästina an der arabischen Gränze) erkanteten. Doch konnte der uralte Sternendienst nicht ganz vertrieben werden. Jene Widersetzlichkeit der Araber gegen den römischen Despotismus zog eine Menge der im orthodoxen Ostreich verfolgten Ketzer zu ihnen, besonders die Monophysiten und die im ganzen Orient verbreiteten Nestorianer, und der Fanatismus dieser Vertriebenen gab wieder jenen Widerstreben neues Feuer. Auch die Juden waren, besonders seit der Zerstörung Jerusalems, in Arabien sehr zahlreich, und machten sogar, vorzüglich in Yemen, Proselyten. Der letzte König der Hamariten war jüdischen Glaubens, und seine Verfolgungen der Christen zogen ihm (502) den Krieg mit dem König von Aethiopien zu, der ihm Thron und Leben kostete. In

dem Abscheu, oder der Gleichgültigkeit, den so große Verschiedenheit der Secten bei Vielen erregte, liegt die Hauptursache von dem schnellen Gelingen des Unternehmens Muhameds, einen neuen Glauben aufzustellen. In Vergleichung mit dem großen Bilderdienst der damaligen Katholiken, mit den Träumereien der Ketzer und den Thorheiten der Juden und Heiden mußte jener Glaube allerdings höchst rein und göttlich erscheinen. (S. Muhamed.) — Abdallah Ebn Abu Koafas, genannt Abubekr, d. i. Vater der Jungfrau, (weil seine Tochter Aedscha die einzige unter den Weibern Muhameds war, die dieser als Jungfrau geheirathet,) trug in der ziemlich stürmischen Wahl eines Nachfolgers des Propheten über den Ali, den Better und Eidam des letztern, den Sieg davon, und ward erster Kalif. (Jahr der Hegira 11. u. S. 632.) Durch Hülfe seines Feldherrn, des tapfern Kaled, über alle innern Feinde siegreich, fieng er sogleich an, den Islam, wie der Koran will, mit Schwerdts Gewalt zu benachbarten Völkern zu tragen. Mit der Losung, Bekehrung oder Zinsbarkeit! drang ein unzählbares Heer, ganz aus Freiwilligen durch ein Aufgebot zum heiligen Kriege begeisterten Streitem bestehend, zuerst in Syrien ein. Sieger in der ersten Schlacht, wurden sie doch nachher von den Griechen mehreremal geschlagen; als sie aber durch die verrätherische Uebergabe von Bosro einmal festen Fuß im Lande gefaßt, unternahmen sie unter Kaled die Belagerung von Damascus, und gewannen es, nachdem dieser zwei große Heere, die Kaiser Heraklius zum Entsatz sandte, geschlagen, durch Capitulation (633, Heg. 12), die treulos gebrochen wurde; Kaled ließ die abziehenden Christen verfolgen und niederhauen. Durch Abubekrs, der nur ein Jahr den Propheten vertrat, letzten Willen, ward Omar, ein anderer Schwiegervater des Propheten, zweiter Kalif. Dieser vertraute den Oberbefehl über die Streiter des Islams anstatt Kaleds dem menschlichen Obeidab, und vollendete durch ihn, doch keinesweges leicht und nicht ohne tapfere Gegenwehr der Griechen, die Unterwerfung von Syrien (638, Heg. 17). Als Jerusalem genöthigt worden, die Uebergabe anzubieten (636, Heg. 15), zog Omar selbst dahin und bestimmte die Capitulation, die nachher dem Verhältnisse der Moslemin zu den unterjochten Christen überall zum Muster gedient hat, und auf deren Beobachtung der gerechte Kalif pünktlich hielt. Eben so glücklich war ein anderer Feldherr, Amru, in Aegypten, das in zwei Jahren (bis 640) dem Kalifat unterworfen wurde. (Von der Verbrennung der Bibliothek zu Alexandria s. den Art. arabische Kunst und Literatur.) Omar ward zuerst Emir al Mumenin (Fürst der Rechtgläubigen) genannt, ein Titel, der auf alle folgende Kalifen forterbte, und von den unkundigen Franken in Miramolin verdreht wurde. Nach Omars Ermordung durch einen rachsüchtigen Sklaven (643, S. 23) erwählte ein Rath von einigen Männern, den er auf dem Todtbette dazu ernannte, mit abermaliger Uebergebung des Ali, den Osman oder Othman, Eidam des Propheten durch zwei Töchter desselben. Unter ihm gelangte das Reich der Araber schnell zu einer bewundernswürdigen Größe. Während sie im Osten den Islam mit Kriegsgewalt nach Persien brachten, drangen sie in Afrika längs der Nordküste bis nach Ceuta vor. Auch Cypern (647) und Rhodus (654) wurden erobert, jenes aber schon nach zwei Jahren wieder verloren. So mußte auch Alexandrien und ganz Aegypten über die Griechen, die mit Hülfe der Eingebornen wieder sich dort festgesetzt, zum zweitenmale nicht ohne Schwierigkeit erobert werden. Solche Unfälle begaben sich durch die Maßregeln Othmans, der, dem trefflichen Omar an Weisheit weit nachstehend, nicht den Tüchtigsten, sondern seinen Günstlingen die Provinzen vertraute. Die

Unzufriedenheit mit ihm brach (654, S. 34) in einen allgemeinen Aufstand aus, der mit seiner Ermordung endigte. Ali, gleichfalls Sidam des Propheten durch Fatimen, ward durch die Wahl des Volks von Medina der vierte Kalif, und wird für den ersten rechtmäßigen gehalten von einer zahlreichen Secte der Muhamedaner, die ihm und seinem Sohne Hossain fast gleiche Ehre mit dem Propheten erweist. Die Perser sind jetzt dieses Glaubens; daher der Haß der Türken gegen sie. Ali selbst hatte, anstatt die Eroberungen seiner Vorfahren fortsetzen zu können, stets mit innern Feinden zu kämpfen. Nicht nur gehässig war ihm Ajescha, des Propheten Wittwe, genannt Mutter der Gläubigen, es nahmen Tellaß, Sobair und besonders der mächtige Moawijah, Statthalter von Syrien, selbst die Regierung in Anspruch. Alle diese mußten den Verdacht zu erregen und zu verbreiten, daß Ali die Ermordung Osmans veranstaltet. Vergebens suchte Ali seine Widersacher durch Befehle der Statthalterschaften mit seinen Freunden zu entkräften; die neuen Statthalter wurden nirgends angenommen. Die Mißvergnügten brachten ein Heer zusammen und Bassora in ihre Gewalt. Ali schlug sie, wobei Tellaß und Sobair blieben, aber den Moawijah und seinen Freund Amru konnte er nicht hindern, in Syrien, Aegypten, und selbst in einem Theile von Arabien sich auszubreiten und zu behaupten. Drei Männer von der Secte der Kharegiten machten den Anschlag, zur Herstellung der Eintracht unter den Gläubigen, jeder eins der drei Häupter der Factionen, Ali, Moawijah und Amru, zu tödten; doch nur das Unternehmen auf Ali gelang. Er fiel 660, S. 40. Ali war nicht ohne wissenschaftliche Bildung. Die bekannten Sittensprüche und das sogenannte Gläsa sind unter seinen Werken am berühmtesten. Sein Sohn, der sanfte friedliche Hassan, hatte keine Lust, das ihm übertragene Kalifat gegen den unermüdblichen Widersacher Moawijah zu vertheidigen; aber vergebens glaubte er durch feierliche Niedersetzung der Regierung Sicherheit zu erwerben. Sift, von Moawijah, soll ihn getödtet haben. Moawijah I. verlegte den Sitz des Kalifats aus der Stadt des Propheten, Medina, wo er bis dahin stets gewesen, in seine bisherige Statthalterschaft nach Damascus (673, S. 54). Mit ihm fängt die Reihe der Ommajjadischen Kalifen an, welchen Namen dieses Geschlecht von dem Urältervater Moawijahs, Ommajjah, führte. Auch er mußte bald nach seiner Thronbesteigung einen Aufstand der Kharegiten durch einen Feldzug, und eine Empörung zu Bassora durch schwere Strafgerichte dämpfen. Sodann dachte er ernstlich auf den gänzlichen Umsturz des byzantinischen Reichs. Sein Sohn Jezid durchzog Kleinasien fast ohne Widerstand zu finden, ging dann über den Hellespont und unternahm die Belagerung von Constantinopel, mußte sie aber wieder aufheben (669, S. 49). Glücklicher war der Feldherr Obeidab gegen die Türken in Chorasan, er schlug sie und drang selbst in Turkestan ein (673, S. 54). Nicht obflüchtig würdiger Nachfolger des staatsklugen Morewjah wurde (679, S. 60) sein Sohn Jezid. Er ward anfangs von den heiligen Städten Mecca und Medina nicht anerkannt, die, so lange die Kalifen in letzterer Stadt gewohnt, eine vorzügliche Stimme bei deren Wahl behauptet hatten, aber nicht gefragt worden waren, als Moawijah, nach der Sitte der Kalifen, bei seinem Leben seinen Nachfolger bestimmte. Die Unzufriedenen fielen theils dem Hossain, dem berühmten Sohne Ali's, theils dem Abdallah, Abbeis Sohne, die beide die Krone in Anspruch nahmen, bei. Eine Empörung der Bewohner von Irak zu Gunsten Hossains, von Moslem und Hanl geleitet, ward durch die Klugheit und Entschlossenheit des kufanischen Statthalters Obeidallah erstickt, und der von den Verschwornen herbeigeführt

eulene Fabeln erzählt (687, S. 61), daß zu großer Unzufriedenheit der  
 Kalifen, der an den Rändern Persiens durch Wechsellager das dem Vater  
 geerbte Reich gut zu machen suchte. Uebald ein Zobir ward in Mes  
 opotamien als Kalif erkoren, wo man den Jezid wegen seiner Unpietät und  
 Freigebigkeit verabscheute. Uebald ward darauf berufen, bejwungen und  
 gezwungen, aber Fodernd dort wohnende Familie auf des Kalifen Ende  
 brachten Friede verbrachte. Nach Jezids Tode (687, S. 62) legte sein  
 Sohn Uosailid II., ein frommer Mann, sich von der Seite der Abbasiden  
 an (bis den Fatahen des vorigen Jahrhunderts vertrieben), das  
 ihm abgetragene Kalifat nach wenig Monaten freiwillig nieder. Es er  
 folgte seinem Nachfolger erkoren, so daß Uosailid ein. Uebald ein  
 Kalif von Jezid, vermochte in Bassora ein eigenes Reich zu stiften, ward aber  
 bald von den Abbasiden in die Vertheidigung, die sich, wie ganz Jezid, Syrien,  
 Armenien und Aegypten, den Abbasiden ein Zobir als Kalifen erkoren. In  
 Corten ward Anfangs der dem Uebald ergebene Jezid zum Reichthum  
 miet, denn aber von den Fatahen gleichwohl der Calife Uosailid  
 zum Kalifen erkoren, der sich bald ganz Corten und Bagdad an  
 terwarf. Adonias sich sich vom Kalifat los und gab sich einen eigenen  
 Staat im östlichen Syrien. Im folgenden Jahre (688, S. 63) erholte  
 man ein Gerod einen mächtigen Zustand der Bagdader von Corten  
 und Arabien, und erklärte beide Kalifen für abgesetzt, ward aber von dem  
 bewohnten Kaiser Uebald geschlagen. Uosailid hatte sich nicht verthei  
 digen müssen, dem Sohne Jezids, Kalif, das Kalifat zu hinterlassen; denn  
 noch erkornte er seinen Sohn Uosailid in seinem Nachfolger. Unter  
 dem (Kalif 689, S. 64) ward Uebald, ein neuer Kaiser über beide  
 Kalifen, vom Fatahen Uebald überwunden (689, S. 65), dadurch  
 aber die dem Uebald beide fürchtete. Uebald, um zu seiner  
 Vertheidigung seine Hand zu haben, schickte mit dem geschickten Kaiser Ju  
 stinian II. einen Heerführer, wozu er die Ordnung des Reichs gerade nicht  
 bedacht, den Jeziden einen jährlichen Tribut von 30000 Goldstücken zu  
 zahlen. Er zog darauf gegen Uebald, schickte ihn zweimal, nach Uosailid  
 nach Corten, wobei Uebald blieb, und verweigerte so wieder in seiner Hand  
 die Herrschaft über alle Weichmänner; doch machte ihm die Widerlegung  
 des der Calif: datter. Nach einer Expedition und Vertheidigung der Stadt  
 gen Vertheidigung des Kalifats, ward er zu schlagen. Er war der erste Kalif,  
 der Uosailid in Corten lag. † 705, S. 66. Unter Uosailid I., seinem Sohn  
 Uosailid II. Schawarman und Uosailid (707, S. 67),  
 710) und Uosailid Uosailid (711). (S. des Cal. S. 68  
 69) Sein Bruder und Nachfolger Uosailid Uosailid  
 oder durch Uosailid und das geschickte Uosailid  
 einer Seite, dagegen erkornte man Schawarman. († 712,  
 durch Uosailid Uosailid Uosailid Uosailid, Uosailid  
 der Califen durch seine milden Weisungen ge  
 wurde von ihnen verjagt. (711, S. 102) Jezid II.,  
 man Vertheidigung sein Nachfolger, ward vor Uosailid aber  
 sein Tod nicht vertheidigt (711, S. 103). Uosailid Uosailid  
 die der Uosailid Jezid, Fodernd Jezid, das Kalifat freiwillig  
 vertheidigt und gezwungen, oder ein anderes Reich, bis  
 das, dem Sohne des Uosailid Jezid, des Califs des  
 neud), zog es sich das zu werden. Unter Fodernd  
 iten der Califen im Westen durch die Stadt Corten  
 ward (713) und bei Harbours (716) Uosailid Uosailid  
 I. Des Wohlthätig Uosailid II. ward noch standhaft

Herrschaft umgebracht (743, S. 126). Nach den fast eben so kurzen Regierungen Jezids III. und des Abbassiden Ibrahim, folgte Merwan II. mit dem bei den Arabern achtbaren Beinamen: der Esel (al Hemar). Ibrahim, von diesem entthront und eingekerkert, ernannte seinen Bruder Abul Abbas zu seinem Nachfolger und ward darauf im Gefängniß ermordet. Abdallah, Abul Abbas Oheim, erhob nun die Waffen gegen den Kalifen, der eben damals mit einer gefährlichen Empörung in Persien viel zu thun hatte. Merwan ward zweimal geschlagen und blieb (752, S. 134). Mit ihm schließt die Reihe der ommajjadischen Kalifen. Der wüthende Abdallah rottete verrätherischerweise durch ein gräßliches Blutbad bei einer Zusammenkunft alle Ommajjaden aus. Nur zwei entrannten. Abderrahman entkam nach Spanien, wo er das unabhängige Kalifat von Cordova stiftete (s. Spanien); ein anderer in einen Winkel Arabiens, wo er als Kalif erkannt wurde und seine Nachkommen bis ins 16. Jahrhundert herrschten. Abul Abbas, obwohl unschuldig an jener Grausamkeit, die ihm den Thron sicherte, bekam doch davon den Namen Saifah, der Blutige. Er starb sehr bald, 18 Jahr alt, an den Kinderblattern (753, S. 135). Sein Bruder Abu Giafar, genannt al Mansor (der Sieghafte) mußte zuerst im eignen Oheim Abdallah einen Nebenbuhler bekämpfen, den er jedoch glücklich besiegte. Sein Geiz zog ihm viele Feinde zu, die aber seine treulose Schlanheit alle zu unterdrücken mußte. Jenen prächtigen Beinamen erwarben ihm seine Eroberungen in Armenien, Cilicien und Cappadocien. Er baute (764, S. 146) die Stadt Bagdad am Tigris, und verlegte (768, S. 150) dahin den Sitz des Kalifats. Er starb auf einer Wallfahrt nach Mecca, mit Hinterlassung eines ungeheuern Schatzes (775, S. 158). Mahadi, sein edlerer Sohn und Thronfolger, mußte die unruhigen Schorasaner unter dem vorgebllichen Propheten Hakem bekämpfen (785, S. 169) und Hadi, sein Enkel, die Aliden unter Hussein, Alis Urenkel. Hadi ließ die Sentinen, eine der Lehre von zwei Naturprincipien anhängende Secte, vertilgen. Nach der gewöhnlichen Erbfolgeordnung und Mahadis Verfügung folgte dem Hadi nicht sein Sohn, sondern sein Bruder Harun (786, S. 170), der wegen seiner Gerechtigkeit al Raschid genannt, und durch Beförderung der Künste und Wissenschaften berühmt ist. Er schloß einen Waffenstillstand (wirklicher Friede durfte nie mit den Christen gemacht werden) mit der griechischen Kaiserin Irene (788, S. 172), die ihm Tribut bewilligen mußte. Jahir, ein Alide, machte ihm den Thron streitig, unterwarf sich aber nachher. Gleichwohl besleckte Harun seinen Ruhm durch seine Ermordung; noch mehr durch die seiner Schwester Abbassah und ihres Geliebten, des Barmeciden Giafar, und durch die Verstörung und Verfolgung des ganzen, um den Staat und ihn selbst hochverdienten Hauses der Barmeciden. Harun theilte das Reich unter seine drei Söhne. Al Amin sollte, als einziger Kalif, Irak, Arabien, Syrien, Aegypten und Afrika unmittelbar beherrschen, unter ihm Al Ramun Persien, Turkestan, Schorasan und den ganzen Osten; Molassem Kleinasien, Armenien und alle Küstenländer des schwarzen Meers. Die jüngern Brüder sollten dem Amin im Kalifate folgen. Zu Thous in Schorasan, wo Harun durchreiste, um einen in Samarland ausgebrochenen Aufruhr zu stillen, ereilte ihn der durch wunderbare Träume ihm vorbedeutete Tod (809, S. 193). Al Amin (der Getreue; er hieß eigentlich Muhamed) war dieses Namens unwerth. Ungetreu seinen Herrscherpflichten und den Lüste ergeben, überließ er, jene auszuüben, seinem Beizer Fadhel. Dieser bewog, aus Haß gegen Ramun, den Kalifen, seinen Sohn zum Nachfolger zu ernennen, und den Molassem aus seinem Landestheile zu verdrängen. Bruderkrieg erhob sich.

Mamun's Feldherr, Thaber, schlug die Völker des Kalifen, nahm Bagdad ein, und ließ den Amin tödten (813, S. 197). Mamun ward als Kalif erkannt. Edler in seinen Neigungen als Amin, pflegte er Künste und Wissenschaften, überließ aber, wie jener, Dienern Regierung und Heere. Seine Maßregel, einem, obwohl würdigen, Günstlinge Riza zu Gefallen, das Kalifat auf die Aliden zu bringen, brachte die mächtigen Abbassiden zum Aufstande. Sie erklärten den Mamun des Throns verlustig und den Ibrahim zum Kalifen, unterwarfen sich aber wieder, als Riza gestorben und der Kalif andern Sinns geworden war. Das große Reich der Araber, in unzähligen Statthalterschaften über zwei Welttheile ausgebehnt, mochte schwer unter seinem Zepter gehalten werden. Vom Satrapendespotismus ist nur Ein, unter schwachen Oberherren leichter, Schritt zur Selbstherrschaft. Die Weisheit der ersten Abbassiden vermochte dieses Uebel nur aufzuhalten, die Fehler der spätern beförderten es. Schon unter Harun al Raschid hatten die Aglabiden in Tunis (800, S. 184), eben so die Edrissiden in Fez, unabhängige Reiche gestiftet. Jetzt warf Thaber, zum Statthalter von Khorasan ernannt, sich dort zum Herrn auf. Von ihm die Thaberiden. Mamun sandte den Thomas, einen vertriebenen Griechen, mit einem Heere gegen den griechischen Kaiser Michael II. (den Stammeler). Thomas verheerte Kleinasien und belagerte Konstantinopel; aber ein Sturm zerstreute seine Flotte (823, S. 207). Einen zweiten Angriff auf die Kaiserstadt halfen die Bulgaren abschlagen; Thomas ward gefangen und hingerichtet. Gegen die vielen Religionssecten, in die die Muselmänner sich damals theilten, erwies sich Mamun duldsam († 833, S. 218). Während seiner Regierung (um 830, S. 213) eroberten die afrikanischen Araber Sicilien und Sardinien, wo sie sich gegen 200 Jahre behaupteten, bis ihnen jenes (1035) von den Normännern, dieses (1051) von den Pisanern entzissen ward. Motassem, zuerst Billah (von Gottes Gnaden) zubenamt, Harun's dritter Sohn, erbaute 12 Meilen von Bagdad eine neue Stadt, Samarath, und verlegte seinen Sitz dahin. In seinen Kriegen gegen die Griechen und aufrührerischen Perser, brauchte er zuerst türkische Soldner. Aus Gram über den Tod seines Leibarztes ward Motassem wahnsinnig und starb (842, S. 227). Bathel Billah, sein Sohn, Anhänger der Motassidischen Secte, that Manches für wissenschaftliche Cultur, aber, ein entkräfteter Wollüstling, starb er an Nervenschwäche (846, S. 232). Einen Erbfolgestreit zwischen seinem Bruder Motawackel und Sohne Mothadid entschied die schon sehr mächtige und anmaßende türkische Leibwache für den Unwürdigsten, den Erstern. Immer mehr wurde es unter Motawackel Billah Sitte, alle Kriege durch die türkischen Soldner zu führen, wodurch die Araber unfriegerisch und weichlich wurden, wie in jenem heißen Klima jeder, der nicht in beständiger Thätigkeit lebt. Motawackel zeigte einen blinden Haß gegen die Aliden, selbst gegen das Andenken der Verstorbenen, übrigens schadenfrohe Mobbheit, Hang zur Wollust und Grausamkeit. Sein eigener Sohn, Montasser, von ihm zu beiden erzogen und dabei oft schändlich gemißhandelt, verschwor sich wider ihn mit der türkischen Leibwache und ließ ihn umbringen (861, S. 247). Ihn riefen nun die Türken, die Kalifenwahl sich anmaßend, zum Fürsten der Gläubigen aus, und zwangen seine an der Schandthat unschuldigen Brüder, deren Rache sie fürchteten, der Thronfolge, die ihnen von Motawackel bestimmt war, zu entsagen. Montasser starb nach kurzer Zeit an einem Fieber, das Gewissensbisse ihm zugezogen (862, S. 248). Die Türken erwählten nun Moftain Billah, einen Enkel des Kalifen Motassem. Zwei Aliden warfen sich neben ihm zu Kalifen auf. Der eine, zu Kufa, ward besiegt und getödtet;

der andere aber stiftete in Tabarestan ein unabhängiges Reich, das ein halbes Jahrhundert bestanden hat. Uneinigkeit der türkischen Soldner unter einander selbst vollendete die Zerrüttung des Reichs. Eine Partei erhob den Motaz, zweiten Sohn Motawackels, auf den Thron, und nöthigte den Mostain, abzudanken. Motaz Billah ließ ihn bald aus dem Wege räumen, so wie seinen eigenen Bruder Muwiad. Er dachte darauf, die türkischen Soldner abzuschaffen, aber ehe er das Herz faßte, es auszuführen, empörten sie sich wegen rückständigen Soldes und nöthigten ihn die Regierung niederzulegen, worauf er bald starb (869, S. 255). Sie erhoben zum Kalifat Mobei Billah, des Kalifen Bathel Sohn, stürzten aber diesen trefflichen Fürsten schon nach elf Monaten wieder, weil er ihre Kriegszucht verbessern wollte. Unter Motawackels drittem Sohn, dem Lüstling Motamed Billah, den sie darauf zum Kalifen ausriefen, gelang es endlich seinem klugen und wackern vierten Bruder Muaffel, die verderbliche Uebergewalt dieser Türken zu dämpfen. Motamed verlegte den Sitz des Kalifats von Somarath wieder nach Bagdad (873, S. 259), wo er seitdem geblieben. In demselben Jahre folgte in dem unabhängigen Khorasan, durch eine Revolution, auf die Dynastie der Thaberiden die der Soffariden, die ihre Herrschaft in der Folge über Taberstan und Segestan ausbreitete. Auch der Statthalter von Aegypten und Syrien, Achmet ben Tulun, machte sich (877, S. 263) dort zum Selbstherrscher; von ihm die Tuluniden. Zwar vernichtete der tapfere Muaffel das Reich der Zingier in Kufa und Bassora zehn Jahre nach seiner Entstehung (881, S. 268), aber das Kalifat vor dem Zerfallen, zu dem es immer mehr sich hinneigte, zu erretten, vermochte er nicht. Motamed starb bald nach ihm (892, S. 279) und Muaffels Sohn, Mothabad Billah, folgte ihm. Er bekriegte unglücklich eine neue in Irak entstandene Secte, die Karmathen (899, S. 286). Sein Sohn Mottaphi Billah (902, S. 289) war glücklicher gegen diese, noch mehr aber gegen die Tuluniden, indem er Aegypten und Syrien sich wieder unterwarf (905, S. 292). Unter dessen Bruder Mottadar Billah, der ihm (909, S. 295) im Alter von 13 Jahren folgte, zerrütteten Empörungen und blutige Zwiste um die Reichsverwaltung das Reich. Er ward mehreremal ab und wieder eingesetzt, endlich gemeuchelmordet (631, S. 319). Unter ihm erhob sich in Afrika Abu Muhamed Obeidallah, der von der Fatime, Tochter des Propheten (also vom Ali) abstammend vorgab, stürzte die Dynastie der Aglabiden in Tunis, und stiftete die der Fatimiten (910, S. 298). Nicht zufrieden, dort unabhängig vom Kalifen zu herrschen, behaupteten diese, als Kinder des Propheten, selbst die einzigen rechtmäßigen Kalifen zu seyn. Bald darauf gelangte in Persien die Dynastie der Buien zu Ansehn und Macht (925, S. 315). Khorasan war noch immer unabhängig, nur daß an der Soffariden Stelle die Samaniden traten; in einem Theile Arabiens herrschten die kazerischen Karmathen, in Mesopotamien die Hamadamiten. In dem kaum wiedergewonnenen Aegypten wurde Alschid vom Statthalter Herrscher. Von ihm die Alschiditen. Kabir Billah, Mothabeds dritter Sohn, verdiente durch Bosheit und Grausamkeit sein Schicksal. Die wieder mächtig gewordenen türkischen Soldner stürzten ihn vom Throne ins Elend (934, S. 322), in welchem er nach 5 Jahren umkam. Rhadi Billah, sein Bruder, führte die Würde eines Emir al Omara (Befehlshaber der Befehlshaber) ein, mit welcher die Ausübung einer unumschränkten Gewalt im Namen der Kalifen verbunden war, und stellte dadurch sich selbst immer mehr in den Hintergrund. Der erste, der diese Würde bekleidete, hieß Raif; bald aber entriß sie ihm der Türke Jafan durch Gewalt der Waffen (939, S. 327) und

ehnte ihre Macht zu einer Unumschränktheit aus, die dem Kalifen von einer weltlichen Gewalt nichts als diesen Namen ließ, und selbst das Recht, über die Thronfolge zu verfügen, umfaßte. Raif bekam zur Entthronung Kufa, Bassora und Irak Arabeh als unabhängiges Reich. Noch einmal versuchte der folgende Kalif, Mostaff Billah, Mostaders Sohn, durch Ermordung Jakems, die Selbstregierung wieder zu gewinnen, aber als zwanaen ihn die türkischen Soldner, einen andern ihrer Landsleute zum Emir zu ernennen, den Tozun, der dieses Amt erb, und eigenthümlich machte. Er vermachte es förmlich einem gewissen Schirzad, bald aber kam es in die Hände des persischen Fürstenhauses der Buiden, die der folgende Kalif Mostaffi Billah gegen die Tyrannei des Schirzad zu Hilfe gerufen. Der erste buidische Emir Mozeddulat vererbte es auf seine Nachkommen. Nun herrschte in Bagdad nicht der Kalif, sondern der Emir, der nur über einen kleinen Strich Landes. In jeder etwas entlegenen Provinz gab es unabhängige Fürsten. Ein Namensverzeichnis derer, die dortan Kalifen hießen, fortzuführen, wäre müßig; denn diese muselmännischen Päpste (das waren sie nur bloß) hatten bei weitem nicht die Macht der christlichen. Zu weitläufig wäre Verfolgung der einzelnen Geschichten, in die jene des Kalifats sich nun zerspaltet; aber die Hauptveränderungen, durch die die einzelnen Staaten und ihre Dynastien gingen, und die Herrschaft der ottomannischen Pforte vorbereitet wurde, müssen wir andeuten. — Die Minderjährigkeit des Alphiditen Ali benutzte der Fatime mit Moz Ledinillah, Nebenkalf in Tunis, sich Aegypten zu unterwerfen (969, S. 358), baute darauf Kahirah, Sitz seines Kalifats. So waren nun drei Kalifen, zu Bagdad, Kahirah und Cordova, deren jeder die andern vererbte. Die Fatimiten fielen aber, wie die Abbassiden, unter die Gewalt ihrer Beziere; die Ommajjaden in Cordova wurden, wie diese, durch Theilung Spaniens in viele kleine Reiche um alle Gewalt gebracht, bis die Morabethen sie völlig stürzten (s. Spanien). Als Ilkan, König von Turkestan, Khorasan erobert und die Samaniden gestürzt hatte, vertrieb ihn Mahmud, Fürst von Gazna, wieder, und gründete dort die Herrschaft der Ghazneviden (993, S. 388), die aber bald von den seldschukischen Türken unter Togrul Beg wieder gestürzt wurden (1030, S. 421). Dieser eroberte auch Schowarekmien, Georgien und das persische Irak. Vom Kalifen Cajem Bemeillah zu Bagdad gegen die Tyrannei der buidischen Emirs zu Hilfe gerufen, kam er nach Bagdad und ward selbst Emir (1055, S. 448), wodurch die Herrschaft der Türken über alle Muselmänner erst begründet wurde. Er vererbte auf seinen Neffen Alr Arslan (der den griechischen Kaiser Romanus Diogenes schlug und gefangen nahm) diese Würde mit solcher Macht, daß diese türkischen Emirs al Omara häufig Sultane von Bagdad genannt werden. Türkische Fürsten, die sich in andern Provinzen zu Herrschern aufwarfen, begnügten sich anfangs mit dem Titel Atabek (Vater, Lehrer), wie die Atabeks von Irak und Syrien, von Abherbidshan, von Fars (Persien) und von Karistan. Die Atabeks von Syrien und Irak waren es, mit denen die Kreuzfahrer hauptsächlich zu kämpfen hatten. Der erste hieß Omededdin Zenghi, bei den Franken Sansun. Nachher nannten auch sie sich Sultane; alle erkannten den Kalifen von Bagdad als geistlichen Oberharn aller Muselmänner; seine weltliche Gewalt erstreckte sich nicht über die Mauern von Bagdad hinaus. Nusreddin, Zenghi's Sohn, vom fatimitischen Kalifen Adhed, um Bagdad gegen die Willkür seines Beziere ersucht, sandte gen Cairo nach einander die Kurden, Schirkuh und Salaheddin; dieser aber stürzte die Fatimiten als schismatische Gegenpäpste) und warf sich zum Sultan von Aegypten



auf (1170, S. 360), womit er nach Nureddin's Tode auch Syrien vereinigte. Dieses ist der große Salahedin (Saladin), der furchtbare Christensfeind, der Eroberer von Jerusalem. Die Dynastie, die er begann, heißt von seinem Vater Ajub, die der Ajubiden. Sie herrschten über Aegypten, bis die Mamelucken sie verdrängten (1250). Die seldschukischen Sultane von Irak wurden (1194, S. 590) von den Schowaresmiern gestürzt, und da die von Achorasan ausgestorben, blieb von der seldschukischen Herrschaft nur noch das Reich Iconium oder Rum in Kleinasien übrig, von welchem das heutige türkische Reich sich herschreibt (s. d. Art. *Ottoman. Forste*). Die Schowaresmischen Sultane verbreiteten ihre Eroberungen weit nach Asien, bis der Schrecken der Tataren unter Dschingiskan (1220, S. 617) in diese Gegenden kam. Dessen Sohn Octai stürzte sie endlich ganz. Auch Bagdad, der Rest des Eigenthums der Kalifen, ward durch des Beylers al Kami und des Slaven Amram Verrätherei unter dem 36sten Kalifen Motazem, einer Mongolenhorde unter Holagu leichte Beute (1258, S. 556). Der Neffe des grausam ermordeten Motazem floh nach Aegypten, wo er sich mit Vergünstigung der Mamelucken fortwährend Kalif nannte und das muhamedanische Papstthum auf seine Nachf. amen vererbte. Als die Türken im J. 1517 Aegypten eroberten, ward der letzte dieser Schattenkalifen nach Constantinopel geführt, und starb, nach Aegypten zurückgebracht, im J. 1538. Seitdem nahmen die türkischen Sultane den Kalifentitel an, und der Padischah zu Constantinopel behauptet solchen bis auf den heutigen Tag mit allen, doch außerhalb seines eigentlichen Reichs wenig geachteten, und von den alchischen Persern sehr bestrittenen, Ansprüchen der geistlichen Oberherrschaft über alle Muselmänner. K.

**Kalk** (*Kalkerde*) ist, wie es scheint, dasjenige Mineral, welches in der ganzen Natur am weitesten verbreitet ist. Alle hierher gehörigen Fossilien machen ein eignes, sehr weitläufiges Geschlecht aus. Der Kalk findet sich aber nicht bloß als Mineral, sondern er ist auch durch das Thier- und Gewächreich verbreitet. Thierische Substanzen, welche vorzüglich viel Kalkmaterie enthalten, sind die Knochen, Muscheln, Corallen und die Eierschaalen; in den Gewächsen findet man weniger. Der Kalk, als Mineral, ist theils nur halbhart, theils gar weich. Im Feuer werden selbst die härtesten mineralischen Kalksubstanzen mürbe gebrannt. Nicht alle Kalkarten sind von gleicher Reinigkeit: manche führen viele fremde Substanzen bei sich. Fast immer stehen sie mit irgend einer Säure in Verbindung, und nach der Verschiedenheit dieser Säuren theilt Blumenbach das ganze Kalkgeschlecht in fünf Gattungen ein, nämlich in Kohlensäure, schwefelsäure, spathsäure, phosphorsäure und boraxsäure Kalk. Reine Kalkerde ist graulich von Farbe, und färbt blaue Pflanzensäfte grün, schmilzt auch, an und für sich, im heftigsten Feuer nicht, außer wenn sie mit Alaunerde vermischt ist. In der Atmosphäre wird sie leicht mit Kohlensäure und mit Wasser gesättigt, ihre Temperatur erhöht, an Gewicht schwerer, und verliert ihren brennenden und äßenden Geschmack. Im Wasser löset sich reine Kalkerde sehr schnell auf, die Temperatur wird erhöht, und man bemerkt ein Leuchten. Das Wasser wird dabei in Gas verwandelt. Dieses Gas hat einen besondern Geruch und färbt blaue Pflanzensäfte grün. Der Wärmestoff, welcher sich bei dem sogenannten Löschen der Kalkerde, oder bei der Verbindung des Wassers mit der Kalkerde, entwickelt, kommt aus dem Wasser, und entsteht daher, weil sich das Wasser mit der Kalkerde in fester Gestalt (als Eis) verbindet, wodurch aller Wärmestoff frei wird, welcher nöthig war, um das Eis in der Gestalt von Wasser zu erhalten. Kalkerde mit Eis verbunden heißt ges

**löcher Kalk.** Kalksteine sind feste mineralische Kalle. Sie sind in Ansehung ihres Gefüges von verschiedener Beschaffenheit: dicht, löchericht, schuppig, faserig, schieferig. Er ist eine kohlensaure Kalkart, welche sich in mancherlei Gestalt und überall auf der Erde verbreitet findet. Der gemeine Kalkstein hat eine graue, gelbliche oder röthliche, am meisten aber eine graue Farbe, und wird in vielen Gegenden der Erde bergmännisch aus Flößgebirgen gewonnen. Der Marmor steht mit dem Kalksteine in der genauesten Verbindung, oder er ist vielmehr selbst eine feinere Art von Kalkstein. **Kalkbrennen** besteht darin, wenn in einer ovalen oder ablanglichen Grube, die gewöhnlich sechs Ellen tief und drei Ellen breit ist, diejenigen Steine, welche man zu Kalk brennen will, fest auf einander aufgeschichtet werden. Diese Grube bewirft, verklebt und beschlägt man alsdann mit Lehm, damit die Steine in derselben weder zerfallen, noch ungleich brennen können, und schürt sodann Feuer unter dieselbe, welches sieben, acht und mehrere Tage in steter Flamme erhalten wird. Besser als solche Löcher sind jedoch die eigends dazu erbauten Kalköfen.

**Kalligraphie** heißt die Kunst, schön und sauber zu schreiben. Was die deutsche Schrift anbetrißt; so behauptet man, daß in Dresden am schönsten geschrieben werde. Es ist begreiflich, daß in dieser Kunst gewisse Regeln vorhanden seyn müssen, die allein dasjenige hervorbringen können, was wir eine schöne Schrift nennen. Diese Regeln stützen sich besonders auf den Grundsatz, daß alles, was zu viel ist, schade, und daß das Ueberladene entweder gar keinen, oder vielmehr gerade den entgegengesetzten Effect hervorbringe. Nach diesem Grundsatz muß nun bei der Kalligraphie im Allgemeinen (denn in Einzelheiten überzugehen, verbietet uns der beschränkte Raum) dreierlei beobachtet werden: die Größe der langen Buchstaben, die Einfachheit der Buchstaben überhaupt und die Deutlichkeit derselben. Die Höhe der langen Buchstaben muß, wenn die Schrift ein, dem Auge wohlgefälliges, Ansehen erhalten soll, mit den kurzen Buchstaben in einem gewissen Verhältnisse stehen. Dieses Verhältniß scheint getroffen zu seyn, wenn dem langen Buchstaben die fünffache Höhe der kleinen Buchstaben, dem halblangen jedoch die dreifache derselben zugemessen wird. In Betreff der Einfachheit der Schrift ist zu bemerken, daß zur wirklichen Schönheit derselben, alle und jede Züge, die nicht unmittelbar zur Bildung des Buchstabens nöthig sind, vermieden werden müssen, wenn das Auge nicht unangenehm beleidigt werden soll. Die Deutlichkeit der Schrift ist ein nicht minder unumgänglich nöthiges Erforderniß, und besteht darin, daß die Form jedes Buchstabens mit der ihr zukommenden Ausführlichkeit vollendet dargestellt werde. Letztere Regel wird im Allgemeinen von den Kalligraphen weniger verlehrt, wie die beiden ersten: gegen Höhe und Einfachheit der Buchstaben verstoßen jedoch die meisten Schönschreiber. Ja, es scheint sogar, als ob zur Erkenntniß und Befolgung der desfallsigen Regel eine größere Summe von Verstand gehöre, als die gewöhnlichen Schönschreiber gewöhnlich zu besitzen pflegen. Was beleidigt das Auge mehr, als wenn der lange und halblange Buchstabe unverhältnißmäßig über oder unter der Linie hervorragt, oder, wenn die Deutlichkeit der Schrift durch eine nichtsagende, durchs aus zweckwidrige Schnörkelei oft bis zum Mißverständnisse entstellt wird? Und doch fallen in der Regel die meisten Kalligraphen in diesen nie genau zu rügenden Mißbrauch eines überverstandenen Bestrebens, recht schön schreiben zu wollen.

Pq.

**Kalliope**, eine Tochter Jupiters und der Mnemosyne, war eine von den neun Musen und zwar die Göttin des Heldengedichts. Sie war

Die vorzüglichste der Wäfen und die Reichthümer der Kälte, denen sie die Macht der Veredelung und des Schmuckes mischete. Nach Eänger und Eiprester hat ihre und Kollo's Kleidung. Wie dem Oeagrus, so wie in Kyprien, jagte sie die berühmten Dichter Orpheus und Linos: letzterer wird jedoch, von andern, auch für einen Sohn Apoll's und der Nymphe Azania, so wie Orpheus für einen Sohn Apoll's und der Kalliope gehalten. Außerdem jagte Kalliope mit dem Erichon den Akteus, mit dem Epops den Salmeon und Komendus, mit dem Oeagrus den Eumachos, und mit dem Helios die Eirene. Unter den Kalliope'schen Wäfen kennt man die Kalliope an der Kuba, welche sie in der einen, und an dem Feindengedächtnis, welches sie in der andern hält, so wie an den Blumen und Vordevrängen, mit welchen sie geschmückt ist.

Kalligler (aus d. griech.), ein frommer Mäxer, ist die gemeine Bezeichnung der griechischen Uebade.

Kalmüser (Kaldäer, Koptäner, Peter Paulus (L. d. Wt. Welfelinge)) hatte den Einsiedlern von Komalball auf den Kyprien eine strengere Disziplin gegeben, wodurch dieser Orden in den Auf ein vor besonders Heiligkeit kam; wie diese Heiligkeit selbst ortet aber in der Folge auch das der deutschen Volkssprache weniger geläufige Wort Komalballent in Kalmüser aus.

Kalmücken (Caldi, Cladd, Claffen) machen den wertvollsten Theil des mongolischen Völkerverbandes aus. Sie setzen den Haupten, über diesen Wohnsitz zwischen dem Kofu-Fluss (Naura See) und Elbet gehend zu haben. Lange vor Nialing's-Oben soll dieses Volk, der größte und mächtigste Theil der Caldi, gegen Westen bis nach Sibirien einen Auszug gehalten und sich dort und um den Caucasus vertheilt, der Hebräer aber, welcher in der großen Kataral jüdischgebildet war, von seinen katarischen Nachbarn den Namen Chalmis (Überwältiger) erhalten haben. In der Elbet wohnen sich die Kalmücken auch noch heut zu Tage Chalmis, obgleich Caldi, welches Wort aber auch dasselbe bedeutet, noch immer ihre eigenthümliche Bezeichnung ist. Die Caldi oder Kalmücken theilen sich, wenigstens seit der Herrschaft der mongolischen Dynastie, in vier verschiedene Hauptzweige, die sich Chosow, Desbet, Esonas hat und Kogol nennen. Der größte Theil der Chosow'schen Kalmücken hat sich in und um Elbet und am Kofu-Fluss erhalten und soll nach der Herrschaft der mongolischen Kalmücken unter Chosow dem Chosow gebildet sein. Der kleinere Theil dieses Stammes war schon lange zuvor an den Irkisch gezogen, und geriet endlich unter die Herrschaft der mongolischen Horde, mit welcher er gewöhnlich an den Kriegen gegen China Theil nahm, aber auch zugleich mit derselben sehr Freund wurde. Die unter Chosow der Kaldäer noch jetzt vertheilte Horde

der Kaiser  
Feldern) ist  
ben haben.  
F (Kaldäer)  
den Mongol  
den, erwe  
freiwillig  
Kalmücken  
als mit de  
nager gew  
Kaldäer ist  
einen große

schot, Derbet und Choit, unterwürfig machte, und mit den Mongolen sowohl, wie mit dem chinesischen Reiche blutige Kriege führte, die sich aber mit ihrer gänzlichen Unterjochung und Zerstreung geendigt haben. Sie galten für die tapferste, reichste und mächtigste Horde. Die derbetischen Kalmücken, welche anfänglich in der Gegend des Koko-Flusses ihre Weideplätze hatten, zogen von da wegen der mongolischen Unruhen, gegen den Irtsch, und theilten sich hierauf in zwei Haufen. Einer derselben vereinigte sich mit den Soongaren, und wurde am Ende mit diesen aufgelöst; der andere ließ sich am Ural, Don und an der Wolga nieder, und ein großer Theil derselben vereinigte sich daselbst mit den Torgoten, trennte sich aber nachmals wieder von denselben. Die torgotischen (wolgaischen) Kalmücken scheinen sich später, als die übrigen kalmückischen Zweige, zu einer besondern Horde gebildet zu haben. Gleich anfangs trennten sie sich von den unruhigen Soongaren und ließen sich an der Wolga nieder, von welcher Zeit sie von den Russen, denen sie sich bereits 1616 unterwarfen, die wolgaischen Kalmücken genannt werden. Als aber der Druck der russischen Regierung eine Unzufriedenheit unter ihnen erregt hatte, zogen sie 1770 in die Soongarei zurück und begaben sich unter chinesischen Schutz, wo man aber gleich anfangs strenge Maaßregeln mit ihnen ergrieff. Alle diese verschiedenen Stämme standen ehemals, oder stehen noch jetzt, unter ihren eignen Chans, die der Regierung, unter welcher die Horde lebt, nur mittelbar durch Tribut unterthan sind. Auch giebt es eine Colonie getaufter Kalmücken, denen die russische Regierung besonders im orenburgischen Gebiete der Statthalterschaft Ufa ein fruchtbares Gebiet, nebst der Stadt Stawropol, eingeräumt hat. Diese Colonie hat sich in der letzten Zeit sehr vermehrt. Noch ist in eben der Statthalterschaft eine kleine Colonie mohamedanischer Kalmücken vorhanden, die aus einzelnen Proselyten, welche die Kirgisen gesnacht und unter sich aufgenommen haben, entstanden ist.

Kälte heißt diejenige Empfindung, welche in uns entsteht, wenn wir Körper berühren, die weniger Wärme enthalten, als unser eigener Körper, und die daher letztern einen größern oder geringern Grad von seiner Wärme entziehen. Der Begriff von Kälte ist also bloß relativ: so ist, z. B., unser Eis für uns schon kalt; warm hingegen ist es in Vergleich mit dem Eise der Polarländer. Im heißen Sommer dünkt uns die Luft in einem Keller kalt, im Winter aber warm. Darum hat man auch die Kälte für nichts Positives, sondern nur für etwas Negatives genommen. Die Wirkungen der Kälte sind den Wirkungen der Wärme entgegengesetzt. Die Kälte dehnt die Körper aus und setzt sie, auf einen gewissen Grad gebracht, in den Zustand der Flüssigkeit, oder trennt den Zusammenhang ihrer Theile; die Kälte hingegen bewirkt Zusammenziehung des Volumens und verwandelt flüssige Körper in feste Massen. Die Dämpfe werden durch die Kälte verdichtet; die Gasarten hingegen werden zwar ebenfalls in einen engeren Raum zusammengedrängt, verlieren aber nie ihre elastische Form. Von der Kälte der Atmosphäre ist noch zu bemerken, daß sie nicht in allen Ländern, die unter einerlei Breite liegen und also den Sonnenstrahlen in demselben Maße ausgesetzt sind, von gleicher Stärke ist. Im Allgemeinen ist ein Ort desto kälter, je höher er über der Meeresfläche liegt; aber die hohen Gebirgsgipfel in Peru, selbst unter der Linie, mit ewigem Schnee bedeckt bleiben. Diese Erscheinung erklärte man ehemals, und uns dünkt mit Recht, daraus, daß in niedrigen Gegenden das Zurückprallen der warmen lockeren, also auch wärmenden Luft verursache, und daß die dichte Luft auf hohen Gebirgen, eben weil sie durch jenes Zurückprallen nicht locker ge-

macht werden kann, aus eben demselben Grunde kalt bleiben müsse. Jetzt will man aber beobachtet haben, daß die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die Luft nicht allein, wie so eben bemerkt ist, von der Dichtigkeit derselben abhängt; sondern daß die Wärme vielmehr von der Natur der Luftschichten, so wie von der Menge der Feuermaterie, welche in derselben enthalten ist, abhängt. Künstliche Kälte heißt vornehmlich derjenige Grad der Kälte, welcher durch Auflösung oder Vermischung gewisser Substanzen, imgleichen durch Ausdünstung hervorgebracht ist. Wenn man Kochsalz, Salpeter, oder Salmiak in einer hinreichenden Menge Wasser auflöst; so wird das Gemisch während der Auflösung merklich kälter, und ein hineingesetztes Thermometer sinkt bis zum Gefrierpunkte herab, wenn das Wasser nämlich vorher bereits gefroren war. Die Auflösung selbst aber gefriert nicht, wenn gleich die Temperatur derselben unter dem Gefrierpunkte steht; setzt man aber ein Gefäß mit reinem, kaltem Wasser hinein, so gefriert dasselbe leicht. Ist das Salz in dieser Masse völlig aufgelöst; so verliert sich die Kälte wieder. Fügt man noch Schnee oder geschabtes Eis zu jener Mischung; so kann darin, selbst im Sommer und sogar über dem Feuer, reines Wasser in Eis verwandelt werden. Man erklärt dies folgendermaßen: Jede Auflösung entbindet den in den Körpern enthaltenen Wärmestoff und macht ihn frei. Da nun die Materie, eben durch diese Auflösung, keine Wärme mehr in sich faßt; so ist sie auch an sich selbst so kalt, daß sie den, sie berührenden Gegenstand in Eis verwandelt. In. Nach gleichen Grundsätzen kann auch durch Ausdünstung (der Zustand, wo die tropfbare Flüssigkeit in Dampf übergeht, also wo sich die Flüssigkeit in Auflösung verfest) künstliche Kälte hervorgebracht werden. Auf diese Weise kühlt man die Zimmer durch Besprengen mit kaltem Wasser ab, so wie auch nach diesem Grundsätze zu Benares, Calcutta und andern Orten in Ostindien Eis zubereitet wird. Auch die mechanische Ausdehnung der zusammengepreßten Luft wird als ein Mittel zur Erzeugung einer künstlichen Kälte betrachtet. Wenn man nämlich aus den Hähnen der hiezu tauglichen Maschinen, in welchen die Luft sehr stark zusammengedrückt ist, worin sich aber zugleich etwas Wasser befinden muß, diese Luft entweichen läßt; so reißt sie mit einem lauten Geräusche etwas Wasser mit sich heraus und verwandelt denjenigen Theil desselben, welcher am Hähne hängen bleibt, in Eis.

Kalypso war eine Tochter des Atlas, nach andern des Merens und der Doris, nach andern des Oceans und der Thetys, und bewohnte die Insel Ogygia, welche tief im Ocean lag und voller Waldungen war. Obgleich Göttin, lebte Kalypso dennoch einsam und fern von allem Umgange mit Göttern und Menschen. Als Ulysses an ihrer Insel Schiffbruch litt, nahm sie ihn gütig auf, pflegte ihn und wünschte ihn bei sich zu behalten, um ihm ewige Jugend und Unsterblichkeit zu geben. Allein seine Sehnsucht nach dem Vaterlande und nach seiner Gattin schwächte die Reize der Göttin zu sehr, daß er die sieben Jahre, welche er bei ihr gezwungen zubringen mußte, in Kummer und Leid verlebte. Endlich erbarmten sich die Götter des Leidenden. Jupiter sandte den Merkur vom Olymp herab, welcher der Kalypso den Befehl bringen mußte, den Ulysses in seine Heimath zurückzulehren zu lassen. Dem Befehle des Donnerers durfte sie sich nicht widersetzen; Ulysses reisete also ab. Sie hatte zwei Söhne mit ihm gezeugt, den Nausinous und Nausthou.

K a m m e r m u s i k ist im weitesten Verstande diejenige Musik, welche der Kirchenmusik entgegen steht und im Zimmer oder auch auf dem Theater aufgeführt wird. In so fern nun die Kammermusik mit der Theatermusik

unter einer Kategorie begriffen wird, ist der Styl dieser beiden Musiken dem Style der Kirchenmusik, wie schon gesagt, entgegengesetzt. In der ältern Musik war freilich der Kammerstyl von dem Theaterstyle sehr verschieden. In der Kammermusik pflegte man nämlich den Satz mehr zu zergliedern, die Melodie feiner zu nuanciren, die Begleitung mehr auszuarbeiten und überhaupt einen höhern Grad der Vollendung zu erreichen zu suchen, als in der Oper, von welcher man glaubte, daß sie ihrer Natur nach, bei der Größe des Locals und der stärkern Besetzung der Stimmen, so wie auch bei dem nicht bloß aus Kennern bestehenden Opernpublikum, nur allgemein hingeworfene große Massen und keine ins Detail gehende Ausarbeitung der einzelnen Theile zulasse, so wie etwa die PERSPECTIVALEREI keine solche feine Ausarbeitung der einzelnen Theile gestattet, wie die für die Nähe berechnete Portrait- und Landschaftsmalerei. Da nun, dieser Meinung zufolge, die künstlerische Ausarbeitung des Kammerstils weit höher gesteigert wurde, als die des Theaterstils; so wurde auch bei den Ausübem des erstern ein größerer Grad von Kunstfertigkeit vorausgesetzt, als bei dem Theaterstyle. Jetzt hingegen ist der Charakter beider Style in so fern gänzlich in eins verschmolzen, als man im Allgemeinen keine eigentliche besondere Kammermusik mehr hat, sondern dazu meistens nur Theatermusik nimmt, wozu auch noch der Umstand kommt, daß man schon längst angefangen hat, den Theaterstyl eben so sorgfältig auszuarbeiten, wie den Kammerstyl, wodurch also nun auf eine doppelte Weise der Unterschied zwischen beiden Stylen aufgehoben worden ist. Uebrigens liegt es in der Natur der Sache, daß der Theaterstyl, in so fern dieser dazu dienen soll, das ganze innere Leben und die unendlichen Verwickelungen einer dramatischen Handlung zur äußern Erscheinung zu bringen, sich unter die Gesetze des Kammerstils, die ihrer Natur nach beschränkter seyn mußten, nicht fügen, sondern daß sich, umgekehrt, dieser vielmehr dem Theaterstyle unterordnen und ihm unterthan werden mußte. — **K a m m e r t o n** bezeichnet diejenige Stimmung der Instrumente, die eigentlich an und für sich selbst schon hoch ist, aber doch noch immer einen ganzen Ton tiefer stimmt, als der Ton der ältern Orgeln zu seyn pflegt. Gewöhnlich muß man daher bei einer Kirchenmusik die Orgelstimme um einen ganzen Ton tiefer spielen, als die begleitende Instrumentalmusik. Wenn das Stück, z. B., in Cdur gesetzt ist und die Instrumente auch wirklich aus diesem Tone spielen; so muß die Orgelstimme aus Cdur in Fdur transponirt, also um einen ganzen Ton tiefer ausgeführt werden. Chemoals stand dem Kammer-tone der Chorton entgegen, von welchem jener der höhere, dieser der tiefere war: jetzt aber kennt man sowohl für die Instrumental- als für die Vokalmusik nur eine Stimmung, und der Unterschied zwischen Kammer- und Chorton fällt also schon von selbst weg.

Pq.

**K a m m e r k n e c h t e**, kaiserliche, heißt so viel als kaiserliche Leibknechte. So nannte man im Mittelalter die Juden. Dem christlichen Völkerverhaßt, als Feinde Gottes, Zauber und geheime Ursachen aller Landplagen betrachtet, waren sie es gewöhnlich, gegen die sich die, durch irgend einen Anlaß entzündete, fanatische Wuth lehnte; eine allgemeine Judenermordung hielt man für gleich verdienstlich mit einem Kreuzzuge. Der Kaiser, der ein Kopfgeld von ihnen zog und dem ihre stets gefüllten Kassen (denn sie waren bis zum 12ten Jahrhundert im fast alleinigen Besitze des Handels) eine unentbehrliche Zuflucht waren, erklärte sie daher für seine Knechte und Schülinge.

K.

**K ä m p f e r** (Engelbrecht), ein berühmter Reisender, ward am 16.

Sept. 1657 zu Lemgo geboren und erhielt von seinem Vater, der ein Geistlicher baselbst war, eine vortreffliche Erziehung. Nachdem er zu Königsberg studirt hatte, machte er 1683 als Secretär mit einer schwedischen Gesandtschaft eine Reise zu Lande durch Rußland nach Persien, besuchte darauf Arabien, Indostan, Coromandel, die Ufer des Ganges, Java, Sumatra, Siam und Japan, in welchem letztern Lande er zwei Jahre verweilte. Im J. 1692 kehrte er zurück, wurde in seiner Vaterstadt Leibarzt des Grafen von der Lippe und starb darauf am 2. Nov. 1716. Unter seinen Schriften verdient besonders genannt zu werden: *Geschichte und Beschreibung von Japan*, Lemgo 1774. Dieses Werk, welches allgemein geschätzt wird, war schon 1727 aus der Handschrift in das Englische übersetzt und zu London in zwei Foliobänden herausgegeben worden, worauf es 1774, von Dohm zum Druck besorgt, in deutscher Sprache erschien.

Kamtschatka ist eine Halbinsel, die von der östlichen Küste Sibiriens aus 180 deutsche Meilen lang und in der höchsten Breite von 50 Meilen, südwärts in den Ocean hinein bis an die kurilischen Inseln sich erstreckt. Dieses nordöstliche Ende der alten Welt wurde erst i. J. 1696 durch einen gewissen Mosokto, der mit 16 Kosaken einen Zug dahin unternahm, genauer bekannt, und im folgenden Jahre der russischen Krone zugänglich. Es ist für den Pelzhandel ausnehmend gut gelegen, und hat in der Awetscha-Bay vortreffliche Häfen, auch ist es durch sein Klima (zwischen dem 51 und 63ten Grad n. Br.) keinesweges der, jetzt fast ganz vernachlässigten Cultur unfähig; so daß bei liberalen und zweckmäßigen Maßregeln der Regierung, zu denen Krusenstern Vorschläge gethan hat, dort Handelsniederlassungen sehr gut gedeihen würden. Besonders wäre nöthig, statt der Soldaten und Sachtmeister eine Colonte von Ackerleuten hinzusenden, und nicht ferner, wie bisher, Kamtschatka als ein Botanik-Bay für Officiere von übler Aufführung anzusehen. Kamtschatka wird der Länge nach von einer Gebirgskette durchschnitten, von der rechts und links kleine Flüsse dem kamtschattischen und ochotskischen Meere zulaufen, und die an der südlichen Spitze das Vorgebirge Koratka bildet. Sie enthält Kupfer- und Eisenbergwerke und mehrere Vulkane. Die Bevölkerung von Kamtschatka ist außerordentlich gering; die Zahl der Eingebornen, ohne die Russen, beläuft sich jetzt nicht weit über 1000 Köpfe. Vor 100 Jahren war sie vielleicht zwanzig bis dreißigmal so groß. Ursachen dieser Entvölkerung sind die mörderischen Kämpfe bei verschiedenen zur Befreiung vom russischen Joch gemachten Versuchen, die verheerenden Kriegerverblattern, der unmenschliche Druck der Russen, und die unnatürliche Gewohnheit der heidnischen Kamtschadalinen, die Leibesfrüchte abzutreiben. Die Kamtschadalen, ein häßliches Mongolengeschlecht, nennen sich selbst *Tjelmen*. Sie sind gutmüthig und gastfrei, aber voll der größten Sinnlichkeit, welche ihre Gefräßigkeit und ihre unkeuschen Tänze sattfam bekrunden. Am widrigsten macht sie ihre Unreinlichkeit. Jedes kamtschadalische Dorf (*Ostroschol*) wird von einer Familie bewohnt, und besteht aus mehreren *Balaganen* oder Sommerwohnungen, die auf Pfählen erbaut sind, so daß man auf gekerbten Baumstämmen hinaufsteigt. Im Winter kriechen die Bewohner von etwa sechs Balaganen zusammen in eine *Jurte* oder Winterwohnung, eine fünf Fuß tiefe, durch ein rings verschlossenes kegelförmiges Dach bedeckte Grube, in welche man nicht anders kommen kann, als indem man äußerlich am Dache, das auf dem Rande der Grube aufsteht, hinauf, und durch den im Spitzel angebrachten Schornstein, mitten im aufsteigenden Rauch, hinabsteigt. Die kamtschas

dalische Kleidung besteht aus Rennthier- oder Hundefellen, hat aber jetzt viel Russisches angenommen. Die Kamtschadalinnen sind mit der häuslichen Arbeit ganz allein belastet, während der Mannspullenzt, wenn ihn nicht die Nothwendigkeit treibt, zu jagen und zu fischen, die Geräthschaften für beides zu verfertigen, Schlitten oder Häuser zu bauen. Die Jagd geht auf Pelzthiere, Rennthiere, Wallfische und Seehunde. Ackerbau wird nur von den Russen etwas getrieben. Die Hauptnahrung der Kamtschadalen besteht in Fischen, mit Wallfisch- und Seehundsfett zugerichtet, und einer Art Nudeln aus zarter Birkenrinde bereitet; ihr liebstes Getränk ist Birkenensaft. Das wichtigste und unentbehrlichste Hausvieh ist dem Kamtschadalen der Hund. Nicht nur giebt er, gestorben, ihm seine Kleidung, sondern er ist sein Jagvieh. Die Hunde werden zu diesem Zweck castrirt und vier bis acht vor einen kleinen Schlitten gespannt, der 16 Pfund schwer ist, und Einen Menschen trägt. Mit diesem legen sie jede Stunde fast eine deutsche Meile zurück. Der größte Vortheil ist, daß dieses Gespann nur im Winter Futter verlangt; denn im Sommer läßt man die Hunde frei laufen, und sie finden ihren Unterhalt durch die zahlreichen Fische, die Flüsse und Meer auswerfen. Zähme Rennthiere hält der Kamtschadale gar nicht, wiewohl es alle benachbarten Völker thun. Die Religion der Kamtschadalen war und ist noch bei den Wenigen, die das Christenthum nicht angenommen haben, die schamanische. Aber auch die christlichen haben sich ihre Zauberer oder Schamanen (s. d. Art.) nicht nehmen lassen. Indes findet man doch bei ihnen bewundernswürdige, auf eine uralte Tradition unverkennbar hindeutende Religionsideen. Sie glauben einen allmächtigen Gott, Schöpfer der Welt, Kutka genannt, verehren ihn aber nicht, weil die unzähligen schamanischen Fetische sie nicht dazu kommen lassen. Sie glauben die Unsterblichkeit der Seele, die sie jedem, auch dem unbedeutendsten Thierchen, zuschreiben. Auch von einer vor Alters über die Erde verbreiteten allgemeinen Ueberschwemmung, aus der nur ein Paar Menschen sich gerettet, erzählten sie. Solche Gedanken sind bei so rohen verwilderten Menschen klare Beweise einer reinern edlern Religion, die vielleicht, ehe die Nation aus bessern Klimaten verdrängt wurde, ihr Eigenthum gewesen, und auf welche Verwilderung und kindische Furchtsamkeit, die Tochter der Unwissenheit den Schamanismus pflanzte.

K.

Kanonen sollen ihren Namen von dem französischen Worte canno (Noth) erhalten haben. Die ersten waren von vielfach zusammentgelegter und mit eisernen Reifen wohl befestigter Leinwand, die sich in Form eines Kegels nach vorn zu erweiterte. Nachher erhielten sie die Cylinder- oder Walzenform. Dann setzte man die Kanonen aus eisernen Stäben zusammen und befestigte sie mit eisernen Reifen, wie etwa ein Wöttiger die Dauben zusammensetzt und mit Reifen befestigt. Endlich verwarf man auch das Eisen, und bediente sich statt dessen einer Mischung von Kupfer und Zinn. Einige Schriftsteller machen die Chinesen zu Erfindern der Kanonen, und sagen, daß man noch jetzt Geschütze in China finde, die achtzig Jahre nach Christi Geburt verfertigt worden wären. Von den Chinesen sollen dann die Saracenen diese Kunst erlernt und ein Ueberläufer derselben, Kallinikus aus Heliopolis in Phönicien, sie 670 (676) dem griechischen Kaiser, Constantinus Pogonatus, bekannt gemacht haben. Nach andern soll Albert der Große, Bischoff zu Regensburg († 1280), dann auch ein Deutscher, den einige Constantin Anklizen, andere Barthold Schwarz nennen, die Kanonen erfunden haben. Von letzterm weiß man weder die Zeit, wann, noch den Ort, wo er gelebt hat, bestimmt anzugeben,



Ja, einige halten diesen Schwarz gar für eine erdichtete Person. Bald soll er zur Zeit Albert des Dritten Hälfte des 14ten Jahrhunderts meldet, Schwarz habe sich als ein Stein, den er auf ein Haub angefüllten Mörser gedreht mit großer Hefigkeit in denselben sowohl zur Erfindung des Pulvers als auch der Feuerwerke veranlaßt worden sey. Im J. 1380 oder Donnerbüchsen, bereits diesen widersprechenden Nachrichten der Erfindung der Kanonen beizufügen. So viel ist gewiß, daß die Augsbürger bereits als gedachte Kanonen, welche zwischen 1620 und 1632 erfunden und fest zusammengehört waren oder auch kupfernen Röhren besetzt war. Die Art zu schießen, erfand der Kurbürscher J. 1740 verfertigte man zu Pulverkugeln von mehreren Pfunden daraus, ohne daß sie dadurch beschädigt worden.

Kant (Immanuel), war geboren zu Königsberg den 22. April 1724; wo er auch anfangs, durch Umstände genöthigt, Theologie studirte, später als akademischer Lehrer (1755) auftrat, seit 1770 als Professor der Logik lehrte, und bis zu seinem Tode (12. Febr. 1804) in dem Dienste der Wahrheit unablässig wirksam war: daher man ihn auch

bleibt man  
 hier er in  
 lution bewir  
 zur Wahrhe  
 fert und die  
 Mannes, di  
 buch a. d.  
 berg) hian  
 stitischen G  
 die heiterste  
 behaupten i  
 mehr äußert  
 Schriftstelle  
 ner Mann.  
 nie einer ex  
 fer gelebt.  
 gen, zeichn  
 desselben wa  
 llichkeit, die  
 zeigte. Das  
 lung drückt  
 Büste nach  
 Er liebte sel  
 ein angeneh  
 V.

auch einen uner schöpfbaren Vorrath von unterhaltenden und lustigen Anekdoten, die er ganz trocken, ohne je dabei selbst zu lachen, erzählte, und durch seinen Humor in treffenden Reflexen und Anmerkungen jede Gesellschaft aufheiterte und unerschrockt, weil man einen solchen Mann auch wohl gern allein sprechen hörte. Kants Gesellschaft wurde um so mehr von den besten Häusern und angesehensten Familien gesucht, da er sich durch die vollkommenste Keuschheit und durch den ehren Stolz, der ihm nicht nur als dem geistreichsten Manne des Orts, sondern als einem der tiefsten Denker, die je die Menschheit geehrt haben, wohl empfand, überall in hoher Achtung zu erhalten wußte, auch im Umgange nicht nur stets sanfter, sondern sehr statlich erschien. Gegen ihn, ja auch wohl nur in seiner Gesellschaft, würde sich gewiß nicht leicht einer etwas Unanständiges erlaube haben. Er saßte auch um so mehr in jede große und kleine Gesellschaft, da er das Kartenspiel liebte, und nicht gern einen Abend ohne seine kleine P'honore-Partie zubrachte. Er hielt dieses für das einzige, sehr sichere Mittel, den Kopf vom angestrengtesten Denken abzurufen und zu beruhigen. Schwere Kunst hatte er nie geübt, und liebte sie auch nicht besonders. Es war so leicht, als wäre er lauter reine Vernunft, oder (vielmehr) tiefer Verstand, als den welchem man selten ein so gränzenloses Gedächtniß antreffen wird, als Kant besaß. Seine Vorlesungen wurden auch dadurch äußerst interessant und lehrreich. Er las den größten Theil des Vorlesungs Nachmittags selten, und ließ sich zwischen jeder Vorlesung zwanzig Minuten Zeit für die folgende. Logik und Metaphysik las er gewöhnlich öffentlich; dann in Privat und physisch und lehrreiche Vorlesungen in Geschichte und in allen Sachen Erläuterung für jetzige sich dabei in liegen hatte, sah er Namen und Jahres, mündet im Nachtrage ihm neues gewährte, wovon man sich auch aus seinen gedruckten Heften überzeugen kann. Aber auch seine Vorlesungen über abstracte Philosophie erzielten durch seinen Schatz von Erläuterungen und Beispielen, bei sein Gedächtniß darbete, große Klarheit und Deutlichkeit, und seine Schriften sind vielen wohl immer dadurch so lange dunkel und schwierig geblieben, weil er den besten philosophischen Schriften ja viel zu vertraute, als daß er jene hinzuflügen für nöthig hätte erachten sollen. Was aber in innerstes Weim ausspricht, seine Philosophie, oder vielmehr die philosophische Methode, welche er übte und durch sein Beispiel empfahl, so werden die folgenden Grundzüge derselben zu unserm Zwecke hinreichend seyn. In der Periode, welche Kants philosophischen Untersuchungen kurz vorausging, hatte ein schlaffer Eklekticismus die Herrschaft erreicht, welcher sich mehr mit Bearbeitung einzelner abgetrennter Theile, als mit dem Ganzen der Philosophie und ihren Prinzipien beschäftigte, und auf den noch nicht begründeten Stoff, des philosophischen Erkenntniß, voll Zuversicht des Gelingens, die demontirte Methode der Wolffianer anzuwenden suchte. Die Blüthen dieses Dogmatismus, wie aller dogmatischen Verirrungen der früheren Zeit mit scharferm Auge entdeckend, und durch Hume's seinen Scepticismus erregt, wußte Kant den Grund des Mislingens aller dieser

Denkenden ab-  
decken, und  
er gehen müsse  
verlieren, und  
führte daher  
die philosophi-  
sche Kritik, weil  
er werden könne  
ich erkenne  
ist Die Bean-

Philoso-  
phie der  
Ordnung  
verlöstig  
ist ein-  
eigene  
Hafte  
ge-auf-  
stehende  
er  
ste ihm  
wenig-  
hab. so  
wurde,  
ist ge-

zu einer Kritik und Unterbindung  
des Erkenntnisvermögens, oder  
einer Kritik der reinen Ver-  
standesphilosophischen Erkenntnis  
(diejenige Erkenntnis, die  
keine Vermunft zur Quelle habe). Das Allgemeine und  
Notwendige in unserer Erkenntnis, leidet er, kann nicht als durch  
Erfahrung gegeben gedacht werden, ist also subjectiv. Das Not-  
wendige in unsern Urtheilen, oder die objective Beziehung un-  
serer Vorstellungen, welche mit allen allgemeinen und notwen-  
digen Urtheilen verbunden ist, ist nicht objective Realität (Wahr-  
heit) der Erkenntnis, oder objective Erkenntnis selbst. Die  
Bedingungen des Wissens liegen nicht im Gemüthe, oder der einzigen Ver-  
standesphilosophischen Erkenntnis ist das Gemüth nach seiner  
eigenen Beschaffenheit. In diesem beschrankten Verstande  
gelangte er auf bloßem Wege. Zur Kritik er, was der Sinnlich-  
keit und dem Verstande in unsern Vorstellungen angethät, und was im  
Wesentlichen ungetrennt ist, durch philosophische Analyse. Die theoretische  
Vernunft, oder das Erkenntnisvermögen, zerfällt in Einsich-  
lichkeit (als das Vermögen der Anschauung), und Verstand  
(als das Vermögen des Denkens), wie das Erkennen selbst im An-  
schauen und Denken besteht. In der Anschauung vorzuziehen wie das  
Materielle, welche durch die erste sinnliche Anschauung gegeben wird,  
von der Form, welche unserer Sinnlichkeit selbst angethät, und hier-  
nach auch das sinnliche Object, von dem abhängen und not-  
wendigen Bedingungen des sinnlichen Anschauens (d. h.  
Zeit und Raum nach ihren mannichfachen Bestimmungen), welche die  
Formen der Sinnlichkeit, oder die transcendentalen Objecte  
genannt werden, die nur in uns selbst liegen, unabhängig und  
vor aller Erfahrung, und nach welchen wir die Welt und ihre Er-  
scheinungen vorstellen. Der Verstand ist das selbstständige Vorstel-  
lungsvermögen, durch welches wir den durch Sinnlichkeit gegebenen  
Erfahrung verbunden, und ist bei dieser Verbindung (im Begreifen und Ur-  
theilen u.) an ursprüngliche Bedingungen gebunden: die Kategorien,  
oder Formen des Verstandes, welche Kant mit Recht entwickelt  
hat. Nach beiderlei Normen werden die Erscheinungen der Erfahrung  
von uns bestimmt; wir erkennen also die Dinge auf wie sie uns er-  
scheinen, und wie wir sie, nach den Gesetzen unseres Verstandes denken,  
kennetwegen wie sie sind; überhaupt nur die Erscheinungen, nicht  
die Dinge an sich (wegen ihrer Natur die wir nach Kants  
Lehre des kritischen — den nur Kritik des Erkenntnisvermögens be-  
stimmend — Idealismus genannt); durch jene Normen aber über-  
den Verstand der Natur Menge vor, so natürlich, daß sie überall nach  
ihnen gedacht werden müsse, und in ihnen besteht die einzige mög-  
liche Erkenntnis a priori, oder philosophische Kritik. Denn die theoretische

sche Vernunft ist selbst das höchste Denkvermögen (ein höheres Verstand), welches nach absoluter Einheit durch Ideen strebt. Aber diese Ideen, die Erzeugnisse derselben, haben kein ihnen entsprechendes Object in dem Kreise der Erfahrung, und es darf von ihnen kein constitutiver Gebrauch gemacht werden, um wirkliche Gegenstände, die über das Gebiet der Erfahrung hinausliegen (transcendentale Gegenstände) durch sie zu erkennen; ja die Vernunft geräth in lauter Widersprüche, wenn sie einen constitutiven Gebrauch von ihnen machen will, was Kant durch seine sogenannte Antinomie zu zeigen sich bemühte. Die reine Vernunft enthält in ihnen also nur regulative Principien zur Erweiterung der gegebenen Erkenntniß, und kann mithin überhaupt über das Gebiet der Erscheinungen nie hinaus zu einer gewissen Erkenntniß vordringen, und etwas objectiv Wahres über Gott, Freiheit etc. aussagen, denn dieses sind bloße Ideen. Allein die Vernunft ist auch practisch, in so fern sie den Willen selbstthätig zur Tugend bestimmt, welche zur Glückseligkeit würdig macht. Was nun die theoretische Vernunft nicht zu leisten vermag, leistet die practische. Denn durch das practische Vermögen der Vernunft (moralische Freiheit) strebt der Mensch weit über die Erfahrung hinaus zu einer übersinnlichen Vollkommenheit; und dieses Streben überzeugt ihn von der Realität des Idealen und einer intelligiblen Welt: indem die Tugend, welche durch ein Vernunftgesetz a priori geboten wird, nur mit Glückseligkeit verbunden, das höchste Gut ausmacht, für welche Verbindung, da sie nicht von uns abhängig ist, wir eine höchste Ursache annehmen müssen, welche nur das vollkommenste Wesen, die Gottheit, seyn kann. Diese Ueberzeugung aber ist kein theoretisches Wissen, sondern ein practischer Vernunftglaube, und somit die Philosophie überhaupt nur auf die Erkenntniß unserer moralischen Natur und der ursprünglichen Verstandesformen beschränkt und verwiesen. Es giebt mithin keine eigentliche speculative Philosophie, oder Metaphysik, sondern nur eine Kritik derselben. Aber wodurch erkennen wir denn die practische Vernunft und ihr Vermögen? fällt hierbei unwillkürlich dem Denker ein. Antwort: Nur durch die theoretische Vernunft, die mit der practischen doch nur ein Vermögen ist. (Darum sagte ein neuerer philosophischer Forscher: Kant lasse den Glauben gleichsam in seiner ersten Instanz den Prozeß verlieren, um ihn bei einer andern wieder zu gewinnen, und suche die Gültigkeit der Ideen durch moralische oder postulate Beweise zu stützen, anstatt hierin: ohne Beweis auf die unmittelbare Erkenntniß der Vernunft zurückzugehen; ein anderer: er führe die Ideen zur Vorderthür der Philosophie hinaus, um sie durch die Hinterthür wieder einzuführen.) Die Richtung, welche hier Kant's Untersuchungen nahmen, führte ihn hauptsächlich zur Ausbildung der practischen Philosophie (hieder gehört seine Grundlegung der Sitten, Riga 1785, 8.), zu welcher er nun auch die Religionsphilosophie (eben weil er den Glauben an Gott auf das Practische gründete) verwies, namentlich aber zur strengern und reinern Ausbildung der Moral im engeren Sinne, und der moralischen Begriffe von Pflicht und Sittengesetz, welches er als den kategorischen Imperativ nannte (vergl. auch seine metaphysischen Anfangsgründe der Tugendlehre, Riga 1797); wobei sich sein strenger, dem erschlaffenden Eudämonismus entgegengesetzter, moralischer Sinn kräftig offenbarte; obgleich nicht zu läugnen ist, daß die von ihm beschriebene Tugend nur strenge Gesetzmäßigkeit (Handlungsweise um des Gesetzes willen) ist. Dieses sind die Grundzüge seiner Ansicht, welche er in sei-

ner Kritik der reinen Vernunft, und in seiner Kritik der practischen Vernunft (zuerst Riga, 1787), seinen Hauptwerken, niedergelegt hat; denn was seine übrigen Behauptungen über einzelne philosophische Gegenstände anlangt, so sind diese nur untergeordnet, wie z. B. seine Untersuchungen über die Natur (in den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft, Riga 1786, 8. und Kritik der Urtheilskraft, Berlin 1790), und über das Schöne (s. d. Art. Aesthetik); ferner seine Rechtslehre (metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre, Königsberg 1797, 8.), eine formale Entwicklung juristischer Begriffe, welche zu einer negativen Moral führt. Seine Anthropologie in pragmatischer Hinsicht (Königsberg 1798 und 1800) enthält einen Reichthum seiner Bemerkungen aus dem Gebiete der höheren Menschenkenntnis, mehr in der populären Form eines Lesebuchs; seine physische Geographie (herausgegeben von Nink, 1802, 8.), und seine von Jähsche herausgegebene Logik aber sind leider nur Abdrücke unvollkommener Collegienhefte. Die meisten kleineren, aber größtentheils sehr scharfsinnigen, und an feinen Bemerkungen reichhaltigen Abhandlungen, sind in seinen kleineren Schriften (Königsberg und Leipzig, 1797, in 3 Bdn. 8.), und in der von Tieftrunk herausgegebenen Sammlung (Halle 1799, 3 Bde. 8.) enthalten. Man hat nun jene philosophische Grundansicht Kant's wegen des Ganges, welchen seine Untersuchung nahm, oder wegen der Methode, die er darin zuerst aufstellte, und selbst durch den Titel seiner Hauptwerke bezeichnete, den Kriticismus, oder die kritische (prüfende) Philosophie genannt. Weil jedoch die kritische Methode zu philosophiren, d. h. diejenige, vermöge deren man von der, nach gewissen allgemeingültigen Prinzipien angestellten Prüfung und Untersuchung des Erkenntnisvermögens, zur Erkenntnis der Objecte fortschreitet (da hingegen der Dogmatismus durch folgereehte Ableitung seiner Behauptungen aus gewissen willkürlich angenommenen Prinzipien — ungeprüften Erkenntnisfähen — Gewißheit der Erkenntnis erlangt zu haben glaubt, deren Möglichkeit der Scepticismus entweder überhaupt, oder mit Einschränkung läugnet) auch von andern Philosophen angewendet werden, und zu andern Resultaten führen kann: so ist der Ausdruck kritische Methode und Kriticismus nicht gleichbedeutend mit kantischer Philosophie, und kritische Philosophen sind nicht bloß die Kantianer, oder alle Kantianer kritische Philosophen zu nennen; ja jene Methode sollte von jedem selbstthätig und vorurtheilsfrei denkenden Philosophen überall angewendet werden. Darin aber besteht das Hauptverdienst Kant's, daß, obwohl er diese Methode nur auf beschränkte Weise angewendet, er doch zuerst auf sie aufmerksam gemacht, und in dieser Hinsicht der Erfinder derselben genannt werden kann. Die Wichtigkeit dieser Erfindung zeigte sich auch in der That. Denn obgleich die ersten Schriften Kant's anfangs fast unbemerkt blieben (so seine Abhandlung de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis, Königsb. 1770, 4., in welcher er die Grundidee zu seiner Kritik der reinen Vernunft aufstellte), und selbst diese Kritik (erschien zuerst Riga, 1787), als das Product eines achtphilosophischen Geistes, wegen seiner Neuheit und seines eminenten Scharfsinnes, anfangs mehr ein dumpfes Staunen, und die natürliche Klage über Schwermüdigkeit und Dunkelheit bei dem damaligen philosophischen Publikum erzeugen mußte, auch die bei diesem Werke gebräuchlichen Terminologien viele zurückstießen: so schien doch zu einer lebendigeren Regsamkeit im Gebiete der deutschen Philosophie durch Kant's Kritik der erste und kräftigste Antrieß gegeben worden zu seyn (s. d.

vt. deutsche Philosophie). Viele Gegner traten gegen diese Ansicht mit verschiedenen Waffen auf; die vorzüglichsten: Feder, Garbe, Platner, Flatt, Jacobi, Herder, und besonders G. E. Schulze (als *eresidemus*, 1792, und in seiner Kritik der theoretischen Philosophie, Hamburg 1801, 2 Thle.). Bald aber sammelte sich eine noch größere Schaar von Anhängern, und man muß, was den größeren Theil derselben anlangt, fast gestehen, daß jene sich durch ihre freieren Untersuchungen um die kantische Philosophie verdienter gemacht haben, als die Kantianer selbst, welche den großen Meister in unzähligen Schriften oft ohne geistlos commentirten, und durch leeres Geräusch mit seinen Forderungen zu erreichen glaubten, oder nichts Ernstlicher bestrebten, als aus seiner Kritik, in welchem

er, welches nur die Wissenschaft, als consequent die Untersuchung (wie) ausschließlicher, und in Rücksicht den geistliche Wissenschaften, wie die Wissenschaften der auf der Erkenntnis welcher kaum, in welcher Schiller'n das scharfe Wort entlockte: „wenn die Könige da wären, wären die Kärner zu thun.“ Konnte aber selbst in der kantischen Schule der Trieb nach dem Dogmatismus nicht unterdrückt werden, um so sehr mußte jenes negative Resultat der kantischen Lehre außer seiner Schule das Bedürfnis philosophischer Systeme erwecken, welche somit durch diese Untersuchungen Kant's auf verschiedene, wenn auch nur nebensächliche Weise vorbereitet, zahlreicher, verschiedener und bedeutender als vorher erschienen. So war es auch das Beschränkende der kantischen Untersuchungen, was die größten der neueren Philosophen neben Kant, nämlich Fichte und Schelling, zur Aufstellung ihrer Ansichten erregte. Wenn also auch der Trieb nach systematischer Ansicht (Philosophie) über das Wesen der Dinge, und somit auch in gewissem Sinne der Dogmatismus durch die kantische Philosophie nicht vertilgt werden konnte, so daß das Bedürfnis darnach vielmehr nur immer dringender sich äußerte, je mehr man bei dem Schwanken der äußern Dinge, vorzüglich in der politischen Welt, einen festen Standpunkt in dem Gebiete des Geistigen suchte, so wird doch Kant's scharfsinniger und feinerer Untersuchung das große Verdienst bleiben, durch dieselbe den zu ihrer Zeit herrschenden rohen Dogmatismus in seine Schranken verwiesen, und einen kräftigen Ton in der Philosophie angestimmt zu haben; auch wird sie künftig jeden philosophischen Denker an eine sorgfältigere und umfassendere Prüfung der Prinzipien seiner Ansicht warnend erinnern, und zu einer auf wahre Selbsterkenntnis (d. i. Erkenntnis der eigenen Lernunft) gegründeten Philosophie, treffliche Winke und Anleitung geben. Hierdurch vorzüglich verdient Kant die Verehrung der Nachwelt, welche sich schon auf mehrere Weise würdig geäußert hat, so z. B. in seiner am 22. April zu Königsberg gehaltenen *Vedächtnisrede* (beschrieben, mit einem Kupfer und Bildnisse Kant's, Königsb., 1811, 8.),

bei welcher man die aus cararlischem Marmor von Schadow gearbeitete Büste Kant's in einer offenen Halle der Königsberger Dom- und Universitätskirche, wo bereits die Gebeine des grossen Mannes ruheten, als ein Denkmal öffentlicher Verehrung feierlich aufstellte, und dadurch jene Halle zu einer Stoa Kantiana weihte. Ueber Kant vergl. übrigens Ludw. Ernst Barowski, Darstellung des Lebens und Charakters Kant's (Königsberg 1805, 8.); Bastianski, Im. Kant in seinem letzten Lebensjahre (Königsberg 1805, 8.); Zechmann's Im. Kant; geschildert in Briefen etc. (Königsberg 1805), und die nordischen Missionellen (1804, 3 Hefte, P. 172 und 184), auch Prof Herbart's (welcher gegenwärtig den Kantischen Lehrstuhl in Königsberg über Kant's Verdienste in der angeführten Beschreibung niffteiler. Uebrigens sind die Versuche, Kant's Philande zu verbreiten, in Beziehung auf Frankreich (L. Les Villers unternommen), und England, ohn geblieben. Mehr Eingang hat diese Ansicht in Holländischen Reichen gefunden.

T.

Kanten, s. Spitzen.

Kanzellei-Styl, Kanzleistyl: der Styl, dessen man sich bei Abfassung öffentlicher Schriften und Urkunden in den Kanzelleien (s. d. Art.), besonders in den Deutschen bedient. Der Kanzellei-Styl soll bei aller Würde, mit welcher eine Regierung spricht, auch die vernünftige Klarheit besitzen, welche vor allen den Aussprüchen einer Regierung, als höchster Intelligenz, gebührt, und ihnen einen inneren Vortzug vor dem gemeinen Geschäftstyl geben kann. Statt dessen finden wir, daß der gewöhnliche Styl deutscher Regierungsschriften (einige Regierungen haben auch darin den Geist der Zeit erkannt) so abgeschmackt feif, schleppend und verworren ist, daß dadurch nicht nur der Sinn der öffentlichen Verfügungen verdunkelt wird, dessen klares Verständniß der Regierung, wie den Unterthanen wichtig ist, und der Unterthan, um den Willen seiner Obrigkeit zu wissen, sich unzuverlässigen Mittelpersonen anvertrauen muß, die nicht immer sein Interesse berücksichtigen; sondern auch der Styl der öffentlichen Verhandlungen ein Gegenstand des Spottes geworden ist, indem man durch den Ausdruck Kan-

der Mann, ohne Stadtsch  
rscheinung aber, welche der  
id Mißbildung unter einem  
abhängigkeit der Deutschen,  
gebracht, vorzüglich  
ind die Gewandheit, Kürze  
lang entgegengesetzten Kranjo-  
chäftsstol, wenn nicht über-  
ma haben unsere Schriftstel-  
entgegen zu arbeiten gesucht,  
entstehen, und von oben aus-  
leisnt sind vorzüglich Bi-  
la (Helmst. 1795, 2 Tbla.,  
atechismus des Kanzleystyls  
r systematischen Entwicklung  
angen 1800 — 1802, in 2  
S. d. A. Geschäftsstpl.)  
n Türken der Großadmiral  
s und bekleidet seine Stelle  
ht, welche ihm obliegt, bei  
i Theile der türkischen Flotte  
im dieselbe im Seedienste zu  
rtigen Provinzen einzutreiben,

ch die Münzmeister und War-  
k oder der Feinheit des Gold-  
und Schätzung der Perlen,  
1. Eine Mark enthält 24 Karat  
nur 4) Gran und ein Gran  
ihrt man, in Betreff der Bes-  
an nimmt an, daß der Bes-  
abwägen will, in vier und  
getheilt ist. Enthält dieser  
m andern Metalle, das heißt,  
sey vierundzwanzig Karatiges,  
währenden Gegenstände nur  
übrigen vier Karat fremdarth-

ger Zusatz; so sagt man, es sey zwanzig Karatiges Gold, 2c.

Karlstadt, eigentlich Andreas Bodenstein und nur nach  
seinem Geburtsorte Karlstadt in Franken so genannt, ist in der Ge-  
schichte der Reformation durch seine Hitze und Schwärmerel, wie durch  
sein Unglück merkwürdig geworden. Als Archidiaconus, Canonicus und  
Professor der Theologie zu Wittenberg wurde er schon durch sein Ansehen  
und seine Bekehrsamkeit eine bedeutende Stütze Luthers bei seinen ersten  
Schritten zur Reformation. Das berühmte Religionsgespräch, das er  
zur Vertheidigung der strengaugustinischen Lehre von der Gnade (s. d.  
Art. Gnade) 1519 mit Dr. Eck zu Leipzig hielt, seine Streitschriften  
gegen diesen und den Papst, der ihn 1520 in der Verdammungsbulle  
gegen Luthern ausdrücklich als dessen Anhänger bezeichnete, seine Kühne  
Appellation vom Papste an ein allgemeines Concilium, worin er das  
erste Beispiel gab und seine bald wirksame Erklärung für die Ehe der  
Kleriker waren deutliche Beweise seines Eifers für Luthern und dessen  
Sache. Während Luthern auf der Wartburg saß, erlaubte sich Karla-  
stadt aber noch stärker und sogar tumultuarische Ausbrüche dieses Els-



**Karnieß i. Kärnten.**

Kärnten, ein zur östereichischen Monarchie gehöriges Herzogthum, so genannt nach den Karnen oder Karantanen, einem celtischen Volke, von denen auch die Alpen im obren Krain noch die Karnischen heißen. Es gränzt nördlich und östlich an Steyermark, westlich an Tyrol, südlich an Italien und Krain. Seit dem Schnbrunnner Frie-

den von 1809, in welchem von Kärnten der Bisthümer Kreis an Frankreich abgetreten und zu den sogenannten Illyrischen Provinzen geschloffen wurde. Die Gränze zwischen diesen und Kärnten. □ Weilen groß, hat 11 Städte und 22 Ortschaften. Eisen- und Stahlfabriken sind 9. Der Hauptfluß ist die Drau, die aufsteht und durch das Herzogthum nach Steiermarken die Thäler aller übrigen Flüsse des Landes ergießen sich in sie. Die Hauptstadt des Landes von Kärnten ist ein der Länge 3 dreier über einander gehende Löwen im Halbkreis im silbernen Felde. Bis auf Kaiserin Maria Theresia sehr abwechselnd Herzogtum aus verschiednen Händen dem König Ottokar von Böhmen und Inhard von Herz und Tyrol zu Lehn, mit dem Burg nach Abgang seines Vornamens, ausstarb, erkannte Kaiser Ludwig, der 11. er es vorher zum Besten der Tochter Maria, für Weiberlehn erklärt hatte, dem von Oesterreich zu, bei welchem Hause es das gesammte Herzogthum Kärnten zu dem römischen Kaiser geschloffen — Unbekannt er die Deutschen Kreuzer, vermutlich weil man sie, Karantani nennen, K. ruckertanz) f. K. r. d. e. l.

Karschia (Name Louise) geborne Dörblich, verdient wegen ihrer Lebensgeschichte sowohl, als wegen der originellen Ausbildung ihres Geistes, auch ihres Dichtertalents vorzüglich bemerkt zu werden. Sie wurde am 1. Dec. 1722 in einer obigen Weiler unweit Schwibus an der schlesischen Grenze geboren, und nach dem frühzeitigen Tode ihres Vaters, eines Pachters und Bierbrauers, bei ihrem Onkel, einem Amtmann, in den Anfangsgründen des menschlichen Wissens und auch in der lateinischen Sprache unterrichtet. Ihre Begeisterung und die Fortschritte, die sie in den Wissenschaften machte, brachten die Mutter auf den Gedanken, welchen nachher die Erfahrung nur allzu sehr bestätigt hat, daß sie gar nicht für die Hauswirthschaft sorgen würde; sie wurde also dem Onkel weggewonnen, und wußte drei Jahre lang auf dem väterlichen Landgute die Kühe zu weiden. Allein sie fand bald Gelegenheit, ihrer Zuchtneigung wieder nachzugeben; sie machte auf der Flur Bekanntschaft mit einem sehr gelehrten Hirtensohnen, der sie von Zeit zu Zeit mit verschiedenen, meistens schlechten Büchern versorgte. Durch diese elende Lectüre, die sie nur heimlich treiben konnte, so wie durch ihr Naturgefühl und ihre lebhaftige Phantasie, entstanden nun ihre ersten, ohne alle Anweisung gemachten Gedichte, die man ungeschickt vieler Fehler, dennoch nicht ohne Bewunderung lesen kann. Ihre Mutter, die sie zu nichts als zu einer guten Hausmutter bilden wollte, nahm ihr die Bücher weg, und bestimmte sie endlich einem Erbschwager zu Schwibus, Hirtsdorf, zur Gattin. Die Tochter hatte den Brautigam nie gesehen, willigte gehorsam ein, und lag sich in der Ehe mit diesem grüßigen, schlesischen und böhmischen Mann unabschließbare Qualen zu, die sich erst nach elf Jahren durch eine Scheidung endigten, durch welche sie ihre ganze Jugend verlor und in die äußerste Armut verfiel wurde. Sie irrte auf ein nahe Dorf, und lebte hier fast ein Jahr ganz hilflos. Am die durch die Scheidung erhaltene Schwach ihrer Tochter aus-

guldtschen, beschloß die zur Unzeit sorgsame Mutter, sie mit einem Handwerker, Karisch, zu verheirathen. Der Tochter gefiel dieser nicht im geringsten, ja sie haßte ihn sogar wegen seiner beständigen Trunkenheit; allein die Mutter drohte, und unsere Dichterin verächtete sich zum zweiten Male. Nun ward sie erst in eine wahrhaft traurige Lage versetzt. Ihr Mann verschwendete durch den Trunk sein ganzes Vermögen und das übrige; und sie wurde gezwungen, sich durch die Poesie den nöthigsten Unterhalt zu verdienen. Sie machte daher, wo sie nur konnte, Gelegenheitsgedichte und Glückwünsche, reiste sogar viele Meilen weit im Lande umher, und declamirte aus dem Stegreif Verse, erwarb sich auch dadurch bei  
 ihr Mann  
 dem Man  
 immer mei  
 Buchladen  
 ihrem Ma  
 1761 in P  
 len Bedür  
 Periode ih  
 zog sie in  
 herzuschreiben oder ohne alle Vorbereitung herzusagen, welches ihr jedes Mal vortreflich gelang. Ramler, Sulzer, Krüniz u. a. m. unterstützten sie; Gleim gab ihre Gedichte 1763 heraus, und verschaffte ihr dadurch 2000 Thaler; sie bekam von dem Grafen von Stollberg-Wernigerode und Andern ansehnliche  
 nicht zu, sie selbst, zwei Kinder  
 rich II., der ihr eine Pension v  
 als ihr einst 2 Thaler von ihm  
 ihm dieselben mit den bekannten  
 Wilhelm II. den Thron bestieg,  
 Haus bauen. Allein sie konnte d  
 sie starb den 12. Oct. 1791 zu B  
 sie die musterhaften neuern oder  
 tion nicht erreicht, viele Stellen  
 profaisch; jedoch muß man, um  
 im Anfange bloß durch sich selbst  
 und daß drückende Armuth sie ni  
 leit Tag und Nacht Gedichte zu  
 werke hat nach ihrem Tode 1792  
 weit vermehret als ehemals Gleim  
 1797 nebst ihrem Lebenslaufe herausgegeben.

Kartenspiel ist wahrscheinlich eine Erfindung der Morgenländer, welches aus dem Namen, den sie anfänglich in Italien, Spanien und Portugal führten, zu erhellen scheint. Man findet nämlich, daß sie im J. 1393 von den Italienern Naibl, und von den Portugiesen und Spaniern Naipes genannt worden. Da nun dieses Wort in den morgenländischen Sprachen so viel als Voraussagung oder Wahrsagung bedeutet; so machen es diese Benennungen nicht unwahrscheinlich, daß die Karten morgenländischen Ursprungs sind. Wenn nun noch erwiesen werden könnte, daß, wie man sagt, die Zigeuner, die offenbar ein indisches Volk sind, die Karten zuerst in Asien und Africa bekannt gemacht haben; so wäre jene Vermuthung außer allen Zweifel gesetzt. Von den Zigeunern lernten, wie man weiter behauptet, die Araber oder Sarracenen die Karten kennen, welche letztere den Gebrauch derselben in

Europa verbreiteten. Nach der Weg, den das Kartenspiel bei seiner Verbreitung durch Europa nahm, zeigt, daß es zuerst aus dem Oriente und gekommen seyn muß: denn in den Ländern, die weiter gegen Norden und Mitternacht liegen, wird es immer früher vorgefunden, als in den Wendländern. Die ältesten östlichen Spuren vom Besuche der Karten finden sich nämlich in Italien, dann der Reise nach Deutschland, Frankreich und in Spanien. Die ersten Karten wurden gewalt, und für solche werden die italienischen Karten vom Jahre 1493 anerkannt. Die Kunst, Karten zu drucken, ward, wie alle andern, eingeleitet, 1466 — 1468 von den Deutschen erfunden. Vorher er Erfindung des Drucks selbst haben die Deutschen noch manche Verbesserungen an den Karten vorgenommen: die Figuren, Städte und Landungen, so wie die Namen Eifel, Rheine, Herr, Rhein, der rote und der kleine Wenzel u. a. m., beweisen dieß. Das Landkarten-Spiel, welches man für das erste deutsche Kartenspiel hält, ist ebenfalls unzweifelhaft eine deutsche Erfindung. Von diesem Spiele finden wir schon 1493, unter dem Namen *Lansquenet*, eine Nachahmung in Frankreich, welche sich selbst bis zu Moliere und Regnard, und welche noch länger, erhalten hat. Das erste sichere Spure vom Kartenspiele in Frankreich fällt in das Jahr 1551; sodann soll sich Karl VI. am Ende des 16ten Jahrhunderts in seiner schweren Krankheit mit demselben erholt haben. Aus den oben angeführten Gründen geht allerdings hervor, ob die Meinung derer, welche das Kartenspiel für eine französische Erfindung halten, irrig ist; auch bedarf sie keiner Widerlegung, da man, wie gesagt, in Italien und Deutschland weit ältere Spuren von demselben findet, wie in Frankreich. Nach demselben der Name des ersten bekannten französischen Kartenspiels, des oben erwähnten *Lansquenet*, ob sie dieses Spiel von den Deutschen erst erlernt haben. Die neuern französischen Figuren sollen in Frankreich zwischen 1430 — 1461 erfunden seyn. Eine unüberhörte Meinung behauptet, daß die Karten schon 1330 in Spanien bekannt gewesen seyen; indessen kann dieselbe nicht bewiesen werden. Das älteste bekannte Zeugniß vom Kartenspiele in Spanien ist das Verbot der Karten, welches der König von Kastilien, Johann I., im J. 1387 ergehen ließ.

**Kartoffeln**, die, Samen und Pflanz. Von neuem gewöhnlich an, daß der Engländer Franz Drake sie 1586 zuerst nach Europa gebracht habe. Aber man weiß, daß Hieronymus Cardanus schon im seinem 1556 erschienenen Buche *de rerum varietate* von ihnen redet, so wie, daß Valider Raleigh sie 1584 aus Virginia nach Irland brachte; doch mag das Verdienst ihrer Verbreitung Deenen gehören. 1616 sah man sie zuerst in Frankreich auf der Insel La Reunion; 1645 wurden sie schon zu Sedan, im Proprietarischen Garten, aber den Zehnden dieses Landes am 1. Dec. 1645. Am 17ten Kartoffeln ins England, 1708 ins Westphälische, 1728 nach Schweden, den sie schon seit 1730 und 1740. In Norwegen verdrängt die Vermehrungen des Getreides, man sie auch häufiger in Dänemark. Am meisten trug der Norweger in den Jahren 1770 und 1775 dazu bei, die Cultur dieses Produkts zu fördern, das nun in den meisten europäischen Ländern in Menge geauft

wird, und dessen Bedröben eine Hauptbedingung des physischen Wohls der Völkler geworden ist.

**Kastenvogt, Vogt, advocatus**, hieß im Mittelalter derjenige Klerik oder andre Ede, dem der Schutz einer Kirche oder eines Klosters übertragen war. Seine Geschäfte bestanden hauptsächlich in Ausübung der weltlichen Gerichtsbarkeit über die Unterthanen des Klosters, und in Anführung derselben, insofern sie heerbannspflichtig oder später lehnspflichtig waren. In ältern Zeiten setzte der Kaiser die Kastenvogte, nach Abgang der Karolinger aber wählten sich die Äbte an, sie selbst zu wählen und belehnten sie mit der Kastenvogtei. Die Vögte mißbrauchten häufig ihre Gewalt zu Bedrückungen der ihnen anvertrauten Stifter, daher die Klagen dieser über sie durchs ganze Mittelalter sehr häufig waren.

**Kästner, Abraham Gottlieb**, (zuletzt geheimer Justizrath und Professor der Mathematik zu Göttingen), wurde am 27. Sept. 1719 zu Leipzig geboren. Er besuchte nie eine öffentliche Schule, sondern ward theils von seinem Vater, theils von Privatlehrern unterrichtet. Schon von seinem zehnten Jahre an benutzte er die juristischen Lehren seines Vaters, der Professor in Leipzig war und ließ sich bereits im eilften in einem Collegio disputatorio mit andern die Rechte studierenden Jünglingen ein, die aber weit älter als er waren. Eigentlich Student ward er erst 1731, wo er sich mit besonderer Eifer auf Philosophie, Physik und Mathematik legte: besonders hatte, nach seinem eigenen Geständnisse, die Metaphysik viel Anziehendes für ihn. Merkwürdig ist, daß ihm, wie er ebenfalls von sich selbst gesteht, das Abzählen und das Einmalcins noch schwer fielen, als er bereits in der Mathematik einige Fortschritte gemacht. Regel und sich dabei selbst zum Muße was auswendig lernen sollte, was es in den neuern Erziehern blindlings befolgt, daß das Gedächtniß, als eine trennende Kraft im Menschen, ebenfalls dung erhalten könne, ohne daß dabei werden brauche. Uebrigens setzte Kästner eifrig fort, und ward 1737 als 17jähriger, od er gleich von nun an dieses maanten zu versäumen anfing. Im 3. putation, um selbst öffentlich lesen zu mathematische, philosophische, logische halten begann. Außer der Mathema den schönen Wissenschaften. Nachdem liche Professur mit einer Pension erhal sehr vortheilhaften Bedingungen in Göttingen als wirklicher Professor der Naturlehre und Geometrie angestellt. Während der Bedrücknisse, welche Göttingen im siebenjährigen Kriege erlitt, genoß er des Vergnügens, fast beständig französische Officiere, denen er sich in ihrer Muttersprache verständlich machen konnte, zu Lehrlingen in der Physik und Mathematik zu haben. Im J. 1765 wurde er zum Hofrath ernannt und seine glänzendste Epoche als Lehrer und Rathgeber zum Besten der Akademie waren die sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Sein fünfzigjähriges Magister-Jubiläum wurde im J. 1787 zugleich mit dem Jubiläum der Universität gefeiert, welches er dann noch um dreizehn Jahre überlebte. Unter seinen vielen Schriften, die in Wechsels gelehrtem Deutschland allein neun Seiten füllen, und die nach und

nach die Wolffschen Lehrbücher o  
Mathematik (1795) dasjenige W  
es unter dem Ruhme seines Ver  
Echarfsinn mehr auf das Einzelne  
das Ganze der mathematischen u  
zu umfassen und darzustellen im  
bau ernster Wissenschaften best  
Wiß, der sich oft bei ihm in tre  
eine Auswahl zu allen Zeiten gel  
als eine Fehde in seinem literarise  
fer große und im strengsten Verfa  
20. Juni 1800.

Kataphracten (aus dem Griechischen, wo dieses Wort einen  
von allen Seiten mit Waffen umgebenen bedeutet), hießen bei den Rö-  
mern diejenigen Ritter, welche über den ganzen Leib geharnischt und  
mit einem Kürasse versehen waren. Diese Rüstung kamme von nörd-  
lichen Völkern her und war besonders bei den Parthern beliebt. Bei  
der Armee des Antiochus befanden sich drei tausend Kataphracten auf  
dem rechten Flügel der Phalangiten. Nicht allein die Kataphracten,  
sondern auch ihre Pferde waren gepanzert. Der Panzer bestand aus  
kleinen, in ein längliches Viereck geschnittenen Eisenschuppen, welche  
dergestalt auf Leinwand aufgereiht waren, daß immer eine Reihe un-  
ter der andern

.....  
Katal  
Katt.  
Kauf  
rechte einen  
Gegenstand,  
wenn zu über  
nimmt man  
Rechts. D  
len der Con

Käufer übergeben soll. Ist der Kauf unter einer successiven Bedingung  
geschlossen worden; so geht das Eigenthum nicht früher über, als bis  
die Bedingung vorhanden ist. Ist jedoch die Sache nur überhaupt (in  
genere) verkauft, ohne daß eine besondere Verbindlichkeit Statt gefun-  
den hat; so geht das Eigenthum sogleich an den Käufer über. Ist der  
Handel auf baares Geld, und nicht auf Credit geschlossen worden; so  
geht das Eigenthum nicht eher über, als bis der Kaufschilling bezahlt  
ist. Nach dem römischen Rechte soll ein Vertrag nicht allein hinrei-  
chen, das Eigenthum zu übertragen; sondern es wird überdies noch eine  
körperliche Handlung dazu erfordert, welche die Uebergabe (Traditio)  
genannt wird und darin besteht, daß der Verkäufer den Käufer pers-  
önlich in den Besitz der verkauften Sache setzt, oder diese ihm vielmehr  
eigentlich übergiebt. Allein, da Eigenthum auch ohne wirklichen  
Besitz Statt finden kann; so, scheint es, behauptet man ohne Grund,  
daß ein Eigenthum nicht ohne jenen körperlichen Actus an einen andern  
übergehen könne. Sobald aber das Eigenthum auf den Käufer gekommen  
ist, so trägt dieser auch die Gefahr, wenn nämlich nicht auch hier

seine Geschichte der  
nnet urtheilen, daß  
! denn überhaupt sein  
schie, als daß es  
Wissenschaften hätte  
1. Außer dem An  
noch der eigentliche  
er ergoß, von denen  
d. sie zog er sich mehr  
im Leben zu. Die  
Gelehrte starb am

.....  
Barmater sollen eine solche Rüs-  
t Kataphracten hatten, außer  
re, welche in Nienen am Pferde  
nur spät von diesem ausländis  
sehr wenig brauchbaren Kürass

Preußen.

.....  
: venditio) bedeutet im Naturs  
ch welchen jemand irgend einem  
inen bestimmten Preis dem an-  
Preis ein Preis im Gelde; so  
rkauf im Sinne des römischen  
in selbst versteht, von dem Bil-  
keit an das Eigenthum auf den

bei dem Vertrage eine suspensive Bedingung Statt findet. Ob nun gleich die oben erwähnte persönliche und körperliche Uebergabe nicht zur Vollkommenheit, sondern nur zur Vollendung (consumatio) des Vertrages zu gehören scheint; so dürften dabei dennoch, nach Puffendorf, einige Einschränkungen zu machen seyn. Wenn nämlich, nach vollkommen abgeschlossenem Contracte eine Verzögerung eintritt, so fragt es sich, ob dieselbe vom Käufer oder Verkäufer herrührt. Im ersten Falle muß der Käufer die Gefahr tragen. Denn von der Zeit an, da vermög des Contracts die Sache hat übergeben werden sollen, ging das Eigenthum der Sache, wenn der Verkäufer beweisen kann, daß er nicht an der Verzögerung der wirklichen Uebergabe Schuld gewesen ist, auf den Käufer über und die Sache selbst fing an, ein Eigenthum dieses letztern zu werden. Sollte der Verkäufer aus freiem Willen die Aufbewahrung der Sache, die aber in dem geschlossenen Vertrage nicht ausbedungen war, über sich genommen haben; so schiene es unbillig zu seyn, wenn er auch noch den Schaden, welcher durch Zufall entsteht, tragen sollte. Auf der andern Seite übernimmt der Verkäufer die Gefahr, wenn er es verkäumt hat, die Sache zur bestimmten Zeit zu übergeben. Wenn aber Grotius behauptet, daß eine Sache, welche an verschiedene Personen zwei oder mehrere Male verkauft worden ist, derjenigen Person angehören müsse, welcher sie überliefert worden ist; so stimmt damit zwar das bürgerliche Recht überein, insofern letzterer ein stärkeres Recht hat, nämlich das jus in re, dem das jus ad rem allemal nachstehen muß. Allein nach dem natürlichen Rechte scheint obiger Grundsatz nicht anwendbar zu seyn. Denn der Verkäufer hat ja bereits durch den ersten Vertrag, wenn derselbe mit keiner suspensiven Bedingung geschlossen worden ist, sein Eigenthum einem andern überlassen und kann es folglich nicht zum zweiten Male verkaufen. Wenn demnach der erste Vertrag alle Eigenschaften eines vollkommenen Vertrags hat, und der erste Käufer nichts unternommen hat, was diesem Vertrage entgegenstehen kann; so muß die verkaufte Sache unbestreitbar der Weise dem ersten Käufer gehören. Denn es ist ja nicht seine Schuld, daß er das jus in re nicht bekommen hat, sondern die Schuld des Verkäufers. Eben so kann es aus der Natur eines solchen Verkaufs nicht bewiesen werden, daß der Verkäufer die Eviction leisten müsse, am wenigsten, wenn er bonae fidei ist, obgleich diese Eviction in einigen Fällen zur Bedingung gemacht werden kann. Uebrigens ist Alles, was in seinem Werthe geschätzt und auf einen andern übertragen werden kann, ein Object des Vertrags. Folglich lassen sich auch alle Hoffnungen, die ein Mensch zu gewissen Gütern, oder zur Erhaltung eines wahrscheinlichen Gewinnes hat, alle Forderungen des Einen an den Andern, so wie alle Versicherungen gegen einen ungewissen Schaden eines Andern, kaufen und verkaufen.

Kauffahrtsschiff ist ein solches, welches bloß Kaufmannswaaren und die dazu gehörigen Personen über das Meer führt. Der gleichen Schiffe, welche von dem Worte Kaufahrt (Seehandel) ihre Benennung haben, sind nach ihrer Bestimmung sowohl in der Bauart, wie in der Größe, verschieden und führen auch verschiedene Namen, als: Barken, Feluken, Gallionen, Jachten, Paketböte, Larten u. s. w. Laufen viele Handetsschiffe, welche auch Kaufahrer heißen, zusammen und zu einerlei Behuf aus; so benennt man alle diese Schiffe mit dem Namen Kaufahrt-Flotte, welcher man dann den Ort ihrer Bestimmung hinzusetzt, wie z. B. die Ostindische, die Brasilianische, die Silber-Kaufahrtflotte u. s. w.

Kaufmann, der; hat den Handel (f. d. Art.) zu seinem Hauptgewerbe gewählt, in welchem er an dem einen Orte so wohlfeil als möglich einzukaufen und an dem andern Orte so theuer als möglich zu verkaufen sucht. Die Nebenbenennungen erhält derselbe von der Art des Handels, die er zu seinem Hauptgeschäfte macht, z. B. Wechselkaufmann oder Wechseler, Waarenkaufmann, Affecurateur etc. Ein Kaufmann, wenn er sein Geschäft gut und mit Nutzen treiben will, muß nicht nur ein ordnungsliebender und moralisch guter Mensch seyn, sondern aufser dem Schreiben, Rechnen, und Sprachkenntnissen auch noch eine große Summe der mannichfaltigsten andern Kenntnisse besitzen; mithin passen unordentliche und kunstsinnige Köpfe überhaupt nicht für die Kunst des Kaufmanns, er muß Kenntnisse in allen Dingen, die die Größe der Unternehmung man eifrig zu erlangen sucht, abgesehen von dem Kaufmannsstande zu haben.

Kaufmann (Angelica), berühmte Malerin, ward im J. 1741 zu

selbst sie auch am 5. Nov. 1807 verstorben ist. Ihrem Zeichenzuge folgten alle ausgezeichnete Männer Roms und ihre Hüfte ward im Pantheon aufgestellt. Sie hinterließ daselbst eine ausgesuchte Bibliothek und ein ansehnliches Vermögen. Sie hat viele Portraits und historische Gemälde, letztere besonders nach Antiken, gemalt: ihre Arbeiten werden vorzüglich wegen der Grazie geschätzt, welche darin herrscht, wenn auch dem wahren Kenner sowohl die Incorrectheit ihres Styls, als auch das Einetel ihres Plans und der Ausführung desselben nicht entgehen kann. Sie dürfte recht eigentlich eine Künstlerin für Dilettanten seyn. Noch ist hier die Geschichte ihrer ersten Heirath zu melden, wie sie zwar gewöhnlich erzählt, aber nichts desto weniger hinlänglich verbürgt



wird. Dieser zu Folge bewarb sich während ihres Aufenthaltes in London ein engl. Künstler, der noch vor einigen Jahren gelebt und sogar eine Stelle im Parlamente bekleidet hat, um ihre Hand, erhielt aber eine abschlägliche Antwort. Dadurch erbittert, sann der Künstler auf Rache. Ein schöner, aber aus dem Hefen des Volks gewählter Mensch ward in den Stand gesetzt, in Angelica's Hause zu erscheinen, und sich um ihre Liebe bewerben zu können. Diese ließ sich täuschen, reichte dem Abenteuerer ihre Hand und der verschmähte Künstler entdeckte den ihr gespielten Betrug. Angelica ward nun zwar geschieden, mußte jedoch ihrem Manne eine jährliche Pension geben, der aber bald darauf verstarb. Dennoch vermählte sie sich zum zweiten Male mit einem venezianischen Maler Zucchi, welche Verbindung glücklicher ausfiel. Dieser starb ebenfalls lange vor ihr, und Angelica lebte seitdem einzig ihrer Kunst und ihren Freunden.

**Kaunitz** (Wenzel Anton, v. h. K. K. Fürst von), zuletzt Graf zu Nietberg, Ritter des goldenen Vlieses, des h. Stephani. Ordens Großkreuz, k. k. Staats- und Conferenz-Minister, geheimer Hof- und Staatskanzler, stammt aus einem altgräflichen Hause, dessen Stammhaus die Herrschaft Kaunitz in Mähren, zwei Meilen von Brünn, ist. Sein Großvater, Andreas Dominik, Graf v. Kaunitz, Ritter des goldenen Vlieses, und noch mit andern hohen Würden bekleidet, war k. k. erster Botschafter bei der Friedensversammlung zu Ryswick und starb 1705. Der Sohn desselben, Maximilian Ulrich Joseph Fortunat, geboren 1679, wurde k. k. Kammerer, geheimer Rath, Ritter des goldenen Vlieses, Gesandter am römischen Hofe und an einigen Kreisen des deutschen Reichs, endlich Landeshauptmann in Mähren und Reichshofrath, und starb 1746. Durch die Heirath mit einer gebornen Erbgräfin von Ostfriesland und Nietberg brachte er die Grafschaft gleiches Namens an die Familie Kaunitz, hatte aber darüber langwierige Prozesse mit dem Könige von Preußen als Nachfolger in der Grafschaft Ostfriesland. Aus dieser Ehe entsprangen neunzehn Kinder, unter welchen Wenzel Anton der fünfte Sohn war und zu Wien am 2. Febr. 1711 geboren wurde. Da er unter seinen am Leben gebliebenen Brüdern der jüngste war, so wurde er dem geistlichen Stande gewidmet, auch schon im dreizehnten Jahre seines Alters mit einer Domherrn Stelle zu Münster bekleidet. Als aber seine Brüder theils im Felde, theils auf dem Krankenbette gestorben, und er dadurch der einzige Stammhalter seines Hauses wurde, verließ er den geistlichen Stand wieder, und beschloß, sich dem Staatsgeschäfte zu widmen. Seine geistigen Fähigkeiten, unterstützt durch einen schönen und starken Körperbau entwickelten sich nach Wunsch, so wie er auch eine große Geschicklichkeit in allen Gattungen von Leibesübungen erlangte. Er studirte anfangs zu Wien, hierauf, nach damaliger Gewohnheit des österr. Adels, zu Leipzig, auch einige Zeit zu Leyden, und benutzte den Unterricht, den er an diesen Orten erhielt, mit Ernst. Im J. 1732 trat er seine Reisen nach England, Frankreich und Italien an, wo er für seinen, nach Kenntnissen begierigen Geist so reichhaltigen Stoff antraf. Im J. 1735 ernannte ihn Kaiser Karl VI. zum Reichshofrath und nicht lange darauf, im acht und zwanzigsten Jahre seines Alters, zum zweiten kaiserlichen Commissarius am Reichstage zu Regensburg. Als bald nachher dieser Kaiser starb und Kaunitzens Amt dadurch aufhörte, begab sich dieser auf seine Güter in Mähren. Nach dem Regierungsantritt der Königin Maria Theresia eröffneten sich ihm glänzende Aussichten. Er wurde 1741 nach Rom an den Papst Benedict XIII. und

von da nach Florenz geschickt, und entledigte sich seiner geheimen Aufträge zum Beifalle der gegenseitigen Partheien. Am Ende des Jahrs 1742 ging er als Gesandter nach Turin, um das Vertheidigungs-Bündniß zwischen Oesterreich und Sardinien gegen die bourbonischen Höfe desto enger zu knüpfen, welcher Verbindung auch endlich England beirat. Die Art, wie er diese verschiedenen Aufträge ausgeführt hatte, erregte eine solche Meinung von seinen Ministerfähigkeiten, daß man ihm bald noch wichtigere Geschäfte anvertraute. Er wurde 1744 zum österrichischen Minister am Hofe Herzogs Carl von Lothringen und der Erzherzogin Maria Anna, des General-Gouverneurs der österrichischen Niederlande, ernannt. Da kurz darauf diese Erzherzogin starb, so übernahm er in Abwesenheit des Herzogs Carl, die Interims-Regierung der österrichischen Niederlande, welche damals um so bedenklicher zu führen war, als Frankreich schon den Krieg erklärt hatte, und die Niederlande den französischen Einfällen am ersten ausgef. waren. Im Februar 1745 ward er zum wirklichen bevollmächtigten

ermahlte diesen gefährlichen Posten zur  
s die französischen Waffen allzumäch-  
. 1746 Brüssel den Franzosen ergeben  
ubernement und für die Wenigen vor  
eine besondere Capitulation, welche  
m gewährte, von wo er, als auch die  
ien mußte, nach Aachen ging. Hier  
dheit wegen, die Kaiserin wiederholt  
erhielt. Kaum nach Wien zurückge-  
er als k. k. Gesandter bei dem Frie-  
lich wurde die Unterhandlung dafelbst  
n von Frankreich, England und Hol-  
ben, daß die übrigen Minister und  
n. Dieser protestirte daher gegen die  
später, als die übrigen Minister, be-  
trawar er sich durch seine Geschicklich-  
er verschiedenen Gesandten und legte  
her so großen Ruhme als Minister.  
en wurde Kaunitz zum wirklichen k. k.  
annt und 1749 mit dem Orden des  
lich bestimmte ihn die Monarchin zum

Diese Gesandtschaft dauerte von  
durch sein Kluges, einschmeichelndes  
is des österrichischen und französischen  
iter beiden Endpfe, das erst 1756 der  
Im J. 1753 wurde er als Hof- und  
berufen und noch überdies 1756 zum  
Kanzler ernannt, wodurch die Leitung  
seine Hände kam. Seit dieser Zeit  
ngelegenheiten Oesterreichs unter dieser  
ch zugleich auf die innere Verwaltung  
J. 1764 wurde er darauf vom Kai-  
n Nachkommen, nach dem Rechte der  
and erhoben. So lange nun Maria  
in dieser Monarchin zu Kaunitz unbe-  
allein regierte, beehrte er zwar den  
lichen Zeichen der Achtung und des  
immer dessen Nachschlage. Der mis-

langwe Versuch, die Schelde zu eröffnen, der misslungene Austausch von Bayern, und der noch ungleich misslungener Krieg mit dem Kaiser, waren davon die Folgen. Noch schwächer sah unter Leopold's II. Regierung und da erst Willen und Wissen der Krieg mit Frankreich, der damit verknüpfte Abnahme seiner Kräfte bewo dem Antritte der Regierung Franz II. die Würde Königs niederzulegen. Er hatte eine ausgebildete es sich leicht denken läßt, gerade einem bestimmt wie mit aller Genauigkeit der Schule angehören zu eigentlich metakritischen Untersuchungen se Seine Beurtheilung war langsam, aber desto reicher Ausspruch fast immer richtig. Voltaire in Mailer und Rousson, der sogar einige Wochen in Paris gewesen war, wurde ebenfalls von ihm sich-dramatische Literatur liebte er leidenschaftlich Literatur kannte er weniger, ob er gleich in den dem Wieland aufgetreten war, derselben viele se So schätzte er unter andern Placner in Leipzig Sprache war er kundig; die französische oder se Er sprach Französisch, Italienisch und Deutsch und verstand er; auch war ihm in seiner Jugend nicht fremd gewesen. Die große Encyclopädie u gebrauchte, um Stoff daraus für seine gesellschaft zu holen, und besonders um einen Faden zu haben, an den er seine und seiner Freunde Ideen anreihen konnte. Er hinterließ dem Nach, daß er ein entschiedener Freund der Wissenschaften und der Gelehrten war. So schuf er in der Lombardei und in den Niederlanden sehr ansehnliche Akademien. Auch sog er die meisten Gelehrten von einigen Namen, die nach Wien kamen, an seine Carl. Er war es, der den verdienstvollen Geschichtschreiber der Deutschen, den würzburgischen Hofrath Schmid nach Wien versetzte. Noch entscheidender war sein Hang für die höhern Künste und deren Ausübung. Die vorzüglich eingetrichtete Kunstschule in Wien ist fast ganz durch ihn geschaffen. So trug er das meiste dazu bei, daß der so berühmte Kupferstecher Schwaner durch Hilfe in Paris gebildet und nach seiner Zurückkunft der Director und Director einer Lehrschule der Kupferstecherkunst wurde, aus welcher außerdem so viele schätzbare Künstler hervorgegangen sind. Die Wechseln aus Basel, der lange Zeit in Wien war und die Bildergallerie ordnete, besonders aber mit dem Historienmaler Cosanova, lebte Konauß bei ihrem Aufenthalte in Wien in einem täglichen, fast vergrauten Umgange. Diese Auszeichnung hatten sie indessen wol noch mehr ihrer freien Lebensart, als ihren Kunstfähigkeiten zu verdanken. Der größte Künstler, wenn er nicht die Reichthümer des Hofmanns hatte, galt nicht viel bei Konauß. Dabei klagten die meisten über ihn, theils weil er sie oft Stundenlang in seinen Besessenen worten ließ, während er sich vielleicht mit einem Handwerker unterhielt, theils weil nicht alle sich mit der Ehre, ihre Kunstwerke in des Fürsten Gallerie aufgestellt zu sehen, anmaßsam bezahlt glauben, ein Vertragen, welches Konauß höchst unbedarfen, eigensinnig und unartig nannte. Ein der rühmter Künstler edelte sich dafür an dem Fürsten, indem er ihm eine selbst verfertigte schlechte Copie für ein Original-Lithographie um einen sehr hohen Preis verkaufte. Der Fürst erregt zwar nachher den Vorwurf, Konauß sich jedoch darüber zu klagen. Er war überall als ein

großer Reiter bekannt, und diese Liebhaberei machte einen Hauptzug in seiner Lebensweise aus. Die Gewandtheit und Geschicklichkeit, mit der er, schon im Greisenalter, noch die jüngsten, muthigsten Hengste ritt, wurde allgemein bewundert. Er unterrichtete und zog sogar alle seine Stallmeister selbst. Kaunitz war in seinen jungen Jahren ein schöner Mann gewesen und hatte eine von jenen Physiognomien, die Ehrfurcht einflößen, weswegen man ihn denn auch einer weiter getriebenen Puz-  
 liebe beschuldigt hat, als einem Manne sonst wol geziemen möchte. Unter seinen moralischen Eigenschaften rühmt man von ihm Treue und Redlichkeit. Vornehm und trocken war er oft gegen Fremde von seinem Stande, gütig und herablassend gegen Niedere; ernsthaft aber gegen alle und immer, besonders in Anwandlungen von Unmuth, kurz und verb. Es erinnert sich niemand, ihn, besonders in seiner spätern Zeit, lachen gesehen zu haben. Nie hat wohl ein Minister an irgend einem Hofe ein größeres Vertrauen auf längere Zeit hindurch genossen, als Kaunitz an dem seinigen. Dieß Vertrauen war auf die vollkommenste Ueberzeugung von seiner Rechtschaffenheit und von seinen Einsichten gegründet. Daher wurde ihm Alles nachgesehen. So erschien er im Cabinet der Kaiserin Maria Theresia, unter deren Regierung noch eine strenge Etiquette beobachtet wurde, im Frack und in Stiefeln, wie er eben etwa von der Reitbahn kam; und weil die Kaiserin im Sommer und Winter die Fenster stets offen, Kaunitz hingegen, aus Fürsorge für seine Gesundheit, die seinigen stets verschlossen hatte, so war es bei seinem Eintritte in die Zimmer der Kaiserin das Erste, daß er die Fenster zumachte, und dann erst wandte er sich an die Kaiserin, um mit ihr zu sprechen. Unter Joseph II. Regierung, der, wie wir bereits oben gesagt haben, Kaunitzen nur noch selten zu Rathe zog, kam dieser nicht mehr nach Hofe, sondern der Kaiser ging, wenn er ihn sprechen wollte, zu ihm, und dieß geschah sehr oft. Er ließ sich gewöhnlich vorher melden, und oft ließ dann Kaunitz sagen, der Kaiser könne kommen, aber er würde ihn noch im Bette finden. Dieser nahm das nicht übel und besuchte ihn, während derselbe noch seiner Ruhe pflegte. Was die kirchlichen Reformen Josephs anbetraf, so nahm Kaunitz den rühmlichsten Antheil an denselben. Zu Rom war man sogar überzeugt, daß alle diese Reformen von ihm allein herrührten, und deswegen wurde er in der Ministerial-Correspondenz nie anders als der kaiserliche Minister (il ministro eretico) genannt. Als der Papst in Wien war, reichte er dem Fürsten, aus einem Uebermaße von Politik, nicht den Rücken der Hand, sondern das Innere derselben zum Küssen dar, welches ehemals, nach den päpstlichen Begriffen, die größte Gnadenbezeugung war. Der Fürst that aber, als ob er nichts von dieser Etiquette verstünde, nahm die ihm von dem Papste dargebotene Hand und drückte sie, nach alt-  
 deutscher Sitte, in die seinige. So war wohl noch kein Papst bewillkommnet worden. Als Joseph II. die Scheldestreitigkeit mit den Holländern angefangen hatte, so wollte er, was ihm auch Kaunitz dagegen sagen mochte, niemals glauben, daß es die Holländer wagen würden, auf des Kaisers Fregatten zu schießen. Dennoch geschah es, und Kaunitz sandte diese Nachricht an den Kaiser, mit den Worten: „Ew. Majestät werden aus diesen Depeschen ersehen, daß die Holländer dennoch geschossen haben.“ Unter Leopold II. verlor Kaunitz allen Einfluß, der von nun an dem Baron Spielmann zu Theil wurde. Nichts destoweniger fuhr man stets fort, ihm mit der ausgezeichnetsten Achtung zu begegnen. Endlich starb dieser vielersfahrne Mann lebens- und ruhm-  
 satt am 27. Juni 1794 an Entkräftung, in einem Alter von 83 Jahren.

## Kausfieleide, s. Kauskraft.

**Kauskraft** (Karl. Schrögggen) wird in Russland aus dem der Beluga's, der Sterleten u. a. m. den Koggen von der daran hängenden nach acht Tagen Pfäfer und Klunge imgemacht, wird er getrocknet und in Ise ausgehen, ausgeführt und im Ausoffen. Der beste Kaus ist der Krim aus Kersch und Zensale jährlich auf Moldau und die Donau - Gegenden

U In demjenigen Theile der Mathemafer allgemeiner Körpergehaltem handelt manant, welcher zur Grundfläche eine reißförmigen Rundung (sagtig zuläuft. n.) Die Regel sind entweder gerade - in einem geradestehenden Regel rügdliche, d. l. mit der Grundfläche paralstehende Fläche der Grundfläche ähnsfalls ein Kreis seyn; geschieht aber einen Seite höher über der Grundsticht keine kreisförmige, sondern eine man eine Ellipse nennt. Beschreibt

recht herab auf die Grundfläche, so entsteht eine nur nach oben krumme, unten aber durch die Grundlinie abgeschchnittene Fläche. Diese heißt Spindel. Drittens kann aber auch der Schnitt mit der einen Seite des Kegels gleichlaufend geschehen, wodurch eine andere ebenfalls nur nach oben gekrümmte und unten von der Grundfläche abgeschchnittene Fläche entsteht, welche Parabel genannt wird. Diese drei Flächen nennt man Kegelschnitte. Die Eigenschaften derselben haben schon die Griechen mit bewunderungswürdigem Scharfsinne entwickelt, und das Hauptwerk, das noch darüber vorhanden ist, ist von Apollonius Pergäus. Um die Vervollkommnung der Theorie derselben haben sich dann insbesondere die Engländer verdient gemacht. M.C.

**Kohl**, Dorf und Festung im Rinzig - Kreise des Großherzogthums Baden, am Ausflusse der Rinzig in den Rhein, über welchen hier eine Brücke nach dem eine halbe Stunde davon gelegenen Strassburg führt. Im Westwicker Frieden kam es an den Markgrafen von Baden - Baden, nur behielten sich Kaiser und Reich das Besatzungsrecht vor. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber wurden die Wälle abgetragen; Kohl ward ein bedeutender Fabrik - und Handelsort, und unter andern auch durch die von Beaumarchais dafelbst angelegte Druckerei berühmt, aus welcher die prächtige Ausgabe des Voltaires und andere Prachtgedruckte hervorgingen. Während des Revolutionskriegs stellte man die Festungswerke wieder her. Kohl mußte mehrere Belagerungen aushalten, war abwechselnd in deutschen und französischen Händen, brannnte zu drei verschiedenen Malen nieder, und wurde endlich 1808 von Napoleon mit dem Departement Niederrhein verbunden, bis es 1814 wieder an Deutschland zurückfiel.

**Kreuchhusten**, eine Krankheit, die eigentlich zwar dem kindlichen Alter angehört, doch zuweilen selbst Erwachsene überfällt. Der echte Kreuchhusten besteht aus heftigen, öfters hinter einander ununterbrochen folgenden Ausathmungen, gleichsam kleinen Lungenconvulsionen,

die endlich, wenn die Lungen ganz zusammengedrückt sind, durch ein tiefes pfeifendes Einathmen unterbrochen werden, worauf sogleich wieder die vorigen Hustenanfälle folgen. Dieses convulsivische Aushusten und schreiende Einathmen wechselt so lange mit einander ab, bis der die Lungen zusammenschnürende Krampf den höchsten Grad erreicht hat, worauf das Kind entweder in eine Art Starrsucht und Stillstand des Athems, mit Nasenbluten, Firschrothem, ja blauem Angesicht, unwillkürlichem Abgang der Winde und des Urins, geräth, oder zum Brechen kommt, wornach der Anfall für diesmal gelöst ist. Läßt der Husten ohne Brechen nach, so ist der Anfall noch nicht beendigt, sondern setzt bald von neuem an. Solche Husten, welche die obigen wesentlichen Zufälle nicht haben, sind bloß Krampfhusten. Der ächte Keuchhusten ist eine fremde, aus andern Welttheilen (wahrscheinlich, nach Rosenstein, aus Africa) zu uns gebrachte Krankheit, herrscht jederzeit epidemisch, entwickelt ein ansteckendes Gift, durch welches er sich nach Art der Masern, des Scharlachs u. s. w. von einem Kinde zum andern fortpflanzt, und eben so wahrscheinlich nur einmal befällt. Die Keuchhustenepidemie entsteht nicht so oft, wie jene, verbreitet sich aber alsdann sehr allgemein. Der Gang der Krankheit kann eben so wenig unterbrochen oder abgekürzt werden, wie der Lauf jener Krankheiten, so lange wir kein gewisses Mittel haben, den Ansteckungsstoff zu zerstören. Wer jedoch glauben wollte, daß man deshalb gar nichts brauchen dürfe, muß wissen, daß der Keuchhusten, sich ganz selbst überlassen, mehrere Monate bis zu einem halben Jahre dauern kann, und endlich, wenn er nicht vorher tödtlich wird, in Auszehrung und Lungensucht übergeht. Gefährlich wird er durch Convulsionen, Steckfuß, Uebergang in Lungenentzündung, Entstehung von Brüchen, Uebergang in Auszehrung u. a. m. Bei vollem Magen kann der Anfall durch Erstickten tödten, daher die Kinder immer nur wenig essen dürfen, und man das baldige Erbrechen befördern muß. Auch ist es rathsam, die Kinder durch Bandagen bei Zeiten vor der Entstehung eines Bruchs zu schützen. Als Schutzmittel hat man Verschiedenes versucht. Das sicherste ist, die Kinder vor der Ansteckung zu bewahren. Andere Mittel haben bisher wenig geleistet. Man hat vorzüglich solche empfohlen, deren Ausdünstungen krampfstillend sind, z. B. das Anhängen von Kampher und Moschus, auch den innern Gebrauch desselben, auch die Blätter des wilden Rosmarins (*Rosmarinus sylvestris* L.) als Thee getrunken.

H.

**Keil**, das bekannte Werkzeug, welches zum Spalten des Holzes so häufig gebraucht wird, ist ein dreiseitiges *Prisma* (s. d. Art.), welches mit zwei seiner Seitenflächen, die einen spitzen Winkel mit einander machen, in den zu spaltenden Körper getrieben wird, durch eine Kraft, welche auf die dritte seiner Seitenflächen wirkt. Die Größe seiner Wirkung hängt von der Neigung seiner Seitenflächen, von der Größe des Spaltes selbst, und von dem Widerstande der gespaltenen Flächen ab, und ihre Bestimmung gehört zu den schwierigen Aufgaben der Mechanik. Vorzüglich wichtig ist die Lehre vom Keil in der Theorie der Gewölber, welche durchaus auf jener beruht.

L.

**Keim** ist die Grundlage zu jedem organischen Körper, aus welchem sich dieser unter den dazu erforderlichen Bedingungen nach und nach entwickelt. Besonders bedient man sich des Wortes Keim bei dem Gewächsen, und hier kann man eine dreifache Gattung desselben annehmen: die Knospen an mehrjährigen Pflanzen, die Zwiebeln (Knollen) unter der Erde, und die Keime in den Früchten (Saamen). Daß die

Kugeln (Knospen) Reime sind, sieht man voraus, weil sich vermittelst des Einwirkens aus ihnen neue Pflanzen entwickeln. Die Knospen würden sich sogar wie Samen ausbreiten lassen, wenn sie nicht in der Erde der Fäulnis zu sehr ausgesetzt wären. Im Samenform oder in der Frucht ist der Keim derselbe, aber nur anders eingeschält und von der Natur bestimmt, sich in fruchtbarer Erde zu entwickeln.

Kleist (Jacob von), Feldmarschall des Königs von Preußen, jüngster Sohn Georg Friedrichs, Grafen von Schorland, wurde 1698 zu Anzerode in der Grafschaft Rineck geboren, und zeigte schon von früher Jugend an eine außerordentliche Neigung zum Militärstande. In einem Alter von dreiehn Jahren trat er auf Anrath seiner Mutter, deren Vater, Lord Peter, unter Jacob I. Großkönig von Schottland gewesen war, in die Garde des Präidenten über und wohnt der Schlacht von Peterburn bei, in welcher er verwundet wurde. Da die Krone des Präidenten zertrümmert worden war, floh Kleist nach Frankreich, leitete sich daleidst, unter Marquis Kaleruz, wie so vielen Mächtig auf das Studium der Mathematik, daß er durch Verwendung seines Lehrers in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde. Nachdem er voll breunenden Eifers, sich zu unterrichten, Italien, die Schweiz und Portugal durchzogen war, bot sich ihm die Gelegenheit dar, dem Kaiser Peter I. 1717 in Paris vorgestellt zu werden. Dieser bot ihm Dienste an, welche Kleist aber ablehnte, um nicht in die Laue gesetzt zu werden, gegen Carl XII., für welchen er eine große Verehrung hegte, freiren zu dürfen. Er reiste darauf nach Madrid, wo der Herzog von Liria ihm eine Stelle unter dem spanischen Argimente verschaffte. Als kurz nachher der Herzog, welcher Kleist zu seinem Schützlinge erwählt hatte, zum außerordentlichen Gesandten nach Petersburg gewöhlt worden war, so beauftragte ihn Kleist dahin und trat dann in die Dienste der Kaiserin, welche ihn zum Brigadegeneral und bald darauf zum Generalleutnant und Ritter des schwarzen Adlersorden ernannte. Hier zeichnete sich Kleist in allen Schlachten, welche unter der Regierung dieser Kaiserin gegen die Türken geführt wurden, durch seinen Muth aus, und war bei der Eroberung von Ochakow der erste, der die Feinde erlieh, wo er an der Wunde verwundet wurde. In dem Kriege mit den Schweden stritz er in Finnland und er war es, der sowohl den Gewinn der Schlacht von Wulmanstrand entschied, als auch die Schweden von den Klauensfeldern in der Ostsee vertrieb. In dem Frieden zu Udö (1723) ward er von der Kaiserin als Gesandter an den Hof von Schweden geschickt, wo er sich durch sein er noch Petersburg zurückgekehrt war, schon dem Markgrafen abgab. Da aber dennoch immer sehr mächtig wurden, so begab er sich e Preußen, der darauf bedacht war, solches zu geben. Dieser Fürst hatte ihm einen d schenkte ihm sein unaußerordentliches Vertrauen, einen großen Theil Deutschlands, Polen, 1726 der siebenjährige Krieg ausbrochen e zunächst mit einer preußischen Armee nach der nach der aufgehobenen Belagerung von diesen Abzug des Belagerungskorps beze, eben Jahre, als Dann das Lager der Preussiggeblüht wurde. Kleist war ein Mann von Jünger, wüthender Tapferkeit, der viel über l hatte, aber auch andere Eigenschaften besaß

rechlicher und braver Männer verschaffen mußten. Wylford Marschall, sein Bruder, schrieb an Madam Geoffrin nach Paris: „Denken Sie sich, Welch' eine große Erbschaft mir mein Bruder hinterläßt. Er hat, an der Spitze einer großen Armee, Böhmen gebrandschatzt, und ich habe siebenzig Ducaten bei ihm gefunden!“ Der große Friedrich schätzte in wichtigen Angelegenheiten Keiths Rathschläge, so wie bei seinen Vergnügungen dessen beständige Gesellschaft. Der Marschall hatte die Idee gehabt, mehrere Tausende kleiner, ganz bewaffneter Soldaten in Erziehung zu lassen, und der König und er beschäftigten sich oft damit, mit dem Mandyre derselben ein gewisses Kriegsstudium zu verbinden.

Reiser (Reinhard) ward im Jahre 1673 zu Leipzig geboren, und erhielt daselbst auf der Thomasschule seine erste wissenschaftliche Bildung. Nachdem er hier ebenfalls die Universität bezogen hatte, fing sich sein nachher so ausgezeichnetes musikalisches Talent um so mehr an auszubilden, als die dortige Oper, verbunden mit den Concerts dieser Stadt, ihm Vorbilder in jeder Gattung der Musik zum Studium darstellen konnten. Bald zeichnete er sich daselbst so sehr aus, daß der braunschweigische Hof, der damals noch zu Wolfenbüttel residirte, ihn zur Composition zweier Opern berief, die einen großen Beifall erhielten. Im Jahre 1694 begab er sich nach Hamburg, wohin ihn die dortige Oper zog, die sich damals in ihrem höchsten Glanze befand. Auch hier gefielen seine Compositionen so sehr, daß er, eine Reise nach Copenhagen ausgenommen, Hamburg nie wieder verließ und 40 Jahre hindurch mit dem größten Ruhme für das dortige Theater componirte. Wir kennen, außer seinen übrigen Concert- und Kirchenmusiken, 116 (118) Opern von ihm, in welchen sämmtlich eine so geniale Erfindung, eine so leichte und ungezwungene Führung, eine solche Neuheit der Gedanken und besonders ein so edler, melodischer Gesang herrschen, daß man, besonders wenn man bedenkt, daß er kein Nachahmer gewesen ist, sondern fast alles aus sich selbst erfunden hat, Reiser für einen der größten Componisten, die je gelebt haben, zu halten gezwungen ist. Als seine Theater-Entreprise im Jahre 1709 durch die Verschwendung seines Mitunternehmers bankrupt gemacht hatte, und Reiser selbst dadurch in einige Verlegenheit gerathen war, so setzte er in einem einzigen Jahre neun Opern, um dadurch seinem Theater einen desto größern Zulauf zu verschaffen. Wenn gleich die Opern der damaligen Zeit noch nicht den Umfang der heutigen Theater-Compositionen hatten, so zeugt dennoch jener Umstand von der außerordentlichen Fruchtbarkeit und Leichtigkeit, mit welcher Reiser zu componiren im Stande war. Er starb am 12. Sept. 1739 im 66. Jahre seines Alters.

Keller (Johann Balthasar), ein ausgezeichnete Arbeiter in der Kunst in Erz zu gießen, ward zu Zürich geboren, und setzte sich darauf in der blühendsten Periode der Regierung Ludwigs XIV. zu Paris. Bald zeichnete er sich durch die Kühnheit aus, mit welcher er den Guss der bedeutendsten Stücke unternahm. Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts verfertigte Girardon das Modell einer Ritterstatue Ludwigs XIV. von 21 Fuß Höhe. Bis dahin waren die Statuen Marc Aurels, Cosmus von Medici, Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. in einzelnen Stücken gegossen worden; Keller aber unternahm es zuerst, jene Statue von Girardon in einem einzigen Gusse zu gießen. Dazu aber bedurfte es zahlreicher Versuche, der Erfindung neuer Mittel und Wege, neuer Instrumente, und besonders der Kunst, die Arbeiter, die er dazu gebrauchte, erst vorher zu seinen Zwecken zu bilden. Endlich wurde eine große Masse Metall in die Form geworfen, und darauf unter dem Triumph



des Volks die nämliche Statue Ludwigs XIV. herausgezogen, und 1692 auf dem Place Vendome aufgestellt, welche dasselbe Volk 100 Jahre später wieder herabgestürzt hat. Dieses Werk machte unstreitig Kellers eben so große Ehre, als Girardon; ja, man könnte vielleicht sagen, daß die Schönheiten des Modells keinesweges der Schönheit des Gusses gleichkamen. Uebrigens ist Kellers Name nur unter den Künstlern bekannt, so wie man denn auch von dem Lebenslaufe dieses geschickten Mannes durchaus nicht unterrichtet ist. Nur das weiß man von ihm, daß ihm der König die Aufsicht über die Stückgießerei des Zeughauses ertheilte, daß er von den Ministern bei Vertheilung der Belohnungen des Marschalls nicht übergangen wurde, und daß er endlich im Jahre 1702 seine Laufbahn endigte. Als die Statue Ludwigs XV., welche sich auf dem Place gleiches Namens befand, gegossen werden sollte, mußte man zu den Memoiren einiger Künstler seine Zuflucht nehmen, um sich darin von dem Verfahren, welches Keller befolgt hatte, zu unterrichten. — Johann Jacob Keller, der Bruder des vorhergehenden, welcher 1700 im 65sten Jahre zu Colmar starb, war ebenfalls ein geschickter Künstler im Gießen.

Kellermann, Herzog von Valmy, Marschall und Pair von Frankreich, trat als gemeiner Husar in die Legion von Conflans, und war schon 1791 zum General emporgestiegen. In dieser Eigenschaft ward er im Elsaß angestellt, wo er sich bemühte, die Kriegszucht unter den Truppen wiederherzustellen; eine Bürgerkrone, die er zu Landau erhielt, war der Lohn dieser Anstrengungen, und zugleich der bei der Nationalversammlung den Soldaten ausgewirkten Erlaubniß, die Volksgesellschaften zu besuchen. Im August desselben Jahrs empfing er das Commando über die Mosel-Armee, und nahm, nachdem er im September seine Vereinigung mit Dümouriez bewerkstelligt hatte, die Stellung bei Valmy, einem Dorfe in der Champagne, ein. Hier hielt er am 19. Sept. den bekannten Angriff aus, der sich durch die fürchterliche Kanonade, welche der Herzog von Braunschweig, wiewol fruchtlos, auf diese Stellung machte, auszeichnete. Bei dem darauf erfolgten Rückzuge der Preußen aus der Champagne, klagte ihn Dümouriez mehrerer begangener Fehler, z. B. daß er Mainz und Trier nicht weggenommen habe, bei dem Convente an; Kellermann aber wußte sich nicht nur zu verteidigen, sondern er ward auch nach und nach an der Mosel, bei der Alpenarmee und endlich bei der Belagerung von Lyon angestellt, welche letztere er jedoch, wahrscheinlich aus Menschlichkeit, so saumselig betrieb, daß er der Verrätherei beschuldigt und in's Gefängniß geworfen wurde, aus welchem er erst nach Robespierre's Sturz, durch einen Ausspruch des Revolutions-Tribunals, am 8. Nov. 1794 seine Freiheit wieder erhielt. Im folgenden Jahre empfing er das Commando der Alpen- und italienischen Armee, mußte jedoch Buonaparte weichen, der bald darauf als Obergeneral der italienischen Armee nach Italien kam. Nachdem er 1797 nach Paris zurückgekehrt war, erhielt er vom Directorium den Befehl, Lyon in Belagerungszustand zu versetzen, und sodann die Gendarmarie zu organisiren. Im folgenden Jahre ward er zu einer General-Inspection ernannt, und erhielt im Theater zu Angers eine Krone, die er sogleich den constituirenden Autoritäten übersandte. Hierauf trat er in die Kriegskanzlei, dann in den Erhaltungs-Senat, von welchem letztern er am 2. Aug. 1801 zum Präsidenten ernannt wurde. Am 3. Jul. 1803 erhielt er den Titel eines Großoffiziers der Ehrenlegion, ward bald darauf zum Reichsmarschall erhoben und mit der Senatorie von Colmar belohnt. Später schenkte ihm Nape-

Leon den Johannisberg, und im J. 1808 ward er Herzog vom Valmy und Oberbefehlshaber der Kanalkisten-Armee. Bei dem Ausbruche des Krieges mit Oesterreich 1809, ward ihm die Organisation der Reconscribirten im Elsaß übertragen. Diesen Wirkungskreis behielt er auch in den folgenden Feldzügen von 1812, 13 und 14. Nach der Wiederherstellung des Königthums in Frankreich, wurde Kellermann von Ludwig XVIII. ehrenvoll ausgezeichnet. Er wurde zum königlichen Commissär für die Militär-Division Mex, und bald darauf zum Pair des französischen Reichs ernannt. Da er an Napoleons Usurpation im J. 1815 keinen Antheil nahm, so behielt er auch nach der zweiten Restauration der Bourbons seine vorigen Aemter und Würden.

Kemble (John Philipp), eine der ersten Zierden der englischen Bühne, ist zu Preston in Lancashire um das J. 1757 geboren. Sein Vater, Roger Kemble, der sich als Schauspieler ebenfalls vortheilhaft bekannt gemacht hat, gab ihm eine sorgfältige Erziehung, und ließ ihn auf der Schule Sedgley-Park in Straffordshire, und auf der Universität von Drury seine Studien treiben. Obgleich er bei seinen Talenten schnelle und leichte Fortschritte machte, und sein Vater sehr wünschte, daß er sich dem Theater nicht widmen möchte, so zog doch sein Genius ihn unwiderstehlich dahin. Er trat zuerst zu Wolverhampton als Theopostus in Rowe's Tragödie dieses Namens auf; der Beifall, der ihm zu Theil wurde, feuerte ihn noch mehr an, und so vermehrte mit jedem Male sein Eifer den Beifall, und der Beifall seinen Eifer. Er besuchte Manchester, Liverpool und York, und ging von da nach Dublin. Hier trat er in der Rolle des Hamlet auf, worin er seitdem ohne Nebenbuhler glänzte, und in der er mit jedem folgenden Male neue Feinheiten entwickelte. Nicht mit gleicher Auszeichnung versuchte er sich in komischen Rollen. Nachdem er zwei Jahre in Dublin gewesen, hatte er bereits einen solchen Ruhm erworben, daß ihm die Unternehmer von Drury-Lane ein Engagement anboten, welches er auch annahm. Sein Debut im J. 1778 als Hamlet, entschied ganz zu seinen Gunsten. Zehn Jahre später übernahm er das Amt eines Regisseurs, und verwaltete es bis 1796, wo er theils wegen der damit verbundenen lästigen Geschäfte, theils auch wegen einiger Mißthelligkeiten, darauf Verzicht leistete. Er hatte sich in diesem Zeitraume auch dadurch bedeutende Verdienste um den Geschmack des Publikums erworben, daß er als ein feiner und gebildeter Kenner der dramatischen Werke seiner Nation, wovon er vielleicht die größte Sammlung in England besitzt, manche treffliche ältere Stücke wieder aufs Repertorium gebracht hatte. Dagegen fanden seine neuen Lesarten, wodurch er z. B. den Text des Shakespeare häufig veränderte, nicht die Genehmigung der Kritiker. Nachdem er noch manche Verdrießlichkeiten in seinen Verhältnissen erfahren hatte, nahm er seinen Abschied, und besuchte in den Jahren 1802 und 3 Frankreich und Spanien. Nach seiner Rückkehr kaufte er für 20,000 Pfund einen Antheil am Covent-Garden Theater, und ward in Folge davon Lewis's Nachfolger. In heroischen Rollen, deren Charakter befehlende Energie ist, in philosophischer Deklamation, und in Rollen würdevoller Härlichkeit, hat er vielleicht seines Gleichen nicht. Auch als Schriftsteller hat sich Kemble durch einige Farcen, z. B. The Projects, The Pannel, The Farm-House, und durch etliche Umarbeitungen, bekannt gemacht. Eine Sammlung von Jugendgedichten hat er, wiewohl sie keineswegs so ganz unwürdig sind, später mit Sorgfalt unterdrückt.

Kempelen (Wolfgang von) zuletzt k. k. wirklicher Hofrath, starb

am 22. März 1804 in seinem 72ten Jahre. Um welche Zeit dieser wahrhaft erfindende Mann die berühmte Schachmaschine zu Bresburg bekannt gemacht hat, ist unbekannt; doch wird derselben schon 1771 gedacht. Sie stellt einen Mann von natürlicher Größe vor, der türkisch gekleidet ist, und vor einem Tische sitzt, auf welchem ein Schachbrett steht. Der Tisch selbst hat an den Füßen Rollen, um ihn desto leichter von einer Stelle auf die andere bewegen, und somit den Verdacht, als sey ein Mensch unter dem Tische verborgen, um so scheinbarer vermeiden zu können. Diese Maschine spielte mit den geschicktesten Spielern, und war ihnen fast immer überlegen. In wie fern der Erfinder, der alle Zeit neben dem Tische stand, oder auch in ein, auf einem entfernten Tische befindliches, aber mit dem Schachspieler selbst in gar keiner Verbindung stehendes, Kästchen sah, das Spiel des Schachspielers leitete, oder ob in der Maschine selbst ein Mensch verborgen war, hat bisher um so weniger entdeckt werden können, als der Erfinder selbst stets bereit war, das Innere der Maschine, welches mit Rädern, Hebeln und Springfedern angefüllt ist, jedem, der es verlangte, zu zeigen. Ohne die künstliche Einrichtung dieser Maschine, die wir übrigens nicht gesehen haben, jetzt noch ergründen zu wollen, können wir jedoch unsere Bewunderung darüber nicht hauptsächlich können, es sey kein verborgen gewesen. Da die zügelnde Wesen hervorgebracht w Wesen im Stande, diesen Zügel und folglich mußte durchaus, liegt wurde, ein denkendes Wesen her zeugt es in der That von über die Züge der Maschine, a ist diese mußten ja von einem darüber den bewunderungswürdigen Arm der Maschine sich nach je von dort Figuren wegnahm, u gelassen hat. In diesem Mechanismus, und nicht in der Kunst des Spielers die Partien abzugewinnen Automat (s. d. Art.), sondern chem die einwirkende Kraft eines denkenden Wesens gebirte. Im Jahre 1778 erfand Herr von Kempelen ferner eine Sprachmaschine, welche 1 1/2 Fuß breit und 1/2 Fuß lang, aus einem viereckigen, mit einem Blasebalg versehenen Kasten bestand. Wenn der Blasebalg nebst seinen Klappen, nach Verhältnis der zu sprechenden Wörter, bewegt wurde; so sprach die Maschine alle Silben deutlich und vernehmlich aus. Diese Maschine war, wo möglich, noch künstlicher, wie der Schachspieler. Er erfand auch eine Dampfmaschine, die sich von allen dergleichen Triebwerken merklich unterschied. Sie leistete vier Minuten lang die von ihr erwarteten Dienste in aller Vollkommenheit; dann aber zerbrach sie.

Kempis (Thomas a) ward 1380 zu Kempen, einer kleinen Stadt im ehemaligen Kurfürstenthume Elb, geboren, und trat 1399 in den Orden der Mönche vom heiligen Agnesberge, welche in der Gegend von Zwoll ein Kloster hatten. Hier beschäftigte er sich damit, theils geistliche Schriften abzuschreiben, theils deren selbst zu verfertigen. Er starb am 25. Jul. 1471. Man hält ihn ziemlich allgemein für den Verfasser der Nachahmung Jesu Christi, eines Werks, welches Ver-

lassung zu einem beträchtlichen Theile zwischen einigen damaligen Bischöfen gegeben, und hiernach innern Fortschritten wegen, ungarischer der Kaiserlichen Schatzkammer einen großen Nutzen zu erweisen hat. Demnach ist durch die Kaiserliche und kaiserliche Verfügung, als durch die Kaiserliche Verfügung, dass der französische Buchhändler Paret soll 1719 vernichtet haben, dass er mehr als 1000 verschiedene Ausgaben von demselben kennt. Der Wert dieses Werks war zu jener Zeit so groß, dass ein gewisser Kaiser in Marocco, wie man sagt, dasselbe in seiner Bibliothek hatte, und mit Vergoldungen las. Eine der Ausgaben, welche im Jahr 1719 in einem Stück gedruckt worden ist, ist demselben Werk verändert in seiner Stelle, wie er alle die Lectionen, er gab, auch selbst aus; er war unerschrocken gegen seine Ordensbrüder, unterwürdig gegen seine Obern, und mitleidig und wohlthätig gegen die, die seiner bedurften. Er hat noch mehrere geistliche Schriften verfasst, welche aber keinen so großen Ruf erlangt haben.

Kempten war ehemals eine geistliche Stadt, Benedictinerordens, der Stadt Kempten in Schwaben gelegen, deren Abt, Reichskammerherr und Erzmarschall der deutschen Kaiserin, unmittelbar unter dem Papste ist. Er gehörte zu E. L. Hildegard, Kaiserin und Stadt (die bekannte Elisabethstadt), mit 2000 Einwohnern. Die Stadt war in 11 Kapiteln vertheilt, welches aus 30 schiedlichen Personen bestand, die zum Kaiser gehörige Land betrug 16 Quadratkilometer, und umschloß 4 Städte, 7 Marktflecken, 45 Pfarreibereiter und über 100 andere Dörfer mit 10000 Einwohnern. Die Einkünfte des Abts betragen, nebst den Einkünften aus dem Kapitel, 300,000 Gulden. Im J. 1400 wurde das ganze Einkommen der Reichskammer Kempten, an Kaiserin abgetreten, und zum Fürstenthum, mit der alten Summe auf dem damals gehaltenen Reichstage, erhoben, nachher aber mit der Stadt Kempten vereinigt und zum Fürstenthum geschlagen. — Kempten, liegt westlich des bayerischen Fürstenthums und am Rhein. — Kempten, ist ein Ort in Schwaben, welcher sich eine halbe Meile von der Stadt Kempten befindet. Er wird sonst einen beträchtlichen Handel, besonders mit Wein, und hatte 1719 weit über 3000 Einwohner, aber 1807 auf 2000 herabgesunken waren. Ihre vorige Einwohnerzahl rechnete man auf 12,000 Gulden. Im J. 1719 kam die Stadt an Bayern, und ward 1719 zum Fürstenthum des General-Commissars des Fürstenthums gemacht. Die Stadt soll auf der Höhe des alten Campidivum stehen.

Kempicott (Benjamin), junger Doctor und Professor der Theologie zu Oxford, ward 1718 zu Litchfield in Devonshire geboren, wo sein Vater ein armer Schenker und zugleich Bäcker war. Er hat sich durch seine weitläufige und solidere Sammlung von Lesarten, auch durch seine Handschriften und 12 gedruckte Ausgaben des hebraischen Bibel, durch den Abdruck derselben unter dem hebraischen Texte verdienstlich gemacht. Dieses Werk führt den Titel, Var. Lection. hebr. et variis locutionibus, II. Tom. Oxon. 1776 — 1778. fol. Demselben Werke ist eine latein. gloss. in V. T. hebr. vorgegedruckt, welche von (Brommstedt 1773 &) besonders herausgegeben und mit Anfangen versehen hat. Kempicott war bei dieser Expedition und folgenden Uebersetzung durch eine Unterstützung von mehreren 1000

Hf. Starling unterstützt, und somit in den Stand gesetzt worden, mehrere Gelehrte nach Spanien, Italien, Deutschland u. s. w. zu schicken, welche Handschriften und Ausgaben vergleichen sollten. Allein die Ausbeute war dennoch nicht so bedeutend, als man sich anfangs geschmeichelt hatte. Uebrigens hat man auch der Schreibfehler viele, der brauchbaren Lesarten hingegen sehr wenige in dem Werke selbst gefunden. Auch fehlte Kennicott theils selbst im Plane, theils war er auch weder mit den morgenländischen Sprachen, noch mit den ächten Grundsätzen der Kritik vertraut genug. Nach seinem Tode erschien von ihm: *Remarks on select passages in the Old Test., to which are added eight sermons*, Oxf. 1787. 8. (Bemerkungen über einige auserwählte Stellen des alten Testaments, nebst acht Predigten). Kennicott starb am 28ten April 1783.

Kepler (Johann), ein berühmter Mathematiker und Astronom des 16ten Jahrhunderts. Ihm verdankt die Astronomie den Grund der Höhe, zu welcher sie in den neueren Zeiten gelangt ist. Er war den 27. Dec. 1571 zu Weil im Württembergischen geboren, und stammte aus einem adelichen Geschlechte. Armuth und ein immer wandelbares Schicksal seines Vaters war der Grund der Vernachlässigung seiner Erziehung, und der vielen trüben Tage seiner Jugend. Obgleich sein Unterricht in den Anfangsgründen der Wissenschaften bisweilen durch ökonomische Geschäfte unterbrochen wurde, so brachte er es doch bald dahin, daß er die Universität Tübingen beziehen konnte. Hier studirte er, nach dem damals vorgeschriebenen Gange, zuerst Philosophie und Mathematik, und dann Theologie. Nebenbei aber folgte er seiner Lieblingsneigung zur Astronomie, wo ihn insbesondere die Untersuchung der physikalischen Gründe der Bewegung der Weltkörper beschäftigte. Von Tübingen wurde er als Prof. der Mathematik und Moral nach Grätz in Steyermark berufen, wo er seine astronomischen Untersuchungen fortsetzte. Aus Furcht, seine Stelle zu verlieren, ging er nach Ungarn, kehrte aber nach einiger Zeit wieder zurück. Unterdessen war der berühmte Astronom Tycho de Brahe nach Deutschland gekommen, dessen Bekanntschaft auf Keplers Schicksal einen wichtigen Einfluß hatte. Kepler entschloß sich nämlich, sein Amt zu verlassen, und sich nach Prag zu wenden, um mit Tycho die rudolphinischen Tafeln zu verfertigen. Durch des letztern Empfehlung wurde er zwar hier von dem Kaiser Rudolph II. als Mathematiker angestellt; allein da ihm sein Amt und seine Wissenschaft nicht so viel eintrugen, als er brauchte, so studirte er nun Medicin, um von der Praxis leben zu können. Der Kaiser hatte ihm ein Jahrgeld bestimmt, allein in den bedrängten Zeiten, welche den 30jährigen Krieg vorbereiteten, blieb dieses immer aus. Ja selbst, da er auf Befehl des Kaisers Matthias in Linz angestellt war, wurde seine Hoffnung, das Rückständige zu erhalten, getäuscht. Streitigkeiten mit den Geistlichen, so wie überhaupt die damaligen Unruhen in den österrichischen Landen, hatten sehr nachtheiligen Einfluß auf Keplers Lage. Er verließ Linz, begab sich nach Regensburg, schlug einen Ruf nach England aus, wurde vom Kaiser Ferdinand II. zum kaiserlichen Mathematiker bestätigt und ging darauf nach Ulm, wo er die rudolphinischen Tafeln drucken ließ. Im J. 1627 kam er nach Prag zurück, und erhielt vom Kaiser 6000 Gulden. Endlich bekam er auf Befehl des Herzogs Albrecht von Friedland und Sagan, welcher damals das Patronatsrecht über die Universität Rostock hatte, eine Professur daselbst, erhielt aber die versprochene Besoldung nicht. Er reiste deshalb nach Regensburg, wo er den 15. Nov. 1630

im 50sten Lebensjahre starb. Kepler war klein, hager und schwach von Körper, kurz von Gesicht, nicht selten mürrisch und jähzornig; mit Liebe hing er an seiner Wissenschaft, mit Eifer suchte er die Wahrheit, vergaß aber darüber die Regeln der Mäßigkeit. Sein Schicksal hatte ihm die Freuden des Lebens sparsam zugesendet, aber er ertrug alle Widerwärtigkeiten mit Standhaftigkeit. Die Größe seiner Verdienste um die Astronomie hat die Nachwelt hinlänglich erkannt. Hauptächlich beschäftigte sich sein gründlicher Geist mit der Bestimmung der Bahn des Mars. Die wichtigste seiner Entdeckungen war: daß die Cubzahlen der mittlern Abstände der Planeten von der Sonne sich verhalten, wie die Quadratzahlen der Umlaufzeiten. Er machte sie den 15. Mai 1618. Es war ihm überdies eine gewisse Scheinmiffacht eigen. So wollte er seine Erfindung eines regulären Fünfecks für das ganze Christenthum Sachsen Niemandem entdecken. Seine außerordentlichen Verdienste um die Astronomie fanden aber in unsern aufgeklärteren Zeiten, bei einer dankbarern Nachwelt, ihre gerechte Bezeichnung. Denn im J. 1806 beschloß der als ein großer Beförderer der Wissenschaften berühmte Friedrich von Dalberg (Fürst Primas), Graf Sternberg und mehrere edle Deutsche, unsern Kepler zu Regensburg ein Denkmal zu errichten, wozu der erstere eine Summe von 1000 Reichthalern gab, letzterer denselben einen Platz in seinem Garten widmete, und welches am 27. Dec. 1808 (Keplers Geburtstag) auch unter Obhut und dem Donner der Kanonen im grünl. sachsenbergischen Garten, in einem Heine zwischen Gesträuchen und Blumen, errichtet wurde. Das Denkmal besteht in einem dorischen Tempel von 25 Fuß Höhe und Keplers von Prof. Doll in Gotha schon gezeichneten Büste. M. L.

Kerguelen-Tremarec (Doch Joseph von), zu Quimper im Bretagne geboren, zeichnete sich in der königlichen Marine aus und starb 1797. Während die tapfersten und erfahrensten Seehelden Englands, gegen welche er gekämpft hatte, seinen vorzüglichen Talenten und seinen ausgetriebenen Kenntnissen die größte Gerechtigkeit wiederfahren ließen, bezeugte ihm derjenige Staat, dem er so glorreich gedient hatte, eine seltene Unadankbarkeit. Selbst während der Revolution versüßte man nicht gerechter gegen ihn: er entging den Blutfurien von 1793 nur, um drei Jahre später seinen wirklichen Abschuld zu erhalten. In dieser unglücklichen Zeit dankte man einem der tapfersten Seehelden ob, der zwei weite und gefährliche Reisen in das Südmeer und nach den beiden Indien gemacht hatte, Reisen, welche durch die Entdeckung einer in der Südsee belegenen, hundert Meilen großen Insel gekrönt wurden. Dieser Insel wurde vom Captain Cook der Name Kerguelen beigelegt. Nachdem Kerguelen im Ministerium der Marine angestellt worden war, und man ihm das Commando über eine Division Escadrons, die für den Ocean bestimmt waren, übertragen hatte, ward er zu Brisk von neuen arretirt und nach Paris geführt, wo er jedoch bald wieder in Freiheit gesetzt wurde. Er hat folgende Werke geschrieben: Geschichte der Seerriege, und Darstellung der Ursachen, welche den Ansturm der französischen Seemacht herbeigeführt haben, so wie der Mittel, dieselbe wieder herzustellen, 1796. Dieses Werk geht voraus: Nachricht von den Geschehnissen und den Ereignissen des Seerrieges von 1778 zwischen Frankreich und England. — Nachricht von einer Reise in die Nordsee, nach den isländischen Küsten, Orkneyland, Feroe, Schottland, den Orcaden und Norwegen, in den Jahren 1767 und 1768, in 4. — Nachricht von zwei Reisen nach dem Südmeere und Indien in den Jahren 1771 und 1773, zur Anpflanzung eines neuen Reges nach China. Paris, 1781.

Kesselsdorf, ein Dorf, eine Meile von Dresden, ist durch die Schlacht berühmt geworden, welche zwischen diesem Dorfe und dem Städtchen Wilsdruf am 15. Dec. 1745 geliefert wurde, und in welcher die Preußen, unter Anführung des Fürsten von Dessau, die sächsische Armee aufs Haupt schlugen. S. Friedrich der Große.

Kette, s. Messkette.

Kettenbruch heißt in der Rechenkunst ein solcher Zahlenbruch, wo der Zähler eine ganze Zahl, der Nenner aber nicht wie gewöhnlich auch bloß eine ganze Zahl, (wie  $\frac{2}{3}$ ) ist, sondern noch einen Bruch bei sich hat. Beistehendes Beispiel zeigt einen solchen;

$$\frac{1}{2} + \frac{1}{5} + \frac{1}{7} + \frac{1}{11} + \frac{1}{13}$$

Jeden gewöhnlichen Bruch kann man in einen Kettenbruch verwandeln, wenn man den Zähler durch den Nenner dividirt, daher die Zähler der Brüche, wodurch das Ganze, wie eine Kette zusammenhängt, gemeiniglich 1 sind, wie auch das Beispiel zeigt. Eben so kann man auch jeden Kettenbruch rückwärts wieder in einen gewöhnlichen verwandeln,

wenn man den letzten Nenner (hier  $\frac{1}{13}$ ) auf die gewöhnliche Form

( $\frac{1}{13}$ ) bringt und eben so bis zum ersten fortfährt. Das beigeführte Beispiel giebt den Bruch  $\frac{405}{785}$ . Die Kettenbrüche dienen dazu, gemeine Brüche auf die möglichst genaue Art abzukürzen. Den ersten Gebrauch derselben hat Lord Brounker gemacht, und die beste Theorie Joh. Schulz (Hofpred. in Königsberg) geliefert. M. L.

Kettenrechnung nennt man in der Rechenkunst das künstliche Verfahren, zwei verschiedenartige Größen durch ihre Mittelgrößen zu vergleichen. Sie ist daher, in so fern das Rechnen ein Denken oder Schließen ist, eine Schlusskette (Logik), und hat, weil durch die Einschlebung der Mittelgrößen alle wie die Glieder einer Kette in einander hängen, mit ebendenselben Rechte jenen Namen. Man vergleicht und vertauscht die Größen so mit einander, daß und bis man auf diejenige kommt, welche man sucht. Ein Beispiel wird dies deutlich machen. Will man wissen, wie viel eine engl. Krone Conventionsgroßen macht, so schließt man so: 1 engl. Krone ist 573 Mg fein Tross, 4864 As f. Tr. machen 1 ebln. Mark fein, 1 ebln. M. f. giebt 20 Gulden Convent. und 1 Gulden Convent. 16 Conventionsgroßen. Wenn man nun die Producte der gegenseitig in Verhältniß stehenden Zahlen durch einander dividirt ( $573 \times 1 \times 20 \times 16$  divid. d.  $4864 \times 1 \times 1$  d. i.  $\frac{2855}{75}$ ), so giebt der Quotient die Summe der Conventionsgroßen, die auf eine Krone gehen. Die Ursache dieses Zutreffens entwickelt die Arithmetik. Die Zusammenstellung und Anordnung der verbundenen Größen bei dieser Rechnung, welche Aufmerksamkeit und Genauigkeit erfordert, nennt man einen Kettenatz, und die Vorschrift dieses kunstreichen Verfahrens Kettenregel, auch Regula multiplex (weil oft viele Sätze dabei gebraucht werden) und auch Kees'sche Regel (von ihrem Erfinder N. J. de Kees). Diese Rechnungsart findet beim Handel und Verkehr überaus viele Anwendung, nämlich bei Vergleichung der Maße, Gewichte, Geldsorten u. dgl. und ist daher dem Kaufmann und den Geschäftsleuten sehr wichtig. M. L.

Reher giebt es nur in so fern, als eine sich, für rechthgläubig haltende Kirche Andersmeinende, die ihr angehört, dafür erklärt. Als das Christenthum in Palästina entstand, war es in den Augen der Ju-

den eine Heresie (Atheismus), d. h. eine Abweichung von dem geltenden Lehrbegriff und Cultus des Judenthums. Erst seit dem Ende des 18ten Jahrhunderts kam man vermehrt, seine Befürworter auch unter den Heiden zum Vorschein und seinen vom Judenthume wesentlich verschiedenen Charakter durch ein eignen Bekenntniß öffentlich zu machen anfang. Sogar im westl. die Christen von den Juden, noch die Juden von den Christen mehr Charakter genannt werden und eben so wenig nach Norden und Ostwärts in den Augen der Christen Heresie, sondern Ungläubigkeit, die seine Abweichung vom orthodoxen Bekenntniß, das sie nicht angetan haben, beibehalten werden können. Ob in der Christenheit nicht ein Zustand der Trennung zwischen den Katholiken und Protestanten, sobald die Tendenz der Kirche zur Einheit des Glaubens und zur Einheitlichkeit gewisser dogmatischer Grundsätze der Kirche für orthodox erklärt hat, was die Lehren und Gebote der den vorstehenden Lehren zum Bewahren kam. Der Streit über solche Lehren und Gebote führte zur Vertheilung der unterliegenden Bekenntnisse. Die Katholiken (Bischof und andere) wurden mit ihren Anhänger vor der Erhebung des Protestantismus zur Einheitlichkeit mit dem Bistum überang aus der Kirchengemeinschaft, seit Constantin d. Gr. aber von der weltlichen Macht außer dem Staat, den die Kirche vertrat, auch mit dem Titel, der Erhebung ihrer Rechte und dem Verluste ihrer bürgerlichen Rechte bestraft. Das erste Beispiel einer Heresie gegen diese gaben auf der Lande zu Trier bei Frau nicht die Bischöfe durch die Verurteilung Prothomann zum Tode. In die Zeit der Erhebung der Inquisition von Papst Sixtus überlieferten Lehren gesehe konnten nur unter der Wirkung der weltlichen Macht Lehren in über diese verhandeln; mit dem Anzuge des 17ten Jahrh. wurden aber fast in allen Ländern der Christenheit diese Lehren mit ein vorkommender Vollmacht bestraft, die sich durch zahllose Inquisitionen und Anweisungen furchtbar machten. Die Kreuzzüge, die Kaiser und Könige am Ende der Zeit gegen die Abgesandten, wie aus Frankreich, Italien und England bestehende im 17ten Jahrh. Frankreich besonders um Toulouse und die weltliche Verdrängte Zeit (vgl. d. Art. Cetera) anfordern, was erfordert ein bürgerlicher Krieg zur Vertheilung der Kräfte. Frankreich, Spanien und Italien wurden von 1713 bis 1715 durch die Erbfolge durch die Inquisitionen verdrängt und erstens nach dem 17ten Jahrh. durch den Fanatismus der Protestanten Ludwig XIV. seiner sechs Jahre Inquisition bestraft. Seit dem 17ten Jahrh., wo eine unter dem Namen Mahomet oder Mahomet besonders in der Mahomet (Arabien) herrschende Zeit nach Osten vordrang, legte durch diese Mahomet der Ausdruck Krieg zur Expedition von Christen, die vom orthodoxen Bekenntnis abwichen, unter den Arabern in Oesterreich

Auch in Deutschland wurden Mahometen, deren Nordburg von 1713-15, am Rhein wohnen, von einer doch konnte hier, wenn auch der napoleonische deutschen Nation sich die meisten Freiheiten und jüngern Mahometen erlaubte, die Vertheilung nicht so gering, als in den Staaten von 1713, nach die Aufklärung neuer Staaten hat, indem sie den von Menschen nicht nach seinem Wandel als ein seine Zeit, in und außer Deutschland Grundzüge der, die auch den unchristlichen Lehren, den die Welt erweist, erweist und Mahometen ihren Kriegsweg zu zeigen müssen. d.



**Le w**, ein Dorf in der Grafschaft Essex in England, zwischen London und Windsor, ist wegen des vortreflichen königlichen Gartens berühmt, in welchem sich alle in Europa bekannte Pflanzen, Gesträuche und Bäume befinden, denen allen auf daranhängenden Tafelchen ihre respectiven Namen nach dem Sinne beigefügt sind. Der Garten selbst wird mit dem größten Fleiße in dem besten Zustande erhalten.

**Liel**, eine ansehnliche Stadt, mit einem guten Hafen, an einem Meerbusen der Ostsee, war bis 1773 die Hauptstadt der großfürstl. holstein-gottorpischen Länder in Deutschland, welche darauf in dem genannten Jahre gegen Oldenburg und Delmenhorst an Dänemark vertauscht wurden. Die Universität ward 665 vom Herzoge Christian Albrecht von Holstein gestiftet. Der große Jahrmarkt, bekannt unter dem Namen der Lielers Umschlag, welcher nach dem heil. Dreikönigtage gehalten wird, ist deshalb berühmt, weil auf demselben eine große Menge Fremder zusammen kommen, theils, um Geld zu verleihen oder einzucassiren, theils um es umzusetzen. Es befindet sich daselbst eine kleine Gemeinde von der griechischen Religion, welche ihren eignen Geistlichen hat und seit 1773 in geistlichen Sachen unter der russischen Gesandtschaft zu Copenhagen steht. Die Stadt enthält 800 Häuser, mit 7,000 Einwohnern. Die dortige Universität zählte im J. 1806 über 100 Studenten.

**Kienlong (Kian Lun)**, Kaiser von China, eben so groß im Kriege als im Frieden, der vierte Kaiser aus dem durch seine Helden- und Regententugenden berühmten tatarischen Geschlecht Tsim, war im J. 1710 geboren, und gelangte 1735 nach dem Tode seines Vaters zur Regierung. Bis 1754 regierte er ruhig; von der Zeit an war er aber fast immer mit mehreren der benachbarten Reiche in Kriege verwickelt, die er fast immer glücklich führte, auch große Eroberungen in denselben machte, unter andern die ganze Kalmuckei in Besitz nahm, so daß das chinesische Reich unter ihm nach dem russischen das weitläufigste aller jetzigen Reiche geworden ist. Sein Charakter war Menschenliebe und Sanftmuth; und ganz unverdient haben ihn Einige als ein Ungeheuer von Grausamkeit und Tyrannei beschrieben. Er hat mehrere Millionen an seine durch Dürre und Ueberschwemmungen ins Elend gestürzten Unterthanen vertheilt. Die christliche Religion wurde aus politischen Ursachen von ihm mehr heimlich als öffentlich begünstigt; er verhängte sogar einige Christenverfolgungen, entweder in Rücksicht auf das Volk, oder weil er wenigstens die allzu große Verbreitung des Christenthums zu verhindern wünschte. Doch bildete er zu Peking vier Missionshäuser oder Kirchen, behandelte auch die Missionäre sehr gut, und nahm mehrere davon in seine Dienste. Als Beschützer der Künste und Wissenschaften und als Gelehrter zeichnete er sich eben so aus, als durch seine weitläufigen Eroberungen. Von seinen poetischen Aufsätzen kennt man unter andern ein Lobgedicht auf den Thee und auf die Hauptstadt Mukden, inaleichen ein anderes auf die Eroberung der Kalmuckei, das er in Stein graben ließ. Unter den Künsten schätzte er besonders die Malerei und Kupferstecherkunst. Er wollte das Andenken seiner Siege durch diese Kunst verewigen, und trug französischen Meistern die Copie der Gemälde auf, welche sie vorstellten; Ludwig XV. ließ sie für ihn in Kupfer stechen. Auch eine Bibliothek von 600,000 Bänden legte er an, lauter Abschriften nützlicher Bücher. Auf seine Veranstaltung kam auch die im 14ten Bande des büschingschen Magazins befindliche Beschreibung des chinesischen Reichs heraus. Seine Lebensart war sehr mäßig; sein gewöhnliches

Getränk bei der Tafel war Thee; Wein oder andere hitzige Getränke trank er niemals. Er starb zu Peking im J. 1786, in einem Alter von 76 Jahren.

**Kiesel**, ein weitläufiges Geschlecht von Mineralien, hat seinen Namen von der Kieselerde, welches eine primitive oder Grunderde ist, die den Hauptbestandtheil der Kieselarten ausmacht. Diese Erde ist für sich allein im Feuer nicht schmelzbar, wol aber in Verbindung mit andern mineralischen Substanzen. Sie bleibt an der Luft und im Wasser unveränderlich, wird nur von der Spathsäure angegriffen, schmilzt mit beiderlei feuerfestem Laugensalze, der Soda und Pottasche, zu Glas, und wird daher glasartige oder vitrescible Erde genannt. Trocken und fein bildet die Kieselerde den Sand, welcher rauh und scharf anzufühlen ist und zwischen den Zähnen knirscht. Alle Kieselartigen Steine sind härter, als thonige und kalkige, geben, mit dem Stahle geschlagen, Funken und sind größtentheils mehr oder weniger durchsichtig. Ganz reine Kieselarten findet man nicht; denn selbst der Bergkrysallo enthält etwas Thonerde und Kalk. Will man ganz reine Kieselerde haben; so schmelze man sie mit Weinsalz. Hierdurch erhält man eine durchsichtige, an der Luft zerfließende Masse, welche man Kiesel Flüssigkeit nennt. Aus dieser schlägt dann wiederum jede andere Säure die Erde nieder, und dieß ist dann die reine Kieselerde. Gewisse Kieselgattungen sind in ungeheurer Menge über den Erdboden verbreitet; die gemeinen Kieselsteine finden sich in ganzen Lagen theils unter der Erde, theils an der Oberfläche derselben. Einzelne Gattungen dieses Geschlechts sind der Quarz, der Kieselkristall, der Chaledon, der Opal u. s. w.

**Kilogramm** ist ein Gewicht von 1000 Grammen. Es sollte eigentlich **Chilogramm** geschrieben werden, weil es aus dem Griechischen von Chillos (tausend) kommt. S. französisches Decimalsystem.

**Kind**, s. **Alter**.

**Kind** (Johann Friedrich), Dichter und ausübender Sachwalter in Dresden, geboren den 4. März 1768 zu Leipzig. Sein Vater, der als Stadtrichter zu Leipzig im J. 1793 starb, ist unter andern auch durch seine Uebersetzung der Biographien Plutarchs bekannt. Unser Dichter unterzeichnet sich gewöhnlich Friedrich Kind. Unter diesem Namen ist er allen gebildeten deutschen Sprachgenossen lieb und werth. Seine Mitbürger aber achten ihn auch als einen redlichen, geschickten und thätigen Geschäftsmann. Er studirte in Leipzig, und ward im J. 1793 Advocat. Das Capitul zu Wurzen hat ihn schon 1770 unter die Capitulares expectantes aufgenommen. Seine Schriften haben ihm unter den Lieblingschriftstellern unserer Nation eine Stelle angewiesen, die er gewiß auch bei der Nachwelt behaupten wird. Das Gute zum Schönen, jene Kalofagathie der Griechen, drückt seinen Gedichten und Erzählungen den Stempel classischer Bildung auf. Er gehört ganz im Reiche der Kunst unserer Volke an. Sein Genius hat nie in den Lustrevieren der fremden neuern Sprachen umherschweift; wol aber hat er aus dem Mittelalter die zartern Stoffe des Romantischen sich angeeignet, und in frische, blühende Gestalten verwebt, oder den Ernst der Geschichte durch die Darstellung erheitert. Um ihn als Dichter, Erzähler, Romantiker, und Humoristen zu bezeichnen, dürfen wir nur seine Schriften nennen. Lenardo's Schwärmerien (Leipz. 1793 8. 2. B. m. Kpf.), enthalten Erzählungen, Gedichte und vermischte Aufsätze. Die Novelle Carlo (Jälichau, 1801 8. m. Kpf.), erhielt

den Verkauf der vorerwähnten Königin Louise von Preußen, Erzählungen, Gedichte und kleine Theaterstücke, zum Theil von vortheilhaftem Zwecke begeben sich in den Wäldern (Zürich, 1807 A. u. B.) und in dem Zuluken (Leipz. 1806 bis 1810 7 B. m. 201 Tit. Zeit. 1807, St. 89, und in der Zeit. in Zeit St. 195, und 1808, St. 101). Als Fortsetzung des vorigen (Leipz. 1811 — 1813 3 B. m. 401 gereit. Auch hat Kind dramatische Gemälde herausgegeben, unter welchen die beiden Dichtungen, die Vergeltung zu nennen sind. Das Schloß! Gedichte in 3 Aufzügen, erschienen zu Leipz. 1802 der Eroberer, oder die Schwärze in 2 Aufz., in 3 Aufz. und die Eroberung von England im Elise, vorzüglich nach Hamlet, Zürich 1804. Beide sind bereits, in der Leipz. Zeit. Zeit. 1807, St. 122. Als Romane verdienen angeführt zu werden: Leben und Liebe Agno's und seiner Schwester Winona, Zürich, 1804 A. u. B. und Rosalie, Stendal, 1804, A. u. B. m. 201. Auch gab Hr. Kind mit Aug. Lafontaine drei Erzählungen: Malvina, Melanthe und Cassandra 1803 heraus. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien bei Hartmann, Leipz. 1804 m. 201. Kleinere Aufsätze, Gedichte, Uebersetzungen nach Horaz u. s. f. von Hr. Kind findet man im deutschen Merkur 1803; im Oeuvren journal 1804; im Journal für Frauen und in der Poetische, von Nothling 1806 — 8 und in andern Zeitschriften; so wie Vorträge von ihm in mehreren Taschenbüchern, z. B. in der Lina, von Franz Horn, 1804 19; im Taschenb. der Liebe und Freunde (Wett. Zeit. d. Wilman, 1807 19; im Taschenb. der Grazie, Manadrum d. Kaufmann, 1807 19; im wieners Almanach, herausg. von Treitschke und Aug. Lada, 1807; im darmstädter Almanach, der Dreyer u. Kiste; in mehreren Jahrgängen der Minerva, welche Gleisner d. J. herausgibt; endlich in dem Taschenb. für Frauen, welches H. v. la Motte Fouquet herausgibt. Vicker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, zu welchem Hr. Kind seit 1807, in jedem Jahre interessante Beiträge geliefert hat, wird nach dem Tode des Hrn. Vicker, von ihm herausgegeben. Auf das Jahr 1817 ist bereits der 5te Jahrgang, von Kind der dritte, erschienen. Verschiedene seiner Gedichte sind von Fergl, Götze, Heßner, Meißig, u. Werdseffel und Dohauer komponirt. Zu seinen deutschen Schriften gehören, außer der schon angeführten Kosmische, der gute Geist, ein Gedicht, nach einem Gemälde Herbarde von Adrighen. Leipz. bei Hartmann 1813, die Krieger's Eiche, ein Gedicht, Leipz. d. Adrighen 1814 und die Harke, eine Samml. von Erzählungen, Gedichten, biographischen Skizzen und dergleichen Arten, von mehreren bekannten Schriftstellern. Das erste Bändchen dieser Schrift, welche halbjährlich fortgesetzt wird, erschien zu Halle 1814 m. 201. Warum hat Jemand in sein Leben deutscher Dichter und Prosaisten (Leipz. de Bd. 1806) seinen Ehrentitel und geistlichen Dichter und Prosaisten nicht aufgegeben? C.

Kinderkrankheiten, sind solche Krankheiten, die in der Natur des kindlichen Alters gegründet sind, und daher entweder bloß und allein Kinder überfallen, oder doch vorzählig nur bei demselben vorkommen. Die Eigenheiten des kindlichen Alters sind in dem Artikel 266 des 1. dargelegt, und es ist dafelbst gezeigt, welche Theile vermehrt der

fidus,  
lung d  
Wochen  
Zehnen  
focht),  
tern, 1

(Zwanzig), u. a. m

Kindermord, f. Mord.

King's Bench, f. Bench.

**Kingston** (Kings-ton), eine ostent Handelsstadt auf der Insel Jamaica, ist regelmäßig gebaut und hat über 2000 Häuser mit etwa 16000 Einwohner, von denen die größte Zahl Schwarze, die übrigen Europäer und Eingeborne hat. Sie ist die Hauptstadt der Insel, der Sitz des Gouverneurs, hat 2 Kirchen, 2 Hospitäler und die Festung von Fort-Spencer. Der Hafen ist sehr befestigt, vorzüglich und sehr gut vollkommenem Schutz. — **Kingston**, ein wohlgebautes, ausgedehntes, in der Grafschaft Surrey, an der Themse, über welche hier eine große Brücke von 10 Bögen gebaut ist. — **Kingston**, Kirchen und Hauptort in New-York in Nordamerika, mit 4000 Einwohnern. — **Kingston**, eine englische Colonie in Canada, am See Ontario, mit einem guten Hafen und einem wohlgeordneten Fort.

**Kingdon** (König von), ein Edelmann und Reichthum gleich vornehmlich ausgehoben, war ein Lehnsohn des Obersten Thomas von Eborac, dessen Familie in der Grafschaft Devon eine verblühende Stellung genoss. Er verlor seinen Vater frühzeitig, und betrat in seinem neunten Jahre 1753 zuerst die große Welt unter der Aufsicht des nachmaligen Marquis von Pembroke, eines Anhänger der Oppositionspartei, der seiner jungen und klugen Freundin der Herzogin von Devon eine Stelle als Hofdame verschaffte. Bald darauf ward der verstorbenen Herzogin von Pembroke um ihre Hand und erbliche Herrschaft die eheliche Verbindung wurde jedoch verweigert, denn der Herzog wollte vorher eine Reise durch Europa. Indessen wurden die Pläne des Herzogs an seine Geliebte durch den Sohn des Marquis von Pembroke, Henry, der bis dahin laune und geizig gelehrt hatte, unterhalten; und König Eduard suchte dem Herzog zu verzeihen, weil sie sich von ihm vergriffen glaubte. Sie heirathete im Eifer eben diesen Herzog, ging aber schon nach einigen Jahren in ihrem Tausend zurück, während ihr Gemahl, mit dem sie sich bald vergenoss, als Majorität nach Westindien segelte. Inzwischen war ein Kind der Folge dieser kurzen Verbindung; es ward im Jahr 1763, und die Verbindung blieb geheim. Sie fuhr nach Frankreich, und fand die höchstbeifällige Aufnahme sowohl am französischen als am spanischen Hofe. Bei ihrer Rückkunft nach England eroberte sie sowohl durch Tugend als durch Geist aller Herzen. Als sie die unglückseligen Verbrechen entdeckte, so glaubte man sie mit Recht und durch Veracht war die gütliche Anklage ihm ignoscirt mit Bewilligung. Es gewann noch größere

König Eduard von dieser Zeit an den unglückseligen. Die argwöhnliche Eborac gab ihr darüber einen in des Marquis Vater der Bewandlung des Verfalls. Die letzte Scene ihrer Verbindung mit Henry auf dem Meer. Als diese jedoch im Jahr 1763 auf dem Meer in eine Krankheit fiel, von welcher keine Kunde mehr zu vernehmen war, so glaubte man sie mit Recht

vorher geheim gehalten hatte. Auch ließ Tam der Minister ihren Namen schon zuvor, als aber der Graf ganz unvermuthet wieder hergestellt wurde, zeigte sie auf einmal eine andere Benennung: denn sie verlangte nicht seine Person, sondern nur seinen Reichthum. Ihre Absichten gingen nun auf den Herzog von Kingston. Im J. 1763 schlug ihr der Graf von Bristol, nachdem er sich in eine andere Dame verliebt hatte, die Entschädigung vor; sie klagte ihn vor dem Patrimonialgericht an, und wurde für frei und ledig erklärt. Einen Monat hernach heirathete sie den Herzog von Kingston. Fünf Jahre hatte sie in dieser Ehe gelebt, als der Gemahl starb. Vermögts seines letzten Willens kam ihr der lebenslängliche Genuss aller seiner Güter und Besitztungen zu; und nach ihrem Tode fiel die ganze Erbschaft an einen jüngern Neffen des Verstorbenen, mit obflügender Ausschließung eines ältern Neffen. Voll Unwillen dierüber, suchte dieser die letzte Ehe seines Oheims für ungültig zu erklären. Während die verwittwete Herzogin eine Reise nach Italien machte, klagte er sie der Bigamie an. Sobald sie in Rom Nachricht hiervon bekam, floh sie zu ihrem Vancuier Jentind. Dieser verbürgte sich vor ihr, und sie bewohnte, daß er sich mit ihrem Verfolger zu ihrem Vancuiger verbandes habe; sie setzte ihm eine Dosis auf die Brust, und überdachte ihn zur Auslieferung der ihm anvertrauten Papiere. Nicht ohne irdeliche Ursache kehrte sie nach Calais zurück. Hier sprach sie der Lord Mansfield auch an, und bei ihrer Rückkehr in England verbürgern sich der Herzog von Newcastle, der Lord Mont Stuart und Blount für sie. Der Proceß, welcher großes Aufsehen erregte, begann den 11. April 1768 und dauerte fünf Tage hindurch. Da die Herzogin die Kurve eines Pairs war, so mußte der Proceß vor dem Oberparlament geführt werden; alle Pairs von England waren hier Richter, unter dem Vorsetz eines Lord Erward's, den der König zu diesem Endzwecke ernannt hatte, dessen vielbedeutende Würde aber mit diesem Proceß sich auch endigte. Der Schöpsach war in Westminster-Hall, dessen außerordentliche Größe dennoch die zahlreichen Zuschauer nicht zu fassen vermochte. Der Ceruch, vermögts dessen vormalig die erste Ehe mit Hervey als ungültig erklärt worden war, wurde nunmehr als nicht derringlich aufgehoben, und folglich die zweite Ehe für ungültig erklärt. Die Herzogin wurde also verurtheilt; allein sie wick des Ertraks, wie einem goldenen Eisen in die Hand gebrannt zu werden, dadurch auch, daß es ihr gelang, ein gewisses Privilegium, welches den Adel von dieser Strafe ausnimmt, wiewol nicht ohne Widerspruch der geachteten Advocaten, geltend zu machen. Ihre Ketten machten den Anschlag, sie einzubrennen zu lassen; sie aber rittete sich überdies Wert nach Calais. Seit der Zeit lebte sie bald in Rom, bald in Petersburg, und zwar kammer auf einem glän-  
 zenden Hofe in Italien erst am Mittel zu dem o sie wechtere Male die sie sich nach Franko und zu Paris unersch  
 Kioß ist bei de  
 len von milder Hitze bilden. Es ist mit ei rund um das Pichu  
 oen Ede in ihren Gärten und auf Wäldern, um frische Luft zu er pfehen, oder mit eine angenehme Aussicht zu haben. Es ist eine Art Pavillon.  
 ent des Herzogs von  
 mangelt es vor nicht  
 er so weit ging, daß  
 here. Endlich bezog  
 ein Haus zu Calais  
 sie im Sept. 1767.  
 es aus traugen Pöde  
 wo gewissern Naam  
 es unter einen Sand  
 ren sich dieser efer

Klown (Kloß, Klem), die 1764 von Peter I. angelegte Stadt, in der Ukraine, am Dnieper, ist die Hauptstadt und ward von den Polen 1772 abgetreten. Die daselbst schon vorher bestehende Universität, welche neun geistliche Professoren beschäftigte, wurde über 1000 Schülern in eine weltliche Universität verwandelt und 1797 eine Veränderung vorgenommen.

Kirche, wird zuerst die Gesamtheit der Befenner des Christenthums genannt, in wie fern sie eine moralisch-religiöse, d. h. eine Gesellschaft ausmachen, deren Zweck es ist, stitliche und religiöse Bildung und Belehrung unter ihren Mitgliedern zu befördern. Der Eifer der Kirche in diesem Sinne nach Gebot Christi. Denn ähnlich seine Ba-

ren, von  
Namens  
Erzbi-  
Rußland  
kalt, in  
theologi-  
eine ei-  
deutende

renner erst  
trennten in  
Doch durch  
schiedene Z  
sammelte,  
seinen Sinn  
auszugehen  
Namen der  
handlungen  
seyn sollen  
in seinem  
war das re  
die Kirche  
politische, f  
auf ein Z  
Bestimmun  
Staate. I  
digkeit eine  
ist Beförde  
Kirche und  
chische, na  
ritorialsoffe  
det, und d  
dirirte Gef  
wahre. D  
der Staat  
torialsystem  
offenbar tr  
hinaus, we  
ihren Gott  
mit in den

Kirche von den Staatsbehörden angestellt werden, und weit zweckmäßiger ist es, wenn der Kirche selbst, d. h. den sie repräsentirenden Synoden, die Wahl der Lehrer überlassen bleibt, wie dies auch in einigen reformirten Ländern der Fall ist. Die Entstehung der Kirche, ihre allmähliche Ausbreitung, ihr in verschiedenen Zeiten verschiedenes Verhältnis zu dem Staate, die Ausbildung ihrer Gesellschaftsverfassung, so wie die Umänderungen, welche in ihren Lehren und Gebräuchen erfolgt sind, beschreibe eine höchst lehrreiche und interessante Wissenschaft, die Kirchengeschichte genannt. — Nicht immer aber wird das Wort Kirche

von der Aelternwelt der Bekanner des Christenthums gebraucht. Ob das Wort Kirche eine engere Bedeutung und bezeichnet einen Theil der Christenheit, welcher sich durch eigenthümliche Lehren, Verfassungen und Sittenbräuche von andern Christen unterscheidet. Seit dem ersten Jahrhunderte trennten sich die griechischen oder morgenländischen Christen von den lateinischen oder abendländischen, und es entstand dadurch der Unterschied zwischen der griechischen Kirche, deren Oberhaupt der Kaiser von Constantinopel war, und der lateinischen, an deren Spitze der römische Papst stand. Im sechzehnten Jahrhunderte erfolgte durch die Reformation eine Trennung der abendländischen Christenheit, indem ein Theil derselben von der Verbindung mit dem römischen Papste sich losriß und einen neuen Lehrtroß annahm, der andere aber in dieser Verbindung bearrte und die Lehren, welche bis dahin ergolten hatten, zu bekennen fortfuhr. Es entstand der Unterschied zwischen der katholischen und protestantischen Kirche, welche letztere, da ihre Lehren öfter einige, jedoch außerordentliche Punkte sich nicht vergleichen konnten, sich wieder in die lutherische und reformirte theilte. Das Verhältniß dieser drei Kirchen zu einander hat sich zwar im Laufe der Zeiten etwas merklich verändert; die lutherische und reformirte Kirche haben sich einander so genähert, daß fast gar keine dogmatische Verschiedenheiten mehr Platz finden und, obgleich der Katholicismus und der Protestantismus sich nicht in einander verschmelzen konnten, so haben doch die Grundsätze der Toleranz unter den Katholiken wie unter den Protestanten Eingang gefunden. Die Grenzen der drei Kirchen des Abendlandes aber sind seit dem sechzehnten Jahrhunderte, wo sie entstanden, nicht merklich verändert worden. Die kleinen kirchlichen Sekten, welche erst wieder zu der Zeit der Reformation entstanden, wie die Quakere und die Taufgenossen, oder die später, besonders in England, sich bildeten, wie die Quäker und die Methodisten, pflegt man nicht Kirchen sondern Secten und Parteien zu nennen. — In einer andern Bedeutung kommt man das Wort Kirche, wenn man dasselbe drückt von dem Orte, wo ein Landes heilige, und von einer deutschen, englischen, französischen Kirche redet. — In einer dritten Bedeutung versteht man durch Kirche ein dem öffentlichen Gottesdienste der Christen bestimmtes Gebäude, und in dieser Bedeutung unterscheidet man eine Kirche von einem Tempel, wo Heiden, von einer Synagoge, wo Juden, und von einer Moschee, wo Muhammedaner ihren öffentlichen Gottesdienst halten. Die Christen im ersten Jahrhunderte hielten ihren Gottesdienst, da sie eine von dem Staate nicht anerkannte und als verbotene Partei waren, in Privathäusern, oft auch im freien Felde an entlegenen Orten. Erst dem dritten Jahrhunderte erst konnten sie es erlauben zu gehen und Kirchen zu erbauen besonders wurden die Kirchen des Christenlandes. Constantinopel besonders, jedoch auch andere christliche Kirchen, nachher verändert in christliche Kirchen. In dem Pausen suchte sich die Vollendung der meisten Kirchen. In dem Pausen sind gegenwärtig die Peterskirche in Rom, die Kirche Notre Dame zu Paris, die Isaacskirche zu Petersburg, der Kaiserpalast zu Wien. — In einer vierten Bedeutung sammelt man die Menge eines Ortes zur Kirche, in welcher Verbindung man das Wort man zur Kirche geht oder das an dem

anlassung zu einem heftigen Streite zwischen einigen damaligen Mönchsorden gegeben, und seiner innern Vortreflichkeit wegen, ungeachtet der nachlässigen Schreibart einen großen Ruf erhalten hat. Kein Buch ist so häufig übersetzt und aufgelegt worden, als diese Nachahmung Jesu Christi; der französische Buchhändler Piget soll 1739 versichert haben, daß er mehr als 1800 verschiedene Ausgaben von demselben kenne. Der Ruf dieses Werks war zu seiner Zeit so groß, daß ein gewisser Kaiser von Marocco, wie man sagt, dasselbe in seiner Bibliothek hatte, und es mit Vergnügen las. Eine der ersten lateinischen Ausgaben, welche eine bestimmte Jahreszahl haben, ist diejenige, welche 1487 in einem kleinen Octav - Bande und mit gothischer Schrift gedruckt worden ist. Thomas a Kempis soll, trotz des Ruhms, den ihm sein Werk verschaffte, eben so bescheiden gewesen seyn, als sich andere in seiner Stelle hochmüthig gezeigt haben würden. Ueberhaupt übte er alle die Lehren, die er gab, auch selbst aus; er war verträglich gegen seine Ordensbrüder, unterwürdig gegen seine Obern, und mitleidig und wohlthätig gegen alle, die seiner bedurften. Er hat noch mehrere geistliche Schriften verfertigt, welche aber keinen so großen Ruf erlangt haben.

Kempten war ehemals eine gefürstete Abtei, Benedictinerordens, bei der Stadt Kempten in Schwaben gelegen, deren Abt, Reichsstand und Erzmarschall der deutschen Kaiserin, unmittelbar unter dem Papste stand. Er residirte zu St. Hildegard, Kloster und Stadt (die sogenannte Stiftsstadt), mit 2900 Einwohnern. Mit der Abtei war ein Kapitel verbunden, welches aus 20 ächtadeligen Personen bestand. Das zum Stifte gehörige Land betrug 16 Quadratmeilen, und enthielt eine Stadt, 7 Marktstellen, 45 Pfarrdörfer und über 100 andere Dörfer mit 43,000 Einwohnern. Die Einkünfte des Abts betrugen, nebst den Einkünften aus dem Kapitel, 300,000 Gulden. Im J. 1802 wurde das ganze Stift, nebst der Reichsstadt Kempten, an Bayern abgetreten, und zum Fürstenthume, mit der alten Stimme auf dem damals noch gehaltenen Reichstage, erhoben, nachher aber mit der Stadt Kempten vereinigt und zum Illerkreise geschlagen. — Kempten, jetzige Hauptstadt des bayernschen Illerkreises und Sitz des General-Kreiscommissariats, war ehemals eine evangelische freie Reichsstadt im Allgau, an der Iller in Schwaben, welcher Fluß eine halbe Meile von der Stadt für Flöße schiffbar wird. Sie trieb sonst einen beträchtlichen Handel, besonders mit Leinwand, und hatte 1789 weit über 3000 Einwohner, die aber 1807 auf 2700 herabgesunken waren. Ihre vorige Einnahme berechnete man auf 12,000 Gulden. Im J. 1802 kam die Stadt an Bayern, und ward 1804 zum Sitz des General-Kreiscommissariats und zur Hauptstadt des Illerkreises gemacht. Die Stadt soll auf der Stelle des alten Campodunum stehen.

Kennicott (Benjamin), zuletzt Doctor und Professor der Theologie zu Oxford, ward 1718 zu Cottneß in Devonshire geboren, wo sein Vater ein armer Schumacher und zugleich Küster war. Er hat sich durch seine weitläufige und kostbare Sammlung von Lesarten, aus 253 Handschriften und 12 gedruckten Ausgaben der hebräischen Bibel, und durch den Abdruck derselben unter dem hebräischen Texte verdient und berühmt gemacht. Dieses Werk führt den Titel: Vet. Test. hebr. cum variis lectionibus, II. Tom. Oxon. 1775 — 1780. fol. Dem zweiten Bande ist eine Diss. gener. in V. T. hebr. vorgedruckt, welche Bruns (Brunonivici 1783. 8.) besonders herausgegeben und mit Anmerkungen versehen hat. Kennicott war bei dieser mühsamen und kostspieligen Unternehmung durch eine Unterzeichnung von mehreren 1000



St. Carling unterkäuft, und somit in den Stand gesetzt worden. mehrere  
 gelehrte noch Spanien, Italien, Deutschland z. f. w. zu schicken, welche  
 die Handschriften und Ausgaben verglichen hätten. Allein die Kosten  
 dazu war dennoch nicht so bedeutend, als man sich annoch gedacht  
 hätte. Indessen hat man auch der Scherzstücke viele, der brauch-  
 baren Lehren hingegen sehr wenige in dem Werke sich gefunden.  
 Auch hätte Kennicott wohl sich um Dion, Jesus was er auch mehr  
 mit den morgenländischen Sprachen, auch mit den ächten Grundrissen  
 der Arith. vertraut genug. Nach seinem Tode erschien von ihm: *Re-  
 marks on several passages in the Old Test., to which are added eight  
 volumes, Oct. 1704.* & (Bemerkungen über einige ansehn-  
 liche Stellen des alten Testaments, nebst acht Predig-  
 ten) Kennicott starb am 17ten April 1711.

Kepler (Johann), ein berühmter Mathematiker und Astronom  
 des 16ten Jahrhunderts. Ihm verdankt die Astronomie den Grund der  
 Erde, zu welcher sie in den vorern Zeiten gelangt ist. Er war den  
 27. Dec. 1571 zu Weil im Rautenburgerischen geboren, und kam  
 aus einem adelichen Geschlechte. Armuth und ein immer wandelbares  
 Schicksal seines Vaters war der Grund der Vernachlässigung seiner Er-  
 ziehung, und der vielen trübten Tage seiner Jugend. Obgleich sein Un-  
 terricht in den Anfangsgründen der Wissenschaften hienieden durch öf-  
 fentliche Beschäfte unterbrochen wurde, so besuchte er es doch bald da-  
 hin, daß er die Universität Tübingen besuchen konnte. Dort studirte er,  
 nach dem damals vorherrschenden Manne, zuerst Philosophie und Ma-  
 thematik, und dann Theologie. Nebenbei aber folgte er seiner Nei-  
 lungsbegierde zur Astronomie, wo ihn insbesondere die Untersuchung der  
 physikalischen Gründe der Bewegung der Himmelskörper beschäftigte. Von  
 Tübingen wurde er als Prof. der Mathematik und Moral nach Straß-  
 en in Carlsruhe berufen, wo er seine astronomischen Untersuchungen fort-  
 setzte. Aus Furcht, seine Stelle zu verlieren, ging er nach Ungarn,  
 kehrt aber nach einiger Zeit wieder zurück. Inzwischen war der  
 berühmte Astronom Jacobus de Perche nach Deutschland gekommen,  
 dessen Bekanntschaft auf Keplers Schicksal einen wichtigen Einfluß  
 hatte. Kepler erwidelt sich nämlich, sein Amt zu verlassen, und sich  
 nach Prag zu wenden, um mit Jacob die rudolphinischen Tafeln zu  
 verbessern. Durch des letztern Empfehlung wurde er zwar hier von  
 dem Kaiser Rudolph II. als Mathematiker angestellt, allein da ihm  
 sein Amt und seine Wissenschaft nicht so viel eintrugen, als er brauchte,  
 so suchte er aus Weisheit, um von der Praxis leben zu können,  
 des Kaisers Bitte um ein Jahresgehalt anzunehmen, allein in den bedrängten  
 Zeiten, welche den kaiserlichen Krieg opferten, blieb dieses immer  
 aus. So trüb, da er auf Befehl des Kaisers Mathematiker in Prag an-  
 gestellt war, wurde seine Bedienung, das Kaiserliche  
 schickte. Verhandlungen mit den Geistlichen, so in  
 Mathematischen Unruhen in den kaiserlichen Ländern, i-  
 gen Einfluß auf Keplers Lage. Er verließ Prag,  
 gradburg, schloß einen Ruf nach England aus,  
 Ferdinand II. zum kaiserlichen Mathematiker des  
 auf nach Wien, wo er die rudolphinischen Tafeln  
 1607 kam er nach Prag zurück, und erwarb vom  
 Kaiserlichen Hofe er auf dem 1. des Herzogs Albert  
 Kazan, welcher damals das Vizekönigthum über i-  
 haten, eine Professur daselbst, erwidelt aber die  
 nicht. Er reist deshalb nach Regensburg, wo er

im 5.ten Lebensjahre starb. Kerguelen war klein, bager und schwach von Körper, litz von Sprache, nicht selten wüster und scherzhaft. mit Liebling war er an seiner Unkeuschheit, mit Kere lafite er die Unkeuschheit, ohne sich aber darüber die Meinung der Weltlinge zu ernüchtern. Sein Schicksal hängt mit der Geschichte des Lebens zusammen zusammen, aber er ertrug mit Geduld die Anfechtungen mit Geduld. Die Größe seiner Verdienste um die Astronomie hat die Nachwelt hochachtungsvoll erkannt. Es ist nicht leicht zu entscheiden sich sein Verdienst vor dem Reichthum der Entdeckungen der Erde des Welt. Die wichtigste seiner Entdeckungen war: daß die Polarregion der nördlichen Halbkugel der Planeten von der Sonne sich verhalten, wie die Quadranten der Weltkarten. Er machte sie den 23. Mai 1773. Es war ihm überdies eine gewisse Schwermüdigkeit eigen. So wollte er seine Expedition nicht regulären Zweckes für das ganze Fürstenthum Sibirien zuwenden. Seine unsterbliche Verdienste um die Astronomie finden aber in unsern Tagen einen Platz, bei einer dankbaren Nachwelt, ihre gerechte Vergeltung. Von ihm ist es, daß zwischen den als ein großer Beförderer der Wissenschaften berühmter Herrscher von Dänemark (Carl Frederik, Graf von Strøberg und mehrere eine Deutsche, unterm Kerguelen zu Regensdorf ein Denkmal zu errichten, weils der erste eine Familie von 1000 Reichthümern gab, letzterer demselben einen Platz in seinem Garten widmete, und welches am 27. Dec. 1786 (Kerguelen Gedachttag) auch unter Führung und dem Namen der Kanonen im großen Sternbergischen Garten, in einer Höhe zwischen Pergolen und Platanen, errichtet wurde. Das Denkmal besteht in einem runden Tempel von 24 Fuß Höhe und Kerguelen von West Loh in Nordostlicht geordnet. Höhe 11.

Kerguelen • Tremarec (Johann Joseph von, 16. August in Portugal geboren, zeichnete sich in der Schlacht von Marone aus und starb 1767. Während der tapfersten und erhabenen Ereignisse Englands, gegen welche er gekämpft hatte, seinen vorzüglichen Talenten und seinen ausgebreiteten Kenntnissen die größte Beachtung wiederfahren ließen, beehrte ihn derjenige Staat, dem er so glänzend gedient hatte, eine solche Anerkennung. Erlebte während der Revolution versucht man nicht gerecht gegen ihn: er erregte den Muthwillen von 1793 nur, um die Idee seiner hohen seinen weltlichen Wissen zu erhalten. In dem für unglücklichen Zeit dankte man nicht der tapfersten Verdienste, die der Welt weis und glückliche Kräfte in das Schwere und noch den beiden Indien gemacht hatte, Keilen, welche durch die Entdeckung einer in der Erde bezeugen, hundert Meilen großen Insel getrennt wurden. Unter Joseph wurde vom Könige Louis des Königs Kerguelen dem geleitet. Nachdem Kerguelen im Ministerium der Marine angestellt worden war, und man ihm das Commando über eine Division Kriegstruppen, die für den Ocean bestimmt waren, übertragen hatte, ward er

zurück und nach Paris geführt, wo er jedoch bald hi wurde. Er hat folgende Werke geschrieben: 1) und Darstellung der Kerguelen, welche die Vermuthung herbeiführt haben, so wie der Welt zu zeigen, 1766. Auch in Kerguelen gibt vornehmlich und den Ereignissen des Krieges von 1793 und England — Nachricht von einer Reise ins indische Oden, Ostindien, Ferro, Oden und Norwegen, in den Jahren 1797 und 1798 in

2) — Nachricht von zwei Reisen nach dem Schwere und Indien in den Jahren 1775 und 1776, zur Befestigung einer neuen Wegs nach China. Paris, 1781.

Kesselsdorf, ein Dorf, eine Meile von Dresden, ist durch die Schlacht berühmt geworden, welche zwischen diesem Dorfe und dem Städtchen Wildruf am 15. Dec. 1745 geliefert wurde, und in welcher die Preußen, unter Auföhrung des Fürsten von Dessau, die sächsische Armee aufs Haupt schlugen. S. Friedrich der Große.

Kette, s. Kettette.

Kettenbruch heißt in der Rechenkunst ein solcher Zahlenbruch, wo der Zähler eine ganze Zahl, der Nenner aber nicht die gewöhnlich auch bloß eine ganze Zahl, (wie  $\frac{2}{3}$ ) ist, sondern noch einen Bruch bei sich hat. Beistehendes Beispiel zeigt einen solchen;

$$\frac{1}{2} + \frac{1}{3} + \frac{2}{7} + \frac{1}{2} + \frac{1}{3}$$

Jeden gewöhnlichen Bruch kann man in einen Kettenbruch verwandeln, wenn man den Zähler durch den Nenner dividirt, daher die Zähler der Brüche, wodurch das Ganze, wie eine Kette zusammenhängt, gemeinlich 1 sind, wie auch das Beispiel zeigt. Eben so kann man auch jeden Kettenbruch rückwärts wieder in einen gewöhnlichen verwandeln,

wenn man den letzten Nenner (hier  $\frac{2}{1 + \frac{1}{3}}$ ) auf die gewöhnliche Form

( $\frac{2}{3}$ ) bringt und eben so bis zum ersten fortfährt. Das beigefügte Beispiel giebt den Bruch  $\frac{195}{172}$ . Die Kettenbrüche dienen dazu, gemeine Brüche auf die möglichst genaue Art abzukürzen. Den ersten Gebrauch derselben hat Lord Brounker gemacht, und die beste Theorie Joh. Schulz (Hofpred. in Königsberg) geliefert. M. L.

Kettenrechnung nennt man in der Rechenkunst das künstliche Verfahren, zwei verschiedenartige Größen durch ihre Mittelgrößen zu vergleichen. Sie ist daher, in so fern das Rechnen ein Denken oder Schließen ist, eine Schlusskette (Logik), und hat, weil durch die Einschlebung der Mittelgrößen alle wie die Glieder einer Kette in einander hängen, mit ebendenselben Rechte jenen Namen. Man vergleicht und vertauscht die Größen so mit einander, daß und bis man auf diejenige kömmt, welche man sucht. Ein Beispiel wird dieß deutlich machen. Will man wissen, wie viel eine engl. Krone Conventionsgroßen macht, so schließt man so: 1 engl. Krone ist 57

2 ebln. Mark fein, 1 ebln.

Gulden Convent. 16 Convent

Ducate der gegenseitig in Verhd

bidirt ( $573 \times 1 \times 20 \times 1$

so giebt der Quotient die Sum

Krone gehen. Die Ursache

ist. Die Zusammenstellung

bei dieser Rechnung, welche A

nennt man einen Kettenfall

Verfahrens Kettenregel,

viele Sätze dabei gebraucht

(von ihrem Erfinder A. F. de

Handel und Verkehr überaus

chung der Maße, Gewichte, E

wann und den Geschäftsleute.

Keyer giebt es nur in so fern, als eine sich, für rechtsläubig haltende Kirche Andersmeinende, die ihr angehört, dafür erklärt. Als das Christenthum in Palästina entstand, war es in den Augen der Jü-

den eine Keresel (Häresie), d. h. eine Abweichung von dem geltenden Lehrbegriff und Cultus des Judenthums. Seit sich aber das Christenthum förmlich von ihm trennte, seine Befenner auch unter den Heiden sammelte und seinen vom Judenthume wesentlich verschiedenen Grundcharakter durch ein eignes Kirchenthum geltend zu machen anfing, konnten weder die Christen von den Juden, noch die Juden von den Chri-

o wenig sind Heiden und  
r, sondern Angläubige,  
hume, das sie nicht an-

Aber in der Christen-  
Rechtgläubigen und Ke-  
t des Glaubens und zur  
r Mehrzahl für orthodox

bei den wortführenden  
über solche Lehrtätze und  
jenden Gegenpartei. Die

ien) wurden mit ihren  
s zur Staatsreligion nur  
, seit Constantin d. Gr.

ann, den die Bischöffe  
nung ihrer Bücher und  
ist. Das erste Beispiel

ynhode zu Trier 385 spa-

nische Bischöffe durch die Verurtheilung Priscillians zum Tode. Die  
bis zur Einführung der Inquisition den Bischöffen überlassenen Kereser-  
gerichte konnten nur unter Mitwirkung der weltlichen Macht Lebensstras-  
fen über Keger verhängen; seit dem Anfange des 13ten Jahrh. wurden  
aber fast in allen Ländern der Christenheit eigne Kegermeister mit un-  
umschränkter Vollmacht bestellt, die sich durch zahllose Confiscationen  
und Hinrichtungen furchtbar machten. Die Kreuzzüge, die Simon von  
Montfort um diese Zeit gegen die Albigenser, eine aus Manichäern,  
Katharern und Waldensern bestehende, im südlichen Frankreich besonders  
um Toulouse und Albi weit verbreitete Secte (vergl. d. Art. Secten)  
anführte, war offenbar ein bürgerlicher Krieg zur Vernichtung der Ke-  
ger. Frankreich, Spanien und Italien wurden vom 13ten bis ins 16te  
Jahrh. durch häufige Kereserfolgungen ve  
17ten Jahrh. durch den Fanatismus der  
seiner fleißigsten Einwohner beraubt. Seit  
unter dem Namen Katharer oder Sazare  
(Krimm) herrschende Secte nach Westen v  
Sazares der Ausdruck Keger zur Bezeichn  
orthodoxen Kirchenglauben abweichen, unter  
gekommen zu seyn. Auch in Deutschland  
erster Conrad von Marburg von 1214—33.

Zeit zu Zeit ihr Wesen; doch konnte hier, wenn auch der unpolitische  
Fanatismus einiger deutschen Fürsten sich bisweilen Hinrichtungen und  
noch öfter Verbrennungen Andersmeinender erlaubte, die Verkehrungs-  
sucht nie so weit um sich greifen, als in den Staaten von West- und  
Südeuropa, und die Aufklärung neuerer Zeiten hat, indem sie den re-  
ligiösen Werth des Menschen mehr nach seinem Wandel als nach seinen  
Meinungen schätzen lehrt, in und außer Deutschland Grundsätze der  
Toleranz verbreitet, die auch den unersöhnlichen Kereserhaß, den die  
Lehre des Katholicismus athmet, entwasfen und Glaubensgenossen  
über Art an gegenseitige Verträglichkeit gewöhnen mußten. 16.

**Kew**, ein Dorf in der Grafschaft Essex in England, zwischen London und Windsor, ist wegen des vortreflichen königlichen Gartens berühmt, in welchem sich alle in Europa bekannte Pflanzen, Gesträuche und Bäume befinden, denen allen auf daranhängenden Täfelchen ihre respectiven Namen nach dem Sinne beigefügt sind. Der Garten selbst wird mit dem größten Fleiße in dem besten Zustande erhalten.

**Kiel**, eine ansehnliche Stadt, mit einem guten Hafen, an einem Meerbusen der Ostsee, war bis 1773 die Hauptstadt der großfürstl. holstein-gottorpischen Länder in Deutschland, welche darauf in dem genannten Jahre gegen Oldenburg und Delmenhorst an Dänemark vertauscht wurden. Die Universität ward 665 vom Herzoge Christian Albrecht von Holstein gestiftet. Der große Jahrmarsch, bekannt unter dem Namen der Kieler Umschlag, welcher nach dem heil. Dreikönigstage gehalten wird, ist deshalb berühmt, weil auf demselben eine große Menge Fremder zusammen kommen, theils, um Geld zu verleihen oder einzucassiren, theils um es umzusetzen. Es befindet sich daselbst eine kleine Gemeinde von der griechischen Religion, welche ihren eignen Geistlichen hat und seit 1773 in geistlichen Sachen unter der russischen Gesandtschaft zu Copenhagen steht. Die Stadt enthält 800 Häuser, mit 7,000 Einwohnern. Die dortige Universität zählte im J. 1806 über 100 Studenten.

**Kienlong** (Kian Lun), Kaiser von China, eben so groß im Kriege als im Frieden, der vierte Kaiser aus dem durch seine Helden- und Regententugenden berühmten tatarischen Geschlecht Tsim, war im J. 1710 geboren, und gelangte 1735 nach dem Tode seines Vaters zur Regierung. Bis 1754 regierte er ruhig; von der Zeit an war er aber fast immer mit mehreren der benachbarten Reiche in Kriege verwickelt, die er fast immer glücklich führte, auch große Eroberungen in denselben machte, unter andern die ganze Kalmuckei in Besitz nahm, so daß das chinesische Reich unter ihm nach dem russischen das weitläufigste aller jetzigen Reiche geworden ist. Sein Charakter war Menschenliebe und Sanftmuth; und ganz unverdient haben ihn Einige als ein Ungeheuer von Grausamkeit und Tyrannei beschrieben. Er hat mehrere Millionen an seine durch Mißwachs und Ueberschwemmungen ins Elend gestürzten Unterthanen vertheilt. Die christliche Religion wurde aus politischen Ursachen von ihm mehr heimlich als öffentlich begünstigt; er verhängte sogar einige Christenverfolgungen, entweder in Rücksicht auf das Volk, oder weil er wenigstens die allzu große Verbreitung des Christenthums zu verhindern wünschte. Doch duldete er zu Peking vier Missionshäuser oder Kirchen, behandelte auch die Missionäre sehr gut, und nahm mehrere davon in seine Dienste. Als Beschützer der Künste und Wissenschaften und als Gelehrter zeichnete er sich eben so aus, als durch seine weitläufigen Eroberungen. Von seinen poetischen Aufsätzen kennt man unter andern ein Lobgedicht auf den Thee und auf die Hauptstadt Mukden, inaleichen ein anderes auf die Eroberung der Kalmuckei, das er in Stein graben ließ. Unter den Künsten schätzte er besonders die Malerei und Kupferstecherkunst. Er wollte das Andenken seiner Siege durch diese Kunst verewigen, und trug französischen Meistern die Copie der Gemälde auf, welche sie vorstellten; Ludwig XV. ließ sie für ihn in Kupfer stechen. Auch eine Bibliothek von 600,000 Bänden legte er an, lauter Abschriften nützlicher Bücher. Auf seine Veranstaltung kam auch die im 14ten Bande des blüchlingschen Magazins befindliche Beschreibung des chinesischen Reichs heraus. Seine Lebensart war sehr mäßig; sein gewöhnliches

Getränk bei der Tafel war Thee; Wein oder andere hitzige Getränke trank er niemals. Er starb zu Peking im J. 1786, in einem Alter von 76 Jahren.

**Kiesel**, ein weitläufiges Geschlecht von Mineralien, hat seinen Namen von der Kieselerde, welches eine primitive oder Grunderde ist, die den Hauptbestandtheil der Kieselarten ausmacht. Diese Erde ist für sich allein im Feuer nicht schmelzbar, wol aber in Verbindung mit andern mineralischen Substanzen. Sie bleibt an der Luft und im Wasser unveränderlich, wird nur von der Spathsäure angegriffen, schmilzt mit beiderlei feuerfestem Laugensalze, der Soda und Potasche, zu Glas, und wird daher glasartige oder vitrescible Erde genannt. Trocken und fein bildet die Kieselerde den Sand, welcher rau und scharf anzufühlen ist und zwischen den Zähnen knirscht. Alle Kieselartigen Steine sind härter, als thonige und kalkige, geben, mit dem Stahle geschlagen, Funken und sind größtentheils mehr oder weniger durchsichtig. Ganz reine Kieselarten findet man nicht; denn selbst der Bergkristall enthält etwas Thonerde und Kalk. Will man ganz reine Kieselerde haben; so schmelze man sie mit Weinselz. Hierdurch erhält man eine durchsichtige, an der Luft zerfließende Masse, welche man Kiesel Flüssigkeit nennt. Aus dieser schlägt dann wiederum jede andere Säure die Erde nieder, und dieß ist dann die reine Kieselerde. Gewisse Kieselgattungen sind in ungeheurer Menge über den Erdboden verbreitet: die gemeinen Kieselsteine finden sich in ganzen Lagen theils unter der Erde, theils an der Oberfläche derselben. Einzelne Gattungen dieses Geschlechts sind der Quarz, der Kieselkintler, der Chalcidon, der Opal u. s. w.

**Kilogramm** ist ein Gewicht von 1000 Grammen. Es sollte eigentlich **Chilogramm** geschrieben werden, weil es aus dem Griechischen von Chillos (tausend) kommt. S. französisches Decimalsystem.

**Kind**, s. **Alter**.

**Kind** (Johann Friedrich), Dichter und ausübender Sachwalter in Dresden, geboren den 4. März 1768 zu Leipzig. Sein Vater, der als Stadtrichter zu Leipzig im J. 1793 starb, ist unter andern auch durch seine Uebersetzung der Biographien Plutarchs bekannt. Unser Dichter unterzeichnet sich gewöhnlich **Friedrich Kind**. Unter diesem Namen ist er allen gebildeten deutschen Sprachgenossen lieb und werth. Seine Mitbürger aber achten ihn auch als einen redlichen, geschickten und thätigen Geschäftsmann. Er studirte in Leipzig, und ward im J. 1793 Advocat. Das Capitäl zu Wurzen hat ihn schon 1770 unter die Capitulares expectantes aufgenommen. Seine Schriften haben ihm unter den Liebingschriftstellern unserer Nation eine Stelle angewiesen, die er gewiß auch bei der Nachwelt behaupten wird. Das Gute zum Schönen, jene Kalokagathie der Griechen, drückt seinen Gedichten und Erzählungen den Stempel classischer Bildung auf. Er gehört ganz im Reiche der Kunst unserer Volke an. Sein Genius hat nie in den Lustrevieren der fremden neuern Sprachen umhergeschweift; wol aber hat er aus dem Mittelalter die zartern Stoffe des Romantischen sich angeeignet, und in frische, blühende Gestalten verwebt, oder den Ernst der Geschichte durch die Darstellung erheitert. Um ihn als Dichter, Erzähler, Romantiker, und Humoristen zu bezeichnen, dürfen wir nur seine Schriften nennen. **Lenardo's Schwärmereien** (Leipz. 1793 8. 2. B. m. Kpf.), enthalten Erzählungen, Gedichte und vermischte Aufsätze. Die **Novelle Carlo** (Züllichau, 1802 8. m. Kpf.), erhielt

den Verfall der vorzüglichsten Königin Louise von Preußen. Erzählungen, Gedichte und kleine Theaterstücke, zum Theil von vorzüglichem Werthe befinden sich in den Wälden (Zürichau, 1805 & 2. B.) und in den Tulpen (Leipz. 1805 bis 1810 7 B. m. Kupf. durch. in der Leipz. Lit. Zeit. 1807, St. 89, und in der Jen. Lit. Zeit. 1806, St. 173; 1807, St. 195, und 1808, St. 101). Als Fortsetzung dieser Schrift erschien Roswitha (Leipz. 1810—1813 3 B. m. Kupf.), welche noch fortgesetzt. Auch hat Kind dramatische Gemälde (Zürich. 1808 & ) herausgegeben, unter welchen die beiden Dohlen, Prinz Joannita und die Vergeltung zu nennen sind. Das Schloß Klam, ein dramat. Gedicht in 5 Aufzügen, erschien zu Leipz. 1803. &. Und Wilhelm der Eroberer, oder die Schwärze in 2 Aufz., Wilhelm der Bastard, in 3 Aufz. und die Eroberung von England im J. 1066, eine histor. Skizze, vorzüglich nach Home, Zürich. 1806. Beide sind beurth. in der Leipz. Lit. Zeit. 1807, St. 128. Als Romane verdienen angeführt zu werden: Leben und Liebe Agno's und seiner Schwester Winona, Zürich. 1804 & 2. B. und Natalia, ebendaf. 1806. & B. m. Kupf. Auch gab Fr. Kind mit Aug. Lafontaine drei Erzählungen: Kafaria, Arianne und Kassandra 1803 heraus. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien bei Hartnoch, Leipz. 1805, m. Kupf. Kleinerer Aufsätze, Gedichte, Uebersetzungen nach Horaz u. s. f. von Fr. Kind findet man in den Journal 1804; im J. 1805, von Kochly 1806—1807; in mehreren Zeitschriften; in Franz Bern, 1804 fg.; in der Schast, Krif. d. Wilmans, Mannheim d. Kaufmann, 2 von Treischke und Aug. Man, bei Heyer u. Leske; in welche Fleischer d. J. herausgibt; endlich in den Frauen, welches G. v. la Motte Fouquet herausgibt. Ein Taschenbuch zum geselligen Vergnügen Fr. Kind seit 1807, in jedem Jahre interessante Neuheiten wird nach dem Tode des Hrn. Becker, von H. Auf das Jahr 1817 ist bereits der 27te Jahrgang dritte, erschienen. Verschiedene seiner Gedichte sind in Bestenreder, Weinlig, u. Weichsel und Do zu seinen neuesten Schriften gedruckt, außer der Roswitha, der gute Geist, ein Gedicht, nach Herbarde von Kugelgen, Leipz. von Hartnoch 1813 Elche, ein Gedicht, Leipz. d. Obfchen 1814 und die Harfe, eine Samml. von Erzählungen, Gedichten, biographischen Skizzen und literarischen Reisen, von mehreren bekannten Schriftstellern. Das erste Händchen dieser Schrift, welche halbjährig fortgesetzt wird, erschien Michaelis 1814 m. Kupf. Warum das Jorden in sein Lexicon deutscher Dichter und Prosaischen (Leipz. de Bd. 1808) diesen Schriftstellers und geschätzten Dichter und Prosaischen nicht aufgenommen? Ch.

Kinderkrankheiten, sind solche Krankheiten, die in der Natur des kindlichen Alters gegründet sind, und dabei entweder bloß und allein Kinder überfallen, oder doch vorzüglich nur bei denselben gewöhnlich sind. Die Eigenheiten des kindlichen Alters sind in dem Artikel 26 der, dargestellt, und es ist daselbst gezeigt, welche Theile vermöge der

Wen,  
wo  
Wird  
ellger  
icht)  
zu,  
Trom

1  
2  
3  
4  
5  
6

Kinder mord, s. Mord.

King Beach, s. Beach.

Kingston (Kingtown), eine offene Handelsstadt auf der Insel Jamaica, ist regelmäßig gebaut und hat über 1000 Häuser mit etwa 16,000 Einwohner, von denen die größte Zahl Sklaven, die nicht in Europa und Eingeborne sind. Sie ist die Hauptstadt der Insel, der Sitz des Gouverneurs, hat 2 Kirchen, 2 Synagogen und die Ruine eines Versammlungshauses. Der Hafen ist stark befestigt, vorzüglich und fast zur Vollkommenheit gebracht. — Kingston, ein wohlgebautes, altes Städtchen, in der Grafschaft Essex, an der Themse, aber welche hier eine große Brücke von 20 Bögen gebaut ist. — Kingston, fischen und Hauptort in Neu-York in Nordamerika, mit 2000 Einwohnern. — Kingston, eine englische Stadt in Canada, am See Ontario, mit einem wohlunterhaltenen Fort.

Die  
gleich  
was  
König  
ren  
malige  
König  
Eulle  
König  
König  
König

Die Herzogin von), mit Schwabern und Westphälern, war eine Tochter des Obersten Ludwigs in der Grafschaft Devon eine verdammte wie ihren Vater frühzeitig, und betrat in ihrem die große Welt unter der Aufsicht des nachherigen, eines Anführers der Oppositionspartei, der eine Freundin der Herzogin von Wallis eine hatte. Bald darauf ward der verstorbenen Herzogin Hand und erhielt dieselbe; die edleste Persönlichkeit, denn der Herzog machte vorher eine absehen wurden die Preise des Herzogs an dem König des Grafen von Bristol, Percy, der sie schon lange im geheim gehalten hatte, aufgefunden; und König Eduard suchte dem Herzog zu verzeihen, weil sie sich von ihm vergewissen glaubte. Sie betrat aber im Stillen eben diesen Herzog, ging aber schon nach einigen Tagen in ihren Demuth zurück, während ihre Bemühung, mit dem sie sich bald verarmte, als Schiffslieutenant nach Westindien segelte. Indessen war ein Kind der Folge dieser kurzen Verbindung; es starb jedoch, und die Verbindung blieb geheim. Sie selbst ging nach Deutschland, und fand die kühnste Aufnahme sowohl am preussischen als am sächsischen Hofe. Bei ihrer Rückkunft nach England eroberte sie sowohl durch Ludwig als durch König Albert Herzen. Da sie die angesehensten Parteien ausschlug, so glaubte man sie im geheim mit Lord Byron vermaale; und dieses Gerücht war die günstigste Auslegung ihres vertraulichen Umgangs mit demselben. Es gewann noch größere Glaubwürdigkeit, da König Eduard von dieser Zeit an den ungeheuersten Aufwand betrieb. Der argebrachte Edward gab ihr überdies einen Liebhaber an der Seite des Königs. Unter der Verwaltung des Staatsministers verließ sie die letzte Spur ihrer Verbindung mit Percy auf den öffentlichen Thron. Als dieser jedoch im J. 1750 Peas von Preussol ward, und zugleich in eine Krankheit fiel, von welcher keine Rettung möglich schien; so reiste sie plötzlich der Edegen, ihre Verbindung mit dem Grafen eben so eifrig bekannt zu machen, als sie bis dahin



vorher geheim gehalten hatte. Auch jetzt  
 schon zuvor. Als aber der Graf ganz  
 wurde, zeigte sie auf einmal eine andere  
 nicht seine Person, sondern nur seinen  
 gingen nun auf den Herzog von Kingston,  
 Graf von Bristol, nachdem er sich in eine  
 die Entscheidung vor; sie klagte ihn vor  
 und wurde für frei und ledig erklärt. Ein  
 sie den Herzog von Kingston. Fünf Jahre  
 lebt, als ihr Gemahl starb. Vermög  
 der lebenslängliche Genuß aller seiner Güter  
 nach ihrem Tode sei die ganze Erbschaft u  
 Werkstätten, mit oblicher Ausschließung zu  
 willen hierüber, suchte dieser die letzte Ehe  
 zu erklären. Während die verwitwete Herz  
 machte, klagte er sie der Bigamie an. E  
 Hieron bekam, floh sie zu ihrem Vancouer  
 sich vor ihr, und sie erwiderte, daß er i  
 ihrem Untergange verbündet habe; sie setzte  
 und überdachte ihn zur Auslieferung der ihm anvertrauten Papiere. Nicht  
 ohne ebdeliche Uneube kehrte sie nach Calais zurück. Hier sprach ih  
 der Lord Mansfield auch ein, und bei ihrer Rückkunft in England  
 verbürgten sich der Herzog von Newcastle, der Lord Mont Stuart und  
 Glover für sie. Der Prozeß, welcher großes Aufsehen erregte, begann  
 den 25. April 1778 und dauerte fünf Tage hindurch. Da die Herzogin  
 die Witwe eines Pairs war, so mußte der Prozeß vor dem Ober  
 parlament geführt werden; alle Pairs von England waren hier Rich  
 ter, unter dem Vorsitz eines Lord Steward's, den der König zu diesem  
 Endzweck ernannt hatte, dessen weitbedeutende Würde aber mit diesem  
 Prozeß sich auch endigte. Der Schauplatz war im Westminster-Hall,  
 dessen außerordentliche Größe dennoch die zahlreichen Zuschauer nicht zu  
 fassen vermochte. Der Versuch, vermög dessen vormalig die erste Ehe  
 mit Hervey als ungültig erklärt worden war, wurde nunmehr als un  
 berechtigt aufgehoben, und folglich die zweite Ehe für ungültig erklärt.  
 Die Herzogin wurde also verurtheilt; allein sie wich der Strafe, mit  
 einem glühenden Eisen in die Hand gebrannt zu werden, dadurch aus,  
 daß es ihr gelang, ein gewisses Privilegium, welches dem Adel von die  
 ser Strafe ausnimmt, wiewol nicht ohne Widerspruch der gegenstreb  
 gen Advocaten, geltend zu machen. Ihre Feinde machten den Vorschlag,  
 sie einsperren zu lassen; sie aber reitete sich über Meer nach Calais  
 Seit der Zeit lebte si  
 immer auf einem glän  
 Kingston in seiner ers  
 an Mitteln zu dem a  
 sie mehrere Male die  
 sie sich nach Frankrei  
 und zu Paris unterdi  
 Kloß ist bei de  
 Kön von mittler Höhe  
 bilden. Es ist mit ei  
 rund um das Schönl  
 nen Säle in ihren Gärten und auf Anhöhen, um frische Luft zu se  
 pfeifen, oder um eine angenehme Aussicht zu haben. Es ist eine Art  
 Pavillon.

Kiew (Kioff, Kiew), die Peter I. angelegte Citadelle, in der in der Ukraine, am Dnieper, ist die Hofstadt und ward von den Polen abgetreten. Die daselbst schon vor welcher neun geistliche Professoren lehrten, und welche über 1000 Scholaren die Universität verwandelt und Veränderung vorgenommen.

Kirche, wird zuerst die Gesamtheit der Befenner des Christen-

ine Be-  
 Bildung  
 iter der  
 ine Be-  
 oge sich  
 hatte er  
 ich ver-  
 ich ver-  
 d da er  
 ig gab,  
 ufen im  
 ligions-  
 bekennes  
 Kirche  
 Anstalt  
 im aber  
 er keine  
 ls nicht  
 verfallen  
 in dem  
 lbstän-  
 Kirche  
 nif der  
 hierate  
 as Ter-  
 itt fins  
 ls coors  
 ist das

wahre. Die aus dem hierarchischen Systeme fließenden Ansprüche kann der Staat nicht dulden, durch die Befugnisse aber, welche das Territorialsystem dem Staate zugesetzt, wird die Kirche beeinträchtigt, und offenbar tritt der Staat aus der durch seinen Zweck bestimmten Sphäre hinaus, wenn er sich anmaßt, den Lehrbegriff der Kirche bestimmen und ihren Gottesdienst anordnen zu wollen. Auch ist es nicht gut, daß, wie in den meisten protestantischen Ländern geschieht, die Diener der Kirche von den Staatsbehörden angestellt werden, und weit zweckmäßiger ist es, wenn der Kirche selbst, d. h. den sie repräsentirenden Synoden, die Wahl der Lehrer überlassen bleibt, wie dies auch in einigen reformirten Ländern der Fall ist. Die Entstehung der Kirche, ihre allmähliche Ausbreitung, ihr in verschiedenen Zeiten verschiedenes Verhältnis zu dem Staate, die Ausbildung ihrer Gesellschaftsverfassung, so wie die Umänderungen, welche in ihren Lehren und Gebräuchen erfolgt sind, beschreibt eine höchst lehrreiche und interessante Wissenschaft, die Kirchengeschichte genannt. — Nicht immer aber wird das Wort Kirche

von der Bekanntheit der Bekanntheit des Christenthums gebraucht. Oft hat dieses Wort eine engere Bedeutung und bezeichnet einen Theil der Christenheit, welcher sich durch eigenthümliche Lehren, Verfassungen und Gebräuche von andern Christen unterscheidet. Seit dem elften Jahrhunderte trennten sich die griechischen oder morgenländischen Christen von den lateinischen oder abendländischen, und es entstand dadurch der Unterschied zwischen der griechischen Kirche, deren Oberhaupt der Patriarch von Constantinopel war, und der lateinischen, an deren Spitze der römische Papst stand. Im sechzehnten Jahrhunderte erfolgte durch die Reformation eine Trennung der abendländischen Christenheit, indem ein Theil derselben von der Verbindung mit dem römischen Papste sich losriß und einen neuen Lehrbegriff annahm, der andere aber in dieser Verbindung verblieb. Es entstand der Unterschied zwischen der katholischen und der reformirten Kirche, welche letztere, da ihre Grundsätze sich nicht vergleichen konnten, in reformirte theilte. Das Verhältnis zwischen der katholischen und der reformirten Kirche haben sich eine gewisse dogmatische Verschiedenheit mehr als unter den Protestanten erhalten wie unter den Protestanten Eingang gefunden. Die Grenzen der drei Kirchen des Abendlandes aber sind seit dem sechzehnten Jahrhunderte, wo sie entstanden, nicht merklich verändert worden. Die kleinen kirchlichen Gesellschaften, welche entweder zu der Zeit der Reformation entstanden, wie die Socinianer und die Lanfessionisten, oder die später, besonders in England, sich bildeten, wie die Quäker und die Methodisten, pflegt man nicht Kirchen, sondern Secten und Parteien zu nennen. — In einer noch engeren Bedeutung nimmt man das Wort Kirche, wenn man dasselbe dreitens von den Christen eines Landes braucht, und von einer deutschen, englischen, französischen Kirche redet. — In einer vierten Bedeutung ferner bezeichnet Kirche ein dem öffentlichen Gottesdienste der Christen bestimmtes Gebäude, und in dieser Bedeutung unterscheidet man Tempel, wo Heiden, von einer Synagoge, wo Moschier, wo Muhamedaner ihren Gott anbeten. Die Christen im ersten Jahrhunderte hatten eine von dem Staate nicht anerkannte und in Privathäusern, oft auch im freien Felde beim dritten Jahrhunderte erst konnten sie es Publicität zu geben und Kirchen zu erbauen. In Constantinopel wurden die Kirchen der Christen erbaut, Constantinopel besonders, Thessalonica darenten dergleichen Kirchen; auch verwandelte man heidnische Tempel in christliche Kirchen. In dem Hause suchte sich die Baukunst der mittlern Zeiten und gegenwärtig die Peterskirche in Rom, die Kirche Notre Dame in Paris, die Isaakskirche in Petersburg, der Münster zu Ebn. — In einer fünften Bedeutung Sammlung der Gemeinde eines Ortes zur Cultus, in welcher Bedeutung man das Wort Kirche oder das an die

gehalten werde. — Ueber den Ursprung des Worts Kirche übrigens sind die Meinungen der Sprachforscher getheilt, indem es einige von dem griechischen Worte *κκλησία*, welches ein dem gottesdienstlichen Gebrauche bestimmtes Gebäude bezeichnet, herleiten, andere aber annehmen, daß es die wörtliche Uebersetzung des lateinischen *ecclesia* sey, daher von Ehren, Kirchen herkomme und den Begriff der Auswahl des auserwählten Volkes andeute.

Kirchenagende ist dasjenige, von der die kirchlichen Angelegenheiten eines Landes leitenden Behörde autorisirte, Buch, welches die bei den kirchlichen Handlungen, bei der Taufe, bei dem Abendmahle, bei der Trauung u. s. w. zu brauchenden Formulare enthält. Wenn die Consistorien die Prediger verpflichten, sich nur der in der Agende enthaltenen Formulare zu bedienen, so beschränken sie die Amtsthätigkeit derselben und hindern die Wirksamkeit der heiligen Gebräuche, weil Formulare ihrer Natur nach nur allgemein seyn können, die Wirksamkeit der Amtstreden aber vornehmlich auf ihrer Angemessenheit zu den jedesmaligen Umständen und zu der Individualität der Zuhörer beruht. Daher sollen die Agenden dem Prediger nur eine Anweisung zu seinen Amt-

und ihm in solchen Fällen unterstützen, wo ihm eine ein Geschäft nicht möglich ist.

n ist die Ausschließung entweder von der Gemein-

den Bef-

nd Gebi-

lber in-

ch welche  
aufrecht erhält, und da sei  
Mitglieder, welche sich ihre  
gebilligten Gesetze übertreten,  
die Entziehung der ihnen zu  
ist der Kirchenbann ein re  
bante die alte Kirche die  
ben die kleinen kirchlichen  
der Sitten vor den größte  
aber die kirchliche Discipli  
che die gesammte Gemein

und Aufnahme ihrer Mitglieder zu entscheiden; später kam dies Recht an die Bischöffe. Wie alle menschliche Institute, so ist auch der Kirchenbann gemißbraucht worden, und der römische Bischoff insbesondere hat sich desselben oft bedient, seine hierarchischen Ansprüche durchzusetzen. Auch nach den Grundsätzen der protestantischen Kirche ist der Kirchenbann zulässig, und der kleine Kirchenbann wenigstens ist in frühern Zeiten nicht selten gegen Personen, die einen anstößigen Wandel führten, ausgeübt worden. Das Recht indeß, ihn auszuüben, steht nicht dem Pfarrer, sondern dem Consistorium zu. Mit dem Urfalle der kirchlichen Disciplin aber ist auch die Anwendung des Kirchenbannes außer Gebrauch gekommen.

Kirchenbuße ward in der alten Kirche die Genugthuung genannt, welche die Gefallenen und von der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossenen der Gesellschaft wegen des ihr gegebenen Vergernisses leisten mußten, wenn sie wieder in die Gemeinschaft derselben aufgenommen werden wollten. Die Büßenden fanden in Trauerkleidern am Eingange in die Kirche, hatten die Ein- und Ausgehenden um Verzeihung und mußten ein öffentliches Bekenntniß ihres Vergehens ablegen, ehe die Absolution erfolgte und sie wieder in die Kirchengemeinschaft aufgen-

stimmten wurden. Theils solche, welche während der Verfolgungen vom Christenthum abgefallen waren, theils solche, welche durch unsittliche Handlungen die Gemeinde geärgert hatten, mußten sich der Kirchenbuße unterziehen. Bei schweren Vergehungen dauerte die Zeit der Buße viele Jahre lang. Auch in der protestantischen Kirche fand, vormalig eine Kirchenbuße Statt, welche besonders denen, die sich fleischlicher Vergessungen schuldig gemacht hatten, auferlegt ward und darin bestand, daß die büßende Person während des Gottesdienstes vor dem Altare kniete und der Geistliche im Namen derselben eine öffentliche Abbitte von dem Kanzel ablas.

Die einfachsten Mittel der Erziehung vereinigen, das menschliche Verstandesvermögen der Kirche gebräuchlich, und anderer religiöser Gesetze Gebrauch gedichteten Gesetzen, und fünfzig Jahrhunderte hindurch u. a. für diesen Zweck die kirchliche Gesetze, welche in der alten Kirche nicht von der Gemeinde, und den administrirenden Bischöfen, an denen die kirchliche Gesetze im Mittelalter von den Laien unverstanden wurden, daher Luther durch die einfachen Gesetze mehr als viele werden, die ertheilt, daß für die, welchen N. r einer der von in Kir-

Diese Kirchengesetze heißen canones. Als in der Folge die Kirche mit dem Staate in eine Gesellschaft zusammenfloß, wurden, ohne daß darum die Synoden aufhörten, auch von der Staatsgewalt Gesetze über kirchliche Angelegenheiten gegeben. Viele solche Gesetze werden in dem Codice Theodosians und Justinianus, auch in den Capitularibus der fränkischen Könige gefunden. Nachdem das hierarchische System sich ausgebildet hatte, kam die gesetzgebende Macht in die Hände des Papstes, und die von ihm erlassenen Bullen erhielten in der ganzen Christenheit gesetzliche Kraft. Nach dem Territorialsysteme, welches in den protestantischen Ländern gilt, geben die Kirchengesetze einzig von der Staatsgewalt aus.

Kirchenjahr, das, fängt in Deutschland und in den meisten katholischen sowohl als protestantischen Ländern mit dem ersten Adventsonntage an. Es befreit, daß es nicht mit dem 25ten Decembere

als mit dem Tage, welcher als der Geburtstag Jesu Christi angenommen wird, beginnt. Der Grund hiervon liegt unstreitig darin, daß das fromme Alterthum wollte, es sollte in jedem Kirchenjahre der Vorbereitung auf die Erinnerung an das wichtige Ereigniß der Geburt Jesu Christi einige Wochen gewidmet werden. In England fängt das Kirchenjahr mit dem Feste der Verkündigung Maria, als mit dem Tage an, an welchem die Entstehung der menschlichen Natur J. E. in dem Leibe seiner Mutter begonnen habe. N.

**Kirchenraub**, der, ist im engern Sinne der nach gewaltsamem Einbruche in eine Kirche an den in ihr aufbewahrten heiligen Gefäßen, Kostbarkeiten und Geldern verübte Raub. Im weitern Sinne wird jede Verletzung des Kirchenguts durch Raub, Diebstahl oder Betrug, Kirchenraub genannt. Nach den Criminalgesetzen der meisten Länder wird der Kirchenraub im engern Sinne härter als der an andern Orten und an andern Gegenständen verübte Raub bestraft. N.

**Kirchenrecht**, s. Canonisches Recht.

**Kirkensatzungen** sind von der Kirche angenommene Meinungen und eingeführte Gebräuche, welche sich nicht auf die Autorität der heiligen Schriften gründen. N.

**Kirkenspaltung**, s. Schisma und Schismatiker.

**Kirkenstrafen** sind die Strafen, welche von der Autorität, die in einer kirchlichen Gesellschaft die gesetzgebende und ausübende Gewalt besitzt, den die Gesetze der Gesellschaft übertretenden Mitgliedern derselben auferlegt werden. Bestehen sie bloß in der Entziehung der Gesellschaftsmahle, in der Zurückweisung von den gottesdienstlichen Versammlungen, in der Versagung des heil. Mahles, in der Verweigerung des Begräbnisses nach dem Gebrauche der Gesellschaft, und in der Ausschließung von der kirchlichen Gemeinschaft, so läßt sich gegen die Zulässigkeit der Kirkenstrafen nichts einwenden, da jede Gesellschaft die unbestrittene Befugniß hat, denen, die ihre Gesetze übertreten, den Genuß der ihren Mitgliedern zustehenden Rechte zu versagen. Erstrecken sie sich aber auch auf den Verlust der bürgerlichen Rechte, so müssen sie als ein Mißbrauch der kirchlichen Gewalt betrachtet werden. So war es z. B. ein widerrechtliches Verfahren, wenn die katholische Kirche die Häretiker mit dem Tode oder mit Gefängniß bestrafte, da es hingegen ein obliß rechtliches Verfahren ist, wenn die protestantische Kirche Selbstmörder oder Personen, welche schon lange der Theilnahme an dem Gottesdienste und der Abendmahlsfeier sich entzogen haben, ein Begräbniß nach christlichen Gebräuchen und eine Ruhestätte an dem Orte versagt, wo ihre Mitglieder begraben werden. N.

**Kirkenväter** sind die Lehrer und Schriftsteller der alten Kirche, welche nach den Aposteln und apostolischen Vätern (so nennt man die unmittelbaren Schüler der Apostel), mithin vom zweiten Jahrhundert an bis in das sechste Jahrhundert herab blühten. Von einigen werden aber auch noch die Lehrer und Schriftsteller der folgenden Jahrhunderte bis zu den Scholastikern, die mit dem zwölften Jahrhundert anfangen, Kirkenväter genannt. Eine große Zahl ihrer Schriften ist erhalten und von neuern Gelehrten herausgegeben worden. Die Kenntniß ihres Lebens und ihrer Werke macht den Inhalt einer eigenen Wissenschaft, Patristik genannt, aus. Die Kirkenväter führten die griechische und römische Wissenschaft in das Christenthum ein, und viele von ihnen waren eben so geistvolle und originelle als gelehrte Männer. Die meisten der frühern Kirkenväter waren, ehe sie sich zum Christenthum wendeten, Rhetoren und Sachwalter gewesen, woraus manche Eigen-

den zu weihen, entstand seit dem vierten Jahrhunderte. Bei den Katholiken pflegen die Bischöffe, bei den Protestanten die Superintendenten die Weihung der Kirche zu vollziehen. In der alten Kirche schon ward der Tag der Kirchweih als ein Fest gefeiert, welche Sitte bis auf diesen Tag in einem großen Theile der christlichen Welt herrscht. Man pflegt dies Fest das Kirchweihfest, auch die Kirchmesse, und im gemeinen Leben, in wie fern man besonders die an diesem Festtage gewöhnlichen Lustbarkeiten andeuten will, die Kirmse zu nennen. N.

Kirchenmusik ist unstreitig bei den Griechen sowohl, wie bei den Neuern, der erste Ursprung jeglicher Musik gewesen. Wann die religiösen Gefühle nun nach und nach anfangen, sich nicht etwa bloß mechanisch, sondern nach einem gewissen, vorher überdachten Plane, als künstlerisch, zu äußern, bei welcher Gelegenheit konnte dieß flüchtiger und zweckmäßiger geschehen, als bei gottesdienstlichen Handlungen, wo die Seele am ersten gereizt seyn mußte, ihre Empfindungen theils mit mehr Entzückung, theils auch mit dem Bestreben einer möglichst äußern Zweckmäßigkeit zu erkennen zu geben. So wissen wir ganz bestimmt, daß die dramatische, und vielleicht auch jegliche poetische Kunst der Griechen, der Feier des Bacchusfestes ihren Ursprung zu verdanken hatte, mit welcher Feier gleichfalls dasjenige verbunden war, was wir bei den Griechen Musik zu nennen pflegen. Wenn nur irgend die Seele

zu poetischen oder überhaupt zu künstlerischen, Bestrebungen geneigt ist, wo wäre sie im Stande, diese Bestrebungen, wie gesagt, zweckmäßiger an den Tag zu legen, als eben bei gottesdienstlichen Handlungen? Und dieß ist denn auch wirklich der Fall gewesen. So wie im Allgemeinen jede Kunst, so hat besonders die Musik der Neuern, das heißt diejenige, welche wir jetzt haben, dem Wüchsthume und den Fortschritten des Katholicismus nicht allein ihre innere Entstehung, sondern auch ihre äußere Unterstützung zu verdanken: die Kirche war es, die besonders Musiker und Maler für ihre Kunst begeisterte und sie zur Ausübung derselben anfeuerte. Der Uebergang von dem, was bei der Entstehung des Christenthums noch von der alten sogenannten griechischen Musik übrig war, zu dem ersten Anfange der neuern Musik war sehr natürlich: die Christen nahmen nämlich, als es ihnen gestattet wurde, Kirchen zu bauen, dasjenige, was sie noch von der theoretischen Musik vorfanden, und legten diesem ihre Psalmen und Hymnen unter, welche nun ohne Zeitmaß und Rhythmus (eine nach der Länge oder Kürze der Sylben angemessene Eintheilung der Töne) abgesungen wurden. Hieraus entstand endlich der Choral, und in ihm finden wir den Ursprung der ganzen neuern Musik. Er wurde anfangs, wie das natürlich war, einstimmig gesungen und zwar im Einklange und in Octaven, so wie das meistens auch noch jetzt in unsern lutherischen Kirchen der Fall ist. Es dauerte aber nicht lange, so fing man an, das Unangenehme eines Gesanges zu fühlen, in welchem die Stimmen beständig Octaven gegen einander machten, ob man gleich das Widrige desselben durch die Einführung der Orgeln in etwas gemildert hatte. Endlich fiel man darauf, diesem Gesange eine einfache, aus keinen Sprüngen bestehende Grundlage zu geben, damit er einerseits der Oberstimme zur Stütze dienen, andererseits aber auch dieselbe in seiner freien Bewegung nicht hindern möge. Oberstimme und Bass waren nun vorhanden; doch merkte man bald, daß die Entfernung beider von einander noch einen Zwischenraum übrig lasse, dessen Leere, wenn sie nicht ebenfalls eine unangenehme Wirkung hervorbringen sollte, nothwendig ausgefüllt werden mußte. Dieß verursachte die Erfindung der beiden Mittelstimmen, wodurch nun der vierstimmige Gesang vollendet wurde. Die Hauptstimme, d. h. die eigentliche Melodie, in welcher der Choral enthalten war, hieß von nun an *canto firmo* (franz. *plein chant*, der feststehende Gesang), weil er niemals verändert wurde, dahingegen man die drei untern Stimmen, nach Befinden der Umstände, und so wie man Lust dazu hatte, sehr oft veränderte: denn jede Hauptstimme kann eine unendliche Mannichfaltigkeit in den begleitenden Stimmen vertragen. Hierbei ist nur zu bemerken, daß die Oberstimme, oder der *canto firmo*, dann und wann auch in die Unterstimmen verlegt wurde, ja, daß die alten Lehrer der Musik die Unterlegung des *canto firmo* in die Unterstimmen sogar als Gesetz vorschrieben. Bald fieng man auch an, die ursprüngliche Einfachheit dieses Choralgesanges für zu beschränkt zu halten, und so wurden theils diese Melodien selbst, theils auch ihre Unterstimmen vielfach erweitert, verändert und mit neuen Ausschmückungen versehen, woraus der sogenannte figurirte Gesang entstand, der nun späterhin durch den Mißbrauch, der mit demselben getrieben wurde, ausartete, daß wir jetzt oft den Kirchenstyl von dem Opernstyle nicht mehr zu unterscheiden vermögen. In diesem Zustande blieb die Kirchenmusik eine lange Zeit, bis man endlich, geleitet von dem natürlichen Erbe der menschlichen Natur zu immerwährender Abwechslung, auf den Gedanken verfiel, den bloß von Menschenstimmen gesungenen



und allein von der Orgel begleiteten Choral auch von andern musikalischen Instrumenten, die nach und nach erfunden waren, begleiten zu lassen. Hiermit war der Erweiterung der Kirchenmusik ein neues Feld eröffnet: denn der Gesang selbst ward, um denselben mehr Mannichfaltigkeit zu geben, immer größern Veränderungen und Abwechslungen unterworfen. Man behandelte einige Strophen als Lieder, wo man den einstimmigen Gesang beibehielt; andere ließ man nur, als Solo von einem Sänger, wieder andere als Duette von zwei Sängern u. s. w. singen; wieder einige wurden, wie vorher, Choralartig, andere durchgehend als Jagen gesetzt. In der römisch-katholischen Kirche hat die Kirchenmusik ihre bestimmten u. man mit dem Worte Messe | den, und welcher sich auch die | schlichen müssen; bei den Fron | Kontzerte neue Formen erlaubt | Kreckenfol, eben weil er ein | Willkürliche ansatzten muß | das Otorium, in welchen bei | matisch zu behandeln angefangen | noch vermehrt worden, und in | den ausschweifenden Reichthum der | Opernmusik übergegangen ist. Ueber | die Erwart, wie sie in süddeutscher | Hinsicht in der Kirchenmusik ausge | übt werden müßte, können wir hier | nur noch folgendes besetzen. Da | es der Natur der Sache ist, daß in | ihr irgend ein religiöses Gefühl | ausgedrückt werden soll, welches | Ehrfurcht und Andacht erweckt | und bei der öffentlichen Gottesverehrung | die Herzen der Zuhörer in eine | gleiche Stimmung versetzt; so folgt | daraus, daß die Composition einer | solchen Kunst etwas Ernsthafes, | Feierliches und Erhabenes offenbare | und aller künstlichen, bizarren, | Zierathen und Künste, die allem | dazu gemacht sind, daß Sänger | und Spieler ihre mechanische Fertigkeit | zeigen können, durchaus entbehren | muß. Vornehmlich soll in den tiefen | Stimmen die allzugroße Geschwindigkeit | vermieden werden, weil sie in | den Kirchen sehr nachhallen und | durch eine schnelle Folge tiefer | Töne alle Harmonie vermischt werden | würde. Darum erfordert die Kirchen- | musik nicht nur einen sehr starken | Harmoniker, sondern auch zugleich | einen Mann von reifer Ueberlegung | und richtigem Gefühle, damit die | Einbeit des ernsten, erhabenen | Gefühls nicht durch ein Gemisch | von Zierlichkeiten und Ueppigkeit | und vom Ernsten und Scherzhaften, | getrübt und an die Stelle der | ernsthaften Empfindungen und | Nuancirung von Tiefsendungen | gesetzt werde.

Pg.

Kirchenstaat hat seine erste und ursprüngliche Begründung in der Schenkung, welche 753 der König der Franken, Pippin, Stephan II., dem Bischof von Rom, mit den Befugnissen machte, welche früherhin die Longobarden dem Erzbischof entzogen hatten, und gegen welche Stephan II. den König Pippin zu Hilfe gerufen hatte. Carl der Große erneuerte 773 die Schenkung und erhielt dafür zur Dankbarkeit von Leo III. die römische Kaiserwürde. Die consequente Politik der Päpste erzog sich, durch die Vergünstigung der Normänner in Unteritalien, in diesen Erbfeindlichen Vertheidiger ihres Stuhls, welchem darauf die Normänner den Lehnsschwur leisteten. Die künftliche Begründung des Papstthums geschah 1053 unter Gregor VII. zur höchsten Vollendung. Die Kreuzzüge, welche 1096 begannen, förderten die Absichten des römischen Stuhls im Anfang mehr als im Fortgange. Die wardbildliche Erbschäre vergrößerte die Macht der Päpste und sie behielten sie, so oft auch von den Deutschen der Versuch gemacht wurde,

sie ihnen zu entreißen. Der päpstliche Stuhl befeleete sich von seinen gefährlichen Nachbarn aus dem Habenskaufischen Stamme in der männlichen Herrschaft dadurch, daß er 1265 das Haus Anjou auf den Thron derselben rief. Die ungezähmte Herrschsucht der Päpste, verbunden mit ihrem wechselhaften Wandel, erregten am Ende die Unzufriedenheit und innern Kämpfe der Römer gegen den päpstlichen Stuhl, und die Päpste selbst sahen sich genöthigt, von 1360 bis 1378 ihre Residenz nach Avignon zu verlegen, welches Clemens VI. 1348 von Johanne, Königin von Neapel und Gräfin von Provence gekauft hatte. Da nun auch die unter dem Einflusse des französischen Königs stehenden Päpste selten oder nie die Zustimmung der Römer und Deutschen erhielten; so entstand daraus die Wahl mehrerer Gegenpäpste, in deren Kämpfen mit einander weder der Kirche, noch des Staats allgemeines Beste gefördert wurde. Die Rückkehr der Päpste nach Rom war, obgleich die deutschen Kirchenversammlungen oft eine nachdrückliche Sprache führten, der Vergrößerung der päpstlichen Besitzungen nicht anders als sehr vortheilhaft. Julius II. brachte 1513 den Staat von Bologna und 1532 von Ancona an sich. Die Venetianer mußten Ravenna abtreten; Ferrara wurde 1598 der modenesischen Erbschaft entzogen und Urbino von seinem letzten Herzoge Franz Maria, aus dem Hause Navarra, dem päpstlichen Stuhle vermacht. Jetzt zum höchsten Gipfel der weltlichen und geistlichen Macht erhoben, verloren die Päpste von 1517 an durch den schnellen und großen Fortgang der Reformation einen großen Theil ihres zeitigen und geistlichen Einflusses. Sixtus V. wies Oekonomie gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts steuerte dem Uebel; aber die Verschwendung und der Nepotismus der folgenden Päpste offenbarten wiederum zu verderbliche Uebel. Clemens XIV. (Ganganelli) sah sich genöthigt, 1773 den Jesuitenorden aufzuheben. In den neuern Zeiten gab Neapel 1788 seine alten Verbindlichkeiten gegen den päpstlichen Stuhl auf, und selbst die Reise Pius VI. konnte 1788 die großen Veränderungen nicht aufhalten, welche Joseph II. in den geistlichen Angelegenheiten unternahm. Durch das Waffenglück der Franzosen in Italien gezwungen, sah sich der Papst im Frieden von Tolentino am 13. Febr. 1797 gezwungen, Avignon an Frankreich, und Romagna, Bologna, Ferrara an die cisalpinische Republik abzutreten. Ein Aufstand in Rom gegen die Franzosen am 28. Dec. 1797 veranlaßte am 10. Febr. 1798 die Einnahme Roms und die Erklärung des Kirchenstaats zur römischen Republik, und Pius VI. ward nach Frankreich abgeführt, wo er am 9. Aug. 1799 zu Valence starb. Die Siege der Russen und Oesterreicher in Italien begünstigten die neue Papstwahl Pius VII. (Chiaramonti) am 14. März 1800, welcher alsdann unter dem Schutze der österreichischen Waffen von Rom wiederum Besitz nahm. Durch das Concordat, welches er am 15. Jul. 1801 mit dem ersten Consul der französischen Republik, Bonaparte, abschloß, ging dem päpstlichen Stuhle abermals ein großer Theil seiner noch übrigen weltlichen Macht verloren. Aber 1808 erfolgten an den heiligen Vater neue Zumuthungen und Forderungen. (S. d. A. Pius VII.) Der Papst weigerte sich. Da rückte 1808 den 2. Febr. ein französisches Corps von 8000 Mann in Rom ein; und da auch jetzt noch der Papst widerstrebt, wurde ihm am 3. April erklärt, daß Frankreich mit dem Papste im Kriege sey, und die Provinzen Ancona, Urbino, Macerata und Camerino wurden dem Königreiche Italien einverleibt; dem Papste blieb fast nur das Gebiet von Rom. Ein Decret vom 17. Mai 1809 vernichtete endlich den Kirchenstaat ganz. Die noch übrigen Besitzun-

gen des Papstes wurden zu Frankreich geschlagen und dem Papste, dessen geistl. Hoheit fest dauern sollte, 2 Mill. Franken jährlich angewiesen. Der Papst wurde nach Frankreich abgeführt, und daselbst in Gefangenschaft gehalten, bis ihm die Ereignisse des Jahrs 1814 erlaubten, wieder nach Rom zurück zu kehren, und von seinen Staaten Besitz zu nehmen. Der Kirchenstaat (Stato della Chiesa) wurde vor der französischen Revolution in folgende zwölf Provinzen eingetheilt: das Gebiet von Bologna, das Herzogthum Ferrara, Romagna, das Herzogthum Urbino, Ancona, Spoleto, Perugino, Orvieto, das Herzogthum Castro, das Patrimonium Petri, Sabina und Campagna di Roma. Nach dem neuen Organisationsplane von 1816 besteht nun der Kirchenstaat (außer den Districten von Rom, Tivoli und Subiaco), in 17 Delegationen. Folgendes sind ihre Namen und Bevölkerung: Grosinone 159,769 E. Rieti 65,734 E. Viterbo 114,488. Civita Vecchia 19,266 E. Perugia 181,542 E. Spoleto 102,053 E. Camerino 31,136 E. Macerata 197,313 E. Fermo 77,089 E. Ascoli 69,058 E. Ancona 147,355 E. Urbino und Pesaro 198,145 E. Forli 150,933 E. Ravenna 123,767 E. Bologna 280,701 E. Ferrara 170,727 E. Benevento 20,184 E. Hierzu die Districte von Rom, Tivoli und Subiaco mit 245,459 E. macht eine Totalbevölkerung von 2,354,719 Seelen. Die Delegationen sind von 3 verschiedenen Classen; fünf Urbino und Pesaro, Ravenna, Forli, Bologna und Ferrara von der ersten; sieben Grosinone, Viterbo, Perugia, Spoleto, Macerata, Fermo und Ancona von der zweiten; und fünf Rieti, Civita Vecchia, Camerino, Ascoli und Benevento von der dritten Classe. Wenn zur Regierung einer von den Delegationen erster Classe ein Cardinal bestimmt wird, führt sie den Namen Legation, und der Cardinal genießt den Titel und die Ehren eines Legaten, mit allen den besondern Vorrechten, welche ihm durch besondere Breven verliehen werden. Jede Delegation ist in Subernien ersten und zweiten Ranges eingetheilt. Der Kirchenstaat begreift eine Fläche von 800 geogr. Q. M. und liegt mitten in Italien, zwischen dem Lombardisch-Venetianischen Königreiche, dem Königreiche Neapel, und dem toscanischen und adriatischen Meere. Nur die Delegation Benevento ist davon abgesondert und ganz vom Neapolitanischen Gebiete umfassen. Die Appeninen ziehen sich mitten durch das Land; die merkwürdigsten Flüsse sind der Tiber und der Po. Man berechnete die Einkünfte des Papstes vor der franz. Revolution auf 10 Mill. Gulden, welche Summe aber um viel vermindert worden ist, da nicht nur die meisten auswärtigen Quellen versiegt sind, sondern auch die langen Kriege, Occupationen und politischen Umkehrungen den Kirchenstaat auf einen sehr tiefen Grad von Verarmung und Hülflosigkeit herabgebracht haben. Das Uebel mußte hier um so verderblicher eingreifen, da durch die schlechte Staatsverwaltung und die Trägheit der Einwohner zuvor schon aller Wohlstand vernichtet war. Zwar hat die neue päpstliche Regierung mehrere zweckmäßige Anstalten getroffen, um die vorher äußerst vernachlässigte Polizei zu verbessern, und die Gewerbsthätigkeit zu beleben, und in diesem Sinne selbst mehrere von den Franzosen gemachte gute Anordnungen erhalten und bestätigt; aber das Verderbniß ist zu groß und zu allgemein, als daß ein schneller Erfolg von diesen löblichen Einrichtungen erwartet werden dürfte. Die Producte des Landes sind: alle Arten von Getraide, feines Obst, Pomeranzen, Citronen, Feigen, Datteln etc., viel Del, gute Weine und Maulbeerbäume zur Cultur der Seide. Die Berge enthalten reiche, nicht hinlänglich benutzte Waldungen, auch schönen Marmor; Spuren

von Metallen finden sich an mehreren Stellen, aber den eigentlichen Bergbau kennt man daselbst nicht. Die Cultur des Rindviehes und der Schaafe wird ziemlich sorgfältig betrieben. Der Ackerbau ist vernachlässigt; die Manufacturen sind von keinem Belange. — Avignon mit Venaissin (s. d. A. Avignon), dieser alte Besiz der römischen Kathedrale, ist durch den Pariser Frieden von 1814 für immer Frankreich zuerkannt worden.

Kircher (Athanasius) ein Jesuit aus Fulda, ein guter Mathematiker und gründlicher Gelehrter, war Professor zu Würzburg, als die Waffen der Schweden die Ruhe, welche er daselbst genoß, unterbrachen. Dieß veranlaßte ihn, sich nach Frankreich zu begeben, woselbst er mit dem P. Maignan Streit bekam, darauf nach Avignon und von dort nach Rom ging und daselbst 1680 in einem Alter von neun und siebenzig Jahren starb. Nur erst mit dem Leben hörte Kircher auf zu schreiben. Seine vorzüglichsten Werke sind folgende: *Præclusiones magneticæ*. Romæ, 1654 (1658), in fol. *Ars magna lucis et umbræ*. Romæ, 1646. 2 Vol. in fol. *Primitiæ gnomonicæ catoptricæ*. In 4to. *Musurgia universalis*, 1650, in fol. 2 Vol. *Obelliscus Pamphilius*, 1650, in fol. *Obelliscus Aegyptiacus*, in fol. *Oedipus Aegyptiacus*. Romæ, 1652 — 1654. 4 Vol. in fol. Dieß Werk enthält die Erklärung einer großen Anzahl von Hieroglyphen, wie man sie von einem Gelehrten erwarten konnte, der eine ganz eigene Ansicht der Dinge hatte. Dieß Buch ist selten. *Iter exaltaticum coeleste, sive Mundi opificium quo coeli siderumque natura, vires et structura exponuntur*. Romæ, 1656, in 4to. Hierauf ließ er im folgenden Jahre drucken: *Iter extaticum terrestre*, in 4to, in welchem Werke er die Gestalt der Erdfugel beschreibt. *Mundus subterraneus*. Amstelod. 1678, in fol. 2 Vol. *China illustrata*. Amstelod. 1667, in fol. Dieß Werk ist in das Französische übersetzt worden. *Arca Noë*; in fol. *Turris Babel*, in fol. Amstelod. 1679. Dieses ungewöhnliche und seltsame Werk handelt von der Bauart des Thurms zu Babel und von der Zerstreung der Nationen. *Phanurgia nova, de prodigiis sonorum effectibus, et sermocinatione per machinas sono animatas*, 1673, in fol. *Ars magna sciendi*, 1669, in fol. Dieß Werk enthält mehr gesuchte Subtilitäten, als wahre nützliche Nachforschungen. Uebrigens ist es mit einer solchen Menge mühsam errungener Combinationen und Speculationen angefüllt, daß es geeigneter ist, von den Wissenschaften abzuschrecken, als dazu einzuladen. *Polygraphia, seu artificium linguarum, quocum omnibus totius mundi populis poterit quis correspondere*, 1663, in fol. *Scrutinium physico-medicum contagiosæ luis*. Lips. 1671, mit einer Vorrede von Langius. Dieß ist eine Abhandlung über die Pest, welche sehr kenntnißreich und gut geschrieben ist. *Mundus magnus*, in 4to, in welchem Werke die Idee einer allgemein anziehenden Kraft dargestellt wird. *Magia Catoptrica*, in welcher von den Spiegeln des Archimedes und des Vasson gehandelt wird. Dieß Werk enthält in der That nicht die einzige Idee, welche er den neuern Physikern an die Hand gegeben hat. Im Gegentheile ist es ihm gelungen, auf mehrere Erfahrungen, die man nach ihm gemacht hat, vorzubereiten. Nur gereichte ihm zum Schaden, daß er mit wahren und gegründeten Meinungen die Vorurtheile seiner Zeit und seine eigene zusammenstellte. *Latium, id est Nova et parallela Latii, tum novi, Descriptio*, 1671, in fol., ein Werk, welches sehr gelehrt ist und viele Nachforschungen gekostet hat, aber doch mehr Sonderbares als Erschöpfendes enthält. *Historia Eustachio-*

Mariani, de admiranda Eustachii sociorumque vita, Romae, 1665, in 4to, cum fig. Diese Lebensbeschreibung des heiligen Eustachius ist ein sehr seltenes Werk, welches man oft in den größten Bibliotheken vergebens sucht. \* Alle Schriften des Paters Kircher verrathen eine tiefe, erschöpfende Gelehrsamkeit, machen sich aber auch durch die Son-  
 derbarkeiten, welche darin auf einander gehäuft sind, bemerkenswerth; der Verfasser derselben war, mit einem Worte, ein Seher. Nichts ging bei ihm über den Wunsch, Sachen zu entdecken, die vor ihm noch nicht da gewesen waren, wobei es ihm jedoch sehr gleichgültig war, ob sie etwas Nützliches enthielten, oder auch nur auf den abgehandelten Gegenstand Beziehung hatten, oder nicht. Alles, was den Stempel des Alterthums trug, hatte eine gewisse Heiligkeit in seinen Augen. Dieß gab Veranlassung zu einigen artigen Ausritten. Man erzählt nämlich, einige junge Leute, welche sich auf seine Unkosten lustig machen wollten, hätten auf einen unförmigen Stein mehrere phantastische Figuren eingegraben und diesen an einem Orte vergraben lassen, wo Kircher, wie sie wußten, in kurzem bauen lassen wollte. In der That fing man auch an, nach einiger Zeit auf dieser Stelle zu graben; der Stein wurde gefunden und als eine große Verkwürdigkeit zu Kircher getragen. Dieser, der von dem Funde bezaubert war, beschäftigte sich nun eifrigst damit, die Charactere, welche auf demselben enthalten waren, zu erklären, und glaubte, nach einer ungeheuren Anstrengung, endlich damit zu Stande gekommen zu seyn. Ein andermal überreichte ihm einer seiner Freunde ein Stück chinesisches Papier, auf welches dieser einige Charactere, die dem Pater Kircher anfangs ganz unerklärbar schienen, geschrieben hatte. Nachdem Kircher viele Tage und Nächte auf die Erklärung dieser Charactere verwandt hatte, und dennoch damit nicht zu Stande kommen konnte, löste ihm sein Freund das Räthsel

re derselben unter die Anzahl der Bücher gerechnet werden, welche man merkwürdig nennt, die aber niemand liest, weil sie nichts Lesenswerthes enthalten. Dazu gehören alle diejenigen Schriften Kirchers, die von den Wissenschaften im Allgemeinen handeln, in welchen die wenigen sinnreichen Ansichten und interessanten Data, die darin angetroffen werden, nur selten für den Wust schlechter physikalischer Erklärungen, worin sie fast wie ersäufte sind, zu entschädigen vermögen. Weit schätzwürdiger sind seine Werke über die Alterthumskunde, von welchem wir jedoch seine *Torris babel*, so wie seine *Arca Noë* ausnehmen wollen, weil der Geist der Kritik, der heut zu Tage in dem Studium und den Untersuchungen der Antiquitäten herrscht, alle jene frömmelnde Ansichten zur Vergessenheit verdammt hat. Aber wir erwähnen mit Achtung seines *Latom*, seines *Oedipus Aegyptiacus* und anderer dergleichen Werke. Doch haben auch diese Schriften bei weitem dasjenige Vertrauen nicht erregt, welches die großen Bemühungen und die ausgebreitete Gelehrsamkeit ihres Verfassers denselben hätte verschaffen müssen.

**Kirchgeßner** (Mariane) ward 1770 zu Bruchsal (nach einigen zu Waghäusel) geboren, und verricht schon als Kind ihr großes Talent für die Musik, welches durch den Verlust ihres Gesichts, den sie bereits im vierten Jahre durch ebsartige Blattern erlitt, eher zugenommen, als sich vermindert zu sechsz Jahren spielte sie bereits die Clavier. Sie ward darauf von dem Herzog zu Carlsruhe in der Musik, and in der Poesie, auf welcher sie bereits in 1787 Fortschritte gemacht hatte, das Wunderwerk hören lassen konnte machte sie nun zu Anfange des Jahres 1794 nach Italien, wo ihr allenthalben der Ruhm bekannt wurde, und begab sich darauf 1794 nach Paris, wo ihr Aufenthalt war ihr nicht nur, sondern auch zur Erfindung einer Harmonica ihr ward auch daselbst das Glück erhalten. Zu Anfange des Jahres 1795 nach Copenhagen, von wo sie nach Petersburg begab, und dann, nach dem russischen Reich, wo ihr rechtlicher Beifall und verdienter Lohn geworden war, Gohlis, nahe bei Leipzig, zu ihrem Wohnorte wählte. Im J. 1801 machte sie eine Reise in ihr Vaterland, und dann nach Paris, von wo sie abermals nach Gohlis zurückkehrte, und daselbst in Gesellschaft des Raths Vopler bis 1808 lebte. In diesem Jahre unternahm sie eine neue Reise in ihr Vaterland, wo sie jedoch zu Schaffhausen von einem Bruststiche befallen wurde, an welchem sie daselbst am 9. Dec. in ihrem 38ten Jahre starb.

**Kirgisen** (Kirgis-Kaisaken) nennen sich selber *Sara-Kaisaki* (Steppenkosaken). Den Namen Kirgisen haben sie wahrscheinlich von irgend einem Stifter ihrer Horde. Man hält sie gewöhnlich für Nachkommen der ältesten Mongolen, die anfänglich in der Nähe der chinesischen Mauer gewohnt haben, und bei der allgemeinen Wanderung mongolischer Stämme, in westlichere Gegenden gezogen sind. Als man zur Zeit der russischen Eroberung Sibiriens zuerst von dieser Volke etwas vernahm, nomadisirten die Kirgisen in der Gegend des obern Jenisei, und wurden dann zugleich mit den Tarabingern dem rus-

ischen Reiche unterwürftig. Seit der Zeit haben sie sich als ein sehr unruhiges, treulos, wankelmüthiges und gefährliches Volk bekannt gemacht. Jetzt bewohnen sie die ungeheure Wüste zwischen dem Ural und Irtysh, welche von den Russen die kirgische Steppe genannt wird. Diese Wüste grenzt westlich an das kaspische Meer und die Statthalterschaft Caucasion, nördlich an die uralische und tobolskische, und östlich an die calivanische Statthalterschaft. So lange die Kirgisen bekannt sind, haben sie sich stets in die große, mittlere und kleine Horde getheilt. Die erste ist noch jetzt, wegen ihrer Tapferkeit und wegen der unzugänglichen Gebirge, in welchen sie wohnen, unauflöslere und kleine Horde erkennen seit 1732 die russische haben sich aber seit dieser Zeit immer noch als treu und als ein sehr räuberisches Volk gezeigt, weshalb Grenzsässen Linien von kleinen Festungen gegen sie anlegte die mittlere und die kleine Horde jede auf 30, Familien; wahrscheinlich sind sie jedoch weit stärker.

## Kirnberge

Amalie von Preussisch-Brandenburgische geborene und des Elbischen Organisten Reinecke's Tochter. Im J. 1738 begab er sich als Kammermusikus in die Gelegenheit, die Leitung der Orgel des Organisten zu übernehmen. Erblich Componisten so an Dresden zu gehen son zu machen, n. im J. 1739 aus, auf dem Claviere,

Meisters. Im J. 1752 studirte er noch unter der Anführung des königlichen Kammermusikus Fickler die Geige. Von dort begab er sich nach Berlin, und trat daselbst als Violinist in die Capelle des Königs, welche er aber 1754, mit Zustimmung desselben, wieder verließ, um Kammermusikus des Markgrafen Heinrich zu werden. Auch diese Stelle gab er kurze Zeit nachher wieder auf, und ging als Kammermusikus in die Dienste der Prinzessin Amalie. Hier starb er in der Nacht vom 26. auf den 27. Juli 1783 nach einer langen und schmerzhaften Krankheit. In den letzten 20 Jahren seines Lebens beschäftigte er sich bloß mit der Theorie der Kunst, ob es ihm gleich zur practischen Ausführung weder an Geschicklichkeit, noch an Geschmack gebrach. Seine theoretischen Werke heißen: Construction der gleichschwebenden Temperatur, 1760; die Kunst des reinen Sanges, 2 Theile, 1774; die wahren Grundsätze zum Gebrauche der Harmonie, 1775 (welches Werk jedoch nicht von ihm, sondern von Schulz verfaßt seyn soll); Grundsätze des Generalbasses, als erste Linien zur Composition, mit vielen Kupfern 1781; Gedanken über die besondern Lehrarten der Composition, 1782; Anleitung zur Singcomposition, mit Oden in verschiedenen Stimmenmaßen, Berlin 1782. Außerdem hat er die meisten musikalischen Artikel verfaßt, welche in dem ersten Bande der sülzerischen Theorie der schönen Künste befindlich sind. Auch ist hier, unter seinen Bemühungen um die Harmonie, das von ihm neu erfundene Intervall zu erwähnen, dem

meist  
Ebd.  
r. Dio  
rühm-  
l. Im  
19. Dec  
er je  
hörte  
vieleri  
trau  
großen  
nach  
Per-  
nehmen  
sowohl  
großen

er den Namen J gab. Das Verhältniß desselben ist 4 : 7, oder etwas größer, als die übermäßige Sexte, und etwas kleiner, als die kleine Septime. Er machte nicht allein in einer Fldtenfonate von diesem Intervalle Gebrauch; sondern veranlaßte auch, daß es einer berlinischen Orgel, wenn wir nicht irren, in der Garnisonkirche, einverleibt wurde. Da aber nach ihm niemand davon Gebrauch machen wollte, oder konnte; so ist es wieder fortgenommen worden. Daß dieses Intervall keine bloße nutzlose Speculation von Kirnberger war, beweist der Gebrauch, den in neuern Zeiten Fasch davon zu machen gewußt hat.

Klafter (Faden; Orgyia) ist ein Holzmaß, 6 Fuß, oder 3 Ellen lang, und eben so breit, so weit ein Mann klaftern, d. h. mit

schuldig Beklagte, noch der Richter in Nachtheil gerathe). Auch hat die Klage einen bestimmten Zeitpunkt, innerhalb dessen sie allein ange stellt werden kann, und nach dessen Verlust sie als erloschen betrachtet wird; dieses nennt man die Verjährung der Klagen. Die Klagen selbst sind ferner, in Beziehung auf ihren Gegenstand und Zweck, in Beziehung auf die Art und Weise, wie sie ange stellt werden (z. B. ordentliche oder außerordentliche — summarische Klagen, in welchen unmittelbar die Hülfe des Richters aufgefördert wird); in Beziehung auf Dauer und Verjährung, so wie in Rücksicht auf die Vererbung verschieden. Hat jemand mehrere Klagen gegen eine und dieselbe Person anzustellen, so entsteht eine Zusammenlauf der Klagen, welche entweder einen, oder verschiedene Gegenstände betreffen. Die Klage in dem angegebenen (engern) Sinne (im weitern nennt man Klage jedes Rechtsmittel, durch welches man vor Gericht sein Recht verfolgt) hat überhaupt zum Zweck, die gerichtliche Verurtheilung des Gegners, und eine Veränderung, welche dadurch in den Verhältnissen der Parteien vorgehen soll. Ihr entgegen steht die Einrede (exceptio), oder die Einwendung gegen die Klage, welche zur Einlassung auf die Klage (f. d. Art.) gehört, und den Grund enthält (oft heißt auch dieser die



Exception), durch welchen sich der Beklagte gegen den Antrag des Klägers schützt. Sie hat mithin den entgegen gesetzten Zweck. Die Einreden sind verzögerliche (dilatorische), welche die Anklage wenigstens eine Zeit lang abwenden (z. B. wenn ein incompetentes Gericht abgelehnt wird), oder verjährliche, welche die Klage ganz unwirksam machen, oder den Proceß verhindern; schriftliche oder mündliche (nach Beschaffenheit der Klagen); und es wird dem Beklagten zur Beantwortung der Klage, mithin auch zu Einreden, eine gewisse Frist gestattet; ebenso dem Kläger zur Replik u. s. f., doch so, daß der Beklagte das letzte Wort haben muß. Nach Einlassung des Beklagten auf die Klage, darf der Kläger seinen Klaggrund nicht mehr ändern, er müßte denn einen neuen Proceß anstellen und die Kosten des ersten tragen wollen; eben so sind nach geschehener Einlassung auf die Klage, Einreden, welche man zur Zeit der Einlassung schon kannte, unzulässig; was aber der Beklagte nicht ausdrücklich einräumt, wird als abgeläugnet angenommen. Die juristische Lehre von den Klagen und Einreden, ist seit Böhm er und Renke am besten von Ph. Schmidt, in seinem practischen Lehrbuche von Klagen und Einreden, 6. Ausg.; von Weber, 1803, wozu dessen Sohn einen Commentar geliefert hat (Leipz. 1792), und Weber in seinem Beitrag zu dieser Lehre, 2. Ausg. 1795; ferner von Wehr es, Müßler u. a. bearbeitet worden. Uebrigens darf mit der Klage im bürgerlichen Proceß, nicht die Anklage (denunciatio) oder Anzeige im peinlichen Proceß verwechselt werden, welche von ganz anderer Natur ist. Siehe Criminalproceß, peinliches Verfahren.

Gen. Seine mineralogischen Sammlungen gehören zu den vorzüglichsten in ihrer Art.

Klaproth (Heinrich Julius von), des vorigen Sohn, geboren zu Berlin am 11. Oct. 1783, verdient als Sprach- und Geschichtsforscher einer rühmlichen Erwähnung. Nachdem er verschiedene Schulen besucht und Privatunterricht genossen, bildete er sich später auf dem Joachimsthalschen Gymnasium. Eigenthümliche Neigung zog ihn zu den asiatischen Sprachen, besonders zur Chinesischen. Er beschäftigte sich mit derselben seit 1797, und fand die besten Hilfsmittel für diese Studien auf der Königl. Bibliothek in Berlin. Schon damals ließ er einige Aufsätze über die Geographie von Asien in den geographischen Entdeckungen abdrucken. Im J. 1801 bezog er die Universität Halle. Hier begann er im J. 1802 das asiatische Magazin. In der Mitte desselben Jahres ging er nach Dresden, um die dortige Bibliothek zu benutzen, von da nach Weimar, und in der Mitte des J. 1803 nach Berlin zurück. Um diese Zeit hatte er von der kaiserlichen Akademie der

Vocation für das Fach der asiatischen Sprachen er im April 1805 nach Petersburg Befandtschaft, unter dem Grafen Soden nach Sibirien über Kasan und dann um Weihnachten 1805 abgenommen wurde, im J. 1806 reiste er, nach einem japanischen Auftrage von dem Baron von Schlegel, nach Japan, wo er unter dem Namen des Herrn von Klaproth, wie der deutsche Name lautet, ging über Tomsk und Krasnojarsk am Irtsch, von wo er eine Reise nach den Uralgebirgen machte, um die Uralgebirge nach der Chinesischen Grenze hinauf zu verfolgen, bis zum Uralgebirge, dann nach Alt Kamensgorst, Kasan und Moskwa nach St. Petersburg, wo er im Dec. 1808 wieder antrat. Im folgenden Jahre ernannte ihn die Akademie zum außerordentlichen Akademiker und zum Hofrath, und der gelehrte Graf Johann Potocki entwarf für ihn einen Reiseplan nach dem Kaukasus und Georgien. Nachdem derselbe von der Akademie genehmigt worden, reiste Klaproth im Sept. desselben Jahres über Moskwa, Kula, Charkow, Escherkass, Georgien und Kasan, nach Tiflis. In Georgien machte er 1808 verschiedene Reisen, ging dann durch das Terrekual nach Kasan zurück, und von da über die Schneegebirge der Daguren, nach Imerethi. Im J. 1809 kam er krank nach St. Petersburg zurück. In demselben Jahre gab er dort heraus: Archiv für die asiatische Literatur, 1 Bd. 4., und eine Abhandlung über den Ursprung und die Sprache der Afghanen, 4. Im J. 1810 arbeitete er einen vollständigen raisonnirenden Catalog aller Chinesischen und mandchurischen Bücher der akademischen Bibliothek aus, und hatte eine literarische Fehde mit dem Dr. Antonio Montuori in Berlin, die bald endigte, und eine enge Freundschaft zwischen beiden Streitenden knüpfte, die nebst Remusat die einzigen gründlichen Kenner des Chinesischen im außerrussischen Europa sind. Im Febr. 1811 kam Klaproth nach Berlin, um daselbst mehrere tausend Chinesische Buchstaben zum Druck seiner Werke in Holz schneiden zu lassen. Er gab heraus: Zeichenstein auf dem Grabe der Chinesischen Gelehrsamkeit des Dr. Hozer, 1811, 8., und die Inschrift des J. 2, 4., zwei Werke von tiefer Gelehrsamkeit, welche zugleich Da-

...

gers Charlatanerie aufdecken. Von 1812 — 1814 erschien die Beschreibung seiner Reisen nach dem Kaukasus und nach Georgien, in 3 Bdn.; ferner eine Abhandlung über die Sprache und Schrift der Uiguren, 8. Im J. 1813 war Napoleon im Begriff, ihn in Paris anzustellen, als die leipziger Schlacht ihn daran verhinderte. Im J. 1814 erschienen von ihm eine Beschreibung des östlichen Kaukasus, eine Beschreibung der russischen Provinzen zwischen dem caspischen und schwarzen Meere, und Galdenstädes ~~.....~~ und Imeribi. So verdanken wir kaukasischen Länder, und dürfen von ihm noch größere Resultate erwarten, in die Völkerwanderung ist. M.

Kleist (Ewald Christian von) aus einem durch Väter gaben ihm ten sie ihn in die fünfzehnten auf die Universität gewann er die Ehre seines Standes Kenntniß der und der Rechte, und eine große Fertigkeit in den neueren Sprachen.

ward. 1715 zu Zeblin in Pommern hnten Geschlechte geboren. Seine Erziehung: im neunten Jahre schickte ihn in Großpohlen, und im Danzig; im siebenzehnten ging er, um die Rechte zu studiren. Hier it, die ihn nachher fast vor Wahn u. und erwarb sich eine ausgebreitete Philosophie, der Mathematik

Das letztgrosze große Kayserth, Im J. 1759 suchte er unter dem Prinzen Ferdinand in der Lünnersdorfer Schlacht, erhielt zuvillig starke Contusionen, und wurde in die beiden ersten Finger der rechten Hand verwundet, so daß er den Degen in der linken halten mußte. Er hatte mit seinem Patrouillen bereits drei Batterien erobert, führte es darauf gegen die vierte an, wurde durch eine Kugel in den linken Arm verwundet, nahm den Degen wieder in die verwundete rechte Hand, drang weiter vor, und war nur noch in Schritt von dieser letzten Batterie entfernt, als ihm durch einen Karabinerschuss das rechte Bein zertrümmert wurde. Man trug ihn hinter die Krone; ein Feldscher wollte sie ihm eben verbinden, als diesem in den Kopf geschossen wurde. Bald darauf kamen Kosacken, waren ihm nachend aus und warfen ihn in einen Furof. In der Nacht fanden ihn einige russische Kaiserer, jagten ihn auf Trochne und bedeckten ihn mit einem Mantel. Einer von ihnen wollte ihm einen halben Gulden geben; Kleist weigerte sich, ihn anzunehmen; aber der Kaiser warf das Geld mit edelm Vorwissen auf eben den Mantel, womit er ihn bedeckt hatte, und ging davon. Die Kosacken kamen am Morgen wieder, und beraubten ihn nochmals. Gegen Mittag ließ ihn ein russischer Offizier, der vorbei gieng, und bringte ihn nach Frankfurt an der Oder bringen.

Elf Wochen trennten sich die zerstückelten Knochen und zerfielen, worauf er am 24. Aug. 1759 an einer Verblutung endete. Er hat ihm ein würdiges Grabmal gesungen, und das Gedächtniß, das er ihm schrieb, das erste den deutschen Progradie gegeben. Durch seinen hervorragenden Charakter hatte sich Kleist nicht nur die besten Köpfe seiner Nation erworben, sondern auch solche, welche seine Bewunderung; und sein Name wird Literatur, welche er zuerst mit bilden half, unerschütterlichen Schritten sind zuletzt unter folgendem Titel erschienen: von von Kleist's sämtliche Werke. Von G. E. Zble. Berlin, 1763. gr. 8.

(Ferdinand von). Von diesem Dichters äußern Leben ist gekannt am Rhein, mit seinem trübseligen Freunde Lubrodolt in Dresden, und endlich seinem, im Verstande Adolphine Cosma Henriette Weich, geb. Leber, in einem nahe bei Potsdam gelegenen Städtchen voll-

zogenen Selbstmord, in der Nähe der Jahre, der Nichtigkeit und der Liebe, nichts Erreichtes bekannt. Doch von ist bei Männern dieser Art eben nicht zu bezagen, da sie mit ihrem Innern und Eron jaden. In Furcht aber auf seine leine unglückliche Frau, welche, den Umständen nach, eher beklagt und bemitleidet, als heillos gerichtet zu werden vermocht, haben die Klugflüster des Tages leider einen gleich unfruchtbar, wie unartigen Eton an den Tag gelegt, indem sie die beiden Todten lächerlich verdammen. Darüber nun kann man nichts, als den Zuruf vorbringen: nichts nicht, so werden sie auch nicht gerichtet! ohne daß man deshalb sich einer schloffen Entschlossenheit befürchten durfte. Indes ist ein solches Benehmen nicht bestreudend, da gerade die Ehre des Kunstschöpfung und Klarsicht ihn als Dichter zu würdigen nicht verstand. Undersagen aber von diesem Geschworne der literarischen Capitalstadt, darf man ihm den Dichterberuf allerdings zurekennnen, und bedauern, daß er nicht länger unter uns gewohnt, um sich mehr und mehr auszubilden. Denn eine Eigenwilligkeit der Erfindung, ein unangenehmer Schwung und Zug der Phantasie, ein tiefes jartid

Gefühl, das mit holder Gemüthlichkeit sich den Gegenständen hingibt und liebend auf ihnen verweilt, eine seltene Kraft und Gesundheit d. Charakteristik, die des Plastischen sich erfreut, ja eine nicht gemeine Ironie, und überhaupt eine sprudelnde Lebensfülle verrathen seine Werke. Diese sind: die Familie Schroffenstein, ein Trauerspiel Penthesilea, ein Trauerspiel; Amphitryon; der zerbrochene Krug; das Kästchen von Heilbrunn, oder die Feuerprobe, ein historisches Auerenspiel, und endlich zwei Bändchen Erzählungen — Der Gegenstand der Familie Schroffenstein ist ein zwistiger, blutiger Haß zwischen zwei Linien einer Familie, veranlaßt durch fremde, heimliche, abergläubische That, gemindert durch unglückselige, in trüber Leidenschaftlichkeith herbeigeführte Mißverhältnisse. So erschlagen endlich die Häupter der Familie, verblendet, ihre eigenen durch Liebe verbundenen Kinder, die dadurch dem Haß zu verschonen und Frieden zu stiften hoffen. Jener furchtbare Argwohn hängt, besonders von der einen Seite der Familie her, wie eine schwere Wetterwolke über die Söhne, und weder die milde Berechtigung, noch die aus leichtem dem Argwohn gefährdete, aber bald sich klar werdende Liebe, können die sich entladende Verderben aufhalten. Nur die Liebe duldet groß, ist und klar, was der wilde Haß als trübe Nothwendigkeit ihr verhängt.

Die Figuren, vorzutreten, erbsich führt. Ihre nicht trüben Anlage und die Sohnes von tragischen Hob dichtet, das S. allerdings ist. Lebens das, w ist eben auch i der, wie unsch welche auch us

er sich das Ganze mit einem imposanten und sinnvoll angelegten Prolog. Kurz, es ließe sich erweisen, daß dieß Werk, bei manchen kleinen Flecken, doch zu den bessern gehört, und aus der Tiefe der Zeit, wenn auch nicht ganz schlackenlos, sich hervorgehoben. — Noch tiefer aus der Abgründen des Geistes ist das Kästchen von Heilbrunn gegriffen, welches wir, seiner Verwandtschaft wegen, hier sogleich vor die Betrachtung rufen. Was ist die Symmetrie des Baues hier zuweilen verliert, durch gedäufte und in die Handlung nicht scharf und stetig eingreifende, oder unrisse Fluren. Dafür aber sind auch viele an un in der Handlung sich entwickelnde so eigenthümlich und scharf gezeichnet, der Styl ist so frei, großartig und äppig, daß er mit Wahrheit das Gemüth ergreift. Im Kästchen ist der tiefe, dunkle Abgrund d. Liebe, wo sie im stillen, geheimen Weben, wie aus streng verschlossener Kerne sich entwickelt, und nach außen hin zuoberst in grellen, schneidenden Widersprüchen gleichsam ihr Widerspiel, Haß offenbaren mußte, im Fortgang aber alle Herbeheit überwindend, plötzlich mit seliger Erkenntnis erkennt und fest vereint, mit tief geheimen, seltenen Zauber erschlossen. Sehr sinnig ist ihr wunderbares Entfalten in der schauerliche Zaubergewebe eines, sich zwei Individuen verschiedenen schlechtes mittheilenden, und unter verschiedener Gestalt doch dasselbe blühenden, Traums verlegt, dessen Entzwei in einer Krise des Gei

en und scharfen Umrisse bei i, welches der Gegenstand in ndlung, wie des Veres, müd r Die Eigenschaft der Figuren, d des Johanns, des natürlicht icht vermindert, wie mit eine igt, sondern Verkommen g n Sinn des Dichters. Der kes aus dem wässen Bewirt d ertet. Das Schicksalsmomta tauben Aberglauben verlegt; doch die Sinne derer verwirrt rührung kommen. Auch Erdi

scheins gleichsam prophetisch offenbart und bekräftigt wird. Diese Idee ist allerdings tief gegriffen, was auch der moderne flache Unglaube gegen den Magnetismus, und die sich täglich mehrenden Erfahrungen über ihn schwächen mögen, und tadeln wird den Dichter nur, wer eine solche Idee nicht erschwingen kann. Reich, trefflich und bedeutsam rückt die Handlung nach einem etwas langen, vielleicht in der Aufführung ermüdenden, Prolog vor, und auch im hervorbrechenden Sonnenglanz edler, wiewohl ungesetzlicher Geburt, strahlt die vorher in der Nacht eines bewußtlosen Naturzwanges befangene Liebende am Schluß. Herrlich, mit hervorgehobener Verschiedenheit des Geschlechtscharakters, sind die beiden Liebenden gezeichnet. Der Graf vom Strahl männlich rauh, gegen die dunkel ihn umfangende Nacht sich wehrend, bis zur scheinbaren Ungerechtigkeit und Unbarmherzigkeit, aber auch wieder zart, tief sinnig und unabwendbar an der ihm göttlich Bestimmten hangend. Käthchen dagegen mag am treffendsten mit einem huldigenden Mädchenbilde aus der altdeutschen Schule verglichen werden; so ganz Unschuld, Sinebubung, Liebe, Zucht, Gehorsam, Frömmigkeit und Dienstbarkeit ist sie, dabei derb, rüstig und kräftig. Ihr entgegen steht Kunigunde von Thurneck in Unnatur, Verbildung und Verzerrung des Wesens, ein gleißender weiblicher Teufel. Theobald Friedeborn der Waffenschmid, störrisch, wild, im trüben, dumpfen Aberglauben befangen, aber herzlich das Kind liebend, ist eine gleich originelle Figur. Der Styl des Ganzen ist schwungreich, süppig und doch plastisch. Die Verunglimpfungen und Einwürfe gegen dieß Stück, wie sie in öffentlichen Blättern hier und da sich kund geben, beruhen zum Theil auf beschränkten Vorstellungen von dem Wesen der Poesie, besonders der romantischen, und sind, wenn sie noch Widerlegung verdient hätten, durch den Genuß, welchen die Aufführung sinnigen Zuschauern gewährt hat, hinlänglich widerlegt worden. Das Stück verlangt freilich bei der Aufführung auch einen sinnigen Decorateur. — In der früher erschienenen Penthesilea ist die Liebe in der Brust einer Scythia, einer Amazonenkönigin, mit ihrer schicksalverhängten, tiefdunkeln Gewalt, gemischt mit dem durch Sitte genährten rauhen Männerstolz, in weicher Frauenbrust, mit ihrem milden Rosen (man vergleiche die Scene zwischen Achill und Penthesilea!) dargestellt. Eine schwere Aufgabe! Zwischen Stolz und Liebe ist Penthesilea getheilt. Die Liebe siegt, aber sie wird ein wilder, den Geliebten und sich selbst zerstörender Wahnsinn. Auf Nachbildung historischer Aeußerlichkeiten, auf anderer Motiven Darlegung, als die in einem, von Stolz und Liebe glühenden, dem Zuge des Schicksals und einer geliebten Mutter prophetischem Worte folgenden, Herzen liegen, ist hier freilich nicht gesehen. Vieles halt den Rhythmus der Handlung an, wiewohl es mit seltener plastischer Anschaulichkeit und reicher Phantasie beschrieben und erzählt ist. Die Sprache hat hier und da etwas Beschränktes, immer aber aus vollem Munde und tiefer Brust Athmendes. Das Ganze ist antiker Gegenstand in romantischer Form, erinnernd an Troilus und Cressida, nur daß dort eine sichtbare Fronte über dem Ganzen schwebte, von welcher hier nicht die Rede ist, wo es vielmehr wild hergeht, und das sanft Beruhigende minder anschaulich hervortritt. Wenn nun so das Ganze nicht durchaus freundlich anzusehen und sanft halten möchte, so reißt es doch durch gewaltige, glühende Leidenschaftlichkeit, durch Kühnheit des Ganges, durch große Zeichnung der Hauptfiguren, durch die herrlichsten, mit tiefer Liebe ausgebildeten Einzelheiten, mächtig hin, und beurfundet eine Gährung, nach deren Beendigung wohl ein lauterer hefter Dichtertrank zu erwar-

ten war. Denn ihre Kraft, wie diese, braucht, wie alles, zur Schönheit zu reifen, Zeit und Glück. — Auch für das Lustspiel zeigte Kleist einen ungemeinen Sinn. Der zerbrochene Krug, wenn er auch unsern für das Komische nicht empfänglichen Zeiten nicht zusagen sollte, enthält doch einen Schatz von Laune und Wit. Die Hauptperson, der spitzbübische, faunische, gefoppte Dorfrichter Adam, ist so humoristisch erfunden, als ausgeführt. Die in einer gerichtlichen, durch die Persönlichkeit des Richters albernen Untersuchung, hier allmählig sich entwickelnde Intrigue ist reich und ziemlich verstrickt; die Situationen so treffend und schlagend, daß sich an ihnen die Salzenangst und die gesammte Nichtswürdigkeit des Salzenschwengels herrlich entwickelt. Alles ist scharf und fest gezeichnet, und greift rasch in einander. Manchen üppigen Sproß des Humors möchte man doch nicht wegmönschen; denn jeder offenbart des Dichters übersprudelnden, regen, frischen Geist. Daß das Ganze im Kleinen und Gemeinen sich bewegt, wird wohl niemand tadeln, wer überlegt, daß das Komische überhaupt das Widerspiel des Schönen ist. Darum ist die Scene auch absichtlich in die Niederlande verlegt, obwohl das Drama selbst viele niederländische Gemälde an geistreicher Ausführung überbieten möchte. — *Amphytrion*, die bekannte Mythe, ist von Kleist mit gutmüthiger Treue dem molierischen Lustspiele nachgebildet; nur ist einerseits der lockere französische Frevel verwischt; andererseits Jupiter und Alkmene edler und zarter gehalten. Die Auftritte zwischen beiden sind nicht nur von schönerem Sinn und tieferer Deutung, sondern, wie dieß nothwendige Folge war, heben sie auch die Gestalten weit mehr hervor. Besonders gilt dieß von der fünften Scene des zweiten Actes, die ein Muster von Darstellung der Würde, der zartesten Innigkeit, des liebevollsten Geheimnisses ist. Die ganze liebliche Verworrenheit und Verirrung der Liebe, ihre selige, trübkene Vermessenheit und Ueberschwenglichkeit, die hier aus Jupiters herablassender Doppelsinnigkeit entsteht, sind hier unnachahmlich mit dem weichen Spiele der Gedanken, in dem schönsten Rhythmus der Gefühle wahrhaft magisch wiedergegeben. Trefflich hebt sich Alkmenens weibliche Treue hervor, die, ihr unbewußt, um eines Gattes willen gebrochen, doch wiederum menschlicher Treuebruch gegen den Gott wird, den des Weibes befangener Sinn nicht erfassen kann, den Abgötterei fränkt, weil er gern sich innig von ihr angebetet fühlen möchte, der nur herabkam, sie zu zwingen, ihn zu denken, der selbst geliebt seyn will, nicht als Menschenwahn von ihr. Moliere ist dagegen roh und flach. Ebenso ist das Ende bei Kleist weit milder, malerischer und einfacher. Das Ganze bezeugt einen zu heiligem, innigem Ernst, wie zu leichtem, geistreichem Scherz; gleich aufgelegten und mit Liebe sich hinneigenden Geist. — Nach diesem kurzen Ueberblicke der dramatischen Erzeugnisse Kleists, ist wohl zu sagen, daß in ihm ein vorzüglicher dramatischer Genius sich unserm schlaffen, und in trüber, mit moralischen Floskeln behangenen Empfindseligkeit, dahin treibenden Zeitalter angekündigt. Aber auch seine Erzählungen zeichnen sich durch Reichthum und Ueppigkeit der Erfindung, durch raschen Fortgang der Handlung, in und mit welcher zugleich sich die Charaktere entwickeln, durch lebendige, scharfe Zeichnung der Charaktere, durch tiefes Gefühl, ja durch eine seltene Gediegenheit des Styls aus. Auch durch sie zieht nicht selten etwas Mystisches hin, welches in der Darstellung wunderbar erschüttert, wie z. B. in der *S. Cäcilie*. Vor allen ist wohl die längere Erzählung *Michael Kohlhaas* für gelungen zu achten. Der Farbenton des Ganzen, den Kleist immer mit kühnem Pinsel gab, ist hier unachahm-

lich und einfach wahr, die Gruppierung einfach und klar. Auch dem Zweikampi kann man die Bewunderung nicht versagen. Die Verlobung in St. Domingo ist durch eine nicht gelungene Bearbeitung für die Bühne von einem talentvollen, muthig für die Idee deutschen Volkthums gefallenen, Jünglinge bekannter geworden unter dem Titel: Toni. Es genügte diesem in der Mittelsphäre der Bürgerwelt so verkannten, herrlichen Geiste ein schuldiges Todtenopfer zu bringen, um den Platz zu sichern, der ihm gebührt, und den die unbefangene Nachwelt ihm gewiß nicht versagen wird. War die Säkung der Elemente auch nicht in ihm vollendet, so war sie doch eben bedeutend und vielversprechend; ja unsere Zeit bedarf mehr als einer gewaltigen Anregung, um sich zu erheben, und schon von dieser Seite her verdient Kleist besonders emporgehoben zu werden. Wa.

**Klerus**, der, ist die aus der griechischen Sprache stammende Benennung des geistlichen Standes, mit welcher derselbe im Gegensatz gegen die Laien bezeichnet wird. Das griechische Wort bedeutet: Eigenthum, Erbtheil, und der geistliche Stand ward darum Klerus genannt, weil man ihn auszeichnen, ehren und andeuten wollte, daß er in einem besondern Sinne Gottes Eigenthum und Erbtheil sey. Der Klerus ward in der alten Kirche in den hohen und niedern getheilt. Zu dem erstern gehörten die Bischöffe, - Presbytern (Älteste) und Diakonen, zu dem letztern alle übrige geistliche Personen. Von dem Worte Klerus kommt die Benennung Klerisch her, mit welcher man die gesammte Geistlichkeit eines Landes oder einer Stadt bezeichnet. Ueber die Geschichte sowohl, als die Nutzbarkeit des geistlichen Standes, ist das Nöthige weiter oben in dem Artikel Geistlichkeit beigebracht worden. N.

**Klinger**, (Friedrich Maximilian von), geboren zu Frankfurt a. M. im J. 1753, gehört mit zu denen, durch deren Kraft und eigenthümliches Streben vor nun etwa 40 Jahren jene neue Periode unserer Literatur geschaffen wurde, welche man nach dem Titel eines Klingerschen Schauspiels die Sturm- und Drangperiode benannt hat. Auch ihn begeisterte, der Genius Shakespeare's, und seine Jugendkraft gief sich im Excentrischen. Da es wirkliche Kraft war, die ihn hob und drängte, so durfte er das schon wagen, und das kühne Wagstück wurde vom glücklichsten Erfolg gekrönt. So hatte noch kein deutscher Dichter alle Leidenschaften in Bewegung gesetzt als er in seinen Zwillingen, so gewaltig hatte noch keiner in die Saiten des Herzens gegriffen und die Phantasie entzündet. Was Wunder, wenn ihm die Bewunderung des ganzen Publicums ward! Die größere Bewunderung verdient indes, daß er mit seiner Kraft sich selber bändigte, und durch seine Virtuosität sich nicht lange auf Abwege leiten ließ. Uebung und Umgang, sagt er selbst, hätten ihn von überspannten Idealen zurückgebracht und ihn in Gefinnungen der wirklichen Welt genähert: das bürgerliche Leben müsse jeden lehren, daß Einfachheit, Ordnung und Wahrheit die Säuberruthen wären, mit denen man an das Herz anschlagen müsse, wenn es ertönnen solle. Wie sehr macht uns ein solches Geständniß bedauern, nicht mehr von dem Leben dieses Mannes zu wissen! Zum Glück hat Göthe, sein Landsmann und Jugendfreund, uns in dem Stand gesetzt, den Mangel einigermaßen zu ersetzen. „Klingers Aeußeres, sagt er, war sehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine große, schlanke, wohlgebaute Gestalt und eine regelmäßige Gesichtsbildung gegeben; er hielt auf seine Person, trug sich nett. Sein Betragen war weder zuvorkommend noch abstoßend, und, wenn es nicht innerlich kürnte, gemäßigt. Er empfahl sich durch eine reine Gemüthlichkeit,



und ein unverkennbar entschiedener Charakter erwarb ihm Zutraue. Auf ein ernstes Wesen war er von Jugend auf hingewiesen; er, wie seiner eben so schönen und wackeren Schwester, hatten für eine Mutter, deren, wie, als Wittwe, solcher Kinder bedurfte, um sich aufrecht zu erhalten. Alles was an ihm war, hatte er sich selbst verschafft und geschaffen, so daß man ihm einen Zug von solcher Unabhängigkeit, durch sein Betragen durchging, nicht verargte. Entschlossene wahrlich Anlagen, leichte Fassungskraft, vorzügliches Gedächtniß, Sprachengel besaß er in hohem Grade; aber alles schien er weniger zu achten als die Festigkeit und Beharrlichkeit, die sich ihm, gleichfalls angeboren durch Umstände oblig beständig hatten. Einem solchen Jüngling müßten Rousseau's Worte vorzüglich zusagen. Emil war sein Haus- und Grundbuch, und jene Besinnungen fruchteten um so mehr bei ihm, als sie über die ganze gebildete Welt allgemeine Wirkung ausübten, in ihm mehr als bei andern. Denn auch er war ein Kind der Natur, auch er hatte von unten auf angefangen; das was andere mühevoll hatten, hatte er nie befehlen; Verbindnisse, aus welchen sie sich reizen sollten, hatten ihn nie beengt; und so konnte er für einen der reinste Jünger jenes Naturbegriffes angesehen werden, und in Betracht seines ersten Bestrebens, seines Betragens als Mensch und Sohn, recht wohl anrufen: alles ist gut, wie es aus den Händen der Natur kommt. Aber auch der Nachsag; alles verschlimmert sich unter den Händen der Menschen! drängte ihn eine widerwärtige Erfahrung auf. Er dacht nicht mit sich selbst, aber außer sich mit der Welt des Herkommens zu kämpfen, von deren Fesseln der Bürger von Paris und zu erlösen zu dachten. Weil nun in des Jünglings Lage, dieser Kampf oft schwer

er sich gewaltsamer in sich zurückgetrieben war frohen und freudigen Ausbildungen hätte er sich durchschlagen, durchdrängen, sein Wesen schlich, den er in der Folge, mehr aber bekämpfte und befreit hat. In ein strenge Verstand, ein tieferer Sinn eine glückliche Verbindung der menschliche charakteristische Nachbildung der generis humani und Knaben sind frei und lieblich, sein Inneres schlicht und verständig, die Figuren oft zu sehr übertrieben, ihm fehlt es nicht an Witz und glücklichen Einfällen; Alles in zu Gebor; er weiß uns zu unterhalten

und zu vergnügen, und der Genuß würde noch reiner seyn, wenn er nicht und uns den bitteren bedeutenden Scherz nicht durch ein bitteres Wissen wollen verflümmern. Doch dies macht ihn eben zu dem was er ist und dadurch wird ja die Haltung der Lebenden und Schreibenden so mannichfaltig, daß ein Jeder, ästhetisch, zwischen Erkennen und Irren prächtig, zwischen Belieben und Vernichten hin und wieder wagt. Klinger gehört unter die, welche sich aus sich selbst, aus ihrem Gemüth und Verstande heraus zur Welt gebildet hatten. Jenes Beharren eines tüchtigen Charakters aber wird um desto würdiger, wenn es sich durch das weltliche und Geschäftsleben durch erhält, und wenn eine Beharrlichkeit des Fortschreitlichen, welche manchem schroff, ja gewaltsam scheinen möchte, zur rechten Zeit angewandt, am sichersten zum Ziel führt. Dies geschah bei ihm, da er ohne Biegsamkeit, aber desto tüchtiger, fester und redlicher, sich zu bedeutenden Posten erhob, sich darnach zu erhalten wußte, und mit Besatz und Gnade seiner höchsten Ehre

fortwähre, dabei aber niemals wieder seine alten Freunde, noch den Weg, den er zurückgelegt hatte. So er suchte die vollkommene Erfüllung des Adrians, durch alle Grade der Wissenschaft und Lernung, darnach nach zu streben; was es denn gewiß angemerkt zu werden verdiente, daß er, als ein anderer Willigis, in seinem durch Ordensregeln ungeschützten Leben, Verthaltung seiner frühgen Zeit zu verwenden nicht verachtete. Man sieht aus diesem Exempel, daß Klinger bürgerlicher Herkunft ist, und daß seine Eltern durch seinen hohen Stand ausgezeichnet waren, und diese ehrenvoller Art ist, daß er durch seine Kraft emporstieg. Er war in der Zeit seiner ersten Pädagogischen Thätigkeit bei der leipziger Gesellschaft, und lebte eine Zeitlang in Weimar, von wo er nach Kassel zog, um sein Glück zu suchen. In Preiburg bestaudigt ihn der Hof, daß er der großen Kaiserin Kaiser bekannt ward. Seit er trotz er als Offizier in russische Dienste, wurde er der Vorleser bei dem Herzoglichen Hofe, ging im Winter nach dem Prinzen von Kassel mit nach Laufen, und wurde bei seiner Rückkehr, mit dem Charakter eines Majors, als Director der Anstalten am Hofe. Auf der schlesischen Landbahn, umgeben von einer herrlichen Landschaft, unter günstigen Verhältnissen, zu einer Zeit, wo seine Pädagogik fest und schärfer durch mal gut Bef. der Dichtern, fand er sich in der Ausübung seiner moralischen Kraft, und erhielt sich durch ein unerschütterliches Vernehmen. Selbst Kaiser Paul selbst ihm seine männliche Bewunderung; unter Alexanders Regierung ward er zu noch höherer Würdigung hervorgehoben. Er ist jetzt General Major des G. K. Ordens, Curator der Universität zu Dorpat, Präsident zweier wichtiger Departements, Director mehrerer Pädagogischen Anstalten, und wirkt in allen diesen Beziehungen mit dem erfolgreichsten Erfolge. Bei allem dem hat er sich in der literarischen Welt bei der polnische Welt Klinger nicht verloren, der aber freilich eine Anzahl von der Form und dem Inhalt gewonnen hat; von der sich andere Bestrebungen nicht erheben können. Eine

Erziehung, einen mit edlen, großen Gedanken behafteten durch den Charakter des moralischen Lehrgangs, zu stellen an einer belebteren Pädagogik, obgleich das Adrians, der schlesischen Dichtern des Hofes ist, hätte denn die von dem Dichter gewordene? Es ist ein ihm ersand, wie er die weltliche Welt durch die Dichtern sich seinem Werke darstellte, wie der Dichtern durch die weltliche erfüllt wird, und dann doch

den Weg betritt, und der erwachen, selbständige, moralische Sinn nicht durch die Dichtern verdrängt, die des Dichters Werk ganz zu verdunkeln drohen, darüber wird der achtsame Leser manches Aufsehen in durch Dichters Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur leicht ausfinden. Ganz in diesem Sinne entwarf er eine Reihe von Romanen: Fausts Leben, Thoren und Silbenther; Aethischer Hirtens d. Oedipus Kapthals de Boullas; die Reisen des Grafen von Morgenländer, Geschichte eines Dichters de der Weltmann und der Dichters (in jeder Gattung der Kunst); Eadie, Eod's Erziehung im Paradiese enthalten alle weltlichen und weltlichen Verhältnisse dessen ganzes moralisches Leben, und derselben alle Welt, Religion, hohen idealen Sinn, die schönste Pädagogik einer edlen Welt, die weltliche Pädagogik auf reinem Talent über dieses Erde. Der Dichter stellt den Menschen bald in seiner glänzendsten Ge-

habenheit, seinem idealen Schwunge, bald in seiner tiefsten Erniedrigung, seiner flachsten Erbärmlichkeit auf. Hier leuchtet ihm die Tugend, das einzige wahre Bild der Gottheit, dort folgt er dem irragolken Obgen, dem Wahne, den er selbst geschaffen hat. Und so findet der Leser in diesen Werken den rastlosen, kühnen, oft fruchtlosen Kampf des Edlen mit den von diesem Obgen erzeugten Gespinnstern, die Verzerrungen des Herzens und des Verstandes, die erhabenen Träume, den thierischen, verderbten, den reinen und hohen Sinn, Heldenthaten und Verbrechen, Klugheit und Wahnsinn, Gewalt und feuchende Unterwerfung, kurz die ganze menschliche Gesellschaft mit allen ihren Wundern und Ehorheiten, allen ihren Scheußlichkeiten und Vorzügen. Natürlich ist der Ton dieser verschiedenen Romane, je nach dem verschiedenen Zwecke, verschieden, und eben so verschieden der Eindruck, den sie im Gemüth

des Le-  
wird  
Kand  
genlan  
und di  
diese n  
volle,  
und m  
feinen  
Ich bl  
es bin.  
einand

Faust sich zerrissen fühlt, den. Will der kalte Ver-  
ird sie im Faust der No-  
er Weilmann, der Dichter  
e Trauer, so wird Schir-  
les Düstre und Schauders  
der lieblichsten Heiterkeit,  
was der Geist der Natur  
O lebet in mir! mit mir!  
deutlicher werden als ich  
nd Berührung hängen an  
ie nahe Verkettung. Ich

liebe meine Kinder, und habe ihnen die Täuschung zur Gefährtin gegeben. Ohne sie erstarret euer Geist, und der Frost des Todes beschliche euer Herz. Mein Lohn ist euer Glück, die Quelle dazu strömt mir reichem Flusse in euren Herzen. Suchet es nur da! Glichet dem Wahnerer, die es außer mir suchen. Ihr kehret wieder zu mir zurück, denn ihr seid Eins mit mir, und könnt euch nie von mir trennen!" Es ist unmöglich, die Werke dieses Geistes zu lesen, ohne reicher an Welt- und Menschenkenntniß, reicher an hohen, kräftigen Gedanken, reicher an edlen Gefinnungen und Gefühlen, aufgelegt zur Tugend und zum Kampfe für sie, hingabener der Natur, und ihren einfachen reuelosen Genüssen, von der Lektüre zurückzukehren. Klinger's Genus muß deshalb zugleich als ein wohlthätiger Genus gepriesen werden, und es ist so dankenswerth als erwünscht, daß Klinger sich noch entschloß, in einer neuen Sammlung seiner Werke das Beste, was er empfunden, das Edelste, was er gewollt, das Beste, was er gedacht in möglichster Vollendung der Nachwelt zu hinterlassen. Diese Ausgabe seiner Werke ist bei Nicolovius in Königsberg, in 12 Bänden erschienen, und 1816 vollendet worden.

Klosterbrüder (Friedrich Arnold), zuletzt geheimer Kanzleisekretär zu Hannover, wurde am 31. Julius 1742 zu Schnakenburg, einem kleinen Flecken an der Elbe im Lüneburgischen, geboren. Schon in frühesten Jugend zeigten sich bei dem Knaben außerordentliche Fähigkeiten und Talente, so spielte er bereits in seinem neunten Jahre die Orgel. Den ersten gelehrten Unterricht erhielt er bei seinem Vater, der Rector war, und bald erstaunte man über die großen Fortschritte, welche der Knabe in der lateinischen und griechischen Sprache, so wie in der Musik gemacht hatte. Aber unglücklicherweise sollen alle diese erworbenen Kenntnisse wie durchaus verschwunden seyn aus seinem Gedächtnisse: er ward nämlich sehr gefährlich von den Blattern befallen, und diese



eine Geschichte der Lotterien zu schreiben begonnen, die freilich nicht erschienen war, aus den und Abhandlungen hat Da nun die Regierung zu errichten; so erhielt diesen Gegenstand zu ge solchen Beifall, daß er Collegium angefest wurde. Diese neue St Angelegenheiten der Lot ten und ward Mitarber ches er auch mehrere I leifretär über das Poli schen ernannt und erhie halte, noch das Glück, von Gemüthen, zu dessen Vertrauen er bald sich das Verdienst, du nung des Beobachtungs; liche Arbeit ihm auch Wohlgefallen zu erkenn hellen, so wie sie zuerf dig beibehalten worden. fäße vorkamischen aberschen Magazine a stige Aufnahme fanden, zur Errichtung einer I ausgeführt zu sehen. I ten Flor. Nachdem de schen Intelligenzblattes worden war, wurde di und Kloedenbring erhie schäfte er stets um so

durch sie vor 22 Jahren zuerst seine Existenz in Hannover gegründet worden war. Dieß waren jedoch seine letzten frohen Zeiten. Die Er

s Lebens führt uns nun zu der Periode, wo das Schicksal dritlicher Hand fortreiß, wo sein reizbarer Körper unterlag lach auf immer zertrümmert ward. Am Ende des Jahres

zählt mit der eifernen Stirne, worin bekannt- der gelehrtesten Männer Deutschlands angegriffen wurden; auf eine so harte Weise, als Kloedenbring. Dies wirkte mit Gewalt auf den leidenschaftlichen Mann, den seine Freun- den eingebildeten erlittenen Schimpf vergebens zu trösten ter dem Gram, der ihm dadurch verursacht wurde, eilte r Zerführung entgegen: seine daraus entstandene Spannung s war unnatürlich und mußte in ihren Folgen verderblich

Wiese blieben nicht aus: denn kaum war ein Jahr verfloßen, als er in eine oblige Geisteserrüftung verfiel, die in kurzem so überhand nahm, daß man von Obrigkeitwegen darauf bedacht war, ihm einen Vormund zu setzen, dem seine Person und seine Privatgeschäfte untergeordnet wären. Die Gattin desselben erbot sich dazu, und die Regie- rung ehrte sie sowohl, als das Andenken an die geleisteten Dienste des Mannes hinlänglich, ihr feierlich dieses Amt zu übertragen. Gerade zu diese Zeit machte der bekannte Doctor Habermann, von Gotha in

einer Ankündigung bekannt, daß er sich zur Heilung von Gemüthskrankheiten erbot: zu ihm ward daher Klockenbring gebracht und dessen Heilungsmethode anvertraut. Dieß geschah im Junius 1792, und schon im August gab Hahnemann einige Hoffnung zur Genesung desselben, welche er darauf im Februar des folgenden Jahrs als vollendet erklärte. Er war auch so vollkommen wieder hergestellt, daß er Arthur Youngs Buch über die Staatswirthschaft Großbritanniens aus dem Englischen übersezte und mit Anmerkungen begleitete, welches so, wie es aus seiner Feder kam, gedruckt wurde. Auch ließ er kurz darauf eine Vergleichung der Größe, der Bevölkerung, der Auflagen und des Reichthums Englands und Frankreichs in den Reichsanzeiger eintrucken. Im J. 1793 kehrte er darauf, völlig genesen, nach Hannover zurück, um wieder Besitz von allem dem Seinigen zu nehmen. Obgleich seine Geisteskräfte in nichts gelitten zu haben schienen und er nichts sehnlicher erwartete, als wieder in seine vorige Stelle und Thätigkeit versetzt zu werden; so mußte er dennoch auf die fernere Führung seiner Dienstgeschäfte Verzicht leisten. Man suchte ihn von Seiten der Regierung durch eine Pension und durch Uebertragung der Direction der hannoverschen Landeslotterie zu entschädigen, wodurch aber seine Erwartungen und Wünsche nichts weniger als befriedigt wurden, und er sich bis in sein Innerstes gekränkt fühlte. Nun fing er an, seinem Schicksale zu unterliegen: verhaltenes Gram nagte an seinem Herzen. Eine lange und sehr schmerzhaftes Krankheit vollendete das Gefühl seines Elendes. Ganz nahe dem Tode, erholte er sich, zur Verwunderung aller, vollkommen wieder; ja, die schleunig wiederkehrenden Kräfte seines Körpers schienen ihm sogar ein langes Leben zu versprechen. Nichts destoweniger versank er nach dieser Krankheit in eine gänzliche Unthätigkeit und in einen Seelenschlummer, aus dem er nur selten geweckt werden konnte. So lebte er noch einige Monate; sein Körper nahm zu, aber sein Geist schien völlig zu verschwinden. Sein Ziel näherte sich schneller, als man es erwarten konnte: er starb am 12. Jun. 1795 im 53sten Jahre seines Alters, ohne vorhergehende Krankheit, an heftigen Krämpfen.

Klopstock (Friedrich Gottlieb), ward zu Quedlinburg am 2. Jul. 1724 geboren. Sein Vater, anfangs quedinburgischer Commissionsrath, ein sehr origineller Mann, der sich oft mit Ahnungen und sogar mit Teufelerscheinungen befaßte, hatte nachher das Amt Friedeburg im Mansfeldischen gepachtet, wo dann unser Klopstock in seinem ländlichen Aufenthalte sein glückliches Knabenalter verbrachte, und hernach zu Quedlinburg das Gymnasium besuchte. Im 16ten Jahre kam er auf die Schulpforte bei Naumburg, und hier entwickelte sich nun sein Charakter als Mensch und als Dichter. Unter dem hiesigen verdienten Rector Freitag vervollkommnete er sich in den alten Sprachen, gewann immer mehr Vorliebe für die classischen Schriftsteller, machte selbst mehrere poetische Versuche, und faßte schon hier den Entschluß, irgend ein großes episches Gedicht zu fertigen, obgleich er in der Wahl des Stoffes nicht mit sich einig werden konnte, und damals vorzüglich Kaiser Heinrich der Vogler ihm stets als ein würdiger Gegenstand einer Epopee vorschwebte. Im Jahr 1745 verließ er die Pforte, wo er besonders auch in seiner Abschiedsrede jenes Entschlusses, ein episches Gedicht zu verfertigen, Erwähnung that, ging dann nach Jena, studirte hier Theologie, und entwarf schon im Stillen die ersten Gesänge der *Messias*. In Leipzig, wohin er sich schon im folgenden Jahre begab, lernte er nun Cramer, Schlegel, Rabener, Zacharia u. a. m. kennen, die da-

mals die bremischen Beiträge herausgaben, in welchen dann auch zuerst die drei Gesänge seines Messias erschienen. Bald wurde ihn aber der Aufenthalt zu Leipzig unangenehm, da mehrere seiner Freunde die Akademie verließen, und so ging auch er 1748 nach Langensalza, in das Haus eines Verwandten, Weiß, über dessen Kinder er die Aufsicht übernahm, und wo er Schmidts Schwester, die in seinen Oden so oft besungene Fanny, persönlich kennen lernte, die er mit der heißesten Zärtlichkeit liebte, die ihn aber nicht wieder liebte; und nur erst nach mehreren Jahren durch Reisen und Zerstreuungen konnte er sich von der schwermüthigen Stimmung heilen, in die ihn jene nicht erwiderte Liebe versetzt hatte. Nun begann, nachdem seine Messiade erschienen war die Periode seines Ruhms: sie machte, wie das bei einem solchen Werk zu erwarten stand, außerordentliches Aufsehen, und erregte gleiche Bewunderung und gleichen Tadel. Ein Theil verehrte den Sänger des Messias wie einen heiligen Dichter und Propheten des alten Bundes man sah ihn als ein Religionsbuch an, und den Dichter nannte man nur mit Ehrfurcht. Andre, namentlich alte Theologen, glaubten, die Religion werde durch seine hervorgehobenen Dichtungen ganz entweicht. Ein ehrlicher Dorfpfarrer kam ausdrücklich zu ihm und bat ihn in allen Ernste, „er möchte um Gottes und um der Religion willen, den Abaddon (einen abgefallenen Engel) ja nicht selig werden lassen.“ Da auch tadelnde Kritiken erschienen, war wohl um so weniger zu verwundern, je weniger die Verfasser derselben ihn vielleicht richtig verstanden hatten. Klopstocks Ruhm wurde dadurch nur noch mehr erhöht, und was Lessing in einem Epigramm auf einen gewissen Meyer sang, konnte auf mehrere seiner Tadel angewendet werden:

Sein kritisches Lämpchen hat die Sonne selbst erhellet,  
Und Klopstock, der schon stand, von neuem aufgestellt.

Den stärksten Eindruck hatte sein Gedicht in der Schweiz gemacht. Kein Wunder, daß ihn Bodmer und seine Freunde wiederholt einluden, in die Schweiz zu kommen. Klopstock nahm es an und reiste mit Sulzer im Sommer 1750 nach Zürich, wo alles aufgeboten wurde, ihm seinen Aufenthalt angenehm und wo möglich zu seinem in-merwährenden Wohnort zu machen. Man bewunderte ihn hier allenthalben mit einer Art heiliger Ehrfurcht. Auch er fand es hier und in mehreren Kantonen, zu welchen er eine Lustreise machte, äußerst reizend, und auf schweizerischer Grund und Boden keimten jene großen Ideen von Vaterland, Freiheit und deren heldenmüthigem Vertheidiger Hermann. Auch in Dänemark hatte man die drei ersten Gesänge seines Messias, hauptsächlich durch Bernstorff, kennen gelernt, und Klopstock wurde nach Copenhagen eingeladen. Er reiste 1751 ab, machte seine Reise über Braunschweig und Hamburg, und hier lernte er, durch einen Brief von Gärtner an ein eigentlich strenge Leserin seiner Gesänge empfohlen, in dieser selbst das geistreiche Mädchen, Meta (eigentlich Margaretha) Moller kennen, war mit ihr näher bekannt und in drei Tagen schon völlig durch Liebe mit ihr einverstanden, die er, da häusliche Verhältnisse ihre Verbindung noch hinderten, durch Briefe fortsetzte, weil seine Reise nach Copenhagen vor allem beschleuniget werden mußte. Hier wurde er von Bernstorff mit Freundschaft und hoher Achtung aufgenommen: er blieb den Winter über in Copenhagen und wurde dann im folgenden Sommer durch seinen Freund Moltke dem Könige Friedrich V. vorgestellt. Da dies im Sommer 1752 eine Reise nach Holstein machte, so benutzte Klopstock die Gelegenheit, zu seiner geliebten Meta nach Hamburg zurückzu-

kehren, wo er sich den ganzen Sommer aufhielt, zwar wieder nach Dänemark mit dem Kdais zurückkehrte, auch das Jahr 1753 hier noch zu brachte, aber im Sommer 1754 abermals nach Hamburg reiste, und am 30. Juni sich mit seiner Frau verband. Leider genoss er das Glück der ehelichen Liebe nicht lange; der Tod entriß sie und ein noch ungebornes Kind dem Dichter, dem sie mit der reinsten innigsten Liebe umhing; er begrub sie in dem Dorfe Ollensen bei Hamburg, und setzte dort die einfache schöne Grabchrift:

Siehe gesäet von Gott,  
Am Tage der Erben zu ernten.

er eines Königl. dänischen Hofraths (welchem letztern ihm den nebst einem Jahresgehalt der Stelle fort, und fand im Hüttschuhlaufen, wo er aber kam, aber selbst bei dem auslg verlor, daß er seinem Vortreten. Darauf bezieht sich  
Hias:

Du gahst mir Nach in der Nähe des Todes.

Klopstocks Ende war wie sein Leben. Mit voller religiöser Uebersetzung, mit Ruhe und Ergebung starb er dem glücklichen Tod des Gerechten und Guten, den er selbst im prächtigen Gesang seiner Metastade besungen hat, am 14. März 1803 sanft und ohne Schmerzen. Dem Leichenbegängniß, gewiß eins der feierlichsten, das einem Sterbenden Deutschlands zu Theil ward, zeigt die allgemeine Theilnahme seiner Mitbürger, die sie im Namen aller engeren hohen und niedern Vetreter des Entschlafenen hier zu Tage legten. Die hier wohnenden Befandren und Geschäftsträger, alle angesehenen Bürger, Senatoren, Kaufleute, Kirchens- und Schullehrer, Künstler u. s. f. begleiteten in hundert sechs und zwanzig Wagen die Leiche, welche unter einer Ehrenwache von 100 Mann zu Fuß und zu Pferde, unter dem großen vornehmenden Soldate der sechs Hauptbarme von Hamburg, durch Zufuhrn vieler Tausende und unter mehreren der Sache angemessenen Freilichkeiten, die durch das Wehen der Trauerflaggen von den Schiffen im Hafen noch einen erhabnern Eindruck machten, an einem heitern Frühlingstage den 22. März zu Ollensen neben seiner Frau eingelassen wurde, wo er sich schon bei ihrem Tode kein Grab bestellt hatte. Klopstock war von Eiten seines Charakters munter und aufgeweckt; sein nicht sparsamer Eherz aber stets mit einer gewissen Würde verbunden, indem er sich nie bis zum Lustigmacher herabließ; sein Eoret war nie bitter. Eine gewisse Geradheit hielt ihn von der nähern Bekanntschaft mit Vornehmern zurück, denn die kalte Herablassung der Großen sah er mehr als Beschimpfung an. Er zog gern mit ganzen Familien seiner Freunde aufs Land. Immer freute er sich, von einem Kreise von Kindern umgeben zu seyn. Seiner freudigsten Beschäftigung im Winter ist oben schon Erwähnung gethan worden. An dem Wohl und dem häuslichen Glück seiner Freunde nahm er den innigsten Antheil, aber besonders angenehm war ihm die Rücks Erinnerung an seine Dichterfreunde, mit denen er in Leipzig vereint gewesen war, und von denen er immer einen nach dem andern ins Grab sinken sah. Der letzte, der aus diesem jarten Kreise seiner alten Freunde heraustrat, war Ebert: auch diesen überlebte er; mit Fassung und Standhaftigkeit vernahm er die Nachricht von seinem Tode. — Von den neuern Wohlgebendern vermied er absichtlich zu sprechen, und so



menschlichen Weltes liebt, und überhaupt jede  
 ch die ihm zugeschriebene Revolutions-Ode an  
 als ganz unerschrocken zu betrachten. So  
 als Dichter und Gelehrter zu charakterisiren,  
 Ort ist, eine gänzlich genügende Auseinander-  
 der Schwabens, die seine Werke so sehr aus-  
 dürfte es doch vielen unserer Leser und Les-  
 ist als einen der ersten Dichter der Deutschen  
 u frey, wenigstens die einen kleinen Ueberblick  
 d worin er eigentlich groß und einzig genannt  
 zu werden verdient, zu erhalten. Als Oden-  
 stimmung unter den Iorischen Dichtern aller Zeiten der größte. Man kann  
 ihn den Pindar der neuern Poetik nennen, aber er übertrifft diesen an  
 Größe und Tiefe der Empfindung, so wie die Eckenwelt, die er schil-  
 dert, die von dem griechischen Dichter dargestellten Gegenstände aus der  
 Sinnwelt übertrifft. Seine geistlichen Oden, z. B. die Frühling-  
 feier, schämen den Schwung des Psalmisten, und zeigen selbst in der  
 Freiheit des Versmaß die Sicherheit seines Iorischen Geistes. Die ersten  
 Oden an Hanns, Ebert und wegen der darin herrschenden Melan-  
 cholie und erhabenen Stimmung gewiß keinem gebildeten Leser un-  
 bekannt. Und selbst im Gefühle der Freude, z. B. in der Ode, am  
 süßher See, selbst wenn er beinahe anstrengend wird, wie in man-  
 chen kleinen Gedichten an Eidl, verleiht er mit seine hohe Würde und  
 die hohe platonische Richtung i  
 Theil an den Begehrtheiten der  
 Revolution nimmt und warin d  
 die geistlichen Hauptgegenstände i  
 Patriotismus und die neuen se  
 aus. Durch letztere, wie auch d  
 wird er freilich mehreren Lesern  
 ihre Publikum wird Klopstock al  
 dankbar verehren, wenn es sich o  
 erstehn wies du se. Wen  
 mer se die sich besonders durch den von Klopstock sonst verdammten  
 Reim unterscheiden, mit Aeburg erinnert. Den größten und schwe-  
 sten Ruf erwarb sich aber Klopstock durch seine Esopet, der Orestia  
 deren erste Gesänge gleich bei ihrer Erscheinung durch den erhabenen  
 Prophetenschwung, durch die Pracht ihrer Schilderungen und durch  
 den hohen acht patriarchalischen Jodenten den glücklichen Nebenbül-  
 ler Wilson verdrängten. Wenn der Dritte auch als ewiger Dichter  
 durch die Charaktere seiner Helden, besonders des Satans und durch  
 Klarheit des ewigen Stils den Vorzug verdient, so übertrifft ihn auf  
 der andern Seite Klopstock durch Iorischen Gehalt, musikalischen Wohl-  
 laut und den Glanz der Darstellung. Ein einziger Vers von Klopstock  
 hat einen größern Schwung der Empfindungen, als Wilson se hervor-  
 bringen kann; aber freilich ermüdet dann auch zuweilen der form-  
 feste Commentar. Klopstocks Barditen sind mehr dramatisirtes Hel-  
 deneid und Iorisch-dramatische Epenen, als ein Trauerspiel (da  
 Form von letzterem hat mehr sein Tod Adams, wo er Jamben, mit  
 Anapästen vermischt, braucht); die Edder, von denen auch Glück we-  
 niger componirt hat, und welche zu des letztern meisterhaften Arbeiten  
 gehören, leider! aber, da sie Glück mehr im Kopf als auf dem Pa-  
 pier hatte, ganz für und verloren sind, sind von höchstem Iorischen  
 Schwung und schmecken den köhnsten Patriotismus und Freisinn.

Er hat den deutschen Charakter idealisirt, wie keiner. Um die Sprache hat Klopstock ein großes grammatisches Verdienst. Seine Fragmente über Sprache und Dichtkunst, seine Gelehrten-Republic und grammatischen Gespräche klärten viele Gegenstände der deutschen Grammatik und Poesie auf, wenn auch seine Neuerungen in der Orthographie, wo er alle überflüssigen Buchstaben wegwarf, so wie überhaupt mehrere Grundsätze seines Stils, nicht Beifall fanden.

Kloska (Gloska) war, nebst seinem Gefährten Horiah, der Anführer einer aufrührerischen Bande, welche 1784 in Ungarn die größten Gewalthätigkeiten ausübte und besonders alle Edelleute, da, wo er sein Wesen trieb, zittern machte. Horiah hatte sich von Joseph II. für den Flecken Brad im zarandischen Kreise das Marktrecht ausgewirkt, und mit Hilfe der darüber ausgefertigten Urkunde überredeten nun beide den einfältigen Pöbel, es sey ihnen das Recht zur Vertilgung aller Edelleute gegeben worden. Sie gingen noch weiter: auf einen bestimmten Tag sollten alle Adlige in der ganzen Gegend ermordet werden. Da aber die Verschwörung entdeckt und zur Habhaftwerdung beider Anführer Befehl gegeben wurde, so glaubte nun die ganze Rotte, zu ihrer eignen Sicherheit nicht länger zögern zu müssen, und fing an, gegen Adel und Geistlichkeit mit unerhörter Grausamkeit zu wüthen, und so verloren über 400 Personen, größtentheils unter den entsetzlichsten Martern, ihr Leben. Nun sandte der Kaiser die geschärftesten Befehle, um die Ruhe wieder herzustellen. Aber die Rebellen leisteten den hartnäckigsten Widerstand und konnten am Ende nur mit der größten Anstrengung zerstreut werden. Die beiden Anführer wurden erst am 3. Jan. 1785 gefangen genommen und erhielten bald nachher auf dem Rade den Lohn ihrer Verbrechen.

Klöster wurden zuerst im 4. Jahrhundert in den Wüsten Oberägyptens gegründet. Antonius, der insgemein der Große genannt wird, sammelte hier um 305 eine Anzahl Einsiedler, die, um die Vortheile der Einsamkeit in Gesellschaft zu genießen, ihre Hütten an einander bauten und ihren Gottesdienst gemeinschaftlich hielten, wie später die palästinensischen und noch jetzt die abessinischen Mönche pflegen. Genauer als diese Verbindung, welche man Laura nannte, war die von Pachomius gegen die Mitte des 4. Jahrh. gestiftete. Er baute auf Tabenna, eine Nilinsel in Oberthebais, mehrere Häuser in geringer Entfernung von einander, in deren jedem eine Anzahl Mönche zu drei bis vier in Zellen beisammenwohnten und unter einem Prior standen. Diese Priorate machten zusammen das Ebnobium oder Monasterium (daher Münster) aus, wurden von einem Vorsteher, der Abbas (Vater), Sigumen oder Mandrit hieß, regiert und zu einer bestimmten gleichförmigen Lebensordnung angehalten. Nach des Pachomius Tode 348 bestand die Mönchscolonie auf Tabenna aus 50,000 Individuen. Nicht nur in Aegypten hatte diese Einrichtung so schnellen Fortgang, auch in Palästina, Syrien und Armenien fand sie bald Nachahmung, die Wüsten und Wälder füllten sich mit Ebnobien von verschiedener Größe, selbst in und bei den Städten entstanden solche Institute, in denen wegen der Nähe der Versuchung die Strenge der Clausur, d. h. des Verbots hinauszugehn und mit den Leuten in der Welt zu verkehren, den Mangel der abgeschiedenen Existenz ersetzen sollte, und die daher Anlaß gaben, die Ebnobien Claustra, d. h. verschlossene Oerter, Klöster zu nennen. Das Klosterleben, anfangs nur von Männern frei erwählt, und daher noch wenig durch andre Gesetze, als die jeder dem Zwecke der andächtigen Einsamkeit gemäß sich selbst gab, einge-

schickte, welche, da seit der Mitte des 4. Jahrh. auch Frauenmönche geübt worden und Weibchen jedes Alters und Standes sich zuwenden, bestimmte Regeln vom h. Basilus, die eine gewisse Mäßigkeit in der Verfassung und Disziplin in den Klöstern des Orients verfaßten. Da gab es im 4. und 5. Jahrh., außer daß der Einsitz im Kloster eine st.lich folgende Verpflichtung zur Keuschheit und Enthaltsamkeit von allen Weltfreuden überhand, und zum Gehorsam gegen die angenommenen Statuten der innern Lebensordnung galt, noch keine eigentlichen Klostergebäude und solennen Professionen. Erst im 6. Jahrh. brachte sie der h. Benedict von Nursia auf. Seine strengen und zwar mäßigen Regel, die zuerst in dem von ihm 529 erbaueten Kloster Montecassino bei Benevent und nachher in allen Klöstern des Abendlands als eine gemeinsame Richtschnur angenommen wurde, ist es vornehmlich zuzuschreiben, daß diese Häuser nun Wohnorte der frommen Leute wurden, der Wissenschaft und der bei der Verwertung ihrer Freigebung Wissenschaften zu werden anhiengen. Die Wissenschaften gingen von ihnen aus. Klöster und Einsiedler wurden von den arbeitsamen Mönchen gelehrt und veredelt gemacht; um die Cultur des Volkes, um die Bekehrung und Civilisation der germanischen und slavischen Völker erworben hat sich vom 6. bis ins 9. Jahrh. wesentlich Verdienst. Freilich veränderten sich im Zeitalter der Kämpfe die verschiedenen Institute allmählig ihre Natur, verlor ihre Keuschheit und Einfachheit wuchs; Mühseligkeit und Schwelgerei schlich mit allen Lehren der Welt in ihren Mönchen ein und ihr Verfall war unvermeidlich, da sie theils durch die bei den kaiserlichen Königen eingerückten von andern Fürsten bald nachgeahmten Bewohnern, Klöstern wegen ihrer Freuden an Hofen und Herren zu verfallen, unter die Aufsicht von Fürstbischöfen (Comendatarius) kamen; welche, nur auf den Gewinn der Einkünfte bedacht, nichts zur Aufrechterhaltung der Zucht und des verwilderten Mönchen und Nonnen thun mochten, theils von den Bischöfen, welche die ursprünglichen Regeln nicht hatten, aber den Sinn für das Kloster hatten, entweder aus beneidender Neugierde und Einnahme durch die von Carl dem Großen gegründeten Klosterschulen wurden stieg.

Trient, Trient, Feltre, Oderzo, Luzzara u. s. w. den Namen ihrer Gemeinden schickte auch im 9. und 10. Jahrh. zu behaupten. Dem allgem. einflussreichen Bedürfnisse einer Reform suchte zuerst das Kloster zu Clugny im Burgund abzuwehren, das 910 nach der fast verlassenen Regel Benedicts eingerichtet wurde und sie noch durch einige strengere Zucht verführte. Eine Menge Klöster in Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland ließen sich nun nach diesem Muster reformiren, andere gaben der Regel Benedicts eine eigene neue Gestalt und stifteten im 11. und 12. Jahrh. mehrere Orden mit einer großen Anzahl von Filialklöstern, die als Zweige des Hauptstammes der alten Benedictiner oder welche durch einen solchen und eigentümlichen Considerationsgriff eng verbundenen Mönchschaften bildeten. Mit dem Aufsteigen der wiederhergestellten Heiligkeit gewannen die Klöster nun neues Ansehen und neue Ehre, welche wußten sich der Erziehung von allem, außer der unentbehrlichen weltlichen Beschäftigung, zu verschaffen und während der Kreuzzüge, in einer Menge Kreuzfahrer ihnen ihre Plätze veräußerten, oder auf den Fall, daß sie nicht zurückkehren, ganz überlassen, ihren Nachbarn nach beschicklich zu verwalten. Das Verfall der Mönchschaft, die

die öffentliche Meinung den Klöstern unter den täglichen Mädelereien und Privatfehden des Mittelalters zugestand, brachte überhaupt unsäglich viel Privateigenthum, das man bei dem rohen Zustande der Justiz und Polizei nicht besser sicherstellen zu können glaubte, unter ihrem Schutz und in ihre Gewalt. Freilich riß damit, als jener Verbesserungseifer abgefaßt und die Macht der Orden befestigt war, auch neues Sittenverderben in den Klöstern ein und es kam, da der landesherrliche und bischöfliche Einfluß durch tausend Exemtionen geschwächt war, und gegen den durch die Politik der Päpste geschützten Uebermuth der in allen Ländern mächtigen Ordenscorporationen wenig vermochte, meist nur auf die Persönlichkeit der Abte, welcher Geist in ihnen herrschen sollte. Zur Zeit der Reformation, wo die

den Mönchen und Nonnen verlassenen Klöster in mordenen Staaten von den Fürsten theils zu ih theils zu Gründung und Erhaltung öffentlicher B unter den Namen Klosterschulen, Fürstenschulen u

n verwandelt  
renter Kirchen  
im Württeml  
Klöster beträ  
war ihre Bei

alles ergreifenden Einfluß eines Meinung des Volkes, und mußten auch von katholischen Fürsten man e erdulden, und was ihnen noch Das sie ehemals als Depots litera für Verfolgte und Mahrlose, als als bequeme Ruheplätze für ausge en höhern Ständen, als wilde Ge r verirrte und gefährliche Glieder hatten, verschwand in den Augen llanthropischen Philosophie neuerer durch die Beförderung der Ehel mahläßiges Streben nach den Fa i ihre Ehre und Töchter unber urch den Mißglang ihrer Bewoh en Gaufeleien der Aufklärung und n ihren Mauern erzeugten geheimen

Sünden und Intriguen, deren Greuel sich nicht länger verbergen ließen und jedes menschliche Gefühl empören mußten, der Sittlichkeit brachten.

So n  
Heuch  
der ei  
Ordn  
Zahl  
wärtig  
ler C  
Reich  
Regid  
Ausflo  
eine n  
sehn.  
Beforg  
gewon

als Freistätten der Faulheit, der mus schon von einem großen Theile oseph II. 1782 die Klöster einiger er bestehen ließ, auf eine bestimmte außer alle Verbindung mit aus h wurde 1790 die Abschaffung als elchem Beispiele sowohl die diesem h im 19. Jahrh. unter Napoleons Kontinents, außer Oesterreich und e Aufhebung schien indeß noch mehr als ein Werk der Humanität zu h für die vertriebenen Religiosen i, der durch die Secularisationen Kirchen- und Schulwesen zuge

ist, Kelen die Klostergeistlichen sahen sich, weil die aus einem mäßigen Wohlstande. Die neuesten Feuerriegel nach Spanien sehr verbessert worden von Wiederherstellung gewalthätigen Secularisationer sey, einige dieser reich

Dotirten Institute als Pfründen für verdiente Gelehrte und Künstler als Ruhestätten einer beschaulichen Muse, und Zufluchtsörter für Schwache, die durch Verwaisung und Unglück mit der Welt zerfallen sind, noch ferner zu erhalten, aufs neue zur Sprache gebracht. In den österreichischen Staaten ist zur allmählichen Abschaffung der unnützen Klöster der milde Weg eingeschlagen, sie aussterben, diejenige aber, welche sich durch die Erziehung der Jugend, besonders der weiblichen, und durch Krankenpflege verdient machen, bestehen zu lassen (Vergl. d. Art. Mönchsorden, Orden.) E.

Kloß, (Christian Adolph.) Di-

nstbahn aber berück-  
Lausitz geboren, nicht  
genoss er von der  
die Liebe zu dem  
Styl verdankte, nicht  
ging er nach Leipzig:  
Mores eruditore  
jena, wo er sich ein  
jedoch wenig; be-  
ng mit Gelehrten  
sahl er sich wenig

geizte sehr nach Ruhm, und strebte  
stellen, sondern auch nach einem  
Das erste gelang ihm, da er 1752  
Göttingen ernannt wurde, und 1761  
erhielt. Auf dieser Universität lebte  
verheirathete sich auch daselbst; er  
Gatterer, Holtmann u. a. vorzüglich  
die vortreffliche Bibliothek daselbst.  
gen, und er nahm den Ruf an,  
Quintus Jellius, von Friedrich II.  
mer Rath) und Lehrer der philosophi-  
hielt. Kloß hat viel geschrieben, un-  
zeitschriften Gedichte, seine Histo-

das Studium des Alterthums und über den Nutzen und  
Gebrauch alter geschnittener Steine und ihrer Abdrücke  
etc. berühmt gemacht. Das letztere Werk, das er 1768 herausgab  
brachte ihm aber harte Widersprüche zuwege, welche seinen Ruhm sehr  
schmälereten. Am meisten war er jedoch als Recensent in seinem Wil-  
lingskreise; er arbeitete auch mit an der allgemeinen Deutschen Biblio-  
thek, wo seine Abhandlungen mit E. bezeichnet sind. Weil aber in  
dieser Zeitschrift vieles nicht nach seinem Willen ging, auch einige Ma-  
Einiges an seinen Schriften getadelt wurde, so ging er ab und errich-  
tete eine Gegenpartei gegen die Bibliothek, wodurch er zu dem Namen  
Kloßianer Gelegenheit gab. Er suchte zuletzt absichtlich mit berühm-  
ten Männern Streitigkeiten zu bekommen, und in seinen Actis Liter-

riis fällte er sehr beißende Urtheile, mit Personalitäten verweht, wodurch er manches Mannes Ehre und Ruhe kränkte, ob er sich dieß gleich vielleicht selbst nicht einbildete; denn als in der allgemeinen Bibliothek auch ihn angreifende Urtheile gefällt wurden, sagte er: „Nie hätte ich geglaubt, daß eine Recension so wehe thun könnte.“ Dieses unartige Betragen bereitete aber auch ihm und seinen Anhängern den Sturz. Der scharffsinnigste und wichtigste seiner Gegner, der seinen Fall am meisten beschleunigte, war Lessing, an den sich Klop ebenfalls wagte. Dieser schickte, wie Herder, welcher sich ebenfalls zu Klopens Tadlern gesellte, in seinem Aufsatz über Lessing sich ausdrückt, in seinen beiden Bändchen von Briefen antiquarischen Inhalts zwei Bären gegen Klop und seine Brut. Es sey mir erlaubt, aus diesen Briefen, welche ein Meisterstück von einer wichtigen Streitschrift sind, eine Stelle anzuführen, die sich darauf bezieht, daß Klop Lessingen, welcher sich nie anders als mit seinem einfachen Namen schrieb, in seinen Recensionen stets mit seinem Magistertitel nannte. „Was kann Herr Klop, sagt Lessing damit, daß er mich, der ich mich nie so nenne, stets Herr Magister Lessing nennt, anders wollen, als mir den Abstand, der zwischen ihm als geheimen Rath und mir als Magister Statt findet, recht fühlbar machen? Allein ziemt es wohl dem Schmetterling, so verächtlich auf die Raupe herabzublicken, aus der er sich bildete? Denn ich wüßte in der That nicht, aus welcher andern Ursache ihn sein König zum geheimen Rath gemacht habe, als weil er ihn für einen guten Magister gehalten. Auch ist es blos der Magister, mit dem ich es hier zu thun habe; denn wenn Herr Klop nicht auch Magister wäre, so wüßte ich nicht, was ich mit dem geheimen Rath anfangen sollte; und wehe dem Herrn geheimen Rath, wenn ihn sein Magister im Stiche läßt!“ Klop war ein feuriger Kopf, welcher eine Idee, die sich ihm darbot, schnell auffaßte und weiter ausbildete. In der griechischen und lateinischen Sprache hatte er sehr gute Kenntnisse, von neuern Sprachen wußte er so gut als nichts; allein das Lesen der Quellen des Alterthums war ihm zu beschwerlich, und kostete ihn zu viel Zeit. Bei allen seinen eingeschränkten Kenntnissen in den Alterthümern kam er dennoch auf den Einfall, diese Kenntnisse in einer neuen Einleidung vorzutragen. Im Umgange war er sehr feurig und einnehmend, aber ein veränderlicher Freund; denn er war höchst mißtrauisch. Er starb 1777 am Schlusse seiner Bibliothek der schönen Wissenschaften und des Zeitungs-Jahrgangs.

Klugheit (in der Moral) machte, nach den alten Philosophen, welche die Tugend nach der Anzahl ihrer Bestandtheile einzutheilen pflegten, den dritten derselben aus. Sie waren folgende: Neigung, Gutes thun zu wollen; Geschicklichkeit, es thun zu können; Fähigkeit, diese Geschicklichkeit zu den besten Endzwecken mit Beharrlichkeit zu gebrauchen; Stärke, das Unternommene auch bei Schwierigkeiten und Gefahren durchzusetzen. Der dritte dieser Bestandtheile gab den Begriff der Klugheit her. Sie ist die durch Übung erlangte Unterscheidungskraft, durch welche der Mensch den Werth und die Wichtigkeit seiner Zwecke, so wie die Schicklichkeit der Mittel, die er zu ihrer Erreichung anwendet, richtig beurtheilt. Ohne dieselbe ist der Mensch nicht im Stande, übereinstimmend, standhaft und mit glücklichem Erfolge zu handeln. Ferguson sagt: die Klugheit soll den Menschen lehren, was er für sich selbst, für seine Freunde, für sein Vaterland und für das menschliche Geschlecht wünschen und thun soll. In eingeschränkterer Bedeutung aber bezieht sich die Klugheit insbesondere nur auf diejenigen

Pflichten, die des Menschen eignen Zustand betreffen. Diese Pflichten können süglich unter folgende Hauptabtheilungen gebracht werden: Anstand, schickliches Betragen, Bescheidenheit, gute Wirtschaft, Entschlossenheit, und Schutzsamkeit. Sie heißt insbesondere Weltklugheit, wenn der Mensch die Geschicklichkeit besitzt, durch den Einfluß auf andere seine Absichten zu befördern. Durch sie richtet der Mensch mehr aus, als durch seine Macht, so wie dasjenige, was wir durch Klugheit erlangen, oft mehr werth, oder vielmehr höher zu achten ist, als was man durch blindes Glück zu erwerben pflegt. Die Nothwendigkeit dieser Eigenschaft wird nicht allein nach der Wichtigkeit unserer Zwecke bedingt; denn man kann ja nicht süglich einen Andern an seiner Statt klug seyn lassen, sondern die Tugend selbst gebietet dieselbe, weil die größte Tugend ohne Klugheit verborgen und zwecklos bleibt. Der Weltklugheit, so wie der Klugheit überhaupt, muß jedoch die sittliche Klugheit vorgehen, oder vielmehr zum Grunde liegen. Diese besteht in der Erkenntniß und Ueberzeugung, daß eine sittliche Ordnung vorhanden sey, und daß mit derselben alle Fähigkeiten und Kräfte der menschlichen Natur, nebst der Art und Weise, wie diese selbst und alle übrigen Dinge, auf welche sie Einfluß haben, mit jener verbunden sind, in Beziehung stehen müssen, und daß dazu endlich noch eine Geschicklichkeit und Fähigkeit, alles Andere diesem höchsten Endzwecke un-

werde. Die Fertigkeit, seine Endzwecke, ohne

rathon unter eine sittliche Ordnung, geschickt aus-

f e Zwecke

, ndzwecke

, n Werth

f t. Der

, er Wille

t rrwählen,

d hre. So

t Begriff

, n diesen

, ite Welt-

und wie

geführten Meinung erhellet, als die nothwendigste

haftlichen Lebens anempfohlen und ohne sie kein

Leben für möglich gehalten. Wenn aber Welt-

immitesten Erdreterung dieses Begriffs, einzig und

l besteht, andere Menschen so geschickt als urdgo

ß seiner Endzwecke zu gebrauchen, so geht daraus

schon von selbst hervor, daß eine solche Weltklugheit auf eigenen Cha-

rakter und auf eigene Meinungen Verzicht leisten und sich stets den

Gesinnungen Anderer mit Knechtschaft anschließen müsse. Nun aber

läßt sich begreifen, wie eine solche Fertigkeit, nie das eigne Ich, son-

dern stets eine fremde, künstlich angenommene Gesinnung zu zeigen,

nur auf Kosten eigener Charakterfestigkeit, oder gar der Ertlichkeit,

erlangt werden könne. Denn es ist unmöglich, zu denken, daß derjenige,

der stets Zwecke vor Augen hat und die möglichst vortheilhafte Erre-

chung derselben beabsichtigt, nicht endlich dahin gelangen müsse, diese

Zwecke auf Kosten seiner eignen Hochberzigkeit, (die keinen andern End-

zweck kennt, als den, nicht ihre eigene, sondern fremde Endzwecke zu

befördern), so wie auf Kosten fremden Wohls zu befördern zu suchen.

Und dieß ist denn auch die Geschichte aller sogenannten weltklugen Leute:

sie betrachten sich selbst nur als Person, alle übrigen Menschen aber als

Sachen, deren sie sich zu ihren Endzwecken bedienen und sie bei Seite legen, sobald sie ihnen nicht mehr nützlich sind. Und diese Weltflughheit (denn so zeigt sie sich, wenn wir sie nicht halb, sondern, wie wir müssen, in ihrer ganzen, untheilbaren Consequenz betrachten) sollte die vornehmste Tugend des bürgerlichen Lebens seyn? Nein, wir glauben im Gegentheile, sie ist das vornehmste Laster desselben. Denn, man lasse jeden Menschen weltflug seyn, und was würde daraus entstehen? Nichts anders als eine Gesellschaft von wilden, reißenden Thieren, die, ihren gegenseitigen Durst nach Habsucht zu stillen, sich unter einander aufreiben würden. Ist eine solche Behauptung übertrieben? Nein; sie ist logisch und philosophisch in sich selbst und auf unerschütterliche Grundsätze gestützt. Denn wer stets nur an sich selbst und nie an Andere denkt, der muß ein kalter, verächtlicher und selbst gefährlicher Egoist werden. Auch lehrt die Geschichte aller Zeiten und aller Völker, daß wahrhaft große Männer (wir meinen sittlich, und nicht politisch-große Männer) nie weltflug gewesen sind, also in steter feindseliger Berührung mit der Außenwelt gelebt haben, eben weil ihnen fremdes Wohl näher am Herzen gelegen, als eignes. Brauchen wir, um unsere Behauptung zu begründen, aus der alten Geschichte mehrere Beispiele anzuführen; als Sokrates, und aus der neuern Rousseau, welchen letztern die öffentliche Meinung zwar für einen großen, aber für nichts weniger als für einen weltflugen Mann hält. Hätte dieser, bei den hervorragenden Eigenschaften, die ihn auszeichneten, sich zu jener verächtlichen Weltflughheit herablassen wollen, wer hätte glücklicher als er seyn können! Selbst Voltaire, der wahrlich, Trotz seiner Ruhmsucht, ein besserer Mensch gewesen, als man wol glauben dürfte, selbst Voltaire setzte über fremde Zwecke die seinigen in den Hintergrund, und machte sich fast sein ganzes Vaterland zum Feinde. Oder hätte Voltaire vielleicht keine Kraft in sich gehabt, weltflug zu seyn, wenn er gewollt hätte? Ei wohl! doch war er zu sehr Mensch, um weltflug zu seyn. Soll man nun aber niemals weltflug seyn, selbst wenn ein großer, edler Endzweck dadurch beabsichtigt und erreicht werden könnte? Da Weltflughheit, wenn sie consequent in sich selbst vollendet seyn will, durchaus nie mit unschuldiger, freimüthiger Hingebung, sondern stets mit einer künstlichen Verfechttheit seiner wahren Gesinnung gepaart seyn muß; Wahrheit, unbedingte Wahrheit aber das einzige zuverlässige Kriterium eines guten, sittlichen Menschen ausmacht: so ergibt sich daraus, daß selbst ein edler Zweck durch jene lügnerrische, verächtliche Weltflughheit nicht erreicht werden müsse. Kant stellt den Begriff der Wahrheit vortreflich auf, wenn er sagt, daß auch nicht einmal durch Verletzung derselben ein Menschenleben gerettet werden dürfe. Also ist einem wirklich wahren, hochherzigen Gemüthe anzurathen, nie und unter keiner Bedingung weltflug zu seyn, sondern sich stets mit Geradheit und Offenheit zu zeigen, selbst auf die Gefahr hin, von kleinlichen oder böshafter Menschen verkannt und, was daraus stets folgt, auch verfolgt zu werden.

Pp.

Knall heißt jeder augenblicklich vorübergehende heftige Schall. Er wird entweder durch eine starke Anhäufung von Luft und Dampf in einem verschlossenen Raume bewirkt, aus dem sie sich plötzlich einen Ausweg verschafft, oder auch durch einen plötzlich entstandenen luftleeren Raum, in welchen die äußere Luft schnell einzudringen sucht. Von den vielen detonirenden Substanzen explodiren viele bei Entzündung oder Erhitzung oder Schmelzung, wie, außer dem bekannten Schießpulver, das Knallpulver, aus 3 Theilen Salpeter, 2 Th. Wein-



eine Weis  
 Knallsta  
 Knallsta  
 einen bloßen  
 genirt salp  
 re bei bloß  
 staß, und  
 re salzsaure  
 l. L.  
 s aus seb  
 Es hat  
 nger. Hige  
 cht hat erw  
 orgebracht,  
 ial. Gold  
 agen, der  
 der Gold  
 dem Wäse  
 eien sind  
 s Wasser  
 en gelegt,

zu erklären: das im Innern befindliche Wasser wird durch die Hitze  
 in Dämpfe verwanbelt, welche dann

wäscht, mit ägendem Salmiatgeiste im Sonnenschein so lange digerirt, bis es eine schwärzliche Farbe angenommen hat, und dann trocknet. Hine über dem Siedpuncte, Druck und Reibung entzündet das Knallsilber mit einer starken Explosion. Die Ursache des Knallens sowohl dieses, als des Knallquecksilbers, ist dieselbe wie bei dem Knallgolde.

Knappe, s. Schildknappe.

Knechtschaft. Mit dem allgemeinen Ausdrucke Knechtschaft wird dasjenige Verhältniß bezeichnet, durch welches der Mensch, in seiner Persönlichkeit verkehrt, nicht als eine selbstständige Person, sondern nur als ein Werkzeug behandelt wird, wo er, mit einem andern verkehrt. Die Modifikationen dieses Verhältnisses sind die der Sklaverei des Negers in den Gegenden von Deutschland, selbst bei allen in letzter Instanz Sklaverei. Zwei Fragen sind es, die bei der Untersuchung hauptsächlich zu berücksichtigen sind: ob die Knechtschaft rechtlich, kann sie überhaupt rechtlich bestehen, ist sie dem Berechtigten vortheilhafter, wenn er über unfreie, gebietet hat? Was die erste Frage betrifft, und überhaupt rechtlich seyn können, und überhaupt rechtlich seyn können, sobald man bedenkt, daß der Mensch ein vernünftiges Wesen, eine Person ist, nicht aber eine Sache, kein unvernünftiges Instrument, daß er also von Natur seiner Persönlichkeit, d. h. die Behandlung als ein selbstständiges Wesen fordern kann. Jede Behandlung eines Menschen, als ein Werkzeug, ist unnatürlich, was aber gegen die Natur freit, kann nicht bestehen. Man führe dagegen nicht an, daß der Leibeigene freiwillig in ein eigengehöriges Verhältniß gesetzt habe, wenn ihm die Gelegenheit dazu gegeben worden, dieß oft nicht der Fall ist. Thut er dieß, so ist die Wichtigkeit seines Schicksals ab. In einem solchen Falle über sein Vermögen Verträge zu schließen, ist in einem gut geordneten Staate in Rücksicht der Gerechtigkeit das sollte in Rücksicht der Person und der Würde des höchsten Gutes, was der Mensch besitzt, nicht möglich! Der Mensch, der einen solchen Vertrag eingehen könnte, ist ein Blödsinniger, der die Folgen seiner Thorheit, die er nicht begreift, aus dieser Thorheit Vortheil ziehen zu wollen, höchst unrechtlich. Diejenigen jedoch, welche unter welcher Form, in Schutz nehmen, bei der Aufhebung einen nicht zu berechnenden Verlust kommt also hier hauptsächlich auf die Entscheidung der Untersuchung an, ob der unfreie Gezwungene eben so viel und so gut, oder vielleicht noch besser und mehr arbeitet, als der freie Freiwillige, und ob der Lohn, der dem Letztern allerdings für seine Arbeit gereicht werden muß, mit den Kosten im Verhältniß steht, welche der Unterhalt des Unfreien dem Herrn verursacht. Der erste Punct wird durch die Vernunft und die Erfahrung von beiden auf vollkommen gleiche Weise beantwortet. Die erstere sagt, daß es gegen die menschliche Natur freit, daß der

Streit entstehen, sobald man bedenkt, daß der Mensch ein vernünftiges Wesen, eine Person ist, nicht aber eine Sache, kein unvernünftiges Instrument, daß er also von Natur seiner Persönlichkeit, d. h. die Behandlung als ein selbstständiges Wesen fordern kann. Jede Behandlung eines Menschen, als ein Werkzeug, ist unnatürlich, was aber gegen die Natur freit, kann nicht bestehen. Man führe dagegen nicht an, daß der Leibeigene freiwillig in ein eigengehöriges Verhältniß gesetzt habe, wenn ihm die Gelegenheit dazu gegeben worden, dieß oft nicht der Fall ist. Thut er dieß, so ist die Wichtigkeit seines Schicksals ab. In einem solchen Falle über sein Vermögen Verträge zu schließen, ist in einem gut geordneten Staate in Rücksicht der Gerechtigkeit das sollte in Rücksicht der Person und der Würde des höchsten Gutes, was der Mensch besitzt, nicht möglich! Der Mensch, der einen solchen Vertrag eingehen könnte, ist ein Blödsinniger, der die Folgen seiner Thorheit, die er nicht begreift, aus dieser Thorheit Vortheil ziehen zu wollen, höchst unrechtlich. Diejenigen jedoch, welche unter welcher Form, in Schutz nehmen, bei der Aufhebung einen nicht zu berechnenden Verlust kommt also hier hauptsächlich auf die Entscheidung der Untersuchung an, ob der unfreie Gezwungene eben so viel und so gut, oder vielleicht noch besser und mehr arbeitet, als der freie Freiwillige, und ob der Lohn, der dem Letztern allerdings für seine Arbeit gereicht werden muß, mit den Kosten im Verhältniß steht, welche der Unterhalt des Unfreien dem Herrn verursacht. Der erste Punct wird durch die Vernunft und die Erfahrung von beiden auf vollkommen gleiche Weise beantwortet. Die erstere sagt, daß es gegen die menschliche Natur freit, daß der

künftige, der nur durch Zwang zu einer Arbeit verzwungen werde, von der er übrigens weiter durchaus keinen Vortheil zu hoffen habe, so viel beschaffen sollte, als der, dessen Vortheil größer wird, je mehr er arbeitet, der von seiner Arbeit auch allein den Vortheil zieht. Sie zeigt, daß der Unfreie durchaus nicht viel arbeiten wollen könnte, denn er muß fürchten, daß, je mehr er arbeitet, ihm desto mehr auferlegt werde, daß er daher das Interesse habe, so wenig als möglich zu arbeiten, während bei dem freien Arbeiter gerade die entgegengesetzten Triebfedern wirken. Die Furcht ist ein ungleich schwächeres Motiv, als das eigene Interesse; gegen die Strafe selbst wird der unfreie rohe Mensch abgestumpft. Noch ungleich mehr aber muß sich dieser Unterschied bei der Qualität der Arbeit bewähren. Wer ungern arbeitet, und der Zwangene arbeitet, wird nie auf die Vervollkommnung seiner Arbeit bedacht, was liegt ihm daran, ob er nur keine Strafe zu erdulden hat, wenn er nur seine Pflicht erfüllt hat. Er arbeitet nicht mit dem inneren Sinn, fällt ihm die unwürdige Arbeit nicht in den inneren Sinn, den geringsten Anreiz zu besserer Arbeit, desto mehr er arbeitet, desto mehr will er sich von der Vervollkommnung, jede Vervollkommnung, die er dabei anzubringen vermag, ge- reichte ihm zum Vortheile und er allein hat den Gewinn davon zu er-

ten ihren Ursprung von de tartarischen Kneesen in die regierenden Familien, theilte letztern haben mit den Rang. Im Allgemeinen ihre Unterthanen keine gute Leute, mit den regierenden

Kneeller (Gottfried) ihm seine Eltern für den auf die Universität gesandlungsbaukunde zu widmen für die Malerei zeigte; si

brande und nachher unter Ferdinand Bole studiren. In Gesellschaft seines Bruders, Johann Zacharias, der sich der Baukunst gewidmet hatte, begab er sich darauf nach Italien, wo er einige der besten Gemälde Titians und Hannibal denbei auch den freundschaftlichen Unterricht. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Rom, wo er anfangs Historien-Malerei theilweislich der Portrait-Malerei widmete, erhielt einen großen Ruhm. Von Venedig zurück, wo er zu Hamburg bei England erhielt und 1675 sich nach London betraute, welche er daselbst fertigstellte, erregte die Bewunderung, daß der Herzog von Monmouth II., der späterhin sein Leben auf dem Schafot allein selbst vom Kneeller malen ließ, sonder Water, zu bewegen suchte, denselben ebenfalls doch in derselben Zeit seinem Hofmaler, Peter van der Meer, sich von ihm malen zu lassen zuzustimmen konnte; so befahl er, daß beide Zeit malen sollten. Ungeachtet nun Lely, im Besitze des Rechts war, die Vortheile davor wählen zu können; so vermochte Kneeller, durch die Umstände Furcht einzujagen zu lassen, und Feuer zu arbeiten, daß er sein Bild von Lely's Arbeit kaum die erste Anlage begründete mit einem Male Kneeller's Ruhm allein mehrmals von ihm malen, sondern mit der, diesem Fürsten eigenen Menschenfreude in Covent-Garden. Nach Lely's Tode, ward Kneeller zum königlichen Hofmaler ernannt und vier Königen bekleidete. Zur J. 1684 machte er, auf Ludwigs XIV. Einladung, eine Reise nach Paris, wo er nicht allein den König, sondern auch die ganze königliche Familie malte. Dort erhielt er auch Nachricht vom Tode Karls II., seines Beschützers. Doch brachte dies keine Veränderung in Kneeller's Lage hervor; denn Jacob II. bestellte dem Künstler die Gunst, welcher ihn der Bruder gewidmet hatte. Es verdient angemerkt zu werden, daß Jacob II. sich so eben von Kneeller malen ließ, als ihm die Nachricht von der Landung des Prinzen von Oranien in England überbracht wurde. Auch dieser bewies sich gegen den Künstler sehr gnädig; denn Kneeller ward 1692 zum Knight (Ritter) ernannt und mußte darnach, auf Befehl des Königs, eine Reise

n Litauen ab. Dies war damals wirklich ein Marsch ab. Dies war nicht gleiches Land, welche über die übrigen Edelleute keine Vergleichung geboten, ward, da hatten, nach Leyden Mathematik und Geometrie entschiedene Meinung anfangs unter Rembrandt und nachher unter Ferdinand Bole studiren. In Gesellschaft seines Bruders, Johann Zacharias, der sich der Baukunst gewidmet hatte, begab er sich darauf nach Italien, wo er einige der besten Gemälde Titians und Hannibal denbei auch den freundschaftlichen Unterricht. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Rom, wo er anfangs Historien-Malerei theilweislich der Portrait-Malerei widmete, erhielt einen großen Ruhm. Von Venedig zurück, wo er zu Hamburg bei England erhielt und 1675 sich nach London betraute, welche er daselbst fertigstellte, erregte die Bewunderung, daß der Herzog von Monmouth II., der späterhin sein Leben auf dem Schafot allein selbst vom Kneeller malen ließ, sonder Water, zu bewegen suchte, denselben ebenfalls doch in derselben Zeit seinem Hofmaler, Peter van der Meer, sich von ihm malen zu lassen zuzustimmen konnte; so befahl er, daß beide Zeit malen sollten. Ungeachtet nun Lely, im Besitze des Rechts war, die Vortheile davor wählen zu können; so vermochte Kneeller, durch die Umstände Furcht einzujagen zu lassen, und Feuer zu arbeiten, daß er sein Bild von Lely's Arbeit kaum die erste Anlage begründete mit einem Male Kneeller's Ruhm allein mehrmals von ihm malen, sondern mit der, diesem Fürsten eigenen Menschenfreude in Covent-Garden. Nach Lely's Tode, ward Kneeller zum königlichen Hofmaler ernannt und vier Königen bekleidete. Zur J. 1684 machte er, auf Ludwigs XIV. Einladung, eine Reise nach Paris, wo er nicht allein den König, sondern auch die ganze königliche Familie malte. Dort erhielt er auch Nachricht vom Tode Karls II., seines Beschützers. Doch brachte dies keine Veränderung in Kneeller's Lage hervor; denn Jacob II. bestellte dem Künstler die Gunst, welcher ihn der Bruder gewidmet hatte. Es verdient angemerkt zu werden, daß Jacob II. sich so eben von Kneeller malen ließ, als ihm die Nachricht von der Landung des Prinzen von Oranien in England überbracht wurde. Auch dieser bewies sich gegen den Künstler sehr gnädig; denn Kneeller ward 1692 zum Knight (Ritter) ernannt und mußte darnach, auf Befehl des Königs, eine Reise

nach Erstfessel machen, um daselbst den Kurfürsten von Bayern zu malen, wofür er von diesem eine Medaille, nebst goldner Kette, dreihundert Pfund an Werth, zum Geschenk erhielt. Als er den König am 9. Nov. 1695 nach Oxford begleitete, ward ihm von der dortigen Universität der Doctortitel ertheilt, eine Ehre, die außer ihm, nur noch Josua Reynolds, der jedoch derselben in jeder Hinsicht würdiger war, erhalten hatte. Kneller schien vom Schicksale auserselben zu seyn, im Besitze der Gunst der Könige zu leben, ohne die veränderliche Laune derselben erfahren zu müssen; denn nicht einmal die politischen Stürme hatten Einfluß auf sein günstiges Schicksal. Obgleich ein eifriger Anhänger derjenigen Revolution, welche den Prinzen von Oranien auf den Thron gehoben hatte, blieb er nichts weniger im steten guten Vernehmen mit den Freunden des vertriebenen Königs Jacobs II.: ja, Kneller setzte sogar seinen vorigen Umgang mit denselben fort. Georg I. ernannte ihn am 24. Mai 1715 zum Baronet, unter dem Titel von Whetton in der Grafschaft Middlesex, und der deutsche Kaiser Joseph I. machte ihn sogar um eben diese Zeit zum römisch-deutschen Ritter. Aber alle diese Ehrenbezeugungen verschwinden vor dem Lob, welches ihm die Poesieen Dryden's, Pope's und Addison's sangen, und in welchen er noch fortleben wird, wenn seine Werke schon längst untergegangen seyn werden. Doch beschuldigt man Knellern, daß ihm kein Mittel zu schwer geworden sey, jene Dichter für sich zu stimmen, und ihr Lob auf die unwürdigste Weise zu erschleichen. Ueberhaupt werden die lächerlichsten Dinge von seiner übertriebenen Eitelkeit erzählt, eine Eitelkeit, durch welche er sich unfehlbar den Spott aller seiner Freunde zuziehen mußte. In wie fern folgende Anekdote auf Wahrheit gegründet ist, oder ebenfalls in seiner ungemessenen Ruhmsucht ihren Ursprung hat, wollen wir unerörtert lassen. Einstens tritt ein Freund Kneller's in dessen Arbeitszimmer und findet daselbst ein wunderschönes gemaltes weibliches Portrait, Kneller's Tochter in Lebensgröße vorstellend, welches aber an mehreren Stellen bedeutende Risse hat. Jener Freund kann sich nicht enthalten, das Gemälde nach Würden zu loben, aber auch den Urheber jener Zerstörung zu tadeln. Auf seine Erkundigung darüber, sagte Kneller, jene Risse rührten von einem kleinen Hunde her, der gewohnt sey, auf dem Schooße seiner Tochter zu ruhen und dann, in Abwesenheit derselben, an ihrem Bilde krake, um von ihr aufgenommen zu werden. — Uebrigens hatte Kneller einen bestimmten Preis für seine Portraits gesetzt, von welchem er nicht abwich: funfzehn Guineen für einen Kopf, zwanzig für einen Kopf mit einer Hand, dreißig für ein Brustbild und sechzig für ein Gemälde in Lebensgröße. Er malte aber nur Kopf und Hände; alles Uebrige mußten andere Künstler verfertigen, welche er dafür ordentlich in seinem Dienste hatte. Was den wahren Werth seiner Portraits betrifft; so behaupten gleichzeitige Schriftsteller, er habe keine Aehnlichkeit ganz vollkommen getroffen, aber durch Leichtigkeit und Anmuth der Ausführung sowohl, als durch kräftiges Colorit und edle Einfachheit, jenen Mangel der Aehnlichkeit vollkommen ersetzt. Uns scheint jedoch, als hätte Kneller, in so fern er Portraitmaler war, dessen erstes Verdienst in der Auffassung der Aehnlichkeit besteht, keinen so ungemessenen Ruf erlangen können, wenn ihm das Colorit, die Aehnlichkeit zu treffen, von der Natur versagt worden wäre. Kneller starb am 19. October 1723 in seinem fünf und siebenzigsten Jahre. Nach seinem Tode ward ihm in der Westminster-Abtei ein Monument errichtet, mit einer übertriebenen lobpreisenden Inschrift, für deren Verfertigung

Pope, noch bei Lebzeiten des Künstlers, fünfhundert Pfund empfangen haben soll.

Knigge (Adolph Franz Friedrich Ludwig, Freiherr von) ward 1752 zu Bredenbeck, einem Gute seines Vaters, nicht weit von Hannover geboren und daselbst bis in sein vierzehntes Jahr sehr sorgfältig erzogen. Dann machte er einige Reisen mit seinem Vater, auf welchen, da sie sehr kostspielig waren, dieser den Ueberrest seines Vermögens verzehrte und dem Sohne bei seinem Tode, der schon 1766 erfolgte, nebst ansehnlichen Gütern auch beträchtliche Schulden hinterließ. Der junge Knigge genoss nun Privatunterricht und bezog 1769 in seinem siebzehnten Jahre die Universität Göttingen. Auf einer Reise nach Cassel wurde er vom Landgrafen Friedrich II. zum Hofjunker und Assessor der Kriegs- und Domainenkammer ernannt, welche Stelle er 1772 antrat. Indessen ward er, ehe seine dortigen vortheilhaften Ausichten sich verwirklichen konnten, durch ökonomische Verhältnisse genöthigt, seine Stelle in Cassel niederzulegen und auf seine Güter zu gehen. Aber schon 1777 trat er als Kammerherr in die Dienste des Weimarschen Hofes, machte nachher mehrere Geschäftsreisen und privatisirte alsdann mit seiner Familie nach und nach zu Hanau, Frankfurt und Heidelberg. Im J. 1790 ward er sodann zum Oberhauptmann und Schlichter in Bremen erwählt, wo er aber bereits 1796 im vier und vierzigsten Jahre sein ziemlich unruhiges Leben endete. Er war in mehr als einem Fache ein ziemlich routinirter Schriftsteller, und besonders erhielten seine Romane, durch die leichte, gefällige Erzählung, durch einen Anstrich von Satyre, besonders aber durch eine Art populärer Lebensphilosophie, die stets im Bereich des Hausens lag, den Beifall der Lesewelt. Doch können sie, da in ihnen die subjective Individualität des Verfassers stets vorherrschend bleibt, auf den Namen von rein-objektiven Kunstwerken durchaus keinen Anspruch machen. Indessen zeigt seine Reise nach Braunschweig, die man lange für einen komischen Roman hat gelten lassen, in welcher aber nur einige lustige Situationen vorhanden sind, daß Knigge, wenn er nicht stets in seiner eigenen Persönlichkeit befangen gewesen wäre, allerdings vielleicht zu rein-komischen Producten sich hätte erheben können. Ein großes Glück hat sein Werk über den Umgang mit Menschen gemacht, ein Werk, welches, aus dem beschränkten Standpuncte betrachtet, in welchem es mitten darin liegt, allerdings viel Gutes enthält, das aber, wenn es wirklich zur allgemeinen Handlungsweise erhoben werden sollte, das Leben, wie der Detailhändler seine Waare, in einzelnen Quantitäten auswägen würde. Einen solchen Handel können aber nur wirklich arme Menschen treiben und machen. Daß übrigens Kniggens Laune keine natürliche, sondern nur eine erkünstelte war, daß sein Charakter sich in einiger Befangenheit erhielt, sehen wir auch schon aus seiner Hinnegung zu dem bekannten Illuminaten-Orden, dessen Mitglied er 1780 wurde, und für welchen er mit großer Thätigkeit wirkte. Diese Verbindung verwickelte ihn in viele widerwärtige Verhältnisse, unter andern mit Zimmermann, gegen welchen er jedoch den erhobenen Prozeß gewann. Unter dem Namen Philo gab er dann, nach Aufhebung jenes Ordens, eine merkwürdige Erklärung über denselben heraus, so wie er seinen übrigen Unwillen in der Geschichte der Aufklärung von Abyssinien, in Wärmbrands politischem Glaubensbekenntnisse und den Papieren des Etatsrath von Schafkopf dem Publikum vor Augen legte. Seinen Antheil an Wahrheit mit der eisernen Stirn hat er hinlänglich von sich abgelehnt.

Seine übrigen Schriften sind: der Roman meines Lebens, Geschichte Peter Clausens und Geschichte des armen Heren von Wilbenburg.

Knight (Ritter, eigentlich Knecht) ist die Stufe des niedern Adels in England, welche jedoch vor dem gemeinen Edelmann den Vorrang hat. Die Knights-Bannerets erhalten den Ritterstand vom Könige, dadurch, daß ihnen dieser eine Fahne überreicht. Der Charakter eines Knight-Bachelor hingehen ist persönlich und wird nur ausgezeichneten Gelehrten, Künstlern und Kaufleuten zu Theil. Die Mitglieder des Ritterordens werden ebenfalls Knights genannt.

Knittelverse heißen diejenigen Verse, welche sich bloß reimen,

übrigens  
stimmt  
den Nam  
schlige m  
metrischen  
verglichen  
und von  
indessen g  
Gebrauch  
kande bei  
zahl doch  
fast sind.  
Erfordern  
noch unge  
mit dem  
zur Verö  
dem Geht  
die metris  
sich von  
eigentliche  
Eigenthei  
ob er glei  
von sich  
über viel  
gen. Ueb  
in der eig  
lung frö  
sche Effe  
ten Effect  
versen ge  
eigentlich  
verkehren  
ner übrig  
sches, ge  
nicht, zu  
diesen Ei

Knittelversen gute und schlechte), besonders in der Pöffe auch ganz vollkommen. Als Gesetz eines guten Knittelverses kann man folgende zwei Erfordernisse aufstellen: erstlich muß die Gleichheit der Versart mit Sorgfalt vermieden und dahin gesehen werden, daß Jamben, Trochäen, Spondäen und Daemlen stets mit einander abwechseln, weil gerade dieses bunte Gemisch von Versen und die Regellosigkeit derselben zur Wirksamkeit des Komischen ausnehmend beiträgt; zweitens muß man in der

Länge und Kürze der einzelnen Strophen die möglichste Gleichheit beobachten und dahin streben, daß eine Strophe etwa dieselbe Länge bekomme, wie die andere, weil es dem Ohre unangenehm seyn würde, den

zurückkehren zu hören. Auch  
liche poetische Verse, ja sogar  
ben muß so natürlich, unge-  
Dazu gehört, daß die Wie-  
ia überhaupt jeder Anschein von

Pg.  
mceslaus, Freiherr von), ein  
eschmackvolle Freund Friedrichs  
in Rheinsberg den Geschmack  
Er wurde 1697 geboren, trat  
nd stieg bis zum Hauptmann.  
um sich ganz der Malerei und  
ise nach Italien und Frankreich,

durch die er seinen Geschmack sehr bildete, und nach deren Beendigung er nach Rheinsberg zu dem Kronprinzen ging. Als der Prinz auf den Thron gelangt war, ernannte er ihn zum Oberaufseher aller königlichen Gebäude und zum geheimen Finanzrath. Er starb im J. 1753 zu Berlin. Unter so manchen durch seine Direction aufgeführten königlichen Gebäuden bleibt besonders das Schloß Sans - Souci ein Denkmal seines Ruhms; den Ehlergarten zu Berlin hat er gleich beim Austritt der Regierung Friedrichs II. ungemein schön angeordnet. Man hat auch gute Bildnisse und Landschaften von ihm. Von diesem Manne, der bei seinem großen Geiste auch Treue und Redlichkeit bis zum Tode bewahrte, sagte ein Zeitgenosse, daß, wenn er den Verstand als eine Person malen sollte, so müßte ihm Knobelsdorf dazu sitzen. Friedrich II. schrieb selbst sein Ehrengedächtniß, welches in den Memoiren der Akademie Tom. VIII. gedruckt ist.

Knochen (Sebeine) si  
thierischen Körpers. Sie machen  
nicht von außen, wie die Kno-

erzug geded  
heile an un  
Theilen des  
, ohne all  
ei ihrem E  
orpel.  
erden, ist ?

Knöcheln S

it, wo nach der Absicht der Natur ein Knochen gebil-  
st fließt der Knochenast nach dem Mittelpunkte dieser  
Abweichungspunkte) und häuft daselbst immer  
zusammen, bis der Knochen seine durch den Knor-  
t gewonnen hat. Leidet der Knochen irgend eine  
t die Natur den Schaden durch Herbeiführung des  
wieder. Der Knorpel, an welchem sich die Kno-  
wächst selbst durch den, ihm von den Arterien zuge-  
orpel bemerkt man schon in Embryonen von einem  
keine Knoschen. Gegen Ende des zweiten Monats  
nferne, und zu Ende der Reife völlig ausgebildete  
Nach der Geburt bilden sich die Knorpel immer  
in in gemäßigten Erdstrichen beim Menschen im-



sehen dem funfzehnten und zwanzigsten Jahre ihre Vollkommenheit erlangt. Von hier an bis zum funfzigsten Jahre verändern sie sich nicht sonderlich, ob ihnen gleich nicht ganz dieselbe Form bleibt. Nach dieser Zeit verschlechtern sie sich, und werden sogar dünner und leichter. Alle Knochen der Thiere aus den beiden ersten Klassen sind äußerlich, auf und dicht unter ihrer Oberfläche dichter und fester, nach innen zu lockerer. Ihre Substanz ist, die Zähne ausgenommen, fast völlig einklebig und nur die Zusammenfügung oder Verbindung der feinsten Lamellen zu einem ganzen Knochen sind zellig; alle, die Zähne ausgenommen, mit der Bein- oder Knochenhaut überzogen, welche letztere aus dichtem Zellstoffe, aus Schlag- und Blutadern und aus Saugadern besteht, aber keine Nerven enthält und daher auch unempfindlich ist. Diese Beinhaut dient zur Erhaltung und Ernährung des Knochens,

1 Solches der-  
1 sind, trifft  
1 ochen ferd  
1 findringen,  
1 kennt, die  
1 rem stets ge-  
1 lbt hat ihre  
1 die derselben  
1 en enthalten  
1 e Substanz,  
1 Theile aus-  
1 er durch die  
1 verdünnten  
1 . Die Kno-  
1 n durch das

**Knoten** (in der Astronomie) werden die beiden Punkte genannt, in welchen die Bahnen der Planeten, Nebenplaneten und Kometen die Ekliptik an der scheinbaren Himmelkugel durchschneiden. Sobald jene Himmelskörper auf ihrer Laufbahn um den Himmel die Knoten berühren, befinden sie sich selbst in der Ekliptik und haben daher gar keine Breite. Die scheinbare Himmelkugel wird durch die Ekliptik in zwei Hälften getheilt, wovon die eine über die Ekliptik nach dem Nordpole, die andere aber unter ihr nach dem Südpole zu liegt. Tritt nun einer der Himmelskörper bei seinem Durchgange durch einen der Knoten in die obere Hälfte; so ist dieß der **aufsteigende Knoten** (**Drachenschwanz**); tritt er jedoch in die untere Hälften niedersteigenden Knoten (**Drache**) der Himmelskörper machen nach und nach ein, welche zwar in einer kurzen Reihe von Jahren wieder auf die Länge sehr merklich wird. Davon ist der Körper selbst die Ursache. Bei dem Wobeträchtlich, daß diese binnen 19 Jahren durchgehen. **Knotenlinie** (in der Astronomie) ist die Bahn irgend eines wandernden Himmelskörpers der Ekliptik durchschneidet und mitten durch die südliche Sonne geht. Die Endpunkte dieser Linie sind die Knoten, wovon so eben gesprochen. Da sich nun die Knoten selbst, gegen die Ordnung der Zeichen des Thierkreises, rückgängig um die Sonne bewegen; so muß dieß auch die Knotenlinie thun.

**Kobalt** (**Kobold**) ist ein Mineral, welches ein eigenes Geschlecht ausmacht, und dessen Erze **Kobaltspiese** genannt werden. Sie hat

eine eisen- oder stahlgraue, ins Rübliche spielende Farbe. Der Kobalt ist spröde, zerfällt unter dem Hammer in Brocken und zeigt nur im Stande der höchsten Reinheit einen geringen Grad von Ductibilität (Dehnbarkeit). Gewöhnlich ist er mit Arsenik, Nickel und Eisen vermengt. Er soll auch vom Magnet nicht allein angezogen werden, sondern auch selbst anziehend seyn: das Eisen wäre also, wenn es damit seine Richtigkeit hätte, nicht das einzige, des Magnetismus fähige Metall. Im Feuer ist der Kobalt sehr schwer flüchtig zu machen, so daß dazu die Hitze des schmelzenden Kupfers verlangt wird, und je mehr er von Arsenik frei ist, desto schwerer fließt er und desto schwerer läßt er sich verflüchten. Ja, er zeigt sich in dem stärksten Grade von Hitze feuerfest. Er löset sich in allen Säuren auf, im Wasser bleibt er aber unauflöslich. Seine Halbsäuren, aber nicht er selbst, bilden, in Verbindung mit den Erden, eine Art blaues Glas. Das von seinen Zusätzen geschiedene Erz heißt Kobaltkönig, von dem man jedoch im Großen keinen Gebrauch machen kann, und ihn deshalb nur in kleinen Massen zu chemischen Versuchen scheidet. Der Kobaltkalk, mit dem der Kobalt vermischt ist, und das Kobaltglas sind allein der Zweck der Scheidung. Der Kobaltkalk wird durchs Schmelzen zu einem dunkelblauen, ja schwarzen Glase, welches die bekannte Schmalte (blaue Farbe, blaue Stärke) giebt. Die Anstalten, wo diese Schmalte bereitet werden, heißen Blaufarbenwerke. Ehe man die Erfindung machte, Schmalte aus den Kobalterzen zu bereiten, warf man sie als unnütz, ja, wegen ihrer giftigen Eigenschaften, sogar als schädlich, weg. Die vornehmsten Arten von Kobalterzen sind: Weißer Speiskobalt; grauer Speiskobalt (stahlderber Kobalt); Blaukobalt und schwarzer Erdkobalt.

Kobold ist in der Geistertheorie des gemeinen Haufens dadurch vom Gespenst verschieden, daß dieses, wie geglaubt wird, der rücklehrende Geist eines vorhin lebendigen menschlichen Wesens ist, der Kobold hingegen eine für sich bestehende, an irgend ein Haus, oder an irgend eine Familie geknüpfte körperlose Erscheinung ausmacht. Ohne den Menschen zu schaden, leisten sie ihnen vielmehr, nach der Meinung des Volks, reichliche Dienste und belustigen nicht selten durch das spaßhafte Beginnen, mit dem sie ihre Lieblinge dann und wann zu necken pflegen. Wer erblickt nicht in diesem Kobolde eine Spielart des sogenannten dienßbaren Geistes (spiritus familiaris), an den schon Sokrates, wenigstens symbolisch glaubte? In den Bergwerken heißen die Kobolde Bergmännchen, und erscheinen daselbst in der Gestalt kleiner Kinder, die reichhaltige Anbrüche verkünden, aber allerhand schadensfrohe Neckereien ausüben, wenn sie von den Bergknappen in ihrem Beginnen gestört werden. — Kobold (Kobalt) nennen die Isländer auch ihren Abgott oder Teufel, der von ihnen angebetet wird. Pq.

Kochkunst ward bei den Griechen von den Weibern, besonders von den Geliebten, ausgeliebt. Homer beschreibt schon eine Art von Wickel, welches am Tage nach der Hochzeit, welche Menelaos seinen Kindern ausgerichtet hatte, gegeben wurde. Die Gäste gingen in das Haus des Königs, brachten Schafse und Wein mit, und ihre verschleierten Weiber trugen Gebäckenes. Ja, in dem Hause des Menelaos wurde bereits ein Gans gemästet, wie denn auch die Einwohner von Delos zuerst das Mästen der Hühner erfanden. Bei den Römern war die Kochkunst anfangs sehr vernachlässigt und nur ein Geschäft der Leibeigenen: die Abendmahlzeiten bestanden aus drei Gängen. Als jedoch die Römer mit den asiatischen Völkern bekannter wurden, kam auch die Kochkunst in Rom mehr in Aufnahme. Die Pracht der Gast-

zählter Krieg bald so hoch, daß man sich genöthigt sah, dieselbe durch Besatz einzuschränken. Dessenungeachtet wadte der Luxus der Tafeln immer mehr zu die Römer erfanden ein Liebungsgetränk, welches sie das trojanische Schwein nannten. Man ließ nämlich in dem Bauche eines Schweines verschiedene andere Thiere kochen, und der Witz der römischen Köche fand darin eine Ähnlichkeit mit dem trojanischen Pferde. Wider dergleichen Ueppigkeiten ward ein Jahr vor dem dritten punischen Kriege das sogenannte Fannische Gesetz gegeben, welchem zufolge unter andern auch das Wäcken der Hüften verboten wurde. Im höchsten Krieg die Verschwendung bei den Gastmählern der Römer, als Lucullus Athen besetzt hatte. Dieser hatte in seinem Palaste mehrere besondere Speisekammern errichten lassen, welche nach ihrer Rangordnung die Kosten des Gastmahls, welches darin gegeben werden sollte, zu bestimmen pflegten. Ein Abendessen in dem ersten dieser Säle kostete ungefähr 7.000 Thaler nach unserm Gelde. Kaiser Pompejus erforderte M. Aufrius Lurus das Wäcken der Pflanzen und hatte in kurzem 6.000 Servilien mit dieser Kunst verdient. In dieser Zeit ließ ein Schauspieler auf einem Gastmahle eine Schüssel auftragen, welche 30.000 Franken kostete. Sie bestand aus Süss- und Sprech-Vögeln, von denen jeder 600 Franken gekostet hatte. Der Sohn jenes Schauspielers trieb die Verschwendung noch weiter: er bewirthete seine Gäste sogar mit Perlen, die er in Essig auflöste. Unter Lüberius gab es in Rom bereits ordentliche Schulen und Lehret der Kochkunst; unter ihm zeichnete sich auch die Familie der Apicianer aus, deren einer viele neue Speisen z. B. ein salziges Gericht aus der Liser der Fische, manche Liebengeschichte, und die Kunst, die Schweine mit trocknen Reigen zu mästen, erfand. Ein anderer dieses Namens schrieb sogar ein Kochbuch, welches das Beste ist, das wir haben, und erfand die Kunst die Aukern frisch zu erbalten. Der Kaiser Vitellius ward einstend von seinem Bruder mit 2.000 anderlesenen Fischen und 7.000 Vögeln bewirthet: Vitellius ließ sich einmal in einer einzigen Schüssel die Lebern, Lungen, die Nieren und das Gehirn von vielen theuern Vögeln und Fischen auftragen.

**Kochsalz** (Kochensalz), ein Mittelsalz aus dem salzsauren Gesteine, heißt nach der neuern Chemie Kochsalzgesäuerter Soda (saturata de sodae). Es hat bekanntlich einen rein salzigen Geschmack, schiebt in wässrigen Krystallen an, welche an der Luft beständig sind und doch weder zerfließen, noch verwittern. Nur unreines Kochsalz nimmt Feuchtigkeit an und zerfließt. In Feuer zerfliegen die Kochsalzkrystalle mit lauem Getruke, weil ihr Krystallisationswasser plötzlich ausgedehnt wird und zerfallen zu Pulver, welches glühend wird und hernach zerfließt.

Das Salz im Wärmestoff vier Theilen Wasser des Kochsalzes sind 1 im beträchtlichen Quers oder theils in feinen. Das erste hat Polen, Russland, Schweden und andern Salzburgerischen und bei Cordova im Spanien auf 500 Fuß und feinerwürdige Salze unerschöpflich zu sein das Steinsalz in un

rdient in vielen getriebenen Schichten nachge-  
 siet aufzufindere Kohlen, derst, wenn es an den  
 iger Landen gewonnen wird. Meistlich  
 in Quellen, die in vielen Ländern, zumal in  
 nge vorhanden sind; so nennt man es Quelle  
 en oder Kohlenquellen, welche es vorzüglich in  
 Scherben im Herzogthum Mecklenburg und  
 er solches Quellen (Kohle) enthält, wenn es  
 i bis zur dritten Wache einen Theil Kohle;  
 jedoch viel weniger. Wenn die Kohle über  
 ist, so wird sie durch Brennen in Asche  
 ; sogenanntes Braunkohle, von dem sie her  
 e.

... welche von vorwärts nur als Brennma-  
 terial betrachtet, ist durch die neuen Fortschritte in der Chemie ungleich  
 mehr wichtig geworden. Jeder Thierkörper, der nach dem Verbrinnen  
 thierischer oder vegetabilischer Substanzen zurückbleibt, wird Kohle ge-  
 nannt. Nach der vollständigen Verbrennung werden in dem Prozeß des Ver-  
 brennens die in den thierischen und vegetabilischen Körpern enthaltenen  
 flüchtigen Theile durch die Wirkung des Feuers zerlegt, woraus sich als  
 dann Brennstoff (Phlogiston), welcher wegen Mangel an freier Luft  
 nicht verflüchtigen kann, mit dem erdigen Brennstoff verbindet und  
 mit diesem einen festen, trocknen, schwarzen und unauflösbaren Körper  
 bildet. Das Verbrinnen der Kohle geht in der umgebenden Luft vor  
 sich ab, weswegen auch der sogenannte Kohlendampf stündlich  
 werden kann. Ohne den Zutritt der freien Luft verändert das Feuer  
 die Kohle nicht. Nach Lavoisiers Theorie verbindet sich während des  
 Verbrinnens der Kohlenstoff mit der Kohle und Sauerstoff. Der  
 vorher mit dem Sauerstoff verbundene Wasserstoff wird dadurch frei,  
 und verbindet sich mit dem benachbarten Körper. Daher entsteht bei  
 dem Verbrinnen eines Körpers in Kohle Licht und Wärme. Die Kohle  
 und der Sauerstoff werden durch einen Theil des Wasserstoffs, den sie  
 aufzunehmen und binden, geschwächt und bilden das Kohlenwasser-  
 stoffgas. Dieses Gas, dessen Kohle, nach Lavoisier, Kohlenstoff und  
 Sauerstoff ausmacht, ist durchsichtig, elastisch, von flüchtigem Ge-  
 schmacke, und läßt sich durch Wasser nicht zerlegen. Nordlich und sehr  
 wird es in verschiedenen Stellen gefunden. Im Wasser ist es sich  
 zu gleichen Theilen auf, und daraus entsteht die Kohlensäure,  
 welche etwas schwerer als reines Wasser ist. An der Luft zerfällt das  
 Kohlenwasserstoffgas wieder auf dem Wasser; auch entwickelt es sich  
 aus demselben bei einer höhern Probe der Zersetzung. Kohlenstoff  
 ist nach der neuen französischen Theorie ein einfacher, sehr dunkel in der  
 Natur verbrennter Körper, der einen vorzüglichen Antheil der Kohle  
 ausmacht. Das Lavoisier'sche Versuchsresultat beweisen die Analytiker durch die  
 Erklärung des nachstehenden Versuchs. Man bringt eine bestimmte  
 Quantität gereinigter Kohlen auf einer kleinen Waage unter eine auf  
 Querschrauben ruhende und mit Sauerstoff angefüllte Glocke, stünde dann,  
 vorzüglich eines Brennglases dem Kohlenstange unter der Glocke, so  
 wird er solange wie unter dessen Flamme brennen, und es wird sich viel  
 Wasserstoff entwickeln. Allmählich aber werden Licht und Wärme  
 abnehmen, und die Kohle wird verflüchtigen. Nach gründlichem Ver-  
 such wird man finden, daß das Gas unter der Glocke am Um-  
 fange ein wenig abgenommen hat, und daß es vermehrt aus reinem  
 Sauerstoffgas in eine Mischung von vier Fünftel freier Luft und ein  
 Fünftel sauerstoffreichem Sauerstoffgas verwendet worden ist. Die Kohle

hat am Gewicht abgenommen, und um eben so viel hat das Gas unter der Glocke daran zugenommen. **K o b l e n s t a u b** (**K o h l e n - p u l v e r**) entfärbt braune und schwarze Körper und macht sie weiß. Die dunkle Farbe dieser Körper rührt nämlich von dem ihnen beigemischten Kohlenstoffe her. Vermischt man sie nun mit Kohlenpulver; so vereinigt sich der in ihnen enthaltene Kohlenstoff mit der Puhle, und sie werden entfärbt. Faulen Fleische benimmt das Kohlenpulver seinen widrigen Geruch. Denn dieses entsteht von dem sich bei der Fäulniß entwickelnden geschwefelten und gekochten Wasserstoffgas, welches sich mit dem Kohlenpulver verbindet und dieses dabei auch schwer macht. Auf gleiche Weise kann man durch das Kohlenpulver auch andern stinkenden Körpern, faulem Wasser, Zwiebeln, Knoblauch, Wanzen, besonders aber den heimlichen Gemüthern den üblen Geruch benehmen. — **K o h l e n b r e n n e r e i** ist die Kunst, Holz bei verschlossenem Feuer zum oblligen Glähen zu bringen und dann veräschern zu lassen. Das Alter dieser Kunst erhellt daraus, daß Salomo bereits der Kohlen gedenkt und sie von dem gewöhnlichen Brennholze unterscheidet. Bei den Römern war diese Kunst sogar geübt: denn der berühmte M. Aemilius Scaurus, der die Ligurier überwand, handelte einige Zeit mit Kohlen. Theophrast beschreibt schon das Verkohlen des Holzes, und Plinius gedenkt schon eines Kohlenmeißers.

**K o m i s c h** ist einer von den Begriffen, in deren Erklärung bis jetzt eine große Verschiedenheit geherrscht hat. In der That scheint die Auffassung des Grundbegriffes, auf welchem das Komische begründet ist, nur die Frucht einer gänzlich freien, abstracten Speculation zu seyn. Wir wollen es versuchen, die Erklärung dieses Grundbegriffes, so wie er uns nach einem langen und sorgfältigen Studium erschienen ist, mit wenigen Worten zu geben. Wenn wir, wie es durchaus der Natur des Gegenstandes angemessen ist, komisch durch *spasshafte* übersetzen können; so werden wir dadurch schon von selbst der wahren Erklärung des Komischen auf die Spur kommen. Epaphrast ist nämlich dasjenige, was nicht in erster Absicht, son-

taen, geschieht;  
ste, oder dem  
it, in den je-  
Rittel und bis  
daraus schon  
rebeten Wahl  
g irgend eines  
n auch, unster  
d erschöpfende  
ler studien,  
tande ist, auf  
t rechter We-  
isjenige, was  
ade die wider-  
en, um zum  
yphallisch lie-  
en wir, ein-  
er, dünkt uns,  
lärung scheint  
, weil sie alle  
und zu allen  
u wollen wir,  
er die scharfs-  
o man jedes-

mal zu Lachen geneigt ist, wenn es sich zuträgt, daß ein Vorübergehender fällt? Nach unsrer oben gegebenen Erklärung dürfte es sich damit folgendermaßen verhalten. Derjenige, welcher über die Straße geht, will sich natürlich an irgend einen Ort begeben, um daselbst irgend ein Geschäft zu verrichten: denn sonst wäre er natürlich zu Hause geblieben. Indem er nun dahin zu gehen im Begriffe ist, fällt er, das heißt, er thut gerade das Zweckwidrigste, was er in seiner Lage thun könnte, in so fern er nämlich durch das Fallen am Gehen und Fortkommen durchaus verhindert wird. Die absolute Zweckwidrigkeit also, welche daraus entsteht, ist es gerade, welche uns so verkehrt erscheint, daß wir darüber lachen müssen, und wir müssen gerade um so mehr darüber lachen, je mehr derjenige, der fällt, Eile zu haben scheint. Das aber, was Lachen erregt, oder das Lächerliche, ist eben das Komische. Was erscheint uns ferner komischer, als wenn jemand, der sich auf einen Stuhl zu setzen glaubt, sich oft recht langsam und würdevoll auf die Erde setzt? Ist etwas Widersprechenderes zu denken, und thut jemand etwas, was seinem Endzwecke absoluter widerspräche, als wenn er sich, statt auf den Stuhl, auf die Erde setzt? Eben aus diesem Grunde erscheint uns auch ein solches Ereigniß so sehr lächerlich. Selbst das moralische Gefühl im Menschen, welches gebietet, sich nicht über das Unglück seines Nebenmenschen zu freuen, wird hier von dem Hange, nur den reinen Endzweck, entblößt von jeder persönlichen Rücksicht (das *Rein-Formelle*), im Augenmerke zu haben, besiegt und hintenangesetzt. Denn ob es uns gleich aus hundertfältiger Erfahrung bekannt ist, daß der Mensch in jenen beiden angegebenen Fällen sich oft sehr gefährlich verletzen kann; so wirkt dennoch unser Verstand, der sich von der Zweckwidrigkeit jener Handlungen gewissermaßen beleidigt fühlt, und sich daher des Spottes über dieselbe nicht zu erwehren vermag, kräftiger in uns, als das moralische Gesetz, mit dem Unglücke unsrer Nebenmenschen Mitleid zu haben. S. *Burlesk.* Pg.

Komödie, s. Schauspiel.

**Komorn**, eine königliche Freistadt in der Gespannschaft gleiches Namens in Niederungarn, im äußersten Winkel der Insel *Schütt*, am Zusammenflusse der Waag und Donau. Natur und Kunst machen sie beinahe unüberwindlich. Die Stadt enthält 5000, und die ganze Gespannschaft 70,000 Einwohner, welche, bis auf wenige deutsche und dänische Slaven, lauter Ungarn sind. Es befindet sich hier eine fliegende Brücke.

**König** heißt in der Sprache der Mineralogie das aus den Erzen gewonnene reine Metall und Halbmetall. Man glaubt, daß dieser Ausdruck von den Alchymisten herrühre, welche in allen Schmelzungen Gold, den König der Metalle, zu finden wähnten. So sagt man auch **Kobaltkönig** (s. d. Art.).

**König** — **Römischer König** — **König von Rom**. Nächst dem kaiserlichen Titel, wird in Europa der königliche als der vornehmste geachtet. Den Königen gebührt, so wie den Kaisern, ausschließlich der Titel *Majestät*, auch sind noch verschiedene andere, größtentheils das Ceremoniel betreffende Vorrechte, an den Königstitel geknüpft, die in der Diplomatie unter dem Namen der königlichen Ehren (*honneurs royaux, honores regii*) begriffen werden. Diese königlichen Ehren besaßen und besitzen jedoch auch zuweilen solche Staaten, deren Regenten den königlichen Titel nicht führen; so besaß sie die alte Republik Venedig, und die der vereinigten Niederlande, so die Schweiz, und die Großherzoge, wenigstens zum Theil. Die Zahl und die Benennung der in Europa vorhandenen Königreiche, hat durch die, seit der franzö-

In derum-  
Länder  
, Spa-  
rdinien,  
England,  
ach dem  
inreich,  
wurden,  
re neue  
phenere  
ien aus  
n neues  
iniglische  
Tealien,  
Soß die  
König-  
nd wur-  
Tagen,  
rchaft,  
ren sich  
daranf  
uder in  
in Neas  
ronisire  
lle (nur  
l seines  
ille von  
doch nie  
n Wür-  
der Er-  
i. Das  
he, mit  
n neues  
er dem-  
ter auch  
nig von

England aber nannte sich nun auch König von Hannover. Dagegen sah man eine der neu entstandenen königlichen Dynastien, die einzige, die im Sturme sich noch erhalten hatte, auch vollends untergehen, in

1. Neapel in einem unglücklichen Kriege bald darauf auch das Leben verlor. Es folgende Königreiche: Portugal, Spa-  
nien, Sardinien, das lombardisch-venetianische, Böhmen, Galicien und Lodomerien,  
n, England, Schottland, Irland, Schweden,  
erl, Bayern, Württemberg, Sachsen und  
tel ward bisher in Europa nur wirklich

regierenden Königen, oder doch solchen, welche es gewesen waren, ertheilt, dagegen aber ward er, seitdem Bonaparte den Kaisertitel angenommen, auch zum Titel für einen Kronprinzen gemacht, welches noch nie der Fall gewesen war. Dieser neue König von Rom ist jedoch keinesweges mit dem römischen Könige zu verwechseln. Der Titel eines römischen Königs bezeichnete in dem vormaligen deutschen Staatsrechte, den noch bei Lebzeiten des römischen Kaisers von den Kurfürsten erwählten Nachfolger desselben, der jedoch als solcher durchaus keinen An-

theil an der Reichsregierung hatte; den Titel eines Königs von Rom dagegen sollte, nach der Einverleibung Roms mit dem französischen Reiche, vermöge eines Senatusconsults vom 17. Febr. 1810, jedesmal der älteste Prinz des Kaisers von Frankreich führen. Mit dem Sturze der napoleonischen Herrschaft ist auch dieser Titel in dem europäischen Staatsrechte erloschen.

Cz.

**Königsberg**, Hauptstadt im Königreiche Preußen, und zweite Residenzstadt der preußischen Monarchie, eine berühmte Handelsstadt, ehemals zum hanseatischen Bunde gehörig, liegt am Einflusse des Pregel, über welchen hier sieben Brücken gehen, in das frische Haff, und hat, die dreizehn Vorstädte mit eingerechnet, zwei Meilen im Umkreise, in welchen Raum aber viele Gärten, Felder und ein See mit eingeschlossen sind. Im Jahr 1782 enthielt die Stadt 4,508 Häuser und 55,086 Einwohner, deren aber 1802 nur noch 49,996 gezählt wurden. Das dortige Schloß ist prächtig gebaut, liegt auf einer Anhöhe und enthält 180 Zimmer, von denen aber ein großer Theil nicht mehr bewohnbar ist. Die Stadt hat 23 Kirchen, den Sitz der hohen Landescollegien von Ostpreußen, des Staatsministeriums, der Regierung, der Kriegs- und Domainenkammer u. s. w. Besonders schöne Häuser enthält die Königsstraße (neue Sorge). Der vornehmste Theil der Stadt heißt Kneiphof; dieser liegt auf einer Insel im Pregel und ist auf Pfählen erbaut. In dem sehenswürdigen Dome ist die Orgel zu merken, die 5,000 Pfeiler hat und 1721 vollendet worden ist. Die dortige Universität, welche 1544 gestiftet ist, hat 18 Professoren, ungefähr 300 Studenten und eine aus 7,500 Bänden bestehende Bibliothek. Außer dieser giebt es daselbst die Königl. die Raths-, die braunische und die wallenrodtsche Bibliothek, welche bei weitem wichtiger sind, wie die erstere. Außer der Universität befinden sich daselbst noch viele, zum Theile vorzügliche Schulanstalten, unter denen das Collegium Fridericianum die wichtigste ist. Die Festung Friedrichsburg mit Kirche und Zeughaus liegt vor dem Kneiphofe. Die dortige katholische Kirche ist 1777 erbaut. Obgleich der Pregel neben der Stadt 15 Fuß Tiefe hat, kann doch, wegen einiger sich darin befindlichen seichten Stellen, kein großes beladenes Seeschiff auf demselben zur Stadt kommen. Die Schiffe müssen also in Pillau, dem Hafen von Königsberg, liegen bleiben. Der Handel hat seit zwanzig Jahren beträchtlich abgenommen. Die französische Colonie, welche allein vom Soldatenstande befreit ist, bestand 1780 aus 369 Köpfen. Die Judenschaft ist zahlreich und die Garnison besteht aus 7,000 Mann.

**Königsmarkt** (Marie Aurore, Gräfin von) zuletzt Probstin des Stifts Quedlinburg, die bekannte Geliebte Augusts II., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, ward um das Jahr 1678 geboren und stammt aus einer der ältesten adligen Familien der Mark Brandenburg her. Sie ist sowohl wegen der geistigen und körperlichen Reize, mit welchen sie von der Natur verschwenderisch ausgestattet war, als auch wegen der politischen Verhältnisse, in welchen sie lebte, um so eher als eine der berühmtesten und ausgezeichnetsten Frauen des 17ten und 18ten Jahrhunderts anzuführen, als ihr noch überdem das Glück werden sollte, einem der größten Helden seiner Zeit, dem berühmten Marschall von Sachsen, das Daseyn zu geben. Kaum war sie 18 Jahr alt, und schon redete und schrieb sie, meistens mit Reinheit und Eleganz, die schwedische, deutsche, französische, italienische und englische Sprache, verstand Latein, las die alten classischen Schriftsteller, besaß ausgebreitete historische und geographische Kenntnisse und war Dichterin



in der französischen und italienischen Sprache. Voltaire urtheilt von ihr, bei Gelegenheit eines ihrer französischen Gedichte, man könne glauben, die Verfasserin sey zu Versailles geboren. Auch war sie Conkünstlerin, sang vortreflich, spielte die Laute und Gambe zum Bewundern und componirte für diese Instrumente. Ueberdem malte sie auch in einer Vollkommenheit, von der noch jetzt einige ihrer Werke zeugen, die in Quedlinburg vorhanden sind. Mit diesen mannigfaltigen und ausgezeichneten Talenten verband sie den feinsten Witz und die reizendste Unterhaltungsgabe. So ausgebildet kam sie, in Begleitung ihrer beiden Schwestern, im J. 1694 nach Dresden, um daselbst in einer Erbschaftsangelegenheit, welche sie in Hamburg hatte, die Verwendung des Kurfürsten zu suchen, der, vermög seiner Verbindung mit dem Hofe zu Wien, auf den päpstlichen hamburger Magistrat einzuwirken vermochte. Der Kurfürst sah die Gräfin, entbrannte von heftiger Liebe zu ihr und

um die junge Königsmark sich geblieben Bemühungen gelang ihm öffentlich als die Maitresse des einen Sohn, den der Vater Maria der Moritzburg, auf welcher der und der Sohn Daseyn erhalten sich, unter dem Namen des Martersten Helden Europa's emporgeridenschaft des Kurfürsten für die n andern Gegenstände Platz. Dis rde und stößte selbst noch als verretreuen Geliebten, sondern auch ng und Ehrerbietung ein. So ge a in dem innigsten Freundschaftslängst aufgebbt hatte, seine Ge i ward sie vom wiener Hofe zur ben und daselbst am 24. Mai 1700 an hielt sie sich abwechselnd zu Wie sehr sie sich die Achtung und König von Polen geworden war, essen Begriffe von ihrer Klingheit aus, daß er sie 1702 zu Carl XII. verhandlung einzuleiten. Als die klärt hatte, daß er sie nicht sehen r Sache wieder zurücktreifen. In lebte sie in ewigen Streitigkeiten als die glänzendere Lage der Gräse bei dem Könige von Polen, und i, einen unversöhnlichen Reid geür diese Unannehmlichkeiten ward Achtung und Huldigung zahlreien kamen, die Gräfin kennen zu

lernen, und unter welchen sich die ersten Personen Europa's befanden. Der merkwürdigste und ehrenvollste Besuch war unstreitig der, welchem sie 1711 von Peter I. erhielt, welcher nebst den Herzogen von Braunschweig, Rudolph August und Anton Ulrich, die sich ebenfalls mit der ganzen herzoglichen Familie daselbst eingefunden hatten, drei Tage zu Quedlinburg verweilte. Bei dieser Gelegenheit soll die Gräfin, im Namen des Königs von Polen, mit dem Czar Unterhandlungen angeknüpft haben, welche auf die bekannten Verhältnisse der damaligen Zeit Beziehung

hatten. Ohne uns weiter über die Ereignisse ihres Lebens verbreiten zu können, eilen wir zu dem Augenblicke, wo diese merkwürdige Frau, früher als es ihr von der Natur bestimmt zu seyn schien, durch einen unglücklichen Zufall ein Raub des Todes werden sollte. Sie hatte sich, wie man erzählt, beim Ankleiden mit einer Nadel am Unterleibe verletzt, und darauf nicht weiter geachtet. Diese Wundung ging in Entzündung, und bald darauf in den fatalen Brand über, an welchem sie den 18. Februar 1728 in ihrem fünfzigsten Jahre starb. Ihr Leichnam, an welchem man noch jetzt, beinahe nach einem Jahrhunderte, Ueberreste von den Reizen der Gräfin erkennen soll, ward in der fürstlichen Gruft zu Quedlinburg beigesetzt.

**Königstein**, eine berühmte und unüberwindliche Bergfestung im meißner Kreise, nebst einem Städtchen gleiches Namens, an der Elbe, auf der böhmischen Grenze, gehört zum Königreiche Sachsen. Der Berg, auf welchem die Festung liegt, hat, von der Oberfläche der Elbe, 950 Ellen in der Höhe, und eine gute halbe Stunde im Umkreise. Der Bau der Festung selbst hat 1589 unter dem Kurfürsten Christian I. begonnen, ist aber 1731 erst gänzlich vollendet worden. Sie hat nur einen einzigen sehr verwahrten Zugang, kann weder unterminirt, noch von den umliegenden Bergen beschossen, noch ausgehungert werden, weil, außer dem jedesmaligen Proviant, hinlänglicher Ackerbau, auch Holz genug in der hohen Ebene ist, um die kleine Besatzung hinlänglich versorgen zu können. Außerdem hat sie noch einen 900 Ellen tiefen gangbaren Brunnen, und kann sowohl das unten gelegene Städtchen, als auch die Elbe, mit ihren Kanonen bestreichen. Sie hat gewöhnlich nahe an 600 Bewohner, wovon meistens 400 zum Militär gehören, und sämtliche Handwerke zu treiben im Stande sind. Unter ihre vornehmsten Merkwürdigkeiten gehört das Zeughaus, das sogenannte Wagenbette (ein schmaler Absatz der Mauer, auf welchem einst ein Page, ohne herunterzufallen, geschlafen haben soll), das große Weinsäß (welches 3709 dresdner Eimer enthält), die Kirche, die Keller, und der gegenüberstehende, gleichfalls beträchtlich hohe Berg, der Lilienstein. In der sogenannten Georgenburg auf derselben werden die Staatsgefangenen verwahrt.

**Konstanz**, s. **Costniz**.

**Kopf** (physisch) derjenige Theil des thierischen und menschlichen Körpers, welcher den Mittelpunkt des Nervensystems, das Gehirn in sich enthält, und die Entwicklung der vorzüglichsten Sinne und Sinneswerkzeuge an sich hat. Aus dieser Erklärung schon sieht man, daß, wenn ja unter den organischen Gliedern eine Rangordnung Statt findet, der Kopf diejenige Stelle, die er physisch beim Menschen einnimmt, die oberste, mit Recht behaupten kann, wenn auch, wie in der bekannten Fabel, die übrigen Glieder ihre Unentbehrlichkeit beweisen. Der Kopf des Menschen weicht in vielen Stücken von dem der Thiere ab, und beweist nebst mehreren andern den Vorzug des Menschen in Ansehung der äußern Bildung. Der Mensch trägt den Kopf aufwärts, und schaut gen Himmel, bei den Thieren steht er horizontal, oder gar unterwärts: der vordere Theil bildet das Gesicht glatt herunter, mit vollkommen und schön ausgebildeten Theilen, bei den Thieren sind die Knochen der Kinladen mehr oder weniger hervorstehend und verlängert. Nur der obere und hintere Theil des Kopfes des Menschen ist mit Haaren bewachsen, der vordere und die beiden Seitentheile sind größtentheils glatt und symmetrisch geordnet, und mit den Werkzeugen der vier Sinne versehen. Das Knochengebäude des Kopfes besteht aus acht

stacheln Knochen, die aber so fest in einander gefügt sind, daß sie alle aus einem Stück zu seyn scheinen, und den Schädel ausmachen (s. Schädel). Das Gesicht selbst besteht wieder aus mehreren andern Knochen, die mit dem Schädel in Verbindung stehen. Die ganze Kopf-Länge wiederholt sich in der Regel sechsmal in der Länge des Körpers. Das Knochengebäude des Kopfes ist mit der Haut bedeckt, welche des des übrigen Körpers gleich ist. Unter derselben ist noch eine Hautlage von Muskeln und Sehnen. Die Knochen selbst haben außerdem noch ihre eigene Beinhaut, wie die andern Knochen. Die Höhle des Kopfes ist vom Gehirn ganz ausgefüllt. Dieses hat gleichfalls eine dreifache Hautoberfläche um sich, davon die dem Schädelknochen, und die dem Gehirn selbst zunächst liegende, viele Blutgefäße bekommen, die mit der äußern Haut (Haut) bis in das Innere des Gehirns eindringen, das auch außerdem noch durch mehrere große Schlagadern viel Blut bekommt. Daher ist der Kopf auch bei vermehrtem Zustromen des Blutes verschiedenen Krankheiten unterworfen. Kopfkrankheiten heißen alle diejenigen Krankheiten, welche an oder in dem Kopfe vorzüglich erscheinen. Unter diesen sind die Kopfschmerzen die gewöhnlichsten, weil beinahe jede Kopfkrankheit sich durch Schmerz besonders bemerklich macht, daher aber auch die Kopfschmerzen selbst von verschiedenen Ursachen herrühren, und ein Symptom mannigfaltiger Krankheiten seyn können. So können von Aneurysmus, einer Art von Entzündung der Muskel- und Sehnenhaut über dem Knochen, selbst von Entzündung der eigentlichen Beinhaut Kopfschmerzen entstehen, welche sehr heftig und hartnäckig sind; ferner können sie von zu starkem Zustromen des Blutes nach den innern Theilen des Kopfes entstehen, welches von allgemeiner Erhöhung des Körpers und Erregung des Blutes herrührt, oder von Aufregung des Kopfes durch Heißesarbeiten, oder von zu starkem, das Gehirn zu sehr reizenden Ausdünstungen und Gerüchen. Nervenschwache Personen beiderlei Geschlechtes sind besonders Kopfschmerzen unterworfen, noch mehr wenn sie vollblütig sind. Jede geringe Blutwässerung versetzt das Gehirn in einen gereizten, mit Schmerzen belegtem Zustand. Man hat sonst, wie alle Schmerzen, auch diese mit dem Namen der Krämpfe belegt, allein das Gehirn hat keine Muskeln, kann daher auch keine wahre Krämpfe haben, und die daargen oft angerathenen krampfstillenden Mittel verwehren die Blutwässerung, und damit auch die Kopfschmerzen. Da die Kopfschmerzen so verschiedenen Kräfte u  
fragen, als  
haben, a  
Mittel, als  
ableitende l  
empfehlen.  
Wirdel des  
oder sehr e

r, jedesmal den Arzt um Rath zu  
nt Mittel zu brauchen, die oft wech  
im Koerpern gelinde Kälte  
it Zucker. Weintrauben mit Zucker;  
id Zucker, noch am meisten zu  
strikte Personen haben oft auf dem  
, der einen kleinen Fleck annimmt,  
zuweilen). Manche haben nur auf

einer Seite des Kopfes einen oft wiederkehrenden Schmerz, der meistens von Aneurysmus herrührt. Man sollte bei Kopfschmerzen mehr als bisher gewöhnlich war, das Anlegen der Blutigel anwenden, weil diese in den meisten Fällen die größte Erleichterung verschaffen. H.

Kopfschwelchheit oder Schlagwirthschaft ist dasjenige Schwelchheit, bei welchem die gesammte Feldmark in viele Theile getheilt ist, wovon nach einem bestimmten Umfange die kleinere Hälfte so viele Jager, als ihrer Theile sind, nach einander mit Vertheilung bewacht, die größere Hälfte aber eben so viele Jager, als ihrer

Theile sind, nach einander zur Viehhuthung bestimmt ist, und deswegen zuerst einmal mit Futterkräutern besäet, sonst aber nachher dem natürlichen Grasswuchse überlassen, oder auch hier und dort zum Theil als reine Braache behandelt wird. Man nennt diese Felder *Koppeln*, wenn sie weniger als 75 berliner, oder 35 dresdener Scheffel, und Schläge, sobald sie mehr Ausfaat bedürfen. Noch kleinere Abtheilungen heißen *Lücken*, und die zunächst an den Wohnungen liegenden, *Loften*. Bei der Koppelwirthschaft, wie sie in Holstein und Mecklenburg Statt findet, hat man theils 5, theils 7, theils 9, theils 11, theils 13, theils 15 gleich große Koppeln, und bestellt die zum Getraidebau bestimmten mit Weizen, Roggen, Erbsen, Gerste, Hafer und auch Buchweizen, und nur in Holstein sind die Koppeln mit lebendigen Hecken, oder todten Einfriedigungen umgeben, in Mecklenburg nie; höchstens umdäunt man hier die *Nacht- und Nebenkoppeln* mit Latzen, Stangen und Weidenästen. Sie paßt nur eigentlich für nicht sehr bevölkerte Staaten, so lange in denselben nur höchstens 1000 — 1200 Seelen auf einer Quadratmeile leben, weil ihr Hauptwirthschaftszweig die Viehzucht ist. In dieser Rücksicht hat die Koppelwirthschaft zwar einige Vorzüge vor andern Acker systemen, z. B. nämlich: 1) sie bedarf für ihren zum Ackerbau bestimmten Flächenraum das geringste Betriebscapital, und ist für den Eigenthümer sehr bequem; 2) sie kann größtentheils das Getraide wohlfeiler, als bei andern Acker systemen erzeugen. Allein sie bildet das Eigenthum theils zu großen Massen, die sich nachher nicht leicht trennen lassen, theils nur in wenige Hände größerer Grundeigenthümer, größerer Pächter und armer Tagelöhner, die im eigentlichen Sinne kein Vaterland, und mithin auch keine wahre Vaterlandsliebe haben. Sie hängt in Ansehung ihres Wohlstandes immer vom Auslande und von ganz fremden Ereignissen ab. Eben so begünstigt sie die Bevölkerung nur wenig, und wird dadurch natürlicher Weise dem Entstehen und Gedeihen der Manufacturen und Fabriken hinderlich. Mithin kann dieselbe keinem Staate im Ernste zur Nachahmung empfohlen werden.

X.

*Korallen* (*Corallia*) heißen diejenigen Pflanzenthier (Phytozoa), welche horn- oder kalkartig sind, und Löcher oder Zellen bilden. Es giebt *Röhrenkorallen*, *Sternkorallen*, *Punctkorallen*, *Gliederkorallen*, *Hornkorallen* u. s. w. Ehemals rechnete man die Korallen zum Mineralreiche; jetzt werden sie jedoch zu dem Pflanzenreiche gezählt. Aber auch bloße Gewächse sind es nicht, sondern Gehäuse, worin lebendige Thiere wohnen. Diese aber sind nicht von den Thieren erbauet, wie etwa die Zellen von den Bienen, sondern sie entstehen ungefähr wie die Muscheln und Schneckenschalen, nur daß bei der Fortpflanzung das junge Thier zugleich mit seinem kalkigen Gehäuse von dem alten, wie ein Zweig von einem Stamme, hervorgetrieben wird, und sich daher, beim schnellen Wachstume und bei der starken Vermehrung dieser sonderbaren Geschöpfe, die ungeheure Größe und der Umfang derselben erklären läßt. Wie schnell sich Korallen irgendwo anhäufen, sieht man aus manchem Schiffswrack in Westindien, welches oft über und über mit Korallen dicht bepflanzt ist, ob es gleich zuweilen noch kein völliges Jahr im Meere gelegen hat. Viele vulkanische Inseln in der Südsee und in Westindien, z. B. Barbados, sind ganz mit einer Rinde überzogen. An manchen Küsten der Südländer und einiger Südseeinseln ragen ungeheure Korallenstämme aus einer erstaunlichen Tiefe vom Grunde des Meeres empor. — Die künstlichen Korallen werden aus rothgebeizten Knochen verfertigt.

**K o r k** (Pantoffelholz) ist die Rinde von der Korkleiche (*Quercus suber*). Dieser Baum unterscheidet sich, dem äußern Ansehen nach, fast gar nicht von der immer grünen Eiche; nur ist seine Rinde nicht glatt, sondern rissig und schwammig. In dem Wuchse, ja in den Blättern, die ebenfalls immer grün bleiben, bemerkt man keinen Unterschied. Er wird in Italien, im südlichen Frankreich, in Spanien und Portugal gefunden, wo er, als ein dicker, hoher Baum, ein Alter von hundert Jahren erreicht. In Deutschland kann er jedoch im Winter nicht im Freien ausdauern. Man hält ihn daher bei uns in Gewächshäusern, wo er jedoch nicht groß wird. Seine Früchte sind süßer, wie unsere Eicheln, und werden in Spanien wie Kastanien gebraten und gegessen. Vielen Thieren und Vögeln sind sie eine nahrhafte Kost. Das Merkwürdigste an diesem Baume ist die Rinde, welche, wie schon oben gesagt, den Kork liefert. So lange der Baum noch jung ist, darf man die Rinde, wenn er im Wachstume nicht gestört werden soll, nur alle sieben bis acht Jahre abschälen; im höhern Alter kann man dies ohne Schaden alle vier Jahre thun. Diejenige Rinde, welche den Splint unmittelbar bedeckt, muß jedoch stets sorgfältig geschont werden. Die Rinde von alten Bäumen bei der dritten Abschälung ist die beste. Außer zu Stöpseln und zu Sohlen dient der Kork, auch, seiner Leichtigkeit wegen, zu Schwimmkleidern. Ein Kamisol, mit zwölf Pfund Kork gefüllt, erhält einen erwachsenen Menschen über dem Wasser. Aus verbranntem Kork wird eine feine schwarze Farbe, das spanische Schwarz, gemacht. Korkbildneret, s. Felloplastik (besser Pheelloplastik).

**K ö r n e r** (Theodor), ein deutscher Lytkäus, der durch das Andenken des heiligen Krieges (1813) ewig gefeiert ist, war aus einer angesehenen und kunstliebenden Familie in Dresden den 23. Sept. 1791 geboren. Sein Vater, der patriotische Appellationrath Körner daselbst, als Schriftsteller im Fache der Staatswissenschaft und Aesthetik (er ist Verf. der ästhetischen Ansichten, Leipzig, 1808) vortheilhaft bekannt, nannte Schiller und Göthe seine Freunde, und sah sie oft in seinem Hause. Sein Großvater von väterlicher Seite war der ehemalige Superintendent Körner in Leipzig, von mütterlicher, der Kupferstecher Stock, ebenfalls daselbst. Die als Pastellmalerin berühmte Demois. Stock (deren mit der Mutter von Körner im zweiten Theile des Lebens von Göthe gedacht wird) war seine Tante. Der in seinen besten Hoffnungen gestorben Prof. Dippoldt in Danzig, und der Corrector Klittner an der Freischule in Dresden, waren seine Lehrer. Beide nährten in ihm die glühende Liebe für Alterthum, Kunst und Poesie; von ersterem insbesondere wurde er in das Heiligthum der Geschichte eingeführt, aus deren Quelle er Stoff für seine poetischen Versuche schöpfte. Dabei war ihm sein würdiger Vater der beste Freund und Lehrer. Er besuchte zuerst die Bergakademie in Freiberg, und hatte, wie man auch aus seinen Gedichten sieht, viel Interesse für den Bergbau. Auf seinen Reisen ging er auch späterhin oft als Bergmann gekleidet, hatte Bergwerksinstrumente bei sich, sammelte oft mit Lebensgefahr Steine auf Felsenklippen u. s. w. Im J. 1810 bezog er die Universität Leipzig. Hier lernte ihn der Verfasser dieses Artikels kennen, welcher die weitere Beschreibung Körners aus einem von ihm früher in den deutschen Blättern (Nro. 43.) mitgetheilten Aufsätze entlehnen will. Sein Aeußeres war nicht gerade einnehmend, aber ein fester Körper, munteres Gesicht, und ein dunkelglänzendes, immer bewegtes Auge, zog bei näherem Betrachten zu dem lebendigen Natursohne hin. In seinem Umgange zeigte sich ein

deutscher gerader Sinn, ungewissen in Vuddelehn, aber herzlich gegen jeden Hochgehrten. Hinliche Bedenkerie und Verstellung hatte er nicht. Der Lohn der Welt war ihm Zwang: um so mehr mochte ihm der Umgang jugendlich fröhlicher Menschen gefallen, die ihn liebten, und welchen er sich so früh angeschlossen, daß er nicht ihre Nothzeiten anpaßte, und sich in den bizarrsten Ausschweifungen akademischer Freundschaft wohl nicht unangebracht unterließ er sich von den meisten seiner  
 1) Aber erlachte Talente und gleichsam ergebene Begeisterung, welche sich in der gebildeten Welt und dilante, aus, nach Jugendarbeit, meistens zu Einsiedel, und durch ein ungewisses Talent poetisch und Verifikation ungeschicklich liebte. Dabei war die Bildung schon erworbenes Politisch und höhere Sprachen (Sprachwissenschaft), seinem eigenen Neuherrn auf folgende Art: Ich es nun, daß er auch hier jugendlich reuete, und in seinem Betragen für nachlässig gelten mochte, ob er eigentlich war, so es, daß er die Vorteile großer Künstler und Virtuosen, die er im öffentlichen Saale zu sehen nichtalige Gelegenheiten gab, auch im heimlichen der höheren Schule und ihrer reichhaltigen Bibliotheken, die man mit dem Verdienste oft auf gleiche Weise zu bewundern pflegt, bewußtlos nachzuarbeiten strebte. So gährend sein Leben er sich doch stets in den jähren Kreisen der Frauen einem reizenden Landtage der Personen von Lirle war, lebte er mehrere glückliche Wochen, und in poetischer Zeitung. So anmaßend und so vernichtend über Literatur und Kunstproducte klagen er doch für eine gegründete und wohlgemeinte Kritik auf einem Kunstfreunde begegnete, der aber nachhaben war, da selbst sich auch sein Herr in großer Begeisterung auf. In dem weissen seiner damals bekannt gewordenen Versuche zeigte sich das Talent, einzeln vornehmliche Momente schnell und leicht in gebildeten Versen zusammenzustellen; aber meistens ergriff er nur romantische Effekten und Klänge, ohne des vornehmlichen Geistes. Eine Erinnerung desobald konnte damals keine tiefere Wirkung auf ihn machen. Da er in seinen glänzenden, doch unglücklichen Jünglingsjahre und poetischen Bildern, noch selbst zu sehr verankert war, theils dem vorgebundenen freien Umgange seiner Freunde nun fast ganz gewidmet, schon die Meinung zu hegen schien, was müßte, um einmal zu sein, sich des tiefsten Eudismus seiner Kunst entziehen, und seinem Talente, wozu es auch führte, ganz verziehen. Man konnte ihm dies nicht sehr abel anrechnen, da er gewiß zum eigentlichen Mehlereu nicht geboren war, und nur dem Wunsche der Lieben den belorgten Wissenschaft die Unversucht besuchte, damit er sich gleichsam von dem Wissen haben umgeben. Für ein bestimmtes Studium ersehende, und dadurch seine bürgerliche Existenz bestände. Allein zu sehr hatte ihn der Zauber der Poesie geirrt. Seine akademischen Verbindungen riefen ihn zu jugendlichen Verirrungen hin, denen ein Vermeid von Eere schwerer entgegen so daß er bald genöthigt wurde, die Unversucht, ohne jeden Zweck erreichen zu haben, zu verlassen. Ein Pfand für ihn: denn er schwebte in Gefahr, in seinem Erredem nach dem Höheren durch müßiges Tröden zu hemmen, und in eine tieferer Eodere herabgezogen zu werden. In er mußte sich bei längerem Aufenthalte in diesem plan- und ziellosen Her-

\*) Man vgl. Ansgen von Eriober Körner, Leipzig bei Göttschen 1810.

mittelselbst ganz verlieren, denn auch die Poesie, der er anhing, hatte ihn noch nicht die Gestalt der Wahrheit gewonnen. Aus Wien hob man nach einiger Zeit mit rauschendem Lobe Adrners Namen nennen. Mehrere dramatische Producte, welche er schnell hinter einander auf die Bühne brachte, hatten die Aufmerksamkeit des Publikums auf den unbekanntem Jüngling gezogen. Einige empfahlen sich als artistische Kleinigkeiten, wie der überall gern gesehene grüne Domino und die Braut. Von andern, z. B. Toni (s. d. Art. Kleist) und Zrinz (seine dramatischen Beiträge sind Wien 1814, 8. in zwei Bänden, um sein poetischer Nachlaß, in welchem Zrinz und Rosamunde stehen, Leipzig, 1814, erschienen) glaubte man, der Dichter wolle Schillers dramatischen Pathos mit Rosebues gewandter Theater-Praxis verbinden. Letzterem verdankte er auch die Stelle eines k. k. Theaterdichters. Vielen seiner Freunde bangte für den Dichter, und vor der Richtung, welche sein Talent hier so leicht nehmen konnte. Aufgefordert von einem großen, so sehr gemischtem Publikum, thätig zu seyn, und von Zeit zu Zeit neue Producte für seine Bühne zu liefern, da er bis jetzt nur in Gebiete des Lyrischen einheimisch, ohne große und tiefe Kenntniß der Welt und reiche Erfahrung, ohne den scharf beobachtenden Blick in die verschiedenen Kreise der Menschen, und in den weiten Umkreis der Gesellschaft war, in welche der dramatische Dichter seine magische Beleuchtung fallen läßt, wenn er die Geister mit mächtigem Rufe citirt und Charakter schafft; alles dieses schien für seinen Ruhm mehr als bedenklich zu seyn. Gefährlicher noch schienen die stärksten Kläuerungen, welche dem aus der Dunkelheit hervorbrechenden Talente durch widrige Schmeichelei gewöhnlich gespendet zu werden pflegen, um so mehr, je jugendlicher Adrner, und je freier er selbst von aller Verstellungskunst war. Bestätigt wurden diese Besorgnisse durch einige Aeußerungen tieferer Kenner, welche auch in jenem vieles Aufsehen erregenden dramatischen Werke Adrners, nur sein lyrisches Talent, bekleidet mit dem blendenden Schmucke des theatralischen Köthurns, in dem brillanten Feuer der wiener Theaterkunst aufstiegen sehen. Allein die Scheinbilder poetischen Lebens befriedigen nicht. Den kräftigen Lebensdrang, und die Leere, welche ein stetes Herumschweifen in Klängen und Bildern, und die Schwelgerei der Gefühle zurückläßt, mußten den kräftigeren Geist zu einem lebendigen Verlangen nach Verwirklichung seiner ritterlichen Ideale aufregen. Ob also gleich diese Periode die glänzendste in dem äußern Leben zu seyn schien, so konnte doch der in sich selbst noch schwankende, nach außen vielfach getriebene Geist in ihr noch keine Befriedigung gewinnen. Adrner hatte den festen Zielpunkt seines Wirkens hier noch nicht gefunden. Wie konnte er das Leben in fremden Handlungen bilden und darstellen, in dem er selbst noch nicht einheimisch geworden. Wie leicht wäre der hochaufstrebende Jüngling unter die Lieblinge des großen Publikums herabgesunken, mit denen er keinen Ruhm zu theilen verlangte. Sein guter Genius rief ihn warnend in die Bahn der Thaten. Ein neues Morgenroth brach von Osten über Deutschland an. Mächtig und herrlich klang der Ruf von Preußens Bühnen, die sich für Freiheit und Ruhm dem Tode weiheten. Mächtig drang auch zu ihm der Ruf; und der hochgesinnte Jüngling säumte keinen Augenblick, die deutsche Leier mit dem deutschen Schwerte zu vertauschen. Wie dieß sein freiheitathmender Sinn für seine erste Pflicht gehalten, und wie er die Feigheit am Jüngling und am Manne verabscheute, das sprachen mehrere seiner kräftigen Lieder aus, mit denen er damals und nachher die Herzen seiner Brüder und Kampfgenossen hoch

befehrte. Kurz er verließ mit frühlichem Jugendmuthe seine glücklichen Verhältnisse, so manches ihm geliebte Herz, und zog dahin zur deutschen Schaar, die sich unter Lützow's Anführung in Breslau sammelte. Sein Müßiggang in Wien hatte ihm in mehreren Formen der Poesie sich zu über Selbigenheit gegeben, und manches neue Band ihn mit dem Leben verbunden. Jetzt aber, in der Laufbahn des Kriegers, jetzt fand er das Ziel des thatendürftigen Strebens, und hochberühmte Freunde, die mit ihm wetteifernd sich verbanden auf Leben und Tod. Hier fand er die ernste Beschäftigung, hier den Stoff lebendiger Gesänge, den wahren Sinn der Poesie, welche die ernste Zeit verlangt; und der Sturm der Thaten, der ihn 1  
 lichen Liebe an.  
 ner Lieder hat er  
 seinem vollen Her  
 Anblick; wenn e  
 stimmte \*). Aber  
 besorgte den Kri  
 Bäckersägern gef  
 wäre es französisch  
 bei Kriegen wahren  
 er, als er vermund  
 er wurde aber dul  
 ben, gepflegt, und  
 zen, noch während  
 zurück, für welo  
 Liedern ausspricht  
 der Reiter, ob ei  
 handlung seines R  
 ersten einer seyn u  
 und sein Tod mag  
 warnenden Beispiel dienen, daß er früher lerne die Kunst des Kampfes;  
 und mit Klugheit die Kraft regiere zum hohen Ziel. Doch er starb ei  
 nen edeln Tod. Zwar war's ihm nicht vergönnt, die goldnen Strahlen  
 der Freiheitssonne durch ganz Deutschland glänzen zu sehen; aber was  
 er wollte und suchte, das trug er in der edeln Brust, und in ihm  
 war die Freiheit schon erwacht, als noch der größte Theil des Vaterlan  
 des in Knechtschaft seufzte. Darum sage man auch nicht, „was hätte  
 noch der Jüngling werden können;“ er war das höchste, was der  
 Deutsche werden kann: er war ein freier deutscher Mann, sich selbst ge  
 nug und seinen Lieben, kein Knecht der Luft und fremder Tyrannei,  
 gefürchtet von dem Feinde und ewig theuer seinen Freunden. Lebte  
 vor Körner starb am 26. Aug. 1813, Morgens um 8 Uhr, auf ei  
 ngen Felle, neben der Straße von Schwerin nach Gadebusch, nahe an  
 einem Gehäule, eine halbe Stunde westlich von Rosenberg. „Eine Flint  
 entlue, berichtet einer seiner innigsten Freunde, welche zunächst durch  
 den Hals seines Pferdes gegangen war, jedoch ohne es zu tödten, hatte  
 seinen Unterleib durchbohrt. Die Leber und das Rückgrad waren ver  
 legt; die dadurch entstandene Nervenerschütterung benahm ihm so  
 gleich die Sprache, und wahrscheinlich auch den Schmerz. Nach we  
 nigen Minuten hörte er auf zu athmen. Er wurde von seinen ihm zu

\* ) Wie meinen den fröhlichen Kriegsgefang von Fr. Lange: „Es braust der  
 Sturm, und wagt das Meer, tief tiefer auf Deutschland zu,“ welches  
 mit einer eben so begeisterten Melodie begleitet ist.



Hilfe herbeigeeilten Freunden mit der größten Vorsicht aufgehoben und den Händen eines geschickten Wundarztes übergeben, der zwar sogleich die Wunde verband, aber das schon entflohene Leben nicht wieder zurückrufen konnte." Eine Stunde vor dem Anfange des Gefechts hatte Körner nach einem Nachtmarsche, das im Anhang zu den von seinen Freunden herausgegebenen zwölf freien deutschen Gedichten, 1813, 8. befindliche Schwerdlied, in dem oben erwähnte Hölzer beendet und seinen Freunden vorgelesen. Bald darauf näherten sich feindliche Wagen unter starker Infanteriebedeckung. Mit hohem, unallzustürmischen Muthe, stürzte er sich auf die Feinde. Sie flohen; unwarfen sich in das Gebüsch. Von wenigstens sechszig Schüssen traf nur drei. Körner sank zuerst, nach ihm der Graf Hardenberg, Volontär in russischen Diensten, und ein Lühowscher Jäger. Körners Leiche wurde, wie die des jungen Grafen Hardenberg, nach Babelow getragen, in einen Sarg gelegt, von seinen Freunden mit Ehrenlaub bekränzt, mit militärischen Ehrenbezeugungen, begleitet von allen Offizieren des Corps und allen seinen Waffenbrüdern, die ihn näher kannten und liebten, unter einer alten Eiche begraben. Sein Name schmückt die Rinde dieses Baumes. Der regierende Herzog von Mecklenburg hat dem Vater Körners einen Raum von 45 Quadrat Ruthen um die Grabstätte geschenkt, in deren Mitte sich ein nach des Vaters Idee gegossenes Denkmal erheben wird, nachdem der Herzog schon früher sich erboten hatte, den Todten in dem fürstl. Erb begräbnis beisetzen zu lassen. Körners trauernder Vater, dessen patriotische Gesinnung selbst die Huld des Kaisers Alexander auszeichnet, hat ihm außerdem durch Herausgabe von 32 seiner ausgewählten lyrischen Gedichte, unter dem Titel: Leier und Schwerdt (Berlin 1814, mit Vignette von Gubiß), ein unvergängliches Denkmal gestiftet.

Körper heißt alle Materie in der Natur, in so fern wir sie nicht als gestaltlos betrachten, sondern sie als einen bestimmten Raum einnehmend uns denken. In der Geometrie heißen diese bestimmt begränzten Räume selbst, ohne alle Rücksicht auf Materie, Körper, welche danach der Art ihrer Begränzung in Körper von ebenen, oder von krummen Flächen begränzt, eingetheilt werden. Unter den ersten unterscheidet man wieder von den irregulären Körpern, die regulären von ihrem Erfinder auch die platonischen genannt, bei denen die einzelnen Ecken, Kanten und Flächen alle unter einander gleich und ähnlich sind; als 1) das Tetraeder, 2) der Würfel, 3) das Oktaeder, 4) das Dodekaeder, 5) das Ikosaeder. Ueber diese und andere Körper sehe man die einzelnen Art. In der Naturtheiltheilt man die Körper in Beziehung auf den Aggregatzustand ihrer Materie ein in feste, in liquide oder tropfbarflüssige, und in expandible oder elastischflüssige, wie z. B. Luft und Licht. Von den festen unterscheidet man bekanntlich wieder harte und weiche spröde und elastische u. s. w. Ferner werden die Körper eingetheilt in organisirte, die mittelst gewisser innerer Einrichtungen und Lebenskräfte fähig sind, sich selbst zu entwickeln, zu erhalten und forzupflanzen, und in unorganisirte, die beim Mangel aller Lebenskraft nur durch Anhäufung von außen, durch mechanische Kräfte entstehen und verändert werden.

Korybanten (Cureten, Idäi, Dactyli, bei den Römern Galli, unter welchem Namen sie in Rom eine eigene Priesterschaft ausmachten) sollen vom Korybas, einem Sohne der Cybele und di

gation, abstammen. Sie waren Priester, welche von Korybas zum wichtigsten Dienste seiner Mutter, der Göttin Cbele, auf der Insel Crete und im Phrygien eingesetzt waren. Nach einer andern, bei neuem Alteren Sage, waren sie Abkömmlinge des Vulcan. Darauf deutet man die Erzählung von dem Hilde, das sie mit den geschmiedeten Waffen, machten, als ihnen Noea den neugeborenen Jupiter übergab, damit Esaurum das Geschrei des weinenden Kindes nicht hören möchte. Nach Apollodorus waren die Kosbanten Eöhne Apollo's und der Thalia, nach andern Apollo's und der Nykta.

Kosacken (Kasacken) heißen jetzt mit einem allgemeinen Namen alle diejenigen Völkerstämme, welche die südlichen und östlichen Gegenden von Rußland, Polen, der Ukraine u. s. w. bewohnen, und die unermesslichen Grenzen des russischen Reichs bewachen, weswegen sie auch keine eigentliche Ebern dafür den Kriegsdienst versehen. Sie sind auch ihre Sprache ist eigentlich die russische, Kriege mit den Türken und Polen viele Abtriebe genommen haben. Fast alle bekennen sich zu Kirche; die Einrichtung ihres Gemeinwesens hängt von der russischen Regierung. Verfassung: denn der Krieg hat sie erzeugt und erhält sowohl in Betreff ihres Herkommens, als ihrer in zwei Hauptstämme eingetheilt werden, in (malorossischen) und in die donische.

Hauptstämme haben wieder viele Nebenstämme gebildet, besonders des donische. Von diesem stammen ab die westlichen, uralischen und sibirischen Ursprung dieses Volkes und die Herleitung trifft; so ist man darüber nicht einig. Es auf die Landschaft Kaschia, von Konstantin zurückführen läßt. Im Türkischen einen Räuber, im Tatarischen aber einen Da die Kosacken in der That aus dem Wolga herkommen; so können sie allerdings denen Türken- und Tatarhorden sehr, welche daselbst niedergelassen haben. Mit der sie breiteten sich dann in mehreren Gegenden zwischen Urternchungen von neuem dahin russischen Reichs machten sie von jeher, unsondern Stand und Theil der russischen Kaiser daselbst erhielten sie nach Zerstückung des tatarischen Reichs zur Grenzwehr berufen zu wurden. Jetzt bilden sie größtentheils (besonders überhaupt noch am unabhängigsten ist) russischen Armee, in eigene, abgeordnete Haufen eingetheilt. Die Verfassung der kleinrussischen Kosacken ist jedoch schon beschrankter: letztere sind mehr nach europäischer Sitte organisiert, und können fast für reguläre Truppen gelten. Die Kosacken haben keinen Adel unter sich: alle sind gleich und können, ohne sich herabzusetzen, bald befehlen, bald gehorchen. Die Vorgesetzten werden von ihnen aus ihrer Mitte gewählt, und bloß die Oberbefehlshaber von der Regierung bestätigt, und diese können auch nur mit Genehmigung derselben wieder abgesetzt werden. Die Befehlshaber stehen sämmtlich im Solde der Krone, die gemeinen Kosacken aber nur so lange, wie sie im Dienste sind. Streik auf eigene

Kosacken bekleidet, beritten und bewaffnet, dienen sie vom achtzehnten bis zum fünfzigsten Jahre. Ihre Regimenter (Pulks) sind nach Verhältniß der Größe des Kreises, von 500 bis 3000 Mann stark, und werden von einem Obersten (Hettmann, eigentlich in ihrer Sprache Ataman) befehligt. Auch der Oberbefehlshaber sämmtlicher Corps führt den Titel Hettmann. Die Offiziere bis zum Obersten (die Offiziere einiger Regimenter, die gleichen Rang mit den Offizieren in der Armee haben, ausgenommen) sind ohne Rang, und können im Entstellungsfalle Unteroffizieren von der regulären Armee untergeordnet werden. Jeder Kosack muß sein eigenes Dienstpferd haben, und sich polnisch oder orientalisches Kleiden, wobei die Farbe und Güte der Kleidungsstücke gänzlich seiner Willkür überlassen bleibt. Ihre Hauptwaffe ist die Lanze; nebenbei führen sie einen Säbel, eine Flinte oder ein Paar Pistolen, auch wol nur Pfeil und Bogen. Die Lanze wird im Reiten, vermittelst eines Riemens auf dem Fuße, am Arme oder Sattelnopfe hängend, aufgerichtet getragen. Die Bogenschützen tragen einen Köcher über der Achsel, und die Lanzen sind meistens mit bunten Fähnchen geschmückt. Auch der Pantfchu, ihre aus Leder viel geflochtene Karbatsche, dient ihnen zur Waffe gegen unbewaffnete Feinde. Weniger geschickt zu einzelnen taktischen und regelmäßigen Bewegungen, thun sie Wunder bei Anfällen auf Bagagen, Magazine und beim Verfolgen zerstreuter Corps. Ihre Pferde sind klein und sehen elend aus, sind aber dauerhaft, gut zugeritten und so schnell, daß sie, da sie nicht in geschlossenen Haufen zu reiten brauchen, nur wenig oder gar kein Gepäck führen, ohne sonderliche Beschwerde, und in den meisten Fällen zurücklegen können. Tugenden, welche größtentheils kriegerische Geräthschaften, sind ihnen fremd. Die Taktik zu fechten, besteht vorzüglich in Haufen aufstellen, und in demselben auf den Flanken dem Feinde ähnlichen Geschwadern angreifen. Ist es ihnen gelungen, den Feind zu theilnehmendem Mienen nachschleppen, so richten dadurch große Niederlagen an. Die Möglichkeit zum Zusammenstoßen, stehen bilden dort abermals kleine Haufen, bis der abgemattete Feind der entscheidende Augenblick den Tod und Verderben bringen kann. Den Kosacken abzukommen soll sehr schwierig ist die Vermuthung, welche die Kleinrussischen (malorossisch wegen russischen Abentheueren sind). Ihre Absicht ist, sich mit den Tataren anzureißen, so wie durch diese Bestrebungen, so ließ ihnen die Kaiserin wissen, wodurch dann diese Absicht besonders als man demselben Lauf verschafft wurde. Das

ke, sondern auch an innerem Gehalte und dauerndem Bestande. Die offenbare physische Verschiedenheit, welche zwischen ihnen und den eigentlichen, besonders den nördlichen Russen Statt findet, von denen sie sich durch regelmäßigere Gesichtszüge, einen besseren Wuchs, durch große Reinlichkeit, und besonders durch eine Art von luxuriöser Cultus auszeichnen, liegt wahrscheinlich darin, daß diese Abentheurer, die natürlich keine Weiber mit sich führen konnten, tatarische und circassische Frauen raubten, und dadurch ihren Nachkommen eine abweichende Physiognomie ertheilten. Im J. 1570 erbauten sie endlich ihre Hauptstadt *Escherlaskoi*, 70 Werste oberhalb *Usov*, auf einigen Inseln mitten im *Don*. Sie kannt das tatarische *Venedig* genannt werden, denn ihre Häuser ruhen auf hohen, hölzernen Pfeilern, und sind durch kleine Brücken in Verbindung mit einander gesetzt. Zur Zeit der hohen See

ann nur die Häuserspitzen hervor

Die Stadt hat ansehnliche und Edelsteinen ausgeschmückte Gärten, auf welchem regelmäßig: Privatbibliotheken in dieser die Kosacken-Jugend französisch, Philosophie, Physik &c. gelehrt wird, undel, der durch Griechen, Araber wird. Die Pracht der Kosacken besonders aus. Im J. 1579 Feldzug mit den Russen nach rängten die Tataren aus dem in zur Besiegung der Türken sich auch öfters den Befehlen der Anführung des Fürsten gegen Rußland. Aus diesen Spaltungen unter den Kosacken mehrere einzelne Unterabtheilungen bereits oben namhaft gemachten Kosacken die Colonisten der sibirischen Wälder Familienstammes entflohen Strafe für mehrere begangene Verbrechen nach der *Kama* und nach *Verort* verzagten sie die ansässigen

*Wogulen*, *Osjaken* und *Tataren*. Als sie jedoch bei diesen immerwährenden Kämpfen mit den dasigen Einwohnern am Ende selbst nur auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen waren, und der Anführer nicht hoffen durfte, das Eroberte fernverhin behaupten zu können; unterwarfen sie sich der russischen Regierung, baten um Verstärkung, und erhielten sie auch. Dadurch ist nun dieser Stamm der Kosacken gleichsam zum Herrn von *Sibirien* geworden. Ueber die Stärke des Kosacken im Allgemeinen sind verschiedene Meinungen vorhanden. *Archenholz* gab die Zahl der wirklich streitbaren Männer unter denselben auf 700,000 an. Man darf aber nicht behaupten, daß nicht die Hälfte im wirklichen Dienste ist. Zwei Drittel von dieser Hälfte werden überdem noch zum inneren Dienste gebraucht, und kommen nie nach *Europa*, so, daß also nicht viel mehr als 200,000 Mann der russischen Regierung für den Krieg von *Europa* zu Gebote stehen würden. Während des siebenjährigen Krieges hatte die russische Armee nicht mehr als 10,000 Mann Kosacken.

Kosergarten, Ludwig Theobul, wurde 1758 in Grewedmühlen, einem mecklenburgischen Städtchen, drei Meilen von Wismar nach Lohbeck zu, geboren. Nachdem er hier seine erste Bildung empfangen hatte, studirte er zu Greifswalde, war dann eine Zeit lang Erzieher in einer adeligen Familie, und in Schwedisch-Pommern, erste Lehrerstelle am Lyceum zur Ruhe, Vorleser für die Gesandtheit einem spätern die Stelle eines Propstes den Jahre Doctor der Rechte lebte er im Genuß der Freyschwalde, und in achtungsvollen Jahren, b

Freyschwalde  
hte seine  
eine Ge  
len den  
te, Juc  
denen A  
haben i  
timmen  
hm einen  
ugeleben

ines Dichters verweigern. Alles, sagen sie, ist bei d frampfhast, mühsames Flattern in das Wilde, paß einer exaltirten Verworrenheit, leere Declamation, je mehr auf Fülle Anspruch gemacht und von Verstand. Und vermag wohl irgend einer, der die Gedichte kritisch gelesen hat, diese Beschuldigungen verläumdern. Vielleicht verdient der einzige Ausdruck Alles die Unreife des Gefühls, Adel der Besinnung, eine gewisse sie kann man Kosergarten, ohne offenbar ungerecht zu sehn; es mangelt ihm aber an reinem, geduldetem Verstande und oft an Adel des Ausdrucks. Seine nicht selten zu Schwall und Bombast, sein Gefühlsnasse, seine Kraft zu Kadotte, seine Naivetät zu schen, es giebt kaum eine ästhetische Sünde, die Kosergarten hätte. Verstände er sich auf seinen wahren Vortheil, überall der Natürlichkeit und Einfachheit befeizigen, denn wo er natürlich und einfach geblieben ist, da gränzt seine Darstellung oft nahe ans Wortrefluch. Mit welcher Zartheit sind nicht einige Legenden von ihm erzählt! Wie rühren mehrere seiner Uferpredigten, seine Reden an Serena von dem Abendmahl des Heern, durch ihre einfache Herzlichkeit, ihre ungeschminkte Natur, ihre Wahrheit und Klarheit! Wie ergreifen mehrere seiner Gedichte das Herz, weil ein wirklich von Wahrheit und Natur durchdrungenes Gemüth uns daraus anspricht! Wer kann dagegen z. B. an seine Ebba von Wodem denken, ohne sich wie auf der Folter zu fühlen, so verrenkt, so abentheuerlich, so bizarre ist alles. Das Resultat von allem diesem ist, daß Kosergarten zwar allerdings Anlagen, und nicht gemeine Anlagen zum Dichter besitzt, daß er aber oft und mit Ernst noch die Kritik an seinen Werken aben muß, wenn er sie der Vollendung nähern will, die allein auf Unsterblichkeit Anspruch giebt. Zu leugnen ist nicht, daß er in der

neue Aufgabe seiner Bedachte schon mehrfach davon gethan hat, und wünscht auch er noch mehr, um alle ihre verdammenden Urtheile niederzuschlagen. Es wird vornehmlich für ihn und das Publikum sein, wenn er beweist, daß auch dies die Natur nicht mehr ist, als das Ganze.

Kochbuch (Kochbuch), der Republik Polen ist der Oberfeldherr, einer der größten Helden unserer Zeiten. Sein Name, Lasker, ist, Lasker, und nicht als die: Krieger, Vaterlandsliebe, strenge Pöbelhaftigkeit und die reine Anhänglichkeit sind seinen Namen. Seine Tugenden sind in dem Jahre der Freiheit, 1794, und besonders in seinen Unternehmungen, sich und seinem im Stande, ruhig und würdevoll im Unthum, eben so ruhig als überlegt im Handeln, dem Recht, der Freiheit, der Gerechtigkeit, dem Vaterlande treu, hat er dem entsetzten Jenseits in sich einen Charakter dargestellt, den an die glorreichsten Helden erinnert. Das von ihm geleitete und geleitete Polen war, durch die glorreiche, unerschrockene Pöbelhaftigkeit, durch den landesverderblichen Patriotismus in dem Jahre 1794, durch den Verlust, ohne Ironie, des Rechts, sich eine Verfassung zu geben, unheimlich bedrückt, und als Staat und Nation dem Untergang

... Katharina II und Friedrich Wilhelm II haben im Einklang zu Warschau vereinbart, in die Abtretung eines von 3000 Quadratkilometer zu bewilligen. Aber auch die Abtretung eines so großen Reichthums, wird als Preis, nach den von dem russischen Kaiserlichen Hofe von Petersburg, und dem Kaiser, der jedoch die russischen Truppen in Warschau belagert hat, so von K. und abzugeben, daß es, die Abtretung die für die russischen Herrschaftsgewalt werden sollte. Da die russischen Truppen die Abtretung

... die Ausgewanderten in Kofien, und so ist es die Folge in Leipzig Kochbuch, der in Amerika unter K. dinge von seinen politischen und militärischen Charakter sein und sich ausge

... unter gegen die Russen im J. den Einwohnern im Lande, zu helfen. Die politische Arbeit sollte sie bei sich haben unter dem Willensstand haben und mehrere Pöbelhaftigkeit Polen der Reduction mit wenig hat, groß russische und weg und drang aus Kadetten demnach hat den 2. März von der Stadt Krakau, wo er als Haupt der russischen Konsulats war, die Pöbel aufrief, die Konsulats vom 2. März 1794 widerstandslos zu geben. Um ihn herum warfen sich ein Haufe von 37000 Mann. Wie diese Pöbel schlug er bei Kallowice, d. 4. Nov. 1794, 12000 Russen. Russen und Polen erklärten sich im April, nachdem sie die russischen Periodikarien geschickt oder geschlagen hatten. Sie die Pöbel des Vaterlandes. Es seien Revolutionäre vor, aber wer hätte sie anders veranlaßt, als Pöbel und Verwickelungen? Wie hat man diesen Inhalt? Der russische, siehe auch des Niedererklärten der Freiheit; Kochbuch Der König von Preußen belagerte Krakau mit 30000 Mann und Preußen, aber der russische Land in Krakau unter dem Drucke, der Verlust eines Artillerie-Trupps, und Kochbuch mit einem Mann abhingen ihm, die Belagerung aufzuheben.

schon) an, ward dreimal zurückgeschlagen, durchbrach aber beim vierten Angriff die Linie der Polen; sie wurden geschlagen; Kosciusko sank mit Wunden bedeckt, unter den Worten: Finis Poloniae, vom Pferde, und fiel in feindliche Gewalt. In ihm verlor sein Vaterland alles. Szwarczko stürmte Praga den 4. Nov. Warschau unterwarf sich den 9. Nov. Madalinski verließ Großpolen. Ein österreichisches Heer rückte in Polen bis Lublin vor. Adel und Bürger in Polen waren nicht einig; der Nationalrath ohne Kraft; auswärtige Hülfen blieben aus; so ging Polen unter. Kosciusko lebte mit einigen seiner Freunde in Rußland als Staatsgefangener. Paul I. gab persönlich diesen wackern Männern frei, und zeichnete Kosciusko durch mehrere Beweise seiner Achtung aus. Er beschenkte ihn mit 1500, und seinen Freund, den Dichter Niemcewicz, mit 1000 Bauern. Beide begaben sich über London, wo Kosciusko mit Auszeichnung behandelt wurde, nach America. Letzterer sandte dem Kaiser Paul das von ihm erhaltene Geschenk von 12,000 Rubeln zurück; auch soll er die jährliche Pension von 6000 Rubeln nicht angenommen haben. Sein Vermögen war unbedeutend. America hatte ihn, als er nach dem geendigten americanischen Freiheitskriege in sein Vaterland zurückging, das Cincinnati-Kreuz und

n Jahrgehalt gegeben. Mehr als dieß gab ihm Washingtons Freundschaft. Auch jetzt fand er mit seinen braven Genossen in America Schutz und Achtung. Nachher begab er sich nach Paris, wo viele seiner ausgewanderten Landsleute lebten. 1806 begann der Krieg gegen Preussen, da es in Napoleons Planen lag, durch die Wiederherstellung von Polen Rußland wehe zu thun, ließ er Kosciuszko den Antrag machen, ob er dem Zuge beiwohnen sollte. Dieser antwortete schriftlich, daß wenn Napoleon den Polen die alten Gränzen des Königreichs, dessen Abhängigkeit und eine der englischen sich annähernde liberale Verfassung zusicherte, so würde er auf der Stelle in sein Vaterland gehen. Einen Monat nachher, als Napoleon schon in Warschau war, erhielt der Minister Fouché von ihm Befehl, Kosciuszko durch jedes beliebige Mittel, welches es auch sey, dahin zu bringen, daß er nach Polen gehe, sogar, wenn er sich weigere, ihn durch Gensdarmen dahin führen zu lassen. Er gab zur Antwort, daß man mit ihm machen könne, was man wolle; wenn man ihn aber nach Polen schafte, würde er sich selbst ganz leidend verhalten, und den Polen erklären, daß er nicht frei sey. „Wohlan, sagte dann Fouché, wir werden ohne Sie handeln.“ Wenige Tage später erschien eine mit des Generals Namen unterzeichnete Proclamation an die Polen, die man damals in allen Zeitungen von Europa gelesen, und deren Aechtheit kein Mensch bezweifelt hat. Kosciuszko wollte ihr sogleich in allen Journalen widersprechen; allein man erlaubte es ihm nicht. Er schrieb dann an den Minister Fouché, daß diese Proclamation nicht von ihm herrühre, und bat ihn, daß er an Napoleon selbst zu berichten. Indes blieb er fortwährend in Paris, und beobachtete das Schicksal seines unglücklichen Vaterlandes. Im Sommer 1814 verbreiteten die Zeitungen das Gerücht, daß er mit den Resten der polnischen Truppen, die Napoleon nachgefolgt, und von dem Kaiser Alexander unter den Befehl des Großfürsten Konstantin gestellt worden waren, in sein Vaterland zurückkehren werde; dieß Gerücht bestätigte sich aber nicht, indem die damals verheißene und nachher realisirte Wiederherstellung von Polen, seinem Sinne nicht entsprach. Im Sommer 1815 ließ er sich in Solothurn nieder, wo er sich noch jetzt (1817) befindet. Die Bildung und das Schicksal dieses Mannes erhielten durch eine unglückliche Liebe ihre erste Richtung. Ein Vorfall, den seine Neigung zu der Tochter des Marschalls von Litauen, Sosnowski, veranlaßte, nöthigte ihn Polen zu verlassen. Seine Studien, vorzüglich in Geschichte und Mathematik, und seine für das Erhabene empfängliche Einbildungskraft, hatten ihn auf die Schule des Krieges, der Freiheit und der Lebensweisheit, in welche er erst unter Washington eintrat, vorbereitet. Er zeichnete sich in America bei mehreren Gelegenheiten durch Kenntniß und Muth, vorzüglich bei der Belagerung von Ninety-Six aus. In dem Kriege seines Vaterlandes gegen Rußland im J. 1792, hielt er sich in dem Treffen bei Dubienka mit ungefähr 4000 Mann gegen 16,000 Russen auf einem Posten, den zu besetzen er nur 24 Stunden Zeit gehabt hatte, sechs Stunden lang, und zog sich ohne großen Verlust zurück. Diese That gründete seinen militärischen Ruf. Der Befreiungsplan, welchen er im J. 1794 mit seinen Freunden verabredet hatte, war noch nicht reif, als Madalinski und andere Feuerköpfe durch ihre vorrätigen Gewaltthaten auch Kosciuszko nöthigten, öffentlich zu handeln. Seumier nennt das Manifest, was er gegen die Kaiserin und den König erließ, ein Verbrechen, weil es persönliche Beleidigungen enthielt; allein der heftige Vorwurf desselben war auf die polnische Nation berechnet, und der Zorn



einem Republikaner von einfachen und strengen Sitten, wie Kosciuszko war, mußte entbrennen, als kuppige Fürsten nach Willkühr ein armes, gedrücktes Volk, die Polen jacobinischer Grundsätze und Verbrechen vor ganz Europa anklagten, und deshalb dem gesetzmäßigen Schritte der Nation und des Königs Stanislaus, sich eine dauerhafte Verfassung zu geben, den Krieg erklärten. Was Catharina durch Bayonette erzwang, das hatte Friedrich Wilhelm II. durch treulose Aufhebung seines mit Polen geschlossenen Schutzbündnisses möglich gemacht. Solche Politik mußte jeden Staatsmann, der zugleich ein Herz für sein Vaterland hatte, empören. Kosciuszko besaß die unumschränkte Gewalt. Er bediente sich ihrer mit Gerechtigkeit, Weisheit und Milde. Man macht ihm den Vorwurf, daß er die dem Bischoff von Chelm und Lublin, Skarszewski, nach dem Gesetze zuerkannte Todesstrafe, auf Verwenden

ein er wollte das  
Hätte er nur  
it und Ordnung  
us behandelte er  
itigen und gehas-  
arten, welche die  
te Vorwürfe, die  
den bewaffneten  
t ist. Allein er  
hne Geld. Der  
in Polen selbst  
re Vertheidigung  
rd von den Kera-  
elocyon entgegen  
gang der Kassen  
t der Gegend zu  
reisen ließ. Doch  
' Mit geübten  
und hätte alle  
u Grunde gegans  
reden, nach Coso  
, wohlgetroffenes  
Ch.

Kotze heißt im Niedersächsischen ein Bauerhaus, welches weder Hof noch Ländereien hat und dessen Besitzer deshalb bloß zu Hand- und Fußdiensten verbunden ist. — Kotze, (Salzkotzen), besonders in Halle, sind die kleinen Hütten in den Salzwerken, in welchen das Salz gefotten wird. — Kothsassen (Kötzer, auch Hintersassen) heißen die Bauern, die eine bloße Kotze, also weder Zugvieh noch Länderei, besitzen und welche daher, wie schon oben gesagt, zu Hand- und Fußdiensten verpflichtet sind. Oft werden auch die sogenannten Schuzverwandten oder Häuslinge mit dem Namen Hintersassen belegt. Ehemals waren die Kothsassen (adscripticii) eine Art von Leibeigenen, welche an ein gewisses Gut gebunden waren, mit dem sie auch anderweitig verkauft werden konnten. Die Herleitung des Wortes Kotze von dem Lateinischen casa (Häuschen, Hüt'e) scheint zu gewagt.

Köthen (Anhalt-Köthen), ein Theil der ehemaligen ber-einigten anhaltischen Länder, fiel, als 1252 nach dem Tode Heinrichs I. (Des Ferten), welcher zuerst den fürstlichen Titel geführt hatte, diese unter die Söhne desselben vertheilt wurden, nebst Zerbst, Dessau und

Erzbischof, an den jüngeren Sohn Siegfried I., welcher beinahe als der Stammvater der jetzigen fürstlichen Häuser dieses Namens zu betrachten ist. Er starb wahrscheinlich im J. 1310, nachdem er in der Fehde gegen Friedrich mit der gebiffenen Wange die Städte Delitzsch und Bitterfeld verloren hatte. Sein Sohn Albert I., welcher zu Köthen residirte und 1316 starb, verdrängte zuerst die wendische Sprache aus den anhaltischen Gerichtshöfen. Seine beiden Söhne Albert II. und Waldemar I. regierten gemeinschaftlich, waren freigebig gegen die Äbte, erwarben die Stadt Roslau und erbauten das Schloß zu Dessau. Albert II., welcher 1362 starb, hatte drei Söhne, von denen der Älteste Johann I. dem Vater in der Regierung folgte, zu Zerbst residirte, die Grafschaft Lindau erwarb und 1382 in Palästina starb. Seine drei Söhne Eigismund I., Albert IV. und Waldemar III. regierten anfangs gemeinschaftlich, theilten sich aber nach Waldemars III. Tode, in die öderlichen Erbstaaten und Albert IV. erhielt Köthen und Dessau. Nachdem nun auch Eigismund I. gestorben war, und drei Söhne hinterlassen hatte, beauchtigte sich Albert IV. anfangs der Besitzungen derselben, trat ihnen aber endlich, durch einen Vertrag, Dessau, Köthen, Körlitz, Maguhn und Jeggitz ab. Nach Albrechts IV. Tode, und nachdem dessen drei Söhne in dem geistlichen Stand getreten waren, wurden nun wieder sämmtliche Anhalt-Äbtenstämme unter Georg I., dem einen Jemte drei Söhne Eigismunds I., welcher die andern überlebte, vereinigt. Dieser heerrte seinen Neffen, Bernhard VI., von Bernburg, welcher ohne männliche Erben gestorben war, wodurch also Anhalt-Bernburg an Anhalt-Köthen kam. Er starb am 21. Sept. 1474 zu Dessau, nachdem er noch vor seinem Tode seine sämmtlichen Besitzungen in zwei Theile, Köthen und Anhalt getheilt hatte und diese unter seine fünf Söhne vertheilt hatte.

Ern, gelangte der eine der beiden noch dem Besiz von Köthen und starb des Wolfgang erhielt 1545 Bernburg, und die Hälfte von Zerbst. Er nahm Reformation und unterzeichnete später und den schmalkaldischen Bund. Doret Mühlberg (1547) geküet, und sein n von Ladrona geschenkt. Dieser, sicher glaubte, verkaufte sein Besiz Burggrafen von Meissen, Wolfgang viel darauf 1550, auf dringende Vers, Wiedererstattung jener Kaufsumme, the, da es sehr verheert war, durch ihm zu bringen. Nachdem er 1562

die Regierung seinen Neffen abgetreten hatte, starb er am 23. März 1566. Von diesen Neffen gelangte, nach Absterben der Uebrigen, Joachim Ernst 1570 zum Ältestenbesiz der sämmtlichen anhaltischen Besitzungen. Er bezeugte sich ungemein thätig für die Wohlfahrt des Landes, sowohl durch Verbesserung der Unterrichtsanstalten, als auch durch Föderung aller Zweige der Landesindustrie. Er starb am 6. Dec. 1586. Ihm folgte von seinen acht Söhnen Johann Georg I., der in jeder Hinsicht in die Fußstapfen seines edlen Vaters trat, aber nur gewissermaßen als Vormund seiner noch übrigen unmlündigen Erben regierte, mit denen er demnach die anhaltischen Besitzungen theilte, so, daß Ludwig, Joachim Ernst's jüngster Sohn, 1606 Köthen bekam. Seine Regierung zeichnete sich durch wohlwollendes Interesse

für Künste und Wissenschaften aus: so hatte er z. B. den bedeutendsten Antheil an der 1617 gestifteten fruchtbringenden Gesellschaft oder dem Palmorden. Die Wunden, welche der dreißigjährige Krieg auch seinem Lande geschlagen hatte, suchte er durch weise Verwaltung nach Möglichkeit zu heilen. Nach seinem Tode, welcher am 7. Jan. 1649 erfolgte, kam sein Sohn Wilhelm Ludwig zur Regierung. Dieser starb am 13. April 1665 ohne männliche Nachkommenschaft. Nach dem bei der Theilung von 1606 geschlossenen Vertrage fielen nun 1665 die Köthenschen Länder an die Söhne August's, ältern Bruders Ludwigs, Lebrecht und Emanuel, welche früher Plözkau besessen hatten, das aber nun an die Linie Bernburg fiel. Da bald darauf Lebrecht am 7. Nov. 1669 ohne Erben starb, so vererbte der ganze Köthensche Ländertheil auf seinen Bruder Emanuel. Dieser starb am 8. Nov. 1670 und hinterließ die Regierung seinem noch ungeborenen Sohne Emanuel Lebrecht, welcher dieselbe 1692 antrat und am 30. Mai 1704 starb. Er stiftete zuerst das Recht der Erstgeburt in seinem Hause, welches aber, da der Kaiser seine Zustimmung nicht gegeben hatte, unter den beiden Söhnen, Leopold und August Ludwig, einen Streit erregte, der aber bald ausgeglichen wurde, worauf alsdann Leopold die Regierung antrat. Da er aber am 17. Nov. 1728 ohne Nachkommen gestorben war; so gelangte der zweite Bruder August Ludwig zur Regierung, unter welcher das Land an Bevölkerung, Fabriken und Manufacturen sehr gehoben wurde. Ihm folgte 1755 Carl Georg Lebrecht, der als Militär in österreichischen Diensten 1789 gegen die Türken kämpfte und am 17. Oct. 1789 zu Semlin starb. Sein Sohn und Nachfolger, August Christian Friedrich, am 18. Nov. 1769 geboren, war sein Nachfolger. Er trat als souveräner Herzog am 18. April 1807 dem Rheinbunde bei und war mit einer neuen Organisation seines Landes, namentlich mit der Einführung des französischen Gesetzbuchs beschäftigt, wobei die Anwendung großer Formen auf einen sehr kleinen Staat, eben so viel Mißvergnügen als Spott veranlaßte, als er im J. 1812 starb. Der Fürst von Dessau, der nun für den am 20. Sept. 1802 gebornen und folglich noch unmündigen Herzog Ludwig August Carl Friedrich Emil, einen Bruderssohn des letztverstorbenen Herzogs, die Administration übernahm, glaubte deshalb dem Lande nicht besser dienen zu können, als daß er das ganze französische Wesen sogleich abschaffte. Auch trat er 1813 im Namen seines Pupillen der Sache der verbündeten Mächte bei, und erwarb ihm dadurch eine Stelle unter den Souverainen des deutschen Bundes. Die Gesamtbesitzungen des Herzogthums Anhalt-Köthen betragen 15 Quadratmeilen, mit 28,842 Einwohnern und 120,000 Thaler Einkünften. Das ganze Land besteht aus 4 Städten, 7 Aemtern und 94 Dörfern. Die Hauptstadt Köthen zählt 700 Häuser und 7,000 Einwohner. Eine Sehenswürdigkeit derselben ist der Saal, in welchem die Wappen und Denksprüche der von Ludwig 1617 gestifteten fruchtbringenden Gesellschaft befindlich sind.

**S. Anhalt.**  
 Roschue (Aug. Friedr. Ferdinand von) wurde den 3. Mai 1761 zu Weimar, wo sein Vater, den er frühzeitig verlor, herzogt. Legationrath war, und seine Mutter und sein jüngerer Bruder noch leben, geboren. Er selbst rühmt die Verdienste seiner Mutter um seine Bildung, und sagt, daß sie ihm den Geschmack am Lesen fast mit der Muttermilch eingepflanzet und ihn fühlen gelehrt habe. Durch Lebhaftigkeit des Geistes und Regsamkeit des Gefühls zeichnete er sich schon in jungen Jahren aus, und noch nicht sechs Jahr alt, wagte er schon

poetische Versuche. „Dießmalige Begebenheit meines Lebens, sagt er selbst, die durch ihre Folgen den größten Einfluß auf meine Bildung gehabt, und mich von immer poetischen Kindheit an unwiderruflich zum dramatischen Schreifteller bestimmte hat, war folgende. Ich sah Schauspielers Abde sein mit einer herumziehenden Gesellschaft nach Weimar. Meine Neugier war ohne Grenzen. Mit einem heiligen Schauer betrachtete ich das Schauspielhaus. Die vielen Leuchter, die versammelten Menge, die Schildwachen, die geheimnißvolle Gardie, alles das spannte meine Erwartung aufs höchste. Man gab den Tod Adams von Alonsod. Der Vortrag sollte auf; ich war ganz Auge, ganz Ohr; mit entging kein Wort, keine Bewegung. Ich kam wie betäubt nach Hause. Man fragte mich, wie es mir gefallen? Ich soll! gefallen war nicht das rechte Wort. Ich sollte erzählen, und konnte weder Anfang noch Ende finden. Ich wünschte mir auf der Welt nichts mehr, als das Glück, täglich einem solchen Schauspiel beizuhören. Unergründlich war es mir, wie die Leute so ruhig davon sprechen, und ihre Beschäfte nach wie vor ganz ordentlich betreiben konnten. Uabeschreiblich war meine Freude, als bald nachher die Herzogin Amalie eine lebende Bühne errichtete, und unkränzlich die beste, welche damals in ganz Deutschland zu finden war. Die Familien Keller, Brandes, Voel und des außerblühen Adels kamen nach Weimar. Meine Leidenschaft für die Bühne wuchs mit jedem Tage, und sicherlich war ich jedesmal unter allen Zuschauern groß und klein; der aufmerksamste. Ein unglückliches Brand legte das weimarsche Schloß, und mit ihm den Schauspiel-

die Bühne. Die Gesellschaft wurde verabschiedet und ich widmete ihrer Abreise manche Ehre. Ueber einer Epoche den größten Theil der Bildung meines Lebens. Jede edle Einsandung wurde in mich geweckt, ich geistliches Spiel meine Verunft und Phantasie überreichern, welche mir ohne dieses Beispiel nicht gewesen wären.“ Später besuchte um diese Zeit den Rufus, nachmals sein Oheim, durch Unterricht und und vortrefflich aussehend auf ihn wirkte. Er besuchte damals in seinem Hause öfters aus und ein. Er, daß in dem frühen Umgange mit solchen Vätern die, Hunger, seine Tatkraft den Grund von Ausbildung, dessen sie fähig waren. Er war noch nicht mehr als er auf die Universität nach Jena ging, wo seine Anstellung in einem Liebhaberspiel neue Nahrung in seiner Schwester, die sich nach Duisburg verheiratete Zeilang auf diese Universität, von wo er 1779 kam, und sich mit jenem Eifer auf die Jurisprudenz darum auszuüben mit Herz und Sinn für das Leben, und mancherlei zu thun, was sich jedoch nicht ausrichtete. Ein kleines Lustspiel aber: die Lucia, gelang besser, und hatte einige werthlich komische und ungenügende Stadtsatirerischen Verfall erhielt, so erregte dieß vielleicht in ihm seinen Hang zur Satire. Bald darauf wurde er promovirt und Advokat. Jetzt genoß er ganz die Freundschaft des redlichen Rufus, kam täglich mit ihm in dessen Garten zusammen, setzte sich öfters mit ihm an einem Tische, aus einem Dinstenpfeife, und versuchte nun, was er bereits mit Wieland, Gode, Hermes und Brandes gethan, auch Rufus nachzutreiben, wovon sein Ich, eine Geschichte in Fragmenten, die im Ganzen für die Kunst.

erschien, den Beweis liefert. Zu Leipzig ließ er ein Bändchen Erzählungen drucken, und ging hierauf im Herbst des Jahres 1781 nach Petersburg, wohin er durch einen Freund seines Vaters berufen wurde. Er wurde als Secretär bei dem Generalgouverneur v. Sawr angestellt, und da dieser die Direction des deutschen Theaters erhielt, so kam Kozebue zufälliger Weise wieder in sein Element. Nach zwei Jahren aber starb Sawr. Da er Kozebuen dem Schutze der Kaiserin empfohlen hatte, so wurde dieser zum Titularrath ernannt, und im J. 1783 als Assessor des Oberappellationstribunals in Reval angestellt. Im J. 1785 wurde er Präsident des Gouvernementsmagistrats der Provinz Esthland, und als solcher in den Adelsstand erhoben, einen Stand, den er wahrscheinlich durch sein Werk über den Adel versöhnen wollte, nachdem er ihn als Dichter so oft preisgegeben hatte. Zu Reval war es, wo es seinem Talente gelang, eine Reihe von Werken zu liefern, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn zogen, und ihn gar bald zum Liebling des Publicums machten. Seine Leiden der ortenbergischen Familie (1785 fg.) und seine kleinen gesammelten Schriften (1787 fg.) bezeugten zuerst seine gefällige, glückliche und mannichfaltige Darstellungsgabe auf eine glänzende Weise: vorzüglich waren es aber doch seine beiden Schauspiele Menschenhaß und Neue und die Indianer in England, welche ihrem Urheber von einem Ende Deutschlands zu dem andern den hinreißendsten Beifall erwarben. Seine erschütterte Gesundheit nöthigte ihn im J. 1790 zu einer Reise nach Pyrmont, wo er durch seinen berühmten Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirne, den er unbesonnener Weise unter Knigge's Namen erscheinen ließ, einen großen Theil der Gunst und Achtung verscherte, die das Publicum ihm zugewendet hatte. Der Kummer über den Tod seiner Gattin trieb ihn nach Paris, aus welchem die beginnenden Unruhen ihn wieder vertrieben, worauf er eine Zeitlang in Mainz zubrachte. Er suchte um seine Entlassung an, erhielt sie, und zog sich 1795 auf das Land zurück, wo er sich 8 Meilen von Maroa in Esthland den kleinen Landsitz Friedenthal erbaute, und bis zum Herbst 1797 seiner Familie und den Musen lebte. Die jüngsten Kinder seiner Laune und etliche 20 Schauspiele, welche einzeln namhaft zu machen unnöthig ist, gehören in diesen Zeitraum. Jetzt erhielt er den Antrag, als Hoftheaterdichter nach Wien an Uringers Stelle zu kommen. Er nahm sie an, und ein ziemlicher Theil seiner Neuen Schauspiele, die nachher 18 Bände anfüllten, erschien von ihm in jener Zeit. Da mancherlei Unannehmlichkeiten ihm seine Stelle in Wien verleideten, suchte er nach 2 Jahren um seine Entlassung an, und erhielt dieselbe mit 1000 Gulden jährlicher Pension. Nachdem er hierauf kurze Zeit in Weimar sich aufgehalten, entschloß er sich zur Rückkehr nach Rußland. Das Unglück, was ihn an der Grenze traf, arretirt, von seiner Familie abgesondert, und ohne zu wissen warum nach Sibirien geschleppt zu werden, zog die Aufmerksamkeit fast des ganzen cultivirten Europa auf sich. Ein günstiger Zufall rettete ihn. Ein junger Russe, Namens Krasnopolski, hatte Kozebue's kleines Drama: der Leibkutscher Peters des Dritten, eine indirecte Lobrede auf Paul I., ins Russische übersetzt, und da diese Uebersetzung dem Kaiser Paul in der Handschrift vorgelegt wurde, entschloß er sich das Stück dergestalt, daß er sogleich Befehl ertheilte, den Verfasser aus seiner Verbannung zurück zu holen, und er dem Zurückgekehrten seine vollste Gnade zuwendete. Unter Anderen beschenkte er ihn mit dem schönen Krongut Worroksk in Liefland, übertrug ihm die

Direction des Deutschen Theaters, und ertheilte ihm den Charakter als Hofrath. Das merkwürdigste Jahr meines Lebens, welches Kozebue damals herausgab, und worin er diese seine Schicksale beschrieben hat, überhebt uns der weiteren Ausführung. Nach dem Tode Pauls I. wünschte Kozebue in sein Vaterland zurückzukehren, bat um Entlassung, und erhielt dieselbe mit dem Titel eines Collegienraths und Beibehaltung seines Gehaltes. Er wendete sich wiederum nach Weimar, wo er kurze Zeit lebte; dann aber zog er nach Jena, wo er sich einen angenehmen Garten anlegte. Mancherlei Irrungen, in welche er mit Gbthe kam, machten ihn jedoch bald so verdrießlich, daß er auch diesen neuen Aufenthalt wieder verließ, und im J. 1802 nach Berlin zog, wo er, vereinigt mit Carl Lieb Merkel, den Freimüthigen herausgab. Kozebue und Merkel machten nun Partei gegen Gbthe und dessen Anhänger, namentlich die Brüder Schlegel; und da Spazier, als damaliger Redacteur der Zeitung für die elegante Welt, Partei für diese genommen hatte, so gab es gar bald einen hartnäckigen Zeitungskrieg zur nicht geringen Belustigung des parteilosen Publicums. Eine ernstere Folge jener Irrungen zwischen Kozebue und Gbthe war die Verlegung der jenaischen Literaturzeitung nach Halle und der Verfall der Universität Jena, die seitdem nie wieder, wie die dort neu entstandene Literaturzeitung, zu ihrer vorigen Blüthe gelangt ist. Die Folgen davon dürften vielleicht wichtiger seyn, als Manchem auf den ersten Anblick scheinen mag; sie anzugeben, würde mich aber hier zu weit führen. Eben so wenig will ich hier entscheiden, auf welcher Seite in jener literarischen Fehde das größere Recht war; gewiß ist, daß Kozebue meist die Lächer auf seiner Seite hatte, und die größere Menge für sich gewinnen mußte, weil er als Verfechter des gesunden Menschenverstandes erschien. Gbthe selbst hat sich nie in diesen Streit gemischt, man mußte denn einige Winke in seinen Anmerkungen zu Racineau's Neffen von Diderot hieher rechnen, die auf eine würdige Weise gegeben sind. Unnöthig war indeß der Streit im Ganzen eben so wenig, als er nicht ohne gute Folgen geblieben ist, besonders seitdem die Zeit beide Parteien besänftigt und gemäßiget hat. Kozebuen gelang es übrigens in Berlin, sich die Gnade des Königshauses zu erwerben, durch welche ihm ein Kanonikat verliehen wurde. Außer mehreren größeren dramatischen Werken gab er in dieser Zeit in seinem Almanach dramatischer Spiele eine schätzbare Sammlung kleinerer Dramen heraus, die besonders den Liebhabertheatern sehr erwünscht war. Seine Erinnerungen aus Paris, so wie die aus Rom und Neapel (wohin er in den Jahren 1803 u. 1804 gereiset war) enthalten einiges Gute, mehreres Angenehme, viel Flüchtiges und manches Falsche. Mit größerem Fleiße ging er ans Studium der Geschichte. Er hatte sich entschlossen, der Geschichtschreiber Preußens zu werden, und begab sich zu diesem Behufe im J. 1805 nach Königsberg, wo ihm der Gebrauch des Archivs verstattet war, welches ihn eine geraume Zeit beschäftigte. Mehrere Jahre darauf lieferte er Preußens ältere Geschichte (4 Theile, Riga 1809), ein Werk, das zwar kein historisches Kunstwerk des ersten Ranges ist, aber unter den guten historischen Werken mit Recht genannt zu werden verdient. Das für die preussische Monarchie so unglückliche Jahr 1806 vertrieb ihn aus Preußen und er flüchtete seine Freimüthigkeit vor den französischen Kriegserichtern nach Rußland, wo er seitdem nie aufgehört hat, die Franzosen und ihren Kaiser mit allen Waffen, die dem wüthigen Schriftsteller zu Gebote stehen, zu bekämpfen. Die französische Regierung behauptet

sete deshalb, er stehe im englischen Solde; das deutsche Publicum griff um so begieriger nach seinen consecrirten Blättern, je weniger in Deutschland vor der geheimen französischen Polizei ein freies oder gar Kühnes Wort verlaublich konnte. Da nun unter solchen Umständen seine politischen Aeußerungen die Aufmerksamkeit in einem höhern Grade erregt hatten, so schien er bei der großen Wendung der politischen Angelegenheiten Europa's im J. 1813 ganz der Mann, um die für die Franzosen so ungünstige Stimmung der Völker zu unterhalten. Zum Staatsrath erhoben, folgte er dem russischen Hauptquartier, und gab in Berlin ein deutsches Volksblatt heraus. Sonderbar genug warfen jetzt die französischen Zeitungen Kozebue und Schlegel in Eine Verdammniß, denn diese beiden politischen Gegner begegneten sich in der Politik. Daß der letztere bedeutender und würdiger auftrat, ist keine Frage. Kozebue's Mitwirkung hörte auch bald auf, denn als im Frühjahr 1813 die Franzosen vorwärts drangen, ging er nach Rußland zurück, wo er jedoch nicht aufhörte, durch manche zum Theil sehr wichtige und satirische Broschüre in die Stimmung der Zeit einzuwirken. Für solche Dienste blieb er nicht unbelohnt, und kehrte im J. 1814 als russischer General-Consul in die preussischen Staaten nach Königsberg zurück; auch erhielt er vom Kaiser Alexander den St. Annenorden, mit der Erklärung: „er habe diese Auszeichnung durch die Beharrlichkeit verdient, mit welcher  
 „französischen Regierung bei der auswärtigen Angelegen aus dieser ganzen Schilde Mann von ungemeinen T Weinahe wählte ich ihn, 1 den deutschen Volkai: bigen Fächern versucht, al als Kritiker, beide haben selbe Sensibilität und Wä: selbe Leichtfertigkeit und ; Diese in der Anlage und I gemein. Beide haben mit Ruhm bei fast allen Natio fall erlangt, obschon nicht an Correctheit und Legal Führe die Vergleichung ab: der Ort so wenig dazu als beliebten Schriftstellers, 1 als erhoben worden ist. A mit Sophokles vergleicht, pides vergleichen, und in der That hat er viel von dessen Tugenden und Fehlern, so wie er auch in A. W. Schlegel seinen Aristophanes gefunden hat. Mit Recht räumt man ihm ein bedeutendes Talent für das romantische und bürgerliche Drama, und ein ausgezeichnetes für das Lustspiel und die Poesie ein, und niemand kann ihm einen Reichthum an Witz und Scherz absprechen, wie wir ihn sonst nicht all: zukünftig finden.

Kozeluch (Leopold), wurde 1752 als kaiserlicher Hofkapellmeister an Mozarts Stelle berufen, und starb am 3. Febr. 1814. Er war 1753 zu Wellwarn in Böhmen, nahe bei Prag, geboren, studirte in dieser Stadt die Musik und componirte 1771, im 18ten Jahre, für das dortige Theater ein Ballet, welches einen so allgemeinen Beifall

erhielt, daß er deren noch 24 andere, nebst 3 Pantomimen sehen mußte. Er verließ darauf Prag und begab sich nach Wien, welche Stadt er nachher zu seinem immerwährenden Aufenthaltsorte erwählte. Kozeluch ist einer unsrer geschätzten Tonkünstler, dessen Compositionen, besonders seine Werke für das Fortepiano, sich durch Leichtigkeit und Anmuth des Styls, so wie durch gefällige Melodie und reine Harmonie sehr zu ihrem Vortheile auszeichnen. Diese Eigenschaften lassen es die Dilettanten, für welche er vorzugsweise zu schreiben scheint, vergessen, daß ihm Tiefe der Kunst, eigentliche geniale Erfindung und kräftige Fülle gänzlich abgehen. Außer einigen Opern, von welchen aber keine öffentlichen Ruf erhalten hat, mehreren Cantaten, einzelnen Opern-Arien und mehreren Sinfonien und Instrumentalsachen, hat er nahe an 100 Clavier-Werke, theils Concerte, theils Sonaten mit und ohne Begleitung, geschrieben und stechen lassen. Diese Fruchtbarkeit zeugt von dem Beifalle, dessen Kozeluchs Compositionen, im großen Publicum genießen.

**Krahn**, **Kran**, **Kranig**, **Kran**, ist eine Maschine, Lasten in die Höhe zu ziehen, welche nicht unmittelbar unter die Welle gebracht werden können. Diese Maschine besteht aus einem schräg aufwärts gerichteten Balken, über welchen dergestalt ein anderer Balken (**Kranbalken**) gelegt ist, daß die ganze Maschine nach allen Seiten gewendet werden kann. Oben ist eine Rolle angebracht, über welche das Zugseil läuft, an dessen eines Ende die Last angehängt, an das andere aber nur eine Welle geschlagen wird, welche sich durch Räder (**Kranräder**) umtreibt. Diese Maschinen pflegen mehrentheils mit einem Dache oder Gehäuse versehen zu seyn. Man gebraucht die Krahntheile theils an Ufern, um damit Lasten aus dem Schiffe zu heben, theils auch bei Auführung großer Gebäude. Die Benennung dieser Maschine kommt offenbar von dem Vogel **Kranig** (so wie dieser von dem lateinischen *grus*) ab, weil die Maschine selbst eine große Aehnlichkeit mit dem Baue dieses Vogels hat. — Das **Krahnrecht** ist das Recht, einen solchen Krahn öffentlich halten zu dürfen. In engerer Bedeutung wird darunter auch das Recht des Landesherrn verstanden, die Schiffer zu zwingen, an einem bestimmten Orte ihre sämmtlichen Waaren auszuladen und sie daselbst zu verzollen.

**Krain**, ein nun zu dem Oesterreichischen Königreiche Illyrien gehöriges Herzogthum, gränzt gegen Norden an Kärnthén und Steyermark, gegen Süden an das adriatische Meer und an Istrien, gegen Westen an Friaul und gegen Osten an Croatien, und hat 233 Quadratmeilen Flächeninhalt, 22 Städte, 32 Marktstellen, 3,302 Dörfer, und nach der Zählung im J. 1788 nahe an 420,000, im J. 1801 aber nur 409,054 Einwohner. Producte sind Wein, Del, Weizen, Flachs in großer Menge und vieles Obst, woraus Wein verfertigt wird. Das Innere der dortigen vielen Berge erzeugt Eisen, Quecksilber, schönen Marmor, aber kein Salz, dessen Mangel durch Seesalz ersetzt wird. Die Einwohner sind mehrentheils Slaven, die vornehmsten Volksklassen aber Deutsche. Der merkwürdigste Fluß, die Save, ist zum Theil schiffbar. Im J. 1809 trat Oesterreich durch den wiener Frieden das Herzogthum Krain ab, worauf es von Bonaparte mit den illyrischen Provinzen vereinigt wurde. Im J. 1814 aber trat auch dieses Land in seine frühern Verhältnisse zurück.

**Krahe** (**Seeoren**, **Seewurm**) soll ein Seeungeheuer von dem Geschlechte der Polypen, und, der Sage nach, das größte Thier unserer Erde und einer schwimmenden Insel gleich seyn. Nach dem sa-



Belhaften Berichte des Pantoppidan, welcher, als der erste Schriftsteller, in seiner norwegischen Naturgeschichte, dieses Seengeheuers Erwähnung thut, läßt sich dasselbe dann und wann in den norwegischen Gewässern sehen, trägt, eine halbe Stunde im Umfange habend, Berge und Thäler auf seinem Rücken, wohnt auf dem Grunde des Meers und erhebt sich nur bei stiller Witterung über das Meer, um sich da selbst auf ein ganzes Jahr satt zu fressen, und dann, bei erhobener Winde, wieder langsam in die Tiefe zu sinken. Diese, dem Scheine nach, märchenhafte Erzählung des erwähnten Schriftstellers hat hernach durch die eidliche gerichtliche Aussage einer englischen Häringsbunse, welche dieses Ungeheuer im August 1774, und eines andern Schiffs, welche es am 5. August 1786, gesehen zu haben bestätigten, wieder einigen Schein von Glaubwürdigkeit erhalten. Sehr wahrscheinlich ist es, daß entweder dicke, niedrigstehende Nebel, welche zuweilen, selbst von erfahrenen Seeleuten, für Kästen gehalten werden, oder auch der Wallfisch selbst, die Veranlassung zur Erzählung von Kraken gegeben haben. Nach einer nordischen Sage soll das sogenannte Medusenhaupt das Junge des Kraken seyn.

**K r a m p f**, ein krankhafter Zustand des lebenden Körpers, welcher in einer unregelmäßigen Zusammenziehung der Muskeln besteht. (S. d. Art. Muskel.) Die Muskelbewegung ist an die Einwirkung der Nerven gebunden, theils willkürlich, wie bei den Muskeln der Gliedmaßen des Kopfes, des Gesichts u. a. m., theils unwillkürlich, nach Bestimmung gewisser Verrichtungen der innern Eingeweide, z. B. die Bewegung des Herzens, der Gedärme, der Pulsadern u. s. w., andere gehen unwillkürlich vor sich, gehorchen aber auch dem Einfluß des Willens, z. B. die Muskeln des Brustkastens, das Zwerchfell. Auf die Einwirkung des Nerven zieht sich der Muskel zusammen, verkürzt sich, und bewirkt dadurch die Bewegung der Theile, an welche er befestigt ist. Geschieht bei den der Willkühr unterworfenen Muskeln diese Nerveneinwirkung ohne Antrieb des Willens, bei den andern heftiger, anhaltender, und dem Zwecke nicht angemessen, so entsteht eine unwillkürliche, zu heftige, unordentliche und zweckwidrige Bewegung des Gliedes oder Theils, verbunden mit einem unangenehmen, schmerzhaften Gefühl von Spannung und Anschwellung des Muskelfleisches, welche die Zeichen des Krampfes sind. Die Krämpfe selbst sind sehr mannichfaltig, je nachdem die fehlerhafte Einwirkung der Nerven auf diese oder jene Muskelpartie, anhaltend oder abwechselnd wirkt. Tonische Krämpfe sind anhaltend; elonische, abwechselnd; Convulsionen sind heftig stoßweise; Catalepsie, Epilepsie, (S. diese Art.) Herzklopfen, Stammen, Brustkrämpfe, St. Vitustanz, Starrkrampf, das sardonische Lachen u. s. w. Die sogenannten Nervenmenschen, deren Nervensystem besonders empfindlich und deren Muskelsystem schwach ist, sind daher den Krämpfen am meisten unterworfen, z. B. Kinder, zarte Frauenzimmer, kränkliche, hypochondrische Männer. Krampfstillende Mittel sind theils solche, welche den unordentlichen Wirkungen des Nerven auf die Muskeln Grenzen setzen, indem ihre Wirkung die Thätigkeit desselben überhaupt herabsetzt, regulirt und beschränkt, theils in Stärkung des Muskelsystems. Wenige Mittel wirken jedoch nicht nur allein und unmittelbar auf die Nerven, sondern auch zugleich erhaltend auf das Blutssystem. Es war vor nicht langer Zeit eine Periode, da man alles Krampf nannte, was Schmerz erregte, und oft verleiht wurde, hitzige krampfstillende Mittel zu gebrauchen, wo ein entzündlicher Zustand obwaltete, der durch solche Mittel verschlimmert wurde. Manche

Fransenstimmer (Schiffen jeden Kopfstimmer, jede schmerzhaft Entzündung im Innern dem Krampfe zu, und misbrauchen die sogenannten krampfschillenden Mittel zu ihrem größtem Schaden. Oft sind bei den sogenannten Krämpfen lähmende Eachen die besten krampfschillenden Mittel.

Krankenhäuser sind zunächst zur Aufnahme, Unterhaltung und möglichen Heilung eines größern oder kleinern Anzahl von Kranken bestimmt. Weistand war ursprünglich der Unterrichts und bei den großen Krankenhäusern in Burg u. a. m. (S. Hospitaller) mehrere Nachtheile verbunden in ständen. Sie haben doch auch die Bedürfnis ihre Errichtung und darauf aber, weil die Zweck die Krankenhäuser war, konnten viele tzung und Einrichtung derselben in der Folge durch Vergrößerungen und Verbesserungen den nützlichsten Maßregeln abgedolten wurde, so konnten doch schon die Fehler der ersten Anlage ganz ausgemerzt werden. Daher haben man, so viele Krankenhäuser es noch giebt, vielleicht kaum einige wenige, welche den Erfordernissen vollkommen entsprechen. Es müssen bei der Anlage eines Krankenhauses besonders folgende Regeln beobachtet werden: 1) Es muß an einem freien, luftigen, trocknen und hinlänglich großen Plage gebaut werden, der fließendes Wasser in der Nähe, oder wenigstens Brunnenwasser in der Nähe ist. Krankenhäuser, die in engen Plätzen, vom beständigen Luftwechsel abgeschnitten, sammtig stehen, oder Mangel an Wasser leiden, führen nicht nur die größten Unbequemlichkeiten des stehenden, sondern werden auch durch Verderb der Luft, Mangel an Reinlichkeit, die schädlichsten Verunreinigungen, böserer und ansteckender Krankheiten, so eher Verderbergründen für die Kranken sowohl als die Ärzte und andern Personen, die um sie sein müssen, als Tempel des Pestunk. Bei dem Bau selbst muß alles vermieden werden, was dem Zweck des Krankenhauses zuwider wirkt. Die Steine müssen trocken und fest, als die dem Schiefertrag unterworfenen sein, welches die Mauern frucht und salund macht. Die Kosten für unbedingte äußere Verzierungen verwendet man lieber auf innere Bequemlichkeit. Im Innern überaus muß hinlänglich weitläufiger Raum sein, damit die Kranken nicht zu enge beisammen wohnen und gedrige Lüftung des Ganzen möglich bleibt. Die Oefen müssen gedrig, zur gleichmäßigen Erwärmung vertheilt sein, die Krankenhäuser müssen nicht nach der Westseite feste gerichtet, nicht zu enge und nicht zu niedrig sein, die Verände müssen von hartem Holz verfertigt, die Betten von Eisen sein, und bei der übrigen Einrichtung alles von Wolle vermieden werden, weil in wellenen Zeugem sich die Ansteckungskörner leichter festsetzen. Die Betten müssen von einander gedrig abgesondert, die Kranken selbst nicht zu sehr angefüllt, zu.

Chirurgen und Krankenschwestern in Verbindung stehen; auch müssen sie gedrig beladene werden, wenn die Beforgung der Kranken nicht als andern die ordentliche Beforgung der Kranken mit a. Endlich dürfte auch die Art der zu verfertigen verschieden sein, weil Eins das Andere ist. So ein und dasselbe Krankenhaus, noch dazu in

nem beschränkten Raume, auch Wahnsinnige, Besunde zur bloßen Ver-  
 sorgung, Schwangere, aufzunehmen soll. Es wäre besser, diese verschie-  
 denen Anstalten abge sondert zu errichten, selbst unter den Kranken die  
 bloß chirurgischen, die venerischen und kränigen, abge sondert zu verfor-  
 gen. Einige der vornehmsten Krankenhäuser in Europa sind das Frie-  
 drichshospital in Copenhagen, gestiftet im Jahre 1756 vom König Frie-  
 drich V. durch den Grafen von Bernstorff. Die Unterhaltung desselben  
 kostet jährlich 25,000 Rthlr., ist auf 280 Kranke eingerichtet, von de-  
 nen jeder sein eigenes Bett hat. Das Gebäude ist ein Viereck, in dessen  
 innerm Hofe Spaziergänge sind. Es hat seine eigene Apotheke in dem  
 einem Flügel, und seine Kirche in einem andern, die nöthigen Einrich-  
 tungen zu Bädern, eigene Zimmer zu den Operationen, Excisionen, Leb-  
 chen u. s. w. Der Arzt des Krankenhauses hat 3, der Wundarzt 4 Be-  
 hälften; Alle haben Besoldung und Wohnung. In Stockholm sind das  
 Königl. Lazareth und das Dankmahl Hospital besonders merkwürdig. —  
 In Turin ist das Hospital vom heil. Johannes, welches außer ein Paar  
 Hundert Kranken und einigen hundert Waisenkindern und Findlingen,  
 auch Schwangere aufnimmt. Das untere Stockwerk ist für die männ-  
 lichen, das obere für die weiblichen Kranken bestimmt. Jeder hat ein  
 mit Vorhängen versehenes Bett, alle Betten stehen weit auseinander in  
 Kreuzgängen, in deren Mitte ein Altar aufgerichtet ist. Das Frontispiz  
 des Gebäudes ist sehr prächtig, und 180 Schritte lang. 2 Aerzte, 2  
 Apotheker mit 4 Schülern, 2 Wundärzte mit 12 Schülern, sind dabei  
 angestellt, und ohne die Aufseherinnen und Wärterinnen für die weib-  
 lichen Kranken, noch 2 Hebammen mit 4 Schülern. Die Einkünfte  
 beliefen sich (1798) auf 120,000 Livres de Piemont. — In Mailand  
 ist das große Hospital, gestiftet vom Herzog Francesco Sforza. Der  
 viereckige Hof ist mit 2 Gallerien übereinander umgeben, deren Arkaden  
 auf ionischen und eubischen Säulen von Granit ruhen. Das ganze  
 Gebäude hat mehrere kleine Höfe, wodurch die Lüftung sehr erleichtert  
 wird. Ein schnellfließender Wasserkanal unter dem Gebäude führt allen  
 Unrath mit fort. Die Anzahl der Kranken ist von 800 bis 1600, wel-  
 che nach dem Geschlechte und den Krankheiten in 25 große Säle ver-  
 theilt sind. Die Einkünfte des Krankenhauses werden auf 100,000 Tha-  
 ler geschätzt. 26 Aerzte und Chirurgen sind dabei angestellt. Zur War-  
 tung und Bedienung werden an 500 Personen erfordert. Das Ganze  
 hat das Ansehen einer kleinen Stadt. Alle Handwerker, welche zu der  
 Anstalt nöthig sind, Bäcker, Schlächter, Weber u. s. w., wohnen im  
 Bezirk des  
 reich (deren  
 und merkwür-  
 fang zu beid-  
 hundert sie in  
 gen und in 1  
 vertheilt. Es  
 ren mehrere  
 Die Bedienstet-  
 Menschen, et-  
 8 Aerzten 11  
 haben die wi-  
 ber diesen wi-  
 versehen, die  
 und welche u.  
 ihrem Befehle haben. Zum täglichen Verbrauch werden etwa 4000 Pf.

Brod gebacken. — In Wien ist das große allgemeine Krankenhaus, dessen vordere Breite 110', die Länge 186 wiener Klafter hält. Alle Gebäude sind 2 Stockwerke hoch, ausgenommen einige, welche deren 3 haben. Das Thor hat 2 Thormärter als Wache; man kommt durch dasselbe in den ersten Hof, der mit Alleen und einem Springbrunnen versehen ist. Unter dem ganzen Gebäude läuft in einem Canale Wasser zur Wegnahme des Unraths weg. Hinter dem ersten Hofe sind noch 6 andere, eben so verzierte, hinter diesen der sogenannte Tollthurm, zur Aufnahme der Wahnsinnigen, daneben das Militärhospital. Alle Flügel und Theile des Hospitals sind oben und unten zu Krankenzimmern eingerichtet. Der rechte Flügel im ersten großen Hofe enthält die Wohnungen für Aerzte, Wundärzte und andere Beamte, für die Kanzlei und Apotheke. Die Eingänge zu den Krankenzimmern, die sämmtlich in den innern Höfen angelegt sind, sind numerirt, ihre Thüren zeigen die Nummern der Krankenzimmer, zu welchen sie führen, und die Nummern der Betten, welche diese enthalten. Je zwei Krankenzimmer sind mit einer Küche versehen. Die Abtritte sind in unterirdische Canäle abgeleitet. Ueber den Thüren der Krankenzimmer sind Fenster angebracht, an deren einer Seite eine Uhr, an der andern Seite eine Laterne befindlich ist. Die meisten Krankenzimmer enthalten 18 bis 20 und mehr, einige 40 bis 50, die größten bis 90 Betten. Mittelt vieler Ventilatoren, und der Fenster, und Thüröffnungen wird in allen Krankenzimmern hinlänglich für Luftwechsel gesorgt. Bei den Krankenbetten steht ein Tisch mit der Arznei, dem Trinkgeschirr u. s. w. In die Mauern sind Behältnisse für die Nachstühle angebracht, welche sorgfältig verwahrt sind; Kranke, die nicht aufstehen können, bekommen dergleichen Stühle an das Bette gebracht. Noch steht in jedem Krankenzimmer ein langer Tisch, und ein großes kupfernes Waschbecken mit einer Kuppel, worin beständig frisches Wasser erhalten wird. Ueber jedem Krankenbette hängt eine schwarze hölzerne Tafel mit der Nummer des Zimmers, des Bettes, dem Namen des Kranken, dessen Eintrittstage, der Verordnung u. s. w. Das Krankenhaus enthält 86 Krankenzimmer, in welchen etwa 1488 Betten sind. 4 Zimmer, jedes mit 27 Betten, sind für die Reconvalescenten bestimmt. In Allem können an 2000 Kranke aufgenommen werden. Die Abtheilung der Kranken richtet sich nach den Krankheiten; diejenigen, welche etwas bezahlen können, genießen nach Verhältnis etwas mehr Bequemlichkeit. Unheilbare werden nicht aufgenommen, sondern in die besondern Siechhäuser gebracht. Außer dem Director, welcher einen jährlichen Gehalt von 3000 fl. hat, sind noch 4 Aerzte als Primärärzte angestellt, von denen 2 freie Wohnung und Heizung im Krankenhause, und 1000 fl., 2, die in der Stadt wohnen, 600 fl. bekommen. Jeder derselben hat noch einen untergeordneten Arzt und 2 bis 3 Gehülfen, welche freie Wohnung im Spital, Holz, und 300 fl. bekommen. Die Krankenvisiten finden Vormittags, von 7 bis 8, oder von 8 bis 9 Uhr, Nachmittags von 3 bis 4 Uhr statt. Die Secundärärzte haben das erste Examen der angekommenen Kranken, die vorläufige Ordination, das Aufschreiben der Verordnungen und Recepte der Primärärzte, die Ueberschrift der Tafeln, die Speisetabellen, die Aufsicht über die Vertheilung der Medicamente und Speisen; die Führung des Journals über den Verlauf der Krankheit, zu besorgen. Für die chirurgischen Kranken sind 5 Oberchirurgen, der erste mit 1500 fl. Gehalt, die andern mit 800 fl., Wohnung und Holz; ihnen untergeordnet sind 7 Unterchirurgen, 10 Gehülfen und eine Anzahl angestellter Practikanten. Auf einem Zimmer mit 20 Betten werden 3 Krankenwär-

ter gehalten, auf den größern nach Verhältnis mehr. Der erste bekommt monatlich 10 fl. ohne Kost, die andern 9 fl. Außerdem sind 4 Hausväter als Aufseher, mit 200 bis 400 fl. Gehalt angestellt. Sie erhalten alle Materialien von dem Verwalter, und übergeben solche dem ersten Krankenwärter. Was die Kranken mitbringen, verwahren sie in besondern numerirten Behältern, deren so viel als Krankenbetten auf den Böden angebracht sind. Drei Speisewirthe sorgen für die Kost, und liefern selbige bis auf die Krankenstuben an die ersten Krankenwärter zur Vertheilung aus. Die Diät ist in schwache Portionen, viertel-, drittel-, halbe und ganze Portionen eingetheilt und die ganzen Portionen sind für die Bezahlenden nach Verhältnis etwas besser eingerichtet. Das Hospital hat seine eigene Apotheke mit 4 Receptirtischen, 1 Professor, 6 Gehülften, unter welche die Krankenzimmer getheilt sind, ein Laboratorium mit 6 Laboranten. Die monatlichen Rechnungen werden durch 6 beidigte Apotheker in der Stadt nachgesehen und viduirt. Die Kanzlei besteht aus 1 Oberverwalter mit 1200 fl., 1 Gegenschreiber mit 800 fl., und 9 andern Schreibern. Sie führen zugleich über die Kranken, deren Aufnahme, Entlassung, Leben und Tod, die Register. Zum Transport der Kranken sind 6 Träger, jeder mit 120 fl. Gehalt, zu den häuslichen Verrichtungen 8 Hausknechte, außer diesen noch 2 Todtengräber angestellt. — Das Entbindungshaus begreift den ganzen rechten Seitenflügel der hintern Hofe. Niemand wird hier zugelassen, als nur die zur Wartung gehörigen Personen. Jede Schwangere findet hier zu jeder Stunde des Tages und der Nacht Aufnahme, ohne nach ihrem Namen und Stande, oder nach dem Namen des Vaters gefragt zu werden. Sie hat bloß ihren wahren Namen in einem Zettel versiegelt niederzulegen, damit, im Falle sie stirbt, ihr Todtenschein ausgefertigt werden kann, nimmt aber auch diesen Zettel wieder mit, wenn sie beim Leben bleibt. Sie können verschleiert oder selbst verlarvt im Hause seyn. Dieses hat 4 Abtheilungen, eine von 12 Zimmern für Einzelne, die andere 2 Zimmer für 20 Schwangere und 2 für 18 Wöchnerinnen eingerichtet; die dritte 2 Zimmer für 20 Schwangere und 2 für 20 Wöchnerinnen; die vierte ist für die Armen zur unentgeltlichen Verpflegung. — Da aus dem bisherigen schon die Einrichtung der Krankenhäuser einigermaßen einzusehen ist, so übergeben wir die große Menge der übrigen, unter denen viele bedeutende und ebenfalls vortreflich eingerichtete sind, z. B. die Charité in Berlin, das Senkenbergische Hospital in Frankfurt a. M., das Juliahospital in Würzburg u. a.

H.

**K r a n k h e i t**, ist derjenige Zustand des lebenden Organismus, da die Harmonie der Verrichtungen der einzelnen Theile zur Erhaltung des Ganzen gestört ist. Jede Krankheit trübt also die Idee des Organismus. Nicht jede Abweichung derselben in der Realität erscheint jedoch als Krankheit (vergl. d. Art. Gesundheit), sondern es gehört dazu, daß sie in der Verrichtung der zur Erhaltung des Lebens bestimmten Organe eine Störung verursache. Man kann daher auch die Krankheit als eine Abweichung von der relativen Gesundheit bestimmen. Jede Krankheit bedroht demnach das Leben, mehr oder weniger, je nachdem die Abweichung in einem zum Leben mehr oder weniger notwendigen Organ oder System ist, je nachdem die gestörte Verrichtung zur Erhaltung des Lebens von größerer oder geringerer Wichtigkeit, und die Störung selbst anhaltend oder vorübergehend ist. So ist z. B. das Gehirn ein zur Erhaltung des Lebens höchst wichtiges Organ, und die Verletzung desselben, oder eine anhaltende Beeinträchtigung seiner Ver-

Richtungen erscheint als bedeutende Krankheit. Die Verrichtung der Lungen ist bestimmt, die Flamme des Lebens im Organismus zu unterhalten, daher diese bald zu verlöschen droht, wenn das Athmen unterbrochen wird, oder die Lungen bedeutend verletzt werden. Die Verrichtungen der Sinneswerkzeuge hingegen zielen nicht unmittelbar auf Erhaltung des Lebens, daher ist ihre Störung, obgleich heftige Krankheit des Sinnesorgans, doch für das Leben an und für sich nicht gefähr-

n seiner Blindheit ungeachtet so als wenn Krankheiten werden in heftige und alle die Krankheitsäußerung nur in einer bestimmten Stelle des Organismus zu erfolgen leidet. Da nämlich alle einzelnen Verbindung sehen, die einzelnen Systeme (säß-System) sich allenthalben zeigen, ihre vander bestimmen, so ist es notwendige ngegriffen, dessen Verrichtung gestört ist, es Andern, und zwar zuvörderst des zu darunter leiden wird. Ist das ursprüng- wichtiges, auf viele andere Einfluß hat n ihm allein, sondern in mehreren andern merken seyn. So hängt z. B. von dem von der Verdauung die Vereitung des enheit des Milchsaftes die Qualität des Stand der Lebenskraft überhaupt. Ist ichtung gestört, so kann zwar anfangs yn, allein bald wird die Beschaffenheit weil der Nahrungstoff schlecht bearbeitet, as Blut abgibt, welcher als roher fremd- us der Atmosphäre (das Sauerstoffgas) der ganze Körper schwach, die Lebens- es Körpers leidet, und die Krankheit ist : Krankheiten werden ferner eingetheilt hitzige und langwierige (acute und chro-

nische). Unter die ersten gehören z. B. diejenigen Fieber, welche ihren Verlauf in Zeit von 8, 14 Tagen, höchstens 4 Wochen beendigen; unter die zweiten gehören die Krankheiten, welche ohne Fieber sind, und längere unbestimmte Zeit zu ihrem Verlaufe brauchen. So macht man ferner einen Unterschied unter innerlichen Krankheiten, welche einen inneren Theil, oder ein ganzes System des Körpers befallen, z. B. Nervenkrankheiten, Fieber u. dgl., und unter äußerlichen Krankheiten, welche bloß auf der Oberfläche des Körpers ihren Sitz haben, ohne innere Theile zugleich mit zu befallen, oder ihren Grund in ihnen zu haben. Brown setzte zwei Hauptclassen der Krankheiten fest, die febrilen und afebrilen, die erstern von zu starker, die andern von zu schwacher Erregung. (S. Erregungstheorie.) Andere Aerzte nahmen nicht bloß Krankheiten von verändertem Stande der Kräfte, sondern auch solche an, welche von Verderbenheit der Säfte herrührten (s. Humoralpathologie). Krankheitsanlage ist die hervorstechende Neigung zu irgend einer besondern Abweichung von der relativen Gesundheit. Sie ist also noch nicht Krankheit selbst, kann aber nach gleicher Einwirkung einer Schwächlichkeit leichter in diese übergehen, als bei einem andern Menschen, der die Krankheitsanlage nicht hat. Wer z. B. eine schwache Brust und reizbare Lungen hat, kann sich immer dabei relativ gesund erhalten, jedoch wird er bei kalter feuchter Luft eher von Catarrh oder

esfallen werden, als bei Andern der Fall ist, Ursachen enthalten den Grund der Erscheinung der Krankheit. Man untersuche, welche in derjenigen Abweichung von dem vollständigen Grund aller andern dardie entfernten Ursachen, welche in solchen dem Körper befehen, die theils die erste Uebergang aus der Krankheitsanlage in sich geben. Von der Gelsucht z. B. setzt rückgängige Bewegung der Galle aus dem der Gallenblase in das Blut. Als entdene Einflüsse wirken, große Hitze, welche der Galle befördern, Zorn, welcher die und kramphafte Verschließung des Auszu häufige Ergießung der Galle in den Krankheitsercheinungen (Symptomnehmbarern Ausdrücke der Krankheit. — Reihe von Erscheinungen in und an dem Krankheit äußerlich offenbart, und von allen und theils zugleich vorhanden, theils folgen auf einander. (successive Symptome)

nach den Gesetzen des Organismus, nach dem Zusammenhange der Organe und Systeme in demselben, und ihrer Wechselwirkung auf einander. — In so fern die Krankheitsform bei jedem Menschen durch dessen individuelle Constitution, Anlage und eigene Verhältnisse modificirt wird, entsteht der einzelne Krankheitsfall. Unter Kranklichkeit versteht man den Zustand, der zwischen Anlage und Ausbruch einer Krankheit mitten inne schwebt. H.

### Krater, s. Vulkan.

Kräuterabdrücke mit Aienruß überstrichen. Kunst ward zu Anfange Schriftsteller Alexus V der 1586 starb, für et Auch Hieronymus Car gelehrt haben, und de Sammlung solcher P Hessel, der 1707 in A Abdrücken in botanisch Erfinder dieser Kunst.

Hülfe des Buchdruckers an, worin auf Schreibpflanzen geliefert wurde. Feuersbrunst die Besitz Der Buchdrucker Tran Ludwig den Kräuterdruck heraus. Im J. 1728

Pflanzenabdrücke mit bunten Farben, welche Kunst 1734 von Seuter zu Augsburg wiederholt wurde. Der Doctor Junghans zu Halle hat nachher die Mittel entdeckt, fast alle Pflanzen (die zu weichen ausgenommen) so abdruckend, daß sie zum allerwenigsten wirklichen Kupferstichen an die Seite gesetzt werden können, und viel wohlfeiler und doch natürlicher als diese sind.

Kräuterkunde gehört als Hilfswissenschaft zur Arzneikunde, und zwar in die Lehre von den Arzneimitteln. Wir unterscheiden deswegen die besondere Kräuterkunde, in medicinischer Rücksicht, von der allgemeinen, der wir den Namen Botanik lassen wollen, und rechnen zu jener bloß die Summe von botanischen Kenntnissen, deren der Arzt, als solcher, zu seiner vollkommenen Ausbildung bedarf. Der Botaniker von Profession muß den ganzen Umfang dieser Wissenschaft inne haben, dazu gehört, bei der jetzigen Ausbreitung und Höhe derselben, ein Menschenleben beinahe ausschließlich. Der Arzt, welcher die Botanik zu seinem Hauptstudium machen wollte, würde daher seiner harmonischen Ausbildung sehr fe  
Zeit erfordert. E  
kurischen Kenntniß  
mitteln liefern, in  
dazu dient, den or  
gleiches; und die  
wie aber der Arzt  
schreiten muß, ist  
verhältnißmäßig  
Wissenschaft bleibe  
gen der Botaniker  
Botanik.)

ist für sich eben so viel  
besteht daher in der blo  
n Beitrag zu den Heil  
Pflanzen, in soweit sie  
dem der Thiere zu ver  
zu erläutern. Eben so  
s Wissens immer fort  
ies in der Kräuterkunde  
erkenntnis mit dieser  
übungen und Forschun  
das Weitere den Artikel  
H.

Krebschaden; ein eigenartiges, höchst bösartiges Geschwür, dessen Entstehung in einer Drüse, oder in drüsigten Theilen statt findet, von da aber auch auf andere Theile sich fortpflanzen kann. Der Ursprung des Krebses ist meistens in verhärteten (scirrhen) Drüsen, doch darf man deswegen nicht jede Drüsengeschwulst als Anlage zum Krebs fürchten, denn es gibt auch dergleichen, die ohne Nachtheil sind, und sich leicht wieder zertheilen lassen. Entstehen in veralteten Scirrhen plötzliche Schmerzen und Stiche, so ist zu fürchten, und man nennt es den verborgenen Krebs, oder die verborgene Verhärtung größer, es laufen bläue aufgeschwulst herum, welche von ihrem Ansehen wahrscheinlich zu dem Namen Veranlaßung die Geschwulst auf und bildet sich ein unheilbares, leicht blutendes und mit vielen Schmerzen versehenes, sehr übelriechendes Geschwür. Zur Entstehung des verborgenen Krebses Verletzung der Drüsen, Stößen, Druck, Kälte, doch kann auch eigenthümliche Abschwächung derselben Statt finden. Im leichten Falle ist schwer, wo nicht ganz unmdglich; im ersten Falle der Verhärtung das sicherste Mittel. D  
genannt, nur weil es an Bösartigkeit und Hartnäckigkeit dem wahren Krebs nahe kommt.

Kreide gehört nach der neuern chemischen Bestimmung zu den kohlensauren Kalkerden, und besteht aus feinen, mager anzuühlenden Theilen, die nur leicht an einander hängen und sich daher leicht an fremde Körper festhängen. Dies ist der Grund, warum Kreide leicht abfärbt. Sie besitzt im Allgemeinen die Eigenschaften der Kalkerden. Die reinste ist schneeweiß, fällt aber ins Graue, je mehr sie mit Thon und Kieselerde vermischt ist. Ihr Name kommt wahrscheinlich von Kreta (jetzt Candien) her, welche Insel sie nicht nur in großer Menge, sondern auch in besonderer Güte liefert, und sollte daher auch Kreide



geschrieben werden. In England, Frankreich, Island, Dänemark und andern Ländern, ist sie selbst oft ganze Vorgebirge, zumal an den E. In letztem Lande brennt man aus der Kre sie zum Schreiben, zum Anstreichen der Far mischt wird, zum Poliren des Silbers und al ferner zur Verfertigung des Spitzglases, des reaumürschen Porzellans, der Schmelzregel, als Grundlage auf Holz bei Vergoldungen, als Düngmittel auf thonigen Aeckern und zu andern Behufe gebraucht. Durch sie kann man saures Bier verbessern, Fettflecke aus Papier bringen und in Verbindung mit Alaun ranzige Oele wieder herstellen. Die Kreide kommt mehrentheils aus England und Dänemark in ganzen Ladungen als bloßer Ballast nach Hamburg, Bremen und andern Seestädten.

**Kreis**, in der Geometrie, die in sich selbst geschlossene krumme Linie, in welcher alle Punkte, von einem innerhalb gelegenen Punkte, dem Mittelpunkte, gleich weit abstehen, welcher Abstand Radius oder Halbmesser genannt wird. Riätrlich heißt dieser Kreis jede Rükfche zu dem Mittelpunkte.

zu viele kretinische Kirchen, insbesondere die Cathedralekirche, in welcher  
 Herrn Jodomal die kaiserl. Krone gelagert. In der Kirche zum  
 Engel Michael ist das Begräbniß der russischen Czarinnen, und in  
 derselben das Haus des ehemaligen Patriarchen, in welchem sich jetzt  
 eine geistliche Synode versammelt und eine an griechischen und russischen  
 Aufschriften reiche Bibliothek vorhanden ist. Im Schloß selbst ha-  
 ben die kaiserl. Collegien ihren Sitz; auch befindet sich das Zeughaus  
 denselben. Als am Ende des Jahres 1812 bei dem Vordringen der  
 französischen Heere die Stadt Moskau von den russischen Czarinnen  
 freiwillig angethan und den Flammen Preis gegeben wurde, brann-  
 te ein Theil des Kremls ebenfalls mit ab; wo andern oder schon der War-  
 schall Woronow, vor seinem Abzuge aus Moskau, in der auf dem sa-  
 beren folgenden Woche in Flammen, so daß er gleichfalls seinen Theil  
 erlitten wurde. Man legte aber sogleich wieder Hand an die Wieder-  
 erstellung dieses Gebäudes, und so geschah es, durch den thätigen Ein-  
 satz des Gouverneurs Zornow, daß es im Sommer 1816 nach einem  
 geläufigern Plan als vorher, wieder aufgebaut war.

Kretinen, eine eigene Menschenart, die sich durch Miskelheit des  
 Verstandes und Mangel an Geisteskräften auszeichnen. Sie haben näm-  
 lich einen dicken, platten, unformlichen Kopf, stumpf, grobe, schick-  
 lige, schlaffe Muskeln an Nacken, Händen und Füßen, rüchliche Augen  
 mit Pfeß und ohne den geringsten Ausdruck, einen großen Kropf, der  
 nicht selten das Ober die Brust herabhängt. Sie sind ganz dumm und  
 ohne Verstand, keiner Bildung fähig und taubstumm, dabei äußerst  
 böse und sehr gefährlich. Wenn Kretinen hinarbeiten, werden ihre Kinder  
 jeder solche Krüppeln, doch können auch geistlicher Kretinen Kinder Kra-  
 vonen werden. In den Thälern des Wallerlandes, der Schweiz und  
 in Savoyen kommen sie am häufigsten vor, und pflanzen sich in man-  
 chen Familien von einer Generation zur andern fort. Manche Kretin-  
 den in den vorerwähnten Gegenden halten die Kretinen für heilig und ver-  
 ehren sie als solche aus Aberglauben. Kretinismus ist diese krank-  
 hafte Verunstaltung selbst. Man schreibt ihre Entstehung der ungesund-  
 en, feuchten und eingeschlossenen Luft der tiefen Thäler, dem unheim-  
 lichen fremdartigen Ueberschusse verkehrten Wasser,  
 ihren, der Trägheit, dem Schwund und dem  
 Unwohlsein selbst zu. Das Uebel könnte ver-  
 zerrt werden, wenn die Herrscher der Kra-  
 vonen würden, anstatt daß der Aberglaube die  
 man Kinder, die denen man einen Anseh  
 in doch liegenden Gegenden, in welchen der  
 zu, ersehen leicht, wenn man die Ähnlichkeit,  
 e der Verstandes zum Thier mehr befrüchte.  
 n. (Aberl. v. Lindemann, Berlin 1796) H.  
 el (Friedrich) wurde am 4. Dec. 1753 zu Zül-  
 orton, woselbst sein Vater Obergerichtsadvocat war.  
 1771 erdachte er die erste wissenschaftliche Philo-  
 sophielehre zu Kitzingen beyon, am dortselbst

In demselben Jahre verlor er, außer seinem  
 und Vermögen durch das Bombardement der  
 1776 er Obergerichtsadvocat und 1778 Reichs-  
 1797 legte ihn seine Regierung als Landes-  
 Kretschmann hat sich in mehreren Arten des  
 Verdienstes erworben: er bearbeitete das Caro-  
 lin, die Symma, die Ode, das Hesperische Lied,

die Elegie, das Stümgedicht, die Fabel und Erzählung, so wie das Drama. Auch als Prosaisker und Uebersetzer hat er sich zu seinem Vortheile bekannt gemacht. Unter dem angenommenen Namen Rhingulf der Barde noch im Werden die Aufmerksamkeit auf Gedichten zeichnete, so wie durch seine Schriften in Italien des Oherark und epigrammatisch scherzhafte Gesänge von den Sitten de aus. Leipz. 1774. II Leipz. 1787. Samhalten, außer den 1 Arbeiten). — Luca 1785. Literarischer tel: Claudian. Leipz Leipz. 1799. 1803. Aus dem Franz. Industrie und Adi bebrütern Karlsbad, Zeitschriften, und zu mann.

Poesie  
meine  
nischen  
Fein-  
aus.  
isätra  
rischer  
33. 8:  
75. 8:  
Lacti  
Acten.  
(Ent-  
: neue  
Leipz.  
in Eb-  
Ehle.  
volijet.  
, oder  
Ba-  
: viele  
retsch-

Verwerthung galt, bei dem bey, der es am längsten ausdauert. In Gehalt des Kreuzes unterschied man zu sehen, seine Unschuld und sein Recht vertheidigt habe. Die Kreuzträger, welche die Christenheit im Mittelalter zur Erweiterung des christlichen Landes geführt hat, sind ebenfalls vom Kreuz benannt, weil sich jeder Teilnehmer mit einem auf sein Kleid gezeichneten Kreuze von rothem Tuch, Weiße oder goldenem Bande bezeichnet und dadurch zum Kreuzkrieger machen ließ. Einen andern Sinn hatten die unter dem Namen Kreuzbrüder im Anfange des 13ten Jahrhunderts nach Art der Bister benutzten Kreuze, die auf Schwärmerische Forderungen und Absonderungen von den kirchlichen Verbindungen beruhten. Solcher Kreuzbrüder wurden 91 auf einmal 1212 zu Cangerhausen in Thüringen verbrannt. Unter den vielen Erwartungen, die von ihnen gegen die Ungläubigen bis auf unsere Zeiten gekommen sind, ist die Kreuzbulle besonders merkwürdig. So heißt nämlich eine Ablassbulle, die zuerst Ferdinand der Katholische für die Spanier ertheilt, um sie durch eine völlige Landesveränderung und gewisse Freiheiten beim Kaiser zu Kreuzkriegen gegen die Mauren zu bewegen. Obgleich späterhin der Zweck dieser Bulle wegsiel, blieb sie doch in Kraft, weil das durch den Verkauf des darin verheißenen päpstlichen Ablasses in Spanien und französisch Amerika gelassene Geld ein bedeutendes Einkommen für den Kaiser und die Krone wurde. Dabei gilt noch jetzt in diesen Ländern niemand für einen guten Christen, der seinen Ablass nicht kauft und der damit verbundenen noch Befehlen der Verwaltung gehorcht oder geringeren kirchlichen Privilegien hat auch antretend genug, um ihm alle Sünden und Sphelictet nachher zu machen.

Kreuzen (in der Schifferei) heißt, sich einige Zeit auf einer Höhe in der See halten, um daselbst Lande zu erwarten, Land oder Schiffsbedarf zu erwarten, kindliche Schiffe wegzunehmen, zu fassen abzuweichen, Wasser zu beobachten, oder sonst aus andern Ursachen in einer Gegend der See die Höhe zu fassen. Die Kreuzenden Schiffe heißen die Höhe, höher vor Landungen und suchen überhaupt den ankommenden Schiffen, in sofern sie diese als kindlich zu betrachten haben, den möglichsten Schaden zuzufügen, der in ihrer Gewalt steht. Die Schiffe, welche dazu gebraucht werden, sind bewaffnet und führen den Namen Kreuzer, so wie die Orkan, wo sie sich unter treiben, die Höhe des Kreuzens heißt.

Kreuzzüge, die, sind die von den christlichen Völkern des Abendlandes seit dem Ende des 11ten Jahrhunderts bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts zur Eroberung Palästina's unternommenen Kriege. Kreuzer wurden sie genannt, weil alle in diese heiligen Kämpfe gehende Krieger das Zeichen des Kreuzes trugen. Längst befanden sich die christlichen und mohammedanischen Völker im Kriegszustand, in Asien nicht nur, sondern auch in Europa, wo die dem mohammedanischen Glauben

hatten oder Mooren in der pyrenäischen Halbinsel sich wo das Christenthum durch den Islamismus dreins und viel schwerer es die frommen Völker des Abendlandes heilige Land, wo der Centre ihres Glaubens geliebt der Welt geliebt hatte und noch das Grab des Erbes, nach welchem fromme Pilgerwerke wallfahrten, in Asien und in Europa wüthen. Die aus dem Morgenlande zu Pilgerwerken konnten die Gefahren, denen der fromme Krieger sich nicht genug schätzen, und besonders ward die

fatimische Kalif Hakim, als ein Nero beschrieben, welcher, der Sohn einer Christin, den Verdacht, daß er selbst ein geheimer Christ sey, in dem Blute der Christen abwaschen wolle. Dazu kam der kriegerische Unternehmungsgeist, welcher im Mittelalter die fränkisch-germanischen Völker besetzte und der Vortheil, welchen sich die Menschen jedes Standes und Verhältnisses von diesen Unternehmungen versprachen. Der Papst betrachtete sie als das Mittel, das Christenthum unter den Ungläubigen auszu breiten und ganze Nationen dem Schooße der Kirche zuzuführen; die Fürsten hofften Sitz und Erweiterung der Herrschaft; die Völker erwarteten räuhliche Abenteuer zu bestehen und der in den meisten Gegenden verarmte Landmann zog willig nach einem Lande, welches man sich in Europa als ein Paradies dachte. Auch wurden dem Theilnehmern an dem heiligen Kriege fern, die Hoffnung, die heiligsten Oerter jedes fromme Gemüth mächtig wirken, die Freuden des Himmels verlor der Ursache muß man die Kreuzzüge und diese Unternehmungen erklären. Die zuge gab Peter von Amiens oder Peter 1093 mit andern Wallfahrenden nach seiner Rückkehr ging er zu dem Papst das Beweglichste dem traurigen Zustand überbrachte ihm ein Schreiben de welchem er die abendländischen Christen tem Brüdern beizustehen. Der Papst tenja gehaltene Kirchenversammlung, u Eremiten habe sagen lassen, ließ die Alexius den traurigen Zustand der E dern und bewog viele zu dem Verbreite Morgenlande Hilfe zu bringen. Noch großer war die Bewegung, welche er auf der im J. 1096 zu Clermont veranstalteten Kirchenversammlung, wo Abgeordnete aller Nationen zugegen waren, hervorbrachte. Er begeisterte die ganze Versammlung für seinen Plan, daß sie, nachdem er ihr das Elend der morgenländischen Christen geschildert hatte, ein stimmig ausrief: Gott will es! Noch im J. 1096 zogen unzählbare Heereschaaren auf verschiedenen Wegen aus. Viele dieser Schaa ren aber, welchen alle Disciplin mangelte, wurden in den Ländern, durch welche ihr Weg sie führte, aufgerieben, ehe sie nach Constantinopel, welches man zum allgemeinen Sammelplatze bestimmt hatte, erreichten. Ein wohl disciplinirtes, auserlesenes Heer von 80,000 Mann aber führten Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, Hugo, der Bruder des Königs von Frankreich Philipp, Balduin, Gottfrieds Bruder, Robert von Flandern, Raymond von Toulouse, Boemund, Tancred von Apulien und andere Helden. Mit diesem Heere zogen diese Kriegerführer durch Deutschland und Ungarn, setzten über die Meerenge von Gallipoli, eroberten im J. 1097 Nicäa, im J. 1098 Antiochien und Edessa und endlich im J. 1099 Jerusalem selbst. Gottfried ward der erste König von Jerusalem, starb aber schon im Jahr 1100. Der Ruf von der Eroberung Jerusalems entflammte den Enthusiasmus aufs Neue; im J. 1102 brach eine Masse von 260,000 Menschen aus Europa auf, welche aber theils auf dem Wege, theils durch das Schwert des Sultans von Konia umkamen. Auch wurden von den Genuesern und andern schiffahrenden Völkern Kreuzzüge unternommen. Einen zweiten großen und regelmäßig geleiteten Kreuzzug

veranlaßte der Verlust von Edessa, welches die Saracenen im J. 1142 einnahmen. Die Nachricht von diesem Verluste erregte große Bestürzung in Europa, und man befürchtete, auch die übrigen Besitzungen und Jerusalem selbst würden wieder verloren gehen. Darum ermahnte der Papst Eugen III., unterstützt durch den heiligen Bernhard von Clairvaux, den Kaiser Conrad III. und den König von Frankreich, Ludwig VII. das Kreuz zu nehmen. Beide Fürsten zogen im J. 1147 mit zahlreichen Heeren aus; ihr Unternehmen aber hatte keinen glücklichen Erfolg und sie mußten das Königreich Jerusalem in einem schwächeren Zustande, als sie es gefunden hatten, verlassen. Als der Sultan Saladin im J. 1187 den Christen Jerusalem wieder entrisen hatte, kam die Enthusiasmus in Europa höher auf, als selbst zu Anfänge der Kreuzzüge, und die Herrscher der drei europäischen Hauptreiche, der Kaiser Friedrich I., Philipp August, König von Frankreich, und Richard I., König von England, entschlossen sich, persönlich Heere gegen die Ungläubigen zu führen. Friedrichs Unternehmen indeß hatte keinen glücklichen Erfolg, den Königen von Frankreich und England aber gelang es, Acre oder Ptolomais zu erobern, welches bis zur völligen Beendigung der Kreuzzüge das Bollwerk der Christen im Oriente blieb. Dem deutschen Helden, Friedrich II., welcher im J. 1228 genöthiget war, von dem Papste, der ihn verderben wollte, um ein in seiner Jugend gegebenes Versprechen zu lösen, einen Kreuzzug zu übernehmen, gelang es, Jerusalem wieder zu erobern, ob er sich gleich den dauernden Besitz des Landes nicht zu sichern vermochte. Die Reihe der Helden, welche diese Unternehmungen führten, schließt Ludwig der Heilige, König von Frankreich, auf eine würdige Weise, obgleich das Schicksal seinen mit Klugheit entworfenen und mit Tapferkeit ausgeführten Plan vereitelte. Noch während Ludwig in Aegypten verweilte (denn in Aegypten, dem Sitze der damaligen Beherrscher von Palästina, wollte er das heilige Land erobern), ereignete sich hier eine Revolution, welche für den Besitz des heiligen Landes entscheidend ward. Saladins Haus wurde gestürzt, und es bildete sich die Herrschaft der Mammelucken und Sultane. Diese wurden Eroberer und die Besitzungen der Christen in Palästina wurden ihr Ziel. Tripolis, Tyrus, Bronlus kamen nach und nach in ihre Hände und mit Acre oder Ptolomais fiel im J. 1291 das letzte Bollwerk und der letzte Rest des christlichen Reiches auf dem Continente von Asien. Ward gleich der eigentliche Zweck dieser Unternehmungen nicht erreicht, so waren sie doch von der größten Wichtigkeit für die europäische Menschheit. Denn durch diese Unternehmungen ward eine engere Verbindung unter den europäischen Völkern vermittelt, ward das Steigen des Bürgerstandes vorbereitet, theils, indem der Adel durch diese kostspieligen Züge verarmte, theils, indem ein Handelsverkehr in Europa sich bildete, mithin den Städten große Reichthümer zuführte, ward der Gesichtskreis des menschlichen Geistes erweitert und keine kleine Zahl neuer Kenntnisse und Künste nach Europa gebracht. Der gegenwärtige Zustand der europäischen Welt ist größtentheils eine mittelbare Folge dieser Unternehmungen. Von den neuern Schriften über diese merkwürdigen Begebenheiten ist besonders die Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten, von Friedrich Wilken, Ep. Thl. I. 1807, Thl. II. 1813, und das Gemälde der Kreuzzüge nach Palästina zur Befreiung des heil. Grabes, von Job. Christ. Ludw. Haken. Frankf. a. D. 1809 zu empfehlen. Ueber den Einfluß der Kreuzzüge auf die europäische Welt aber findet man in

der Schrift von Heeren, Versuch einer Entwicklung der Folgen der Kreuzzüge für Europa, Göttingen 1808, sehr befriedigende Volehrungen. N. Krieg. Unter dem Ausdrucke Krieg verstehen wir im völkerrechtlichen Sinne denjenigen Zustand, unter unabhängigen Nationen, wo diese ihre Rechte mit Gewalt verfolgen. Man pflegt auf verschiedene Weise den Krieg einzutheilen. So spricht man von Privat- und öffentlichem Kriege, indem man unter dem erstern den Zustand wechselseitiger Gewaltthätigkeiten versteht, worin man sich die Menschen im Naturzustande befindlich denkt; unter öffentlichem Kriege dagegen, die Feindseligkeiten unter zwei Nationen. Mit letzterem Ausdrucke pflegt man jedoch auch sowohl den Bürgerkrieg eines Theils des Volks gegen den andern, den man noch von Rebellion dadurch unterscheidet, daß man letztern für einen unrechtmäßigen Aufruhr, erstern dagegen für eine wohl begründete Widersetzlichkeit erklärt, als auch den öffentlichen Krieg im engern Sinne zu bezeichnen, wenn ein ganzes Volk gegen ein anderes zu Feindseligkeiten schreitet. Eine practisch ungleich richtigere Eintheilung ist die in Angriffs- und Vertheidigungs-, oder in Offensiv- und Defensiv-Krieg, wobei man sich jedoch wohl hüten muß, zu glauben, daß der nothwendig einen Offensiv-Krieg führe, der zuerst zu Feindseligkeiten schreitet, denn oft kann der, der sich nur zu vertheidigen scheint, der wirkliche Angreifer seyn, wenn er entweder vorher die Rechte eines andern Theils verletzte, oder eine bis zur moralischen Gewisheit gesteigerte Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß er dieß thun werde. Bekanntlich pflegt jeder der Kriegführenden Theile sich gern das Ansehen zu geben, als führe er nur einen Vertheidigungskrieg, theils um die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, die, wiewol nicht immer mit Grund, den Vertheidigungskrieg für rechtmäßig, den Angriffskrieg für unrechtlich erklärt, theils aber auch, damit er, falls er mit andern Mächten in Schutzbündnissen steht, unter dem Vorwande des eingetretenen Casus foederis die tractatenmäßige Hülfe in Anspruch nehmen könne. Was das Recht Krieg zu führen betrifft, so steht dasselbe nur dem jedesmaligen Souverän und demjenigen zu, dem dieses Recht von dem Souverän ausdrücklich übertragen worden ist; ein Fall, der sich z. B. bei den großen Handelsgesellschaften nicht selten ereignet. Jeder aber, der ohne Auftrag von Seiten des Souveräns Feindseligkeiten übt, wird von der andern Kriegführenden Partei als Räuber bestraft; hat man doch oft Landwehren und Landmilizen, zumal wenn sie offensiv agirten, mit einer ähnlichen Behandlung bedroht. Dagegen aber werden zur See nicht nur die Kriegsschiffe, sondern auch die Kaper, sobald sie mit hinreichenden Vollmachten von Seiten des Staats versehen sind, unbedingt als rechtmäßige Feinde angesehen, und nur diejenigen, die ohne eine solche Autorisation sich Feindseligkeiten erlauben möchten, als Seeräuber bestraft. Cz.

Kriegsrecht, Kriegslasten, Kriegsschäden. Das Wort Kriegsrecht wird in verschiedener Bedeutung gebraucht; zuweilen bedeutet es nichts weiter als Kriegsraison (s. Kriegsgesetze). So ist es Kriegsrecht oder Kriegsraison, einen mit Sturm eroberten Platz, oder einen Ort, dessen Einwohner sich Feindseligkeiten erlaubt haben, zu plündern, das Privateigenthum auf dem Wege der Repressalien nicht zu respectiren, oder dasselbe zu zerstören, wenn diese Maßregel durch die Sorge für die eigene Erhaltung vollkommen gerechtfertigt wird, oder wenn es nur durch Zerstörung dem Feinde entzissen werden kann, dessen Operationen es erleichtern oder die eigenen Unternehmungen erschweren würde. Dagegen pflegt man auch oft die militärischen Gesetze, die Kriegsreglements mit dem Namen Kriegsrecht zu bezeichnen. In dieser

tafficht sind die Truppen allgemein besondern Kriegsgerichten unterworfen, doch nicht gleich allgemein ist die Objektivität darin, ob dieselben den Angelegenheiten einen besondern Gerichtsstand, wie sie den gewöhnlichen Tribunalen unterworfen sind. In den meisten deutschen Staaten der gegen unter andern in Frankreich und England nicht unterscheidet sich durch ein höchst summarisches in die meisten bürgerlichen Formen verfallen, allerdings wol im Kriege und bei den Armeen kein ein heillosen Mißbrauch bleibt es, dieselben in gewöhnlichen Rechtsfällen anzuwenden zu wollen, der Fall ist. Die Strafen der französischen Expeditionen, und wie die blutigen, mit dem Namen belegten Missethäter noch weiter heißen als in Deutschland nicht.

Unter dem Ausdrucke Kriegsschiffe werden vornehmlich die Geschosse begriffen, welche die Bürger mit sich führt, wie Einquartierungen, und Geldlieferungen aller Art; mit dem Worte gegen gewöhnlich die Verluste bezeichnet, die verursacht worden, wie z. B. Verwüstungen von Verwundung des Viehstandes, Brand u. s. w. durch dergleichen Kriegsschäden verursachten Schaden Verwundungen zu gebenden Schadenersatzes schweriger Punkt, der vorzüglich in unsern Tagen so häufig und ansehnlich waren, oft zur

Kriegsschiffe (s. Marine). Die Kriegsschiffe gegenwärtig England allein über tausend, die übrige Europa zusammengenommen, besitzt, werden auf verschiedene Weise eingetheilt. In die erste Klasse gehören die Linienschiffe, d. h. solche Schiffe, welche in Reihenlinien in der Linie stehen. Sie zerfallen wiederum in Schiffe vom ersten Range oder Dreidecker, die 90 Kanonen und darüber führen, in Schiffe vom zweiten Range von 74 und 90 Kanonen, in Schiffe vom dritten Range von 64, 74 und 80 Kanonen, und in Schiffe vom vierten Range, wozu gewöhnlich alle übrigen, welche 54 bis 60 Kanonen führen, gezählt werden. Die Schiffe von 50 Kanonen bilden bei den Engländern eine eigene zweite Klasse, und werden regelmäßig von ihnen nicht mit zu den Linienschiffen gerechnet, ob sie gleich auch wohl zuweilen in die Linie gestellt werden; bei den Holländern und Franzosen dagegen galten sie immer als Linienschiffe. Die dritte Klasse wird gebildet durch die Fregatten, die sich sowohl durch die geringere Zahl ihrer Kanonen, als noch mehr durch das leichtere Kaliber derselben unterscheiden, weswegen sie auch nicht in der Linie gebraucht werden können; man versteht darunter Schiffe von 24 bis 48 Kanonen. In die vierte Klasse endlich gehören die verschiedenen Arten der kleinern Kriegsfahrzeuge, die Swebeden, Brigantinen, Bricks, Kutter, Korvetten u. s. w.; die Zahl der Kanonen, die diese führen, ist sehr verschieden. Schweden und Rußland besitzen außerdem noch eine aus flachen Schiffen, die allein in den Klippen des finnischen Meerbusens gebraucht werden können, bestehende Scherrenflotte; auch pflegen einige im Mittelmeere gelegene Staaten Galeerenflotten zu unterhalten. Die Kriegsschiffe führen in der Regel eine doppelt Vermannung, bestehend zum Theil aus Matrosen, die nur durch eine lange Übung gebildet werden und daher nur in Staaten, die eine beträchtliche Handelsflotte haben, in italänischer Sprache



gefunden werden können und aus E Regimenten, gleich wie die Landtruppen, wogegen die Matrosen gewöhnlich entlassen und nur beim Ausbruch einer Conscription von neuem zusammengebracht werden vorzüglich bei Landungen und auf den Schiffen selbst gebraucht; an der Befehlshaber der Seesoldaten beauftragt. Die Befehlshaber der E Ränge auf einander folgen: Admirale, Capitane und Lieutenants. Verschieden von den Kriegsschiffen, die unmittelbar dem Staate zugehören und deren Mannschaft im Dienste des Staats steht, sind Raub-, d. h. solche bewaffnete Schiffe, die von Privatpersonen ausgerüstet werden, welche von der Regierung durch eine besondere Bevollmächtigung (den sogenannten Markenbrief) die Erlaubnis erhalten haben, Feindseligkeiten zu üben und eben deshalb auch von der Seemacht als rechtmäßige Feinde anerkannt werden müssen. Jedoch finden einige nicht unbedeutende Verschiedenheiten in den völkerrechtlichen Befugnissen der Kriegsschiffe und der Raubschiffe statt, indem man ersteren ohne Bedenken manche Vorrechte, wie z. B. bei der Visitation neutraler Schiffe einräumt, die man dagegen den Raubern allgemein verweigert.

Es ist gesetzlich. Durch den ausgedehnten Gebrauch, alle Individuen, die zu als ihre Feinde anzusehen und zu berechtigten Gebrauch civilisirter Nationen die feindlichen Individuen auf Schaden. Dabei folgt, daß auch das, so wie das die Feinde zu tödnen, welche Widerstand leisten. Diejenigen der Armee folgen, sollen der Strenge macht werden können, so wenig als rechtlich ist, in sofern sich dieselben zu kommen lassen. Als Kriegsgefangene und zu behandeln, sowohl diejenigen, sich selbst für Kriegsgefangene erklären, und durch Wunden entkräftet im Stande sind, wo es also eine oder zu verwunden. In die Klasse der See folgen, aber ohne die Waffen zu führen, und die eben deshalb auch nicht als Feinde behandelt, also nicht zu Kriegsgefangenen gemacht werden sollten, gehören vornehmlich Feldprediger, Aerzte, Wundärzte, Marktender, Quartiermeister, Pfeifer und Tambours; jedoch kommt es auf die jedesmaligen besondern Umstände an, in wiefern die genannten Personen in ihrer bürgerlichen Eigenschaft respectirt werden können. Die Kriegsgesetze erlauben durchaus nicht, Kriegsgefangene zu verkaufen; nur ihrer Haabe sich zu bemächtigen, ist dem, der sie gefangen nimmt, gestattet, und bis zu Ende des Krieges, oder bis zu erfolgter Auswechslung sie in Gefangenschaft zu halten. Kriegsgefangene zu tödnen, kann nur mit der seltenen Nothwendigkeit der Repräsentation, oder dem noch seltenern Falle, wo die Kriegsraison ein solches Verfahren entschuldigen möchte, gerechtfertigt werden; nur Spione und Freibeuter oder Marodeure, das heißt, solche Solda-

ten, die einzeln, oder in kleinen Haufen, ohne Befehl ihrer Officiere, sich Gewaltthätigkeiten und Feindseligkeiten gegen die Einwohner erlauben möchten, können auf die Behandlung als Kriegsgefangene keinen Anspruch machen; beide werden vielmehr in der Regel mit dem Tode bestraft. Eben so, wie es nicht erlaubt ist, Kriegsgefangene zu tödten und zu verwunden, eben so hat auch der völkerrechtliche Gebrauch, die Gewohnheit, Kriegsgefangene zu Sklaven zu machen oder zu transplantiren, längst unter cultivirten Nationen verbannt; höchstens gegen die Türken und Barbaren hat man sich dieses noch zuweilen als Retorsion erlaubt. Jede Nation ist in der Regel verpflichtet, die Kriegsgefangenen, die sie gemacht hat, zu unterhalten, doch pflegen nicht selten, zumal bei langwierigen Kriegen, beide Theile übereinkommen, ihre in der Gewalt des Feindes befindlichen Landsleute selbst unterhalten zu wollen. Nicht immer werden jedoch die wechselseitig gemachten Kriegsgefangenen von den kriegsführenden Mächten bis zu Ende des Krieges gefangen gehalten; häufig werden sie noch während der Dauer desselben entlassen oder ausgewechselt. Die ehemals übliche Sitte, den Gefangenen zu gestatten, sich selbst gegen ein zu zahlendes Lösegeld wieder in Freiheit zu setzen, ist in neuern Zeiten außer Gebrauch gekommen. Dagegen aber entläßt man häufig die Gefangenen, vorzüglich die Officiere, auf ihr Ehrenwort, nicht eher wieder zu dienen, als bis sie förmlich ausgewechselt worden, und so oft es gefordert werden wird, sich zu stellen. Jeder, der das gegebene Ehrenwort bricht, wird im Wiederbetretungsfalle als ein ehrloser Deserteur bestraft. Oder man entläßt die Gefangenen gegen das Versprechen nur während einer bestimmten Frist, wie z. B. während der Dauer des Krieges, oder binnen Jahresfrist, nicht wieder zu dienen. Endlich werden auch während oder zu Anfang des Krieges häufig Uebereinkünfte über die wechselseitige Auslieferung der Kriegsgefangenen geschlossen, die vornehmlich unter dem Namen der Cartelle bekannt sind und die entweder auf eine bestimmte oder eine unbestimmte Zeit, doch nie über die Dauer des Krieges hinaus sich erstrecken. Die Art der Auswechslung selbst ist verschieden. Entweder verfährt man dabei so, daß man einen jeden Grad zu einem bestimmten Preise in Gelde, oder zu einer bestimmten Anzahl Individuen eines niedrigeren Grades taxirt, und den Ueberschuß an Kriegsgefangenen, den eine von beiden Parteien von irgend einem Grade haben möchte, entweder mit Gelde, oder mit einer verhältnißmäßigen Anzahl von Individuen eines geringern Grades bezahlt, oder man wechselt nur Mann für Mann und Grad für Grad, und behält den Ueberschuß zurück; diese letztere Methode wollte z. B. Frankreich während des Revolutionskrieges bei der Auswechslung der Kriegsgefangenen mit England allein befolgt wissen. Beim Frieden pflegen gewöhnlich die Kriegsgefangenen in Masse, ohne weitere besondere Auswechslung, von beiden Seiten restituirt zu werden.

— **Kriegsgesetze.** Unter dem Worte Kriegsgesetze begreift man im weitern Sinne sowol die Kriegsmannier als auch die Kriegstraifen, d. h. mit andern Worten, Alles, was im Kriege zwischen Nationen üblich und gebräuchlich ist. Im engern Sinne versteht man dagegen unter dem Ausdruck Kriegsgesetze, nur die Kriegsmannier, oder diejenigen Regeln und Gebräuche, über welche die civilisirten Nationen übereingekommen sind, um die Uebel des Krieges nicht unnöthiger Weise zu vermehren. Dadurch sind manche Maßregeln als völlig unzulässig im Kriege erklärt worden, andere dagegen zwar in der Regel als unzulässig, aber durch außerordentliche Umstände und durch die höchste Noth entschuldbar. Die Befugniß zu dergleichen, in der Regel durch die Kriegsmannier verbotenen Maßregeln in außerordentlichen Fällen seine Zuflucht

zu nehmen, wird alsdann mit dem Namen der Kriegsrathen bezeichnet. Unter die wichtigsten, durch allgemeine, stillschweigende sowohl als ausdrückliche Uebereinkünfte der civilisirten Nationen festgesetzten Kriegsregeln, gehören hauptsächlich folgende: Es dürfen keine Feindseligkeiten geübt werden, bevor der Krieg nicht förmlich angefangen hat, das heißt seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts, bevor derselbe nicht durch beiderseitig erlassene Manifeste förmlich erklärt war, dahingegen aber ist in neuern Zeiten der Krieg, zuweilen gar nicht ausdrücklich erklärt worden, und Frankreich befolgte die gleichfalls ungewöhnliche Sitte, ihn nur durch eine Botschaft an den Senat bekannt zu machen. Das bloße Aufheben der bestehenden Verträge zwischen zwei Mächten ist noch nicht nothwendig als eine Kriegserklärung anzusehen. In der Regel und um die Ungewißheit über den wirklichen Anfang des Krieges zu vermeiden, hat man daher oft in Verträgen ausdrücklich bestimmt, die Abreise der wechselseitigen Gesandten, als den Anfang des eingetretenen Kriegszustandes ansehen zu wollen. Wäre es gleich den strengen Begriffen vollkommener gemäß, alle in dem Augenblicke des Ausbruchs des Krieges bei einer der beiden Parteien befindlichen feindlichen Individuen und Güter feindselig zu behandeln, so ward jedoch in neuern Zeiten nicht nur diesen, sondern auch selbst denjenigen, die nach schon ausgebrochenem Kriege, ohne etwas davon zu wissen, ins feindliche Land kommen müßten, die Rückkehr in ihr Vaterland gestattet. Erst Frankreich gab in dieser Rücksicht in unsern Tagen ein Beispiel, welches uns in die barbarischen Zeiten des Mittelalters zurücksetzte, indem es beim Wiederausbruche des Seekrieges alle in Frankreich befindlichen Engländer, beinahe noch vor der Abreise des englischen Gesandten für Kriegsgefangene erklärte. Während des Krieges betreffen die Kriegsgesetze, theils die Personen, theils die Güter des Feindes. Was dieselben in Rücksicht der bewaffneten und zu Kriegsgefangenen gemachten Feinde bestimmen, ist oben angeführt worden, nur muß noch bemerkt werden, daß, obgleich es in der Regel erlaubt ist, den bewaffneten Feind zu verwunden und zu tödten, dennoch der Gebrauch gewisser Arten dem Feinde zu schaden, wie z. B. einen Preis auf seinen Kopf zu setzen, der Mord, die Vergiftung, der Gebrauch gewisser Waffen, wie z. B. der Nadel, der Glasstücke und des gehackten Bleis, so wie zur See der glühenden und der Ketten- und Stangenkugeln, durch die Kriegsmannier für eine zu nichts führende und folglich für eine unerlaubte Barbarei erklärt worden ist. Dahin wird auch ziemlich allgemein die Sitte gerechnet, die Soldaten für jeden eingebrachten feindlichen Kopf zu bezahlen. Endlich erlaubte man sich gleichfalls nicht, auf einen feindlichen Souverän oder Prinzen zu zielen, oder denselben zum Gefangenen zu machen, indem man von dem Grundsatz ausging, daß durch den Krieg die persönlich freundschaftlichen Verhältnisse der Fürsten unter einander nicht gestört werden durften, wogegen leider von Frankreich seit dem Revolutionskriege gleichfalls ein ungleich weniger humaner Gebrauch eingeführt worden ist. Was die Güter des Feindes betrifft, so kommt durch die Eroberung allerdings das feindliche Territorium unter die provisorische Souveränität des Eroberers, der dadurch, streng genommen, zur Ausübung aller Souveränitätsrechte befugt wird; dagegen aber hat die neuere Völkerpraxis eine Ausnahme von der Regel zu Gunsten des feindlichen Privateigenthums gemacht, welches, so lange die auferlegten Contributionen richtig bezahlt werden, respectirt werden soll. Freilich wird dabei vorausgesetzt, daß die Requisitionen und Contributionen, nicht, wie dies in unsern Tagen von Frankreich geschah,

so ungeheuer vermehrt werden, daß dadurch der dem Privateigenthümer zugesicherte Schutz wenig mehr als ein leerer Name wird. In See- und Landkriegen pflegt man jedoch diesen Unterschied zwischen öffentlichen und Privatgütern nicht zu machen; beide sind dort gleich gute Beute. Beinahe allgemein hat man in See- und Landkriegen den Termin von 24 Stunden angenommen, binnen welchem die Beute Eigenthum desjenigen wird, der sie machte, nach welcher Frist also jedes Recht des frühern Besitzers daran für erloschen angesehen wird. Durch die Eroberung wird zwar, wie schon bemerkt worden, der Eroberer provisorischer Eigenthümer des eroberten Landes, jedoch äußert dieses Verhältniß in der Regel erst dann seine Wirkung auf dritte Mächte, wenn die Eroberung von dem frühern Eigenthümer förmlich abgetreten worden ist. Bei Unterhandlungen in Kriegszeiten werden allgemein die Parlamentärs als unverletzliche Personen betrachtet, wie auch die Saubewarden; so hat auch endlich die Kriegsmanier in Bezug auf die gegebenen oder genommenen Geißeln, in neuern Zeiten mildere Grundsätze eingeführt, indem man sich nur damit begnügt, sie bis zur Erfüllung der Forderungen, für deren Sicherheit sie gestellt worden, in einer mehr oder weniger engen Gefangenschaft zu halten.

Cz.

**Kriegskunst.** Die neuere Kriegskunst datirt sich von der Einführung des Feuergewehrs und der stehenden Truppen, wodurch nothwendig die gesammte im Mittelalter gebräuchliche Art Krieg zu führen, verändert werden mußte. So lange es hauptsächlich persönlicher Muth und körperliche Stärke und Gewandtheit waren, die in dem Kampfe entschieden, hatte der Krieg für den Edlen ungleich mehr Reiz als nachher; er war damals die Lieblingsbeschäftigung der höhern Classen der Nationen. Sie fochten zu Roß, denn jeder unterhielt sich selbst während des Krieges; nur die Aermern, die Knechte, bildeten das Fußvolk, eben deshalb aber mußte auch die Kriegskunst, nach unsern Begriffen beurtheilt, fortdauernd in ihrer Kindheit bleiben. Erst während des Kampfes Karls V. und Franz I. lernte man den hohen Werth eines regelmäßigen Fußvolkes schätzen, und die Schweizer, damals das Beste dieser Art, entschieden nicht selten das Schicksal der Schlachten. Durch die Einführung des Feuergewehrs, vorzüglich des groben Geschüzes, ward der persönliche Muth und die körperliche Kraft weniger werth; die Kunst mußte ersetzen, was diesen abging; zugleich aber verlor auch das Kriegshandwerk einen großen Theil seiner Annehmlichkeiten. Die Freiwilligen wurden immer seltener, man mußte immer mehr zu gedungenen Söldnern aus den niedrigsten Volksclassen seine Zuflucht nehmen, — nur die Befehlshaberstellen zu bekleiden, ließen sich höchstens die vornehmern Stände bereitwillig finden; — zugleich erforderte das Kriegswesen eine größere Übung, größere erlernte Fertigkeiten, und so mußten nothwendig allmählig stehende Heere sich bilden. Doch war anfangs noch an keine Taktik im spätern Sinne des Worts zu denken; nur in großen beinahe unbeweglichen Massen wurde gefochten. Durch Heinrich IV. von Frankreich sowohl, als durch die Republik der vereinigten Niederlande in ihrem Freiheitskampfe gegen Spanien, ward dieses System der stehenden Heere mehr ausgebildet, wenn gleich die Stärke derselben im Verhältnisse zu den Heeren der spätern Zeit in den einzelnen Staaten nur gering blieb; auch die Taktik machte durch die großen Feldherrntalente eines Heinrich IV., eines Prinzen Moriz von Nassau und des Herzogs Alexander von Parma Fortschritte, vorzüglich aber war es jedoch die Belagerungskunst, die in dem spanisch-niederländischen Kriege vervollkommenet wurde. Ungleich wichtiger ward noch der

dreißigjährige Kriege. Zwar bestand noch immer der größte Theil der Heere aus Weislingen, die von dem Feldherrn nur für die Dauer des Krieges angeworben waren, wie z. B. Wallenstein's Schaaren, allein demselben ward durch Gustav Adolph eine wichtige Veränderung in der Taktik bewirkt. Er verminderte die letzten Stellen nach, führte kleinere Abtheilungen, leichtere Waffen, und manche Verbesserungen bei der Artillerie ein, wodurch überhaupt erst schnelle und kluge Bewegungen und Manöver möglich wurden. Wiederholte Siege bewährten die Vorzüge des neuen Systems vor der alten Kriegskunst, der sich nach Wallenstein bildete. Das gesammte Kriegswesen erhielt bald darauf unter Ludwig XIV. durch den Kriegsminister le Tellier und dessen Sohn und Nachfolger Louvois, die Kriegskunst insbesondere durch Turenne und andere gleichzeitige große Feldherren, eine vollkommen veränderte Gestalt. Das System der stehenden Heere ward auf eine bisher noch nicht gesehene Weise ausgedehnt. Statt der 14000 Mann, die Heinrich IV. gehalten, unterhielt Ludwig XIV. seit dem Westphälischen Frieden zum schon ein Heer von 240 000 Mann. Frankreich botte das Beispiel gegeben, alle andern Mächte mußten nothwendig nachfolgen; nur die Seemächte England und Holland sträubten sich lange Zeit gegen eine gleichmäßige Vernehmung der stehenden Heere, die man immer dort als der Freiheit gefährlich fürchtete. Nothwendig mußten diese großen Mächte auch auf die Kriegskunst einen wichtigen Einfluß haben. Es ward eine Kunst, die immer mehr ins Große getrieben ward. Frankreich war es zugleich, welches seine Grenzen auf jede Weise durch Erhaltung neuer Festungen zu sichern suchte, und die französischen Kriegsdauern für galten bis auf die neuesten Zeiten für unerreichte Muster in Europa. Im Anfang des 18. Jahrhunderts begann für das gesammte Kriegswesen und die Kriegskunst eine neue wichtige Epoche. Nicht nur erhielt Rußland durch Peter den Großen ein jährliches, auf europäische Art disciplinirtes und organisirtes stehendes Heer, welches nachmals unter der Regierung der Kaiserin Anna durch Münnich auch in seiner innern Einrichtung den europäischen Staaten gleich gemacht ward, sondern gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts in Preußen auf, In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ward die Zahl der Soldaten nicht mehr im erst das Beispiel des Kaiserlichen Heeres, für den vorzuziehen mußte. Nur hätte ein Heer, zum aller Länder bestehend, auch anders dienen können. Vorzüglich ward jedoch diese Idee, das Heer zur kunstkräftigen Maschine und nur allein dazu zu bilden, durch Friedrich II. in Ausübung gesetzt. In seinem Reichthum ward die Kriegskunst in vollem Sinne des Wortes ausgedehnt; Friedrich selbst ward ihr vollkommenes Muster, und das Beispiel des großen Königs wirkte auf alle, selbst die kleinsten Staaten, das System der stehenden Truppen aber erhielt eine Ausdehnung, wie es sie noch nie gehabt; preussische Taktik ward das Vorbild für alle Heere Europas. Zugleich aber klühten sich auch schon jene Fäden ein, die nothwendig in der Folge ihre ganze nachtheilige Wirkung äußern mußten. Die übergroße Zahl des fremden angeworbenen Soldateska führte immer mehr zu einer höchst entehrenden Disciplin, die den Stand des Soldaten höchst elend machte; alle Aussicht auf Beförderung und das

mit zugleich jeder Ehrgeiz ward durch die ausschließliche Besetzung der Officiersstellen mit Adligen, und auch diese nur nach der Anciennität, eine natürliche Folge des langen Friedensstandes seit dem siebenjährigen Kriege, erstickt; man fing an mit dem Heere zu spielen, statt es zu gebrauchen. So schien das System des Kriegswesens auf die höchste Stufe der Ausbildung erhoben zu seyn, als die französische Revolution einen Sturm herbeiführte, der Europa in seinen Grundfesten erschütterte und die Blößen des bisherigen Systems in ihrem ganzen Umfange aufdeckte. Durch die gewaltige Ausdehnung des Systems der stehenden Heere, hatte sich eine weite Kluft zwischen ihnen und den Nationen allmählig befestigt; nur das Heer war bewaffnet, nicht die Nation, diese war vielmehr gänzlich wehrlos geworden. War das Heer geschlagen, so war auch die Nation unteriocht, und zugleich waren die Heere so über alles Verhältniß zu den Geldkräften der Staaten vergrößert, daß sie nothwendig für den Gebrauch größtentheils todt bleiben mußten. Die Uebertreibung strafte sich wie immer, so auch hier! Man hatte die Heere nur zu Maschinen gemacht und alle moralischen Triebfedern waren zerbrochen, was mußte erfolgen, wenn, wie jetzt geschah, ein Volk in fanatischer Ueberspannung den Kampf gegen die veralteten gewohnten Mittel begann, als in Frankreich plötzlich die Nation zu den Waffen gerufen ward, gegen die verrostete Maschine der stehenden Heere? Eine neue einfache Taktik, durch junge militärische Genies gegründet, entstand. Sie blieb unbeseigt, so lange als sie ihrem ursprünglichen Zwecke getreu war; — als aber der Herrscher von Frankreich, wieder in den alten Bahn verfallend, sein Heer immer mehr nur als Maschine für seine persönlichen Absichten zu brauchen begann, als die übrigen Mächte Europa's, durch die Erfahrung belehrt und auf ihre gerechte Sache gestützt, endlich die Nationen selbst für Recht und Freiheit zu den Waffen riefen, da bewährte es sich von neuem, daß keine noch so gerühmte Kunstfertigkeit, keine noch so vollkommene Maschine der moralischen Kraft und dem Enthusiasmus, wenn auch weniger geübter Heere, auf die Dauer zu widerstehen vermag. Cz.

**K r i t i k**, mit diesem griechischen Worte bezeichnet man die Beurtheilung und Prüfung eines Gegenstandes, besonders wenn sie gründlich und ausgeführt ist; dann die Fähigkeit oder Kunst der Beurtheilung gewisser Gegenstände, und endlich auch die Wissenschaft für die Beurtheilung derselben, oder die wissenschaftliche Darstellung der aus der Natur oder dem Begriffe eines Gegenstandes hervorgehenden Regeln, nach welcher seine Wahrheit oder Zweckmäßigkeit beurtheilt werden kann. Jede Kritik setzt also einen Gegenstand als gegeben voraus; als gründliche Beurtheilung und Beurtheilungskunst aber auch eine Theorie, durch welche die Idee eines Gegenstandes entwickelt wird, denn die vollkommenste Beurtheilung kann nur aus wissenschaftlich klarer Einsicht in das Wesen eines Gegenstandes entspringen. Daher setzt also z. B. eine Kunstkritik eine Aesthetik voraus, und ohne eine solche Theorie ist die Beurtheilung nur ein fragmentarisches und deshalb unsicheres Raisonnement, keine Kritik. Vorzüglich aber in Beziehung auf das Freie und Willkührliche, weniger in Beziehung auf das Nothwendige in der Natur findet Beurtheilung des Zweckmäßigen (eigentliche Kritik) statt. So verschiedene Arten freier Thätigkeit es nun giebt, so verschieden ist die Kritik ihrem Gegenstande nach; besonders aber bezieht sie sich auf die höchsten Gegenstände menschlicher Thätigkeit, Wissenschaft und Kunst im weitern Sinne. In Beziehung auf die erstere ist sie philosophische oder historische Kritik. Der erstere Ausdruck hat ver-

schiedene Bedeutungen. Philosophische Kritik im weitesten Sinne kann seyn eine wissenschaftliche, durchgeführte, nur die Idee eines Gegenstandes und ihr Verhältnis zur Darstellung betrachtende Kritik, dahingegen die historische eine solche, welche nur das Äußerliche eines Gegenstandes oder Werks und seine Beziehung auf Zeit und Raum, so wie das daraus entspringende Verständnis desselben betrifft. Es ist i. V. die ästhetische Kritik einer Antike (und dieses soll ja eine philosophische seyn) von der technischen und antiquarischen Kritik derselben verschieden, obgleich diese mit jener wie Form und Gehalt, innig verbunden, ja eine ohne die andere nicht möglich ist. Dann bedeutet philosophische Kritik die Kritik philosophischer Werke, welche auf die Hauptanfordernisse der logischen und materiellen Wahrheit gerichtet ist. Endlich haben Kant und seine Schüler dem Namen Kritik noch eine ungewöhnliche Bedeutung dadurch, daß sie ihn auf die Prüfung des Erkenntnisvermögens,

dessen, was dem Menschen zu erkennen möglich  
verschiedet  
mus) von  
darüber i  
historische  
ihre Dar  
stellung be  
ziehung be  
gnisse. I  
en (s. d.  
der histori

sophie die kritische  
(s. d. Krit.) und von  
Methode, Kant  
auf die Wirklichkeit  
anbare Beschaffen  
heit) gewisser (be  
verschieden als die  
eher gehört vorzüg  
lichen Sinne, wel

1) Beschaffenheit gewisser Angaben der Geschichte  
bestimmen, aus dem Zwecke der Geschichte ab  
sehen (in der angewandten Logik entwickelt)  
lassen der historischen Gewisheit hervorgehenden,

und auf die verschiedenen Arten der historischen Quellen angewandten Regeln prüft. Es macht einen Bestandteil der historischen Kunst im weitern Umfange (oder der Thätigkeit des Historikers) aus. Mit ihr in genauer Verbindung steht die philologische Kritik (s. Philologie), die Prüfung der schriftlichen Denkmäler vorzüglich des Alterthums, welche entweder auf Untersuchung der Richtigkeit des Ganzen in Beziehung auf einen gewissen Verfasser, (ob sie ihm mit Recht oder fälschlich, und zwar im letzten Falle mit oder ohne Absicht zugeschrieben wird, oder des Einzelnen, d. i. auf die Richtigkeit und Unverfälschtheit einzelner Stellen, und wenn sie absichtlich oder durch Irrthum verderben worden sind, auf ihre Wiederherstellung oder Verbesserung (i. V. durch Conjecturen — daher Conjecturalkritik) gerichtet ist. Ersteres nennt man die höhere, letzteres die niedere Kritik. Sie geht bei jener Untersuchung von äußern Umständen, von Uebersetzung u., oder von innern und wesentlichen Beziehungen, d. i. von dem Inhalt, Geist, Sprache und Styl der Schrift aus, vergleicht dieses mit dem bekannten Namen und Charakter des angegebenen Verfassers, und bestimmt hernach, ob sie demselben oder welchem andern Verfasser, und welcher andern Zeit sie zuzuschreiben sey. Im letztern Falle heißt sie äußere, im letztern innere Kritik. Diese philologische Kritik, welche in Verbindung mit der Auslegungskunst oder Interpretation die höhere Philologie ausmacht, ist vorzüglich unter den Deutschen in neuerer Zeit auf einen sehr hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden. Man bewundert, sagt ein deutscher Denker, die Sicherheit der Resultate unserer historischen Forscher und die Fertigkeit, mit welcher philologische Kritik und die klassische Literatur gereinigt hat. Freilich sind bei Untersuchungen, vorzüg-

In der innern Kritik, oft an sehr leise Andeutungen der Wahrscheinlichkeit gebunden, allein da jede Zeit, jeder Ort, jedes Individuum mit Eigenthümlichkeiten so viele hat, so bewährt es die Erfahrung doch, daß sie, wenn sie mit nöthiger Unbefangenheit, hinlänglichem Scharfsinn, umfassender Sachkenntniß und ausdauernder Sorgfalt angestellt werden, meistens eine bestimmte Entscheidung mit überwiegender Wahrscheinlichkeit gewähren. Wem fallen hier nicht die größten unserer neuern Philologen, ein Wolf, Hermann, Heyne u. a. ein. Einen glücklichen Versuch, diese Kritik auch auf die altddeutsche Literatur anzuwenden, hat kürzlich N. W. Schlegel (im deutschen Museum) abgelegt. Uebrigens ist zu bemerken, daß wenn von Kritik schlechthin die Rede ist, gemeinlich die philologische Kritik vorzugsweise, besonders aber die gewöhnlich vorkommende niedere Kritik, welche sich mit Beurtheilung der verschiedenen Lesarten in den Werken der alten Schriftsteller, und mit Festsetzung der richtigen beschäftigt, zu verstehen ist. Was aber die Kunstkritik anlangt, so untersucht sie, wie wir eben andeuteten, den innern, idealen, oder ästhetischen Werth des Kunstwerks, und heißt in sofern ästhetische Kritik, oder sie beurtheilt nur die äußere Körperlichkeit und mechanische Bearbeitung, die regelmäßige Anwendung der Werkzeuge und Darstellungsmittel der Kunst oder eines Gewerbes, und heißt in sofern technische oder technologische Kritik. So wie jede wahre Kritik endlich sich von der unächten durch Freiheit und Gründlichkeit zugleich unterscheidet, so unterscheidet sich auch der Kritiker, Beurtheiler, Kunstrichter von dem Kritiker, Kritiker oder Austerkritiker, d. h. nicht demjenigen, welcher das zu Beurtheilende streng beurtheilt, sondern demjenigen, welcher entweder Alles beurtheilt, oder dessen Urtheil ohne objectiven Grund und Nothwendigkeit, mithin nur eine Meinung, — sey sie auch noch so zuversichtlich ausgesprochen, — oder immer nur eine Tadel ist, und zwar gewöhnlich aus Uebelwollen, Neid u. dergleichen, oder auf willkührliche und conventionelle Gesetze, welche hier nichts entscheiden, oder endlich nur auf Kleinigkeiten und anscheinende Fehler gründet. Das Gefühl menschlicher Beschränktheit und die Einsicht, daß das Vollkommenste nur Ideal ist, lehrt den Kritiker bei Beurtheilung menschlicher Producte human und nachsichtig seyn, ja selbst in seines eignen Genusses willen, der Beurtheilung im Leben eine Grenze setzen, um nicht mit Recht verhaßt zu werden. Außer letzterm Grunde aber, welcher in dem Mißbrauche der Kritik liegt, ist die Kritik nur jener Eigenliebe der Beurtheilten, welche in dem Geschäft, das sie betreiben, sey es so hoch und wichtig, als es wolle, nur sich selbst sehen und ihre persönlichen Anforderungen geltend machen wollen, oder der Trägheit der gewöhnlichen Beurtheiler verhaßt, welche sich lediglich in ihm Gefühle, sey es geübt oder ungeübt, verdorben oder nicht, überlassen und anvertrauen. Diese sehr herrschenden Motive menschlicher Neugier- und Beurtheilungsweise haben freilich selbst den Namen der Kritik, des Kritischen (welcher Ausdruck nicht nur prüfend, untersuchend, sondern auch etwas Bedenkliches, Mißliches und Gefährliches bedeutet) wie dem Geschäft des Kritisirens eine verdächtige Bedeutung gegeben; allein gewiß ist es, daß, so lange der Mensch ein verständiges, Mittel und Zwecke vergleichendes Wesen seyn wird, er auch der wahren und humanen Beurtheilung seiner Werke, wie vielmehr der geistvollen umfassenden Kritik einen unverkennbaren und noch höhern Werth beilegen wird, als der einseitigen Productivität und beschränkten Manier, der welche sich die Kritik durch die Idee erhebt. Diesen Werth belegt auch die Erfahrung und Geschichte, welche uns zeigen, wie oft die



Wahre Kritik von Verirrungen und gefährlichen Abwegen in Wissenschaft und Kunst verwahrt und abgehalten hat. Nur erhebe sich der Kritiker nie über die originelle Productivität des reichen Genius. T.

Kritiker, Kritikus, s. d. vorhergeh. Art.

Kritik der reinen Vernunft, s. Kant.

Kritische Philosophie, s. Kant und Philosophie.

Krone, Kronämter, Krönung. Mit dem Worte Krone bezeichnet man den goldnen Stirnreif, das Merkmal und Abzeichen der höchsten Gewalt. Die Kronen selbst sind nach der verschiedenen Würde derer, die sie tragen, verschieden; so spricht man in der Wapenkunde von Kaiser-, Königs-, Großherzogs-, Fürsten-, und Grafen-, von alten und neuen Kronen. Außer diesem eigentlichen und vornehmsten Sinne hat das Wort Krone aber auch noch mehrere Nebenbedeutungen. So wird dasselbe nicht selten gleichbedeutend mit Reich oder Staat gebraucht; man spricht z. B. von einer Krone England, von einer Krone Spanien. Dagegen aber hat man vorzüglich in den neu entstandenen Staaten angefangen, die Wörter Krone und Staat als sich einander geradezu entgegengesetzt zu brauchen, indem man unter Krone den Inbegriff aller der Rechte und Vorzüge versteht, die dem Regenten, als einer besondern, von dem Staate verschiedenen moralischen Person betrachtet, zustehen. So spricht man von Kronländern im Gegensatz von Staatsländern, indem man mit den ersteren einen ähnlichen Begriff, so wie vormals in Deutschland mit dem Worte Chatoullgüter verbindet. Jedoch wird heut zu Tage, wie z. B. in Frankreich, noch ein Unterschied zwischen Kron- und Privatländern gemacht, indem erstere in der Regel unveräußerlich sind und jedem Besitzer der höchsten Gewalt zum Nießbrauche anheim fallen, letztere dagegen vollkommen gleich andern Privatbesitzungen anzusehen sind. Dieser Eintheilung zufolge kann daher der Kronschatz z. B. noch wiederum von der Privatchatouille im engsten Sinne verschieden seyn. In solchen Staaten aber, die auch der Form nach vollkommen unumschränkt sind, findet natürlich dieser Unterschied zwischen Krone und Staat nicht statt. — Mit dem Ausdrücke Kronämter ward ehemals gleichfalls ein von dem neuesten zum Theil sehr verschiedener Begriff verbunden. Die Kronämter in den alten Staaten waren freilich größtentheils auch Hofwürden, zum Theil aber auch wahre Staatsämter, so z. B. in dem ehemal. deutschen Reiche, so noch gegenwärtig in Ungarn, wobei noch der besondere Umstand zu bemerken ist, daß diese Ämter gewöhnlich in besondern Familien erblich waren. Dagegen sind die in verschiedenen Staaten in neuern Zeiten errichteten Kronämter, beinah nur ausschließlich Hofdienste, die einen besonders hohen Rang geben; nur hin und wieder sind auch mit einigen militärischen Würden Kronämter verbunden, wie z. B. in Frankreich, wo es bürgerliche und militärische Großofficiere der Krone giebt. Erblichkeit dieser Ämter findet in den neuern Staaten überhaupt gar nicht statt; dagegen aber sind die Kronämter in den alten Staaten zum Theil zu bloßen Titeln geworden, oder ihre Tituläre versehen höchstens bei einzelnen außerordentlichen Gelegenheiten die damit verknüpften Geschäfte. In diesen alten Staaten wird eben so, wie schon bemerkt worden, der Unterschied zwischen Kron- und Reichswürden nicht genau beobachtet, wogegen dieselben in den neuern Staaten allerdings streng getrennt sind; so hat man z. B. in Frankreich besondere hohe Reichswürden, oder vielmehr nur die Titel von solchen Würden angeordnet, denn man hat sich sorgfältig gehütet, den Inhabern derselben etwas mehr als ein leeres Ceremoniel zu gestatten. In manchen Staaten, wie in Eng-

land, hat man die hohen Reichswürden, die hier mehr als bloße Titel waren und ihren Inhabern alle die Rechte und Geschäfte gaben, die der Name der Würde anzeigte, aussterben lassen, so z. B. die Würde eines Großadmirals, da es gefährlich schien, einem Einzelnen eine solche ausgebreitete Macht zu überlassen. — Die Krönung ward in alten Zeiten bei Kaisern und Königen, die man deshalb auch vorzugsweise gekrönte Häupter nannte und auch noch gegenwärtig so nennt, für durchaus nothwendig geachtet, jedoch ist in neuern Zeiten dieser Gebrauch nur noch in einigen Reichen üblich und hat dagegen in andern allmählich aufgehört; haben wir ja doch selbst in unsern Tagen neue gekrönte Häupter entstehen sehen, die auch nicht gekrönt waren. Der Papst, der in frühern Zeiten die römischen Kaiser zu krönen pflegte, hat nur einmal in der neuern Zeit dieses Geschäft wiederum versehen, als er im Jahre 1804 Napoleon Bonaparte zu Paris als Kaiser der Franzosen krönte (eigentlich salbte; denn die Krone setzte er sich selbst auf.)

Kronion, s. Jupiter.

Cz.

Kronos, s. Saturnus.

Kropf, eine Geschwulst am vordern Theile des Halses, in der Gegend der Schilddrüse. Man belegt zwar im gemeinen Leben die Anschwellung und Vergrößerung der Schilddrüse selbst mit dem Namen des Kropfes, und verwechselt sonach beide mit einander, allein genau genommen sind beide verschiedene Uebel. Der wahre Kropf entsteht außerhalb, wiewohl in der Gegend der Schilddrüse, von Aufstreibung des Zellgewebes, der in ihm befindlichen Adern, Austrreten von Blut und lymphatischen Feuchtigkeiten, und kann zu einer ungeheuern Größe wachsen, wie man an den Kretinen sieht. Die Geschwulst der Schilddrüse entsteht langsam, kann zwar auch sehr anwachsen, ist jedoch seltner als der Kropf. Sie bildet eine genau umschriebene, von den benachbarten Theilen wohl zu unterscheidende Geschwulst; der wahre Kropf entsteht schnell, meistens von mechanischer Ursache, Anstrengung, heftigem Husten, Schreien, Tragen auf dem Kopfe, ist im Anfange eine mehr bewegliche, schwammige Geschwulst, die dem Drucke des Fingers leicht nachgiebt. In der Folge erst, wenn er älter wird, wird er härter und hie und da gleichsam knorpelig. Die häufigste Veranlassung zum Kropfe ist das schwere Tragen bergan, wenigstens findet man ihn in bergigten Gegenden unter der Classe von Menschen, die von solchen Beschäftigungen sich ernähren, am meisten. Man hat sonst dem Trinken von Schneewasser die Entstehung des Kropfes zugeschrieben, allein die Erfahrung hat diese Meinung widerlegt. Wahrscheinlicher ist es, daß der häufige Genuß von Wasser, das mit Kalk- und andern erdigen Theilen erfüllt ist, z. B. Quellen aus solchen Bergen, dazu beitragen kann, und vielleicht auch die Anschwellung der Schilddrüse verursacht. Der Kropf ist leichter heilbar, wenn gleich im Anfange die gehörigen Mittel angewandt werden, späterhin, wenn die vielen Blutgefäße sich in die Geschwulst fortgesetzt, verlängert und erweitert haben, wenn die Häute und kleinen Muskeln verdickt, die ausgetretenen Feuchtigkeiten sich verhärtet haben, wird es immer schwerer.

H.

Krummacher (D. Friedrich Adolph), war vorher Professor der Universität zu Duisburg, jetzt Superintendent zu Bernburg; ein religiöser Volkslehrer, der sich durch seine gemüthvollen, kindlich ansprechenden Schriften, z. B. seine Parabeln (3 Thle. 4 Aufl.), Apologien, der Sonntag (oder das Festbüchlein 1 Bd., 3 Aufl., Duisburg 1813) das Christfest (2 Aufl. ebend. 1814), den Bibelfatechismus 2 Aufl. ebend. 1813) u. a. eine würdige Stelle in der neuern deutschen Literatur erworben hat. Nur zuweilen möchte man der Milde und Kindlichkeit seiner

Schriften mehr stärkende Kraft wünschen. Auch hat er früher die Theologie mit einer Schrift voll trefflicher, eigenthümlicher Ansichten (über den Geist und die Form der evangelischen Geschichte in historischer und ästhetischer Hinsicht, Lpz. 1805) bereichert.

**Krümmung** heißt jede Abweichung von einer geraden Linie oder ebenen Fläche. Die Größe der Krümmung an jedem ihrer Punkte wird in der Geometrie bestimmt durch den Krümmungshalbmesser, d. i. durch den Halbmesser des Kreises, welcher die krumme Linie in einem bestimmten Punkte berührt.

**Krönig** (Johann Georg), Dr. der Medicin zu Berlin, ward daselbst am 28. März 1728 geboren und studierte zu Böttingen und zu Frankfurt a. d. Oder. Nach vollendeten Studien ging er 1759 nach Berlin zurück, widmete sein ganzes Leben literarischen Geschäften und starb am 20. Dec. 1796. Eine Menge nützlicher medicinischer, naturhistorischer, geographischer und anderer Werke, welche er aus verschiedenen Sprachen übersetzte, eigene Arbeiten und Abhandlungen, Register zu mehreren Schriften u. s. w. sind die Früchte seiner unermüdet thätigen Betriebsamkeit. Sein Hauptwerk aber ist die ökonomisch-technologische Encyclopädie, welche er 1773 begann. Er kam damit bis zum 73 Bände, wo über dem Artikel *Leiche* ihn der Tod überreichte. Krönig hat in diesem sehr schätzbaren Werke mit guter Auswahl und der fleißigsten Benutzung der vorhandenen Quellen Alles geleistet, was man von einer solchen Arbeit erwarten kann. Nach Krönig's Tode setzte Hr. Jac. Florke die Encyclopädie fort, starb aber schon 1799. Seitdem besorgt dessen Bruder, H. G. Florke, die Fortsetzung.

**Kruzenstern** (A. J. Ritter von), Capitain der k. russischen Marine. Dieser Seemann, der neueste unter den berühmtesten Weltumse-

ussischen Reiche und Welt in den Jahren

1791-1795 auf die Nach-

senstern Entdeckungs-

zu Behring's Reise

1791-1795, zu Wil-

helm die russische See-

reg, Walton, Schel-

armann, Sargtschew,

in Rußland nicht bloß

1791. Vor ihm hatte

nie bis zu den Wern-

1791, N. V. bis zum So-

1791 mehr als 33 Jähri-

1791 aber die Ausbeute in

1791 eine im Druck erschie-

1791 re Alexanders Regie-

1791 re ihr, von so vielen

1791 it. Der Kaiser kauf-

1791 erl. und wies zu ih-

1791 nicht nur mit allent

1791 Troughton, Arnold-

1791 siffenschaftliche Selin-

auf 2500 Rubel jährlich beliefen, um ihren Mann, während der Ab-

Bodstand seiner Familie  
 Schiffe wurden um einen  
 lenzonen; die Gelehrten  
 r. Ruhm der vollendeten  
 stern. Dem Seefahrer  
 opferung seiner eigenen  
 | seines Tades vereinigt.  
 daß dem Talenten und  
 Character den einzigen  
 dieser Weise. Man kann  
 gelehrten Weis durch er-  
 Schwierigkeiten des Han-  
 von America zeigte, und  
 Schiffe aus der Osee  
 zu Hoffnung herum nach  
 werden könnt. Ueber  
 mit China und Indien  
 wasser kundige Seeleute  
 | Erfahrungen eingesam-  
 | 1799 auf der englischen  
 | Expedition am englischen

brittischen Chinahandels  
 selbst nach Indien zu gehen. Er hielt sich in den J. 1798 und 1799 zu  
 Canton auf, und lernte daselbst die Vortheile kennen, die den russischen  
 Besuhungen auf der amerikanischen Küste aus einem unmittelbaren Ab-  
 satze ihres Rauchwerks erwachsen könnten. Der durchdachte Plan aber,  
 welchen er nach seiner Rückkunft dem Commerzminister, Herrn v. So-  
 monoff, überreichte, daß nämlich mit den 600 adeligen Seemannen zu-  
 gleich 100 Nichtadelige, aber bloß zum Kaufahrtsdienste erzogen werden,  
 ferner daß Schiffbaumaterialien mit Handwerkern, Büchern und Instru-  
 menten, oder kleine Schiffe aus den Häfen der Osee den russischen  
 Kaufleuten auf den Aleuten und auf der Küste von America zugeführt  
 werden sollten, damit die Russen ihren Ueberhand nicht mehr Auslan-  
 dern überlassen dürften, sondern unmittelbar ihre Pelzwaaren in Canton  
 absetzen und dadurch außer der Rückfracht, auch tüchtige Seemannen für  
 die kaiserl. Marine erhalten könnten, fand kein Gehör. Erst Alexander  
 machte, durch den Minister, Grafen Romanoff und den Admiral Wrodo-  
 winoff auf Krusensterns Vorschläge aufmerksam gemacht, desselben Plan  
 auf, und übertrug dem wackern Seemann, nach einer von dem damali-  
 gen Commerzminister, nachmaligen Reichskanzler, Grafen von Roman-  
 zoff, entworfenen Instruction, die nähere Untersuchung der Nordwestkü-  
 ste von America. Später verband man damit den Nebenweck, die fest  
 Larmanus Reise nach Japan zerfallene Handelsverbindungen in Naga-  
 saky wieder anzuknüpfen. Krusenstern trat willig aus seiner unabhän-  
 gigen und glücklichen häuslichen Lage heraus, um seinem Vaterlande zu  
 dienen. Die Wahl des Personals beider Schiffe war ihm überlassen.  
 Außer dem Astronomen Horner aus der Schweiz, dem Naturforscher,  
 Eschschütz aus Leipzig, Langsdorff und dem Krte Labad, war  
 kein Ausländer am Borde. Seinem Freunde, dem Capit. Licut. L-  
 sansky übergab er die Führung der Nema. Nachdem er mit der  
 verständigsten Vorsicht für den Zweck der Reise Alles vorbereitet hatte,  
 verließ er den 5. Oct. 1803 die Uebere von Falmouth. Den 26. Nov.  
 wehte zum ersten Male die russische Flagge jenseit des Aequators; den  
 19. Aug. 1806 kam die Nadeschda zu Kronstadt an. Man muß über-

Die Karte zeigt die verschiedenen Beschreibungen nachher. Das Haupt-  
 werk ist: Reise um die Welt in den J. 1803 bis 1806, auf Befehl  
 Sr. M. Kaiser Alexander I. auf den Schiffen Nadezhda  
 (die Besatzung) und Neva, unter dem Commando des Capitains von  
 der Kaiserl. Marine, G. F. v. Krusenstern, St. Petersburg. Auf  
 Kosten des Kais. I. II. III. Th. 4. 1810. Mos. Die beiden ersten  
 Theile enthalten die Erzählung der Reise und kosten 15 Rubl. der  
 dritte Theil dieses klassischen Werks enthält naturhistorische und physik-  
 schaftlich-mathematische Beobachtungen vom Hofr. L. Jussieu, Dr. Carl Linné-  
 berg, Hofr. Götter und dem Cas. Krusenstern. Ein Capitulantenband  
 soll noch folgen. Der Atlas zu 6 Heften enthält 10 Bl. über Japan  
 und naturhistorische und topographische Abbildungen von Hofr. L. Jussieu.  
 Zum alt. russ. dieses Werks ist mit Bewilligung des Verlegers  
 in Berlin der Souve. und Senat in 1810 — 1811  
 Schwach mit dem Bildnisse des Verf. und mit Illustr.  
 Kupfern. Die beiden ersten Theile kosten 3 Thlr. Ein-  
 führung der Krusensternschen Reise von Moskau ist in  
 russ. u. deutsch. Druck erschienen. — Nach Capitan U  
 hat die auf der Neva gemachte Reise um die Welt in  
 der russ. Sprache (St. Petersburg 1803, 2 Thle. 8.), in  
 Dr. Götter eine deutsche Uebersetzung liefert. Das  
 über diese Reise hat der Kaiserl. russische Hofrath G.  
 Doff unter dem Titel herausgegeben: Bemerkungen auf einer Reise  
 um die Welt in den Jahren 1803 bis 1807, in 2 Bdn., 4 mit Kupf.  
 Frankfurt a. M. bei Adamant 1812, wovon jedoch nur der erste Band  
 die Krusensternsche Reise betrifft, da der Verf. im J. 1803 die Expedi-  
 tion in Kamtschatka verließ, und seine Reise von den Aleuten und  
 America aus zu Lande durch Sibiren radirte. Nach dieses Werk ist  
 ins Englische überetzt. — Ueber den wissenschaftlichen Werth der Krusen-  
 sternschen Reise ist nur eine Stimme. Capitan Krusenstern entdeckte  
 die Ostseeinseln; durch ihn wurden die neuen Marquisas- oder  
 Washingtoninseln, besonders Kaladiva, bekannt. Vorzüglich gewannen  
 die Hydrographen von Australien, die der japanischen Küste und der In-  
 seln des östlichen Ozeans. Die Inseln von Japan gelegene Insel  
 oder, welche die Spanier 1610 entdeckt haben sollten, konnte Krusen-  
 stern so wenig finden, als vor ihm Uru und La Perouse. Eden so  
 wichtig der russisch, die Handelsverbindung mit Japan wieder anzu-  
 knüpfen. Der dahin bestimmte russische Gesandte, der Kammerherr von  
 Arkanoff, ward nicht angenommen. Das Krusensternsche Werk aber vor  
 allen ähnlichen auszeichnet, ist der Umstand, daß er keine ganz  
 russische, die auf der Fudraba aus 63 Personen bestand, nach ei-  
 ner weit mehr als dreyßigen, soll durch alle Zonen gemachten Expedition, ge-  
 fund und vollständig beschrieb. Für den russischen Handel wird diese  
 Reise erst in der Folge recht wichtig werden, wenn die vorgeschlagenen  
 Verbindungen in der Verwaltung der russischen Niederlassungen auf  
 den Küsten und auf der Nordwestküste von America, auf deren Höhe-  
 bedache Krusenstern aus edler Wahrheitsliebe aufmerksam gemacht hat,  
 ausgeführt sind. Dann wird auch dem russischen Handel mit China  
 nichts mehr entgegen. Aber endlich müßten die russischen Soldaten, Jag-  
 ger, Kaufleute und Beobachteter in jenen Gegenden wirklich und gedul-  
 det handeln lernen, sonst werden sie, von den Japanern und Chinesen  
 verdrängt, keine Joulie in diesem Theile des Ozeans finden. Jedem  
 Barbaren haben die jetzt die großen und guten Menschen Uru Kaiser  
 vermittel, und streng verhängnis, die Kaufleute jedoch, in abgebr-



gab in seiner Jugend auf als ein verführtes Handwerk, und die bei  
 ständigen Wieder dieser Kunst stunden im Auz eines etwas laudable  
 Men z. d. d. Ein Maader also, daß der Vater der Zwillinge beide  
 Kunst nicht die lösen sollte, welche dem Verlangte nicht edont gar  
 geordnet werden stant. Sie mussten daher ihre Lieblingsneigung  
 verlassen, und in einem matten Schwanerichte zu einer weisen Patrie  
 Men Bildung sich vorbereiten. Doch Jahre, nachdem sie, es Jahre  
 als, in das Jesuit. Gymnasium zu Bonn gedruckt worden waren,  
 farb der Vater. Jetzt gelang es dem ältern Zwilling Gerhard, von  
 seinem Vater die Erlaubnis zu erhalten, daß er sich der Kunst ganz  
 widmen konnte. Ohne Unterricht, verließ er sich mit Liebe, im Zu  
 gungst. Paris und Italien. Der Anfang verdingte zu großen Erfolge  
 jungen, und der sehr geübte Kunstmaler Johannus zick im eom  
 len, aber nach gegn ein tadliches Beispiel seines Unterricht. Ein  
 halbes Jahr darauf erklärte der Zwilling-Bruder Karl, daß er un  
 möglich etwas Anderes als sein Handwerk werden thout. Da er schon in  
 der fröhlichen Jugend Jahre und Jahre mit Lust geschickt hatte,  
 bei sein Vaters Anstiftungen, so ward er in Frankfurt am Main  
 dem berühmten Landschaftmaler E. H. G. übergeben. Nach einer Übung  
 von kaum zwei Jahren konnte Gerhard die kleinen Bilder seines Vaters  
 sehr so treu und malerisch, daß man sie für Originale ansehen  
 konnte; allein die etwas eigen genant Mad. zick glaubte, dies schode  
 dem Vortheile ihres Mannes, und es wurden zum Kopiren seine Ori  
 ginale mehr verachtet. Damals lernten die Zwillinge auf einer Lust  
 Reise nach Mainz den Fikoren- und Portraetmaler Criel aus Würz  
 burg kennen. Dieser freundlich genant Mann übernahm deren weiters  
 Unterrichte unentgeltlich. Aber noch einem halben Jahre fortw. waren  
 die Väter, da der ältere Bruder Jakob auf des Vaters Nachfolge  
 erhalten werden sollte, so sollte es ihm schmer, die Zwillinge in dem  
 Hofe zu erziehen der Vaterland zu unterstehen; sie wochten dar  
 für selbst auf Mittel zum Fortkommen denken. Beide beschloßen, auf  
 den Rathen von Köln, Maria-Lou, Friedr. von Oesterich, sich  
 zu wenden. Gerhard wolle zu diesem Ende sein eigenes Bild in  
 halber Figur auf einem Platte in der Hand, auf welchem ein beidse  
 itter Thron mit Säulen und Pfeiler zu einer auf Wolken thronenden  
 Maria emporkrebe, von einer Heilige in Linnen aber, von der Kro  
 nen, an einer Kette gehalten wird. Karl wolle die Gegen  
 von Würzburg und die Stadt. Der Kammerverwalter  
 Dorsberg, ein wohlhabender Mann, mit einem  
 Platz und Hofe, welcher die Zwillinge wegen ihres  
 ihrer guten Aufführung, als Vorsteher des Symonius  
 Madonnen dert, dabei über den Weg zum Kurfürsten  
 ein sozialer Mann, unterwies sich lange fortw. mit  
 und ließ über noch denkwürdigen Abend die Zusammenkunft  
 eine Anwesenheit von dem Ducata Adl. d. drei Tag  
 begeben sollten. — Dem 2. Mai 1791 wurde die Erb  
 rechte nach dem auf durch Deutsch. Reich geordnet  
 von de E. H. G. der Natur in den Umgebungen Rom  
 Landschaftmaler so, daß ihm das Kopiren noch andern  
 geordnet schien. Ten Fikorenmaler aber jagte er  
 der Anrede und das wunderlich Majestät in Würzburg  
 an, daß er ausschließlich nur dieses und jene Anstalten beabsichtigt war,  
 Jakob sich aus seiner von den beiden Brüdern auf die Väterliche zu  
 und Würzburg, von einer Heilige und Madonna hängt, was sie durch

erlebte ich das Eigenthümliche  
 beträchtlichen Darstellungen des jama-  
 und übertrage italienische Natur,  
 tra, trat nach dem Ausfluß aus  
 Affecten nicht zu verkennen. Es  
 doch bald die Verbindung Rom  
 an den Prudern sein Feld abzu-

schickte werden. Gerhard reiste daher den 14. Febr. 1796 mit einem jun-  
 gen Fürkänder, der sein Freund war, von Rom zu N. nach München,  
 um durch Portouvoiren sein Vaterland zu verlassen. Erst fand  
 er bei seiner Ankunft Prutz von seinem Bruder aus Rom, der ihm  
 meldete, daß er vorerwähnte die Resanarkese des Lord Bristol gemacht  
 welcher mehrere Päder von den Zwillingen gekauft und andere besetzt  
 habe, auch war die Pension noch andern Pädern angeworben. Doch  
 Gerhard wollte die zur Kostede seines Bruders aus Italien die Pae-  
 sere in München zu seinem Studium brauchen. Dies lud er durch Doro-  
 teus eines kleinen schwarz geschwittenen Mann, der mit großer Beredsam-  
 keit von herrschte. Es war Lord Bristol, der nicht wenig davon  
 ist, den jüngern Lüpfgen, welchen er mit Aufträgen in Rom geschick-  
 getrieben hatte, hier auf einmal wieder vor sich zu sehen. Da nun der  
 Engländer das Aufmerksamste nicht ausricht, so verschaffte durch die  
 Herrschaft dem Ältern Zwillinge jedoch die volle Zusage des kün-  
 ftehenden britischen Pades land. Er kostete mehrere kleine Päder,  
 wollte ihm Aufträge über England geben, und hat ihm eine Verbin-  
 dung der Anstalten von 1000 L. jährlich auf unbestimmte Zeit  
 zu. Wohl Freude meldete der junge Lüpfge diesen Antrag seinem  
 Freunde, mit dem er aus Italien nach Deutschland gewandert war,  
 und der sich damals in Lausanne aufhielt. Allein derselbe kam ihm  
 vor dem dringenden Wunsche entgegen, er sollte mit ihm nach Rom  
 reisen, wo er sich bald in seiner Eltern Hause alles wieder erfahren werden.  
 Dieser Plan lag dem jungen Fürkänder so frei am Herzen, daß er er-  
 klärte, er wolle nur mit seinem Freunde, oder mit seinem Eltern Hause  
 wieder verfahren. Der junge Lüpfge stand ihm so einem danklichen  
 Bescheidene. Dort reiste er zu N. sein Bruder und Italien, hier  
 ein Freund und ein unbekanntes Land. Aber dieses Freund hatte im  
 Augenblicke der Noth mit ihm sein Reisegeld wie ein Bruder getheilt,  
 und da er die lange beschwerliche Reise mit der vollen Summe bequem  
 im Wagen hätte machen können, war er dem Freunde so kurze Zeit  
 im den ganzen Weg zu Fuß gegangen. Der Lüpfge entschloß sich,  
 daß den Freund in seine Heimat zu begleiten, und dann sein Schick-  
 sal von der Zukunft zu erwarten. Da er während seiner durchgehren-  
 den Aufschau in München viele Gemäldesammlungen gewaltig sah, so  
 kehrte er ihm nicht an Wien zu der neuen Reise. Im September  
 1796 kamen beide Freunde in Vigo an, wo Lüpfgen die herrliche  
 Gemäldesammlung sah. Unterdeß hatte sein Bruder Karl in Rom die Auf-  
 träge des Lord Bristol vollendet; da nun aber die Revolutionen  
 des Ältern Zwillinge in Italien verdrängt, so schickte auch er die  
 Einladung Verlorde nach Rom, wo er ebenfalls bei den Kunstausstellungen  
 und vornehmlichen Besuchen dieser Stadt eine herrliche Aufnahme  
 und viel Freundschaft fand. Nach einem Aufschau von mehreren  
 Tagen wollten die Zwillinge, vor der Rückkehr in ihr vom Neuland  
 Wandern nach immer schwer bedrücktes Vaterland, auch St. Peters-  
 burg besuchen. Die Zeit von La Prad, welche sie bei ihrer Ankunft  
 in dieser Stadt im December 1796 sehr angenehm empfing, lag die





noch dem Hrn. v. d. Oeyn auftragen, ein Viertel Lebensgröße  
 und drei kleine Bilder, ein Christuskopf und zwei Pharisäer, sind im  
 Besitze des Staatsraths von Eloben in Wolsty, und gemalt im Jahr  
 1608. David vor Saul die Harfe spielend, und Belisar mit dem  
 Knaben, als Gegenstück; Figuren halbe Lebensgr., gemalt 1607; des  
 verwundete Adonis. die Figur etwa 6 Zoll lang, aufs Reichste ausge-  
 führt, im J. 1606; das Mädchen von Orleans, Brustbild in Oel,  
 6 Zoll hoch, ebenfalls sehr ausgeführt; James Corcl und Karl VII,  
 auf Pergament, in Wasserfarbe von derselben Größe, im J. 1607;  
 Christus, Moses und Muhamed, Brustbilder in Lebensgröße, nebst  
 einer Sibylle und einem Johannes, Brustbilder in colossaler Größe,  
 gemalt im J. 1608 u. folg.; zwei kleine Madonnenbilder mit dem Jesu  
 suckende, 6 Zoll hoch, in Oel; nebst zwei Christusköpfen, Copien von  
 der Dresdner Gallerie; nach Caracci und Guido, befinden sich sammt-  
 lich im Cabinet des Hrn. von Klein in Riga. Eine Wiederholung von  
 Saul und David, nebst einem Mosel  
 händlers Hrn. Kuter in Dresden, v. J.  
 von Christus, Moses und Muhamed,  
 Hr. D. Volkman in Leipz. Ein  
 große, als Jüngling, hinter ihm vier  
 besitzt Herr Klein in Rannenburg. Ein  
 son, ganze Figur, Ebnenbild, 1  
 Maria und Gabriel, der verständigte  
 eine Wolke im Hintergrunde. Figuren  
 sich im Wohnzimmer des Königs von  
 Tromeda am Felsen, ein Cabinetstück  
 Cyllus von einzelnen allegorisch-symbol  
 Lebensgröße, welche die verschiedenen  
 und Freude darstellen, verdient vorzüg-  
 lich. Diese schönen Reiben der Kun-  
 sten an die Begeisterung, als schaffend  
 Iora, wie der andern das Chaos ord-  
 neten und des des Bösen, als die  
 Schwärze; dann Pandora, wie sie über das aus der Kiste über die  
 Welt sich stürzende Unglück erschrickt; dann die vom Geliebten verlass-  
 sene klagende Ariadne, und der von den Gefährten verlassene duldbende  
 Philotes; hierauf der an den Felsen geschmiedete Prometheus, der selbst  
 in Fesseln den Ethern trägt, und die in stiller Behmutz duldbende,  
 an den Felsen geschmiedete Andromeda. Diese acht schönen französischen  
 Bilder, von dem J. 1608 — 10, besitzt Hr. v. Weidmann in Frank-  
 furt. Vier andre, welche in diesem Cyclus gehören, sind in des Künst-  
 lers Werkstatt; eine Nemesis als ausgleichende Vergeltlerin; Penelope  
 und Ulysses trauernd, mit den Waffen desselben; ferner Ulysses auf der  
 Insel der Circe, nach Iphigene sich sehnd; endlich die Geburt des Be-  
 aus Anadromene, welche in stiller Pracht des himmlischen Liebesreizes  
 oben ausblickt. In zwölf andern Gemä-  
 digern Gemäldenzustände aus dem mensche-  
 lichen Mythen- und Fabelwelt darzustellen,  
 kugel, ein Viertel Lebensgröße, gemalt  
 16 von Eubald Verburg; eine ähnliche  
 nissen, v. J. 1614, ist in München bew-  
 i historische Gemälde, ein Drittel Lebens-  
 16 bei Elisabeth, und Besuch der El-  
 mit den Kindern Jesus und Johannes

finden häufig in Dresden allgemeinen Beifall. Diese eben so schön componirten als kunstreich und gefällig ausgeführten Bilder von den J. 1813 und 1814 befinden sich in den Zimmern der Herzogin von Anhalt-Bernburg zu Ballenstädt. Eine Madonna als Brustbild, ist im Besitze des Erbprinzen von Sachsen-Weimar. Eine (vortreffliche) Copie von der Madonna von Raphael (der sogenannte große Raphael, das Juwel der Dresdner Gallerie) in der Größe des Originals, gemalt 1607 und 1608; Moses auf dem Horeb vor dem brennenden Busche, Figuren halbe Lebensgr., vom J. 1811. Ein Christuskopf, ein Johannes und eine Magdalena, Werke der reinsten und innigsten Begeisterung, ebenfalls Brustbilder. Eine Madonna und als Gegenstück der

geben zu Ebanen hoffen dürfen.

Cü

Kub (Ephraim Moses) wurde 1751 zu Breslau von jüdischen Eltern geboren und zeigte schon frühzeitig ein ungemein starkes Gedächtniß, eine große Lebhaftigkeit des Geistes und immer rege Wißbegierde. In der Folge bestimmte ihn sein Vater, ein begüterter Kaufmann, für die jüdische Gelehrsamkeit und das theologische Studium des Mosesismus. Doch entsprach der Erfolg den Erwartungen des Vaters

keineswegs; denn obgleich der junge Ephraim jeden wissenschaftlichen Saus des Judenthums mit heftiger Begierde erlernte; so war doch niemand im Stande, ihm für die scholastische Dogmatik, für die sophistischen Hypothesen, für die erkünstelten Subtilitäten, kurz, für den langen Wust der jüdischen Theologie Geschmack beizubringen. Deswegen wollte ihn der Vater darauf zum Kaufmann bilden, und ließ ihm Unterricht in der französischen, italienischen und englischen Sprache ertheilen. Durch die Erlernung dieser Sprachen gewann der junge Kuh am Ende Geschmack an der Lectüre und mit ihr Kenntniß der neuern Literatur und Poesie. Nach dem Tode seines Vaters ging er nach Berlin, wo er für eine bedeutende Befoldung als erster Conimus in die Handlung seines Onkels trat. Hier war es, wo er sich durch seine Talente die Bekanntschaft und Freundschaft Mendelssohn's, Hamler's, Lessings und anderer berlinischer Gelehrten erwarb, durch deren Umgang jetzt auch sein poetisches Talent sich in ihm zu entwickeln begann. Da er, außer seinem bedeutenden Gehalte, ein ansehnliches Vermögen besaß, so hätte er, allem Ansehn nach, zu Berlin in angenehmen Verhältnissen leben müssen: aber eine zu weit getriebene Guthertigkeit, die nicht allein dem Nothleidenden mit Hilfe beisprang, sondern auch die Beute des listigen Betrügers wurde, verbunden mit einer an Verschwendung grenzenden Bücherliebhaberei, hatten in wenigen Jahren sowohl sein Vermögen als seinen übrigen Erwerb, fast gänzlich erschöpft. Er verließ Berlin, durchreiste Holland, Frankreich, Italien, die Schweiz und Deutschland, und geriet am Ende in eine so düllose Lage, daß

Capital zu seinem unangenehmen Ereignisse, diese Schwermuth, die er von der er nur durch gerettet werden konnte. In dieser Periode des ihre besten Gedichte ihre ung ward er 1785 durch he beraubt, worauf er so endete Kuh ein der unter Umständen, die t durch eine Kette son en kann, welches sonst werden dürfte. Seine m Titel: Hinterlassne März 1792.

stimmende Krankheit, bei Man unterscheidet bis 1 und blauen Kuhblat- uhlblättern, kommen zu Holsteinischen, in Eng- hafi, sich bei den Wren- und diejenigen, welche fteckung der Menschen- len. Das Weitere hier- Jenner. H.

o dir genannt, geboren fen Männer, aber auch ichte alter und neuerer die und war anfänglich

persischer Feldherr, verließ aber bald den Militärdienst und wurde Anführer einer mörderischen und gefährlichen Räuberbande. Der König von Persien, Labmasp, ließ ihm sämtliche Verzeihung angedeihen, und erhob ihn nach und nach wegen seiner großen militärischen Talente zum obersten Feldherrn aller persischen Truppen. Bald aber empfand der König die Folgen dieses unvorsichtigen Schritts. Denn Nadir, der sich nun auf Befehl des Königs selbst Labmasp Kuli (Sclav des Labmasp) mit dem Zusage des Titels Chan (des größten Ehrentitels, den ihm der König geben konnte) nannte, hatte das ganze Heer für sich eingenommen, entthronte seinen Wohlthäter, als dieser ohne ihn mit den Türken Frieden geschlossen hatte, bemächtigte sich hierauf in  
 als dessen-  
 nach einer  
 ptschlacht,  
 Persien ero-  
 t. Seine  
 e Ströme  
 Länder in  
 den Unter-  
 len waren  
 isnehmend  
 i niemand  
 n. Selbst  
 atte, vers  
 zu fochen,  
 dt. Ein  
 nige, weh  
 nternahm.  
 hen Was  
 n zu ver-  
 Delhi ein-  
 wobei er  
 die Strafe  
 slagen, die  
 737 wurde  
 b nämlich  
 Roffe und  
 r auf ihn  
 daß verho-  
 auch keine  
 unter dem

auch das  
 i verlihen  
 welches nur  
 Erben da

Kankelsho  
 adel ein solcher Adel, der, bei einem unadligen Vater, von der Mutter her stammt.

Kunst. I. Im weitesten Sinne. Alle Kunst ist etwas Practisches, d. h. auf freien Kraftäußerungen vernünftig-sinnlicher Wesen in der Sinnenwelt Beruhendes; denn sie ist (subjectiv) die Geschicklichkeit oder Fertigkeit vernünftig-sinnlicher Wesen, gewisse, nach freien Zwecken bestimmte, regelmäßige Wirkungen hervorzubringen; oder (objectiv) das



Beziehung auf die Idee der Humanität, niedere oder relative; sie finden nur in Beziehung auf die höchsten statt, und sind ihnen in Beziehung auf die Bestimmung des Menschen untergeordnet (solche sind z. B. Vergnügen, Nutzen), und somit sind auch die Bedürfnisse

äußere oder höhere; äußere, welche sich auf den Körper und die Sinnlichkeit beziehen, oder innere, aus dem Gemüthe selbst hervorgehende. Einige setzen ferner mehr die Kräfte des Körpers, andere mehr die geistigen Kräfte, und zwar einseitig (z. B. den Sinn, den Verstand etc.), oder allseitig in Bewegung. Endlich die Wirksamkeit dieser Kräfte ist mehr mechanisch und mit Anstrengung verbunden (Arbeit), oder freie, leicht von Statten gehende Thätigkeit, die in ihrer Ausübung ihren eigenen Genuß findet, und sich selbst zur Vollendung ihrer Werke anstrengt (Spiel); und hiernach sind die Künste gebundene (mechanische), oder freie Künste. Beiläufig muß hier bemerkt werden, daß man freie Künste (*artes ingenuas, liberales, bonas*) diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten nannte, welche zu dem Unterrichte des Freigebornen gehören, und die man eines freien Mannes würdig achtete, entgegengesetzt den Beschäftigungen der Sklaven (*artes serviles*), worunter man größtentheils mechanische Arbeiten verstand. Man nahm dabei den Ausdruck Kunst nicht so streng, und rechnete daher auch Wissenschaften hinzu. Gewöhnlich redet man von sieben freien Künsten, nämlich Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Musik, Trubmetik, Geometrie, Astronomie, nach dem bekannten alten Memorialvers:

Gram loquitur, Dia verba docet, Rho verba intoltrat,  
Mus canit, Ar numerat, Ge ponderat, As callit astra.

den allgemeinen Lehrkursus in der Erziehung  
den letzten Seiten wurden freigegeben, und den kunstmäßig  
in Sinne nun, selbst die  
haben entweder einen zu  
die Verstand oder Willen  
also sie nur Mittel sind,  
fallen & sie können daher  
en gebbet z. B. selbst die  
zur die Erscheinungen die

mühs darstellen, und als solche Darstellungen durch  
ihnen liegt das höhere Bedürfnis und der Wunsch  
Momente innerer Anschauungsfälle, die Ideale der  
die Momente der vollkommensten, idealsten Wirklich  
Ewigkeit festzubalten, und in selbstständigen, in sich  
Anschauung durch sich selbst würdigen Formen aus  
Künste werden wir daher absolute Künste, oder  
se, und ihre Werke Kunstwerke nennen. Dem  
welche der Kunst Kennzeichen ist, wird hier auf da  
zu etwas Absolutem erhoben, indem in der Darstellun  
auf eigensinnliche Weise und in allen ihren Theilen  
den Anschauung gebracht wird, oder zur Erschein  
Dieses geschieht dadurch, daß die Idee sich mit der  
unzerrennlich verbunden, so daß diese gleichsam um  
da ist. Nun aber besteht die Schönheit, welche weß  
Güte zu den höchsten Ideen der Menschheit gehört, in  
mung des Sinnlichen und Individuellen mit dem  
vollendete Form es erscheint, oder Körper, in der  
Erscheinung. Die absoluten Künste sind also keine  
genannten schönen Künste; und darum werden diese  
Künste, ihr Inbegriff Kunst schlechthin, so wie die  
Werke genannt. Denn in ihnen herrscht die Sch



Sich selbst gefällt, ohne fremde Beziehung, und ihren Zweck in sich selbst trägt; dahingegen die Werke der relativen und niedern Kunst dem Nutzen und der Brauchbarkeit huldigen, nicht einzeln und für sich, sondern nur in ihrer Gesamtheit, und auf ihren höchsten Gipfel erhoben, auf Schönheit, als letzten Zweck aller Hervorbringungen, hinstreben, indem nämlich das Nützliche und Zweckmäßige mit der fortschreitenden Bildung der Menschen, immer mehr sich mit dem Gefälligen und durch seine Form Bedeutsamen vereint, ja mit dem allmählig verminderten Widerstande des äußern Stoffs, das Arbeiten und Bilden des Menschen in demselben immer leichter, freier und geistiger wird. III. Schöne Kunst, oder Kunst vorzugsweise; Kunstwerk; dessen Erfordernisse; Künstler. Die Kunst, von welcher wir hier sprechen, ist also die freie Darstellung des Schönen in selbstständigen, anschaulichen Werken, und das Kunstwerk eine einzelne Darstellung, ein Werk dieser Art. Man hat oft die Kunst Nachahmung der Natur genannt; allein sofern wir unter Natur, wie dieser Ausdruck am gewöhnlichsten genommen wird, nur die uns umgebenden Dinge, oder die Erscheinungen und Veränderungen der Natur verstehen, so steht die Kunst, als Eigenthum des freien Wesens, höher als diese, und die Schönheit ist dem Kunstwerke, das nach Ideen erzeugt wird, wesentlich und nothwendig, d. h. sie gehört zu seinem Begriff, und ohne Belebung durch Schönheit kann von keinem wahren Kunstwerke die Rede seyn; den einzelnen Naturerscheinungen, welche aus dem Individuellen bewußtlos entstehen, ist hingegen die Schönheit nur zufällig. Der Mensch, als höheres Naturwesen, vermag daher Werke hervorzubringen, die ihrer Bedeutung nach die einzelne Naturerscheinung weit übertreffen. Die Kunst kann daher auch in diesem Sinne nicht Nachahmerin der Natur seyn. Aber in einem höhern Sinne ist die Natur, oder die Welt, selbst die höchste lebendige Schönheit; indem sie als allumfassende Mannichfaltigkeit sinnlicher Erscheinungen in Wechselwirkung mit dem Geiste, oder indem sich der Geist in ihr vollkommen offenbart, auch das vollkommenste Ganze bildet, in welchem die höchste Mannichfaltigkeit und Einheit, die höchste Ruhe und Bewegung sich verbinden, und alle streitenden Gegensätze vereinen. In diesem Geiste gedacht, ferner als die nimmer ruhende, bei keiner Bildung stehen bleibende, bildende Kraft, als rastlose Erzeugerin der unendlichen Fülle endlicher Producte und Gestalten, schwebt sie als Vorbild über dem menschlichen Kunstwerke, und nach ihrer Idee werden die einzelnen äußern Erscheinungen von uns beurtheilt. Denn vermöge jener Fähigkeit, von der äußern Welt allseitig berührt zu werden, welche an ein besonderes System fein gebildeter Organe geknüpft ist, und indem sich im Menschen die Elemente der ganzen uns sichtbaren Welt so innig vereinen, daß die besetzte Menschengestalt uns selbst als das vollkommenste Sinnbild der Welt (als eine Welt im Kleinen) erscheint, spiegelt sich im Geiste gleichsam die Natur; und wie der Mensch sich als das Ebenbild der Gottheit erkennt, so ist auch das anschauliche Werk, was in diesem Geiste empfangen wird, Nachschöpfung, oder ein Sinnbild der lebendigen Welt, abgeschlossen und selbstständig wie sie, und die mannichfaltigen Gestalten und Wirkungen der Natur erhalten einen höheren Glanz, wenn sie in geistiger Beziehung, wie Strahlen in einem Spiegel, aufgefaßt, und in einem idealen Bilde zurückgeworfen werden. Auch vermag der Mensch den Sinn und die Idee der Naturerscheinungen, und die Veränderungen der Natur selbst auf demjenigen Punkte aufzufassen, wo sie am meisten der Idee sich nähern. Und in diesem Sinne kann man von

Nachahmung der Natur, nicht ihrer einzelnen sinnlichen Erscheinungen; reden, da ohnehin nicht diese allein, sondern auch das innere Leben der Menschheit, und dessen Einwirkung auf die äußere Umgebung, sofern es sich der Einbildungskraft anschaulich vorstellbar, als abgeschlossenes Bild in mannichfaltigen Charakteren und Gruppen, Thaten und Schicksalen der Menschen, überschauen läßt, mithin als Geschichte zu einem Gegenstande der Kunst erhoben wird. Die freie Darstellung des Schönen, wie wir die Kunst nannten, ist aber zugleich Darstellung des Lebens; denn das Schöne ist etwas Lebendiges, und darstellen läßt sich nur etwas Inneres, was zum Leben gehört, oder das Leben ausmacht. Das Kunstwerk soll aber vollendete Darstellung seyn, mithin das vollendete Leben, oder die Erscheinungen, Aeußerungen und Regungen eines genialen Gemüths, d. i. eines solchen, in dem die höchsten Kräfte, vorzüglich aber Vernunft, Phantasie und Gefühl in einem natürlichen Gleichgewichte stehen, und das von einem höhern Geiste, dem Geiste der Welt, gleichsam bewegt wird, mithin zugleich die Idee des menschlichen Lebens in seinen verschiedenen Gestalten und Aeußerungen in einem organischen Bilde zur äußern Anschauung bringen. Das Kunstwerk ist also gleichsam das Zeichen, durch welches dieses innere Leben festgehalten werden soll, und das Product eines lebendigen Dranges; mithin zwar nicht das (innere oder äußere) Leben selbst (dadurch steht es auch in gewisser Hinsicht hinter der Naturerscheinung zurück), sondern nur der Schein, oder die vollkommenste Erscheinung desselben, (wodurch es sich über die Naturerscheinung erhebt). Aber der Künstler muß dasselbe in sich tragen, und es darzustellen wissen als den eigentlichen Gegenstand des Kunstwerks: so wird er auch das Schöne darstellen. Ferner ist das Kunstwerk ein endliches und individuelles Werk, die Schönheit Idee; die höhere Bestimmung ist also: 1) die Schönheit ist das Gesetz des Kunstwerks, die Beziehung auf dieselbe dem Kunstwerke wesentlich; aber 2) das Kunstwerk, als einzelnes Werk, umfaßt nicht die Schönheit, schließt nicht die höchste Schönheit ein (sie ist unendliche Aufgabe aller Kunstwerke, und wird nur durch die ganze Kunst, d. i. durch das unendliche Ganze aller Kunstwerke aller Zeiten und Völker fortschreitend realisirt), sondern es stellt nur 3) das Schöne dar, d. h. die Schönheit an einem einzelnen, individuellen Gegenstande, oder das Ideale (das Leben) in individueller Gestalt. In letzterer Beziehung nehmen die Kunstwerke, wie die Naturerscheinungen, nach der Verschiedenheit der Ideen, die in den Dingen walten, bald mehr den Charakter des Erhabenen (gleichsam des männlich Schönen; (s. d. Art. Erhaben), bald mehr den Charakter des Reizenden, der Anmuth, der Grazie (oder des weiblich Schönen), und alle andere Modificationen (z. B. des Ernstes und Scherzes) an, deren das innere Leben und seine Aeußerung, wie überhaupt die Schönheit fähig ist (s. d. Art. Schönheit). In ersterer Beziehung, oder in so fern die Schönheit Gesetz und Aufgabe der Kunst ist, muß jedes Kunstwerk ideal (von einer Idee belebt), individuell (diese Idee in eigenthümlichen, mannichfaltigen Zügen ausdrückend — in Beziehung auf gewisse darzustellende Gegenstände auch charakteristisch genannt) und beides in innigster Durchdringung (mithin harmonisch überhaupt; zergliedert in seinen einzelnen Theilen, und abgeschlossen wie eine eigene Welt, oder organisch); in Beziehung auf den Künstler und seine innere Anschauung, welche als rein menschliche Anschauung zur äußern Erscheinung gebracht werden soll, objectiv (keine zufällige, mit der rein menschlichen Anschauung nicht bestehende Subjectivität des Darstellenden verrathend, sondern gegenständlich und selbst

(künstlerisch) frei und originell: (aus dem Innern selbstthätig, ohne schreibbare Maße, nicht aus Nachahmung, oder bloßer Reflexion, sondern aus einem eigenthümlichen Drange des gemalten Menschen entspringend), endlich in Beziehung auf den Mittel auch correct (s. d. Schönheit, als Vollkommenheit, höchste, vollkommenste Harmonie-Erfüllung, die Offenbarung Güte; in welcher Ansicht die Werke, d. h. Idealität, Individualität, Originalität, Correctheit u. s. w. Kunst: Idee und Form, sollte sein, ausgesprochen ist. Was Kunst gewährt, fordern, dazu migen. Das Leben soll er darstellen und Sinnlichen als volle thätigkeiten also, vornehmlich die Wollung in anschaulichen Sinn und Phantasie) müssen nur in Übung also wirksam sein, daß leicht seinen entsprechenden Ausbildere Form und Güte finde, Gefühl sein Ideal beibe. Eine solche Beschaffenheit des Gemüths, deren herrschendes Organ, weil hier von Darstellung, als dem Wesentlichen der schönen Kunst, die Rede ist, die von dem Gefühle des Unendlichen angeregte Phantasie sein muß; eine solche glückliche Harmonie der höchsten Thätigkeit des Gemüths, ist nicht Sache der Freiheit allein, nicht des Fleißes und der Anstrengung, nicht durch Klarheit des Wissens erreichbar; jene Originalität des Künstler's setzt vielmehr eine neue Originalität des Künstlers, und zwar die Originalität der Schöpfungskraft, mit einem Worte die Genialität voraus, welche als Anlage angeboren, durch Freiheit nur entwickelt und ausgebildet wird (s. Genie). In das wahre Kunstwerk wird nur durch Genialität hervorgebracht, daher man das Kunstgenie auch vorzugsweise Genie genannt hat. In der Wirklichkeit giebt es aber unendliche Verschiedenheit der Genialität, und Grade der Künstlerkraft, deren niedere wir mit dem Namen der einzelnen Künstlerkräfte belegen, die sich bald auf das Innere, bald mehr auf das Äußere beziehen, und dann technische Fertigkeiten genannt werden, die sich mit dem Genie leicht verbinden. Denn wir unterscheiden beim Bilden des Werks selbst wiederum den Entwurf von seiner Ausführung, und von der Darstellung im engeren Sinne (s. Darstellung). Wie nun dem Künstler, kraft der in ihm herrschenden idealen Phantasie, eine begeisterte Weltanschauung eigen ist, welche ihm die Dinge selbst von ihrer bedeutsamsten Seite zeigt, durch welche er den Naturgeist ergreift, den Sinn des Menschenlebens deutet, und eine neu entdeckte Welt aus seinem Innern hervorgehen läßt; so ist auch die Stimmung selbst, in welcher das vollendete Werk der Kunst entspringt, immer eine begeisterte — Begeistert (s. d. Art. Begeisterung). In dieser Begeistert offenbart sich und die höhere Auszeichnung, gleichsam von der Gottheit angeregte Natur des Künstlers dadurch, daß er mit einer fast inständigigen Nothwendigkeit, bei welcher die Nachhören auf das Äußere, auf seine Persönlichkeit und alle einseitige Reflexion ganz verschwinden, obgleich auch nicht ohne höhere Besonnenheit und ungeheilte Aufmerksamkeitsauf das ihm vorschwebende

Ideal, etwas hervorbringt, was sich nach seiner inneren Bedeutung dem einzelnen Naturproducte fest entgegenstellt, weil es ein unmittelbares Abbild der Idee ist, die in dem Gemüthe waltet. Und in dieser seltenen Zusammenstimmung und Harmonie einer bewußten und unbewußten Thätigkeit im Künstler, in jener Sicherheit und Nothwendigkeit, mit welcher der Künstler das Gesetz lebendig übt, ohne an dasselbe zu denken, das Ideale darstellt, ohne sich der Idee abgesondert von der Gestalt bewußt zu seyn: hierin liegt eben das Wunderbare und Räthselhafte des Genius. Nicht minder auch in dessen geheimen und tiefen Entwicklung, so wie in seiner schnellen Aeußerung. Die Genialität des Künstlers begreift aber auch eine glückliche äußere Organisation, namentlich in Beziehung auf diejenigen Sinne, welche die Organe sind, durch welche wir die vollendeten Formen der Erscheinungswelt auffassen und darstellen (Schönheitssinne), auf deren Gegenstände sich die Phantasie bezieht, und von welchen sie gleichsam die Elemente ihrer Darstellungen empfängt. Nächstdem bedarf der Künstler auch gewisser erworbenen Fertigkeiten, wenn auch durch seine Natur ihm erleichtert, technischer Fertigkeiten, der Uebung in der Welt- und Lebensanschauung, und im Gebrauche besonderer Darstellungsmittel (denn jede Kunst hat als Darstellung ihre besondern technischen Grundlagen, und folgt den durch die Natur bestimmten Gesetzen, nach welchen ein besonderer Stoff bearbeitet wird) und dieses ist das eigentliche Erlernbare in der Kunst. Dieser erwerblichen Fertigkeiten und Kenntnisse bemächtigt sich der geniale Geist bei der Darstellung, und handhabt sie frei, jedoch zweckmäßig, um das im Zwecke Vollendete auch äußerlich vor die Anschauung zu bringen. Der mechanische Künstler aber besitzt nur diese Fertigkeiten, er correcte folgt nur der Regel, nicht dem innern Drange, der bloß talentvolle schafft glänzende Einzelheiten, aber kein Ganzes, setzt leicht und glücklich Gegebenes zusammen, bildet auch wohl originell und neu, aber nicht aus voller Kraft, ein gediegenes organisches Werk, von hoher Musterhaftigkeit und unsterblicher Dauer.

IV. Schöne Künste. Eintheilung derselben. Die Kunst ist ihrem Wesen nach Eine, und umfaßt ein unendliches Gebiet von Darstellungen. In diesem unendlichen Gebiete unterscheiden wir Classen der Darstellungen, in welche wir die allgemeine künstlerische Thätigkeit unter gewissen Modificationen oder bestimmten Beschränkungen wirken sehen. Die Eintheilung dieser Classen ist verschieden, nach verschiedenem Zweck und Bedürfniß. Eine ästhetische, mithin wissenschaftliche Eintheilung der schönen Kunst in Schöne Künste, welche von Verschiedenheit handeln soll, die sich auf die Schönheit der Kunstdarstellungen, oder das innere Wesen der Kunst selbst beziehen, muß von der nothwendigen Verschiedenheit der Darstellungsmittel ausgehen, deren sich der Mensch als vernünftig-sinnliches Wesen bedienen kann, die das ganze Kunstgebiet leicht übersehen lassen, und die Verwandtschaft des Einzelnen andeuten. Nun heißt aber darstellen zur Erscheinung bringen: die ihrem Wesen nach verschiedenen Darstellungsmittel beziehen sich also auf die verschiedenen Gebiete der Erscheinungswelt, und die Organe für die Auffassung und Darstellung derselben. Wie wir nun eine innere und äußere Erscheinungswelt, einen innern und äußern Sinn unterscheiden, so unterscheiden wir auch Künste des äußeren Sinnes und Kunst des inneren Sinnes. Nun können die Darstellungsmittel der schönen Künste ersterer Art nur auf den Empfindungen der edleren Sinne (oder der Schönheitssinne, d. h. derjenigen, vermittelt deren wir selbstständige äußere Formen in ihrem Bestehen und in ihren Verhältnissen zu einander, mit einem Gefühle

der Luft wahrnehmen) gegründet seyn. Dieses sind aber Gesicht und Gehör. Auf diese beziehen sich also die bildende und die tönende Kunst. Jene stellt unter der Form des Sichtbaren, diese unter der Form des Hörbaren dar. Alle Sinneneempfindungen aber umfaßt der Gedanke mittelst der Einbildungskraft (der individuelle Gedanke). Dierzellige Kunst also, welche das Leben durch Gegenstände des inneren Sinnes, d. i. durch die Vorstellungen der Einbildungskraft, zunächst für die Einbildungskraft darstellt, oder die Kunst des inneren Sinnes, ist die Poesie (poiesis Dichtkunst vorzugsweise). Das allgemeine Organ der Schöpfungskraft schöner Kunstwerke ist ihr eigenhänliches, und sie bezieht sich erst mittelst desselben auf die äußeren Sinne. Sie ist daher die mittelbarste und geistigste Kunst, bedarf daher aber auch für ihre Darstellungsmittel noch besonderer äußerer Zeichen, der Worte, als der eigenhänlichen Zeichen der Gedanken; doch beruht nicht in den Worten noch in den Tönen für sich, das Wesen der Poesie, weshalb sie auch fälschlich zu den tönenden Künsten gerechnet worden ist. Dieses aber sind die drei Elementar- oder Stammkünste. Andere sind abgeleitete, und zwar entweder einfache abgeleitete, untergeordnete, wie die Malerei\*, Bildhauerkunst (Plastik, Sculptur) und Baukunst; oder zusammengesetzte abgeleitete, welche man auch Uebergangskünste nennen könnte. Lehre sind

Poesie zur  
den Uebergang  
Schauspiel  
Kunst zur  
mag man  
der schönen  
die schönen  
Erforderniß  
der Kunst,  
Künstlers,  
lungsmittel  
aussetzt, u  
keiten des  
ren auf die  
losofhyie.  
der schönen  
ßen), kann  
nen Kunst,  
mittelbarer  
verschieden  
Haupttheil  
losofhyie han  
philosophie,  
von den ein  
Theil der  
Künste gen  
aus. Da

Grundlage, oder ihr eigentum Erquickliches hat, so giebt es auch eine technologische Theorie der schönen Künste, oder eine Technologie der einzelnen schönen Künste; diese ist empirischen Ursprungs, und giebt

\* Ihre analog, jedoch mit Rücksicht auf die successive Erscheinung einzelner Kunstgattungen, wird die Gartenkunst als schönste Kunst betrachtet.

Leitung zur zweckmäßigen mechanischen Behandlung der jedesmaligen Kunstmittel. VI. Kunstsin, Kunstgeschmack, Kunstkenntniß, Kunstkritik, Kunstrichter, Kunstfreund. Das Kunstwerk, welches aus einem reichen Inneren entsprungen ist, erfordert auch, um würdig aufgenommen zu werden, ein verwandtes Gemüth, einen reifen und mündigen Geist, der den Sinn des Lebens versteht, und das Lebendige Werk nicht von einzelnen Seiten und mit einzelnen Kräften auffaßt. Dieselben Kräfte also, wenn auch nicht in demselben Maße, und mit derselben Productivität, welche zum geistigen Hervorbringen des Werks erfordert wurden, werden daher auch bei dem vollkommenen Genusse des Werks in Thätigkeit gesetzt. Gewöhnlich aber setzt man dem Genusse des Kunstwerks bald in das durch die Anschauung zunächst erregte, oft sehr unbestimmte Gefühl, so z. B. der oberflächliche Liebhaber

Id in die Beurtheilung nach bestimmten Normen über das Werk, wie der kalte Kunstrichter, und verbindet sich beides, das Gefühl des Urtheils auf, und ist dem ideenmäßigen Urtheil ist daher einleuchtend, daß zur wahren Kunst, Interesse für Kunstwerke und Leichten orientiren), sondern die individuelle Unbequemlichkeit vor allen Dingen, und zu seiner wahren Kunst, d. h. ein feines Beurtheilungsvermögen, eruchtlos vorschwebendem Idee des Schönen, Kunstschon: von dem Kunstwidrigen zu un- Kunstkenntniß, d. h. Kenntniß des Wesens insbesondere auch des Technischen der Kunst Kunst erforderlich ist: denn nur mit diesen wird man einem Kunstwerke seinen wahren Wert der Kunst, in Beziehung auf die in dem Kunst, anweisen können, welches der letzte Die Kunstkritik (s. Kritik) setzt also in us: 1) unbefangene Anschauungskraft; 2) ad (dieser ist nach seinem Umfange in den g auf die Werke verschiedener Völker und usgebreitet oder beschränkt, seinem Ursprunge

nach natürlich oder ausgebildet, durch Uebung im Anschauen aber von dem Naturgeschmack, oder der Beurtheilung des Schönen in der Natur, immer durch höhere Bildung verschieden; s. d. Art. Kunstbildung und Geschmack); 3) wissenschaftliche und geschichtliche Kenntniß der Kunst (Kunstphilosophie, Theorie der Künste, Technologie, Kunstgeschichte, wozu auch Archäologie der Kunst gehört): denn bei allem Urtheilen wendet man Gesetze auf die zu beurtheilenden Gegenstände an. Alles dieses sind daher auch notwendige Eigenschaften des wahren Kunstrichters. Daraus geht aber auch hervor, daß die bloße Eigenschaft des Kunstkenner noch nicht zum Kunstrichter macht, indem diese Kennerschaft bald mehr auf die Theorie des Inneren, bald mehr auf die Theorie des Aeußeren, oder das Geschichtliche der Kunst geht, und der Besitz dieser Grundsätze noch nicht die Fähigkeit sie anzuwenden gewährt. Auch mangelt dem Kunstkenner, so wie dem feinen Geschmack, oft das warme und lebendige Interesse des Kunstsinnes, oder des Kunstfreundes, welches das innere Leben des verwandten Kunstwerks aufschloßt.

Kunstaussstellung, s. d. Art. Ausstellung.



die mechanische Nothwendigkeit des Instincts, durch welche sie sich von den Kunstwerken des Menschen unterscheiden, in der unüberwindlichen Einseitigkeit dieser Producte, an welchen die Willkür keinen Theil hat. Vergl. Reimaru Thiere, 1798, 2 Thle., und d. Art. Trieb, Inst

**K u n s t w o r t** (terminus technicus) heißt Benennung, deren man sich bedient, um damit Handarbeiten die verschiedenen Theile eines me oder Gewerbsproduct's, und in den Künsten und griffe der einzelnen Theile der systematischen **K** Das Studium der Kunstwörter (Terminologie) ist und um so unerschütterlicher, als durch den **K** worts, der gewöhnlich aus dem Mißverständniß besonders im abstracten Wissen, nicht selten an Wissenschaften und Künsten, große Irrthümer und Verwirrungen entstehen können, wobei denn die Zeit, welche zu sorgfältigen Entdeckungen in dem gegebenen wissenschaftlichen oder Kunstgebiete auf eine höchst nützliche Weise angewandt werden könnte, zur Beilegung und Vermittelung des Streits, der aus dem Mißverstehen dieses oder jenen Kunstworts entstanden ist, dienen muß. Die Kunstwörter selbst sind von der höchsten Nothwendigkeit, oder vielmehr ganz unentbehrlich, weil man, ohne deren Hilfe, zu einer ordentlichen Beschreibung des gegebenen Ge-



genstandes oder Begriffs, der jedesmal eine Verschwendung von mehr oder weniger Worten nach sich ziehen würde, seine Zuflucht nehmen mußte. So wie nun aber einerseits denjenigen, die eine Wissenschaft studiren, die Pflicht obliegt, sich mit dem eigentlichen Sinne der in derselben vorhandenen Kunstwörter so vollkommen als möglich bekannt zu machen; so ist es von der andern Seite auch die Pflicht jedes Erfinders oder Begründers einer Wissenschaft, die Terminologie derselben so bestimmt als möglich aufzustellen, d. h. einmal, die Begriffe möglichst streng und abgeschlossen von einander zu trennen, also nichts Heterogenes in ein und dasselbe Kunstwort zu fassen, und zweitens den Begriff dieses Kunstworts in der höchsten Klarheit zu entwickeln und durchaus und in keinem Falle Ausnahmen in demselben zu gestatten. Nur dann, wann diese Regeln mit steter Umsichtigkeit beobachtet sind, kann es den Lesern möglich werden, das aufgestellte System von allen Seiten zu verstehen und gründlich zu durchschauen. Wir wiederholen, daß es von der größten Nothwendigkeit ist, die Begriffe, so viel wie möglich, zu vereinfachen und keine sich widersprechende Eigenschaften unter ein Kunstwort zu subsumiren.

Fq.

Kunz von Kaufungen, dessen Geschichte völlig unbekannt sind, bei Penz, und nicht wie von Vielen, dort geboren. Ob er gleich schon im gefohren haben soll, so wird seiner die welche die Stadt Nürnberg mit dem namentlich gedacht. Kunz, der für d. Glück, den Markgrafen gefangen zu pflichtmäßig der Stadt zu übergeben, los. Kurz darauf trat er in des Kunz des Eanfsmüchigen, Dienste und warfer gegen seinen Bruder führte, zum den, nebst dem andern Anführer, Nischen Hülfsvölkern des Herzogs Wilhelm gefangen genommen und nach Böhmen geführt, wo beide sich um 4000 Goldgulden loskaufen mußten. Kunz forderte den Ersatz dieses Lösegeldes, aber der Kurfürst verweigerte ihn, weil Kunz nicht sein Lehnsmann sey, sondern ihm nur

ein, um  
 schluß einer  
 um nämlich  
 verwickelten  
 ken gelegene  
 von zurück.  
 en Kurfür-  
 er entschei-  
 n, entwarf  
 u verschaf-  
 ruben, um  
 vorzuschrei-  
 denen wir

nur Wilhelm von Rosen und Wilhelm von Schönfels nennen, verbun- den, und mit dem Küchenbedienten des Kurfürsten, Namens Schwalbe, ein Einverständnis angeknüpft hatte, erschien er, eine Reife des Kur- fürsten nach Leipzig benutzend, von mehreren Rittern und Reifigen be- gleitet, in der Nacht vom 7. zum 8. Juli 1455 vor dem Schlosse zu Altenburg, auf welchem sich außer der Kurfürstin und den beiden Prin-



baum weidlich getriilt habe. Davon nahm der Kurfürst Gelegenheit, ihm den Namen Erllle beizulegen. Auf die Frage, was er zum Lohn begehre, war des bescheidenen Mannes Verlangen nichts mehr als freies Holz zum Kohlenbrennen. Der Kurfürst fügte noch ein Freigut und ein jährliches Deputat an Korn hinzu, daß die Familie bis auf die neuesten Zeiten erhoben hat. — Rosen und Schafels waren indes mit dem Prinzen Ernst über Callenberg bis in die Gegend von Hartenstein gekommen, und hatten sich hier in einer Höhle an der Mulde versteckt, wo sie so lange bleiben wollten, bis Alles ruhig geworden, um dann im Verborgenen weiter zu leben. Aus dem Gespräche von Holzhauern, die sie beobachteten, erfuhren sie Kunzens Schicksal. Muthlos beschloßen sie, für ihre Rettung zu sorgen. In dieser Absicht schrieben sie an den Amtshauptmann, Friedrich von Schönburg, nach Hartenstein, und erbotten sich, den Prinzen auszuliefern, wenn ihnen Begnadigung zugesichert würde, im entgegengesetzten Fall drohten sie den Prinzen zu ermorden. Schönburg, um den Prinzen zu retten, bewilligte ihre Forderung. Dies geschah am 11. July, und schon am folgenden Tag

bergegeben.  
ausbedinge  
der indes n  
schen Proze  
Ausführlich  
Schritte

Kunzen  
familie die  
zu Leipzig  
verfab halt  
den Dienst  
meinde. I  
tigen Chore  
schaften, 1  
J. 1716, 1  
zig. Nach  
te, ward er  
stellt, sonde  
stenstelle an  
genden eben  
berg, wo e  
wurde, un  
re verlebte v  
hatte, war  
schaft er zu  
Dresden zu  
Musikern i  
nen Geschn  
stakt, meh  
hielten, daß  
ernennen.  
man, daß  
Hamburg  
theater bei  
Einfonien,  
Kornulus

beiden Opern: Kritik des Theaters zu Hamburg, und Cadmus. Nachdem sein Engagement mit der dortigen Opern-Direction abgelaufen war, privatisirte er in Hamburg, gab Unterricht und componirte. Von seinen Werken erhielt besonders ein Passions-Oratorium allgemeinen Beifall. Sein Sohn, Carl Adolph, der unterdessen 8 Jahre alt geworden war, hatte bereits so erstaunenswürdige Fortschritte in der Musik gemacht, daß der Vater sich im J. 1723 entschloß, mit demselben eine Reise nach England und Holland zu unternehmen. Er kehrte darauf im folgenden Jahre nach Hamburg zurück, von wo er als Organist nach Lübeck berufen wurde, welche Stelle er Ostern 1733 mit einem Oratorium antrat, das für 3 Chöre componirt war. Er wird übrigens unter die geschicktesten Organisten seiner Zeit gezählt. Die Nachrichten, die wir von ihm haben, gehen nur bis zum J. 1740, und wir kennen seit dieser Zeit weder die Ereignisse seines Lebens, noch das Jahr, in welchem er gestorben ist. — Kunzen (Carl Adolph, oder nach Andern, Johann Adolph), Sohn des vorigen, von dem bereits die Rede gewesen ist, Musikdirector zu Lübeck, ward am 22. Sept. 1720 zu Wittenberg geboren. Die außerordentlichen Talente, welche er schon als Knabe von 8 Jahren in der Musik, besonders im Clavierspielen zeigte, wurden der Gegenstand einer so allgemeinen Bewunderung zu Hamburg, daß sich der Vater, wie wir bereits oben gesehen haben, entschloß, mit demselben eine Reise nach Holland und England zu machen. Sie reisten am 11. Aug. 1728 von Hamburg ab und wurden zu Zurich, wo sich damals der dänische Hof aufhielt, dem Könige von Dänemark vorgestellt, der sie mit Gunstbezeugungen überhäufte. Von dort reisten sie durch Holland, wo sich der junge Carl Adolph überall hören ließ und die Bewunderung aller Kenner und Liebhaber erregte. Am 4. Oct. desselben Jahrs trafen sie zu London ein, wo der junge Kunzen nicht weniger Bewunderung erregte als in Holland, ja sogar von dem gelehrten Magnus Blase in einem Gedichte besungen wurde. Nach einem eben so ehrenvollen als belohnenden Aufenthalte von 6 Monaten zu London, kehrte Vater und Sohn am 7. Mai 1729 nach Hamburg zurück. Dieß sind die letzten Nachrichten, die wir von den Jugendumständen des Carl Adolph Kunzen, so wie von den Fortschritten desselben in der Musik besitzen. Erst im Jahre 1750 finden wir ihn als Capellmeister zu Schwerin wieder, von wo er 1757 als Organist an die Stelle seines Vaters nach Lübeck berufen wurde. Er ward damals für den geschicktesten Clavierspieler seiner Zeit gehalten. Im Jahre 1771 führte ihn der Schlag, wodurch er des Gebrauchs seiner Hände beraubt wurde. Außer mehreren Instrumentalcompositionen für verschiedene Instrumente zeichnet sich unter seinen größern Singemusiken eine Passionsmusik: die göttliche Berufung des Glaubens Abrahams, zu ihrem Vortheile aus. Auch enthält das musikalische Werk, welches Cramer im J. 1787 unter dem Titel: Flora, herausgab, mehrere Compositionen von Carl Adolph Kunzen. — Kunzen (Friedrich Ludewig Emil), Sohn des vorigen, anfangs privatirender Musicus zu Hamburg, seit 1795 königl. dänischer Capellmeister zu Copenhagen, ward 1763 zu Lübeck geboren, und studirte 1784 in Kiel, wo er viel mit dem nachher in Paris verstorbenen Cramer und mit Schulz zusammenlebte. Schon damals zeichnete er sich durch fertiges Clavierspielen, schnelles Notentlesen, brillantes und geschmackvolles Phantasiren und durch seine gründlichen Einsichten in die Composition aus, welche letztere er sich durch eignen Fleiß erworben hatte, so, daß jedermann bereitwillig war, sein großes Genie zu bewundern. In Copenhagen, wohin er von Kiel gelangte

gen war und wo 1787 Schulz mit ihm zusammentraf, wollte es ihm nicht gelingen, die erste Accomodagistenstelle, um welche er sich bei der dortigen Capelle bemühte, zu erhalten. Er blieb deßwegen geachtet da, weil ein angenehmer Circle von Freunden, unter welchen sich auch Schulz befand, ihn zu Copenhagen feßelte. Er nutzte dort seine Zeit, immer größere Vollkommenheit in der Composition zu erhalten, luderte fleißig Partituren und componirte verschiedne Gelegenheitsmusiken, in denen ein größerer Aufwand von Kunst und Fleiß hörbar war, als man in solchen Musiken gewöhnlich zu suchen und zu finden pflegt. Sein erstes theatralischer Versuch war die Oper: *Holger Danske* (oder *Oberon*) von Baggesen, die 1789 unter Schulzens Direction auf dem Nationaltheater zu Copenhagen aufgeführt und vom Februar bis zum Julius desselben Jahres mit großem und immer größerem Beifalle aufgenommen wurde. In dieser Oper, in welcher das Parodische und Lurische mit dem Hoch- und Niedrig-Komischen abwechselte, lezte Kunzen schon einen Beweis ab von seinem richtigen Urtheile und Gefuhle, von seiner Kenntniß des Theaters-Effects und von seiner fruchtbaren Erfindung. Ein solcher Versuch ließ den künftigen Meister ahnen. Da ihm aber in Copenhagen die Aussichten zu einer bestimmten Aufsehung benommen waren, und das Unterrichten ihm sehr lästig ward, so entschloß er sich, sein Glück anderswo zu suchen. Auf Schulzens Anrathen ging er im Julius 1790 nach Berlin, wo Reichardt ihn mit offenen Armen aufnahm und alles Mögliche that, ihm den besten Rath zu geben und nutzbar zu machen. Seine Begierde zu er ein Mitglied von einem dortigen Schauspiel aber, wahrscheinlich wegen des geringen bei der Auführung kein Glück machte. Zu dem, mit einem Gehalte von 900 Gulden bei dem Theater in Frankfurt a. M. angestellt zu hatte er Gelegenheit, sich auf das genaueste parischen Werke bekannt zu machen. Diesem zu verdanken, und er arbeitete demselben nach, daß, als er einige Jahre nachher, bei der Schauspielergesellschaft in Prag, sein Theater brachte, das Prager Publicum seinen Beifalle ausnahm, ungeachtet dasselbe schon Werke war vermögen worden, daß in Wien daselbst hätte aufkommen können.

Daß Schulz in Copenhagen wegen Krankheit halten mußte. Da es der König ihm anheim stellte, einen Nachfolger zu ernennen, so schlug dieser Kunzen vor, der auch an seine Stelle zum Capellmeister ernannt wurde und diesem Posten seit der Zeit zur Zufriedenheit des Hofes und des Publicums mit Ehren vorsieht. Seine Werke für den Gesang sind folgende: *Holger Danske* (*Oberon*); des *Kleinleise*, für Prag 1793 geschrieben; das *Scheinwerk* (dänisch), 1798; *Kuuder* mit Begleitung des Claviers, Zürich 1794; *Homne auf die Harmonie*, für das Clavier, Zürich 1794; die *Auferstehung*, ein *Oratorium* (dänisch); ein anderes *Oratorium* (dänisch); *Drageduden*, dänische Oper, 1797; *Jakob*, detsgl., 1797; *Erl Eregad*, eine große dänische Oper, 1798; ein *Hallelusah* (dänisch); die *Stimme der Natur* (dänisch), Oper, 1799; *Ostians Harfe*, große deutsche Oper, 1800; *Homne auf Gott*; *Trauercantate* auf Capellmeister Schulzens Tod, 1800; *Cantate zur Feier des neuen Jahrhunderts* für die dänische Hofkirche, 1800; die *Heimkunft*, eine Oper (dänisch), 1800; der *Erdbetel* und

der Friedens-Vergl. eine Cantate (Mösch). Für Instrumente: Oboethen nach dem Thema der Oboethen zur Zauberflöte, Leipzig Knoch; VI. Clarinetten, Berlin 1791; Oboethen nach Variationen über: „ohne Lud“ und ohne Klein; VI. Clavierconcerte.

Kupfer (in der Sprache der Schwedischen *Koppars*) gehört zwar zu den unedlen, d. h. nicht feuerbeständigen Metallen, ist aber dessen ungeachtet von großem Nutzen. Es ist härter und elastischer, als das Silber, flüchtiger auch stärker, ist aber weniger geschmeidig. Dem Eisen steht es an Härte, Elasticität und Zähigkeit nach. Es läßt sich, so fern man ein Haas, 12 Drach neben und beinahe zu eben so dünnen Blättern schlagen, wie das Silber. Nach Wuschendorf trägt ein Kupferdrach von ein Zehntel Zoll Durchmesser ein Gewicht von zweihundert neun und neunzig ein Viertel Pfund. Die Festigkeit, oder Zähigkeit des Kupfers wäre demnach noch größer, als die des Goldes. Es schmilzt nur bei einem sehr hohen Grade grünlichen Glanzes bedeckt, bei Bad, Soda und Potasche löst auf. Der dem Golde verbunden ist das sogenannte Glanzant (S) und den Zombach; mit dem mit Arsenik dazwischen liegt, die bet wird. In den Kupfergebirgen, theils oberste, theils kalkidrum.

sonderlich, mehr oder weniger mit Gold, Silber, Eisen und man werden auch große feste Massen gediegenen Kupfers in den Kupfergebirgen gefunden; meistens aber zeigt es sich entweder gelöst, oder auch kristallin. Nordamerika liefert obdenn das beste gediegene Kupfer; die Kupferinsel in der Nähe von Kamohartha erhielt den Namen von der Menge gediegenen Kupfers, die man an ihrem Ufer fand. Berent wird das Kupfer unter mancherlei Gestalt gefunden. Sibirien das sehr viele reichhaltige Kupferbergwerke, deren keines Kupfer nur dem japanischen nachsteht. Auch Schweden, Norwegen, England, Ungarn, Loral, Bayern, Schwaben, Frankr., Podolien, Sibirien, das Mannscheldische und der Harz sind mehr oder weniger reichlich damit versehen.

Kupferstecherkunst ist die Kunst, durch Striche und Punkte die Formen, Lichter und Schatten von Gegenständen in Kupfer vorzustellen, welche Darstellungen dann vermittelt des Druckes vervielfältigt werden. Der Kupferstecher verhält sich zu dem Maler, wie ein Uebersetzer zu seinem Autor; so wie es aber unumgänglich ist, eine gute Uebersetzung von einem geistvollen Produkte zu liefern, ohne sich selbst zu haben und die Kunst der Composition in ihren feinsten Theilen zu verstehen; so wird auch von einem guten Kupferstecher erfordert, daß er in die Arbeitweise der Zeichnung eingeweiht sey, damit er nicht kalte, leere Darstellungen der bloßen Formen, Lichter und Schatten seiner Bewältigung, sondern in dem eigenthümlichen Geiste seines Originals Darstellungen liefere, in welchen der Charakter der Gegenstände frei und leicht angedeutet, das rauhe, glänzende oder warme Gewand derselben hervorgehoben und zugleich die eigenthümliche Farbe derselben angedeutet werde. Bedenkt man, daß der Kupferstecher zu diesem allen kein Mittel hat als Punkte und Striche, so wird man gewiß keinen Wunderlich erwarten, denn Talent eines guten Kupferstechers die eben so das Verstande widerfahren zu lassen, die dasselbe verdient. Es ist zu gleicher Zeit wunderbar und zu bewundern, daß die Strichen gar nicht auf dem

im Klaffe mit einer  
verwandelt es sich in  
temperatur das Kupfer  
milder  
dem  
tische  
u.  
Kup

etwas in das Kupfer hineingerigt; hierauf zieht man rings um die Kupferplatte herum einen Rand von Wachs, und gießt Scheidewasser darauf, welches in die vom Wachs umgebene entblößte Stellen eindringt, dieselben vertieft und so die Figuren in Kupfer darstellt. Außer dem Colant der Zeichnung wird zu dieser Manier vorzüglich die Kenntniß mit dem Scheidewasser (welches Diderot sehr glücklich das Entzücken und die Verzweiflung des Künstlers nennt) wohl umzugehen erfordert. Uebrigens kann den geätzten Platten durch den Grabstichel (welcher sehr bald aus der Radirnadel vereinigt wurde) die gehörige Vollendung in Rücksicht auf Reinheit und Kraft gegeben werden. Die Artz oder Radirmanier ist die bequemste Art, auf Kupferplatten zu zeichnen. In Rücksicht auf ihre Wirkung macht sie zwar weniger Effect als andere Manieren, ist aber doch für alles, wo es auf treffende Darstellung des Sujets; auf richtige Zeichnung der Formen und auf Ausdruck der Charaktere ankommt, beinahe ganz hinreichend, dem wahren Kenner das Wesentliche zu geben; besonders kann in Landschaft überhaupt, und in





land, Watson u. a. V. Die Tuschanier (Aquatinta) ahmt getrocknete Handriffe in Kupfer nach. Diese Manier scheint in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Verschiedenen zugleich auf verschiedene Art erfunden worden. J. 1770, und sie ergriff sich nach der mittelst des Pinsels auf feiner Richte hinterließe diese Manier noch waschene Manier macht, Zeichnungen recht glücklich nach Hauptmassen, und so (s. H. Neben Sandby sich der Maler Val Green u. a. mit gutem Kupfer betrifft Kunst, in England feinste Kupfer von

gere theils mit mehr als einer Platte, theils mit einer einzigen gemacht werden. Bunte Abdrücke mit mehr als einer Platte wurden schon im vorigen Jahrhunderte, besonders zu Anfange des gegenwärtigen von Le Blond versucht; seit 12 bis 25 Jahren aber hat man vorzüglich in England sich mit bunten Abdrücken beschäftigt, unter denen die mit einer Platte die besten, aber auch die theuersten sind.

Kuppel (ital. cupola, franz. coupole) ist ein sphärisches, oder halbkugelförmiges Gemölde, welches runden Gemälden zur Decke dient und oben gemeinlich eine runde Oeffnung behält, durch welche das zur Beleuchtung nöthige Licht herein fällt, welche Oeffnung entweder ganz frei bleibt, oder mit einem Klenem, an den Seiten offenen Thürchen überbaut wird, welches man eine Laterne nennt. Die Alten, welche oft runde Tempel bauten, sind die Erfinder der Kuppeln, von welchen und noch das ehemalige Pantheon, die heilige Santa Maria Rotonda zu Rom übrig ist. Die Kuppeln werden innen mit Einwicklungen in Felder, mit vergoldeten Stäben u. s. w., oder auch mit Gemälden verziert, und sind dazu bestimmt, den Gebäuden von außen ein großes und prächtiges Ansehen zu geben, welches sie durch hohe Thürme schwerlich erlangen dürften.

Kürass (franz. cuirasse, von cuir (Leder) und dies wieder aus dem Lateinischen von corium) ist ein Panzer von Eisenblech, welches dem schweren Cavalleristen vorn zum Schutz gegen Musketenkugeln gegeben wird. Da die ältesten Kürasse von Leder waren; so erhielten sie daher ihren Namen. Kürassier (cuirassier) sind eine Gattung Reit-

Schatten zu den  
r feine und ge-  
Arbeit bringt,  
weniger gut;  
ieser. Manier)  
gearbeitet ist,  
der Unriffe und  
ismachen, da  
ie berühmtesten  
ler, vorzüglich  
Jones, Pol-

ervollkommnete sie und  
bediente sich weder des  
iner Beize, die er von  
ad deren Geheimniß er  
Paul Sandby wurde  
rhielt den Namen ge-  
minter ist ganz dazu ge-  
Bistre, Sepia u. dgl.  
Effect eigentlich durch  
hergebracht werden  
unerreichbar ist, haben  
stes, die Geschwister

Was VI. die bun-  
m. Vortheil der Achten  
, so muß man illu-  
nterscheiden, welche letz-

ser, die mit einem Brustpanzer (Küras) und einer Sturmhaube bewaffnet und vom schwedischen Könige Gustav Adolph eingeführt worden sind. Dieser veränderte nämlich zuerst die bis dahin gebräuchlichen ganzen Harnische der Ritters in bloße Brustharnische und Sturmhauben.

Wurde im Maschinenbau eine Form oder nach einem Winkel ge-  
 mit herumzudrehen, z. B.  
 an der Buchdruckerpresse)  
 e durch die Walze läuft,  
 dem sogenannten Kar-  
 t verfeilten Form oder ge-  
 n wird.

rhundert nach und nach  
 Inger Entfernung von ein-  
 die chinesische Küste. Sie  
 rachtet, Schoumischu,  
 lur Assu, Onokotan,  
 ma, Schirinlutan,  
 xgu, Utschihir, Ke-  
 Jektorpu, Kunasir,  
 und größte, welche nur eb-  
 nfernt ist. Diese Inseln  
 nd Beschaffenheit anlangt,  
 bei und zwanzig haben Na-  
 ngegen gar nicht bewohnt.

ten; die  
 Bewohner  
 denen m  
 und des  
 elben Form  
 re hingege  
 ndes Kam-  
 n. Einige  
 e südlich  
 r sind g  
 jen dem

n sie erst dazu gezwungen  
 eres Pelzwerk.  
 welcher besser in die Nähe  
 as Auge einen Gegenstand  
 von jedem Punct desselben  
 Lichtstrahlen (s. d. Art.

Auge) genau auf der Netzhaut des Auges wieder in einen Punct sich  
 sammeln, und daselbst das deutliche Bild des Gegenstandes darstellen.  
 Bei solchen Augen, deren Hornhaut zu convex gebaut ist, die Feuchtig-  
 keiten des Auges selbst vielleicht zu viel Brechungsfähigkeit haben, die  
 Linse sehr convex ist, werden die Lichtstrahlen zu sehr gebrochen, so daß  
 sie sich schneller einander nähern, und der Vereinigungspunct derselben  
 vor die Netzhaut fällt, wodurch sie nun auf diese Lichtstrahlen erst dann  
 kommen, indem sie wieder von einander abweichen und einen Kreis bil-  
 den, so daß also von dem Gegenstand kein deutliches, sondern ein ver-  
 worrenes Bild auf der Netzhaut entsteht. Dies geschieht von entfernten  
 Gegenständen um so mehr, weil die einzelnen Lichtstrahlen eines auf das  
 Auge fallenden Strahlenkegels schon um so näher zusammenfallen, (conv-

vergilren) je entfernter der Punkt, oder die Spitze des Regels ist, von dem sie herkommen, also auch deswegen ihr Vereinigungspunct im Auge um so entfernter vor der Netzhaut fallen muß, folglich die wieder auseinandergehenden Lichtstrahlen ein um so deutlicheres Bild auf der Netzhaut darstellen können. Ganz nahe befindliche Gegenstände hingegen bilden aus entgegengesetztem Grunde ein ganz deutliches Bild auf der Netzhaut, werden folglich auch deutlich gesehen. Einem kurzsichtigen Auge kommt man also dadurch zu Hülfe, daß man den Gegenstand, welchen man deutlich sehen will, dem Auge so nahe rückt, als es seiner Fähigkeit, die Lichtstrahlen zu brechen, angemessen ist. Diese Entfernung, welche bei dem gesunden Auge gewöhnlich auf acht Zoll beträgt, muß bei dem kurzsichtigen Auge oft auf sechs, ja bis auf vier Zoll verringert werden. Will oder kann man dies nicht, so muß man dem Auge ein hohlgeschliffenes Glas vorhalten, welches die Lichtstrahlen des Strahlenkegels, ehe er auf das Auge fällt, um so viel von einander entfernt, als es das Auge zu sehr bricht. Wird dieß Verhältnis richtig getroffen, so sieht das kurzsichtige Auge alsdann eben so in die Ferne, als ein gesundes. Hieraus erhellt, daß nicht jedes Glas für jedes Auge passend ist, und man oft unter einer großen Menge suchen muß, um eins zu finden, mit dem man deutlich sehen kann. Ein Kurzsichtiger heißt auch *Myops*, von dem griechischen Worte *Mys* die Maus und *ops* das Gesicht. Uneigentlich nennt man auch denjenigen kurzsichtig, welcher nicht im Stande ist, mit den Sinnen des Geistes einen weiten Gesichtskreis zu umfassen, auf einen hohen Standpunct gestellt, den Zusammenhang ganzer Begebenheiten zu übersehen, sondern welcher nur einen beschränkten Zirkel von ihm nahe liegenden Umständen und Begebenheiten beurtheilen kann. Wie soll man aber diejenige nennen, welche bei völliger Gesundheit der Augen aus Modesucht mit der Brille auf der Nase allenthalben herumspazieren, ohne das, was doch sogar so nahe liegt, zu sehen, daß nämlich die Nachahmung eines Naturfehlers nur von einem verdorbenen Geschmack für schön gehalten werden kann. H.

**Kutschen** unterscheiden sich von andern Fuhrwerken am meisten durch einen bedeckten und in Riemen hängenden Kasten. Schon in den ältesten Zeiten hatten die Könige und Fürsten besondere Wagen, deren sie sich bei feierlichen Gelegenheiten bedienten, welche aber ganz unbedeckt waren: in der Bibel werden deren bereits zu Josephs Zeiten in Aegypten erwähnt. Doch scheinen auch die bedeckten Wagen von einem hohen Alter zu seyn. Denn schon zu Mosi's Zeiten gab es bedeckte Lastwagen, und die Scythen hatten, nach Justinus, mit Leder bedeckte Wagen, um sich vor der Sonne und der übeln Witterung zu schützen; so auch die Spartaner, die einen solchen Wagen *Kanathron* nannten. Eben so ist der Sitz des Kutschers eine uralte Erfindung des Aetoliens Orilus, welcher um 2881 das Königreich Elis in Besitz nahm. Auch die Römer hatten offene und bedeckte Wagen; auf den letztern schafte man franke Soldaten und alte Leute fort. Später wurde der bedeckte Wagen, welcher *caruca* hieß, dessen Plinius zuerst gedenkt, erfunden: dieser wurde von Elfenbein, Erz, und endlich gar von Silber und Gold gemacht, weswegen auch nur Magistratspersonen und Vornehme beiderlei Geschlechts sich desselben bedienten. Er wurde von Maulseeln gezogen. Bedeckte Wagen waren also den Alten bekannt, aber hängende Wagen oder Kutschen noch nicht. Diese sollen in Ungarn erfunden und ihre Benennung, welche in der Sprache dieses Landes so viel wie *bedecken* heißt, ebenfalls ungarischen Ursprungs seyn. Andere leiten das

Wort von Kutsche ab, welches ehemals ein Ruhebett hieß. Carl V. soll sich bereits während des Podagra's eines solchen fahrenden Ruhebettes bedient und in demselben sogar geschlafen haben. Die Erfindung der Kutschen in Ungarn wird auf das Jahr 1457 gesetzt; doch soll bereits Isabella, die Gemahlin Karls VI. von Frankreich, im J. 1405 in einem bedeckten, in Riemen hängenden Wagen ihren Einzug in Paris gehalten haben. Da sich anfangs nur Frauenzimmer dergleichen Wagen in Frankreich bedienten; so nannte man sie aus diesem Grunde auch chariots damerets. Unter Franz I. erhielten die Kutschen die gehörige Einrichtung: man nannte sie carrosses, und verfab die Oeffnungen derselben mit ledernen Vorhängen. Die erste Mannsperson, welche sich einer solchen Karosse bediente, war Raymond von Laval, ein Hofcavalier Franz I., der so dick war, daß ihn kein Pferd mehr tragen konnte. Seine und der berühmten Diane von Poitiers, Herzogin von Valentinois, Maitresse Franz I., Kutsche waren gegen 1540 die ersten dergleichen hängende Fuhrwerke in Paris, und zehn Jahre später zählte man deren noch immer nicht mehr als drei. Unter Carl IX. (1560 — 1574) suchte der erste Parlamentspräsident, der sich vergebens bei dem Könige für die Abschaffung der Kutschen verwandt hatte, den Gebrauch

derselben d  
auf's Land  
Stroh ang  
bei ritt. I  
und war  
ein Worra  
kannlich I  
mahlin nu  
aus einem  
Freunde di  
habe. No  
vom höchst  
Waulthier  
Franz von

Glasfenstern nach Frankreich. Ludwig XIV  
sua in einem hängenden Wagen, und 1658  
I nun immer höher fleg.  
nd Fürsten bereits im 151  
r Friedrich III. 1474 in  
109 hatte die Gemahlin I  
nen ganz vergoldeten Wa  
e Kutschen. Der War  
abr 1594 mit 36 Kutsch

wurden gespannt war. In Spanien soll man  
in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts  
haben. In England flüchtete bereits 1350 die K  
in einem Fuhrwerke, welche man Wirkliches I  
ter der Elisabeth kamen die eigentlichen Kutsche  
England und waren daselbst 1605 bereits allg  
waren sie 1650 noch eine Seltenheit, aber in Petersburg schon im An  
fange des 17ten Jahrhunderts etwas sehr gewöhnliches. Die Riechke  
Kutschen (fiacres) sollen 1650 zu Paris von Nicolas Sauvage er  
funden seyn, welcher in der Straße St. Antoine in einem Hause wohnte,  
an welchem der heilige Fiacre, König von Schottland, aus dem 7ten  
Jahrhunderte, als Schild gemalt war. Dabei erhielten diese Kutschen

iel einzuschre  
I und Tochter  
ließ und au  
574 — 1582  
gehalten, di  
aufes gewesen  
ermordet wou  
sie sich gem  
welchem er I  
seine Gema  
te Nicole de  
wenn sie B  
Secretär I

1599 aus I

Ludwig XIV

und 1658

I nun immer höher fleg.

nd Fürsten bereits im 151

r Friedrich III. 1474 in

109 hatte die Gemahlin I

nen ganz vergoldeten Wa

e Kutschen. Der War

abr 1594 mit 36 Kutsch

sowohl, wie ihre Führer, den Namen sacros, und der heilige Flakre ward zugleich der Schutzpatron derselben.

Kutusow von Golenitschef-Smolenskoj (Fürst), russischer Feldmarschall, Ritter des St. Andreas- und anderer Orden, machte mit Auszeichnung den Türkenkrieg unter Potemkin und Sumarow mit und ward bei der Einnahme von Ottschakow auf die sonderbarste Art verwundet: eine Flintenkugel ging ihm nämlich von einem Schläfe bis zum andern durch den Kopf, ohne ihn gefährlich zu verletzen. Unter Paul I. ward er zum Generalgouverneur von Litthauen ernannt und residirte als solcher lange in Willna. Im J. 1805 erhielt er, schon damals ein Greis, vom Kaiser Alexander das Commando des ersten russischen Armeecorps gegen die Franzosen. Er führte sein Corps gegen den Inn und traf daselbst nach der unvorhergesehenen Capitulation von Ulm ein. Er zog das kleine österreichische Corps des Generals Kienmayer an sich und hielt den ganzen Andrang der französischen Armee auf. Auf dem rechten Donauufer, auf welches er überging, wurde er von den Franzosen lebhaft verfolgt und mußte mehrere Gefechte, namentlich den 18. und 19. Nov. das glückliche bei Dürnstein gegen den Marschall Mortier bestehen. Der deutsche Kaiser schickte ihm zur Belohnung seines Benehmens bei dieser Gelegenheit das Großkreuz des Marie-Theresienordens. Nachdem er sich hierauf mit den andern russischen Corps vereinigt hatte, commandirte er unter dem Kaiser Alexander die a. l. Armee bei Austerlitz, wo er verwundet wurde und zugleich seinen Schwiegersohn, einen hoffnungsvollen jungen Mann, verlor. In dem letzten Türkenkriege ward ihm vom Kaiser Alexander der Auftrag ertheilt, den Kampf an der Donau zu beendigen. Nachdem dieß geschehen und Kutusow nach Rußland zurückgekehrt war, erhielt er, ein siebenzigjähriger Greis, das Obercommando über die russische Armee in dem russisch-französischen Kriege von 1812. In der Schlacht bei Mosaisk (von den Russen die Schlacht bei Borodino genannt), welche hartnäckig und mörderisch mit abwechselndem Glücke 10 Stunden gedauert hatte, gab er, nachdem die Widerstandskraft der Russen erschöpft war, das Zeichen zum Rückzuge und marschirte auf Moskau zu, damit ihm dahin der Feind folgen möchte. Kaum hatte er diese Stadt erreicht, als auch sein Gegner bereits vor den Thoren derselben erschien. Kutusow verließ seine genommeene Stellung und richtete, während Napoleon meinte, er werde sich nach Asien wenden, seinen Marsch nach Süden, wo er sich bei Tula und Kaluga in der Flanke der französischen Armee von neuem aufstellte. Unterdeß nöthigte der Brand von Moskau, durch welchen Napoleon die Grundlage des zu unterhandelnden Friedens verloren hatte, diesen zum Rückzuge. Vorher wollte er aber noch versuchen, welche Vortheile ihm eine betrügerische Verschlagenheit in den angeknüpften Unterhandlungen gewähren dürfte: aber Kutusow begegnete jeder von Napoleon angewandten List mit wahrhaft scharfsinniger Würdigung der obwaltenden Verhältnisse und gewann dadurch den unschätzbaren Vortheil, daß die Jahreszeit vorrückte und der Eintritt des Winters die natürliche Stärke der Russen vermehrte. Als endlich kein Augenblick mehr zu verlieren war, hatte Napoleon kaum das Zeichen zum Aufbruche gegeben, als Kutusow's rechter Flügel die französische Reiterei bei Tarutino überfiel und einen großen Theil derselben vernichtete. Bei Malo-Jaroslawek wollte Napoleon Kutusow's linken Flügel aufreiben, damit der Rückzug der Franzosen auf Smolensk desto gefahrloser bewerkstelligt werden könnte; allein Kutusow leistete einen Widerstand, der die Absichten des französischen Kaisers ver-

etliche, und hatte, die Russen über Smolensk bei Stadnoe anlangend konnte, diese Gegend bereits durch einen Plankensmarsch gewonnen, wo er mit Ungeduld seinen Besizer erwartete. Kaum war demnach dieser angelangt, als von beiden Seiten mit erneuerter Erbitterung gekämpft wurde. Kutusow schlug an dem einen Tage die Armee des Fürsten von Schmühl, am folgenden die Artilleriegarde des Herzogs von Lichengra. Mehr als 20,000 Gefangene, Beute ohne Maß, und unter dieser mehrere französische Adler, waren der Lohn von Kutusow's Anstrengungen. Er führte dann die Verfolgung des Feindes für einige Tage ein. Zur Verhinderung dieser Vorzüge erhielt er von dem Kaiser Alexander den Befehl, den Feind an dem Ufer der Beresina zu erwarten; so folgte er nur langsam, und der Feldzug war bereits beendigt, als er bei Wilna anlangte, wo er seinen Kaiser empfing. Dieser Feldzug hatte Kutusow's körperliche Kräfte erschöpft; für die Fortsetzung desselben war er nicht gekümmert: denn ihm, dem mehr als siebenjährigen Greise, schien es ein süßes köstliches Bedenke, den Feind in dem Wohlstand seiner Nacht anzugreifen. Nachdem er noch die merkwürdige russische Proclamation, in welcher die Sache Europas und der allgemeinen Menschheit mit so eindringlicher Perseveranz geäußert war, erlassen hatte, starb er zu Gumbau am 8ten April 1813 und ward als der Held betrachtet, der durch seinen Sieg bei Smolensk den entscheidenden Einfluß auf den Ausgang des französisch-russischen Feldzugs, und auf die legendreiche Vertreibung des großen Europa, gehabt hatte.

**Kurz** (die Benennung jedes der hundert acht und zwanzig Theile, in welche ein Bergwerk oder eine Zeche (Schmelzhütte) eingetheilt wird) soll aus der slavonischen Sprache abstammen, wo **Kurka** ein Theil, und **Kutse** teilen heißt. Andere leiten diesen Namen von einem Schweizerer her, der Kurz geheißt und die Eintheilung der Zechen zuerst ausgebracht haben soll. Zuweilen wird eine Zeche auch in **Schlichte** getheilt, wo alsdann zwei und dreißig Kurz eine Zeche ausmachen. Vier Kurz heißen ein **Stamm**, oder ein Zweihundertschicht, und folglich machen zwei und dreißig Stamm eine ganze Zeche oder hundertacht und zwanzig Kurz aus. Eine **Erzkurz** (Erz. oder **Kurz**) ist eine solche, welche demjenigen, auf dessen Grund und Boden das Bergwerk liegt, frei gebaut wird und gewöhnlich aus vier **Kurz** besteht, wogegen ein **Grundkurz** verpflichtet ist, das übrige Holz zu den **Schmelzhütten**, **Schmelz- und Kurz** wird, wenn das ganze **Erzkurz** oder ein Theil desselben in diesem Falle zu den liegenden **Erzkurz** getheilt.

**Kurz** (Friedrich) durch seine unermüdeten Bemühungen seine wägrischen Einheiten erhalten. Er war 1854 zu Oberstrodwalde geboren, diente von seinem 20ten Jahre an unter der brandenburgischen Armee als Premierer, avancirte erst nach zehn Jahren zu dem Posten eines Unterleutnants und Adjutants, und wurde schon damals als ein aufgeweckter Kopf bekannt, als eine verunglückte Poste ihn dem Arrist in Pöndorf zu. Als er auf Vorsetzen der Kaiserin von Brandenburg losgelassen worden war, nöthigte ihn ein Duell, nach Pöndorf zu ziehen und Kriegsdienste zu thun. Seine frohe und launische Laune machte ihn bald am Hofe des Königs von Polen und Kaiserin von Sachsen, August II. der

liebt: er stieg in Kurzem bis zum Posten eines Generaladjutanten des Königs, und mußte daher beständig bei demselben sein; endlich erhielt er auf seine Bitte die Stelle eines Generallieutenants und Commandanten zu Königstein, die er auch bis an seinen Tod, 1733 verwaltete. Sein Charakter war brav; er haßte alle Schmeichelei, und rügte begangene Fehler mit der größten Freimüthigkeit. Ohne den Namen eines Spasmachers zu führen, diente er dem ganzen Hofe zur Belustigung, und behauptete dessen ungeachtet seine Würde, da er weniger sich, als Andere, zum Gegenstand des Belächters machte. Wenn er auch bisweilen kindische oder unanständige Scherze trieb, so war dieß theils Fehler seines Zeitalters, theils erreichte er dadurch oft am sichersten seinen Zweck, sich gegen den Ruchwillen Anderer zu schützen; und Niemand fühlte seine Geißel mehr, als die Höflinge, die auf ihren Adel stolz waren. Noch in den neuesten Zeiten hat man diesen Mann einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt und zwei verschiedene Lebensbeschreibungen desselben geliefert, deren eine 1796 zu Freistadt, die andere, von Wilhelm, 1797 zu Leipzig erschienen ist.

## L.

**L** hat, wenn es sich in lateinischen Inscriptionen befindet, verschiedene Bedeutungen. Steht es allein; so heißt es legio, lustrum; L. A. heißt libenti animo; L. C., locus concessus; L. D., larum divinorum; L. D. D. C., locus datus decreto Curionum; L. E. I. M. D. S., libens et lubens merito de suis; L. H. L. D., locus hic liber datus; L. L. P. K., libertis libertibus posteris eorum; L. P., locus publicus; L. S. M. C., locum sibi monumento coepit; Leg., legatus; L. L., libantissimo. Auf den Münzen bedeutet L., Lucius; LAT., latinus; LEG., legatus, LEG. PROPR., legatus proprætorius; LEG. II., legio secunda, LEP., Lepidus; LENT. CUR. X. F., Lentulus curavit denarum faciendum; LIBRO P., Libero patri; LIC., Licinius; LUD. SAEC. F., ludosæcularis fecit.

Laar (Laer, Peter von), mit dem Zunamen Bamboche (Marionetten-Gesicht), ein Maler geboren 1613 zu Laar, einem Dorfe, nahe bei Maarden in Holland, starb zu Harlem, Marionetten-Gesicht, 1675. Seine Gesichtsbildung wegen, theils auch v. Gattung von Figuren ist, welche man in seiner frühesten Jugend war er stehende, die ihm zu Gesichte kamen, leistete ihm dabei so vortreffliche Dienstleistungen, die er vor langer Zeit, oder eben hatte, mit der größten Behältnisse war er auch einer der größten Musikeuten er darüber empfand, daß man den seinigen den Vorzug gab, wurde sich nur in kleinen Gegenständen, als Jagden, Landschaften und dergleichen in seinen Gemälden ein beträchtlicher Annehmlichkeit. Das pariser Museum Labé (und nicht Labbé, wie u. Louise), bekannt unter dem Namen d.

Cardière), wurde 1526 (1527) zu Lyon eine sehr sorgfältige Erziehung geben: sehen, und erzielte, was nicht gewöhnlich den und andern militärischen Uebungen. den Soldatenstand bestimmte und schon übrigen französischen Armees der Belag Ihr Kriegsname war Capitaine I welche ihr gleichzeitige Schriftsteller erst Stärke ihres Arms, ihrem Muth und schon der erste Feldzug, den Louise Lab aus: die Franzosen waren genöthigt, aufzuheben. Nun leistete Louise auf sich ganz dem Studium der Wissenschaft der den Liebeshändeln zu widmen. Et ward Perrin, einen sehr reichen Schüler gung zur Literatur Genüge leisten. U den verband sie eine nicht mittelmächtige. nischen, spanischen und italienischen E Sammelplatz aller lebenswürdigen Leu selbst erregte und verdiente auch in gewi der gleichzeitigen Dichter, welche sie mit den Neid der Frauen zu Lyon zog sie händeln zum Vorwurfe machten, um sie zu rächen, daß sie ihnen ihre Männer in nige ihrer Gedichte bewiesen, daß sie we ler, noch für die Episternen ihrer Neid war eine Freundin Elementas von Vou Gedichte nicht minder berühmt ist, wie beide Frauen wurden die edellichsten Freundinnen. Elementa hatte näm lich Louise die Geheimnisse ihres Herzens anvertraut und Louise machte ihr darauf ihren Liebhaber ungetreu. Sie starb im März 1566. Gleich zeitige Schriftsteller haben verschiedene Urtheile über die Tugend der schönen Seilerin geäußert: einige haben ihre Keuschheit gerühmt, andere ihr Ausschweifungen vorgeworfen. Sie scheint überhaupt die Konstanz über Rimon ihrer Zeit gewesen zu seyn. Verdier sagt von ihr, sie hat's Fürsten, Grafen, Edelleuten und andern Personen von Verdienst die Zutritt in ihrem Hause gestattet, und sie mit geistreicher Unterhal tung, mit Vocal- und Instrumentalmusik, mit Lesung lateinischer, spanischer und italienischer Bücher, mit auserlesenen Geschichten und dergleichen bewirthet; sie aber auch mit der Offendelt und Derbdelt, die sein Jahrhundert charakterisiren, hinzu, sie habe sich denjenigen, die im Stande gewesen wären, zu zahlen, hingeeben, doch aber nicht jedermann, und besonders keinen gemeinen und schlechten Leuten, so viel Geld ihr auch diese versprochen haben möchten, wobei sie den Se ledren dem größten Fürsten vorgezogen und oft dem Lebenswürdigen und verdienten Ranne umsonst zugestanden, was sie dem reichen Dumms kopfe für große Summen verweigert habe. Uebrigens sagen mehrere ih rer Poeten, und besonders das achtzehnte Sonnett gegen ihre Keusch heit aus. Sie schritt nach und nach alle Perioden der Liebe durch laufen zu seyn: anfangs treue und leidenschaftliche Geliebte, hernach gefällige Loquax, ward sie endlich im weitesten Umfange des Wortes zur Sublerin. Hierbei gereicht es ihr zur Entschuldigung, daß sie zu einer Zeit lebte, wo die Galanterie als eine Ehrensache betrachtet wurde und wo sie selbst von einem schwarzen lebenswürdigen Wüßlinge um-



geben war. Hätte sie so vielen Anlockungen zur Ehe widerstehen können, so wäre sie eine wahre Heldin gewesen. Ihre Großherzigkeit, ihr Geschmack für die Wissenschaften, so wie ihre mannigfaltigen und für ihre Zeit sehr ungewöhnlichen Talente, verwischen jedoch in den Augen der meisten ihrer Zeitgenossen jene Flecken ihrer Lebensweise gänzlich. Die großen und zahlreichen Beweise von Achtung und Verehrung, welche ihr gleichzeitige Schriftsteller gegeben haben, so wie die Straße in Lyon, wo ihr Haus befindlich war und welche noch jetzt ihren Namen führt, alles dieß zeugt von der hohen Achtung, in welcher sie zu ihrer Zeit stand. In einer Geschichte von Lyon wird gar gesagt, es scheint, als sei sie von Gott wie ein Wunder unter den Sterblichen angefaßt, und ausnehmend gerühmt sey weniger schön, als ein überlein, daß ihr Wissen, ihre Talente und die Lauterkeit ihrer Anbeten mit unsterblichen Werken sind selgend, welche mit vielen der Thorheit, die Elegieen; vier und zwanzig Sonette, von denen das erste in italienischer Sprache abgefaßt ist. Die erste Ausgabe dieser Schriften erschien im Jahre 1555.

Labeoyre (Karl Angelique Hugo de) Capitän im Infanterieregiment, merkwürdig als das erste Beispiel der Gerechtigkeit, welche die französische Regierung gegen die im J. 1815 zu Napoleons Unternehmen in der Usurpation am 7ten März gegen Grenoble begangen mit seinem Regimente ihm entgegen, und gegen Grenoble, an die Truppe des Usurpators sein General ihm nachgeilt, um ihn durch seine Ueberzeugung zu bewegen. Bald nach der Rückkunft wurde er eingekerkert. Es gelang ihm zwar dem Verhaftung am 2ten August zu entgehen, in der Pariser Vorstadt abermals in die Hände. Am 14ten wurde er vor dem Pariser Kriegsgerichte gestellt, und daselbst des Hochverraths, des Aufstandes und Falschwerberey angeklagt. Als ein junger, schöner Mann von 29 Jahren, der in den Kriegen Napoleons immer mit Auszeichnung gedient hatte, überdies als Haupt einer liebenswürdigen Familie, fand er sehr viele Theilnahme bey dem Publicum. Die Anzahl der Zuschauer war deßhalb bei dem Kriegsgerichte außerordentlich groß. Man bemerkte unter denselben auch viele Fremde von Königen von Preußen und den Prinzen von England. Er führte seine Vertheidigung selbst, nachdem er hatte, daß er ihn für vollkommen fähig dazu hielt, nichts weiter zu seiner Rechtfertigung vorzubringen glaubt, nach der Lage der damaligen Umstände, die Rettung seines Vaterlandes so handeln zu müssen, sey die reinste gewesen. Nachdem die Richter das Urtheil ausgesprochen hatten, sprach der Präsident das Urtheil aus: die Verurtheilung und der Rebellion überwiesen, zur Todesstrafe und Degradation als Obrist und Mitglied der Besatzung der Proceßkosten verdammt sey. I

wie ein Wunder unter den Sterblichen angefaßt, und ausnehmend gerühmt sey weniger schön, als ein überlein, daß ihr Wissen, ihre Talente und die Lauterkeit ihrer Anbeten mit unsterblichen Werken sind selgend, welche mit vielen der Thorheit, die Elegieen; vier und zwanzig Sonette, von denen das erste in italienischer Sprache abgefaßt ist. Die erste Ausgabe dieser Schriften erschien im Jahre 1555.

ten Labeoyre, als Labeoyre, ein Wiß war, er wurde er aber, Polizei, lon des

Zeit von 24 Stunden gelassen, um die Revolution zu ergreifen. Diefes  
 Rechtsmittel führte aber nicht zu dem bezielten Erfolge. Auch war es  
 verlornt, daß sich die Memablen des Verurtheilten dem Könige zu  
 Füßen warf, und um Gnade batte. „Wenn, sprach der Monarch,  
 Herr von Labedore mich allein beleidigt hätte, würde er beandigt  
 werden; aber ganz Frankreich verlangt die Befreiung des Mannes,  
 der alle Weiffeln des Kriegs über es gebracht hat. Nie ist es mir schmerz-  
 hafter gewesen, in der Nothwendigkeit zu seyn, eine Bitte abzuschlagen.“  
 Auch die Mutter des Obersten suchte in seiner Trauer bis zum Könige  
 zu gelangen; aber sie wurde nicht vorgelassen. Die Vollziehung des  
 Todesurtheils hatte am 29ten statt. Labedore wurde Abends um 8  
 Uhr, in einer Kutsche, in der sein Beichwarter bey ihm saß, begleitet  
 von zahlreichen Gensdarmen, Kavalieren und mehreren Compagnien  
 Veteranen, aus dem Abteygefängnisse auf die Ebene von Vincenne ge-  
 bracht, wo eine große Menge Deutschen versammelt war. Nachdem er,  
 das Gesicht gegen die Mauer gewendet, und kniend, ein langes Gebet  
 verrichtet, und den Segen des Priesters empfangen hatte, stand er auf  
 und stellte sich den Veteranen gegen über, die auf ihn feuern sollten.  
 Er ließ sich nicht nur nicht die Augen verbinden, sondern bestand auch  
 darauf, selbst „Feuer!“ commandiren zu dürfen. Die ersten Schüsse  
 streckten ihn todt darnieder. Sein Leichnam wurde auf den Kirchhof  
 Sanguard gebracht, und daselbst beerdigt.

Labrador (Estiland, Terra de Labrador, Neudislan-  
 den, das Land der Eskimos) eine große Halbinsel des nördlichen  
 America, ist gegen Norden durch die Hudsonsches und Hudsons-  
 Meerenge von den Ländern unter dem Nordpol abgetrennt und wird  
 gegen Morgen durch das Nordmeer, gegen Süden durch Canada und  
 gegen Westen durch noch unbekannt Länder begrenzt. Es gehört den  
 Engländern und wird gegen Süden von den Eskimos (s. d. Art.), einer  
 wilden Nation bewohnt. Die Luft daselbst ist überaus kalt, und das  
 Land wegen seiner großen Gebirge und Wälder nur an den Küsten be-  
 kannt. Es gibt hier einige Factoreien englischer Kaufleute von der  
 Hudsonsbay-Compagnie, deren eigentlicher Sitz in London ist. Viehe  
 und Erdbiere sind  
 genstände des hiesigen  
 Missionen von 17  
 Jahre 1500 ward  
 lereat, entdeckt.  
 französischen Admi-  
 rale Unternehmung  
 Labradorisch

Die Menge Häuser und Zimmer ertheilt, daß man sich darin verhalten konnte.  
 Es sind vorzüglich drei Labowirthe der Alten merkwürdig: das d. h. d. d. d.  
 sische Labyrinth, unter allen das berühmteste, bestand sich in Wite-  
 selkopyn, oberhalb des Meer Ufers, nicht weit von Kolodilopolis,  
 in der Gegend, welche jetzt Kolum heißt. Nach einigen soll es von dem  
 wohlk. Fürsten (650 v. Chr.), nach andern von Psammithus, nach an-  
 dern von Zemandes, der daselbst auch begraben liegt, erbaut worden  
 seyn. Es ist allem Vermuthen nach nichts andres, als ein Grabmal  
 gewesen. Das Gebäude war eins der schönsten der alten Welt, und  
 soll unter einem gemeinschaftlichen Dache 12000, nach andern sieben und  
 zwanzig verschiedene große Säle, oder Palläste, sechs gegen Süden und  
 sechs gegen Norden, enthalten haben. Alle diese Säle waren von einer  
 gemeinschaftlichen Mauer umschlossen und ringsherum mit Säulen

umgeben, die Wege aber, welche zu den Pallästen führten, so verwickelt angelegt, daß kein Fremder ohne Führer sich wieder herausfinden konnte. Die Länge betrug über ein Stadium, und sämmtliche Palläste enthielten drei tausend Zimmer, von denen sich die eine Hälfte über, und die andere unter der Erde befand. In letztern sollen die Särge der Erbauer des Labyrinths und der heiligen Crocodils aufbewahrt worden seyn, die obern Zimmer aber an Kunst und Pracht alle andere menschliche Werke übertroffen haben. Jetzt sollen in diesem Labyrinth nur noch hundert und fünfzig Zimmer zugänglich seyn, Schutt und Finsterniß aber den Eingang in alle übrige verbieten. Das Kretensische Labyrinth ist fast noch weniger bekannt, als das vorhergehende. Alte Schriftsteller meinten, es sey von Dädalus nach einem verjüngten Maasstabe des ägyptischen, auf Befehl des Minos, der hier den Minotaurus einsperrte, erbaut worden. Schon zu Diodors und Plinius Zeiten war dieß Labyrinth nicht mehr vorhanden: ja, man wußte nicht einmal die Zeit seiner Zerstörung. Der innere Bau, so wie überhaupt die Bestimmung des Gebäudes selbst, ist uns, wie gesagt, völlig unbekannt. Das Labyrinth zu Eleusium war vom Könige Porosenna, wahrscheinlich zu seinem eignen Grabmale, erbaut worden. Es war viereckig, von Stein und hatte fünfzig Fuß in der Höhe, und dreißig an jeder Seite in der Breite. Auf jeder Ecke stand eine Pyramide, und eine in der Mitte: jede derselben war hundert und fünfzig Fuß hoch, und unten fünf und siebenzig breit. Noch ist hier im Allgemeinen anzumerken, daß es durchaus nicht der Zweck der Alten war, die Labyrinthe des Verirrens wegen zu erbauen, sondern daß dieß nur eine zufällige Eigenschaft derselben ausmachte.

Lacedämon, nach einer alten Mythe ein Sohn Jupiters und der Nymphe Taygete, heirathete die Sparta, des Königs der Leleger, Eurotas, Tochter, ward sein Nachfolger in der Regierung und gab dem Lande seinen Namen Lacedämon, so wie der von ihm erbauten Stadt den Namen seiner Gemahlin Sparta. Nach der gewöhnlichen Zeitrechnung muß aber dieser Lacedämon wenigstens 150 Jahre später als Eurotas gelebt haben. Uebrigens schließt man aus der ihm beigelegten Abkunft von Jupiter und der Nymphe Taygete, daß er, wie alle Hellenen, ein Abkömmling Deukalions, und eines von den Häuptern der achaischen Colonie gewesen sey, welche Archander und Architeles, die Enkel des Luthus, nach ihrer Vertreibung aus Phthiotis, nach Lakonien führten, woselbst es Lacedämon geglückt habe, wo nicht die Eingebornen vollkommen zu unterwerfen, sie doch aber zu bereden, die Colonie unter sich aufzunehmen, und sich mit ihr unter dem gemeinschaftlichen Namen der Lacedämonier zu vereinigen. Unter Lacedämons Nachfolgern ist vorzüglich Lyndarus (Lyndareus) merkwürdig, in dessen Ebnen, Castor und Pollux, das männliche Geschlecht Lacedämons ausstarb, und der Thron an die weibliche Linie desselben kam, indem Helena durch ihre Verheirathung an den Menelaus, zwischen welchem und Lacedämon fünf Könige über Sparta geherrscht hatten, diesen zum Könige von Lacedämon machte. Menelaus hinterließ nach seinem Tode nur zwei uneheliche Söhne, Nicostratus und Megapenthes; die Lacedämonier erwählten daher Agamemnons Sohn, Orxes, welcher Menelaus Tochter, Hermione, geheirathet hatte, zum Könige, und dieser vereinigte Argos und Mycene mit seinem neuen Reiche. Unter seinem Sohne und Nachfolger, Lisameneus, wurde Lacedämon im J. der Welt 2881 von den Herakliden erobert, welche daselbst eine Dyarchie, d. h. eine Regierung von zwei Königen, er-

richteten. Da nämlich über die Erstgeburt der beiden Zwillingssöhne des Aristodemus, Eurysthenes und Prokles, weder die Mutter, noch das delphische Orakel entscheiden wollten; so bekamen beide die Provinz Lakonien, welches eigentlich eine Provinz von Lacedämon war, nachher aber auch für dieses selbst genommen wurde, gemeinschaftlich, wobei man bestimmte, daß auch ihre Nachkommen vereint herrschen sollten. Einstweilen standen sie unter der Vormundschaft ihres mütterlichen Oheims Eheras. Indessen hatten die Lacedämonier wenig Ursache, sich über die Ankunft dieser Fremdlinge zu freuen, deren wilde Tapferkeit unter sieben Regenten aus den beiden Häusern, in einem Zeitraume von beinahe 200 Jahren das ganze Land verwüstete, und sich am Ende selbst aufrieb. Die sieben Regenten unter den Euristheniden (Agiden) hießen: Euristhenes, Agis, Echestratus, Labotas, Doryssus, Ageilaus und Archelaus; die der Prokliden (Eurypontiden) waren: Prokles, Sous, Eurypont, Brytanis, Eunomus, Polydektes und Charilaus. Diese Könige lebten nun nicht allein mit ihren Nachbarn, besonders mit den Argivern, in steten Kriegen, sondern behandelten sich auch unter sich selbst feindselig. Schon Eurysthenes und Prokles waren nie einig mit einander, und diese Zwietracht trug sich auch auf ihre Nachkommen über. Die Folge davon war, daß die königliche Gewalt geschwächt, und die des Volks immer größer wurde. Aus einer beschränkten Monarchie, oder vielmehr Oligarchie, ward in kurzem eine verworrene Ochlokratie. Jetzt ward, zum Heile von Lacedämon, Lykurgus geboren. Er war der jüngste Sohn des Königs Eunomus; sein älterer Bruder Polydektes folgte dem Vater in der Regierung, starb aber bald, und hinterließ also das Reich seinem Bruder Lycurgus. Bald darauf ward bekannt, daß die hinterlassene Gemahlin des Polydektes schwanger sey. Jetzt legte Lycurgus freiwillig die Regierung nieder, und erklärte sich zum Vormunde des künftigen Thronerben. Da ihn die Königin wissen ließ, daß sie, wenn er sie zu heirathen verspräche, ihr Kind ohne Anstand erben würde; so schmeichelte ihr Lycurgus mit der Erfüllung ihres Wunsches. Auf diese Weise bekam er den Knaben, den die Königin bald darauf gebar, in seine Gewalt, und zeigte ihn dem spartanischen Volke, welches sich sowol über die Geburt desselben, als über die edle Handlung des Lycurgus ausnehmend freute, weswegen der Knabe von diesem Charilaus (die Freude des Volks) benannt wurde. Nichts desto weniger hatte sich Lycurgus durch diese Großmuth, so wie durch die bereits von ihm gemachten weisen Einrichtungen, die Feindschaft einiger Neider zugezogen, mit denen sich die Königin, aus Rache über ihre seelgeschlagene Hoffnung, gegen Lycurgus verband, indem sie Besorgnisse darüber äußerte, das Leben des jungen Prinzen einem Manne anzuvertrauen, dem an dem Tode desselben am meisten gelegen seyn dürfte. Kaum hatte dieß Lycurgus erfahren, als er den Entschluß faßte, sein Vaterland zu verlassen, und die vormundschaftliche Regierung freiwillig niederzulegen. Er begab sich nach Kreta, um sich daselbst mit den Gesetzen des weisen Minos bekannt zu machen. Nachdem er sich von dort in die ionischen Colonien, an den Küsten Kleinasiens, begeben hatte, wo er, wie man erzählt, die homerischen Gedichte fand; und dann noch nach dem Berichte einiger Schriftsteller, Aegypten und Indien durchreist war, kehrte er nach Lacedämon zurück, welches von großen Unruhen zerrüttet wurde. Da nämlich die beiden Könige, Archelaus und Charilaus, weder bei dem Volke noch bei den Großen in Achtung standen, und auch keine Gesetze vorhanden waren, die die allgemeine Ruhe hätten aufrecht erhalten können; so nahmen die Bedrückungen der Großen

und der Uebermuth des Volks immer mehr überhand. Lycurg, welcher der einzige Mann war, zu welchem jetzt alle Partien Vertrauen hatten, gründete, selbst unter dem Beistande der Ältern, deren Orakel er hatte befragen lassen, eine neue Staatsverfassung in Lacedämon, und ward besonders durch seine Befehdung der Wiederhersteller und Wohlthäter seines Vaterlandes. Nachdem nun Lacedämon durch den Lycurg zu neuen Kräften gekommen war, und neue Energie erhalten hatte, ergoß es diese bald in neue Kämpfe gegen ihre Nachbarn. Vorzüglich aber bewies sich die erhöhte innere Kraft Sparta's in den beiden langwierigen Kriegen mit den Messeniern, die sich endlich mit der gänzlichen Eroberung des Landes und der Unterjochung dieses roßfrenn Volks endigten. Endlich erlangte Sparta unter seinem Könige Leonidas, durch dessen Kampf bei Thermopyla, den höchsten Ruhm und die Hoch-

so sehr, daß selbst Athen es sich ge-  
Oberbefehl über alle verbündete grie-  
le zu Wasser, zuzugestehen. In der  
in dem persischen Kriege eine sehr an-  
in Vereinigung mit Athen und dem  
n, unter Anführung des Pausanias,  
s Leonidas Sohn, die überwund-  
erühmte Schlacht bei Plataea gewann.  
e griechische Flotte, unter Anführung  
es und des athenischen Feldherrn  
id schlug diese bei Mycale in einem  
nichtung ihrer ganzen Flotte folgte,  
cht nicht nur einen hohen Grad von  
ma auch, sich im wissenschaftlichen Leo-  
und Kunstgeschicklichkeit auszuüben.

In gleicher Zeit ward aber auch die Gewalt der Könige sehr eingeschränkt, wogegen die Erboren die ihrige immer weiter ausdehnen begannen. Nachdem nun aber der gemeinschaftliche Feind, Persien, befiel; gingen die griechischen Staaten, die einmal an Krieg gewöhnt worden waren, an sich unter einander anzufreunden. Besonders erwachte Sparta's Eifersucht gegen Athen, und ging am Ende so weit, daß die Lacedämonier es wagten, unter dem Vorwande, die Perfer sollten bei einem etwaigen neuen Kriege keinen festen und baldigen Ort in Griechenland besitzen, Athen von der Ausbanung ihrer Mauern und der Befestigung des Piräus abhalten zu wollen. Themistocles, der die wahren Beweggründe dieser Annahme wol kannte, täuschte Sparta durch eine List, welche jedoch den Unwillen und die Eifersucht dieses Staats gegen Athen noch immer mehr reizte. Hierzu kam noch, daß Pausanias Uebermuth und tyrannisches Betragen gegen die Bundesgenossen, das Misstrauen aller griechischen Staaten gegen Sparta auf den höchsten Grad brachte. Die meisten Bundesgenossen fielen daher ab von Sparta, und unterwarfen sich dem Oberbefehle der Athener. Sparta betrug sich hierbei mit einer Wähigkeit, die nun wieder die Athener zu einem Uebermuthe reizte, der seinerseits nun auch die Verbündeten von Athen abwendig machte, und sie wiederum den Spartanern zuführte. Diese rühten sich jetzt inogebem; Athen hingegen hob das Bündniß mit Sparta öftentlich und förmlich auf, und fing endlich die Feindseligkeiten zuerst an. Nun begann der peloponnesische Krieg, dessen Ausgang Sparta auf den höchsten Gipfel der Macht und des Ansehens erhob, und Athen gänzlich denüchtigte. Bald aber wurde durch die Eifersucht zwischen Esander und dem spartanischen Könige Pausanias

die Resolution, welche Athen von den dreißig Tyrannen befreite, glücklich zu Stande gebracht. Hierauf standen die Spartaner dem jüngeren Cyrus nachdrücklich gegen seinen Bruder Artaxerxes Dactyon bei. Dem unglücklichen Ausgange dieser Empörung folgte ein neuer Krieg zwischen Sparta und Artaxerxes, welchen ersteres unter seinen Feldherrn Derodlidas und Agesilaus mit einem Glücke führte, wodurch der persische Thron bis in seine Grundfeste erschüttert wurde. Aber was die Tapferkeit der Perser nicht vermochte, das bewirkte ihre Politik. Durch unachtere Bekämpfungen bezogen sie Athen, Theben, Korinth und einige peloponnesische Völker gegen Sparta auf, und erregten auf diese Weise einen Krieg gegen letzteres, der es nöthigte, den großen Agesilaus nach Hause zu rufen. Dieser siegte auf seinem Rückmarche bei Koronada über die Böotier; der atheniensische Feldherr Konon hingegen schlug die spartanische Flotte, unter ihrem Anführer Pisanter, bei Euboea, und eroberte fünfzig Galleren. Dieser unter dem Namen des Ionischen oder böotischen bekannte Krieg dauerte acht Jahre, in welchem Sparta weniger glücklich war, Athen hingegen durch die Siege seines Admirals Konon und dessen glückliche Unternehmungen an den spartanischen Küsten, und gegen einige Inseln im ägäischen Meere, neuen Ruhm und einen bedeutenden Zuwachs seiner Macht erwarb. Sparta sandte nun den klugen Antalcidas an den König von Persien, um Frieden zu erhalten, und ihn von idem Bunde mit Athen abwendig zu machen. Da Athen selbst durch sein übermüthiges Betragen die Perser gegen sich aufgebracht hatte; so erreichte Antalcidas seinen Zweck, und schloß im J. 386 v. Chr. Seb. den berühmten, nach ihm benannten Frieden, der für Persien freilich sehr vortheilhaft war, aber doch Sparta von seinen Feinden befreiete. Die unlautern und ehrgeizigen Absichten Sparta's bei Abschließung dieses Friedens zeigten sich bald; es fuhr fort, seine Bundesgenossen zu unterdrücken, und überall Zwietracht zu erregen, um nachher die richterliche Entscheidung sich anmaßen zu können. Außer mehreren von demselben verübten Gewalthätigkeiten, fiel es ohne Ursache die Stadt und Festung Theben an, bemächtigte sich derselben und führte daselbst eine aristokratische Regierung ein. Da Theben sich durch eine Revolution wieder frei machte; so kam es zu dem berühmten thebanischen Kriege, an dem auch Athen Theil nahm, und zwar anfangs gegen, nachher aber für Sparta. Dies wurde durch

die  
bei  
in  
se  
so  
nei  
den  
nig  
die  
G  
ter  
für  
Pa  
au  
de  
un  
La  
ten



band. Mehrere auf einander folgende Könige machten Versuche, die lycurgische Verfassung in ihrer Reinheit wieder herzustellen, besonders aber die übermäßige Macht der Ephoren zu vernichten. Kleomenes setzte diesen Plan zwar durch; aber weder die Umstände, noch der Charakter und die Sitten der Spartaner konnten diese Reform dauerhaft machen. Kleomenes mußte nach einem hartnäckigen und zuletzt sehr unglücklichen Kriege mit den Achäern und mit Antigonus von Macedonien, sein Reich verlassen und nach Aegypten fliehen, wo er seinen Tod fand. Nun blieb Sparta drei ganze Jahre lang ohne Oberhaupt, wurde darauf von den Tyrannen Machanidas und Nabis beherrscht, von denen der letzte die abscheulichsten Gräueltathen beging. Durch die Römer und den achäischen Bund wurde die Macht des Staats, welchen Nabis auf kurze Zeit wieder emporgehoben hatte, ganz vernichtet. Sparta mußte zum achäischen Bunde übertreten, und kam endlich, nach Besiegung desselben, unter die Herrschaft der Römer. — Lacedaemon (Sparta), die Hauptstadt Lakoniens und des spartanischen Staats, lag am Ufer des Flusses Eurotas, und ward im ersten Jahre der neun und siebenzigsten Olympiade durch ein Erdbeben außerordentlich verwüstet. Der Umfang der Stadt betrug 48 Stadien, oder eine und eine Viertel Meile. Sie war nicht regelmäßig an einander gebaut, sondern sie bestand eigentlich aus mehreren einzelnen Bezirken, die noch in der hundert und zwanzigsten Olympiade durch keine gemeinschaftliche Mauer eingeschlossen waren. Von den vielen Gebäuden und Merkwürdigkeiten, die uns Pausanias nennt, bemerken wir folgende: der Marktplatz enthielt die sämtlichen Versammlungshäuser der angesehensten Obrigkeiten, und seine schönste Zierde machte der berühmte Säulengang (Perseke) aus, welcher von der den Persern abgenommenen Beute erbaut worden, und mit den Bildsäulen der angesehensten Perser, aus weißem Marmor, geschmückt war; der Chor, ein Ort auf dem Markte, der mit den Bildsäulen Apollon, Dianens und Latonens prangte, auf welchem an den Gymnopädien die Epheben ihre Tänze aufführten; die Baroneta, das Wohnhaus der Könige aus der Familie des Eurysthenes, in der Straße Apheta (Aphetais), welches deswegen so hieß, weil es das Volk von der Wittwe Polydors für eine Kinderheerde eingehandelt hatte; die Leschen, oder öffentliche Versammlungshäuser, in welchen sich die Bürger über die Angelegenheiten des Staats zu unterreden pflegten, deren es zwei gab, von welchen die Lesche der Krotanen in der Nähe der Gräber der Agiden war, und die Lesche Pseile; der Tempel der Minerva Palichps (Calcidea), welcher auf der Akropolis, oder dem hervorragendsten Theile Sparta's lag, u. a. m. — Die Lacedaemonier (Spartaner) zeichneten sich durch ihre Sitten, Gebräuche und Staatsverfassung, von denen wir hier kürzlich einige Hauptmomente anführen wollen, vor allen übrigen Völkern Griechenlands aus. Was die Staatsverfassung anbetraf; so waren die Könige daselbst nichts weniger als unabhängig, und regierten nur mit und durch den Willen des Volks, indem sie keiner andern Vorrechte genossen, als die ersten Rathgeber in den Volksversammlungen, die Schiedsrichter bei entstandenen Streitigkeiten und die Führer des Heeres zu seyn, auch keine andere Beförderungen empfangen, als ein ansehnliches Landeigenthum und einen vorzüglichen Antheil von der Beute, und endlich den obersten Sitz in Zusammenkünften und bei Mahlzeiten einnahmen. Die Spartaner (d. h. die Nachkommen der Dorier, welche unter Anführung der Herakliden sich der Landschaft Lakonien bemächtigten) beschäftigten sich nur mit

dem Kriege und mit der Jagd, und überließen den Ackerbau den Heloten (den Einwohnern von Helos, welche Stadt sich den einwandernden Doriern, oder Spartanern, widersezt hatte, und welcher dafür von diesen das Joch der Sklaverei auferlegt worden war) den Lacedämoniern, oder Perioten. (d. h. den alten Bewohnern des Landes) den Handel, die Verfertigung des Purpurs, die Schifffahrt, die Waffen- und Eisenfabriken. Wenn nun die Spartaner, als die mächtigen Besieger des Landes, an Sitten und Cultur vor den Lacedämoniern den Vorzug hatten; so blühte dagegen unter letztern das ganze Gebiet des Gewerbefleißes, und nur an die Lacedämonier muß man denken, wenn von lakonischen Wollenfabriken, Purpur, Gewehrfabriken u. s. w. die Rede ist. Sie, die Lacedämonier, machten mit ihren Oberherren, den Spartanern, späterhin gleichsam ein einziges Volk aus, waren aber bei weitem viel zahlreicher, als die Spartaner, mit denen sie sich nach und nach jedoch vermischten. Beide standen gewissermaßen in einem Bunde, und machten zusammen einen Freistaat aus, der eigne Nationalversammlungen hatte, welche die Städte durch Abgeordnete beschickten. Die Beiträge zum Kriege, sowohl an Geld, als an Truppen, machten die Hauptausgaben aus, welche die freien Lacedämonier ihren Unteriochern, den Spartanern (Doriern) zu entrichten hatten. Die Lacedämonier waren oft eifersüchtig auf die Spartaner, und im thebanischen Kriege zogen sogar mehrere Städte ihre Truppen von den Spartanern zurück, und ließen sie zu dem Epaminondas stoßen. Da man bei den jetzigen Mainotten, den Nachkommen der Lacedämonier, noch viele Spuren der alten spartanischen Verfassung antrifft; so schließt man daraus, daß jene von diesen, als ihren Oberherren, vieles angenommen haben müssen. In Betreff des Charakters müssen wir besonders von den Spartanern rühmen, daß sie schon von den ältesten Zeiten an eine seltene Standhaftigkeit und Beharrlichkeit zeigten, welche in der Folge viel zur Erhebung ihres Staates beitrugen. Durch kein Unglück, durch keine Niederlagen konnten sie muthlos gemacht werden; vielmehr gingen sie auf das einmal vorgesezte Ziel mit unbeseigbarer Festigkeit los, bis sie dasselbe erreicht hatten. Mit Unwillen bemerkt man aber auch ihre Treulosigkeit und verrätherische Hinterlist. Diese bewiesen sie in den messenischen Kriegen, wo sie nicht allein den arkadischen König Aristokrates durch Bestechung zur schändlichsten Verrätherie an den Messeniern verleiteten, sondern auch offenbar mit dem delphischen Orakel einverstanden waren, und sich desselben bedienten, um den Messeniern zu schaden. Von den Sitten und Gebräuchen derselben wollen wir nur kurzlich Folgendes melden. Das Alter, in welchem die Spartaner ihre Ehebindnisse schlossen, war durch die Lycurgischen Gesetze bei den Männern auf das dreißigste, und bei den Weibern auf das zwanzigste Jahr bestimmt. Wenn eine Spartanerin schwanger war, mußten, nach eben diesen Gesetzen, in dem Zimmer derselben Gemälde von den schönsten Jünglingen aufgehangen werden, damit dadurch ein glücklicher Eindruck auf die Leibesfrucht gemacht werde. Die Spartanerinnen gebären wahrscheinlich ohne Hilfe einer Hebamme, dahingegen in Athen das Geschäft der Geburtshilfe anfangs von den Ärzten, nachher von besonders dazu eingesetzten Hebammen ausgeübt wurde. Die Spartanerinnen gebären, wie man sagt, über einem Schilde, und das Kind, wenn es ein Knabe war, wurde in einen Schild gelegt und ihm die Worte zugerufen: ἄ ταν, ἄ εϕί ταν (entweder mit diesem, oder auf diesem). Wenn die andern Griechen das neugeborene Kind mit Wasser abwuschen, und es nachher (was auch die Spartaner



Theile der Familie angesehen und als solche geachtet. Die Kinder der Spartaner wurden zu einer harten und freien Lebensart gewöhnt; ungewickelt wurden sie, damit sie den freien Gebrauch der Glieder behalten sollten, in den Schild gelegt. Schärfröste, von denen man bei andern griechischen Völkern eine Spur findet, kannten die Spartaner durchaus nicht. Doch findet man bei ihnen eine Art des Wiegens, welches vermöge eines Kistchens mit dem Schilde geschah; doch steckten sie nicht, wie die übrigen Griechen, dem schreienden Kinde einen im Hohl getränkten Schwamm in den Mund. Man gab ihnen eine Klapppe, oder auch einen Ball in die Hand, damit sie sich stets mit etwas Beschäftigten mußten. Um sie zur Ertragung des Hungers zu gewöhnen, bekamen sie nur immer sehr leichte und wenige Speise; hungerten sie zu heftig, so kochten sie etwas Speise kochen; nur mußten sie sich nicht dabei entsinnen lassen, sonst wurden sie für ihre Unvorsichtigkeit sehr unthätig bestraft. Alle zehn Tage mußten sie sich von den Epheoren bestrafen lassen, und wer alsdann zu feil befunden wurde, der erhielt ebenfalls eine Züchtigung. Wein ward überhaupt in ganz Griechenland nur den Mädchen versetzt; den Knaben hingegen ward er schon von der frühesten Kindheit an gegeben. In Sparta wurden den Knaben die Haare abgeschoren; und erst mit dem Eintritt in das männliche Alter durften sie dieselben wachsen lassen. Sie liefen die meiste Zeit nackend, und waren gewöhnlich schmutzig, weil sie sich nicht ruckten und wuschen, wie die übrigen Griechen. Sie setzten eine Ehre darin, wenn ihre Körper mit blauen Flecken, Strichen und Narben bedeckt waren. Nur bei solchem Wetter trugen sie einen Oberrock, und erst mit dem zwölften Jahre bekamen sie jährlich ein neues Oberkleid. Schutz trugen sie auch bei der strengsten Kälte nicht. Ihre Lagerstätte mußten sie sich vom Schilf aus dem Flusse Eurotas selbst bereiten. Unter ihren Jugendspielen zeichnete sich besonders eins aus, welches Koptodromos hieß, und darin bestand, daß die Knaben Ertren oder kleine flache Steine ins Wasser warfen, und die Entfernungen derselben zählten. Dieses Spiel ist auch noch unter unsern Kindern im Gebrauche. Auch unser heutiges Blindenspiel kannten sie, und nannten es Manda. Die Kindheit der Spartaner dauerte bis ins siebente Jahr, und so lange blieben sie in dem Epandrium unter der Aufsicht der Weiber. Von dieser Zeit an bis ins achtzehnte Jahr hießen sie Knaben (Protares), von da an ins dreißigste Epheben (Jünglinge), und vom dreißigsten Jahre an traten sie in den Stand der Männer und genossen der vollen Rechte eines Bürgers. Wenn die Kinder in Sparta

der Leib und selbst die Eingeweide zerbissen worden wären, ohne daß er durch den wüthenden Schmerz sich hätte bewegen lassen, den Fuchs hervorzutreten und seinen Diebstahl bekannt zu machen. Uebrigens wurde das Schwimmen für eine unerlässliche Eigenschaft eines Spartaners angesehen; daher pflegte man von einem ganz undrauchbaren Menschen zu sagen: „Er kann nicht einmal schwimmen.“ Einen sehr großen Einfluß auf die moralische Bildung der Jugend schrieben die Griechen der Musik zu. Sie war ein wesentlicher Theil der Erziehung, und

dessen Deputirter bei der Gesetzgebung, wo er nach einander zum Secreter und dann zum Präsidenten erwählt wurde. Nachdem er in das National-Institut getreten war, nahm er am 20. Jan. 1796 im Namen der Deputation dieses Corps das Wort, als sie <sup>im Potho Hof</sup> fünfhundert dem Hasse des Königthums den Eid ablegte, berief ihn Bonaparte in den Erhaltungssenat. Er hielt Lächelreden auf Daubenton und Dolomieu, und ward desselben. Im J. 1803 ernannte ihn Bonaparte 1. ter der Ehrenlegion, 1804 erhielt er die Senatorie von Februar das rothe Band. Als der Usurpator im März kam, ernannte er ihn zum Großmeister der Universität. Sturz desselben hatte aber für seine äußern Verhältnisse keine nachtheilige Folgen, wie er denn 1816 bei der Reformation des Instituts wieder als Mitglied der Akademie der Wissenschaften erschien. Man ge-

steht Lacedæde gründliche Kenntnisse und die Kunst zu, die trockensten Gegenstände seiner Wissenschaft mit den Annehmlichkeiten eines glänzenden Stils auszuschnücken. Sein wichtigstes Werk ist seine Ausgabe des Buffon, den er mit der *histoire des quadrupèdes oripares et serpents* fortgesetzt hat.

Lachen (Anthropologie und Aesthetik) wird im eigentlichen Verstande nur dem Menschen zugeschrieben, westwegen auch einige alte Philosophen die Fähigkeit zum Lachen als ein unterscheidendes Merkmal des Menschen von den Thieren ansahen, und den Menschen durch ein mit der Fähigkeit zum Lachen begabtes Geschöpf definirten. In so fern es nun auch unstreitig wahr ist, daß der Mensch vorzugsweise vor den Thieren zu beurtheilen vermag, was komisch, also folglich lächerlich ist, in so fern hatten die alten Philosophen mit jener Erklärung nicht ganz unrecht. Im uneigentlichen Verstande gebrauchen es die Dichter von der leblosen Natur, und lassen Blumen, Wiesen und Fluren lachen. Unter dem eigentlichen Lachen verstehen wir diejenige körperliche Handlung, die sich durch eine stoßweise, gleichsam convulsivische Ausathmung der Luft, mehrentheils mit gleichartigen Tönen der Stimme und fröhlichen Gesichtszügen verbunden, zu erkennen gibt, und wodurch eine zwar sitzame, aber doch nicht unangenehme fröhliche Gemüthsbewegung angedeutet wird. Steigt das Lachen bis zum Affect; so ist es, mit Kant zu reden, eine convulsivische Fröhlichkeit. Es ist eine ausgemachte Sache, daß das Lachen in der Vorstellungskraft seine Begründung hat. Es geht demselben jederzeit ein Urtheil von etwas Ungereimten, Widersprechenden, überhaupt von etwas absolut Zweckwidrigen vorher. Und eben dieß Zweckwidrige ist es, was als das wahre Komische Lachen erregt. Ein Beispiel soll unsere Behauptung näher erläutern. Man nehme an, ein junges, schönes, gebildetes Mädchen wird von einem jungen, schönen, gebildeten Jünglinge geliebt, und dieser sucht auf einem vernünftigen, d. h. durch passende Mittel zum Zwecke führenden Wege, die Gegenliebe des Mädchens zu erwerben. Dieß ist etwas sehr Ernstes, und durchaus nichts, was dem Character des Lächerlichen anheim fallen könnte. Wird jedoch dieses Mädchen der Gegenstand der Bewerbung eines alten, häßlichen, lächerlichen Greises, dessen Gemüths-Neigungen mit denen des Mädchens im absolutesten Widerspruche stehen; so erscheint uns das Bestreben dieses Mannes komisch oder lächerlich. Was ist also das Ernste und was ist das Lächerliche? Ernst sind diejenigen Handlungen, welche auf eine zweckmäßige, nicht widersprechende, und auf dem rechten Wege zum vorgesezten Ziele führende Art vollbracht werden. Lächerlich oder komisch ist hingegen dasjenige, was auf die entgegengesetzte Art gethan wird, d. h. wo gerade die widersprechendsten und widersinnigsten Mittel angewandt werden, um zum Endzwecke zu gelangen. (S. Schauspieler-Studien von Sievers, p. 34.) Daher scheint es auch gänzlich ungegründet zu seyn, wenn behauptet wird, daß das Lachen, welches durch Zweckwidrigkeit an ehrwürdigen Dingen oder Personen hervorgebracht wird, unmoralisch sey, und daß wohldenkende Menschen, wenn sie Zeugen davon seyn müssen, ein Mißvergnügen dabei empfinden, wodurch das Lächerliche überwogen, oder gar verdrängt wird. Doch wollen wir nicht in Abrede seyn, daß bei ehrfurchterweckenden Gegenständen, wenn sich in ihnen eine Zweckwidrigkeit ereignet, das Lachen allerdings durch die Achtung, welche wir vor denselben haben, unterdrückt werden kann. Bei dieser Gelegenheit führt Lössius zwei Fälle an, durch welche das Unerlaubte des Lachens dargethan werden soll: beide sind von Voltaire.

Dieſer ſaß alsbald einem Fremden, der ihn beſuchen wollte, ſeinen Secretär, der Adam heißt, mit folgenden Worten vor: Voilà Mr. Adam, c'est ce qu'on peut le premier homme du monde (Das iſt Herr Adam, oder nicht der erſte Mann (Menſch) auf der Welt. Ein andrer Mann rief er, als ihn ein Deutſcher beſah. In dem Reden zu

un Allemand (Bring  
Daß aber das Zweck:  
immer unſchädlich und  
zu erregen, das hab  
wei Weiſheiten zu bew  
z, bei denen der Nach  
ern nur vom Zufall

ſchlacht werden. In Verſtand mag dieß bewei  
an in einer Wechſelhaft einem jungen Geiſt  
die Wechſel große habe. Daher dankte; ſagte

oder hinzu, es ſeigt von keiner guten Vorbedeutung ſie ſie, daß gerade  
ſeine erſte Wechſelhaft eine Exceſſivität geweſen ſey. Hierbei konnte  
er jedoch, wie ich von ſich ſelbſt verſieht, ſein Lachen verſuchen nicht leicht  
länger darauf ſtat eine Lache in das Zimmer, und ſtarrte ſich ſelbſt, dem  
Proſopäon ſie zu ſehen. Von ſagte ſie, ob ſie den Herrn ſenne,  
„Z. ſchick,“ ; urtheilt er, ich ſie ja ſein erſtes Wechſelhaft geweſen.“  
Dort konnte ſie niemand des Lachens erwecken. Niedriges wird aber  
die Abwendung der unſchuldigen, unſchuldigen Abgerundheit un  
pöblich vom Lachen beſtimmt. Pöblichkeit und Lachen ſind ein Wo  
wird ſie ſein, und ſie ſchreie man daſſelbe oft verbrühen wird, deſſe ge  
wolliamer und wunderſchöner die die daſſelbe nachmal hervor. Es  
deuren dieß dieß deswegen an, um darauf anzuſehen zu machen,  
weil ſie eine große und bedeutend ſchickliche Beweiſe die Abbildung  
ſie auf den Körper haben wird. Das Ja und Nein zu gleicher Zeit  
ſcheint eigentlich, wenn wir plötzlich davon übertrafen werden, das Lachen  
ſie dieß des Lachens zu ſein. Wir werden veranlaßt, daſſelbe zu  
ſein, welches wir kurz zuvor geſagt haben, ſie wird zu ändern.  
Das Lachen zu ſagen, beſehen wir eigentlich eine ſie die Erhebung  
wie einem eignen Bewußtſeyn, oder wie einem eignen wahren Zu  
ſtand, und der Contraſt, welcher durch die ſie die Abwechſelung eine  
gegengeſetzte Situationen in uns einſetzt, beſiegt eigen. Das Lachen  
zu wie geht die Ursache davon in einem Lachen oder ein Lachen  
ſie ſie die das Oden ſie die Lachen an. Man hat ſie die ſie  
perlichen Veränderungen und Bewegungen, wodurch das Lachen ſie die  
beſiegt wird, ſie dieſe nachfolgend erſiegt. Das ſie die Nervenpaar erſiegt  
ſie die durch das ganze Lager des Oden, und ſie die in ſie ſie,  
als es von oder drei Tage oder Freitag in das Lachen ſie die, mit  
dem ſie die. Durch eine ſie die Bewegung, die die Lachen  
beſiegt wird, wird durch die Lachen ſie die der Lachen  
das Lachen ſie die mit dem Herzen in die Höhe gehoben, und ſie die  
ſie die zu wiederholten Malen geſiegt. Durch Bewegung ſie die in  
ſie die auch der Lunge mit, als dadurch das Lachen aus dem Herzen  
ſie die nach der Lunge getrieben wird. Daher das Lachen, welches  
ſie die wiederholten Malen geſiegt, daſſelbe, wegen des Lachen  
Langes der Nerven des Diaphragma mit den Nerven, die Lachen  
einſiegt des Oden, der Lungen, des Lachen ſie die und der Lachen  
den, mit dem Lachen der Lungen. Daſſelbe Lachen das man auch das  
ſie die ſie die Lachen, oder das Lachen wider Willen, erſiegt,  
daſſelbe ſie die in den großen Lungen anzuſiegt. Das Lachen

war das Lachen eines Prälaten, der, wie man sagt, an einem unheilbaren Krebsgeschwür leidet, und auch davon hätte sterben können, wenn nicht sein Bischof die Anale desselben aufgethan und es darin im Spiegel betrachtet hätte, wodurch der Prälat so häufig lachen mußte, daß sein Geschwür von der Erstickung auslauge. Es giebt Menschen, die über alles lachen, und Thierden, die nur wenig und selten lachen, und wiederum andere, welche heute viel und morgen wenig, oder gar nicht lachen. Dieser Unterschied läßt sich, wie wir gesehen, in irgendwelchen Umständen erklären. Die Dinge, wodurch wir lachen, oder erheitert, die Situationen der Erde, welche das Lachen veranlassen, haben allemal, nach unserer Urtheil etwas Komisch-Ungeheures, Lächerliches, oder irgendwas Unmögliches zum Grunde, und der seltsame Zustand unserer Vernunft entsteht aus der Ungeheuerheit jenes Urtheils, nach welchem zwei widersprechende Dinge gleich wohl existieren. Man hat an Gemüth des Verstandes, verbunden mit lebhafter Einbildungskraft und einem reichlichen Feuerthum, davon haben die meisten Menschen die Ursache werden, über ihre Absurdität zu lachen. Sie können sich das Nachdenken auch in dem geringsten menschlichen Gegenstande nicht erlauben, und begreifen sich kaum, wenn sie nur durch solche Absurditäten ihrer Vernunft Situationen angeordnet unterhalten werden. Wie sehr die Einigkeit des Verstandes, würdige! Ungeheures mit groß durch unangenehme geformt, so steigt Ubel und Verstand.

... haben, ist nun noch das insonderheit Lustige eine Ursache des Lachens. Wenn das Komische das völlig Zweckwidrige in der Handlung ist, so scheint die Natur des Menschen in dem Zweckwidrigen, welches in einem bloßen Verstand liegt, darinnen zu liegen. Erweitern des Komot Voltaire's bei der Vorstellung seines Secretärs Adam enthält nichts Komisches, sondern etwas Lustiges, weil eben das Zweckwidrige nicht in einer Handlung, sondern in einem Urtheile liegt. Was erwarret nämlich nicht, daß Voltaire bei seinem Secretäre, der jetzt Adam heißt, an den ersten Menschen Adam denken, und bei dem so Zweckwidrig mit inhaltlich, in eine Vergleichung mit einem anderen bringen werde. Hier ist es nicht die Handlung, sondern das Urtheil das, was wir lächerlich finden. Das Komische überläßt legt auch in dem tragischen Zweckwidrig, welches durch Absurdität, oder durch Verbrechen der Vernunft hervorgerufen wird. Im Gedichte "Schonker von Placot" will ein Herrmann nicht seinen Feindes belachen, und damit ihn sehr beglücklich, er macht sich doch zum Lachen wenden. "Ich, antwortet ihm sein, es kommt so eben aus dem Lachen, da ich lachen will." In demselben Art des Lachens, welche aus dem eigenlichen Grundes ist erhebt, hat unser Urtheil nach Vorstellung zum Grunde. Es ist ein bloßes komisches Urtheil, wie dem der Verstand ist. Der Lachel selbst ist eine komische angeordnete Situation, und das Lachen ein Zweckwidriges, welches durch das Komische unter dem Namen die Absurdität wiederum bestrahlt, so daß, nach ihm, durch die menschliche Vernunft weithin der Leidenschaft führen. Er hält die Vernunft der Vernunft, die zur Vernunft ist nicht, dadurch, dieser bestrahlt wird, die

... entgegen, wie einem gebildeten Menschen das unerwartete Komische, das komplizierte Gedächtnis zu belachen. In der Erde nicht zur Zweckwidrigkeit des Komischen erhebt, wie natürlich, statt des Lachens, ein eigentliches Komisches, welches wir bei dem oben erklärt haben, ist nun noch das insonderheit Lustige eine Ursache des Lachens. Wenn das Komische das völlig Zweckwidrige in der Handlung ist, so scheint die Natur des Menschen in dem Zweckwidrigen, welches in einem bloßen Verstand liegt, darinnen zu liegen. Erweitern des Komot Voltaire's bei der Vorstellung seines Secretärs Adam enthält nichts Komisches, sondern etwas Lustiges, weil eben das Zweckwidrige nicht in einer Handlung, sondern in einem Urtheile liegt. Was erwarret nämlich nicht, daß Voltaire bei seinem Secretäre, der jetzt Adam heißt, an den ersten Menschen Adam denken, und bei dem so Zweckwidrig mit inhaltlich, in eine Vergleichung mit einem anderen bringen werde. Hier ist es nicht die Handlung, sondern das Urtheil das, was wir lächerlich finden. Das Komische überläßt legt auch in dem tragischen Zweckwidrig, welches durch Absurdität, oder durch Verbrechen der Vernunft hervorgerufen wird. Im Gedichte "Schonker von Placot" will ein Herrmann nicht seinen Feindes belachen, und damit ihn sehr beglücklich, er macht sich doch zum Lachen wenden. "Ich, antwortet ihm sein, es kommt so eben aus dem Lachen, da ich lachen will." In demselben Art des Lachens, welche aus dem eigenlichen Grundes ist erhebt, hat unser Urtheil nach Vorstellung zum Grunde. Es ist ein bloßes komisches Urtheil, wie dem der Verstand ist. Der Lachel selbst ist eine komische angeordnete Situation, und das Lachen ein Zweckwidriges, welches durch das Komische unter dem Namen die Absurdität wiederum bestrahlt, so daß, nach ihm, durch die menschliche Vernunft weithin der Leidenschaft führen. Er hält die Vernunft der Vernunft, die zur Vernunft ist nicht, dadurch, dieser bestrahlt wird, die

gedacht

oft durch **dazu angewandte Heilmittel. S. Dariesl und Sa-**  
 misch. Pa

2 & d  
 weiterem  
 griff man  
 sich als e  
 bert, in  
 In enger  
 schaffende  
 des Spot  
 und spot  
 ten müß  
 wierunge  
 Anße mi  
 Grenzstr  
 und den  
 Welt rich  
 und der  
 als der  
 werth i  
 in unsere  
 untersch  
 die es a  
 Untersuch  
 anzugeh  
 sche Art  
 ehelns im  
 mit wald  
 nur von  
 fühle für  
 Leben  
 ehelns.  
 welt, Ne  
 her Mut  
 der Win  
 über die  
 sie liebzu  
 Kräfte in  
 bei aller  
 gebildete;  
 lächeln;  
 Je unsch  
 fer Gesch  
 Gefühlen  
 schuldiger  
 springt,  
 es auf ei  
 wollen o  
 unseres  
 würdig  
 man Ho  
 dig ist m  
 zu dem  
 en dem .

auf, was Lachen erregen kann, das Lächerliche. Der Gegenstand der angenehmen Empfindung, die das Lächerliche bewirkt, ist allezeit etwas Widersinniges, Zweck- und Verhältnißwidriges, welches wir an einer Person bemerken, und als eine Wirkung ihrer Freiheit betrachten. Ursprünglich findet sich also das Lächerliche nur am Menschen, aber auch bei diesem lacht man nicht über Eigenthümlichkeiten, welche er durch die Natur bekam, wenn man sie nicht durch eine Täuschung als frei erworben denkt. Bleibende Charakterzüge, Angewohnheiten, erworbene Gesichtsmienen, Arten des Tragens des Körpers, erscheinen uns nur lächerlich, wiefern sie mittelbar durch die Freiheit da sind. Das Lächerliche wird demnach, als Product der Freiheit, demjenigen, an dem es sich findet, zugerechnet. Schon hieraus ergiebt sich unter Menschen von dieser Art ästhetischer Gefühle, und denen der vorigen Arten, ein bedeutender Unterschied. Wenn jenen Stille und Ruhe zusagt, wenn sie die Einsamkeit lieben und suchen, weil sie theils nur sich zum Gesellschafter brauchen, theils auch Befriedigung bei der Natur finden; so ist Gesellschaft hergegen das ausschließliche Element von diesen, denn nur hier können sie lachen und Lachen erregen, weil hier nur die Sphäre des Lächerlichen ist. Davon wird man aber bald unterscheiden ein Lächerliches in der Gesinnung und in der Handlung. Wiefern sich das Lächerliche in Handlungen zeigt, oder in den Gesinnungen sinnlich ausdrückt, also in Handlung übergeht, heißt es komisch, welches (weht moralisch als ästhetisch richtig) in das Edel- und Niedrig-Komische eingetheilt wird. Das Possirliche, Drollige, Schnackische, Schnurrige, der Schwanke, das Burleske und Groteske, sind Arten des Komischen. Die Darstellung des Lächerlichen fällt mithin ganz allein in das Gebiet des Komikers, welches man sich nur nicht auf die Komödie, das Lustspiel eingeschränkt denken darf; denn die dramatische Art der Darstellung des Komischen ist ja nicht die einzige. Daß sich das Komische auch episch darstellen lasse, bezeugen die komischen Epyden, Erzählungen, Novellen und Romane; daß es sich didactisch darstellen lasse, die Sinngedichte, Episteln, und eine gewisse Art der Satyren, z. B. von Horaz und Rabener, die aber keine Satyren sind; daß es sich wprisch darstellen lasse, die Parodien, Travestirungen u. a., vor allen aber die humoristischen Werke. Der Spielarten will ich gar nicht gedenken. Der Unterschied liegt nur darin, daß in der einen Form mehr das Lächerliche der Gesinnung, in der andern der Handlung, in der dritten des Gefühls sich ausdrücken läßt. Danach sind denn auch die Wirkungen verschieden. Bei gewissen Arten des Komischen interessirt uns der Witz, der sich in den Handlungen des Choren zeigt, bei andern ein gewisser Anstrich von Naivetät. Eine reiche Quelle des Lächerlichen eröffnet der Contrast, auf welchem z. B. alle Wirkung des Sinngedichtes, das ich vom Epigramme unterscheide, und jeder ironischen Darstellung beruht. Ja man kann in gewisser Hinsicht sogar behaupten, daß alles Lächerliche auf einem Contrast beruhe, denn das Gefühl des Lächerlichen entspringt aus dem unerwarteten Contraste der Ungereimtheit gegen die Vernunft und Wahrheit, eines Mißverhältnisses zwischen Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Mittel und Zweck. In den Fällen, wo es durch die Naivetät der Gesinnung bewirkt wird, und durch den Contrast zwischen der Darstellung und ihrem Urheber einen neuen Reiz erhält, entsteht das eigne Gefühl eines mit Rührung gemischten Lächerlichen und Komischen. Durch den idealisirenden Humor entsteht sogar ein wahrer tragikomischer Pathos, wenn die Verkehrtheit der Welt, wie sie ist, komisch in der Idealität sich spiegelt. In diesem komischen Con-



reife erfährt, wie Hauterivel sehr richtig bemerkt, die menschliche Natur so fern, daß sich das Lachen in ein ärmliches Weinen und zugleich in eine schmerzliche Melancholie auflöse, deren tragikomische Kraft die zum Schauerhaften ausgeführt ist im Charakter des Jean-Paul'schen Erosos. Uebrigens ist vielleicht die Bemerkung nicht ganz überflüssig, daß überall nur das Darjestellte lächerlich erscheinen, nicht aber die Darstellung selbst lächerlich seyn soll. Deshalb spricht man auch zwar wohl von einem komischen Gedichte, nicht aber von einem lächerlichen, außer zum todsicheren Vorwurf. Daraus geht von aber von selbst hervor, daß alles, was die Darstellung des Lächerlichen betrifft, unter Komisch abgehandelt werden muß. ad

Lächerlich, s. Parca.

Lächer (Vergleicher, Klaffer) ist das Maß, nach welchem gewöhnlich in den Bergwerken gemessen wird. Es beträgt ungefähr viertheil mehr als die Ellen (etwa 7 des 8 Schuh) und zerfällt wiederum in 20 Zoll.

Ladington, Buchhändler zu London, Besitzer eines unvermeßlichen Vermögens und Eigenthümer einer der schönsten Buchläden, die es vielleicht in Europa gäbe, war in seiner Jugend Schwärmergefell, und verwandte seinen geringen Erwerb fast ausschließlich auf den Ankauf von Büchern. Diese Eigenschaft ward am Ende zur Leidenschaft bei ihm, welche weder von seiner Dürftigkeit, noch von seiner Verbeirathung gestillt werden konnte. Endlich verließ er sein Handwerk und eröfnete 1774 eine Art von Buchladen, in welchem er alle Bücher verkaufte. Da er sich sehr aus einem kleinen Besitze bedarf und sich noch außerdem den Ruf eines reichthums und einflußvollen Mannes zu erwerben wußte; so ward es ihm möglich, 1779 einen Catalog von 12,000, und 1784 einen andern von 30,000 Bänden drucken zu lassen. Er wuchs sein Vermögen von Jahr zu Jahr, und gegenwärtig ist er der reichste Buchhändler in Europa. Unter der Kaiserkrone, welche dann und wann, bei einem Mangel verfallen, mit Erlaubnis der englischen Regierung, von Privatpersonen geschlossen wird, zeichnet sich die Könige dadurch aus, daß sie, außer seinem Bildnisse auf der einen Seite, auf der andern eine Tama darstellt, mit der Unterschrift: the champion book-wiler in the world (Der wohlfeilste Buchhändler in der Welt).

Laclos (Pierre - Andre - Francois Choderlos de), 1741 zu Lyons geboren, Artillerieofficier und Privatsecretär des Herzogs von Orleans, wurde in einem so früh schon unheillichen Jahrhundert als ein Wunder von Unheilbarkeit betrachtet. Schon vor der Revolution hatte er sich durch seinen Roman, les liaisons dangereuses (Die gefährlichen Verbindungen), welcher zuerst 1782 zu Paris in vier Theildänden erschien, bekannt gemacht. Dies Gemälde des neuern Galanterie, welches jungen Leuten und jüdischen Heimbekern auf immer den verdorren bleiben sollte, macht, man muß es gestehen, Jahrhunderte keine Ehre. Wenn wir nun gleich den Werth Gemälde selbst oft mit Lebensfreude und Wahrheit gekrönter doch einer der Vertrauten des Herzogs von Orleans, trug viel dazu nicht sowohl zum Bösen zu verhüten, als vielmehr ihn zum Guten zu machen. Laclos war gewissermaßen einer der thätigen Glieder der orleanischen Partei, und, wie auch Mirabeau, der H. Louis am brigoude, vermerkt, welcher was in weniger als 24 ganz Frankreich zuerst die Kunst brachte. Bei den Aufstößen,

Ertheilet über die Ereignisse des 5. und 6. Octobers gemacht wurden, war er es, den man am meisten beschuldigte. Diesen Auslagen zufolge sollte er, vor seiner Verbindung mit dem Herzog von Orleans, es versucht haben, bei Monsieur (dem ältesten Bruder des Königs) Zutritt zu erhalten, da ihm aber dieses misslungen, ein Vertrauter des Herzogs von Orleans geworden, in Weibertracht gehüllt, an die Spitze desjenigen Theils des Volks, welches das Schloß von Versailles gestürmt habe, getreten, und bei dieser Gelegenheit, braun gekleidet, unter dem Gruppen von Weibern, die von Paris kamen, gesehen worden seyn. Als die Soldaten dieses Traged den Herzog von Orleans umarmen, sich nach

**Lactanz** (Lucius Caellius Firmianus Lactantius), einer der berühmtesten Lehrer der lateinischen Kirche. Sein Vaterland ist unbekannt. Lange Zeit lebte er zu Nicomedien als Rhetor d. h. als Lehrer der Beredsamkeit, bis er Constantia dem Großen bekannt ward, welcher ihn an seinen Hof rief und ihm die Unterweisung seines ältesten Sohnes Crispus auftrug. Er starb um das J. 325. Seine Schriften zeichnen sich besonders durch eine liebevolle und angenehme Darstellung aus, und er ist wegen seiner reinen und berechneten Schreibart häufig der christliche Cicero genannt worden. Besonders berühmt sind seine VII Bücher von

selectionum divinarum. In der Ausgabe seiner Werke von le Brün (2 Thle. 1748, 4.) befindet sich die Lebensbeschreibung des Lactanz. N.

Lady (sprich Lædi) ist in England der gesetzmäßige Titel der Gemalin eines Lords, Barons oder Ritters. Den Töchtern derselben kömmt eigentlich nur der Titel Miss zu; indessen nennt man auch diese aus Höflichkeit Lady.

Laertes, einziger Sohn des Akisius und der Chalkomethusa, wohnte der kaledonischen Jagd und dem Argonautenzuge bei, und heirathete nachher die Tochter des Autolykus, Euryklea, mit welcher er, außer mehreren Töchtern, einen einzigen Sohn, den Ulysses, zeugte. Er erreichte ein hohes Alter, und erlebte noch die Rückkehr seines Sohnes aus Troja, über dessen Abwesenheit er in die tiefste Trauer versunken war, sich aber bei seinem Anblicke dergestalt wieder vergnügte, daß er noch an dem Kampfe gegen die auführerischen Ithacenser Theil nehmen konnte.

Lafare (Charles-Auguste, Marquis de), auf dem Schlosse Valporgue im Vivarrais 1644 geboren, ward Gardecapitain bei Monsieur (dein ältesten Bruder des Königs) und nachher bei seinem Sohne, dem nachmaligen Regent des Königreichs. Letzterer liebte ihn besonders seiner heitern Laune und der Annehmlichkeit seines Charakters wegen. Lafare's poetisches Talent entwickelte sich, nach Voltaire, erst in seinem hofsten Jahre, und zwar für die Frau von Caplus, auf welche er seine ersten Verse machte. Seine Poesieen verrathen eine gewisse angenehme

mit unablässigem Fleiß geschrieben hat. Es ist nur ein Nebenstück, aber der Nebenstück eines Helden. Noch hat man von ihm den Frey zu der Luft, Pantheer, welche der Herzog von Orleans zum Thron in Aufsicht setzte.

Lafete (franz. Lafete) heißt in der Kunst ein kleinerer Kasten von zwei großen Wänden (Lafetewände), auf welchem das Kanon liegt. Im Deutschen sagt man: Eißwagen, auch Eißgefäß.

Lafontaine (Laf) ist von A. Jahr 1734 in Provosthain gebohren. Sein Vater war ein Maler und großer Künstler. August war in Wronschweig und Schwaben auf Schulen und studirte in Helmstedt Theologie. Er hatte keine Neigung zum Pflaster und wurde noch in Halle beim General von Ladden Erzieher seiner Kinder. Im J. 1754 wurde er Religionsprediger 1756 ging er als solcher mit der preuss. Armee nach der Schomogau. Nach diesem Feldzuge aber davor bei Frieden kehrte er nach Halle zurück und privatim dort seit dieser Zeit vor. zerbrochen. Der König von Preußen schenkte ihm eine Kanonkammer auf eine Domherrn Stube in Magdeburg, von welcher er aber bald sehr seine Freude bezogen hat. Das Urtheil über diesen fruchtbareren und beliebteren Romananschreiber ist sehr ziemlich gleichlautend folgendes: Bei Betrachtung seiner Liebesgeschichte ist es diesem Leser selber wider um die Prüfung des eigentlichen Romanes im höchsten Sinne, noch um Kunstwerth überhaupt zu thun. Er will nur angestrichen und rührend anerkennen; und diesen Zweck erreicht er sehr immer. Seine Phantasie ist nicht glühend, aber lebhaft, seine Darstellungskraft beweist viel Reichthum und Feinheit. Plan und Ausführung sind sehr schön, aber meistens gut. Der Styl ist dithem ohne gemessen, und die Moral, welche er einwirft, läßt auf das reine Herz des Lesers wirken. Doch hat er eine überwiegende Neigung, das Wesen von Seiten seiner Schwäche und Minderheiten zu betrachten; auch ist er diesem weit glücklicher, als im Vorstellen der edeln Charaktere, darum gehören ihm große Charaktere so wenig. Seine Menschen sind ein Kuriosität, und die Liebe erdelt sie von Kindesbeinen an. Das Ende des prägenden Komplexes der Fiktion mit der Leidenschaft folgt auf die andere: die unglückliche, hat sich verstreut, unaufrichtig zwischen Entzücken und Verwerfung schwappende Liebe wird mit überdringender Würdevollheit und mit entzückender Empfindlichkeit geschildert. Fruchtige Natur, glühende Tränen, poessende Gesichter sind dabei Hauptmerkmale seiner Romane.

Er hat noch den einzigen Kämpfer und die neuen Wagnis. Während durch Zufall am Ende Augustus; aber in man nicht recht froh werden, da die von einem und Kommer gewerbliche Empfehlung sein Gefühl von tude jährt. Doch derigens in seinen bürgerlichen und eine große Kommenndankheit herrscht, welche in der Welters sich auf Entzückung geworden ist, ist auch er einzig seiner Romane, besonders die ältern (z. B. Cinnatus, Brutus von Platinus u. a.) welche Wahrheit und seiner Tugend alle fröhliche Welt über ist, und nicht bloß Leser ist. Die übrigen entzückten Publikum schon nicht mehr so groß als ehemals ist; der Aufwand beträgt, daß viele seiner aus der bürgerlichen gewöhnlichen Charaktere nun zu alten untergehen, weil sie Zeit geben, oder weil die Nebenwirkungen der Kunst

pfandung zur Ehre unserer Zeit und unserer Nation, dem Prästigiern Eha-  
tentriebe weicht. Uebrigens scheint Lafontaine's Individualität mit fei-  
nen Schriften in einem seltsamen Contraste zu stehen; denn man findet  
an dem launigen und jovialunterhaltenden Gesellschafter schwerlich eine  
Spur von der in seinen Romanen herrschenden Empfindsamkeit. Um  
so mehr ist seine Biederkeit geachtet, und von allen, die ihn kennen,  
anerkannt.

Lagerkunst, s. Krieg und CastRATION.

Lagunen machen denjenigen Theil der Küste am adriatischen  
Meere aus, den dasselbe durch Einreißung eines von der Natur gemach-  
ten Damms durchbrochen und überschwemmt hat, woraus hernach viele  
kleine Inseln und Seen entstanden sind. Venedig selbst ist auf sechzig  
solcher Inseln erbauet worden. Die Seen selbst, welche vorzugsweise  
Lagunen heißen, schwellen bei einem hohen Stande des Mondes außer-  
ordentlich an, werden aber auch zuweilen so seicht, daß sie durch ihre  
unangenehme Ausdünstung der Gesundheit gefährlich werden. S. V e-  
n e d i g.

Laien werden in der catholischen Kirche die Weltlichen, im Ge-  
gensatze gegen die Cleriker oder Geistlichen genannt. Unter den Prote-  
stanten, wo die Geistlichen nicht durch eine so scharfgezogene Grenze,  
wie bei den Catholiken, von den Weltlichen geschieden sind, braucht  
man dieses Wort nicht leicht in seiner eigentlichen Bedeutung. Da im  
Mittelalter die Geistlichen die einzigen Gelehrten waren, so bedeutet Laie  
oft so viel als einen Angelehrten. Daher kömmt es, daß man sich die-  
ses Wortes noch bedient, um einen einer Sache Unkundigen zu bezeich-  
nen; denn Laie in einer Wissenschaft oder Kunst seyn, heißt so viel, als  
einer Wissenschaft oder Kunst unkundig seyn.

Lairesse (Gerard de), Maler und Kupferstecher, wurde 1649  
zu Lüttich geboren und starb 1711 zu Amsterdam. Musik und Dicht-  
kunst machten abwechselnd seine Erholung, die Malerei hingegen seine  
eigentliche Beschäftigung aus. Sein Vater unterrichtete ihn im Zeich-  
nen, und schon im fünfzehnten Jahre war der junge Lairesse im Stan-  
de, sich vom Portraitmalen zu nähren. Mit Leichtigkeit verdiente er  
Geld, brachte es aber mit Leichtigkeit wieder durch. Die Liebe machte  
das Glück, aber auch die Qualen seiner Jugend, denn einstens wäre  
er bald von einer Geliebten, die er verlassen hatte, umgebracht worden.  
Da er im Jahre 1690 blind geworden war, dictirte er einem andern  
sein Werk über die Maler in die Feder, welches von Jansen (Pa-  
ris 1787. 2 Vol. in 4to) ins Fr. zösische übersetzt worden ist. Den  
poetischen Theil der Malerei verstand Lairesse vollkommen: seine Gedan-  
ken sind reizend, erhaben; er erfand mit Leichtigkeit und zeichnete sich  
besonders in großen, zusammengesetzten Gemälden aus. In den Wer-  
ken seiner Nation hatte er jene Wahrheit des Colorits und jenen Reiz  
der Ausführung geschöpft, durch welche sich die niederländische Schule  
so sehr zu ihrem Vortheile auszeichnet; aber er übertraf jene Werke  
durch die Genauigkeit der Zeichnung, durch die Wohl und Erhabenheit  
der Gegenstände, und durch die Würde im Ausdrucke. Jedoch ist er  
weit davon entfernt, die Simplicität der Griechen und den erhabenen  
Ernst der römischen Schule zu erreichen. Wenn man aber bedenkt, daß  
er nie in Italien gewesen ist, und daß er keine andern Hülfsmittel zum  
Studium seiner Kunst hatte, als einige Gemälde von Poussin, und die  
Kupferstiche von de. Werken dieses Meisters, so wie von denen des Ver-  
tro Testa; so ist man gezwungen, die Ueberlegenheit seines Genies an-  
zuerkennen. Glücklich in seinen Erfindungen, wußte er sie stets mit Vor-

fältigem, mäßigem und leichtem Pinsel auszuführen. Alle Theile seiner Kunst waren ihm gleich sehr geläufig, und daher wurde er mit Recht der Poussin seiner Nation genannt. Man macht ihm jedoch den Vorwurf, zu kurze und zu wenig grazibse Figuren gemacht zu haben. Er hat viele geätzte Kupferstiche hinterlassen, von welchen viele nachgeköchen worden sind. Eins seiner vorzüglichsten Gemälde ist Antiochus und Stratonice, welches 1782 der berühmte Tronchin zu Delices nahe bei Genf besaß. Viele seiner übrigen Gemälde befinden sich im Museum zu Paris. Er hatte drei Söhne und drei Brüder, die ebenfalls Maler waren. Von den letztern waren Ernst und Johann Lairesse gute Viehmaler, und Jacob Lairesse ein guter Blumenmaler. Letzterer hat in flämischer Sprache ein Werk über die praktische Malerei geschrieben. Gérard Lairesse hatte Poussin zu seinem Vorbilde genommen, und erreichte ihn in der Wahl und Anordnung der Gegenstände, aber nicht in der Tiefe des Studiums, nicht in der Vortrefflichkeit der Gedanken und eben so wenig in der Kenntniß des Antiken. Er arbeitete zu schnell, davon zeugt sein Apollo und die neun MUSEN, welches er in einem einzigen Tage vollendete. Uebrigens war er vollkommen in der Mythologie und in der Geschichte bewandert, und beobachtete das Costum und die Schicklichkeit mit Genauigkeit. Sein Colorit ist angenehm und seine Zeichnung, ohne gerade vollkommen richtig zu seyn, empfielt sich durch eine gewisse Reizigkeit. In der Bildergalerie zu Dresden befindet sich von ihm Der Parnass oder Apollo und die neun MUSEN, ein Sujet, welches er oft gemalt hat; und im Museum zu Paris: Eine Himmlsfahrt der Mutter Maria; Antiochus und Stratonice; Achilles zu Scyros; der Tod des Germanicus; Hercules am Scheidewege. Bei der Gemäldeausstellung zu Paris im J. 1807 war ein allerliebtes Stück von ihm: Ein Feß zu Ehren des Bacchus.

gener. Als er ihr mehrere Werke zugeeignet hatte, und man ihn deshalb aufzog, sagte er: „Wahrscheinlich lieben die Fische und der Wein mich auch nicht, und doch genieße ich beide mit großem Wohlgefallen,



wäre: doch beschränkte sich der thätige Antheil, den er an den Arbeiten der Akademie nahm, nicht bloß auf astronomische Gegenstände. Ihm haben die Franzosen die Uebersetzung der Hallenschen Tabellen, so wie die Geschichte des Cometen von 1759 zu verdanken. Zur Bestimmung dieses merkwürdigen Planeten lieferte er Clairault die tiefsten und scharfsinnigsten Berechnungen. Nachdem er 1760 mit der Untersuchung der Zeit beauftragt worden war, änderte er den Plan und die Einrichtung dieses nützlichen Werks durchaus um und ging dadurch seinen Nachfolgern mit einem guten Beispiele voran. 1764 gab er seinen astronomischen Tractat heraus, ein berühmtes Werk, das hernach für classisch gehalten und in drei Quartbänden gedruckt worden ist. Er war der Verfasser aller astronomischen Artikel für die Encyclopädie, welche zu Overdün erschien; und arbeitete diese jedoch hernach für die methodische Encyclopädie noch einmal gänzlich um. Zu seinen schriftlichen Unterweisungen fügte er während 46 Jahren noch den mündlichen Unterricht hinzu; denn schon seit 1761 war er seinem ersten Lehrer, Le Monnier, in der astronomischen Professur am Collegium von Frankreich gefolgt, wo er seinen öffentlichen Vorlesungen einen ganz neuen Reiz zu geben wußte. Sein Hörsaal ward eine Art von Pflanzschule, aus welcher eine Menge seiner Schüler zu Vorstehern einheimischer und ausländischer Observatorien angestellt wurden. Noch haben wir unter der Zahl seiner Werke, die von Lalande's fruchtbarem Gentezeugen, dessen Reise nach Italien in den Jahren 1765 und 1766 (8 Duodezbande) nicht genannt, welches Werk, obgleich er die Reise selbst gleichsam im Laufe machte, die schätzbarsten Nachrichten enthält, welche auf einer Reise nach Italien zu Rathe gezogen werden können. So müssen wir auch noch sein Werk: Des canaux de navigation et spécialement du canal de Languedoc, 1778. in Fol. (über die schiffbaren Canäle und besonders über den Canal von Languedoc) erwähnen. Es enthält eine allgemeine Geschichte aller alten und neuen Canäle, die bisher auf der ganzen Erde unternommen, vollendet oder auch bloß entworfen sind. Ein solches Werk hatte bis dahin noch gefehlt und ist späterhin den Ingenieurs von dem größten Nutzen gewesen. Seine Bibliographie astronomique, I Vol. in 4to, ist ein unendlich ausführliches Verzeichniß aller über die Astronomie erschienenen Werke. Da er Mitglied aller bekannten Akademien war; so machte er gleichsam das gemeinschaftliche Band aus, durch welches sie zusammenhingen, indem er von der einen auf die andere übertrug, was eine jede Merkwürdiges hervorgebracht hatte. Auch machte er sich ein Verdienst daraus, seinen wirklich allgemein verbreiteten Ruf zum Wohle der Wissenschaften, so wie zum Nutzen der Gelehrten zu verwenden. Mit dem glühenden Eifer, welcher ihn besetzte, mit der bewundernswürdigen Thätigkeit, die ihn auszeichnete, verband er eine Wahrheitsliebe, die oft in einen wahren Fanatismus ausartete. Jede schonende Rücksicht schien ihm eines freien und rechtlichen Mannes unwerth zu seyn. Er äußerte also, ohne irgend eine Art von Rückhalt, seine Gedanken, seine Meinungen, überhaupt alles, was er für wahr und recht hielt. Daher begreift man, wie er, während seiner langen Laufbahn, manche Eigenliebe verletzt haben mag, besonders, da er glaubte, sich wohl dann und wann des Hebergewichts, welches ihm seine Verdienste gaben, bedienen zu können. Wenn dieß gewissermaßen ein Unrecht von seiner Seite war; so besaß er wenigstens Billigkeit genug, es auf jede Weise wieder gut zu machen. Durch seine Arbeiten, seine Schriften, sein Beispiel, seine Schüler, seinen Einfluß und seinen Briefe-



nützlich, ist er es von  
 nem Vermögen: Er do  
 astronomischen Abhand  
 verkannt wird. Ein  
 reignet zu seyn, ihm ei  
 That war er lange Zei  
 nig mehr Nachsichtigke  
 de seines Lebens genosse  
 : Unterschrockenheit, mi  
 ne Meinungen geduldet  
 y er gegen solche Syste  
 höchstens hätte sein Mü  
 hebeit, heißt da, wo e  
 an, oder vielmehr ga  
 zu offenbaren, alles die  
 n auf, die ihn verfolgten  
 Verdienste streitig zu ma  
 chen Verdienste vergessen

zu müssen, um sich nur an sein vorübergehendes oder ganz unbedeutend  
 des Vergessen zu halten. Uebrigens war sein Charakter ein sonderbaren  
 Gemisch von großen, empfehlungswürdigen Eigenschaften, und von oft lä  
 cherlichen Sonderbarkeiten. Unter letztern zeichnete sich sein Aberglauben aus  
 der ihm viele Stunde zuzog. Aber ungeschicklicher dieser Sonderbarkeiten, wa  
 Lalande gütig, großmüthig und geduldig. Nach dem Tode des Herrn de  
 no. Aug. 1792 gestattete einer seiner Abtlinge, welchem Lalande den Schlüssel  
 sel und die Oberaufsicht über das Observatorium des Quatre - Nation  
 anvertraut hatte, einem Flüchtlinge einen Zufluchtsort auf demselben,  
 und versah ihn dazwischen mit den nöthigen Lebensmitteln. Als nun die  
 ser Abtling durch einen Aufruf der Nation zum Marschiren gezwungen  
 worden war, brachte Lalande selbst jenem Flüchtlinge regelmäßig täg  
 lich sein Essen; dazwischen konnte er, so gut wie sein Zögling, nur mit Be  
 fahr seines eignen Lebens thun. Lalande war überhaupt religiös, als  
 er es selbst zu seyn glaubte: denn stets hat er sich als einen härtlichen,  
 ehrbegehrenden, rechtschaffenen, müthigen und für alles Mögliche rasch  
 abdringenden Mann gezeigt, welcher voll Liebe und Eifer für das ganze  
 Menschengeschlecht befeuert war. Dem großen, weisheitsreichen Weisheits  
 nachdenken, heißt das nicht, der unendlichen Güte und der höchsten  
 Würde, welche die Welt regiert, seine Huldigung bezeigen? Ja wenn  
 er aus seinem Vermögen arme Kinder, die zum ersten Male zum del  
 lischen Abendmahle gehen sollten, sandte, und zu allen Gaden, welche die  
 Religion gebietet, willig und gern darrug, bewies er dadurch nicht, daß  
 seiner Aberglauben nicht in seinem Herzen wohnte? Er starb am 2. April  
 1807. Außer den Werken, die bereits im Laufe dieses Artikels von ihm  
 angeführt sind, hat er noch herausgegeben: Exposition des calculs  
 astronomiques, Paris, 1762. in 8vo (Darstellung der astron  
 omischen Berechnungen); Etrennes historiques à l'usage de la  
 province de Brion, Paris, 1756. in 8vo (Historisches Weis  
 nachgeschenk zum Gebrauche der Provinz Brionne);  
 Dissertation sur la cause de l'élevation des liqueurs dans les tubes  
 capillaires, Paris, 1770. in 8vo (Abhandlung über die Ursache  
 des Aufstiegs.); L'esprit de justice assure la gloire et la durée des  
 empires, Marseille, 1757 (Der Geist der Gerechtigkeit sichert  
 den Ruhm und die Dauer der Reiche). Die Abhandlung er  
 hielt den Preis der Akademie zu Paris; Discours sur la conservation

Bourg en Breux, 1730 Abhandlung über die Conspiration; *Abrégé d'Astronomie* (Abriß der Astronomie.) Dasselbe Werk ist in Holland und nachher in Paris nachgedruckt, einmal ins Deutsche und zweimal ins Italienische übersetzt worden; *Réflexions sur les comètes, qui peuvent approcher de la terre*, 1773 (Betrachtungen über die Cometen, die sich der Erde nähern können); *Éphémérides des mouvements célestes, depuis 1773 jusqu'en 1800*, 2 Vol. in 8vo (Ephemeriden des Himmelsbewegungen seit 1773 bis 1800); *Traité des flux et reflux de la mer, avec des suppléments d'Astronomie* (Abhandlung über die Ebbe und Fluth des Meeres mit einem astronomischen Anhang), welches Werk den vierten Theil seiner *Astronomie* und nach den *Leçons de la Laitie* zugleich eine neue Ausgabe nach *Comptes rendus* ausmacht; *Astronomie des dames* 1776 in 12 (Astronomie für Damen). Zilius hat auch die *Histoire des mathématiques de Monaco*, welche vorher bei seinem Tode nur bis zum Anfang des dritten Bandes gedruckt hatte, beendigt. Außerdem ist er der Verfasser einer Menge literarischer und wissenschaftlicher Abhandlungen, welche in verschiedenen Journalen und in der *Encyclopédie* abgedruckt sind.

Zilius (Z.), war der Sohn des L. Zilius, welchen letztern man nicht weiter kennt; ob er gleich verheiratet der Stammvater des berühmten platonischen Geschlechts gleiches Namens (der *Loelia gens*) ist. Der Sohn, L. Zilius, ein vertrauter Freund des C. C. Africani, commandirte im zweiten punischen Kriege die römische Flotte in Spanien. Er half seinem Freunde Marcellus erobern, indem er mit seiner Flotte den Hafen besetzte, während C. C. die Stadt von der Landseite angriff. Nach der Eroberung der Stadt wurde Zilius als *Commodant* derselben angesehen. Daraus erlud er den Verdr., mit seiner Flotte in Africa zu landen, woselbst er große Verwüstungen anrichtete; doch doch aber, aus Furcht, von der karthagischen Flotte abgezeichnet zu werden, nach einem kurzen Aufenthalt nach Sicilien begeben mußte, wosin er jedoch eine unerwartete Beute mitbrachte.

Zilius (Z.), war der Sohn des L. Zilius, welchen letztern man nicht weiter kennt; ob er gleich verheiratet der Stammvater des berühmten platonischen Geschlechts gleiches Namens (der *Loelia gens*) ist. Der Sohn, L. Zilius, ein vertrauter Freund des C. C. Africani, commandirte im zweiten punischen Kriege die römische Flotte in Spanien. Er half seinem Freunde Marcellus erobern, indem er mit seiner Flotte den Hafen besetzte, während C. C. die Stadt von der Landseite angriff. Nach der Eroberung der Stadt wurde Zilius als *Commodant* derselben angesehen. Daraus erlud er den Verdr., mit seiner Flotte in Africa zu landen, woselbst er große Verwüstungen anrichtete; doch doch aber, aus Furcht, von der karthagischen Flotte abgezeichnet zu werden, nach einem kurzen Aufenthalt nach Sicilien begeben mußte, wosin er jedoch eine unerwartete Beute mitbrachte.

er abermals, in Verbindung mit C. C. in dem Innern von Carthago den Krieg zu führen. Er besiegte er C. C., Carthagos Bundesgenossen und machte ihn, nach einer heftigen Schlacht, zu. Nach diesen glänzenden Thaten ward Zilius, darauf Felder und zuletzt im J. der Stadt Consul formatus C. C. Africani. — Zilius (Z.) ein Sohn, ein Enkel des vorigen, fand mit dem Consul der drei letzten Krieg gegen Carthago mit so vielen so freundschafftlichen Verhältnissen, wie sein Vater mit dem C. C. Africani. Er soll mit seinem Freunde C. C. Memellianus Theil an der Ausarbeitung der *Leges* gehabt haben, die unter deren Namen bekannt sind. Als Unverwundbar ging er mit seinem großen Freunde nach Africa, wo er sich in seinem Ruhm auszeichnete. Nachdem Carthago zerstört worden war, führte ihn der Verdr. mit einer Flotte gegen Vindex in Lusitanien, welchen er besiegte. Zuletzt wurde er nach D. C. C. Africani zum Consul ernannt. Ueberhaupt ist dieses der nämliche, diesen Namen C. C. führt Abhandlung *de amictus* vorgeführt hat, um dadurch der Freundschaft des Feldern mit C. C. ein Denkmal zu setzen.

Zally (Thomas. Erbst., Graf von), General. Lieutenant und Großkreuz des St. Ladislawordens; war ein irlandischer Edelmann

dessen Vorfahren Jacob II., als dieser in Frankreich einen Zufluchtsort suchte, gefolgt waren. Lally zeichnete sich schon frühzeitig durch Muth und Unerblichkeit aus; besonders geschah dieß in der Schlacht von Fontenoi, unter dem Auge Ludwigs XV., welcher ihn auf dem Schlachtfelde zum Brigadier ernannte. Im folgenden Jahre (1746) entwarf Lally einen Plan, auf den englischen Küsten zu landen, und würde, wenn der Prinz Eduard bei Culloden nicht geschlagen worden wäre, unter dem Marschall von Richelieu einen Theil der Landungsarmee commandirt haben. Als im J. 1755 das englische Cabinet den Krieg auf dem festen Lande erregt hatte, hielt man ihn für fähig, die französischen Besitzungen in Ostindien theils zu beschützen, theils wieder zu erobern, weswegen er im December 1756 zum Gouverneur derselben ernannt wurde. Seine dasige Verwaltung zog ihm den berühmtesten Proceß zu, der zu seiner Zeit ganz Europa beschäftigt hat. Wir halten es daher für unsere Pflicht, uns ausführlicher über denselben zu verbreiten. Lally schiffte sich zu l'Oriont am 2. Mai 1757 ein, und kam am 28. April 1758 zu Pondichery an. Frankreich hatte damals in Ostindien eine größere Land- und Seemacht, als England; und dessen dortige Lage war sehr vortheilhaft. Hatten die Engländer gleich den Franzosen Mahe und Chandernagor weggenommen, so hätten diese dafür jene von der Küste von Oriza vertrieben, auf welcher Frankreich Provinzen besaß, die theils wegen ihrer Lage, theils wegen ihrer Reichthümer, Frankreich sehr wichtig waren. An demselben Tage, wo Lally zu Pondichery sich ausschiffte, begab er sich auf den Marsch, um Goudelot zu belagern, welches sich auch nebst dem Fort St. David nach einem kurzen Widerstande ergab. Aber nun unternahm er, ganz gegen seine Instruction, einen Feldzug gegen den König von Tanjaour, der jedoch den glänzenden Unternehmungen, mit welchen er in Ostindien begonnen hatte, durchaus nicht entsprach. Nachdem er nach Pondichery zurückgekehrt war, belagerte er Madras, zu welchem Endzwecke der Rath, im Einverständnisse mit ihm, große Summen zusammenhäufte, um jenem Plane mit Nachdruck begegnen zu können. Aber während der Zubereitungen dazu ward die französische Armee von Oriza, deren vortrefflichen Anführer, den berühmten Büffy, Lally unglücklicherweise abgerufen hatte, gänzlich in die Flucht geschlagen, und zwar von einem, sowohl an Mannschaft als an Geschütz, weit schwächeren englischen Corps. Damit noch nicht zufrieden, übergab der neue General der dortigen französischen Armee, Lallys Freund, kurz nachher auch die wichtige Festung Masulipatnam, und nun verschwand die französische Macht im Norden von Indien wie ein eitler, trügerischer Glanz. Indessen war Lally dennoch im December 1758 vor Madras angelangt, hatte sich der schwarzen Stadt, die völlig offen war, bemächtigt, und vor dem Fort St. George die Laufgräben eröffnen lassen. Aber der Angriff auf dasselbe, der schlecht geleitet wurde, mislang; die französische Armee, im Rücken unaufhörlich beunruhigt, litt durch ein abermaliges Versehen Lallys, selbst an dem Unentbehrlichsten Noth; die Belagerung ward nach 40tägiger Eröffnung der Laufgräben aufgehoben, und das französische Belagerungscorps war gezwungen, sich schimpflich zurückzuziehen. Nun fielen auch die Soldaten, die seit 10 Monaten keine Löhnung bekommen hatten, Meutereien an; nach vielen vergeblichen Bemühungen, den Aufruhr zu stillen, sah sich der Rath von Pondichery gezwungen, sein Silberzeug in die Münze zu schicken, so wie Lally, seine Cassen zu leeren, um die Soldaten zu befriedigen. Nun kehrte alles zur Ruhe zurück, und ein Jahr verfloß, ohne daß sich zu Lande etwas von Bedeutung ereignete. Zum

Es ward jedoch die französische Escadre nicht  
 zuvornen, sich nach Isle de France zu begeben, von  
 gütlicherer Idee Abzulenken, mit dem Rückzug  
 wech der Madras verbunden, hatte die Engländer  
 Land gelost, angestrichelt zu verfahren. Sie bel  
 doch, schlugen am 22. Jan. 1759 unter dem  
 2208 Arme auf Haupt, und machten Falls zu  
 2208 drey unglücklichen Schläge folgt ein Engli  
 Lally ließ sich sogar das Fort Valdaout nehmen, in  
 unglücklichen mit dem Hofe wäre. Er zog sich nach  
 und seine Arme folgte ihm dahin. Lally erkrankte  
 geschwächt, dessen Unglück noch durch das U  
 be, welches zwischen dem vornern Rantz und Lally  
 geschickte seiner vorrigen Bekanntschaft angedrückt, und  
 Erenen veranlaßt hatte. Ueberhaupt konnte Lally sein  
 nicht voll kommen verfahren, als er es bis dahin  
 Weg ging verloren, und der Mangel an Proviant, der  
 er, war der vornehmste Ursach davon; Lally hatte diesen

er  
 und nicht für Lally  
 er, sie in die Stadt zu schicken. Er verlangte sich sogar,  
 erwidern, da man ihm zur Freywilligkeit von Proviant  
 Gebrauch zu machen. Ja, endlich wollte er sogar nicht  
 in Folge von Fonduberg den Trost einer ehrenvollen  
 en sollte; denn er ergab sich am 13. Jan. 1759 den Eng  
 dretion, und diese geschickte von Grund aus eine Stadt  
 nd und Plan; noch sehr zuvor jedoch man in Erfahrung  
 Der Rath von Fonduberg, so wie alle französische Pro  
 unter ihnen auch Lally, wurden nach Europa zurückge  
 orten ihre gegenseitigen Beschwerden vor sich hergehen  
 so fernerkun oder alle Abzehr, so sagten die übrigen  
 n. Der Krugmeister, welcher die ganze Ursache von

dem Verlasse Fondubergs erwidern wollte, ließ Lally arretiren, um den  
 Proceß machen, und beschloß, dem Mangel des Rechts freien Lauf zu  
 lassen. Dies geschah mit eben so viel Genauigkeit als Unvorsichtigkeit,  
 was Lally in seinen aus der Postille geschriebenen Briefen selbst gesteht.  
 Am 8. Dec. 1758 wurde die Sentence gesprochen, und Lally, da er über  
 fuhrt sey, das Interesse seines Königs, des Staats und der indischen  
 Compagnie verrathen, und gegen die Unterthanen des Königs sowohl,  
 als Freunde seine Macht mißbraucht zu haben, des Todes schuldig er  
 klärt und seine Ehre entzogen. Das Urtheil wurde vollzogen, und  
 Lally endigte am 6ten Jahre sein Leben auf dem Schafott. Er war  
 gleich einer vorzügliche Rechtsgelehrter der Meinung waren, Lally habe  
 der Todesstrafe nicht verdient; so kann doch, im Parzen genommen,  
 das über denselben gesprochene Urtheil auf den Grundrissen des Rechts  
 zu beruhen. Nichts desto weniger suchte einige Jahre nachher meh  
 rere Schriftsteller, unter andern Voltaire, über die Rechtmäßigkeit  
 jenes Urtheils ein nachtheiliges Licht zu verbreiten, und beschrien es end  
 lich dahin, daß der Staatsrath dasselbe am 25. Nov. 1760 annullirte, und  
 es dem Parliamente von Rouen von neuem zur Entscheidung überhändel.  
 Da jedoch bei dieser Gelegenheit Lallys Code, Lallys Dekret, die  
 Herrn von Lorry, Katholisch Gouverneur von Fonduberg, in seinen  
 darüber oder seinen Memoiren drey angestrichelt hatte; so erobte sich  
 dagegen der Baron de Sassen, Herr von Eptraumont, und wurde auch

von dem dortigen Parlamente als Gegenpartei angenommen. Da jedoch der Herr von Lally-Tolendal die Aussagen dieses neuen Gegners fürchten zu müssen glaubte: so appellirte er von neuem an das Parlament von Dijon, welches jedoch den Ausspruch des Parlaments zu Paris bestätigte, und das Andenken Lallys verurtheilte (*condamna la mémoire de Lally*). Lally-Tolendal behauptete, das Parlament von Dijon habe aus Dummheit denjenigen Mord gut geheissen, den das Parlament von Paris aus Grausamkeit begangen habe, und wendete sein Möglichstes an, jenes Urtheil des Parlaments von Paris noch einmal cassiren zu lassen: aber vergebens. Und in der That, wie war es auch möglich, nach einem Zeitraum von zwanzig Jahren und zum dritten Male einen Proceß zu revidiren, bei welchem es auf nichts Geringeres, als auf das Leben von achtzehn Personen, die sich fast alle nicht mehr unter den Lebendigen befanden, angekommen war, und dieß alles eines Mannes wegen, der in Indien verabscheut, und in Europa während zweier so langer Zwischenräume von zwei Ober-Gerichtshöfen zum Tode verurtheilt worden war? Uebrigens scheint Lally keine von den Eigenschaften besessen zu haben, die zu einem obersten Heerführer erforderlich sind, obgleich sein Todesurtheil nicht einmal auf Militärverbrechen begründet war, mit denen sich das Parlament, da schon genug Civilbeschwerden gegen ihn vorhanden waren, nicht einmal beschäftigen zu müssen glaubte. Man hat gesagt (und besonders ist dieß Voltaires Meinung), wenn Lally mit den Engländern einverstanden gewesen wäre, so hätte er sich nicht wieder nach Frankreich begeben. Aber diesem Einwurfe fehlt es gänzlich an innerer Haltbarkeit. Ist es nicht eine gewöhnliche Erscheinung, daß ein Verbrecher, der eine mächtige Protection hat, jeden Beweis auszeichnen zu können glaubt? Als Lally nach Europa zurückkehrte, war die Pompadour, die ihm das Commando in Indien verschafft hatte, noch am Leben. Er durfte auf die Discretion Englands mit Sicherheit rechnen, und glaubte der Unterstützung seiner Gönnerin gesichert zu seyn. Ueberdieß konnte er, nach Beendigung seines Processes, in Frankreich mit Ehre leben; sein Aufenthalt in England würde ihn jedoch, selbst wenn keine offenbare Beweise gegen ihn vorhanden gewesen wären, mit Schande gebrandmarkt haben. Auch wurde er wirklich erst nach Verlauf von zwei Jahren, nachdem vorher die sorgfältigsten Nachforschungen über seine Vergehungen angestellt worden waren und erst, nachdem ihn die Pompadour seinem Schicksal überlassen hatte, ins Gefängniß geworfen. Um den letzten Zug zu Lallys Charakter zu entwerfen, wollen wir nur anführen, daß in Ostindien noch nach zwanzig Jahren Eltern, die mit ihren Kindern unzufrieden waren, auszurufen pflegten, nachdem sie alle übrigen Ermahnungen erschöpft hatten: „Ungeheuer! du willst also durchaus ein Lally werden!“ Voltaires bekanntes Urtheil über Lally, daß jedermann, außer dem Henker, hätte seine Hand an ihn legen sollen, zeichnet sich, wie viele Urtheile dieses großen Mannes, durch eine seltene und absolute Nichtsbedeutendheit aus.

Lamballe (Marie Therese Louise von Carignan, Prinzessin von), kamme aus Savoyen, welches schon aus frühern Zeiten durch Familienbände mit dem französischen Königs Hause vereinigt war. Der Prinz von Carignan, der am Hofe zu Turin mit dem Herzog von Orleans in Frankreich gleichen Rang hatte, war mit einer heilichischen Prinzessin vermählt. Marie Therese, die vierte Tochter dieser Ehe, ward am 8ten Septemb. 1749 zu Turin geboren. Schon von ihrer frühesten Kindheit an gab sie Beweise, daß sie einstens zu den Reizendsten und Gebildetsten

ihres Reichthums getheilt würde. Die Zustimmung Ludwigs XV. wußte sich der Prinz von Lamballe um sie bewerben, und sie ward ihm in ihrem achtzehnten Jahre durch Procuration angetraut. Einige Zeit gewissen beide des ehelichen Glückes in begründeter Zufriedenheit; bald aber fiel der Prinz in die Hände des Herzogs von Orleans zurück, mit welchem dieser ihn schon früher umfrieft gehalten hatte. Orleans nämlich wollte den Prinzen verderben, um mit dessen Schwäger das unermessliche Vermögen des Herzogs von Pontevore, de la Coda der Prinz von Lamballe war, zu erbeuteln. Es gelang ihm nur zu gut: der Prinz, von ihm zu den empfindlichsten Mißhandlungen verletzt, starb im zwanzigsten Jahre in der Blüthe seines Lebens. Man ward die Prinzessin zu einem Plane angetrieben, der dem Hofe seine Lucretia und der Nation ihr Glück durchsetzen sollte: sie sollte, da die Bayern und auch

unter der Zeit gestorben waren, Ludwig XV. heirathen, zu bestimmen, in wiefern die Prinzessin in der Ehe einen Plan, die Vermählung eines hochwürdigen eutnersten zu beschließen oder verwehren haben mag: nur das weiß ich gewißhaft und freudig unter ihrer Ehre fand, die Art von Verdiensten den höchsten Lohn zu suchen. Wenn sie auf ihn wirkte, und den natürlichen Zauber ihrer Schönheit und durch Umgang, der unzerrenbar von ihr war. Um diese Herzog von Orleans, eben der, welcher den Prinzen Grunde gerichtet hatte, seinen Wunsch, sich mit dem zu vermählen, vor den König. Der König verweigerte Einwilligung, weil er, so reglos auch seine tugendliche Braut nicht zugehen wollte, daß eine junge, tugendliche Prinzessin einem Ausflusse, der schon damals selbst

Kaiser zur Ehe trug, geopfert würde. Orleans ließ aber nicht nach, und der König willigte endlich unter der Bedingung ein, daß die Wahl der Prinzessin ganz frei bleiben sollte. Der Herzog von Pontevore, so ein reichthumsfrenner und verachteter Mann er auch war, fand sich dennoch von der Idee geschmeckelt, daß seine Tochter mit dem ersten Prinzen von Neidie vermählt werden sollte, und die Tochter selbst hatte schon längst an dem geminderten Orleans ein großes Wohlgefallen gefunden. Die Vermählung ward also beschlossen und mit großem Pomp vollzogen. Unterdeß hatte Choiseul, der von dem Einflusse einer jungen, reizenden und klugen Königin auf den alten, entnersten Ludwig XV. den Ausgang seiner eignen Partei herrschen zu müssen glaubte, alle seine Kräfte angewandt, um die Prinzessin Lamballe von dem Hofe zu entfernen. Dies war ihm auch so wohl gelungen, daß nach einiger Zeit die berühmte Mademoiselle Lange, nachmalige Königin Elzabeth als erklarte Naureise an den Hof kam. Unterdeß war auch der Tod der, nachmaliger Ludwig XVI. mit Marie Antoinette von Osterreich vermählt worden, welche letztere an der Prinzessin von Lamballe ein großes Wohlgefallen fand, und sie besonders von dem Ausdruche an auszeichnete, wo sie selbst den Thron bestieg. Hatte die Prinzessin nur die geringste Erlage zu Hoffnungen und Vertrauen gehabt und nicht durchaus alle Einwirkung in Reichthum verweigert; so hätte sie eine große Rolle spielen können. Aber sie wandte ihren Einfluß nur zu etwas Anderem an, als zur Verherrlichung unglücklicher Menschen zu werden. In Königin, der ihrer Oberhofe Maria, die Herzogin von Noailles, immer länger wurde, wußte es endlich dahin zu bringen, die Courte einer Oberaufführerin (Surintendante de la maison de la Reine) wiederzuer-

vorkam, wozu die Prinzessin Lomballe veranlaßt ward. Kurz darauf  
 eiferte sie dem Könige einen vortheilhaften Frieden zu erlangen, ähnlich in  
 der Normandie kam den nachgehenden die geschick- bewerkten  
 lichen. Der Herzog von Penthièvre erhielt dabei die , daß dort  
 die zu begreifen und seine Untertanen beruhigen, so fast 1 wußte es  
 dieser zur Ueberzeugung, fand Edward die Hof 1 zu haben,  
 damit diese, während er auf die Küsten warte, die inzwischen  
 seine Panzer und sein der Krone stammten König. Beide waren inzwischen  
 über Erwartung glücklich in ihrem Antritte, und erwarben sich das inzwischen  
 durch die Macht Juniors des Königs. Nach der Zurückkunft war inzwischen  
 die Prinzessin noch unermüdet von der Arbeit wie zuvor. Der inzwischen  
 Reichthum rückte sehr weiter vor, wo Edward nur in ihrem Hof zu inzwischen  
 einige Katastrophe die Revolution erdrossen hätte. Es ist hier in der inzwischen  
 Zeit, die waren aber unermüdeten Veranlassungen, welche sie noch und inzwischen  
 noch herbeiführten, so erwies sich die Prinzessin, von der Natur mit inzwischen  
 einem letzten Erbtheile versehen, aber das Unglück war, daß sie inzwischen  
 über dem großen königlichen Hofe zusammenlag, sie hatte bei ihrem inzwischen  
 die höchsten Anschläge des Herzogs von Orleans ausgedacht und warnte inzwischen  
 die Königin vor ihm, die vor ihrem geschickten Anzuge nicht sich inzwischen  
 durch seinen Rührung, an dessen Spitze sehr talentvolle, obwohl mehrere inzwischen  
 über die Grenzen, wie z. B. ein Carroussel, ein Laus stand, die inzwischen  
 durchdringenden Pasquille gegen die Krone verdrängte: dies mußte dabei inzwischen  
 die schreckliche Erwiderung machen, daß sie die auch die Zeiten der inzwischen  
 Revolution gezeigt haben, noch mehr, als der König selbst, von der Nation inzwischen  
 behaupt wurde. Trotz der drohenden Gefahren verließ jedoch die Prin- inzwischen  
 zessin die unglückliche Krone nicht. Ihre Freunde des Königs dachten inzwischen  
 sehr ernstlich über die Gefahr, die sie und seine ganze Familie der Krone inzwischen  
 zu entziehen, in welcher diese gehalten wurde. Der Plan zu der Krone inzwischen  
 wurde überdacht, heimlich aber, wie bekannt, und das Schicksal des inzwischen  
 Königs verschimmerte sich noch unendlich mehr. Da nun auch der inzwischen  
 Prinzessin Lomballe dem Tode drohend geworden war und was sie inzwischen  
 beschuldigt, sie steht mit der Königin, die sich nach Ludwig XV. inzwischen  
 nach England begeben hatte, in Verbindung, so habe ihren Leben inzwischen  
 zu bedauern, welche worden zu tragen, so wärten am Ende die inzwischen  
 Prinzenen Frauen ihrer Freunde und Bekannten, und die Prinzessin trug inzwischen  
 unter dem Vorwande, ihre Gesundheit erweitere den Gebrauch der inzwischen  
 der zu Paris, im August 1793 nach England, wo sie mit der größten inzwischen  
 Aufmerksamkeit aufgenommen wurde. In ihrem Leben das Schicksal inzwischen  
 des Königs eine glückliche Wendung zu nehmen schien, indem er selbst inzwischen  
 nicht die Konstitution annahm. Auch auch eine Partei der Nation in inzwischen  
 der Nation sich für ihn erklärte, so schien das allgemeine Vertrauen zu inzwischen  
 wachsen zu wollen. Die Prinzessin verließ dabei England, kehrte nach inzwischen  
 Paris zurück und besah die Anwesenheit mit der königlichen Familie da- inzwischen  
 zu über zu leben. Als die Freunde der Konstitution die Krone über inzwischen  
 den, auf deren Reichthum der König sich verlassen konnte, so mußte die inzwischen  
 Prinzessin die Frauen derselben zum Tode führen, bei welchem dann die inzwischen  
 Königin und die Prinzessin selbst sich ebenfalls einließen. Doch inzwischen  
 auch die Krone des Königs des Königs nicht. Das Verhängnis des inzwischen  
 Königs war, es habe sich eine übertriebene Partei, und bei der Prinzis- inzwischen  
 sin Lande wurden die 3 Millionen Jahre gekaufte. Einmal wanden inzwischen  
 König alle welche Kräfte der sie, um ihrem Verstande zu inzwischen  
 verhalten. Einmal versuchte die Prinzessin die Verhältnisse zu inzwischen  
 da sie aber immer zuhalten, so hatte aus Besorgnis der sie aus, und inzwischen  
 sie ging mit niemandem aus, als mit der königlichen Familie.

war diese Vorsicht zu spät. Auf die schrecklichen Szenen, wo man bewaffnet in das Innere des Schlosses eindrang, dem Könige die Freiheit betrogene aufsuchte und die Königin bis in ihr Gemach verfolgte, folgte endlich der schreckliche Volksaufruhr, und der König, der das Schloß bedroht sah, statt noch immer sein Ansehen als König zu gebrauchen und jenem Aufruhr Gewalt und Entschlossenheit entgegen zu stellen, machte sein Testament und schloß sich mit einer unköniglichen Gelassenheit zum Tode an. Noch hätte sich die Prinzessin retten können; aber nichts war im Stande, sie von der Königin zu trennen. Sie begleitete diese und den König, welche beide in dem Saale der gesetzgebenden Versammlung Schutz und Sicherheit für sich und ihre Familie suchten. Bis zum Abend blieben sie hier in der peinlichsten Lage und für die Nacht wurde ihnen ein Zimmer bei den Feuillans angewiesen, worin einige

waren. Am 13. Jul. 1792 ward dieser auch dem Tempel verwechselt. Orleans, welcher der e Summe von achtzigtausend Thaler auszusahlen htig voraussetzte, daß der Herzog von Penthièvre en Tode derselben eine noch bedeutendere Pension ; seine Schwägerin fast noch mehr, als die Königin daher durch seine Creaturen alle Mittel und Prinzessin verdächtig zu machen, was ihm auch in so fern vortreflich gelang, als sie kurz darauf vor einem Ausschusse der gesetzgebenden Versammlung geführt und daselbst über ihre vermeinten Verbrechen verhört wurde. In Folge dieses Verhörs ward sie sogleich

arrestirt und in die Force geführt. ebst den andern Schlachtopfern hingerichtet werden, als Panthieöre, der von der Gefahr, in welcher seine Schwär, schloß hatte, den berücksichtigten Mandel mit 40,000 , der für diese Summe das Leben der Prinzessin zu . Orleans, der von dem geheimen Einverständnisse | Mandel gebbet hatte, setzte alle Maschinen in Bewegt jessin dem Beile der Henker zu überliefern. Mandel | in Widerstreben nach, weil er selbst fürchten mußte, de Die Prinzessin ward nun am 3. Sept. vor die Commission geführt, welche sich unten in dem Gefängnisse versammelt hatte. Sie ward gewaltsam beim Arme durch den kleinen Hof, in welchem jedoch noch keine Spur von Hinrichtung zu sehen war, in den großen Hof geschleppt. Als sie hier den Boden mit Blut bedeckt sah, sank sie ohnmächtig in die Kniee, und zwei ihrer Henker unterstützten sie. Man führte sie an den Ort, wo die Blumenmensch mit aufgestreiften blutigen Armen und mit Waffen in

gericht hielten. Nach einigen unbedeutenden Fragen mußte, befohl man ihr, Freiheit, Gleichheit, und Königin und dem Königthum zu schwören. Sie und Gleichheit, verweigerte aber den Haß gegen die schwören. Augenblicklich that der Richter den x kann absterben!" Diese Lebensart hieß in den ten so viel, als: „sie soll hingerichtet werden.“ der Richter gleichwohl, vielleicht um sie zu rebe die Nation!" zu rufen. Aber bei dem ersten Ingnsthub erbllickt sie die Zuckungen einiger Ermörder hat, und tritt in ihr Blut. Unwillkührlich! quelle horreur! (Ach, Welch ein Orduel!) , durch welches der Vobel gegen sie aufgedracht aren!" Dies waren ihre letzten Worte. Die Hen



Per Schleppen sie fort: einer verwundet sie über den Augen; sie blutet. Nun erhält sie einen Schlag mit einem Knotenstock über den Kopf; zwanzig Ungeheuer werfen sich über sie und enden mit Pikenstichen ihr Leben. Man schleppt den Leichnam auf einen Haufen anderer Getödteter in die St. Antoine Strafe. Hier werden ihr die Kleider abgestreift, die Brüste abgeschnitten, das Herz aus dem Leibe gerissen; der vom Rumpfe getrennte Kopf wird nebst dem Herzen zu einem Weinbändler getragen, in den Laden gesetzt, und jener gezwungen, den Mördern Wein zu geben und selbst mit ihnen zu trinken. Darauf wird das Haupt auf eine Pike gepflanzt und durch die Straßen getragen, und der zerstückelte Leichnam an einem Seile nachgeschleppt. Es wurden von den Freunden des Panthievreschen Hauses allerlei Versuche gemacht, die Ueberreste der Prinzessin zu retten, aber vergebens. Endlich bemächtigte sich ein Fleischer des Herzens, zerhackte es und bot es feil. Da sich keine Käufer dazu fanden, warf er die Stücke den Hunden vor. Endlich warf man Haupt und Körper auf einen Haufen Ermordeter, der im Gerichtshofe des Chatelet lag und nachher auf Karren, nach dem Steinbruche von Mont-Rouge abgeführt ward. Da liegt nun die Asche einer Prinzessin, welche zu den Schönsten, Liebenswürdigen und Edelsten ihres Geschlechts gehörte.

Lambert (Joh. Heinrich), einer der größten Philosophen und Mathematiker des 18ten Jahrhunderts. Er gehört unter diejenigen merkwürdigen Menschen, welche sich aus niederm Stande und unter vielen Schwierigkeiten zu einer bedeutenden Größe emporgeschwungen haben. Er war geboren den 29. Aug. 1728 zu Mühlhausen im Sundgau, wo sein Vater Lucas ein Schneider war. Bis ins 12te Jahr wurde er auf Kosten des Magistrats unterrichtet; da ihm aber zu seinem weitem Studiren die nöthige Unterstützung fehlte, so bestimmte ihn sein Vater zum Schneiderhandwerke. Um jedoch dabei seine Bigotterie zu befriedigen, studirte er des Nachts, wobei er seine jungen Geschwister mit dem Fuße wiegen mußte. Um sich das dazu nöthige Licht erkaufen zu können, verfertigte er auch kleine Handzeichnungen und verkaufte sie. Mathematische Schriften zogen ihn ganz vorzüglich an. Sein Eifer für die Wissenschaften bewog bald biedere Menschen, ihn darin zu unterstützen und unentgeltlich unterrichten zu lassen. Kenntniß der Mathematik, der Philosophie und morgenländischen Sprachen und eine zerliche Handschrift erwarb er sich nun in seiner Vaterstadt. Die letztere verschaffte ihm eine Copistenstelle und im 15ten Jahr ward er Buchhalter im Eisenwerk des Herrn de la Lampe. Hier lernte er Französisch. 17 Jahre alt kam er als Secretär zu Iselin in Basel (damals Redacteur der Zeitung); allein die mechanischen Geschäfte dieses Amtes befriedigten seinen denkenden Geist zu wenig. Daher empfahl ihn Iselin dem Präsidenten von Salis als Hofmeister, bei welchem er, von einer guten Bibliothek unterstützt, sich in allen Wissenschaften vervollkommnete. Hier zeigte sich besonders sein mathematisches Genie, welches nun seine gelehrten Schriften und Erfindungen entwickelte. Nach einem achtlährigen Aufenthalte in Chur begleitete er 1756 seine Zöglinge nach Göttingen, wo er Correspondent der Societät der Wissenschaften wurde, von da 1757 nach Utrecht, und 1758 nach Paris, Marseille und über Turin nach Chur zurück. Nach einem kurzen Aufenthalte in seiner Vaterstadt begab er sich 1759 nach Augsburg, wo er sein Werk über die Photometrie (Messung der Stärke des Lichts und der Farben) drucken ließ. Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Bayern mit 800 Gulden Gehalt war er nur kurze Zeit, weil er sich nicht in Mün-

den aufhalten weite. Er blieb sich nach Erlangen. Zu dieser Zeit gab er seine *comptes* über die Vertheilung der Einkünfte des Reichthums heraus, welche die Lücke seines Ruffes deckten. 1743 wurde er eine Zeit nach Berlin und Jena und wurde Mitglied einer Gesellschaft für Verbesserung der Meinungen zwischen Wallonern und der Rheinländer. Im November desselben Jahres ging er nach Leipzig, und nach dem er dort sein neues Organon herausgegeben hatte, im Jahr 1744 nach Berlin. Hier lernte man Freydenberg kennen, welcher ihn mit einem sonderbaren Wohlwille zum Oberhofrath und zu einem Mitgliede der Akademie der Wissenschaften machte. Lamoignon starb auch darauf den 21. Sept. 1747 und der 2. Tag lag sich der seinem Tode gar deutlich merken, wie sehr er den Verlust eines Mannes bedauerte, welcher von früh 4 Uhr bis zum Aufbruch verrückter gewesen ist. Lamoignon war ein Mann von außerordentlichem, seltenen Verstande, frei von allem ungeraden Hange, so wie von allen solchen Lagen fern, in einem hohen Grade unerschrocken, unerschrocken, unabhängig und erziehend, und von einem großen Geiste und des Menschen. Es ist schwer zu sagen, wie weit Lamoignon das auch zu sich verbunden zu haben. Er war nicht nur ein Mittelwörter Kenner, so war er in der Natur und Wissenschaft damals der erste Kenner, und er war nicht weniger ein berühmter Richter. N. L.

Malebranche (Pierre de La Moignon) ward am 26. Dec. 1701 zu Paris geboren, wo sein Vater, Guillaume de La Moignon, Richter von Frankreich war. Nach vorläufigem Studium, bis von einer sehr sorgfältigen Erziehung im häuslichen Hause unterrichtet worden, widmete er sich der praktischen Rechtslehre, ward darauf Substitut des Generol-Procurators, dann Parquetist und endlich im Jahr 1730 erster Präsident bei der ersten Steuerkammer (à la cour des aides). In den fünf und zwanzig Jahren, während welcher er diese hohe Stelle bekleidete, überrückte er sich um Vieles sowohl dem Uebereinstimmen ungeliebter Bekanntschaft, als auch der Laudation der Generalspächter. Eine kleine Anzahl (Neben-) und Remontrances (Erinnerungen) welche er während dieses langen Komplexes gegen den Despotismus richtete, sind, als Urkunden der Beschlüsse über die Ausübung der Gewalt, 1749 gedruckt worden. Im Jahre 1751 vertheidigte er sich auch über den Gebrauch der sogenannten Lettres de cachet (Verhaftungsbefehle). Als im Jahr 1751 die oberste Steuerkammer aufgelöst worden wurde, zog sich Lamoignon auf seine Landgüter zurück, wo er durch Unterricht und Erziehung der Begüterter seine Unterthanen warthete. Nachdem er im J. 1774, bei Wiederherstellung eines Parquetisten, von neuem für einige Zeit an die Spitze der Obersten Steuerkammer getreten war, ward er bei der Revolution Ludwigs XVI., welcher nur von den rechtschaffenen Chanciers seiner Nation abweichen durfte, im J. 1793 zum Richter des Jurens erwählt. Nachdem er dort seine Stelle zum ersten seines Vaterlandes trotz dem Tode des Herrn, nach dem er bei der Einladung Lavoisiers aus dem Comite des Weisheiten, auch die Strafe zu verlangen, und besod sich wiederum auf seine Landgüter, wo er noch bald den Entschluß faßte, auf Reisen zu gehen, nach Paris zurück, auch zugleich in Ausübung brachte. Nachdem er auf diese Reise nicht erdauern können einen großen Theil Frankreichs, des Saartals und Hollands durchzogen war, und ebenfalls über die Lage und den Zustand der verschiedenen Nachbarn angestellt waren, kehrte er zu Anfang der Revolution, welche er mit Leidenschaft begrüßte, nach

Frankreich jurdt. Bald aber änderte er seine Meinung, als er die Art und Weise sah, wie diese Revolution von den damaligen Machthabern Frankreichs gehandhabt wurde. Als Ludwig XVI. vor Gericht gestellt werden sollte, erbot sich Lamoignon von selbst, der Verteidiger derselben zu werden, welches ehrenvollen Amtes er sich auch zur Zufriedenheit aller Parteien entledigte. In Folge der Verbrechen, welche während der Revolution begangen wurden, konnte es nicht fehlen, daß auch Lamoignon den Verdacht der Tyrannen erregte: er ward nebst seiner Tochter und Enkelin, ins Gefängniß geworfen, zum Tode verurtheilt und am 24. April 1793 hingerichtet. Sokrates Heiterkeit und Sato's Standhaftigkeit verließen ihn auch im Tode nicht. Lamoignon ward im J. 1750 zum Mitglied der Academie, und 1759 der schönen Künste und Inschriften (des belles lettres et inscriptions) ernannt. Als Director des Buchhandels mußte er der Presse alle Freiheit verschaffen, welche Keisheit und Ordnungsliebe in einem gut organisirten Staate gestatten dürfen: die größten Anhänger der Pressfreiheit, Rousseau und Voltaire, geben ihm dieß ehrenvolle Zeugniß. Die merke seiner schriftstellerischen Werke sind dem Ackerbau und der Naturkunde gewidmet. Außer diesen hat man noch von ihm: Deux mémoires sur l'état civil des protestans, 1735 und 1787; und Pensées et Maximes Paris, l'an 10, in 12. Uebrigens zeichnete sich das ganze Leben Lamoignon's durch reine Menschenliebe und ungemeines Wohlthun von allen andern aus.

Lamoignon Walols (E der weltkundigen Halsbandge der Familie der Walols aus, Heinrich II. abstammen wollte jenen Proceß die Aufmerksamkeit, trotz ihrer vorgegebenen I ob sie gleich in alle Künste d weicht, kein Mittel unversucht verschaffen. Von dieser Seiffailles und Paris bekannt, sei unterrichtet waren, in Erlaun wand zu machen begann, der heß. Kaum hatte man jedoch lung ihrer Verworfenheit zuz ner Intrigue ruckbar wurde. Da über diese Begebenheit n verbreitet ist, der auch, da al niemals gelüftet werden dürf gang der Sache, so wie er Kunde des Publicums gekom eine noch über die andere I

Der Fürst Ludwig von Rohan, Cardinal, Bischof von Straßburg Groß-Almosener und eine der vornehmsten Personen des Reichs, war aus nicht hinlänglich bekannten Gründen, in die Ungnade des Hofes verfallen, ohne innere Großherzigkeit zu besitzen, diese Ungnade ertrage zu können. Die Gräfin de la Mothe, von dem Bestreben des Cardinals, um jeden Preis wieder in Gunst zu kommen, unterrichtet, hat dem Cardinal vorgespiegelt, sie wisse, daß die Königin, bei der sie bedeytenden, obgleich zur Zeit noch geheimen Einfluß habe, einen gewiß kostbaren Halschmuck, der ihr zu Kauf angeboten, zu besitzen wünscht ohne, daß sie jedoch für den Augenblick im Stande sey, die Kaufsum

me aus ihren eignen Mitteln zu bestreiten; und darauf dem Cardinal zu verstehen gegeben, es biere sich ihm jetzt, wenn er jenes Halsband in seinem Namen kaufen und der Königin abschlägliche Zahlung, gestatten würde, die beste Gelegenheit dar, die Gunst derselben wieder zu erklangen. Der Cardinal war in diese Schlingen gefallen, hatte das Halsband gekauft und es der Gräfin de Lamothé zur Einhändigung an die Königin ausgeliefert, wogegen ihm ein von der Königin fälschlich unterschriebener Revers, der die Termine der Rückzahlung bemerkte, zu dessen Sicherheit übergeben worden war. Damit noch nicht zufrieden, hatte die Gräfin, um den Cardinal desto vollkommener zu täuschen, eine ihrer Creaturen die Königin vorstellen, sie im August 1784 dem Cardinal im Garten von Versailles erscheinen, und eine Rose zu dessen Füßen werfen lassen. Der Termin, an welchem der Cardinal das Halsband zu bezahlen versprochen, war erschienen, und er, der einer so großen Summe nicht Meister gewesen, hatte den Juwelierern offenbart, die Königin habe ihr Halsband gekauft. Als die Juweliere, nach langem Warten, immer noch keine Bezahlung erhalten können, waren sie unmittelbar an den König gegangen und hatten somit Veranlassung zur Entdeckung des gespielten Betrugs gegeben. Durch den Spruch des Parlaments ward der Cardinal aller seiner Würden entsetzt, und die Gräfin de Lamothé, die überwiesen worden, das Halsband untergeschlagen und verkauft zu haben, zu Brandmark, Staubbesen und ewigem Gefängnisse verurtheilt. Aus diesem entkam sie nach einigen Jahren, worauf sie nach England entfloh, und dort in Vereinigung mit ihrem Gemahle, der daselbst das Halsband verkauft hatte, eine Schandschrift gegen den Hof von Versailles, besonders gegen die Königin, erscheinen ließ. Dieß die actenmäßige Geschichte des verächtlichen Halsbandes, deren Ruchbarwerdung als die wichtigste Ursache zur Herabwürdigung der königlichen Familie und aller daraus erfolgten Ereignisse betrachtet worden ist. Man hielt dafür, der König habe die ganze Begebenheit unterdrücken und den dabei interessirten Personen auf die eine oder die andere Weise ein ewiges Stillschweigen auferlegen müssen. Pq.

Lampen sind wahrscheinlich von den Aegyptiern erfunden worden; schon an dem Feste, welches von uralten Zeiten her zu Saïs in Niederägypten, der Minerva zu Ehren, gefeiert wurde, brannten eine Menge Lampen. Zu Hiobs und Moses Zeiten waren sie schon bekannt. Die Aegyptier waren auch die ersten, welche brennende Lampen als ein Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele in die Gräber zu den Leichnamen setzten. Dieß soll der Ursprung der sogenannten ewigen Lampen seyn, deren Docht und Nahrung unverzehrbar war, dergleichen hernach der Minerva zu Ehren erfunden wurden, von denen die des Callimachus aber nur ein Jahr brannte. Neuerdings soll der Prinz von San Severo, welcher 1771 gestorben ist, die Kunst, ewige Lampen zu verfertigen, wieder erfunden haben. Daß Lampen nicht etwa eine längere Zeit, als die gewöhnlichen, sondern vielmehr Jahrtausende, ohne zu verlöschen, brennen sollten, ist billig unter die Fabeln zu rechnen. Von den Aegyptiern kamen die Lampen zu den Griechen, welche sie der Minerva, als der Göttin der Wissenschaften, widmeten, weil sich die Gelehrten beim nächtlichen Studiren der Lampen bedienten. Ehe die Römer die Lampen von den Griechen kennen lernten, hatten sie Lichter. Die Studirlampen sind bekannt. Die vortheilhafteste Lampe erfand Argand zu Genf und machte sie 1783 bekannt (s. Argand'sche Lampe). Die Entdeckung, daß sich die brennbare Luft durch den electrischen Funken entzündet lasse, leitete Fürstenberger in Basel auf die Erfindung einer

electricischen Lampe, durch welche man leicht und sicher und ohne  
 Lampe ward hernach von  
 g, Ingenhaus und Pils  
 ie beiden Ehrmann und  
 1780 electricische Lampen.  
 nalige Reichstadt in eb  
 nierschen Provinz;  
 ntschaftliche Collegiatk  
 nige der Stadt zu Bas  
 o hatte die Stadt, mit  
 spanischen Successions  
 Reichthum den Iron  
 schen, jedoch 1704 abtr  
 Franzosen abgenommen.

verauf sie wiederum eine Reichstadt wurde. Nachdem im J. 1713  
 ne Franzosen sie abtrüben erobert hatten, ward sie ihnen 1714 im ba  
 erischen Frieden mit allem Zubehör förmlich überlassen. Der Pariser  
 Friede von 1813 bestätigte sie nicht nur in ihrem Besitze, sondern gab  
 uch noch eine kleine Strecke Landes hinzu, um Landau mit dem El  
 af zusammenzuhängen. In der Pariser Convention vom 30. Nov.  
 1815 aber ward bestimmt, daß mit dem linken Ufer der Lauter auch  
 tiefer Platz wider an Deutschland fallen soll. Bei der unter den ver  
 änderten Souverainen verabredeten Vertheilung der eroberten Länder  
 am der südliche Theil des linken Rheinstroms in den Besitz von Oester  
 reich, welche Macht denselben durch den Pränuzer Vertrag vom 1sten  
 Oct. 1816 an Oaern abtrat, mit der Bestimmung, daß Landau eine  
 Bundesfestung, in Gemäßheit der Convention vom 3. Dec. 1815 blei  
 ben sollte.

Landbau, auch Ackerbau, Feldbau und Feldwirtschaft genannt,  
 beschäftigt sich mit der vortheilhaften Erbauung und Gewinnung der  
 genannten Feldfrüchte auf den eierweislich sogenannten Aedern oder Fel  
 dern im Großen. Zu den Feldfrüchten, die man auch Feldpflanzen  
 nennt, gehören ausserordentlich alle Getreidearten, alle Handels- oder  
 Manufakturpflanzen, welche theils als Materialien zu und in Manu  
 fakturen gebraucht werden, theils auch so, wie als Waaren in den Han  
 del kommen, und einige Arten von Kohl, Knollen- und Wurzelgewäch  
 en, z. B. Kartoffeln, Kohlraben, Runkelrüben, Mören u. Der Land  
 bau ist so alt, als das Menschengeschlecht, ob wir schon einen bestimm  
 ten Erfinder nicht angeben können. X.

Landbaukunst oder landwirtschaftliche Baukunst ist diejenige  
 Wissenschaft, welche zunächst von der vortheilhaftesten und bequemsten  
 Einrichtung und Erbauung derjenigen Gebäude handelt, welche der  
 Landwirt sowohl im Kleinen als im Großen zu den verschiedenen Zwe  
 cken der Bewirtschaftung seiner Güter unumgänglich nöthig hat. Diese  
 Gebäude führen den allgemeinen Namen Wirtschaftsgedäude, Haus  
 haltungsgedäude, und wir rechnen folgende dazu: Wohnhäuser für Men  
 schen, Stallungen für das Zug- und Quersied; Vorrathsgedäude, z. B.  
 Scheunen, Erbsen- u. Braudhäuser, Brunnenwanderrückhäuser, Dach  
 häuser und Backen, Waschwässer, Schlachthäuser, Schmiede- und  
 Rübenschädel, Ertrigenhäuser, Efigtraveren- und Eiskermacherge  
 bäude, Ziegelbrenneren- und Kalkbrennergebäude; nebst noch mehreren  
 andern nöthigen Bequemlichkeitsanstalten, z. B. Wässhäuser, Drehs  
 chnecken, Brunnen u. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß die land  
 wirtschaftlichen Gebäude überhaupt genommen, entweder zu einem

Sauregepflanzte, oder zu einem Vorwerke, zu einer Mälerei oder zu der Hofordthe eines ansehnlichen Landguts und eines Ritterguts gehören, nur daß zu einem mehr nöthig sind als zu dem andern, und daß sie bei dem einem größer als bei dem andern seyn müssen. Alle Haushaltungsgebäude aber müssen Festigkeit, Regelmäßigkeit und Bequemlichkeit als Haupteigenschaften besitzen, welchen noch, soweit es den Kostenaufwand nicht zu stark vermehrt, Schönheit, Ebenmaß, gute und geschmackvolle Formen beigelegt werden können. Endlich müssen sie beständig der Größe des Landguts angemessen seyn, damit es auch bei der ergiebigsten Erndte nicht an Raum fehle. X.

**Landeshoheit.** Das Wort Landeshoheit, in den neuesten Zeiten allgemein mit Souveränität gleichbedeutend, wird in verschiedenen Bedeutungen gebraucht. In der vormaligen deutschen Reichsverfassung war Landes- oder Territorialhoheit, der Reichshoheit oder Reichssouveränität entgegengesetzt und es ward darunter der Zubegriff sämmtlicher Regierungs- und Hoheitsrechte, die über alle innerhalb der Grenzen eines besondern Territoriums beändliche Personen und Güter, in Abhängigkeit von der Reichsstaatsgewalt, geübt wurden, verstanden. Es konnte also hier von einer Souveränität, wenn man auch nur darunter vollkommene Unabhängigkeit in allem, was die innere Organisation und Verwaltung betrifft, verstehen will, keine Rede seyn. Dagegen ward durch die Aufhebung des deutschen Reichs und seiner Verfassung, der Ausdruck Landeshoheit mit dem der Souveränität, in dem eben angegebenen Sinne gleichbedeutend. Ueberhaupt aber wird das Wort Landeshoheit gleichbedeutend mit Souveränität gebraucht und bezeichnet daher entweder im Allgemeinen die höchste Staatsgewalt, oder im Besondern die oben angeführte innere sowohl als auch die äußere Souveränität, die vollkommene rechtliche Unabhängigkeit im Verhältnisse zu andern Staaten. Auch selbst nach der Aufhebung der deutschen Reichsverfassung erhielten die dem Rheinbunde beigetretenen Staaten nur die erstere, wenigstens sollten sie dieselbe erhalten, denn factisch ward sie nicht selten verletzt; die letztere aber, oder die äußere Souveränität, besaßen sie nicht einmal rechtlich, viel weniger factisch. — Die Landeshoheit kann Einem, sie kann aber auch Mehrern zustehen; eine getheilte Landeshoheit aber giebt es streng genommen nicht; sie ist ihrem Wesen nach nur eine. An den Mißbrauch, der während der Dauer der französischen Präpotenz mit dem Worte Souveränität getrieben wurde, brauchen wir kaum zu erinnern. Während man aller Orten die Hoheitsrechte verbündeter und nicht verbündeter Fürsten aufs schamloseste bei jeder Gelegenheit verletzte, sprach man nichts desto weniger fortdauernd von ihrer Souveränität, die am Ende sich nur darauf beschränkte, daß man im Innern der verbündeten Staaten alle Hindernisse aus dem Wege räumte, die vielleicht den Fürsten noch einen Vorwand hätten gewähren können, sich nicht in allen Stücken unbedingt in den despotischen Willen des Universalmonarchen zu fügen. Cz.

**Landfriede.** Uralt ist bei den Deutschen die Sitte, Beleidigungen selbst zu rächen und Streitigkeiten durch Kampf abzuthun, und sie schreibt sich wahrscheinlich aus Zeiten her, wo eine öffentliche Gewalt, der sie diese Abthung übertragen können, nicht bestand. Aber auch als die Kriege unter ihnen selbst und mit den Römern, endlich die Züge der Völkerwanderung die deutschen Völker in eine Art von Staatsverbindungen nöthigten, ja selbst als sie Theile der fränkischen Monarchie wurden, wollten sie von jener trohigen Sitte nicht lassen

und schritten das Ansehen richterlicher Hilfe für den Mann entscheidend. Die fränkischen Könige, wohl einsehend, daß diese Vermögen nicht auszurufen sey, suchten sie lieber zu mildern und verpöbten wenigstens die Gewaltthätigkeit gegen den, der sich (ebenfalls nach alter deutscher Sitte) von der Fehde (Privatrache) loszulassen (Wehregeld, Buße zu bezahlen) bereit war. Und derselben Sitte schreien sich die Kampfgerichte her, Zweikämpfe, die vor Gerichte geschahen, um nach dem Ausgang, den man für ein Orakel Gottes hielt, zweifelhafte Fälle zu entscheiden. Auch diese mußten die Könige beibehalten, als dem Heiste deutscher Nation zu wesentlich. (S. davon den Art. Ordall.) — Die Priesterschaft, ebenfalls an der Privatfehden, wie sehr sie ihr heidnisches Mächte sie durch die wohlthätige Macht des mildern. Sie stellten es als sündhaft dar, ne der Tod und die Auferstehung des Gewalt zu üben. Zuerst, so viel wir wissen, und, nach dem Jahre 1030, gelang es durch Intervention, die einem Bischof geschahen, die den Eingang zu verhüten, und über ganz Europa Beschränkung der Fehden, um so willkommener sich zwischen Gewissen und Leidenschaft darzuwähren Tages durch die Abdingung des andern am Donnerstag Abend bis zum Montag frei als ein Wehrloser in Mann. Diese währten den Gottesfrieden (Trouwal, und wieder den St. Petersfrieden. Montag, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag blieben zur Ausübung des, den germanischen Völkern so vertheil, Nichts der Privatfehde frei. Erst durch Lehre und Bevohner eingeführt und heilig gehalten, wurde der Gottesfriede auf den Concilien zu Narbonne (1051) Troyes (1093) Clermont (1095) Rom (1096) Nordhausen (1105) Krems (1136) St. Johann v. Lateran 1139 u. 1179) und Montpellier (1195) durch ausdrückliche Satzungen erweitert und eingeschränkt. Später ward er hin und wieder auch auf den Donnerstag ausgedehnt, ja die Befehdung, um sie immer mehr zu beschneiden, zu gewissen heiligen Zeiten von mehreren Wochen ganz verboten oder vielmehr verdammt, z. B. vom ersten Adventsonntag bis zum Feste der Erscheinung Christi, vom Trisdomittwoch bis zum Sonntag nach Trinitatis, überdies an den Quatembern, Marien- und Michaeltagen. Es wurden auch gewisse Orte, als Kirchen, Klöster, Spitäler, Gottesäcker u. und gewisse Menschen, als: die Weiblichen, die Arbeiter auf dem Felde, überdies alle Wehrlose, besonders aber, auf dem Concilium zu Clermont (1095), die Kreuzfahrer durch Kirchengesetze geschützt. Es gelang, was der weltliche Arm kaum zu unternehmen wagte, wenigstens zum großen Theil der geistlichen Macht, weil sie klügelich mehr mehr versuchte, als zu erhalten möglich war, und die störrigen Zeitgenossen bei ihrer einzigen weichen Seite, der Körgrosigkeit, angriff; wiewol man sich nicht vorstellen darf, daß jene gewöhnlichen Schranken nie von der Leidenschaftlichkeit überschritten worden. Bittere Klagen über Verletzungen des Gottesfriedens währten viele Concilien, viele kirchliche Chroniken. Aber sie blieben doch immer nur allgemein verabschwehrte Maßnahmen. Mehr als sie trieb wol die Unzulänglichkeit des Gottesfriedens an sich die deutschen Kaiser, durch bürgerliche Wege für den Frieden des Reichs zu sorgen und der Selbsthilfe, wie dem oben genannten § 111, in das sie ausartete, Schranken zu setzen.

Denn die Gewalt, einmal im Fall der Rache und Genugthuung erlaubt, wurde bald zu Unthun aller Art gemißbraucht, und jeder hielt für rechtmäßig, was er mit seiner Faust vermochte. Dabei allenthalben Räubereien und Wegelagerungen, zum großen Nachtheil des Verkehrs; denn keine Straße war sicher vor den anwohnenden und herumziehenden Gewaltthätern. Schon Conrad II. und Heinrich III. gaben Geize gegen diesen Unfug, doch wahrscheinlich nur gegen die ungerechten Angriffe, nicht gegen die Selbsthilfe aus gerechter Ursache. Des Letzten Energie mußte seinen Befehlen auch für die damalige Zeit beispiellosen Gehorsam zu verschaffen; allein in den Bürgerkriegen unter seinen Nachfolgern und bei der gänzl. Verwirrung der Gerichtsverfassung, ihrer Folge, wurden die Privatfehden wieder häufiger und die Straßen wieder unsicherer als je. Die hohensaußischen Kaiser, zu Unterdrückung der Selbsthilfe ebenfalls zu schwach, begnügten sich, und es gelang ihnen durch Eingehen in den Geist der Zeit, sie der öffentlichen Sicherheit so unschädlich als möglich zu machen. Friedrich I. befohl auf dem Reichstage zu Würzburg 1187 den, dem man aus gerechter Ursache berehden wollte, bei Strafe der Ehrlosigkeit, wenigstens 3 Tage vorher davon zu benachrichtigen. Dies nannte man absagen, wie der sagen (affidare oder affiduare, d. i. das Vertrauen auf den Frieden bezeichnen). Das Absagen geschah durch den Fehdebrief, der, nach Aufzählung der Ursachen, die Formel enthielt: „Darum will ich euer und eurer Helfer und Helfers Helfer Feind seyn, und, so ihr droh Schaden nehmet, des meine Ehre gegen euch und die euern verwahrt haben.“ — Eine solche Vorschrift fand in damaliger Zeit am leichtesten Eingang. Der *ad victoriam* und *ad hoc* schon, nur den zum Kampfe Vorbereteten vorher ab den. *T* Wolke für kräftigere der Adni bei den zu man die fernt zu friede für die Manche rern und ckungen 1

darfür oft große Summen Geldes ab, wodurch diese an sich wohlthätige Einrichtung, da es gar nicht im freien Willen des Reisenden stand, sich geleiten zu lassen, eine schwere Last wurde. Ja selbst ohne sich die Nähe des Geleites zu geben, heuchelten viele Burgherren an den Straßen und Flüssen, die bei ihren Sizen vorüberführten, alle von den Reisenden, eigentlich Loskaufungen der Plünderung, die sie ihnen bloß darum drohten, weil sie an diesem Orte in ihrer Macht stand. Als König Philipp im Jahre 1201 ein neues Gesetz gegen die Friedbrüche (d. i. gegen die unverkündeten Fehden) gab, — ein deutlicher Beweis der wenigstens nicht allgemeinen Befolgung des ersten. — verbod er zugleich aufs strengste jene Expressungen. Ähnliche Verbote zur nothwendigen Einschärfung dieser so leicht vergessenen Verfügungen, erließen Otto IV. 1209 zu Oldenburg, Friedrich II. 1234 zu Frankfurt und 1238 zu Mainz, bei Abhauung der Hand. Aber die Unruhe des Reichs



erblindete diese Rölke, ihren Besessern Nachdruck zu geben, und in dem  
 Arnischen Zeiten nach Friedrichs Tode kamen sie fast gänzlich in Ver-  
 eilendern. Da mußten die Untertanen selbst darauf bedacht seyn, dem  
 in Uedel zu steuern. Den Städten, die in diesem Zeitraum zuerst  
 sich den Handel zu blühendem Wohlstand und achtunggebender  
 Macht hoch erhoben, war an der Sicherheit des Verkehrs am meisten  
 gelegen. Schon im J. 1247 traten alle am Rhein gelegene Städte,  
 und die benachbarte, mit den 3 Erzbischöfen und einigen Ärgern in  
 ein schiedliches Bündnis ein. Sie versetzten sich, in Worms,  
 dem Wegelagerungen und Straßenraubereien, Zoll- und Geleitsverwe-  
 sungen in der Rheingegend mit gemeinsamer Macht zu widerstehen,  
 ein Frieden in ihren Grenzen mit Gewalt zu erhalten, und es gelang  
 ihnen, die benachbarten Herren und Edeln zur Abdankung ihrer un-  
 gerechten Ansehnlichkeit, so sogar die zum Beitritt zu diesem Friedensbunde  
 zu zwingen. König Waldemar bestätigte 1255 zu Oppenheim diesen Ver-  
 ein, und befahl, die vorstehenden Bestimmungen erst hätte bei ihm  
 und seinen Richtern zu suchen und nur wenn diese verweigert würde,  
 der unwillkürlich bleibe, im Namen und unterm Banner des Bundes  
 Gewalt gegen den Ungerechten zu brauchen. Vortrefflich und bei jener  
 Schwäche der Staatsgewalt einzig zur Bewahr dänischer Sicherheit  
 geeignet war jenes Bündnis, das an dem Ufern des Rheins einen die  
 wahren unerschrockenen Frieden bewirkte, aber die Unwissenheit aller Reichs-  
 länder im Fortschreiten schwächte auch seine Wirksamkeit, und die  
 Fiktionen der Factoren gaben der Habgucht und Erbitterung der Einzel-  
 nen neuen Vorwand und Spielraum. In den Ländern, wo die Herzöge  
 und Markgrafen die Landeshoheit ausübten schon damals anhängen,  
 und mit Maßdruck herrschten, gelang es ihnen auch so gewaltig, die  
 Räuber und Gewaltthäter zu bländigen. So in Bayern, Meissen,  
 Thüringen, Brandenburg. Aber in Schwaben, Franken, Lothringen und  
 am Rhein, wo mit der kaiserlichen Gewalt auch die herzogliche schwach,  
 lag die Anordnung und Wahrung aufs Geratewohl, so daß viele hun-  
 dert von Edeln nur vom Raube lebten. Rudolf von Habsburg, des  
 Reichs Wiederhersteller, suchte ihm auch den Frieden wiederzugeben.  
 Zum ewigen Aufgeben des Rechts der Waffen die Deutschen zu bring-  
 en, daran war nicht zu denken; es gelang aber Rudolfen, auf dem  
 Reichstage zu Würzburg, 1287, einen Landfrieden auf drei  
 Jahre von den Ständen genehmigen und im Reich verständig zu las-  
 sen. Diesen verlängerte er 1291 zu Speyer auf sechs Jahre, aber mit  
 einem Tode war er vergessen. Sein Nachfolger Adolf befestigte ihn  
 1293 zu Köln von neuem auf drei Jahre. Albrecht I. gab zu Nürnberg  
 ein ausführliches und strenges Decret gegen die Friedensbrecher, wel-  
 ches unter dem Namen der erneuerten Fassung König Al-

brecht I. be-  
 fehlung in  
 auf dem 9  
 solumen 1  
 nan von 6  
 im J. 136  
 vorhan zu  
 ren zu Ei  
 is bald in  
 eineswegs  
 Alles die  
 man, nach

Franken-  
 e 1333  
 Rieder-  
 wunol  
 seinem  
 en Be-  
 induno  
 t häre  
 erben,  
 n, wo  
 nennt  
 ; Gun-

Mitglieder verhiessen einander dessen Aufrechterhaltung, Beistand gegen jeden Gewaltthäter, und gestanden sich, um sich in jedem Falle Zutrüchtsörter zu sichern, gewöhnlich das Oeffnungsrecht in ihren Städten und Burgen zu. Wenn Bundesglieder mit einander Streit bekamen, der nur durch die Waffen zu schlichten war, so mußten sie ihn in andern Gegenden (außerhalb der Landfriedensziele) ausfechten. Albrecht I. bestätigte 1307 zu Speier einen solchen Landfrieden der schwäbischen Grafen und Städte, auf zwei Jahr, und zwar so, daß, wer diesem Bunde nicht beitreten wollte, im allgemeinen Landfrieden keinen Schirm finden sollte. Die rheinischen Städte errichteten 1319 einen neuen Bund, der den Landfrieden aufs nachdrücklichste handhabte; denn welchen Ritter und Edeln ihre Gewaffneten „im Schaden des Landes“ begriffen fingen, der ward in der nächsten Stadt ohne Gnade enthauptet. 1332 ward dieser Bund erneuert. Außerdem errichteten viele Städte, auch Fürsten, in einzelnen Gegenden, dergleichen Bündnisse von weniger Theilhabern. So bestanden im Elsaß zwei dergleichen, der obere und der untere Landfriede im Elsaß genannt. So gab es dergleichen kleinere Verbindungen oder Landfrieden in Bayern, Franken, Schwaben, der Wetterau, Lothringen, Sachsen (dem heutigen Braunschweig). In Westphalen gab es zwei dergleichen, die Gesellschaft vom Rosenkranz und die von den Roskammen. Ueberall festeten diese Verabredungen die Todesstrafe auf den Landfriedensbruch und vollzogen sie selbst. Dieser kleinern Verbindungen Mitglieder hielten noch fester zusammen als die der größern, und behielten sich beim Eintritt in diese gewöhnlich vor, nicht gegen einander zu fechten (nahm einander aus). — Das Hauptübel, die hauptsächlichste Ursache jenes Krieges Aller gegen Alle, lag immer in dem Mangel einer strengen und wohlgeordneten Gerichtsverfassung, verbunden mit der Abneigung der Deutschen gegen gerichtliches Ausmachen ihrer Uneinigkeiten. Dabei vereinigten sich die Städte, die in solche Bündnisse zusammentraten, gewöhnlich dahin, ihre Zwiste durch scheidrichterliche Aussprüche (Aussprüche) entscheiden zu lassen. Dies geschah namentlich in einem neuen Bunde, den die schwäbischen Städte 1351 zu Weinsberg auf die Lebenszeit Ludwigs des Bayern eingingen, dem die Pfalzgrafen bei Rhein und andere Herren beitraten und den Ludwig 1340 bestätigte. Als Karls IV. Landfriede von 1354 zu Ende gegangen war, schlossen die schwäbischen Städte (1356) unter kaiserlicher Bestätigung abermals einen Friedensbund, doch nur auf anderthalb Jahr. — Diese Verbindungen, wie zahlreich und wie oft erneuert, vermochten doch die Sicherheit des Reichs nicht überall zu erhalten. Ja sie arteten selbst, besonders gegen das Ende des 14. Jahrhunderts, auf das Verderblichste aus. Zu Erhaltung des Friedens aufgerichtet, dienten sie bald nur, die Fehden allgemeiner und ernsthafter zu machen, indem sie vom Schutz zum Trug übergingen und die Eidgenossen einander in allen und jeden, auch ungerechten und friedbrecherischen Tugun beistanden. Diejenigen Bünde, welche aus Fürsten und Städten, die ein so sehr verschiednes Interesse hatten, bestanden, lösten sich bald in zwei Parteien auf, die sich nun um desto erbitterter bekriegten. Denn immer blieben unerledigt die Klagen der Städte über die Fürsten, wegen der Bedrückungen des Handels durch Zoll und Geleite, die der Fürsten über die Städte wegen Aufnahme von Pfahlbürgern u. a. m., die hier zu erzählen nicht der Ort ist. So wenig läßt sich ein Staat durch die Waffen der Bürger in Ruhe erhalten, das Verderbniß selbst zum Heilmittel des Verderbens brauchen. Wo die kraftlose Regierung die vollziehende Gewalt in die

Ande des Volks legen muß, da ist der Stadt in seinen ersten Grund-  
 gen ermordet, und jene traurige Auskunft muß seine Auflösung be-  
 schleunigen. — Gegen Gerhard, Bischoff von Worms, die Grafen  
 Gerhard und Ulrich von Württemberg und Kraft von Hohenlohe schloß  
 n die schwäbischen Städte 1372 den Landfriede. —  
 und führten offenen und heftigen  
 er seinem Tode (1378) zu Nür-  
 n Pfalzgrafen Friedrich bei U-  
 lrich Besserer, des Raths zu U-  
 span verglichen, worauf die U-  
 nd dem Markgrafen zu Baden-  
 n, doch wieder nicht sowol zu U-  
 nd Trug gegen ihre Feinde; de-  
 r ihren Unterthanen auf dem U-  
 en und Herren, eifersüchtig u-  
 schädte und erbittert über die U-  
 undsüßige Städte, oft, ohne ihr  
 r traten, schlossen ihrerseits e-  
 lerechtfame, unter dem Namt  
 hast vom Leuen, die von St.  
 en Hürner, nach ihren gen-  
 eilen traten diese Gesellschaften  
 s, wie z. B. 1382 mit denen  
 ei Viertel Jahr; aber diese u-  
 in Dauer. — König Wenzel,  
 rn gesehen haben, wenn die U-  
 egengewicht gegen sie bildeten.  
 n Edeln und zu Erhaltung ihr-  
 hinsten Städte am Rhein im  
 lld mit dem schwäbischen Verein  
 in in Jahresfrist auf ein und 1  
 82, aber traten ihr fast alle St.  
 id am Rhein bei. Der Bund  
 rsten gerichtet; es wurden auf-  
 nommen, aber bald diese Uebn-  
 ennoch verbündeten sich, auf ka-  
 n auf vier Jahr mit diesem U-  
 ntheim auf einige Jahre erneue  
 lgemeinheit des Bündnisses der U-  
 wecke hatte, befördert wurde. So that Wenzel wohl eigentlich alles  
 r die öffentliche Sicherheit, was er, nach der zügellosen Ungebunden-  
 it damaliger Zeit, thun konnte. Bei allem dem sahen die Städte  
 mer ihre Verbindung unter einander für enger a-  
 rsten, erneuerten jene oft und nahmen neue U-  
 :hung dieser, so daß der Saame der Zwietracht u-  
 es erlaubten sich nicht nur die Fürsten immerfor-  
 afungen, sondern auch die Soldner der Städte  
 ewaltabhängkeiten, die schlecht stimmten mit den fi-  
 elche die Städte vorgaben, wohinter sie aber oft  
 u und Habgucht, als den Fürsten zur Last stel, 1  
 ig durch die Stärke ihres Bundes, zumal da f  
 n Städten besonders seinen Schutz gegen Jederm-  
 ürde, versprach. Vornehmlich erbitterte die Für-  
 n der schwäbische Bund 1386 den Schweizern ge

von Kaiserlich letzter. Es brachen im J. 1188 offene Feindschaften zwischen den Bisthümern und Kurfürsten aus. Der Krieg ward mit abwechselndem Glück geführt. König Wenig nach ihm und dabei Anfangs der Partei seine an, und erklärte sich öffentlich für sie; bald aber ließ der Kurfürst sich seine Völker zum Kaiserlichen ziehen. Die Bisthümer wurden durch Uebermacht und die Unerreichbarkeit der Armeen gezwungen, nachzugeben. Der Bürgerkrieg im Innern fürchtbarsten Wehals hatte endlich den erblichen Kurfürsten noch Frieden erregt. Es ward im J. 1188 der Landfrieden zu Eger auf 6 Jahre errichtet, wodurch alle Bisthümer, und, sofern die Bisthümer nicht streng widerwendig sein würden, auch die weltlichen Bisthümer für aufgehoben, jede und abgehört wurden. Dieser Landfrieden erhielt aber, da die meisten Bisthümer nicht ohne Streit zugestimmt, erst durch den Vertrag zu Friede im nächsten Jahr, seine Wirkung. Es wurden für die ersten Jahre: Schwaben, Lothringen, Franken und Elzß, oder Rheinbischthümliche Bisthümer befreit, um strengere Vereinigungen, und eine festlichen und die städtischen Angelegenheiten, Schwaben, vom Kaiser ernannt, befehligend. Es dalt man in Lothringen, ohne noch eine ordentliche feste Gerichtsverfassung Einleitung zu thun an Fuß, dort an Statt der, von einem Kaiser nach Ablauf des vorerwähnten Friedens, nach Erhaltung von Frieden freies die alle Zwangsacht wieder, wenn sie auch nicht waren in so hohem Maaße auszuüben. Es versuchten die Bisthümer im 12. Jahrhundert, sich von neuem zu verbinden, aber die Kurfürsten trübten es durch zu hinterzählen. Dazwischen wurden von einzelnen Bisthümern unter einander und mit den Kurfürsten Bündnisse zu Erhaltung des Landfriedens geschlossen, wie auch von den Kurfürsten selbst. Im Anfange dieses Jahrhunderts verbanden sich die Schwabischen Bisthümer, Straßburg, Speyer und Elzß in eine Vereinigung, von ihrem Wahrzeichen die Gesellschaft von St. Georgen Schild genannt, und da St. Erasmund im J. 1202 Bannonsche für den Landfrieden zu Schwaben verordnet war und ausmünderte, gewann dieser Bund mehr Ausdehnung und Achtung. So daß er in der That, 1231 zum Kaiserthum gefestigt, als eine identisch anerkannte Gemeinschaft (als ein sam als Curia des Herzogthums Schwaben) mit einem gemeinsamen Konsens angesetzt ist. 1231 ward er, nach zu Jahren, in drei Theile getheilt, die Partei in Ober-Schwaben, Nieder-Schwaben und im Rhein. Andererseits verbot Kaiser Erasmund alle Bannonsche, ohne des Reichs Rath, Grafen, Urtadel und Bannen. Ueberhaupt aber waren die Bisthümer in diesem Jahrhundert doch geneigt zum Frieden, und wurden es desto mehr, je dringender dessen Nothwendigkeit, durch die gemeinsame Meinung von den Kurfürsten, und dann von den Landesherren, erschien. Es errichtete Kaiser Erasmund 1231 einen allgemeinen Landfrieden auf die Dauer des Kaiserthums. 1233 ward zu Basel von neuem über den Landfrieden geschickelt, aber wenig bemerkt. Friedrich II war der erste, dem es gelang, dem Namen nach einen ewigen Landfrieden durchzusetzen. Er führte im folgenden (1247) zuerst geschickte Bündnisse oder Friedensverträge ein und theilte das Reich in 4 Kreise, deren jedem er einen Landfriedenshauptmann vorsetzte. Aber dieser ewige Landfrieden ward bald übertrieben und verlassen, denn er war noch nicht an der Zeit. Friedrich III. mußte wieder, um auf zum Kaiserthum Lust zu bekommen, sich bequemen, den Landfrieden, wie seine Vorgänger, auf einige Jahre zu versetzen, wie z. B. zu Frankfurt 1267 auf 3 Jahre, 1272 zu Regensburg auf 4 Jahre geschickelt, wie

er letztere Landfriede 1474 zu Augsburg auf 6 Jahre verlängert wurde er Kaiser hatte die Absicht, alle Verbündungen unter den Städten zu verbieten, konnte aber mit diesem, wie mit so manchem andern Vorwurfe zu Verbesserung der Verfassung, nicht durchdringen. Wie sehr vermochte er jene Landfrieden selbst nur in Form von freien Bündnissen durchzusetzen. Alle Fürsten, Herren und Edle, wie alle Städte theils, ja oft alle einzelne Bürger der Städte, mußten sie jedesmännlich beschwören. Wer nicht schwören wollte, ward recht- und rechts erklärt. Bei jedem solchem auf Zeit errichteten Landfrieden wurde gewisse Friedensgerichte (Landgerichte) niedergesetzt, nicht sowohl zur Entscheidung von Streitigkeiten, als zu Bestrafung der Friedbrecher in Reichsgraf oder Dynast, genannt Landfriedenshauptmann genannt, wo der Kaiser den Frieden nicht durchsetzen konnte, da seine Macht sich nicht erstreckte, Landvogt, führte er die Landgerichte aus Abgeordneten der einzelnen Stände des Reichs, die einzeln waren, ernannten die Bischöfe Vogt, sondern Obmann (Schutz) hieß. Zu Bewahrung der Friedbrecher, bei denen er die Thäter aufnahm. Der Landfriede von seiner Noth durchzusetzen. Die Berichte hielten er alle vier Quatembern in die Kirche, so oft es Noth that. die, wozu die Kirche gewöhnlich das Hundetragen. — Im J. 1486 wurde zu Frankfurt der letzte Landfriede auf Zeit errichtet, nämlich auf zehn Jahre, eine bisher nicht mehr hörte lange Frist, die auf den ewigen, der folgenden Regierung vorbehalten, vorbereitete. Hier wurden von neuem regelmäßige Austräge verordnet, und an sie und die Reichsstände gewiesen, dagegen alle Befehde im Frieden besonders in Schwaben, die eine Gebiete getheilt, immer der Meistleistung zu verschaffen (aber auch zugleich Bayern und gegen die Schweizer sich veranlaßte nun Friedrich selbst, auf dem Main, die, hundert Jahr lang von Schwäbischen Bundes. Dieser wurde 1486 schwäbischen Städte mit der Gesellschaft acht Jahr in eine Verbindung trat Schwaben, auch im folgenden Jahr in St. Georgen Schild genannt. Die Landfriede der Reichsstände, worin die eigentlich ausgenommen, d. i. gegen ihn nicht zu fechten, vorbehalten wurde. Durch den Beitritt des Kurfürsten von Mainz, des Bischofs von Augsburg, der Herzoge von Württemberg und der Markgrafen von Brandenburg (wegen Anspach), und Baden, so wie der Pfalzengesellschaft, wurde der Bund sehr mächtig. Ein Hauptgrundfahrin war die Festsetzung von Austrägen. Die St. Georgenschildts-Gesellschaft, ein Theil des Bundes, wurde nun in vier Bezirke getheilt, in jedem ein Hauptmann und ein Bundestrath vorgesetzt war, an der Mosel, an der Donau, im Hegau und am Bodensee; d.

ganze Bund aber, die Städte einbegriffen, hatte zwei *g e m e i n e H a n d l e u t e*, einen von der Gesellschaft und einen von den Städten, und einen gemeinen Bundesrath von acht Räten. Diese waren die Auftragsobrigkeit und hatten eine förmliche Gerichtsordnung. Das ganze Bundesheer betrug im J. 1500, 9000 Mann Fußvolk und 1250 Mann Reiterei. — Maximilian verlängerte den zehnjährigen Landfrieden im J. 1494 erst nur um drei Jahre. Aber die Erfahrung hatte die Nation die Miflichkeit und Unzulänglichkeit der zeitwährenden Landfrieden immer mehr einsehen, so wie die in diesem Jahrhundert immer mehr gediehene Civilisation sie die Aufopferung des barbarischen Rechts der Selbsthülfe gering achten und fest verbürgte bürgerliche Ordnung vermiffen gelehrt, so daß diese nun fast allgemeiner Wunsch, allgemeine Stimme ward, gegen welche das Murren weniger trotziger fauststolzer Edeln nicht aufkommen konnte. So vermochte denn endlich Maximilian I. auf dem Reichstage zu Worms im J. 1495 das Gesetz zu Stande zu bringen, das schlechthin der Reichslandfriede genannt wird, und das mehr dem Gange der Nationalcultur, als seiner Energie zuzuschreiben ist; denn sonst wäre es wohl manchem Vorgänger eher als ihm gelungen. Die Reichsstände selbst, von der Nothwendigkeit einer solchen Anordnung durchdrungen, zwangen den Kaiser, dem mehr als der Landfriede der Krieg gegen die Türken und in Italien am Herzen lag, sie zu Stande zu bringen, indem sie, bevor nicht der Friede des Reichs gesichert, Geld- und Waffenhülfe zu diesen Feldzügen dem stets bedürftigen Kaiser verweigerten. Es wurde also aus den Kurfürsten, Fürsten und Städten ein Ausschuß zu Abfassung des ewigen Landfriedens niedergesetzt, der solche sehr geschwind vollendete, so daß, nach Vorbringen und Berücksichtigung verschiedener königlicher und ständischer Erinnerungen, das Gesetz am 25ten Juli 1495 publicirt wurde. Darin wurde jede Art der Selbsthülfe auf ewige Zeiten verboten, bei Strafe von 2000 Mark löthigen Goldes. Die Fürsten verpflichteten sich unterm 7. August noch durch eine besondere Urkunde, der die Städte später beitraten, „zu Handhabung des Friedens, Rechts und der Ordnung.“ Die Stände sollten darnach jährlich sich versammeln, um des Landfriedens Behauptung, so wie die etwa vorgefallenen Uebertretungen, in Erwägung zu ziehen. Um die verbotenen Fehden auch unnöthig und überflüssig zu machen, ward ein stehendes Gericht, aus Beisitzern vom Kaiser und den Reichsständen gewählt, eingerichtet; das Reichskammergericht zu Speier, und durch ein besonderes Gesetz die Reichskammergerichtsordnung, Verfassung und Verfahren desselben fest bestimmt. (S. d. Art. Reichskammergericht.) Kürzere Dauer als dieses, hat das ebenfalls damals errichtete Reichsregiment gehabt, ein permanentes Collegium oder Senat, welchem die oberste Leitung der Reichsangelegenheiten und die Erhaltung des Landfriedens im Namen des Kaisers anvertraut wurde; denn theils durch die Eifersucht des Kaisers und der Fürsten, die darin eine Beschränkung ihrer Rechte sahen, theils aus Mangel an Unterstützung, zerschlug es sich nach wenig Jahrzehenden. — Die nachdrücklichste Handhabung des Landfriedens mußte immer noch die bewaffnete Macht gewähren, die mehr in der Stände als in des Kaisers und Reichs Händen war. Es dauerte bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts, und bis das Gedächtniß der alten Zeit ausgestorben war, ehe die Deutschen Edelleute bewogen werden konnten, sich ihres theuern Faust- und Kolbenrechts ganz zu entschlagen. Viele Bündnisse wurden daher für des Landfriedens Handhabung neu geschlossen, viele alte erneuert, aber alle, nach dem Gesetze Fried-

**§ 3 III.** mit ausdrücklicher Ausnahme und Vorbehalt des schwäbischen Bundes. Dieser wurde 1496 auf 3 Jahr verlängert, dann 1506 auf 12 Jahr, 1511 auf 20 Jahr, endlich 1522 auf 11 Jahr. Im Jahr 1523 verführte er 23 Burgen von Rittern, die den bloßen Verzicht des Friedbundes nicht konnten oder nicht wollten, auf, trotz der Bemühungen des schmalcaldischen Bundes Fürsten, jenen als eine Stille Erneuerung hinterzuziehen, übercartet war, und der Bund den Verzicht, so daß die schweren Kosten, jogen, den Städten den Bundesfriede und das Reichskammerkautschen Reichs im Unglücksjahre 1525 gewirkt. H. L.

**Landgut**, ein, ist die Vereinigung von Gärten, Weideplätzen, bisweilen liegenden Grundstücke und Sachen, zur Viehzucht. Je mehr nun Theilhaber auch das Ganze, daher der Aufwand der Sorgfalt des Landwirths sehr nicht sind die Landgüter sehr ungleich, aber in vollständige und unvollständige Erfordernisse dabei anzutreffen. Eben so ungleich sind die Beziehungen auf das Eigenthum beschränkten oder beschränkten, in der Person; sie stehen ferner in dem Besitze, oder einer einzelnen Person, oder einer Familie, oder aber einer moralischen Person, z. B. Kirche, Stift, Kloster, Gemeinde. In Rücksicht auf die Befreiungen und gewöhnliche Beschwerden sind sie entweder frey oder pflichtig; und jene wiederum entweder mit besondern Vorzügen und Vorrechten, z. B. Gerichtsbarkeit, Landstandschaft, Jagd etc. versehen oder nicht. Es gibt daher nach der Natur der Sache sehr verschiedene Sattungen von Landgütern, unter welchen sich die Allodial-, Lehn-, Stamm- und Fideicommissgüter; die Domainen-, Kammer-, Pfarr- und Kirchengüter; die Frei- und Rittergüter, die Gemeindegüter, und die steuer-, zins- und dienstpflichtigen verschiedentlich benannten Bauerthümer besonders auszeichnen. Auf eigenen Landgütern ist ein Jeder, der Grundeigenthum besitzt und besitzen darf, im rechtlichen Sinne landwirthschaftsfähig; auf fremden Gütern aber können nur diejenigen Personen Landwirthschaft treiben, welchen es die Gesetz erlauben, und die außerdem fähig sind, einen Landwirthschaftsvertrag einzugehen.

**Landcharten** sind Versinnlichungen der Erdoberfläche durch die zeichnende Kunst. Sie sind entweder Planislabien, d. i. auf einer ebenen Fläche gezeichnete Erdkörper, welche man auch Weltcharten, Mapponde, nennt, oder sie stellen nur einen Theil der Erde dar, und zwar die Universalcharten eine Halbkugel, die Particularcharten einen Haupttheil der Erde. Die Generalcharten stellen ganze Staaten, die Specialcharten einzelne Provinzen, die topographischen Charten einzelne Bezirke derselben dar. *Topographi-*

sche Charten stellen bloß die Gebirge und deren Flüsse, hydrographische die Gewässer dar. Außerdem hat man Producten-, Kunst-, zoologische, anthropologische, Kriegs-, Post- und Reise-, Seecharten u. a. Um geographische Gegenstände auf Flächen zur Anschauung aufzutragen, muß man diese Flächen nach eigenen Theorien dazu vorbereiten. Man zeichnet zu diesem Behufe darauf Netze und Roste, d. h. die einander durchkreuzenden Bestimmungslinien der Längen- und Breitengrade und der kleineren Gradtheile, wozu ein gedoppelter 12-14,000 theiliger Maasstab und logarithmische Rechnungen erfordert werden. Ist dies geschehen, so werden die Gegenstände nach Maaßgabe der gefundenen Länge und Breite in die Netze und Roste eingetragen. So sind denn alle geographischen Charten prospectivische Zeichnungen eines Theils der Erde, mit den dazu gehörigen Meridianen und Parallellkreisen.

Arten von Projectionen, die gewöhnlich nur einen also eine unmerkliche Krümmung als eine ebene Fläche an. Bei Krümmung merklich ist, und spectiv auf einer Fläche entstellungen der perspectivischen möglich ist, die Stellen einer auf einer Ebene zu entwerfen; sagt den Vorzug, welche die in stellt sich vor, das Auge f der Oberfläche einer Kugel, e eines größten Kreises, in Diese Art ist die stereographische. Hierbei lassen sich rische Tafel ist nämlich entum Pole seine Stelle, oder ridian, und das Auge befindet oder endlich die perspectivische Kreis, und das Auge erhält Kreise gehörigen Art. Nach a) die äquatorische und al-Projection. Nimmt lich weit an, so entsteht die

orthographische Projection. Man sieht, die Kunst, genaue Landcharten zu entwerfen, erfordert mannichfaltige mathematische Kenntnisse und Fertigkeiten bei großen Summen geographischer Kunde; und wird hieraus selbst den Schluß leicht auf die Unvollkommenheit der ersten Versuche in dieser Kunst machen. Die Geschichte der Producte der zeichnenden Geographie kann man in 3 Perioden abtheilen. Die erste geht von dem Anfange der ersten Versuche bis auf Agathodämon, welcher im fünften Jahrhunderte nach Chr. zu der Geographie des Claud. Ptolomäus Charten lieferte. Hier sind unter den früheren Arbeiten die von Anaximander (500 J. v. Chr.) die berühmtesten. Die zweite Periode erstreckt sich von Agathodämon bis auf den Nürnbergger Martin Behaim und den Veroneser Hieron. Fracastor im 16. Jahrhunderte nach Chr., welche in neuerer Zeit auch die ersten Erdkugeln verfertigten. Im achten und den folgenden Jahrhunderten hatte man in einzelnen fürstlichen Bibliotheken metallene Planiglobien und Landcharten. Karl der Große besaß eine solche von Silber, und Roger I. von Sicilien im 11. Jahrhunderte einen silbernen 100 Mark schweren Globus. Die



erste Periode geht von Babylon bis auf ein  
 Lybiam vertrittigen 1513 eine Weltkarte mit  
 ein neuen Welt. Petrus Plinius lieferte die  
 Landbeschreibungen in Ost- und West-Indien. In  
 ein machen eine Sammlung von ungedruckte  
 ein aber kaum 4500 Originale sich befinden.  
 Prof. zu Wittenberg, sog unter den Deutsche  
 barten noch mathematischen und geographisch  
 Welche Verträge sich Homann erworben, die  
 eigl. Noch immer besteht die homannische Offizin, und wie die weite  
 fern das geographische Institut zu Weimar, Schramm und Woll in  
 Wien, Schropp in Berlin u. a. In Haubers Verläufe einer weltänd-  
 erischen Historie der Landcharten (Wim 1729), mit den Zusätzen in des-  
 sen Discours von dem gegenwärtigen Zustande der Geographie (Wim  
 72), Hödners Museum geograph., Käftners Geschichte der Karten-  
 wand und Käftners Geographie für alle Erdtheile (Zbl. I. Bd. I. S.  
 71.) wird man ausführlichere Belehrung finden. Ausgaben auch für  
 er vorzüglichsten Charten für jeden Passat wird man um so weniger hier  
 erwarten, da fast jedes Lehr- und Handbuch der Geographie dieses No-  
 thwendig befriedigt. Chartensammler, die ihr Cabinet gern ordnen, oder  
 in neues anlegen möchten, finden ein brauchbares Hülfsmittel in des-  
 sen Progr. Instit. zu Weimar seltenerischem Cartumens-Catalog von Land-  
 charten, der sich nicht bloß auf eigenen Verlag beschränkt. ad.

Landrecht nannte man im Mittelalter die  
 gewohnheitsrechte, die in jedem Lande gleich gebräuch-  
 lich und Lehensrecht von allgemeinerer Gültigkeit und ge-  
 als ihre Particularrechte, war, so entstand der  
 unterschied, das nicht Lehensrecht war, Landrecht,  
 nach der Redeweise: Landherren, d. i. alle  
 nach Landrecht, den Lehensherren entgegenge-  
 gesetzt. gewohnheitsrechte im Mittelalter theilten sich in  
 sächsisches Recht im nördlichen, und das säch-  
 sische Deutschland. (S. auch den Art. Lei-  
 ten) werden im dreizehnten Jahrhundert nur  
 untern veranlaßt. Das sächsische Gewohnheitsrecht trug, unter dem  
 Titel: Sächsisches Landrecht, zwischen den Jahren 1263 und  
 1283, der sächsische Edelmann Rike von Megow zusammen, und  
 dieses Werk bildet den ersten Theil seines Sachsenspiegels, dessen  
 weiterer Theil das sächsische Lehensrecht ist, und der Jahrhunderte lang  
 in den Reichern Norddeutschlands, Preussens, Polens u. als Gesetzbuch  
 betrachtet wurde. Ein ungenannter Nachahmer Megows verfertigte  
 zwischen den Jahren 1263 und 1283 den Schwabenspiegel, des-  
 sen erster Theil das schwäbische Landrecht ist. Ueber diesen haben  
 die berühmtesten Privat-Sammlungen wurden noch auf Verlehl einzelner  
 Landesherren die Gewohnheitsrechte ihrer Länder zusammengetragen,  
 namentlich schon im dreizehnten Jahrhundert das österreichische  
 und älteste preussische oder rußländische Landrecht, in dem vier-  
 zehnten ein anderes ostpreussisches Landrecht, das einzigste Land-  
 recht vom Jahre 1310, die ostfälischen Urtheile von 1323,  
 das samerische Landrecht von 1326, und das bayerische von  
 1346; im funfzehnten das nordpreussische von 1428, und das die-  
 marsische von 1447. In neueren Zeiten hat Friedrich II. seinem  
 neuen Gesetzbuche den Namen preussisches Landrecht gegeben. H. L.  
 Landrecht kann man eigentlich nicht jede Ein- oder Ausfahrt

in Thelen der Natur nennen, sondern nur dann bezeichnet von Theil  
 er Natur mit dem Namen der Landschaften, wenn sich 1) alles Mann-  
 uchsfulig der Anschauung, ohne irgend einen bewußten Einfluß natür-  
 licher Dichtungskraft, zu einem harmonischen Totalbilde vereinigt, welches  
 sich als solches jedem Betrachter darbietet, und wenn 2) alles  
 Mannichfaltige der Anschauung zusammenwirkt, um in dem Bewußte  
 und Anschauenden eine gewisse Stimmung zum Gedankenloze, zu Bes-  
 trebungen und Gefühlen hervorzubringen. Zunächst ist es also ein ästhe-  
 tischer Charakter, welcher eine Aegend zur Landschaft macht, wor-  
 auch dann analoge Gefühle in der Seele des Betrachters erweckt wer-  
 ren, und diese eine dem Charakter der Landschaft angemessene Stim-  
 mung ertheilt. Der Stoffe, woraus diese Naturbilde bestehen,  
 sind: Berge, Seen, Thäler, vom Himmelslichte erfüllte Stellen des Erdbe-  
 wegs, Wald, Felten, Wasserfälle, Thäler, Wälder. Bei den Bergen  
 kommt ihr Standort, ihr Umriß, die Gegenstände, die seine Ober-  
 läche zieren, seine Felsen, seine Vegetation und Schatten in Be-  
 trachtung. Der schönste Standort ist vorzüglich die Ferne, weil aus  
 im Hintergrunde ihre veränderte Umrisslinie vom Auge gefaßt wer-  
 ren kann, ihre ungeheuren Höhen das Unerschaffte verlieren, und ein  
 mögliches, wohl gar sanftes Relief erhalten. Indes soll er nicht bloß  
 dienen, eine weite Aussicht zu eröffnen, sondern kann unter gewissen  
 Modifikationen selbst in dem Mittelgrunde, ja zum Theil selbst in  
 dem Vordergrund eine Stelle einnehmen. Ein großer Theil der Charak-  
 teristik der Bergg. hängt von ihrem Umriß ab. Bald erheben sie sich  
 pyramidenförmig, bald in abgerundeten Zügen auf, wie die Alpen,  
 bald bilden sie einen Carrétrücken, bald einen runden, ununterbrochen  
 inschwellenden, bald einen sanft abändernden Umriß, bald stehen sie  
 in klumpigen Formen auf, bald laufen sie parallel neben einander  
 an, und erscheinen so steil oder schrägliegend, runder oder kantig,  
 düster oder gemüthlicher, wozu ihre Bildung oder Felsbildung mit  
 sich, Rufen, Größe, noch von mannichfaltigen Farben, nicht wenig  
 beiträgt. Des Wei-  
 en, deren man zu  
 den die gelbe und  
 und dem Gegenst  
 der Jahreszeit, de  
 us Mannichfaltig  
 Ganze, und die A  
 ren Seen hat man  
 sie sich darin-bilde  
 Oberfläche, die zum Theil von Hummelwind der Luft abhängen. Nicht  
 um der Berg den Hintergrund, der See mit seinen Umrissen den  
 Mittelgrund, so selbst jetzt aus der Vordergrund noch, und diesen bil-  
 den die noch weiter angegebenen Eriste. Mag nun die Ansicht in eine  
 weite Ferne, oder in eine enge, abgeschlossene Aussicht geben, so wirkt,  
 wenn das Einzelne zum Ganzen sich vereinigt, der Eindruck einer sol-  
 chen erhebenden oder anwachsenden, ruhigen oder heiligen, ruhigen oder be-  
 wegen Naturküne ästhetisch auf das Gemüth. Seitdem die der Chris-  
 tlichen Zeit eigene Sentimentalität den Menschen nicht mit der Natur  
 unfremdlich, lag darum auch die kleine Kunst an, durch solche Na-  
 urbetrachtung ihr Gebiet zu erweitern, und es entstand die Land-  
 schaftsmalerei. Wie diese sich ausgebildet hatte, nannte man  
 wohl auch das Landschaftsgerade eine Landschaft. Solch eine Land-  
 schaft ist entweder treu der Wirklichkeit nachgebildet, Prospective

dichterisch erfunden, Darstellung idealer Naturliches von beiden sie sey, so ist sie in jedem Fall an die gebunden, ohne welche sie der Wahrheit und des Effects irde, und dahin gehören denn zunächst Beobachtung der d aller der Eigenschaften, welche an den Gegenständen in unter mannichfaltigen Modificationen wahrnimmt. Zu nan die Abstufung der Nähe und Ferne, nicht bloß in i Proportion, sondern auch in malerischer Wirkung rechgenseitigen Verhältnisse des Vorder-, Mittel- und Hinter herrschende Charakter der Ferne ist Weichheit, der es hergegen besteht in Kraft und Reichthum. Kraft in stärkeren Contrasten der Farbengebung, des Schattens und Reichthum in der Mannichfaltigkeit der Partien und der warmen Tinten. In gewisser Grade findet Reichthum auch in der Ferne statt, doch nie mit Kraft vereinigt; denn obgleich in der Ferne die Lichter stark und die Partien mannichfaltig seyn können, so werden doch die Schatten und Tinten immer gedämpft und sanft seyn. So stark aber auch dieser Contrast im Vorgrunde ist, so muß er doch den herrschenden Massen des Lichts und Schattens und der Farbengebung allezeit untergeordnet seyn, je, deren Wirkung Masse und Vermirrung ist. Auf solche Weise des Landschaftgemäldes, das Pitto kann aber auf einen hohen Grad i daß die Landschaft dadurch im e wäre. Soll es dieses werden, so ausgeführt seyn, daß durch Darstellung eine Stimmung bewirkt wird. In dargestellte Naturscene einen bestimm und in irgend einer das Gemüth. Die Werke der Landschaftsmalerei i je nachdem man dabei entweder an Natur in verschiedenen Gegenden i in welcher die Natur in dem darg die Art des Eindrucks und der S ficht nimmt. In dem ersten Falle stärklichen, im zweiten nach ihrer ihrem poetischen Charakter. I scheidet man die Landschaften nörd chen und Gebirgs-Gegenden, der ruhigen und bewegten Situationen bestimmt die verschiedenen Arten Der Styl einer Landschaft ist in d Scene selbst enthalten, und hängt liegenden Idee, von der Wahl, z zelnen, und von der Zusammenst. mannichfaltige der Formen und Massen wird durch die Composition, das Mannichfaltige der Farben und Töne durch den Hauptton des Colorits zur Einheit verbunden. Beide finden ihren höheren, gemeinschaftlichen Vereinigungspunct in der dem Werke zum Grunde liegenden Idee, und aus ihrer Vereinigung geht die Harmonie des Ganzen, oder die ästhetische Einheit der Landschaft hervor, die auch im Gesamtausdruck als Eindruck aufgefaßt wird, und deren ästhetischer Charakter sich durch die Stimmung ankündigt, welche der Gesamteindruck be-

wirkt. Der ästhetische Charakter der Landschaftsmalerei ist so vieler Modificationen fähig, als verschiedener Art die ästhetische Stimmung ist, in die eine landschaftliche Naturscene versetzen kann. Alle aber lassen sich auf die beiden Hauptmodificationen des schönen und des großen Erhals zurückführen; jener ist immer mit Reiz und Anmuth verbunden, dieser zeigt die Natur bald in stiller, ruhiger Größe, bald in furchtbarer Erhabenheit. Es versteht sich übrigens von selbst, daß dem ästhetischen Charakter der Landschaft, der natürlichste zum Grunde liegen muß, denn auch hier ist das Wahre und Charakteristische die Grundlage des Schönen. Zum natürlichen Charakter einer Landschaft gehört auch die Situation, oder der Zustand, in welchem sich die Natur in dem gewählten Momente der Darstellung zeigt. Sie ist entweder ruhig oder bewegt, aber immer von einem gewissen über die ganze Scene verbreiteten Effect begleitet, der sie näher charakterisirt. Die besondern Effecte in einer Landschaft, welche keine Situation, sondern bloß eine auffallende Naturerscheinung anzeigen, machen eine besondere Klasse landschaftlicher Darstellungen aus: die Effectstücke, z. B. Sonnen Auf- oder Untergang, Nacht, Sturm, Gewitter, Brand, Mondscheinscene u. s. w. Nicht immer aber erscheint die Natur in besondern Zuständen, und nicht immer will sie der Künstler darin zeigen. Oft ist bloß die Darstellung einer interessanten Idee, eines charakteristischen Bildes aus der Natur, das ihn selbst ergötzt und beglückt hat, seine Absicht. Die Natur ist unerlässlich an Motiven aller Art, aber sie fordert, daß ihr eine dichterische Phantasie begegne; ein gelbter Künstler, der sie lebendig auffaßt; ein Geist, der den rohen Stoff zu einer idealen Schöpfung ausbildet. Werthwürdig ist es, daß sich schon früh die Kunst der Landschaftsmalerei in zwei Schulen theilte. Die ältere, mit Titian an der Spitze, in dessen Aufzuegen Hieronymo Nazaro, Ann. Caracci, Nic. u. Casp. Poussin, Viola, Franc. Ormaldi und Salvator Rosa treten, bildete den großen Styl, die Composition, als die Einzelne, mehr auf das Einzelne, von dem Niederländischen welcher Breughel, Eggenholtz, Wouda u. a. angeht das Mannichfaltige der einzelnen, auf wahre Localitäre, in den verschiedenen Tageszeitenige Ausführung, strebte, als nach Bedeutsamkeit und Größe. Unter den neueren Künstlern wandelten auf eigenen Wegen Hobbema, Dietrich, Neuhau, Reinhardt, Vogel, Heß, Friedrich. Was nun aber auf allen diesen Wegen die Kunst von der Natur gewonnen hatte, das suchte eine andere Kunst der Natur zurückzugeben, die Gartenkunst nämlich. Unter mehreren britischen Garten-Kunstbetreibern hat sich vornehmlich der Domberr und Prediger Bidd. Gilpin durch mehrere Schriften über malerische Naturschönheiten diesem ein bedeutendes Verdienst erworben, indem er sowohl das Pittoreske, als das Heildische der Landschaftsmalerei auf die wirkliche Landschaft übertrug, sey es, um die vorhandene Natur durch Anwendung der Kunst zu verschönern, oder bei Kunstanlagen eine ideale Schöpfung darzustellen, welche Natur seihe. Das Höchste der Gartenkunst konnte gewiß nur auf diesem Wege erreicht werden, denn so spielt man nicht bloß Schönen im

lustvollsten Weise auf  
 ist das Ganze, als das  
 bestehende. Die andere  
 in Italien gebildet, und  
 abe Selde, Ewano  
 Studium besonders auf  
 in ihren Formen und Far-  
 3 Licht und der Luft  
 Harmonie und sorgfältig

lt, Anmuth und Reiz,

Einzelnen, sondern Einheit des Mannichfaltigen, Harmonie der Theile, Zusammenstimmung zum Ganzen, mochte dieses nun für den bleibenden Gesichtspunkt des Anschauenden, oder für auf einander folgende Gesichtspuncte des wandelnden Betrachters dargestellt seyn. Was die Natur angedeutet hatte, vollendete die Kunst, denn jede Kunstschöpfung ist nur dann wahrhaft was sie seyn soll, wenn sie durch ästhetischen Charakter eine ästhetische Stimmung hervorbringt. Der Gartenkünstler hat sich demnach bei der Anlegung seines Planes dahin zu betreiben, alle Theile seines Ganzen so zu ordnen, daß er nicht bloß viele wohlgefällige malerische Aspecten gebe, sondern daß alle Theile in ihrer Aufeinanderfolge sich in seiner Phantasie so aneinander reihen, daß dadurch, wenn auch nicht ein Totalbild, doch ein Gesammtindruck herorgebracht werde, welcher das Gemüth in eine harmonische Stimmung erseht. Hat der Landschaftsmaler bei seiner Darstellung eine größere, reiere Wahl und, wenigstens in den meisten Fällen, den Vorzug der Gesammtnsicht vor dem Gartenkünstler voraus, so wird dieser jenen wiederum durch das seine Darstellung durchwehende und durchdringende Leben, den stillen aber mächtig wirkenden Beistand der Natur, überreffen. Der Gartenkünstler bewirkt, daß die Natur selbst uns als von schöferischer Phantasie befeelt beegne, daß sie, indem er ihre Motiven verständlicher ausspricht, in die Wirklichkeit eine ideale Schöpfung gekehrt zu haben scheine. Daß dieß des Gartenkünstlers Triumph sey, springt in die Augen; nur als Schüler des Landschaftmalers, aber konnte er diesen Triumph berechnen.

dd.

**L**andsch  
 er diesen verß  
 zöglinge aus  
 die Fürstenschu  
 ler Bergen bei  
 die Schulen an  
 als die Städte  
 en höheren S  
 en Unterricht  
 andere Lehrer  
 suchs sie dahe  
 Christenthum  
 für dieses Bed  
 en erhielten,  
 hren Parochien  
 and machten  
 Landvolks im  
 Aber schon in  
 Charakter ann  
 Berufe zum U  
 theilten, unter  
 der Bischöffe u  
 Könige bald w  
 lugend vor den  
 dürftig herfagen  
 sich nicht hier  
 seit dem 25ten  
 der Pfarrer u  
 Jugend der ni  
 in den Dörfern

Dorfschulen aber war dem Zeitalter der Reformation vorbehalten, wo die Buchdruckerkunst durch die Verbreitung von Lehrbüchern in der Muttersprache gemeinlich zu werden anhielt. Nun erst konnten die Bücher, Katechismen und Bibeln in die Hände der Landjugend kommen, und für den früher nur wüthenden, der Willkür des Lehrers überlassenen Unterricht, einen angemessenen Stoff darbieten. Freilich blieb auch dieser Volkunterricht immer noch sehr dürftig, und konnte wegen Mangel an tauglichen Lehrern bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts keine merkliche Fortschritte zum Bessern machen, denn von Schwabens und Straßburgs Einfluß ging, wo er einbrang, auf das, aus Handschreibern, abgekauften Bedienten, Schreibern und Soldaten bestehende Landschullehrerpersonal kaum etwas mehr, als die Mühe der Zubereitung über. Eben daraus wurde auch durch die Landschulordnungen mehrerer protestantischen Regierungen im nördlichen Deutschland wenig gebessert. Höchst verdienstlich war dagegen das Beispiel des edlen Domherrn von Kettow, der 1722 die Schulen auf seinen Dörfern in der Gegend durch Anstellung geschickter Lehrer, und Anwendung zweckmäßiger Unterrichtsmethoden, zu moderner Bildungsanstalten für seine Untertanen umschuf. Um dieselbe Zeit sang ein edler Vertreter der Bewegungen zur Verbesserung des Landschulwesens sich zu regen an. Der Reichsgraf von Schulenstein und der Abt von Gädswitz wurden die Reformatoren des Volkunterrichts der Katholiken in Pommern und Pommern (vergl. d. Art. Normal-schulen). Besondere Bildungsanstalten für Landschullehrer, die sogenannten Seminaristen, entstanden in mehreren Staaten Deutschlands, so wie in Holland, Dänemark und Schweden, und von jedem Fortschritte der Pädagogik konnten aus die Früchte durch besser gebildete Lehrer auch der Jugend auf dem Lande zu Theil kommen. Seit den achtziger Jahren des vorletzten Jahrhunderts ist die Reform der Landschulen immer mehr ein Gegenstand öffentlicher Verhandlungen in Zeitschriften und auf öffentlichen Landtagen geworden; auch die Meinungen, welche an der alten Maxime des Despotismus, dem Landmann in seiner Arbeit zu lassen, noch am liebsten hingen, oder den Staat überhaupt ganz zu verlassen, sind in der nicht unbedeutend geworden. Der Fortschritt, und die Revision des deutschen Reichs vereinigte Provinzen, Dorfschulen die Ehre des

Dennoch diese Lehrern, die sogenannten Primarschulen in Frankreich, sind während der Revolution und durch die Secularisation aller kirchlichen Fonds, an den meisten Orten eingegangen, und die kaiserliche Anweisung, von der sie abhängig gemacht wurden, hat sie bei weitem nicht an allen Orten wiederherstellen können, so daß es noch jetzt eine Anzahl nicht unbedeutender Landgemeinden in Frankreich gibt, wo die Jugend entweder gar nicht unterrichtet, oder unterwandernden Schulmeistern, die die Eltern auf eine Zeit lang hängen, preisgegeben wird. Freilich blieb auch in Deutschland noch manches zweckmäßige Vorschlag in Ausführung der Dorfschulen auf Manasel an Fonds und gutem Willen ausgeführt, und manches hindernde Uebelstand beim Urtum. Die den Grundbesitzern zu leistenden Frohn- oder Hordienste der Eltern sind, wo sie noch bestehen, eine Ursache höchster Schulverschwendung. Der

Abbildung auf das Wohl des  
müßten endlich liberalere An-  
in Deutschland keine Menge,  
wichtige Angelegenheit gethan  
ein Säden von Europa west  
en in ihrem Fortschritte über die  
1810 und 1811 mit Frank-  
landschen und niederdeutschen  
den französischen jugendlichen.

er, die Armen werden im Winter durch Almsen, und im Sommer durch allzusehrige Anstrengung zum Broterwerb, von der Schule abgehalten, denn Industrieschulen, wo den Schülern nach dem Unterrichte zugleich Gelegenheit zu einigem Erwerb gegeben wird, wurden noch an einigen Orten versucht. Ueberdies sind die Schulmeister immer noch durch Ueberladung mit fremdartigen Nebenämtern in der Verwaltung ihres Hauptberufs gehindert, und selbst diejenigen, welche wirklich das Bessere kennen und anwenden wollen, müssen sich oft in ihrem Streben durch eigensinnige Vorgesetzte und unempfindliche Gemeinden gehindert sehen. Nirgend indeß sind Verbesserungen schwerer und langsamer ins Werk zu setzen, als in dem weiten und erst seit einigen Jahrzehnden sichtbar gewordenen Gebiete des Landschulwesens, und da durch die Einrichtung guter Seminarien schon viel zur Bildung geschickter Lehrer geleistet wird, so ist es um der Noth der niederen Schulen willen, daß eine neue Methode erfunden worden ist, die durch die Handlung nach den bis dahin gemachten Erfahrungen die besten Verbesserungen zu Stande zu bringen hofft.

Regierungen zur Regelung der Lehrergehalte in den Schulen, und noch mehr, zu Gunsten des Friedens hoffentlich eifrigere Beförderer der Lehrmittel zu den demselben zuwenden, müssen dabei die Gefahr der Halbwissenheit vermeiden, als eine Folge der Unwissenheit, und aus demselben Lande die besten Aufseher und Be-

Landdown (Lord), Sohn des Grafen Shelburne, ward noch sehr jung Lieutenant unter der königlichen Garde, und machte unter dem Herzoge von Braunschweig, als Freiwilliger, den siebenjährigen Krieg mit. Im J. 1763 ward er General-Major, 1772 General-Lieutenant und 1783 zum General ernannt. Von Jugend auf mit dem großen Chatham innig verbunden, machte er die politischen Grundsätze desselben zu den seinigen. Am 1sten April 1762 ward er zum ersten Lord der Schatzkammer und zum geheimen Rath, und am 30. Jul. 1768 an die Stelle des Herzogs von Richmond zum Staatssecretair erwählt. Nun spielte er, in Verbindung mit Lord Chatham, welcher Kanzler war, unter dem Namen Lord Shelburne, eine wichtige Rolle im Ministerium, welche jedoch nur eine kurze Zeit dauerte; Lord Chatham nahm seinen Abschied, und dann auch, durch sein Beispiel gereizt, Lord Shelburne seinen Abschied. Von diesem Augenblicke an bis zum Jahr 1782 wider-

Schauplatz zogen. Hier zeichnete er sich unter der Opposition aus, und machte im Januar 1793 den Vorschlag, einen Gesandten nach Frankreich zu senden, der sich zu Gunsten Ludwigs XVI. verwenden sollte, und aus den 10,000 französischer Ausgewanderte, welche sich gleichfalls in England befanden, eine Colonie zu Canada zu bilden. Er stimmte stets gegen den Krieg mit Frankreich, widersetzte sich, dem zu Folge, im Juni 1794 den Subsidiën, welche man Preußen bewilligt hatte, und trug gar im April 1798 auf Entlassung der Minister an. Hierauf erklärte er sich wiederholt für den Frieden und gegen die Vereinigung mit England, und starb im August 1805 im 71sten Jahre seines Alters. Noch bis an seinen Tod zeigte er die nämliche Lebhaftigkeit und den nämlichen Scharfsinn, welche ihn in seinen jüngern Jahren so bemerkenswerth gemacht hatten. Er liebte und schätzte die Künste; davon zeugte sein Pallast, der einer der geschmackvollsten und kostbarsten in ganz England ist. Eine Sammlung Gemälde von den ersten Meistern, ein Mobiliare, 100,000 Pf. Sterling an Werth, eine Bibliothek aus 10,000 Bänden der kostbarsten Werke, unter welchen sich eine vollständige Sammlung aller in Frankreich und England über die französische Revolution erschienenen Schriften befindet, machen jenen Pallast zu einem Gegenstande der öffentlichen Wissbegierde. Als einziger Erbe von dem ungeheuern Vermögen seines Großvaters zeigte er sich stets als den großmüthigen Beschützer der Gelehrten und Künstler.

**Landshut**, eine wohlgebaute Stadt in Niederbayern mit 6000 Einwohnern, wird durch die Isar, die in zwei Armen vorbeifließt, zu einer Insel gemacht. Auf dem nächstgelegenen Berge ist das unbewohnte, ehemals feste Schloß Trausnitz befindlich, welches 124 Zimmer enthält, und jetzt zu einer Sternwarte bestimmt ist, wo auch Herzog Friedrich von Oesterreich gefangen gefessen hat. In der Stadt selbst ist ein herzoglicher Pallast, der neue Bau genannt, eine Landesregierung und das Landschaftshaus. Der Kirchturm bei dem Collegiatstifte St. Martini ist einer der höchsten in ganz Deutschland von 456 Fuß, und hat 603 Stufen. Im J. 1802 wurde die Verlegung der Landesuniversität von Ingolstadt nach Landshut bewerkstelliget, am 4ten Juni die feierliche Einweihung derselben gehalten, und ihr von ihrem zweiten Stifter der Name Ludwig-Maximilians-Universität beigelegt. Es befinden sich ungefähr 600 Studenten auf derselben. Die ehemaligen unverhältnißmäßig vielen Klöster in Landshut, acht an der Zahl, sind zum Theil zum Besten der Universität aufgehoben worden. — **Landshut**, ein Schloß nebst Vogtei im Canton Bern. — **Landshut**, Stadt am Bober im schlesischen Fürstenthume Schweidnitz mit 2966 Einwohnern und 458 Häusern. — **Landshut** (Lancut), Stadt in Gallicien, im Samborer Kreise an der ungarischen Grenze.

**Landstände** und deren Eintheilung in zwei, hernach in drei Curien, waren die natürlichen Resultate des ältesten Nationalzustandes der germanischen Völker, besonders aber derer, die das nördliche Deutschland vom Rheine bis zur Elbe und Oder bewohnten, und die sämmtlich als Zweige des alten Stammes der Landsassen, welche zu Tacitus Zeiten, unter der Benennung Cherusker, Brueterer, Angrivarier u. s. f., in der Geschichte ihre Rollen spielten, zu betrachten sind. Des ehemaligen monarchischen Frankreichs Etats-généraux und Schwedens Reichsstände in vier Curien sind Abarten jenes echt-deutschen Instituts, mit ihm jedoch aus einer Quelle entsprungen. Um historisch zu begreifen, wie solche Stände, welche in keinem Lande bis auf unsere Zeiten als wahre Volksrepräsentanten zu betrachten sind, entstanden, ihre Rechte



weiteren, wesentlichen Antheil an der Landesregierung errangen, und in neuern Zeiten größtentheils durch die landesherrliche Souverainetät wieder unterdrückt wurden, bedarf es hier nur einiger Grundzüge der alten Steuer- und Repräsentationsverfassung der deutschen Staaten. Tiefere Einsicht in das Wesen der alten Landstände kann hier nicht gegeben werden. Unsere ältesten Vorfahren und Ahnherren waren freie Männer und geborne Soldaten. Die Gesamtmasse der Nation bildete ein ungeheures, sich selbst ergänzendes Heer, wobei die natürliche Verflügung getroffen war, daß der in der Heimath bleibende Theil der Nation, zur Unterhaltung und Verpflegung des im Felde stehenden Theils, das Erforderliche lieferte. Dies ist die erste, rohe, bloß dem Zeit- und Kriegsbefürfnisse angepasste Steuerverfassung aller süd- und norddeutschen Völkerschaften. Sie bestand früher unter den Schwaben (Sueven) als unter den Sassen, weil jene früher als diese mit auswärtigen Ländern, besonders mit den Römern, in langwierige Kriege geriethen. Die Sassen brachten anfänglich ihren Fürsten zur Führung des Krieges nur freiwillige Gaben, die meistens in Naturalien bestanden; allein solche erbetene Gaben (Baten, Banden) verlangten in der Folge auch die Gefolgsführer, welche mit ihren Gesellen dafür die Pflicht übernahmen, die Nationalfehden auszufechten; der erste Keim stehender Heere und deren Besoldung von der Nation! Schon dadurch ward manches Allode (freie Gut) mit Lasten beschwert, wovon die älteste einfache Verfassung nichts wußte, als noch jeder Wehr im Heerbanne zur Vertheidigung eines Heeres auszog, während Weib, Kinder und Knechte die Wirtschaft zu Hause fortsetzten. In dieser Zeit war die Nationalrepräsentation durchaus persönlich; denn jeder freie Mann erschien in der Versammlung stimmfähig, und der Edeling, selbst der Fürsten Stimme, galt nicht mehr, als die der Gemeinfreien. Im Namen des unsichtbaren Gottes leitete vielmehr der Priester, als Gottes Stellvertreter, durch Zeichen (Wiehern der heiligen Kasse, Loose u. s. f.) das Ganze nach den Absichten der Großen, mit denen er einverstanden war. Die zweite Hauptepoche der deutschen Steuerverfassung trat ein, als Carl der Große auch Norddeutschland unter fränkisches Joch gezwungen hatte. Die Heerbannspflichtigen mußten sich nun jährlich dreimal dem Edelvolgte zur Musterung stellen, und dabei ihm ein gewisses Maas Prostantkorn, den Bätepfennig oder ein Suhu u. s. f. liefern. Dieß waren die ersten ordentlichen und stehenden Steuern, die dem Volke aufgebürdet wurden. Bald folgten die Charitativen oder Auxiliengelder für den König; die Heersteuern und Hostendienste von allen fränkischen Leuten, die nicht mit ins Feld ziehen konnten; die Heerbannsbrüche derer, welche sich dem Aufgebote nicht stellten; die Sendgelder für den königlichen Sendgrafen und für die Bischöffe, welche zum Landgerichte und zur Kirchenvisitation ins Lande herumreiseteten; der Tribut, Inferenda genannt, und die königlichen Zölle, welche Steuern auf allen Landeigenthümern ohne Unterschied des Standes lagen, und wobei der Adel gar nicht, die Geistlichkeit nur in sofern verschont blieb, daß jeder Kirche ein steuerfreier Hof verwilligt wurde. Die Unfreien waren dagegen zur Frohne, zur Entrichtung des Königs-Pfennigs, des Grafenschokes und des Zehnten verbunden; auch hatte obenein der königliche Sendgraf die Befugniß, beim Ausbruche des Krieges in seinem ganzen Gau auf zwei Drittheile des im Felde stehenden Getreides Beschlagnahme zu legen, und solches als Magazinikorn fürs Heer zu benutzen. Die dritte Hauptveränderung erlitt das Steuerwesen, als der Heerbann einschloß und der Dienst-Lehnsmannschaft weichen mußte. Nun galt der Grundsatz: wer

keine persönliche Kriegsdienste leistet, wird mit einer ordentlichen Steuer belegt; Enfter und Krieger müssen dagegen die geringern Kriegslasten des Heerwagens, der Herberge und der ersten Wade tragen. Jetzt war schon die Waffe der Nation aufgetrieben: Adel und Geistlichkeit repräsentirten das Ganze. Die Nationalversammlungen verschwanden, und an ihre Stelle traten Landtage, wo der Fürst dem Adel und der Geistlichkeit seine Wünsche und Forderungen vorlegte, dazu ihre Bestimmung und die Bewilligung der Banden (Steuern), deren er bedurfte, erbat. Natürlich schob nun der Adel sowohl als die Geistlichkeit die schwersten Lasten auf seine Hinterlassen, immer jedoch die letztere vorsichtiger als der erstere, welcher gewöhnlich seine Eigenen nur in so weit schonte, daß sie die ihm zu leistenden Leibespflichten und Dienste, die Bekleidung, Wadenschnitt, Wildfangs- und andere persönliche Abgaben nach wie vor entrichten konnten. Naturrecht aber der Edlung seine Hbrigen gänzlich, so entrieffen sie ihm; der Adel blieb unbekannt und der Staatsbankrott verfiel. Also ward der ganze unfreie Theil der Nation nur in so fern durch die beiden Stände geschätzt oder repräsentirt, als es ihr eigener unmittelbarer Vortheil ersichtlich. Wäre der Bauer frei geblieben und der Hof, den er baute, sein Eigenthum gewesen, so würde sich der rothe Adel sicher nicht darum gekümmert haben, ob der Bauer zu Grunde gerichtet werde oder nicht.

Der Städte ein dritter Stand in Weise mit den beiden ersten Ständen Verbindung geriet. Der Bürger war durch die Wohlhabend, durch Wohlhabend Überlegenheit zur Freiheit reis, und Dabei hatte der Krieg durch die Gefahr einen neuen Charakter angenom durch in Sch. den; das unfluge E ihre Macht noch mehr, und sie zu steuern. Aber sie vermochten nicht, zu zwingen, mußten also, wie sehr Adels auch dagegen stimmte, den C

men, gleichfalls auf den Landtagen durch ihre Vorsteher zu erscheinen, die dann das städtische Gemeinwesen repräsentirten, und ihre freie Zustimmung zur Bewilligung der erforderlichen Steuern gaben. Aus der Art, wie diese Repräsentationsbefugniß des dritten Standes entstand, läßt sich schon abnehmen, daß die kleinen Städte weit länger unter dem Drucke willkürlicher Gewalt seufzen mußten, als die großen, welche früher die Macht in Händen hatten, Ja oder Nein zu sagen. Es ist eben daraus klar, warum die kleinen Städte weit später zum Repräsentantenrechte gelangten, als die großen, und sie würden vielleicht nie dazu gelangt seyn, wenn nicht die Fürsten endlich begriffen hätten, es sey ihr eigener Vortheil, das städtische Gemeinwesen gegen den raubsüchtigen trotzigem Adel zu begünstigen, damit, wenn dieser dem Fürsten Gehorsam verweigerte, der Fürst an dem Städten ein Gegengewicht habe, wodurch er dem Adel zur Erfüllung seiner Schuldigkeit zwingen könne. So weit war fast in allen Staaten deutschen Ursprungs die Sache um die Mitte des 15ten Jahrhunderts gediehen. Mit der Edlonerung traten die Schatz- und Viehsteuern, die Land- und Noth-Banden, das Feuerf. Geld, das Umgeld, der Haublohn und die Träulein-Steuer ein; Steuern, die sämmtlich von den Banden des vorigen Zeitraums dadurch abwichen, daß jene ohne Kaufgabe vorübergehender Bedürfnisse periodisch auf das Grundvermögen gelegt, diese aber blühende Vermögens-

und Consumtionssteuern wurden, die zum Behufe bleibender Staatsbedürfnisse erhoben werden mußten. Im Laufe der Zeiten nach dem 15ten Jahrhunderte entwickelte sich hieraus mehr und mehr die ständliche Verfassung, und sie erhielt obllige Consistenz, sobald der Gebrauch aufkam, daß der Landesherr den zusammenberufenen Prälaten, Rittersn und Städteabgeordneten feierlich die Summe anzeigte, welche sein außerordentliches Bedürfnis erheischte, und dann die Stände begierig für die Befriedigung desselben Sorge zu tragen. Bei dergleichen Steuerbewilligungen konnte nun gar nicht fehlen, daß der dritte Stand mit dem

gierungsbedürfen, von deren Wirklichkeit die Behauptung der Landstände eben abhängt, vollständig organisiert, und dadurch ein Gegengewicht jeder Unmäßigkeit bewirken. Auf dieser Höhe haben die Reichsmarschall-, Kammer-, Krieg- und Finanz-Collegien ihre Ausbildung erhalten. In wiefern nun dadurch die landesherrliche Macht mehr und mehr freien Raum gewann, so sehr gewann auch der die ihr bisher leidigen Bauer an Freiheit, Wohlstand und freierem Lebensgenusse. Wenn die fürstlichen Räthe waren klug genug, ihrem Herren klar zu machen, daß, je mehr der Bauer der Hindernisse und der geistlichen Lasten der Bischöfe entzogen werde, um so mehr könne er auch

zuweilen bedürftigen beistehen, und eben dadurch dem Könige übergenüßig gegen die beiden ersten Stände der Landesherr sich beizugehen habe, und durch seine Macht nicht von den Ständen abhängig bleibe, wurde über das Bauernstandes erleuchtet und die Landesherrschaft t. Wo das Regierend Staats stand, oder wo die der Adel) dem wurde, da gelangte der Bauer zu dem, nicht einmal ist verstanden Freiheit. Was Brandenburg mit Beschränkung, oder durchsetzen mit treuen Promitten u. s. f., so wird durch die

sehr! Das Aufheben der deutschen Fürsten zur vollendeten Courtoisance, wobei jedoch wegen der Reichsgerichte keine oblige Pflicht zu Lasten der Stadt finden konnte, das sie sich der Verbesserung des Bauernstandes der Pöbel und Pöbeln so viele Hindernisse in den Weg gesetzt, als die selbständige Volkstheile der beiden ersten Stände. (Jurgend ist Swan denkt nur an den letzten und vorletzten Landtag in Paderb.) eine gerechte und gleichmäßige Verteilung aller Vortheile könnte aufgefunden worden, als wo die privilegierten Stände, sey es wegen der Reich oder wegen der Übermachtigen des Landesherrn, die Gewalt zu halten, darüber eine entscheidende Stimme abgegeben. Warum haben verdorbene Adel und Erbschaften nicht den Fall gelehrt Hindernisse gefunden, als wo die Stände bei dergleichen Entwürfen wie anderen waren. Man denke nur an die ärgerlichen Ereignisse im Herzogthum Braunschweig bei Bekämpfung der protestanten Einführung einer geschickten Pöbel und eines allgemeinen Pöbelkollegiums! Der Kopf an corps (man darf sich nicht durch Gemeinheit überlegen) hat aller Orten unsere Landstände geliebt, und so lag es auch in dem Range der Fortsetzung und Ausbildung dieses altherkömmlichen Instituts. Von der Unterwerfung der Landstände nach aller Form hat also kein undfangener Fortschritt vaterländischer Freiheitsliebe der letzten Wunden, welche ein vortrefflicher Freund und Sohn, erwarten. Sie waren die wahre Herrschaft der Nation, und konnten es auch in ihrer Zusammenkunft nicht sein. Sie waren, sobald der Reich und seine Nähe nur Ennuit, Gewandtheit und Klugheit genug bewiesen, nicht einmal kränkelnde Volkwerke mal belüßter Gewalt. Sie mußten mit der Zeit (wäre Deutschland auch nicht in Frankreichs Reichthum geraten) eben so gut ein bloßes Vorgesetz werden, als die westfälischen Reichsstände es geworden waren. Eine wahre, auf Gerechtigkeit, Vaterlandsliebe und Aufrichtigkeit gegründete Volksherrschaft ist uns nöthig, wenn Deutschland wieder zum neuen Leben zur Nationalfreiheit, zur Nationalmacht und zum Nationalwohlstand aus dem niedrigen Schicksale der Unfreiheit steigen soll. Das Volk, nicht der Adel, hat dem Staat gegeben, die Folgen zu überleben, der ersten Nacht und Tage

kräftig wieder hergestellt. Das ganze Volk muß also repräsentirt werden, nicht die adliche Hufe, nicht das geistliche Stift, nicht die städtischen Gemeinheiten allein. Solche Stände thun uns nicht noth, solcher bedarf der Fürst nicht. Möge also nicht von uns mit Recht gesagt werden: „Das ist aber das Gericht, daß das Licht kommen ist in die Welt, und die Menschen liebten die Finsterniß mehr als das Licht u. s. f.“

Z. Z.

**Landstraßen** (Heerstraßen) mußten sowohl wegen des Handels, als auch wegen des Krieges und der mit beiden so nothwendig verbundenen Reisen, sehr frühzeitig angelegt werden. So soll schon Semiramis durch ihr ganzes weitläufiges Reich Straßen gebaut haben. Auch bei den Chinesen sind die Straßen sehr alt; denn man erzählt, daß bereits der Kaiser Chao-hao, der in den fabelhaften Zeiten lebte, die Wege gerade eben machen lassen, um die Berge zu übersteigen. Bei den Griechen war Hermes (Mercur) der Schutzgott der Landstraßen, weswegen man auch dessen Säulen (Hermä), welche außer dem Kopf keine weiteren Gliedmaßen enthielten, auf die Kreuzwege setzte. Außer Hermes fanden auch noch Diana und Apollo den Wegen vor. Die ersten wirklich gepflasterten Straßen schreibt man den Karthaginensern zu; die Römer folgten ihnen nach, und der erste Weg, welchen sie anlegten, war der sogenannte Königlich, welcher von Rom nach Capua führte, und von Appius Claudius, 188 nach Erb. R. angelegt wurde. Nachher wurden die Aedilen mit der Aufsicht über die Straßen beauftragt, welche 459 nach Erb. R. den Weg vom Marstempel, der außer der Stadt lag, bis zu dem Orte Bovillä, und vom capeninischen Thore bis wieder zum Marstempel pflastern ließen. Im J. 512 nach Erb. R. ließ Caius Aurelius Cotta und nachher Flaminius die nach ihnen benannten Wege anlegen. Während des letzten africanischen Krieges baueten die Römer einen gepflasterten Weg, der durch Spanien und Gallien bis zu den Alpen führte. So fuhren die Römer fort, durch die ihnen unterworfenen Länder immer mehr öffentliche Straßen anzulegen. Nach Verlauf mehrerer Jahrhunderte ahmten zuerst die Franzosen die alten Heerstraßen der Römer nach, woraus die heutigen Chaussées entstanden. Carl der Große war der erste, der wieder an den Straßen arbeiten, die alten Wege verbessern und neue anlegen ließ. Um das J. 1200 — 66 fing man darauf auch in Deutschland an, Landstraßen zu pflastern. In Schweden legte der König Birger Jarl, der von 1250 — 1266 regierte, zuerst Heerstraßen an. **S. Chaussées.**

**Landtage** bestanden in den Reichsprovinzen in einer allgemeinen Versammlung der Landesfürsten und der Stände, um über die Angelegenheiten des Landes zu berathschlagen. Sie waren entweder allgemeine Landtage, wenn alle Landstände, oder Ausschüßtage, wenn nur die Vornehmsten der Ritterschaft und der Kreis- oder ausschreibenden Städte, zusammenberufen wurden. Die Beschlüsse, welche auf den Landtagen gefaßt wurden, hießen **Landtagsabschiede** oder **Recessse**, und hatten die Kraft einer Landesconstitution. — Landtage in Polen wurden in jeder Wojwodschafft vor Anfang der allgemeinen Reichstage gehalten und auf denselben nicht allein die Landboten erwählt, sondern auch berathschlagt, was auf dem Reichstage vorgetragen werden sollte, und somit die Landboten mit nöthiger Instruction versehen. — Landtage in Sachsen sind eine allgemeine Versammlung der Landstände von Ritterschaft und Städten, die der König als Landesherr durch den geheimen Rath ausschreiben läßt. Die Stände theilen sich im Allgemeinen in zwei Klassen; die erste faßt die Prälaten (wozu

die Universitäten gehören), Grafen, Freiherren und den übrigen Adel, die zweite, die Städte in sich. Die erste Klasse theilt sich wieder in zwei Collegia, zu deren erstern die Prälaten, Grafen und Freiherren gehören; die Ritterschaft, welche stets einen Erbmarschall aus der Löblichen Familie, und hiernächst ihre Kreisdirectoren hat, macht das zweite Collegium aus und theilt sich in den engern und weitem Ausschuss und in die allgemeine Ritterschaft. Der Abgang des engern Ausschusses wird aus dem weitem, und der Abgang des letztern aus der allgemeinen Ritterschaft ersetzt. Bei den Städten führt Leipzig das Directorium; sie theilen sich ebenfalls in den engern und weitem Ausschuss und in die gemeinen Städte. Die Stände haben ein Votum consultativum, und müssen erscheinen, wann und wohin sie, der Landesfürst bescheidet, von dessen Willen auch die Zeit, wie lange ein Landtag dauern soll, abhängt. Der Länderverlust, den das Königreich Sachsen neuerlich erlitten, muß nothwendig in dem Organismus der Landesrepräsentation wesentliche Veränderungen zur Folge haben.

Landwehr und Landsturm sind eine uralte Einrichtung und haben Jahrhunderte hindurch bei dem deutschen Volke bestanden, bis, da nach und nach die eigentlichen stehenden Heere eingeführt worden sind, die meisten Regierungen geglaubt haben, es bedürfe der Landwehre nicht mehr, und die Völker seyen durch die Heere sicher genug vor dem Einbruche auswärtiger Feinde. Je mehr die Geschichte der letzten fünf und zwanzig Jahre die Nichtigkeit dieses Glaubens bewiesen hat, je weniger kann unser Vorhaben, in einigen Zügen die Einrichtung und den wahren Zweck der Landwehr anschaulich zu machen, gleichgültig oder wohl gar entbehrlich scheinen. Landwehr und Landsturm bestehen in einer allgemeinen Volksbewaffnung, welche alle wehrhafte Männer, die nicht durch Aemter oder wirkliche körperliche Gebrechen am Dienste gehindert werden, vom zwanzigsten bis zum fünf und sechzigsten Jahre versammeln muß. Die Landwehr besteht aus den jüngern Männern vom zwanzigsten bis zum fünf und vierzigsten Jahre, welche eigentlich soldatisch geübt und bewaffnet werden. Sie sind bestimmt, nicht bloß den eigenen Boden zu vertheidigen, sondern auch allenthalben sich hinzubegeben, wo der Schutz des Vaterlandes ihre Gegenwart befehlen dürfte. Der Landsturm wird, außer der Landwehr, aus allen wehrfähigen Männern ohne Unterschied des Standes und des Alters gewählt, welche noch nicht ihr sechzigstes Jahr erreicht haben, und ist bestimmt, die Landschaft und den nächsten eigenen Heerd zu beschützen. Wo immer der Feind ein- oder andringt, da sammelt sich der Landsturm, stellt sich ihm entgegen, umringt ihn, schneidet ihn ab, überfällt, seine Recruten und Zufuhren, erschlägt seine Courier, Boten, Rundschaffter und Späher, mit einem Worte, thut ihm allen Schaden und Abbruch, der ihm möglicher Weise zugefügt werden kann. Da die Männer des Landsturms Kenntniß der Wege und Stege und jeglicher Schlupfwinkel des Landes haben, so müssen sie dem Feinde ein fürchtbares Heer seyn, weit fürchtbarer, als ordentliche Soldaten, weil sie allenthalben erscheinen und allenthalben wieder verschwinden können. Aber nur, wann der Feind da ist, steht der Landsturm auf; ist die Gefahr vorüber, so kehrt jeder, nach Gefallen, zu seinem gewohnten Geschäfte zurück. Im Kampfe selbst bedient der Landsturm sich aller Waffen, womit er seine Verfolger auszurotten vermag: Büchsen, Flinten, Speere, Keulen, Sensen u. s. w.; auch ist ihm jeder Betrug, jede Hinterlist gegen seinen Bedrucker erlaubt. Aber um der Landwehr sowohl, wie dem Landsturm, seine volle Kraft, seine eigentliche Wirksam-

## Landwehr

'eist zu leben, muß jeder einzelne deutsche Mann an seinem Theile  
 theilen, was er vermag. Besonders soll der Adel voranlehen und  
 angeden, um sich mit Ehre, Stolz und Ereliebe dem Vaterland  
 zu opfern und fürs Vaterland zu sterben, damit die Kleinen dem  
 Beispiele der Großen folgen, und im Nothfalle jeder Einzelne sein  
 für die Freiheit Muth wage. Die Weissen, groß und klein, müssen  
 denken, daß sie nur darum an ihrem Plaze stehen, damit Gerechtigkeit  
 und Tugend in der Welt sey, und daß sie lieber tausendmal um  
 kommen sollen, als gegen ihr Volk und ihres Volkes Ehre helfen, an  
 zu und befehlen. Die Gelehrten, die Priester und Lehrer des Volkes  
 und der Jugend sollen nicht vergessen, daß sie, obgleich des Herrschers  
 das höchste Amt verwalten, und daß auch sie, wenn nicht stets die  
 die That, doch mit dem Worte den Feind zu veralldem streben muß  
 wird so in Kraft und Einsicht vom Landwehr und Landknecht  
 Freiheit und Sicherheit des Vaterlandes gestritten; so ist kein Heer  
 der Welt (oder es müßten solcher feindlichen Scharen mehrere Mil  
 lionen auf einmal ins Land bringen, welches doch nicht möglich ist)  
 Feinde, das Land zu unterwerfen, sondern es muß entweder ein  
 schändliches Todes sterben, oder sein erbärmliches Heil in einer  
 erbärmlichen Flucht suchen. Die Anstalt der Landwehr wurde  
 bei im J. 1813 entstandenen Reaction gegen Napoleons Uebergriffe  
 in den meisten europäischen Staaten realisirt, aber nirgends erreichte  
 einen so hohen Grad von Ausbildung, und nirgends ward durch sie  
 größtm. bewirkt, als in der preussischen Monarchie. Die allersch  
 den 1  
 Land  
 wehr  
 durch  
 gen 1  
 für 1  
 in di  
 gen  
 ihren  
 bleibt

henden Heere zur Erleichterung  
 die gemachten Erfahrungen her  
 dichte und Erhebung eine Noth  
 erlangt, hat die meisten Regieru  
 in Frieden aufrecht zu erhalten, u  
 sorgen. Sehr zweckmäßig sind i  
 in Regierung getroffenen Verfüg  
 schaft der Landwehr ist zwar ab  
 en Leben wieder gegeben, aber  
 taillons gestärkt, legt ihre Waffe

Abungen fort, und ist stets bereit zum wirklichen Dienste. Da ihr zu  
 res Offizierscorps im Frieden nicht besoldet werden kann, so ist dassel  
 die Zeit der krieglichen Uebungen ausgenommen, beurlaubt, jedoch di  
 gekocht, daß ein besoldeter Soldat, ungeachtet in dienstl. Art, wie bei d  
 englischen Militärgregimenten gebildet wird. Der Stab eines Bataillon  
 des ersten Aufgebots in Friedenszeiten besteht aus einem Commandeur  
 einem Adjutanten, der auch Rechnungsführer ist, einem Quartierm  
 sters, einem Bataillonsschreiber und einem Wägenführer. Zur ein  
 taillon des zweiten Aufgebots besteht der Stab aus einem Com  
 mandeur und einem Adjutanten. Außerdem werden noch besoldet u  
 dienen im Dienste ein Feldwachtmeister, ein Capitain Maréchal und zwei  
 Offiziere. Die Auswahl zu Offizieren muß immer auf die achtungswerti  
 sten Landwehrsoldaten des Kreises fallen, und diese als eine Ehrensa  
 che der höchsten Klasse angesehen werden. Die Auswahl der Regimenter  
 oder Bataillon-Commandeurs bedarf sich der Abzig selbst bewar. „A  
 diese Art, bemerkte eine durchsichtige Bekanntmachung, ist mit größt  
 Achtung der krieglichen Verdienste, mit der dem preussischen Sta  
 tuten die höchsten Ehrungen in allen Zweigen des öffentlichen Dienst  
 und endlich mit Liberalität und Humanität für die Aufrechthaltung  
 eines Nationalmilitärs gesorgt worden, welches sich in der Zeit 1





gezogen wird, heißt, weil man von ihm zu zählen anfängt, der erste **Mittagskreis** oder der **Meridian**, (s. d. Art.). Die Länge oder die Bestimmung, wie weit ein Ort von dem andern von Osten nach Westen entfernt ist, ist neben der Breite oder der Bestimmung, wie weit der Ort vom Aequator absteht, zur Auffindung der wahren Lage eines Orts auf der Erde unumgänglich nothwendig und auf sie gründet sich die Erdbeschreibung und die Verzeichnung der Landkarten. Ob nun gleich die größten Astronomen zu allen Zeiten und in allen cultivirten Ländern der Erde von jeher unablässig bemüht gewesen sind, die Methoden zu vervollkommen, nach welchen die Längen zu finden sind; so hat es damit immer noch seine unübersteiglichen Schwierigkeiten gehabt. Die Aufgabe ist nämlich folgende. Da die Sonne durch ihre scheinbare tägliche Bewegung von Osten nach Westen einen Kreis um die Erde beschreibt und hierbei also die Orter, welche nach Morgen liegen, eher berührt, als die Orter, welche nach Abend liegen; so giebt der Unterschied der Zeit, um welche der Mittag eines Orts (das heißt der Augenblick, in welchem die Sonne dem Scheitelpuncte am nächsten steht) früher einfällt, als an einem andern Orte, der weiter nach Abend liegt, den Unterschied der Entfernung des einen Orts von dem andern an. Wenn man z. B. weiß, daß an dem einen Orte die Sonne den höchsten Standpunct am Himmel eine Stunde früher erreicht, als an dem andern; so kann man danach berechnen, wie weit von Osten bis nach Westen dieser Ort von dem andern entfernt liegt. Diese Stunde wird dann in Grade getheilt, wobei man 1 Min. für 15 nimmt. Nun besteht aber die Schwierigkeit darin, auszuforschen, um wie viel der eine Ort früher Mittag hat, als der andere, oder, mit andern Worten, die gleichzeitigen Augenblicke an zwei verschiedenen Orten der Erde zu entdecken. Diese Streitigkeit ist bis jetzt durchaus noch nicht nach Wunsch gehoben worden. Für das feste Land hilft man sich in nicht zu weiten Entfernungen durch Signale mit Bomben, Raketen, Pulverentzündungen u. dgl.; allein bei großen Entfernungen, und besonders auf dem Meere, fallen diese Hülfsmittel weg. Hier bleibt nichts übrig, als Zeichen oder Erscheinungen am Himmel aufzusuchen, welche in einem und demselben Augenblicke an verschiedenen und sehr von einander entfernten Orten der Erde gesehen werden. Hierzu sind vorzüglich der Anfang und das Ende der Mondsfinsternisse, die Ein- und Austritte der Mondflecken in und aus dem Erdschatten, und die Ein- und Austritte der Jupiters-Wonde in den Schatten ihres Hauptplaneten brauchbar. Diese Himmelsbegebenheiten geben an zwei verschiedenen Orten der Erde, nach dem Augenblicke des Mittags betrachtet und mit einander verglichen, den Unterschied der Zeit, in welcher es an den beiden Orten Mittag ist. Aber auch Sonnenfinsternisse, Bedeckungen der Fixsterne von Planeten und die Durchgänge der Venus und des Mercur durch die Sonnenscheibe, dienen hierzu. Denn wenn auch diese Himmelsbegebenheiten an jedem Orte nicht zu einer und eben derselben Zeit sichtbar sind, so können sie doch durch Berechnung leicht auf diejenige Zeit zurückgeführt werden, in welcher man sie vom Mittelpuncte der Erde in der Zeit eines jeden Orts beobachtet haben würde. Nichts desto weniger sind alle diese Mittel, die Längen der Orter zu finden, selbst auf dem festen Lande noch mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Da nun aber die Schifffahrt unglaublich gewinnen würde, wenn man ein sichereres Mittel kenne, die Meereslänge sicher und ohne große Schwierigkeit zu bestimmen: so haben alle schiffahrttreibende Nationen auf die Entdeckung eines solchen Mittels ansehnliche Preise gesetzt. Man hat dar

Die Magnethadel und deren Abweichung in Vorschlag gebracht. Welche, alle andere Schwierigkeiten abgerechnet, steht der Anwendung derselben die große Unachtsamkeit entgegen, in welcher sich nach jetzt die Theorie dieses Phänomens befindet. Einen größern Nutzen gewähren die Längenuhren oder Zeitmesser (Chronometer), deren man sich nun jetzt zu jenem Endzwecke bedient. Ist z. B. eine solche Uhr in London nach der Sonne gestellt; und vergleicht man dann die Zeit der Uhr mit derjenigen, welche es auf dem Meere ist; so wird der Unterschied der Zeit, in welcher jene Himmelserscheinungen sich auf dem Meere ereignen, in Vergleichung mit der Zeit, in welcher sie zu London eintreffen, und welche letztere man natürlich schon vorher kennt, die Länge des Orts

b' Uhren die Meereslänge zu begreift man leicht, daß die Vollkommenheit gebracht worden ist. In unsern Zeiten sind in weit in Bearbeitung der was Mudge eine dergleichen vier Wochen die Länge von ner karmischen Rückreise bis i, daß nicht ein jedes Schiff dem besten Instrumenten die nbermerkt so viele Fehler ein en Irthümern verleiht wer Himmelsbewegungen immer Bestimmung der Meereslänge und Bedeckungen u. s. w. so hat man die Distanzen der bekannten Fixsternen zur Bestimmung nämlich in den we dazu erfordert, daß man mit Die mühsamen und schwierig, können nach den bekannten der, Shepher und Kargeth e leicht bemerkfestigt werden. ransjischer Reichsmarschall, re Ehrenlegion, ward zu Leon in Frankreich geboren. In juristischen Studien widmen, Ebhne des Vaterlandes zur Major stieg er hier sogleich erwiesenen Tapferkeit ward er darauf als Freiwilliger nach tee genoss, dem Obergeneral würdigen lernte. Als Bri zeichnete sich Lannes in der s, daß er zum Brigadechef mehrere Beweisen seiner Tapedi dieses zum Siege bei thren Generalen Davia, welche ingenommen hatte, ward er Grenadiere nahm er, bei der, Georg ein und demschüttete einen Brückenkopf. In der i Rom, wo er, nach abschloß

seinen Frieden, vom Papste mit Auszeichnung empfangen wurde. Vom Directorium zum Divisionsgeneral erhoben, folgte er Bonaparte nach Aegypten, wo er die ausgezeichnetsten Dienste leistete, und besonders die Redoute vor Abukir erkämpfte, wodurch diese Stadt in die Gewalt der Franzosen gerieth. Da er in Aegypten mehrmals verwundet war, mußte er, bei seiner Rückkehr nach Paris im Herbst 1799, noch auf Krücken gehen. Am 9. und 10. Nov., als an den merkwürdigen Tagen des Sturzes der Directoren, commandirte er anfangs in den Tuilleries und nachher vor dem Saale des Raths der Allen. Im nächsten Frühjahre ward er zum Befehlshaber und Inspector der Garde der Consula ernannt. Als Commandant der Avantgarde des Heers, welches Bonaparte gegen Oesterreich führte, errang Lannes schnelle Vortheile: besonders zeichnete er sich in der Schlacht von Marengo aus, wofür ihm von der Regierung ein Ehrensäbel mit einer Nach dem Frieden wurde Lannes im Nov. 1801 Lissabon geschickt, kehrte jedoch 1805 bei dem Ueges gegen Oesterreich und Rußland auf den nachdem er bereits in Lissabon zum Marschall und Chef der neunten Cohorte der Ehrenlegion In der Schlacht bei Austerlitz am 2. Dec. 1805 fehl über den linken Flügel und alle seine Angr französisch-preussische Krieg eröffnete dem Na 1806 ein neues Feld rühmlicher Thätigkeit. E nigung mit Augereau am 10. Oct. bei Sai des linken preussischen Flügels unter dem Prin Preußen den ersten Grund zu dem Mißglück legte. In der Schlacht bei Jena am 14. Oct. 1 Corps im Centrum des französischen Heers, in schnell begonnene Kampf auch zu einem schnelle darauf am 26. Oct. Spandau capituliren, lie bei Vultusf gegen die Russen und commandi Friedland das Centrum der Armee. Als He welchem er bald darauf erhoben ward, erobert weisung vertheidigende Saragossa durch und Febr. 1809. Von Spanien aus folgte er dem Kaiser Napoleon nach Deutschland, stürmte am 23. April Regensburg und erreichte endlich in der Schlacht von Eßlingen das Ziel seines thatenreichen Lebens, wo ihm eine Kanonenkugel ein Bein forttrieb. Er ward nur 37 Jahr alt und hatte zu vierzehn verschiedenen Malen bedeutende Verwundungen erhalten, an deren letztem und gefährlichsten er sein Leben verlor.

Laokoön, ein Priester Neptuns zu Troja, war nach dem Abzuge der Griechen so eben damit beschäftigt, auf einem am Meere errichteten Altare dem Neptun 1 sel Tenedos her zwei kamen und sich gegen Zuschauer Frieden. La werden die letztern v sten adeliche Witse: 1 dem mit einem Pfeile nen Körper und frecl lichen empor. Er be stigt vor Schmerz de beiden Schlangen und Lüssen der Ebitin lag

mal von der In-  
er geschwommen  
Die erschrockenen  
Opfer. Zuerst  
setzen dem König  
der seinen Kör-  
mehreremale sch-  
pt des Unglück-  
abzureißen, und  
in entziehen die  
o sie sich zu dem  
versetzen. Dad

## Lactoon

Die Kunst stellt uns nicht Plutarchen, sondern Bildhauer gegen den Vor-  
 lichen, weil Lactoon früher der Feilhammer des Adlyerns Bild war  
 und es mit einem Portre durchdringt habe. Doch die Geschichte  
 Lactoon, wie sie uns von Virgil erzählt wird. Andere Schriftsteller  
 ziehen sie auf eine von Dietre verschiedene Weise, obgleich in der  
 poetische Abtreibung. Sie hat zu einem Werke der bildenden  
 Kunst Veranlassung gegeben, welches uns noch aus dem Vortage  
 1798 ist. Dies ist die berühmte Gruppe des Lactoon, welche im  
 Jahre 1798 beim Nachgraben in einem Baumgarten gefunden und dem  
 Kaiser Joseph II. für eine jährliche Pension überlassen wurde, der sie  
 auf in Helvedere aufstellen ließ, wo er, noch zurückerwartete frangösisch  
 in Wanderung, noch zu sehen ist. Doch hier ist vollkommen gut  
 gehalten worden, obgleich ihm der rechte Arm fehlt, welcher von einem  
 schicklichen Schüler des Michel Angelo ergänzt wurde. Von den bei  
 dem Ausgraben Urtheilen, weil die Bildhauer durch Kunstwerk gefällt worden sind,  
 sehen wir hier auf das richtige zusammenzufassen, was von Front und in  
 in gleichem Proportionen darüber gesagt worden ist. Die Gruppe des  
 Lactoon erfüllt nach der Meinung dieses Schriftstellers, alle Bedingungen  
 in, die man von einem vollkommenen Kunstwerke fordert; nämlich  
 die Schönheit des menschlichen Körpers, edelartiger, Ideals, Anmut,  
 Schönheit u. s. w. Alle dazu gehörigen Figuren sind nach dem besten  
 eilt. Der Zustand der Figuren ist folgender: Lactoon hält das die  
 ne Schlang mit beiden Händen angefaßt, mit dem ausgebreiteten rech-  
 ten Arm des untern und mit der linken Hand des obern Theil, indem  
 den die Schlinge ihren Zahn über die Stirne einlegt. Der Kopf der  
 er Schlinge an der Gruppe, wie sie jetzt vorhanden, ist restaurirt und  
 hat nicht ganz glücklich, indem die Stelle des eigentlichen Auges nicht  
 echt angegeben ist; aber es haben sich auch die Reste der beiden Arme  
 oben in dem hintern Theile der Statue erhalten, so, daß uns über die  
 Kunst des alten Künstlers keine Zweifel übrig bleiben. Außerdem leu-  
 net Lactoon noch eine Bekleidung durch eine neue Umwicklung am  
 rechten Arm und am untern Arme. Der Hauptausdruck bei ihm ist  
 jugendliches Vermaß der Munde. Die Schlinge hat nicht gebissen,  
 sondern sie kriecht vielmehr jetzt noch und wartet an dem empfindlichen  
 Theile des Körpers, wo schon der geringste Bissel eine heftige Bewe-  
 gung hervorbringt, wie wir sie dort sehen. Der Körper erhebt sich auf  
 die einseitigste Seite, der Leib hebt sich ein, die Schuler drängt  
 sich herunter, der Brust raus hervor, der Kopf senkt sich nach der hin-  
 tern Seite. Bisher dem leidenden Ausdruck des Schmerzes, sieht  
 man bei ihm auch das ständige Bestreben, sich von dem furchtbaren  
 wolle loszumachen und sich und seine Kinder mit Gewalt zu befreien.

1. und eben dadurch gereizt, heißt sie. In dem  
 Augenblicke von der Schlinge noch umwandelten Körper  
 l der vordringenden Situationen, wo der Schlang  
 den wand und er sie mit den Händen faßt, und  
 mancherlei von Stöhnen und Juchzen, von Wirt-  
 schreien und Nachrufen, die verheißt unter ihm  
 1 möglich wäre. Zugleich sind auch, außer dem  
 , die fünf im Boden des Marmors auf der höch-  
 sten Stufe vorstellte. Angst, Kriechen, Schrecken, verzweifelte Bewegung  
 ist nicht weniger feindlich, als der körperliche Schmerz ausgedrückt,  
 an dem Schonen ist der Mangel an Juchzen und Armen von der andern  
 drängt umwunden, besonders ist ihm die Brust zusammengepresst,  
 nach der Bewegung des rechten Armes sucht er sich Luft zu machen

mit der linken Hand dräng  
 um sie abzuhalten, daß sie  
 Sie ist im Begriff, unter  
 weißt sie, wie man sonst g  
 zedängt, aber noch nicht i  
 verstrickt, indem ihm die  
 ausgestreckten Arm und der  
 umwindet. Er fühlt weder  
 über die augenblickliche Ver  
 dem er die Schlange von der  
 Lungen der Schlange sind  
 nur, die andere wird gereizt  
 Macht der drei Menschen se  
 hauer Mann, aber schon u  
 fähig, Schmerz und Leiden  
 an seine Stelle gedacht, un  
 verliert. Die beiden mit il  
 nach gegen den Vater klein gehalten, um diesen, als Hauptgegenstand  
 der Gruppe, desto mehr auszuzeichnen. Der älteste, am wenigsten ver  
 strickte Sohn ist zugleich auch der Beobachter, Zeuge und Theilnehmer  
 bei der That, und so erhält das Werk dadurch die vollkommenste Voll  
 endung. Es ist nicht zu leugnen, daß der gewählte Gegenstand an sich  
 selbst einer der glücklichsten für die bildende Kunst ist, weil es nichts  
 Ausdrucksvolleres geben kann, als Menschen mit gefährlichen Thieren  
 im Kampfe, und zwar mit Thieren, die nicht als Massen und Gewalten,  
 sondern als einzelne, vertheilte Kräfte wirken, und die daher nicht einen  
 zusammengesetzten, auf einen Punkt vereinten, sondern einen vertheilten  
 Widerstand fordern und die vermbge ihres Baues fähig sind, drei Men  
 schen, mehr oder weniger, ohne Verletzung  
 mung zu versehen. Eben durch dieses Mitt  
 Ganze, ungeachtet der großen Bewegung, e  
 verbreitet. Aber so wie nun der Gegensta  
 ist, so konnte der Moment der ganzen Gru  
 seyn. Dieser ist gesteigert: der eine Kör  
 wehrlos gemacht; der andere ist zwar weh  
 dritten bleibt Hoffnung zur Flucht übrig.  
 gere Sohn, im zweiten der Vater, und  
 In Rücksicht des gewählten Moments ist  
 wenn ein Werk der bildenden Kunst sich  
 gen soll, ein vorübergehender Moment gew  
 vor und nachher eine andere Lage haben  
 fülle Laokoön vollkommen. Wenn man si  
 chen will, so stelle man sich in gehdriger  
 Augen vor das Werk, öffne sie und schlie  
 wird man den ganzen Marmor in Bew  
 bei Wiedereröffnung der Augen die ganze  
 Derselbe Wirkung entsteht, wenn man sie  
 betrachtet. Aber auch die mechanischen B  
 setzen den Kenner in Erstaunen: die vollk  
 nung, die schönen, genauen, sanften, fließe  
 höchste anatomische Kenntniß, das Spiel  
 des körperlichen Schmerzes auf alle Glied  
 meisterhafte Ausführung des Ganzen, d  
 und das ganze Mechanische der Bearbei

Künstler von Profession einzukeden im Stande ist. Alle Figuren sind, ungeachtet des heftigen Schmerzes, ein Ideal der schönen Natur, ohne daß jedoch dadurch der Ausdruck dieses Schmerzes und die Folgen vom Druck der Schlangen ganz untrübt sind. Verrfertigt wurde dieses Werk, wie man nach dem Plinius annimmt, aus einem einzigen Stein von dem Bildhauer Agelander, Polydorus und Athenodorus, alle drei aus Abodus gehörte, von denen die höchsten Denkmäler scheinlich die Ehre des Ersten gewesen sind.

Ein das Werk verrfertigt worden, ist bisher in Rouen sehr zu in die acht und achtzigste Jahr des peloponnesischen Krieges; Winkelman und Alexander, und wenig macht es ein Künstler unter den ersten Meistern geliebt haben. Aber man muß sich fragen, ob die Statue, von der Plinius mit so enthusiastischem Lobe spricht, eine und eben dieselbe mit derjenigen sey, welche wir jetzt sehen. Plinius sagt von der letzteren, daß sie aus einem einzigen Stücke gearbeitet gewesen; die unsrige hingegen ist, nach der Bemerkung verständiger Beobachter, aus mehreren Stücken zusammengesetzt, obgleich die Fugen sehr künstlich verdeckt sind. Man kann dies freilich auch so erklären, daß die Fugen, da zu Plinius Zeiten die Kunst noch gar wenig geklärten hatte, so künstlich verdeckt und verkleidet seyn konnten, daß auch der geübteste Beobachter glauben mußte, sie sey aus einem einzigen Stücke verfertigt gewesen. Sind doch selbst jetzt noch die Fugen auf dem geübten Auge sichtbar. Ein anderer, weit wichtiger Grund gegen die Meinung, daß Plinius und dasselbe Werk sey, ist jedoch, daß in zufolge, Bruchstücke von einem andern Laon in Rom gewesen seyn muß. Da aber diese verschwunden sind, so läßt sich diese Meinung etwas verwerfen. Man hat von zweier Künstler, unter andern eine von die zu Florenz in der medicinischen Galler andere von Bronze gegossen nach einem Consuono, der ebenfalls im Anfang des sechsten Jahrhunderts lebte. Diese Copie kam nach Frankreich. Die Gruppe des Laosoon selbst steht auf einem ungefähre manns hohen Piedestal. Diese Aufstellung scheint zu niedrig zu seyn, da die Hauptfigur über Lebensgröße hat. Wahrscheinlich hatte dieses Werk ehemals eine höhere und vortheilhaftere Stellung.

Laon, eine Stadt im französischen Departement de l'Aisne, auf einer steilen Höhe gelegen, mit 1625 Feuerstellen und 6091 Einwohnern, welche wichtige Manufacturen in Häuten, Strümpfen, Leder, Leinwand und Baumwollengarn betreiben. Sie ist in unsern Tagen besonders durch das Treffen merkwürdig geworden, welches in ihrer Nähe Napoleon dem Feldmarschall Blücher am 9. März 1814 gelüftet hat. Nach dem Treffen bei Bar sur Aube (s. d. Art.) am 27. Febr. ergriffen die Verbündeten, nachdem sie zuvor die Epannois zurück gewichen waren, die Offensive wieder. Auch Blücher, nachdem er seine verunglückten Corps in Chalons vertheilt hatte, fing an wieder vorzurücken. Sein ganzes Heer war aber kaum 42000 Mann stark; dagegen zogen die Corps von Bülow, Büningersode und Wronow aus den Niederlanden hervor, um sich mit ihm zu vereinigen, wodurch sich seine Macht verdoppelte. Napoleon, der die Schwäche der schlesischen Armee kannte, beschloß sich zu aufzurufen, und dann seine Hauptmacht gegen Schwarz-

unfrige ein  
Nachrichten  
der eben  
sehr gänzlich  
gegen seine  
de Copien  
um 1525,  
ferner eine  
Latt oder

andern zu laufen. Aber  
 jen auszuweichen, stieg er  
 Vereinigung mit Salom  
 Feinde. Deswegen schickte  
 raden Abtheilung durch Uebe.  
 Fluß. Es erfolgte am 7ten ein befürgtes Treffen bei Craonne, wo die  
 Corps von Wimpingerode und Sacken, die von den andern nicht unter  
 läßt werden konnten, einen schweren Kampf mit der ganzen feindlichen  
 Armee, standhaft und tapfer, aber nicht ohne bedeutenden Verlust, er  
 fanden. Während concentrirte nun seine ganze Macht hinter Laon, wo  
 er entschlossen war, die Schlacht anzunehmen. Pultow besetzte die Stadt  
 und die Bergwerke; die Corps von Langeron, Sacken und Wimpingerode  
 ze bildeten den rechten, die von J.  
 zel. Der Feind war am 8. Abend  
 dem Vorposten drängte seine Infanterie  
 Posten der Verbündeten zurück, in  
 Laon. Als aber um 11 Uhr der  
 Artillerie die Corps von Wimpingerode  
 Dorf wurden wieder genommen,  
 geworfen. Unterdessen hatte der Feind  
 den Flügel gerichtet, und rückte mit  
 vor. Sobald Blücher von dieser Bewegung Nachricht erhalten hatte  
 sandte er die Corps von Sacken und Langeron zur Verstärkung der  
 linken Flanke ab, und gab dem General Post Befehl, nach Aufbruch  
 derselben mit Kraft über den Grund herzufallen. Währenddessen war die  
 der General schon ins Gefecht gekommen, das besonders in der Umge-  
 bung des Dorfes Aibes mit Heftigkeit fortgesetzt wurde. Schon kam  
 es an dunkel zu werden, als die Verstärkung heran zog. Sogleich setzten  
 die Befehlshaber des linken Flügels alle ihre Colonnen zum An-  
 griffe in Bewegung. Ihre Anordnungen wurden mit Kühnheit und  
 Präcision ausgeführt. Unaufhaltsam drangen die Bataillone, durch die  
 Schloß aller Tambours und die Signale der Hüner in der Dunkel-  
 heit zusammen gehalten, vor, und fielen, ohne auf das ihnen entgegen-  
 werkende Kartätschfeuer zu achten, ohne auch Schutz zu thun, mit  
 dem Bajonette, kämpfend über den Feind her. Zu gleicher Zeit warfen  
 sich der General Jürden, dem Säbel in der Hand, auf die feindliche  
 Cavallerie. Die Zuversicht und das Muthmaß der Schwärmen, die  
 Unerwartete des Angriffs und die Schrecken, die einen nächtlichen An-  
 dersfall deulerten, brachten die Franzosen in Verwirrung. Ihre Linien  
 wurden über den Haufen geworfen, ihre Geschütze genommen und ihre  
 Stellung erobert. Bald war ihre Niederlage vollkommen, und alles über-  
 ließ sich der Flucht. Bis um 1 Uhr in der Nacht verfolgten die En-  
 gler die erkämpften Vortheile und drangen die Wagen vor. 4  
 Kanonen, über 30 Munitionswagen, und mehrere tausend Gefangene  
 waren die Trophäen dieses Tages, und man hatte sie mit einem verhältniß-  
 mäßig geringen Verlust erkämpft. Das 9te  
 Herzogthum hatte sich der Prinz Wilhelm von  
 ral Jürden erworben; jener durch den löhnen  
 die Infanterie, womit er das Treffen erkämpfte  
 meisterhafte Cavalleriecommando, durch das er  
 bekannet. Während am folgenden Tage der  
 Vortheile zu verfolgen, rückte der Feind, um 1  
 Wochen, gegen die Corps der Generale Bülow  
 beschloß durch Kanonen- und Artilleriefeuer die Front derselben die

ganzen Tag, und machte sogar noch einen Angriff auf die Stadt Laon. Da er aber alle seine Anstrengungen an dem Widerstande der Verbündeten scheitern sah, trat er in der Nacht seinen Rückzug an, und Napoleon verlegte sein Hauptquartier nach Soissons. Sein Plan, Blüchers Armee zu übermächtigen, war nun, zu seinem großen Nachtheile, gänzlich vereitelt; die Verbindungen zwischen Blüchern und der großen Armee waren aufs Neue gesichert; man konnte nun die entscheidenden Bewegungen beginnen, die nachher den gänzlichen Untergang des Feindes zur Folge hatten.

Laperouse s. Perouse.

Lapidarschrift ist eine solche, welche gewöhnlich auf steinernen Denkmählern gebraucht wird. Da nun diese Schrift, wegen der Beschränktheit des Raumes, immer sehr kurz und beschränkt seyn muß; so ist darum auch der sogenannte Lapidarstyl als ein Muster von bländiger Schreibart betrachtet worden.

Lapis Lazuli (Lasurstein) wird gewöhnlich zu dem Kieselgeschlechte gerechnet. Sein Name ist persisch und bedeutet deutsch blaue. Er ist von schüner himmelblauer Farbe, welche von den, ihm beigemischten Eisentheilen herrührt; ist durchsichtig; auf dem Bruche matt und fast erdig, und mit Puncten von Schwefelkies versehen. Er ist stets ungeformt und enthält Kieselerde (von dieser am meisten), Thonerde, kohlensaure und schwefelsaure Kalkerde oder Gyps, Wasser und Eisensalz. Er bricht im südlichen Sibirien am mittäglichen Ende des Baikal, und in der Bucharei; auch in China, Tibet, Persien und Natolien. Wahrscheinlich ist er der Sapphir der Alten, auf dessen Beschreibung er, aber nicht unser Sapphir, paßt. Er wird zu dem sogenannten Ultramarin, der bekannten kostbaren Malerfarbe, gebraucht, welche die theuerste unter allen ist: denn die Unze wird mit vier Thalern bezahlt. Doch gebraucht man statt deren jetzt die feinste Schmalte, welche fast deren Stelle vertritt. Es giebt auch einen unechten Lasurstein (armenischer Stein), der aber im Feuer die Farbe verliert, am Stahle keinen Funken von sich giebt und sich nicht poliren läßt. Er wird zum Bergblau gebraucht, und ziemlich häufig in Armenien gefunden.

Laplace, einer der berühmtesten und um ihre Wissenschaft sehr verdienten jetzt lebenden Astronomen, und gegenwärtig (1814) ein Greis von beinahe 80 Jahren, war zu Beaumont geboren, und lehrte einige Zeit an der dortigen Militärschule die Mathematik. Später begab er sich nach Paris und widmete seine Thätigkeit der Astronomie, die von ihm bedeutend erweitert wurde. So wandte er das Gesetz Newtons, nach welchem die Weltkörper auf einander wirken, und durch dieses Wirken gegenseitig gewisse Störungen in ihren Bahnen veranlassen, auf die Astronomie an, und gab die Formel, nach welcher diese Störungen zu berechnen sind. Aber auch der Senat nahm seine Thätigkeit in Anspruch. Von den Consuln zum Minister des Innern ernannt, ward er bald in diesem Posten von Lucian Bonaparte abgelöst. Im Dec. 1799 trat er in den Erhaltungssenat, ward 1805 zum Vicepräsidenten und im Sept. zum Kanzler desselben erwählt, außerdem noch in den Grafenstand erhoben und mit dem großen Bande der Ehrenlegion beschenkt. Von seinen Schriften, die zum Theil in den Memoiren der Akademie zerstreut sind, ist vielleicht die wichtigste sein Mécanique céleste.

Lapland (Sameland), eine große Landschaft in Europa, grenzt gegen Norden an das Eismeer, gegen Süden an Finnland, gegen Osten an das weiße Meer und gegen Westen an Norwegen. Sie



wird :  
 das r  
 fere :  
 Dadr  
 und U  
 als di  
 ringer  
 wart,  
 neo-Zi  
 hat fi  
 fahr :  
 welch  
 det in  
 Sinno  
 übera  
 foßba

len sich im Ödberg- und Seelappen. Jene, die von ihren Nennthieren leben, sind reicher; diese hingegen genießen meistens nichts als Fische. Sie sind verzagt, von mittler Größe und mehrtheils bräunlich. Ihre Kleidung ist grobes Tuch und Pelzwerg; ihr größter Reichthum besteht in Nennthieren. Ob man gleich Kirchen und Schulen errichtet und verschiedene Bücher in lappländischer Sprache hat drucken lassen; so bleiben die Einwohner doch noch hin und wieder der Abgötterei zugewandt. Im Sommer sind die Tage so lang, daß auch in der Nacht die Sonne nicht untergeht, im Winter hingegen sehr kurz. Dann werden die Nächte aber theils vom Schnee, vom Monde und von den Sternen, theils von dem sogenannten Nordlichte so sehr erleuchtet, daß man ohne Lichte sehen kann.

Laren (Lares), Kinder der Lara (Larunda) und des Mercur, waren die Hausgötter der Römer. Eigentlich verstanden diese wohl nicht der Laren dasselbe, was die Griechen Herden nannten, das heißt, vergötterte Menschen, die Namen verstorbener frommer Freunde und Verwandten. Man kann die Laren überhaupt mit zu den Genien rechnen; Außer ihrer besondern Bestimmung als Hausgötter, fanden sie auch den Straßen, Wegen, Feldern, ja wohl ganzen Städten u. s. w. vor. Man hatte daher Laras viales, compitales, publici, domestici, praesentium, familiares, militares, maritimi, rustici u. s. m. Sie waren erblich, so, daß jede Familie die ihrigen stets behielt. Man bildete sie im Knabengestalt von Wachs, mit einem Hundesfelle umhangen, ob, und stellte sie so um den Heerd des Hauses her, weswegen sie auch foculi locorum und all laurini (weil die Herde von Ziegeln gemauert waren) hießen. Mit den Penaten wurden sie häufig verwechselt, waren aber dadurch von diesen verschieden, daß die Laren menschlichen, die Penaten hingegen göttlichen Ursprungs waren, und daß letztere bloß in dem innersten Theile des Hauses verehrt wurden, die Laren aber auch, wie schon oben angemerkt worden, auf öffentlicher Straße u. s. w. aufgestellt waren. Die Laren, welche oft, zum Beweise ihrer schützenden Macht, einen Hund neben sich hatten, wurden sehr sorgfältig von den Römern verehrt. Täglich goß man etwas Wein vor ihnen auf, änderte Weinrauch an und verbrannte einiges Getraide vor ihnen. Auch von dem Speise setzte man ihnen in einer hölzernen Schüssel (pocula) etwas auf den Heerd und verbrannte es. Am ersten Mai streute man vor ihnen grüne frische Blumenkränze auf; auch hing man ihnen zu Ehren ein Kranz, ihnen heiligen Equis einen größern Kranz auf. An Festtagen,

auch bei Hochzeiten u. s. l. zierte man sie noch außerdem mit Kränzen von Blumen und opferte ihnen mehr Weihrauch wie gewöhnlich. Man brachte ihnen auch die Erstlinge der Früchte, dann und wann ein Schwein, Lamm oder Kalb, und zu gewissen Zeiten auch Honig, Kuchen und Weintrauben dar. Kam der Hausvater von einer Reise zurück, so begrüßte er zuerst die Laren und opferte ihnen. Wer ein neues Haus bezog, nahm sie mit und brachte ihnen alsdann ein Opfer. Ihre öffentlichen Feste hießen Compitalia. Außer den verschiedenen Arten Laren, welche wir bereits oben angeführt haben, gab es noch Lares häuslich, welchen man opferte, weil man glaubte, daß sie die Feinde abzuhalten vermöchten; Lares grandules, welchen man opferte, weil sie die Fruchtbarkeit der Schweine befördern sollten. Als nämlich die Hirten dem Romulus und Remus die Herrschaft ihres kleinen Staats übergeben hatten, warf eine Sau dreißig Junge auf einmal. Zum Andenken dieses Wunders widmeten sie diesen Laren einen Tempel; endlich waren auch noch Lares querquetulani vorhanden, die vielleicht den Eichenwäldern vorstanden. Nach einigen sollen die Nymphen gewesen seyn, welche die Schutzgöttinnen eines Eichwaldes waren, der sich in alten Zeiten bei der Porta querquetuliana in Rom befand.

**L a r g o** (in der Musik) bedeutet die langsamste Bewegung des Tempo's. Ein Stück, welches dieses Zeitmaß zur Ueberschrift hat, muß von kurzer Dauer seyn, weil es nicht wohl möglich ist, den äußersten Grad von Aufmerksamkeit, welcher zu dessen Anbringung erfordert wird, auf eine längere Zeit auszuhalten.

**L a r i v e**, einer der berühmtesten tragischen Schauspieler der Franzosen, ward zu Decize geboren, und verrieth schon in seiner frühesten Jugend einen Hang zum Außerordentlichen. Dem kaum neun Jahr alt, entwich er seinen Eltern und begab sich in ein Mönchskloster in Bourbonnais, um daselbst, nach Erlangung des gesetzlichen Alters, in den Orden von La Trappe aufgenommen zu werden. Von dort wieder in das väterliche Haus zurückgekehrt, zeigte er neben einem ungewöhnlichen Talente zur Nachahmung, eine so große Leidenschaft für schauspielkünstlerische Vorstellungen, daß sich seine Eltern genöthigt sahen, ihm den Besuch des Theaters zu verbieten. Durch diesen Zwang ward jene Leidenschaft in ihm nur noch immer heftiger geweckt. Man that ihn nach Paris in eine Pension, welche er jedoch, kaum sechzehn Jahr alt, aus Liebe zu einem jungen Mädchen heimlich verließ und dieser nach Honfleur folgte. Hier hatte er sich während fünfzehn Monate durch Unterricht den nothwendigsten Lebensunterhalt zu verschaffen gesucht, als seine Eltern den Aufenthaltsort des Sohns in Erfahrung brachten, und ihn zur Bestrafung nach Domingo einschiffen ließen. Bei der Ueberfahrt dahin sowohl, als während seines vorigen Aufenthalts zu Honfleur, war es, nach Larive's eigener Angabe, wo er an den so verschiedenartigen Menschen, welche ihm zu Gesichte kamen, und an der Aeußerung der Leidenschaften, welche diese ihm zeigten, Menschendarstellung zu studiren begann. So gab ihm, wie er ebenfalls selbst berichtet, der heftige Zorn, in welchen er bei einer gewissen Veranlassung auf dem Schiffe gerieth, das wahre Schema für die Darstellung des zornigen Achilles in der Iphigenie, und er behauptet, daß er diese Scene, ohne jene Veranlassung, die Aeußerung des Zorns an sich selbst zu studiren, bei weitem nicht mit der nämlichen Natur und Wahrheit gespielt haben würde. Folgende Anekdote, welche er in seiner Lebensbeschreibung von sich selbst erzählt, möge beweisen, welche Wirkungen die bloße Stimme und der jedesmalige Charakter, welcher in ihr verborgen zu liegen scheint, bewirkt.

parabotringen im Grunde. Eine kleine vergiftete Kugel war be-  
 annlich Croston in Voltaire's Zaire. Das er nach der Vorstellung  
 dieser Tragödie auch in einer Hausmonstrie in ein Gewölbe trat, wo  
 etwas zu sehen, gerieth dort Frau des Herrn Alange seiner Schwägerin  
 die bestigste Laubade. Larive erreichte nach und nach einen so hohen  
 Grad, daß Larive, der nicht wußte, was er aus der Frau machen sol-  
 te, so eben die Wendide verlassen wollte, als diese ihn betruer, wie  
 zu wissen, weil seine Schwägerin einen entsehligen Eindruck auf sie her-  
 hervorbrachte, und sie sich doch nicht erinnern konnte, ihn jemals ge-  
 sehen zu haben. Larive hatte sich, daß wider seinen Willen, kaum er  
 konnte, als ihn die Frau mit heftiger Entzückung in ihre Arme schloß  
 und sagte: „Es sind wir es auch, Anglischer, der Zairen umge-  
 wendet hat.“ In Art und Weise, wie es Lariven endlich gelang, in  
 ein Komöd. Schauspiel zu werden, in Erfahrung zu sein zu werden  
 wird von ihm selbst folgendes Bescheid erzählt. Nach seiner Zurückkunft  
 von St. Domingo hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sich dem be-  
 rühmten Lafain vorzustellen, und dessen sein Verlangen, Schauspiel  
 zu werden, zu erkennen zu geben. Lafain, wahrscheinlich war in die-  
 sem Punkt, sobald als möglich des jungen Menschen wieder los zu werden  
 ihre eine Kasse von ihm beschreiben, und gab ihm dann den zweiten  
 ihren Rath, nur so fortzufahren, und es werde dann sicher ein großer  
 Schauspieler aus ihm werden. Larive verließ, von dieser Erklärung  
 sich freier, den ersten Heil der tragischen französischen Poesie, und  
 ließ diese sich eben weiter für ihn zu unterrichten thun, und ging sie  
 jedes Tages zur Oratoire Montanier, die wahrlich dem eine be-  
 weisung von seinem Talenten bekam; denn sie engagirte ihn sogleich  
 mit einem jährlichen Gehalt von sechs Tausend bei ihrer Gesellschaft. In  
 dem in dem Augenblick in Paris kam, so begab sich Larive zu Fuß  
 dahin. Er geht bei seinem ersten Auftreten, und ließ sich nach zum  
 vorigen Wirkung im Grunde, auch auf dem Theater der Comédie auf-  
 treten zu können. Hier lernte ihn die berühmte Larive, und Larive  
 hat bald im J. 1710 in der Nähe des Jomoy est. Ob auch gleich  
 sein Talent damals nicht höher war als ungewöhnlich ausgezeichnet war; so  
 hatte er dennoch nach einigen Monaten in die Provinz zurück, um da  
 sich nicht Gelegenheit zur vollständigen Ausbildung seines Talents zu  
 bekommen. Lafain war während der Zeit auf Reisen gewesen, und  
 hatte Larive also nicht zu Paris gesehen. Nachdem nun dieser noch  
 und noch einen bedeutenden Ruf erhalten hatte, rief ihn Lafain bald  
 nach Paris, ob er im geringsten zu können, daß Larive nicht junge Kom-  
 mence (denn für einen solchen hatte sich Larive, ohne sich weiter zu  
 denken, damals ausgesprochen) sei, der ihm vor mehreren Jahren eine Kasse  
 vorbeclamirt habe. Inshort ward Larive dem pariser Publikum mit  
 Zaudern und aufgenommen und bei der französischen Comédie als einer  
 vornehmsten Lafain's angelesen. Man konnte Larive der Begierde nicht los  
 zu widerstehen, sich diesem zu erkennen zu geben.  
 Mittheilungen um und brachte das Gehör auf seine  
 Art. „Du sagst Lafain, diesen erinnere ich mich noch  
 Narren sah man es an, daß er, wo nicht aus einer  
 Verstand aus einem andern Welttheile kam. Denn  
 er hatte nicht geringeres im Sinne, als in großer  
 Kommodore zu werden.“ (Diesen Ausdruck hatte  
 Man denke sich die Erklärung, in welche Lafain ge-  
 ht, um zu erklären, folgendes sagte: „Und doch hat  
 haben: dieses Wort von Amerant hat ich“ Und die Kommodore

auch bei Hochzeiten u. s. l. zierte man sie noch außerdem mit Kränzen von Blumen und opferte ihnen mehr Weihrauch wie gewöhnlich. Man brachte ihnen auch die Erstlinge der Früchte, dann und wann ein Schwein, Lamm oder Kalb, und zu gewissen Zeiten auch Honig, Kuchen und Weintrauben dar. Kam der Hausvater von einer Reise zurück, so begrüßte er zuerst die Laren und opferte ihnen. Wer ein neues Haus bezog, nahm sie mit und brachte ihnen alsdann ein Opfer. Ihre öffentlichen Feste hießen Compitalia. Außer den verschiedenen Arien Laren, welche wir bereits oben angeführt haben, gab es noch Lares herustili, welchen man opferte, weil man glaubte, daß sie die Feinde abzuhalten vermöchten; Lares grunuales, welchen man opferte, weil sie die Fruchtbarkeit der Schweine befördern sollten. Als nämlich die Hirten dem Romulus und Remus die Herrschaft ihres kleinen Staats übergeben hatten, warf eine Sau dreißig Junge auf einmal. Zum Andenken dieses Wunders widmeten sie diesen Laren einen Tempel; endlich waren auch noch Lares querquetulani vorhanden, die vielleicht den Eichenwäldern vorstanden. Nach einigen sollen diese Nymphen gewesen seyn, welche die Schutzgöttinnen eines Eichwaldes waren, der sich in alten Zeiten bei der Porta querquetulana in Rom befand.

**L a r g o** (in der Musik) bedeutet die langsamste Bewegung des Tempo's. Ein Stück, welches dieses Zeitmaß zur Ueberschrift hat, muß von kurzer Dauer seyn, weil es nicht wohl möglich ist, den äußersten Grad von Aufmerksamkeit, welcher zu dessen Anhöhrung erfordert wird, auf eine längere Zeit auszuhalten.

**L a r i v e**, einer der berühmtesten tragischen Schauspieler der Franzosen, ward zu Decize geboren, und verrieth schon in seiner frühesten Jugend einen Hang zum Außerordentlichen. Denn kaum neun Jahr alt, entwich er seinen Eltern und begab sich in ein Mönchskloster in Bourbonnais, um daselbst, nach Erlangung des gesetzlichen Alters, in den Orden von La Trappe aufgenommen zu werden. Von dort wieder in das väterliche Haus zurückgekehrt, zeigte er neben einem ungewöhnlichen Talente zur Nachahmung, eine so große Leidenschaft für schauspielkünstlerische Vorstellungen, daß sich seine Eltern genöthigt sahen, ihm den Besuch des Theaters zu verbieten. Durch diesen Zwang ward jene Leidenschaft in ihm nur noch immer heftiger geweckt. Man that ihn nach Paris in eine Pension, welche er jedoch, kaum sechszehn Jahr alt, aus Liebe zu einem jungen Mädchen heimlich verließ und dieser nach Honfleur folgte. Hier hatte er sich während fünfzehn Monate durch Unterricht den nothwendigsten Lebensunterhalt zu verschaffen gesucht, als seine Eltern den Aufenthaltsort des Sohns in Erfahrung brachten, und ihn zur Bestrafung nach Domingo einschiffen ließen. Bei der Ueberfahrt dahin sowohl, als während seines vorigen Aufenthalts zu Honfleur, war es, nach Larive's eigener Angabe, wo er an den so verschiedenartigen Menschen, welche ihm zu Gesichte kamen, und an der Aeußerung der Leidenschaften, welche diese ihm zeigten, Menschendarstellung zu studiren begann. So gab ihm, wie er ebenfalls selbst berichtet, der heftige Zorn, in welchen er bei einer gewissen Veranlassung auf dem Schiffe gerieth, das wahre Schema für die Darstellung des zornigen Achilles in der Iphigenie, und er behauptet, daß er diese Scene, ohne jene Veranlassung, die Aeußerung des Zorns an sich selbst zu studiren, bei weitem nicht mit der nämlichen Natur und Wahrheit gespielt haben würde. Folgende Anekdote, welche er in seiner Lebensbeschreibung von sich selbst erzählt, möge beweisen, welche Wirkungen die bloße Stimme und der jedesmalige Charakter, welcher in ihr verborgen zu liegen scheint, bewirkt.

anzubringen im Stande ist. Eine seiner vorzüglichsten Rollen war in dem ansehnlichen Orosman in Voltaire's Zaire. Als er nach der Vorstellung dieser Tragödie einst zu einer Kaufmannsfrau in ein Gewölbe trat, um etwas zu kaufen, gerieth diese Frau bei dem Klange seiner Stimme in die heftigste Wallung. Diese erreichte nach und nach einen so heftigen Grad, daß Larive, der nicht wußte, was er aus der Frau machen sollte, so eben ihr Gewölbe verlassen wollte, als diese ihn beschwor, sie nicht zu verlassen, weil seine Stimme einen entsetzlichen Eindruck auf ihr Gemüthe habe, und sie sich doch nicht erinnern könne, ihn jemals gesehen zu haben. Larive hatte sich, fast wider seinen Willen, kaum zu fassen, als ihn die Frau mit heftiger Eurrührung in ihre Arme schloß und ausrief: „Es sind Sie es alle, Unglücklicher, der Zairen umgebracht hat!“ Die Art und Weise, wie es Lariven endlich gelang, seinem Wunsch, Schauspieler zu werden, in Erfüllung gehen zu sehen wird von ihm selbst folgender Befall erzählt. Nach seiner Zurückkunft von St. Domingo hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sich dem berühmten Lekain vorzustellen, und diesem sein Verlangen, Schauspieler zu werden, zu erkennen zu geben. Lekain, wahrscheinlich nur in der Absicht, sobald als möglich des jungen Menschen wieder los zu werden, übete eine Rolle von ihm declamiren, und gab ihm dann den zweifelhaften Rath, nur so fortzufahren, und es werde dann sicher ein großer Schauspieler aus ihm werden. Larive verließ, von dieser Erklärung sehr unzufrieden, den ersten Held der tragischen französischen Bühne, ohne daß dieser sich eben weiter für ihn zu interessiren schien, und ging zu dem berühmten Gypse zur Demokle Montanier, die wahrscheinlich eine bessere Meinung von seinen Talenten bekam: denn sie engagirte ihn legiere mit einem jährlichen Gehalte von 1600 Livres bei ihrer Gesellschaft. Diesem in dem Augenblicke in Courthabitz. Er gefiel bei seinem ersten übrigen Uebung im Stande, auch werden zu können. Hier leitete ihn was dasselbst im J. 1770 in der Deklamation dasselbst nichts weniger lehrte er dennoch nach einigen Wochen selbst mehr Gelegenheit zur vollkommenen bekommen. Lekain war während dieses Larive also nicht zu Paris und nach einem bedeutenden Aufzuge nach Paris, ohne im geringsten zu ricaner (denn für einen solchen da nennen, damals ausgegeben) sey, der ihm vor mehreren Jahren eine Rolle vordeclamirt habe. Diesmal ward Larive vom pariser Publikum mit Enthusiasmus aufgenommen und bei der französischen Bühne als Stellvertreter Lekain's angeleht. Nun konnte Larive der Begierde nicht länger widerstehen, sich diesem zu erkennen zu geben. Er lud ihn zum Mittagessen ein und brachte das Gespräch auf jenen jungen Amerikaner. „Ei, sagte Lekain, dessen erinnere ich mich noch recht wohl. Den Narren sah man es an, daß er, wo nicht aus einer andern Welt, doch wenigstens aus einem andern Welttheile kam. Denn stellen Sie sich vor, er hatte nichts geringeres im Sinne, als in größter Geschwindigkeit mein Stellvertreter zu werden.“ (Diesen Ausdruck hatte Larive gebraucht) Man denke sich die Bestürzung, in welche Lekain gerieth, als nun Larive, ihm jutraufend, folgendes sagte: „Und doch hat er sein Wort gehalten: dieser Narr von Amerikaner bin ich.“ Mit der Aufmerksam-

eines andern Aufwärtstreffens beider großer Schauspieler, welches nicht minder interessant ist, wollen wir diesen Aufsatz schließen. Larve trübte so eben mit erdennachlichem Besuche zu Lyon, als auch, wider Erwartung, Lescaut doch nicht erschien und logisch keine Vorstellungen begann. Entamés mochte man Larve den Auftrag, für diese Zeit neben Lescaut, also in zweiten Rollen, zu spielen. Noch einige Widrigkeit nahm Larve den Versuch an; Lescaut war aber nicht dazu zu bewegen, die anstehende Vorstellung, Adelsrad von Pucelle, noch einige Tage auszuschieben; Larve mußte also in der Nacht, die der Vorstellung vorausging, die Rolle des Armons studiren. Die Vorstellung begann, und die geachtete Eifer sucht brachte eine solche bewunderungswürdige Hingebung und eine solche herrliche lebendige Wahrheit in die Darstellung dieser Schönen, daß das entsetzte Publikum vor Staunen erbebt und, unter Erhebung des doppelten Logenpeldes, eine Niederlegung der Vorstellung veranlaßt, zu welcher aber Lescaut auf keine Weise zu bewegen war. Noch in unsern Tagen erinnert man sich zu Lyon des Aufführens, welches diese merkwürdige Vorstellung damals gemacht hat.

Larve (Marie Corda) ward am 6. Dec. 1730 zu Landshut geboren, wo ihr Vater, der Arzt Ostermann, damals lebte, sich nachher aber als erster Stadtrichter nach Augsburg begab. Im achtzehnten Jahre mit dem schätzlichen Leibarzt Boncompagni verlobt, der viel für ihre Bildung gethan hatte, brach sie mit ihm, weil er sie nur als Katholik heirathen wollte, und vermählte sich mit dem kaiserlichen Kamler und Staatsrath von Latsche, von welchem sie jedoch, nach einer unglücklichen Ehe von einigen Jahren, wiederum geschieden wurde. Seitdem lebte sie auf Aum, oder zu Eperes, Offenbach, Frankfurt am Main und schließlich im Magdeburgischen. Die 1773 von Rußland, den sie bereits vor ihrer Verheirathung mit Latsche geliebt hatte, dem sie des Franzosen von Ferradeim, ertheilte ihr die Bahn, welche sie mit Melosimens Sommer und ward als Latsche, auf welcher sie, mehrere, durch die Briefe an Melosime und an ihre moralischen Erzählungen und andere ihrem Geschlechte sehr nützlich geworden ist. Ihre Freund und Rathgeber bei allen Vorfällen ihres Lebens. Sie starb am 14. Febr. 1807 zu Offenbach und hinterließ einen Sohn.

Archologie) bezieht ursprünglich einen Meißel, ein Werkzeug, besonders ein Schabmesser; dann aber auch das Gelede eines Thiers, oder eine Abbildung davon, dergleichen man, nach Art der Megasthen, bei Hofbildern im Zimmer zu bringen pflegt, um die Gäste an das Leben und an den freien Genuß derselben zu erinnern. Latsche bedeutet Larve auch eine Wasse oder Larve. Diese Wasse wird den bei Prostitutionen, Einweihungen in die Organe des Vaches und besonders auf dem Theater gebraucht. Auf dem letzteren entstanden sie, indem die Schauspieler das mit Latschen bemalte Gesicht der Possenreißer, welche das Krone- und Weinstock verberichten, künstlich durch eine eben so gemalte Wasse nachahmen suchen.

Larve (in der Naturgeschichte) ist der Name, welchen alle der Verwandlung unterworfenen Insekten in der ersten Lebensperiode, also gleich nach ihrer Entweichung aus dem Ei, führen. (S. Insect).

Larsch (Feldmarschall Graf), 1733 aus einem der edeln Geschlechter entsprossen, welche einst Wilhelm dem Eroberer nach England folgten waren, diente zuerst als Hauptmann und Colonel in dem Eng-

effionskriege der Marie Theresie, und zog durch die ungemeyne Thätigkeit, mit welcher er dem Feinde zu schaden bemüht war, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, so daß selbst Friedrich der Große einmal in der Folge einen Generalen schrieb, sie könnten sich ruhig verhalten, während Lascey in Wien sey, sollten aber um desto aufmerksamer bei seiner Rückkehr seyn, weil er sicher einen neuen Angriffsplan ausgeschmiedet hätte. Seinen unermeynen Kriegskennntnissen hatte es Lascey zu verdanken, daß er schon im neun und dreißigsten Jahre zum Feldmarschall ernannt wurde. Als solcher wurde ihm die Ehre zu Theil, den Plan entworfen zu haben, durch dessen Ausführung Friedrich II. bei Hochkirch in seinem Lager überfallen und geschlagen wurde und 100 Kanonen verlor. Nach dem siebenjährigen Kriege ward er, damit man den möglichst größten Gewinn von seinen Talenten ziehen möchte, zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannt, und als solcher brachte er in diesen Zweig der öffentlichen Kriegserwaltung eine Einheit, eine Lebendigkeit und Thätigkeit, von welcher man bis dahin noch keinen Begriff gehabt hatte. Er war die veranlassende Ursache, daß, obgleich nicht schon nach dem siebenjährigen Kriege, doch wenigstens nach dem tetschner Frieden zu Pleß, bei Nachod an der schlesischen Gränze, eine Festung angelegt wurde, und diese Festung wurde Josephystadt genannt. Im Innern derselben ließ Kaiser Joseph Lascey's Bildniß mit der passenden Inschrift: *Do tutissimæ arcis fundandas consilio et loco*, und ein gleiches im Saale des Hofkriegsraths in Wien, mit der Inschrift: *Qui belli æque ac pacis artibus peritus, ut vincere, his patriam invictam reddere docuit. Suo amico posuit*, aufstellen. Im J. 1788 stellte sich der Feldmarschall Lascey zum letztenmale an die Spitze der österreichischen Armeen, und zwar nicht als Befehlshaber, sondern nur als Lieutenant des Kaisers. Die Eroberung Sabac's war eine Folge seines kräftigen Einwirkens auf die Operation gegen diese Festung. Dieser große Krieger überlebte seinen Kaiser zwölf Jahre, und starb am 3ten Nov. 1801 in seinem sieben und siebenzigsten Jahre.

**Last**, als Kornmaß im Norden, enthält 60 Scheffel. Es bedeutet auch das größte Schiffsgewicht, 30 bis 45 Centner enthaltend; gleichfalls ein anderes Schiffsmaaß, nach welchem die Holländer rechnen, und wo eine Last 2 Tonnen beträgt. Uebrigens ist die Last, in Betreff ihres Gewichts, sehr verschieden, und wird beinahe an jedem großen Handelsorte anders berechnet.

**Laster** (in der Moral) ist eine Fertigkeit, dem erkannten moralischen Gesetze willkührlich entgegen zu handeln. Der Mensch wird zwar nicht lasterhaft geboren: da er aber auf der einen Seite ein Sinnenwesen ist, so hat er in der ersten Zeit seines Daseyns, wo seine Vernunft noch nicht die gehdrige Reife erlangt hat, einen Hang, seine sinnlichen Neigungen und Begierden ohne Unterschied zu befriedigen. Seine Triebe sind hier sein einziges Gesetz. Sobald ihm aber in der Folge die Vernunft das Sittengesetz ankündigt, und unbedingt von ihm ordert, alle seine Neigungen diesem Gesetze zu unterwerfen; so entsteht zwischen den Forderungen des Gesetzes und dem Hange der sinnlichen Neigungen ein Kampf, ohne weitere Untersuchung, ob die Befriedigung der letztern sittlicher Weise geschehen könne, oder nicht. Ist nun der Kampf so stark, daß der Mensch alle Anforderungen des Gesetzes von sich zurückweist, und dieses gegen die Neigung nichts ausrichten kann, sondern dadurch vielmehr dasselbe hintangesetzt und der Neigung die Oberhand zugestanden wird; so kehrt der Mensch die moralische Ordnung um. Im Falle nun durch öftere Wiederholung diese Handlungs-

eines andern Zusammentreffens beider großer Schauspieler, welches nicht minder interessant ist, wollen wir diesen Aufsatz schließen. Larive spielte so eben mit enthusiastischem Beifalle zu Lyon, als auch, wider Vermuthen, Lefain daselbst erschien und sogleich seine Vorstellungen begann. Anfangs machte man Larive den Antrag, für diese Zeit neben Lefain, also in zweiten Rollen, zu spielen. Nach einiger Weigerung nahm Larive den Vorschlag an; Lefain war aber nicht dazu zu bewegen, die angekündigte Vorstellung, Adelheid von Guesclin, noch einige Tage auszusetzen: Larive mußte also in der Nacht, die der Vorstellung voranging, die Rolle des Nemours studiren. Die Vorstellung begann, und die gegenseitige Eifersucht brachte eine solche bewunderungswürdige Racheiferung und eine solche hinreißende lebendige Wahrheit in die Darstellung beider Schauspieler, daß das entzückte Publikum vor Wonne erbebte und, unter Erbietung des doppelten Logegeldes, eine Wiederholung der Vorstellung verlangte, zu welcher aber Lefain auf keine Weise zu bewegen war. Noch in unsern Tagen erinnert man sich zu Lyon des Aufsehens, welches diese merkwürdige Vorstellung damals gemacht hat.

Laroché (Marie Sophie) ward am 6. Dec. 1730 zu Kaufbeuren geboren, wo ihr Vater, der Arzt Gutermann, damals lebte, sich nachher aber als erster Stadtphysicus nach Augsburg begab. Im achtzehnten Jahre mit dem sächsischen Leibarzt Bianconi verlobt, der viel für ihre Bildung gethan hatte, brach sie mit ihm, weil er sie nur als Katholikin heirathen wollte, und vermählte sich mit dem Furrierschen Kanzler und Staatsrath von Laroche, von welchem sie jedoch, nach einer unglücklichen Ehe von einigen Jahren, wiederum geschieden wurde. Seitdem lebte sie auf Reisen, oder zu Speyer, Offenbach, Frankfurt am Main und Schönebeck im Magdeburgischen. Die 1771 von Wieland, den sie bereits vor ihrer Verheirathung mit Laroche geliebt hatte, herausgegebene Geschichte des Fräuleins von Sternheim, eröffnete ihr die schriftstellerische Laufbahn, welche sie mit Melusinen's Sommerabende beschloß; eine würdige Laufbahn, auf welcher sie, mehrere Romane ungerechnet, durch die Briefe an Rosalie und an Lina, so wie durch ihre moralischen Erzählungen und andere Schriften, vorzüglich ihrem Geschlechte sehr nützlich geworden ist. Wieland blieb ihr steter Freund und Rathgeber bei allen Vorfällen ihres nicht ganz glücklichen Lebens. Sie starb am 18. Febr. 1807 zu Offenbach am Main im sieben und siebenzigsten Jahre.

Larva (in der Archäologie) bedeutete ursprünglich einen Geist, ein Gespenst, besonders ein schädliches; dann aber auch das Skelet eines Todten, oder eine Abbildung davon, dergleichen man, nach Art der Aegyptier, bei Gastmählern ins Zimmer zu bringen pflegte, um die Gäste an das Leben und an den frohen Genuß desselben zu erinnern. Endlich bedeutete Larva auch eine Maske oder Larve. Diese Masken wurden bei Processionen, Einweihungen in die Orgien des Bacchus und besonders auf dem Theater gebraucht. Auf dem letzteren entstanden sie, indem die Schauspieler das mit Weinbeßen bemalte Gesicht der Possenreißer, welche das Erntefest und Weinfest verherrlichten, künstlich durch eine eben so gemalte Maske nachzuahmen suchten.

Larve (in der Naturgeschichte) ist der Name, welchen alle der Verwandlung unterworfenen Insecten in der ersten Lebensperiode, also gleich nach ihrer Entwicklung aus dem Eie, führen. (S. Insect.)

Lascy (Feldmarschall Graf), 1724 aus einem der edeln Geschlechter entsprossen, welche einst Wilhelm dem Eroberer nach England gefolgt waren, diente zuerst als Hauptmann und Volontär in dem Euro-



Non-Kriegs der Mark Lierke, und zog durch die ungewöhliche Thätigkeit,
 welcher er dem Feinde zu schaden bemüht war, die allgemeine Aufmerksam-
 keit auf sich, so daß selbst Friedrich der Große einmal in der Folge
 dem Generalen schrieb, sie könnten sich ruhig verhalten, während Lascy
 Wien sey, sollten aber um desto aufmerklicher bei seiner Rückkehr seyn,
 als er sich über einen neuen Angriffplan ausgeschwiegen hätte. Einem un-
 zweifeln Kriegskennniß hat es Lascy zu verdanken, daß er schon im
 un und dreißigsten Jahre zum Feldmarschall ernannt wurde. Als solcher
 wurde ihm die Ehre zu Theil, den Plan entworfen zu haben, durch
 dessen Ausführung Friedrich II. bei Hochkirch in seinem Lager überfallen
 und geschlagen wurde und 100 Kanonen verlor. Nach dem sieben-
 jährigen Kriege ward er, damit
 wenn Talenten jeden mehr, zu
 nennt, und als solcher brachte e
 Erhaltung eine Einheit, eine Lei
 von die dahin noch keinen Beg
 affende Ursache, daß, obgleich m
 e, doch wenigstens nach dem tel
 er schlechten Bedenke, eine Festung angelegt wurde, und diese Festung
 wurde Josephstadt genannt. Im Innern derselben ließ Kaiser Joseph
 Lascy's Bildniß mit der passenden Inschrift: *Do melioribus arca huius*
*lancie consilio in loco*, und ein gleiches im Saale des Hofkriegsraths
 in Wien, mit der Inschrift: *Qui belli neque ac pacis artibus peritus,*
*Alia vincere, his patriam loviciam reddere docuit. Suo amulo paucis*
*instituta.* Im J. 1748 rückte sich der Feldmarschall Lascy zum letz-
 tenmale an die Spitze der österreichischen Armeen, und zwar nicht als
 Befehlshaber, sondern nur als Lieutenant des Kaisers. Die Eroberung
 Sabac's war eine Folge seines kräftigen Einwirkens auf die Operation
 gegen diese Festung. Dieser große Krugler überlebte seinen Kaiser zwölf
 Jahre, und starb am herten Nov. 1801 in seinem sieben und siebenzig-
 sten Jahre.

Laß, als Vormaß im Norden, enthält 60 Echeffel. Es bedeu-
 tet auch das größte Schiffgewicht, so die 45 Eimer erhaltend;
 gleichfalls ein anderes Schiffmaß, nach welchem die Holländer rech-
 nen Laß 2 Tonnen beträgt. Uebriens ist die Laß, in
 wieweit, sehr verschieden, und wird beinahe an jedem
 orte anders berechnet.

n der Moral) ist eine Fertigkeit, dem erkantten moralis-
 chüßlich entgegen zu handeln. Der Mensch wird zwar
 geboren: da er aber auf der einen Seite ein Etwas
 i er in der ersten Zeit seines Dase-
 die gehörige Reife erlangt hat, zu
 n und Begierden ohne Unterschied
 hier sein einziges Gesetz. Sodald
 das Sittengesetz ankündigt, und

vorer, nur seine Neigungen diesem Gesetze zu un-
 weichen den Forderungen des Gesetzes und dem
 Neigungen ein Mißriß, ohne weitere Untersuchung,
 er letztern hinsichtlich Weise geschieden könnte, oder
 Kampf so stark, daß der Mensch alle Anforderung
 y zurückweise, und dieses genau die Neigung no
 sondern dadurch vielmehr dasselbe bekräftigt in
 Oberhand gewonnen wird; so leidet der Mensch
 lang um. Im Falle nun durch öftere Wiederhol-

weise bei ihm zu einer solchen Fertigkeit wird, daß er sich in allen vor-  
 kommenden Fällen darnach bestimmt; so wird man ihn im eigentlichen  
 Verstande lasterhaft nennen können. Dasjenige im Menschen, was ihm  
 die pflichtwidrigen Handlungen erleichtert, ihn dazu reizt, und im Ge-  
 gentheile die Ausübung pflichtmäßiger Handlungen erschwert, heißt na-  
 türliche Anlage zum Laster. So wie es etwas Angeborenes in der Tu-  
 gend giebt, so giebt es auch etwas Angeborenes im Laster. Es thut  
 dasselbe dadurch dem Laster Vorschub, daß es die sinnlichen Reize und  
 natürlichen Neigungen befriedigt, welche, ohne das Sittengesetz um Rath  
 zu fragen, befriedigt seyn wollen. Diese Anlagen können von tausend  
 zufälligen Ursachen herrühren, die nicht in der Gewalt des Menschen  
 gestanden haben, und können daher, als solche, und in sofern der Mensch  
 durch seine Willkühr zu deren Entstehung nichts beigetragen hat, dem-  
 selben auch nicht zugerechnet werden. Aber da das moralische Gesetz  
 unbedingt gebietet, daß alle Neigungen von dem obersten Grundsatz al-  
 ler Sittlichkeit abhängig gemacht, und die Reize der Sinnlichkeit und  
 der Neigung nicht anders, als auf eine moralische Weise befriedigt,  
 oder, wenn dieses nicht möglich seyn dürfte, gänzlich abgewiesen werden  
 sollen; so muß es auch in der Gewalt des Menschen stehen, selbst mit  
 vielen Anlagen zum Laster, dennoch tugendhaft zu seyn. Diese Anla-  
 gen zum Laster liegen sowohl in den natürlichen Erkenntniß- und Be-  
 gebrungs Kräften, als in dem Baue des Körpers, in dem Temperament  
 desselben, in seiner natürlichen Schwäche, im Mangel oder Ueberfluß  
 der Säfte u. s. w. Außer diesen natürlichen Neigungen zum Laster  
 giebt es noch viele andere äußere Veranlassungen zu demselben. Dabin  
 gehören Erziehung, Beispiele, Umgang, Modeton und gegebene Verges-  
 nisse. Allen diesen entgegen zu arbeiten, ist der Zweck der Sittenlehre.  
 Ohne uns hier weiter in eine Vergleichung der Sittlichkeit und Tugend  
 der Vorzeit und Gegenwart einzulassen, glauben wir dreist behaupten  
 zu können, daß unter den sogenannten policirten Völkern die Tugend  
 stets im umgekehrten Verhältnisse mit deren Verfeinerung gestanden ha-  
 be. Je eindringender es nämlich den Menschen gelehrt wird, nur immer  
 nach Glückseligkeit zu streben, je sicherer ihm diese von den Religions-  
 Lehrern wo nicht hier, doch wenigstens in jener Welt verheißen wird, je  
 weniger dabei natürlich von dem einzig wahren und einzig statthaften  
 Sittengesetze: Entbehre, die Rede ist, je mehr muß, bei diesem un-  
 mäßigen Streben nach Glückseligkeit, Selbstsucht und Neid erregt, also  
 folglich das Laster, welches eben darin besteht, daß es nur immer genie-  
 ßen will, befördert werden. Dieses Streben nach Glückseligkeit muß  
 überhaupt zur Uebervortheilung des Nächsten führen: denn wo jeder-  
 mann nach Glück strebt und nie entbehren, sondern nur stets genießen  
 will, da müssen nothwendige Collisionen entstehen, die mehr oder weni-  
 ger zur widerrechtlichen Benutzung der Mittel, um zum Zwecke zu ge-  
 langen, führen werden. Mit der erhöhten Verfeinerung der Sitten al-  
 so, die im Allgemeinen stets zu moralischer und physischer Verderbtheit  
 geführt hat und ihrer Natur nach auch führen muß, wird das Laster  
 stets über die Tugend den Sieg davon tragen. Auch wird es ewig in  
 der Schwäche der menschlichen Natur begründet seyn, daß die Menge  
 des Lasters stets größer ist, als die Menge der Tugend. Gesezt auch,  
 die Tugend gelangte endlich dazu, allgemein und ohne alle Einschrän-  
 kung auf der Erde verbreitet zu werden; würde sie dann nicht, eben  
 weil ihr der Gegensatz, und mit ihm jedes Streben nach innerer Con-  
 sequenz und Haltbarkeit fehlte, bald wieder in ihr Nichts aufgelöst wer-  
 den und zum Laster herabsinken? Nur durch Wirkung und Gegenwir-

lateinischen Könige gemacht. Von da an bietet die Geschichte Latiums; in dem alle Könige den Beinamen *Sylvius* führten, nichts als Dunkelheit dar, bis auf den Zeitpunkt, wo *Romulus* und *Nemus* einen neuen Staat gründeten. Eifersucht entzündete nun zwischen den beiden

berühmtesten  
 der sich nie de  
 ter Hauptstadt  
 Hauptstadt von  
 durch ein festes  
 man den Anfa  
 Tapferkeit und  
 dem Gipfel sein  
 Julius C  
 seinern noch en  
 zum Aufstand  
 seinern seit dem  
 ner Dictatoren  
 niß unter beide  
 jedoch, ein neuer  
 nach Lateinern:  
 an, und diese  
 Kraft zwischen  
 Verte, Rom soll  
 Lateinern erwöh

römischen Stolz mit Muth und Entschlossenheit verworfen. In dem nun entstandenen Kriege gegen den tapfersten und furchtbarsten Feind, konnten die Römer nur mit der äußersten Anstrengung den Sieg erringen: Latium kam nun unter gänzliche, unmittelbare Nothwendigkeit der Römer. Späterhin, als die Römer beinahe schon die Herrschaft der Welt erlangt hatten, machten die Lateiner durch ihre Theilnahme an dem Bundesgenossenkriege (im J. Rom's 663) einen nochmaligen Versuch, ihre Freiheit wiederzuerlangen, welches ihnen wenigstens in so fern gelang, als ihnen von den Römern manche ihrer verlorenen Vorrechte wieder eingeräumt wurden. — Die lateinische Sprache ist in Betreff ihres Ursprungs sehr dunkel: der Mangel an schriftlichen Nachrichten, so wie überhaupt auch der Umstand, daß die früheren Bewohner Rom's nicht im Stande waren, über die Abstammung ihrer Sprache philosophische Untersuchungen anzustellen, machen jenen Ursprung durchaus ungewiß. So viel scheint gewiß zu seyn, daß schon in den ältesten Zeiten eine allgemeine, nur durch Dialecte verschiedene Sprache in Italien geherrscht hat, von der die lateinische Sprache gerade ein solcher Dialect gewesen seyn mag, welcher von der dort ebenfalls herrschenden griechischen Sprache, welche die eingewanderten griechischen Colonien eingeführt hatten, Regeln und Gesetze annahm. Auch bei ihrer nachmaligen Ausdehnung über ganz Italien und über die eroberten Provinzen, blieb die lateinische Sprache immer noch vielen Veränderungen unterworfen, weil es ihr sowohl an gelehrten Sprachforschern, wie an vaterländischen Schriftstellern fehlte. Größere Ausbildung und Festigkeit, überhaupt eine gänzliche Veränderung, erhielt sie, als die Römer mit den Griechen bekannt wurden. Daher verstand man schon zu den Zeiten des Cicero und Quinctilian die alten heiligen Gesänge der Saller nicht mehr. Spuren von der alten lateinischen Sprache findet man noch in den Gesetzen der zwölf Tafeln; in den Fragmenten der ältesten Dichter und selbst in den Komödien des Plautus. Vom zweiten punischen Kriege bis auf den Tod des Augustus rechnet man das goldene; von da bis auf den Tod Trajans das silberne; bis auf die Zerstörung Rom's durch die Gothen das eiserne, und bis zur Wiederherstellung der Wissenschaften im 15ten Jahrhunderte das eiserne Zeitalter der lateinischen Sprache.

Lateran heißt ein Platz in Rom von der altrömischen lateranischen Familie, welcher er mit seinen Gebäuden bis auf die Zeiten Nero's gehörte. Dieser Kaiser ließ den letzten Besitzer Plautius Lateranus hinrichten und eignete sich seine Güter zu, wodurch der lateranische Wallast ein kaiserliches Eigenthum und von Constantin d. Gr. den Päpsten geschenkt wurde, denen er lange Zeit zur Wohnung diente. Die von Constantin an diesem Wallaste erbaute Kirche des heil. Johannes vom Lateran ist die bischöfliche des Papstes und die Hauptkirche in Rom, daher die Inschrift über ihrer Hauptthüre: *omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput*. Ihr hohes Alterthum, das Andenken von 11. Kirchenversammlungen, die in ihr gehalten worden sind, die seltenen Reliquien, die sie aufbewahrt und ihr prächtiger Bau machen sie vor andern merkwürdig. An ihrem Portal sieht man den Balcon, von wo der Papst dem Volke den Segen ertheilt. Beim Hauptaltare darf nur der Papst Messe lesen, denn in diesem Altare befindet sich ein alter hölzerner, an dem schon der Apostel Petrus Messe gelesen haben soll. In dieser Kirche sah man auch sonst die beiden Stühle von rothem Marmor, welche in der Mitte des Sitzes eine Oeffnung haben und nach der Sage zur Erforschung des Geschlechts

weverwähltesten Blatte gebraucht worden seyn sollen, aber wahrscheln  
 in den Wäldern des Caracalla, wo man sie vorfind, zu ganz am  
 im Beduße gedient haben mögen. Noch seht man in jeder weverwähltesten  
 pfte feierlich durch die Cavakate (eine Procession 12 Pferde) von der  
 Kirche Weij. Auf dem Lateranplog steht übrigens noch in einer  
 pelle, welche die Scala santa, eine Treppe von 28 Stufen, die aus  
 e Hause des Pilatus herrühren soll und auf der die Kläubigen  
 eend hinaufstiegen, umschlieft, und die von Kaiser Constantin er-  
 ette Kapelle S. Giovanni in Fonte, deren Kupel von 8 vorpbornen  
 ulen getragen wird, welche für die schäßen in Rom gelten. L.

### Laterne, si Kuppel

Latiu, die Hauptproving des alten Italiens,  
 Latiner. Die Grenzen desselben, welche sehr ver-  
 n schelma, rechnet man gewöhnlich, aber richter  
 mit, von der Tiber bis an das Vorgebirge Circeu  
 er nach Strabo sollen in diesem Zeitraume,  
 n, noch die Rutuler, Volster, Herniker und L  
 s. Der eigentliche Umfang Latiums zur Zeit der  
 erste also höchstens zehn Meilen im Durchschnitte g  
 den Grenzen desselben westwärts die Tiber, nördlic  
 h der Berg Algidus und südlich die, hundert se  
 om belegene Stadt Ardea gewesen seyn. In di  
 h Latium bis an den Fluß Liris (jetzt Garigliano)  
 sGrenzen aber blieben die nämlichen. In der  
 an an der Küste, wenn man von der Tiber an  
 n Lorbeerwald an, der sich bis an die Stadt Laurentum er-  
 rechte. Nicht nur diese hatte davon den Namen, sondern auch die  
 nje Gegend hieß davon Laurentinus ager und die Einwohner Lau-  
 ntinae. Dieser Wald soll noch in den Zeiten des Kaisers Commo-  
 is gekanden haben. Zwischen der Tiber und der Stadt Lauren-  
 um hatte Aeneas sein Lager aufgeschlagen, welches den Namen  
 roza führte. Westlich von demselben, vier und zwanzig Stadien von  
 r Tiber, lag die Stadt Laurentum; weiter hin traf man auf den  
 einen Fluß Numicus und auf den Quell der Tivurnus, und noch wei-  
 r östlich, eine halbe geographische Meile vom Meere, auf der Stadt  
 avantium. Jenseits der Quelle des Numicus und der Tivurnus befand  
 h der Berg, auf welchem dreißig Jahre nach der Erbauung von La-  
 inum, die Stadt Alba Longa gegründet wurde. Hinter derselben,  
 egen die Herniker zu, lag Aricia; weiter oberhalb im äußersten, nord-  
 östlich-n Winkel Latiums, die Stadt Praeneste; am nördlichen Ende  
 eselben aber die Stadt Tibur, und zwischen diesen beiden Städten  
 nd Rom, Hadet und Tusculum. Alle diese Städte waren Colonien  
 on Alba Longa. Die erste Colonie der Römer unter Ancus Martius  
 ar Ostia, untermal Rom. Die Klaffe Latiums waren: die Tiber,  
 er Liris, der Anio, Numicus, Arno, Arnokenus und Almo. Der  
 lfenstieß durch die pontischen Schwäbe. Diese waren schon von  
 en älteren Zeiten her berühmt und breiteten sich zwischen den Fluss  
 en Arno und Rhodanus in einem ungeheuren Umfange aus. Außer  
 vielen Schwäben hatte auch Latium noch einige Seen, unter denen der  
 lacus Regillus besonders berühmt ist. Die Berge Latiums waren et-  
 wäulich nur Hügel, einige ausgenommen, z. B. der albanische Berg  
 und der Algidus. Latium führt seht den Namen Patrimonium Petri.  
 Latio (Litho), eine Tochter des Zeus und der Phoebe, oder des  
 Saturnus, oder auch des Polus, gedet vom Jupiter den Apollo und

die Dana. Während ihrer Schwangerschaft ward sie von der Juno auf das heftigste von dem Drache Pytho ihr Verderben drohen, und die Erde, durch einen Sonnenbeschuss, zu flüchtig auf der Erde. Lange irrte sie unstät und die Götter sich ihrer erbarmen.

16. Jan. 1779 farb. Der Zufall wollte, daß die Bekehrung Lattaignants von dem Abbé Gauthier, der auch Voltaire's Beichtvater war, ins Werk gerichtet wurde. Seine Gedichte erschienen in vier Duodezbanden, welchen nach seinem Tode noch seine Lieder und seine hinterlassenen Werke gefolgt sind. Mit Ausnahme von etwa zwanzig seiner Lieder, können wir die übrigen dichterischen Versuche des Abbé von Lattaignant nicht anders als unbedeutend, schwach und kraftlos nennen. Im J. 1810 ist ein Choix des poésies de l'Abbé de Lattaignant (Auswahl der Gedichte des Abbé von Lattaignant) in einem Octodezbandchen erschienen. Lattaignant hat übrigens, wie bekannt, zu der Person gleiches Namens Anlaß gegeben, welche in dem französischen Vaudeville, Fanchon la vielleuse (Fanchon das Eiermädchen), vorkommt. Auch dem deutschen Publicum ist dieser Charakter aus Rosebue's Uebersetzung jenes Vaudevilles bekannt.

Latüde (H. Majers von) wurde im J. 1724 zu Montagnac in Languedoc geboren und im 20sten Jahre seines Alters unter Ludwig XV. in die Bastille gesperrt, weil er, wie man sagte, der Pompadour von einem, angeblich gegen ihr Leben angeführten Complotte, welches aber nicht vorhanden war, eine falsche Anzeige gemacht hatte. Er gedachte nämlich durch diesen erdichteten Eifer die Protection der königlichen Maitresse zu erhalten und zeigte ihr an, sie werde eine mit dem feinsten Gifte angefüllte Schachtel empfangen: doch enthielt diese Schachtel, die er selbst zubereitet hatte, nichts als ein wenig Asche. Ein langes Gefängniß ward darauf die Strafe dieses Betrugs. Mehrere Male suchte er zu entweichen; aber stets dienten diese Versuche nur dazu, ihn nur noch enger einzukerkern. So ward er theils in der Bastille, theils zu Vincennes und im Bicêtre 35 Jahre gefangen gehalten. Als er endlich zu Anfange der Revolution in Freiheit gesetzt wurde, gab er seine Denkwürdigkeiten heraus, die, außer interessanten Zügen, noch den Beweis liefern, daß von 20 Personen, die unter Ludwig XV. in die Bastille geworfen wurden, stets 19 diese Strafe verdient hatten und nur durch Verwendung ihrer wichtigen Familien dem Galgen oder der Galeeren - Strafe entgangen waren. Und doch wurden diese Denkwürdigkeiten in den Händen der Revolutionspartei eine gefährliche Waffe gegen die königliche Familie und gegen die Anhänger derselben. Nachdem die Nationalversammlung dem Latüde 1790 eine Pension bewilligt hatte, diese aber nachher eingezogen worden war, wurden die Erben Amelot's und der Pompadour durch die Gesetze verurtheilt, dem Latüde einen Schadenersatz zu geben. Von ihnen erhielt er einige Meierereien, die ihm bis an sein Ende anständigen Unterhalt verschafften. Die Strickleitern und übrigen Geräthschaften, deren er sich, wie er sagte, mit unglaublicher Geduld und Geschicklichkeit bei seinen Entweichungen bedient hatte, sind lange Zeit dem Publicum zur Ansicht dargeboten worden. Ein Schiffsjunge, der angeklagt war, ein Engländer Spion zu seyn, und ebenfalls in der Bastille saß, hatte jene Geräthschaften verfertigt. Latüde starb zu Paris im December 1804 in einem Alter von 80 Jahren.

Lauchstädt, ein Städtchen im vormaligen Saßne Merseburg, von ungefähr 130 Häusern und mehr als 700 Einwohnern, mit einem Schloß und Amte, ist wegen des berühmten Bades daselbst im Sommer der Aufenthaltsort vieler bedeutender Personen und Lustgesellschaften, welche letztere sich dort besonders Sonntags aus allen nahegelegenen größern und kleinern Orten zu versammeln pflegen. Eine Viertelstunde davon liegt das ansehnliche Dorf Kleinlauchstädt.

Laudon f. Loudon.

**Lauenburg**, Herzogthum im niedersächsischen Kreise, an der Elbe, wessen dem mecklenburgischen, länebursgischen und holsteinischen Pötere, hatte ehemals seine eigenen Herzöge aus dem Hause Wecantenz; ist seit aber 1679 mit dem Herzoge Julius Franz ausgestorben. Von ortan wurde es dem Kurhause Braunschweig als ein Stück der Länder Heinrichs des Dritten, und zu Folge eines zwischen den Herzögen von Braunschweig und Lauenburg 1369 geschlossenen Vertrags, welche, nachdem Kurfürsten keine Befugnisse auf dieses Herzogthum, die ich auf eine Anwartschaft von 1507 und auf eine Erverberberung von 1671 gründete, im J. 1697 mit Vorbehalt der Wirbelnschaft, emselben überlassen hatte. Das Land hat 27 Quadratmeilen und un- zähle 50.000 Einwohner. Diese treiben Ackerbau, Viehzucht, Fische- rei, Obst- und Flachsbau, Flachsweberei und führen beträchtliches Holz us. Ueberdies gibt die starke Passage nach Hamburg beträchtliches Verdienst durch Fuhrwerk. Es hat keine eigene Regierung, Hofgericht und Consistorium, und besteht aus 3 Städten, 133 Dör- tern und 27 Rittergütern. Nach der Einnahme des Herzogthums 'auenburg ließ der Kaiser Napoleon dasselbe auch da noch für eigene Rechnung verwalten, als er schon die übrigen braunschweigischen Gra- ven 1806 und 1810 mit dem Abtrugthe Westphalen veremigt hatte. Im Ende des J. 1810 fügte er es zu seinem Departement der Elb- ständungen hinzu. Nach Vertreibung Napoleons vom französischen Throne fiel Lauenburg seinem vorigen rechtmäßigen Herrn, dem Kur- ause Braunschweig, wieder anheim. Allein vermöge des 4. Art. des n Wien am 29. Mai 1815 zwischen Preussen und Großbritanien ab- geschlossenen Vertrags überließ die letztere Macht das Land, mit Aus- nahme des Flecken auf dem linken Elbender liegenden Lpeld, an die r- rre. Durch den Wiener Vertrag vom 4. Ju- in dasselbe an Dänemark ab, von welcher E- den der Elbe und Mecklenburg liegende Amt- kes Amt gränzenden und davon eingeschlossen- er ausgenommen blieben. Lauenburg, d- nem Berge an der Elbe, und hat ungleichen 1- m, 450 Häuser und 3.300 Einwohner. Es i- lde ankommende Güter auf der Strecke nac- hes einen beträchtlichen Zoll von demacht 50 oc- Laufgraben (approches, tranchées) zu- nd durch allerlei Umwege gegen eine belagert- en, und zwar so, daß die aufgeworfene E- zere eine Art Wall bildet, damit sich in der- stung ohne Besade nähern können. Um diese Laufgraben, welche ge- öblich 4 — 7 Fuß tief und 11 — 12 Fuß breit sind, zu vernichten- rachen die Belagerer oft Gegenlaufgraben (contro-approches). Im- Allgemeinen werden unter Laufgraben alle Arten von Werken verstan- en, welche die Belagerer vor einer Festung aufwerfen, um diese in- jre Gewalt zu bekommen. Die Laufgraben eröffnen (ouvrir les tran- chées) bedeutet demnach so viel, als solche Werke anzulegen beginnen. Der Marschall de Vauban (geb. 1633, gest. 1707) war der Erfinder- rrselben.

Laugenfalte, f. Alkali.

**Laune**. Das Wort Laune, sagt Harde (Sammlung etlicher Ab- andlungen, Leipz. 1802, B. 2. S. 29 f.), ist ohne Zweifel ein altes- zwisches Wort, welches wahrscheinlich von lana herkommt, und auf





überläßt: dann das Gefühl, oder die Gemüthsstimmung, von welcher wir uns keines Grundes bewußt sind. Wechsel ist zwar immer in den Gefühlen, aber zur Laune wird derselbe, zu einem unnatürlichen, der Besonnenheit und dem männlichen Charakter entgegengesetzten Wechsel dadurch, daß er bloß leidentlich und ohne thätige Mitwirkung erfolgt, daß die bestimmte und feste Richtung mangelt; und daß er mehr oder minder plöblich, ohne bestimmtere Uebergänge erscheint. Natürlich aber ist die Laune noch im Kinde, so lange die Periode des unbestimmten Lebens und Träumens dauert, und das Kind sich jenem Spiele der Kräfte leidend überlassen muß. Die Herrschaft der Laune kann so weit gehen, daß man sich oft über sich selbst ärgert, und doch der Laune folgt, dieß trifft aber vorzüglich nur die üble Laune, weil der Mensch in den Zuständen der Lust sich immer freier und thätiger zu verhalten pflegt. Man unterscheidet aber im Deutschen die gute Laune von der üblen nicht nur durch den Befehl, sondern besitzt auch in dem Beiworte zur Bezeichnung dieser Verschiedenheit verschiedene Beugungen, nämlich die Ausdrücke launig und launisch, welche man von denen gebraucht, bei welchen diese Zustände herrschend sind. Je nachdem man in einem dieser Zustände ist, sieht man die Gegenstände verschieden an, fühlt anders bei ihnen, urtheilt anders über sie, milder oder schärfer, heiterer oder düsterer. Der Nebelgelaunte deutet alle Gegenstände übel, und wird dadurch sich selbst und andern lästig. Die üble Laune ist daher nicht für die Gesellschaft. Der Launische läßt sich von einer Empfindung beherrschen, die keinen objectiven Grund hat, oder bei der er sich wenigstens eines solchen nicht bewußt ist. Er ist mürrisch und betrügt sich auch gegen den unschuldigsten Gegenstand gerade so, als wenn seine unangenehme Empfindung durch diesen bewirkt wäre. Ein solcher Gemüthszustand kann durch die Einbildungen erzeugt werden, die sich mit einem Gegenstande vergesellschaftet haben, von denen die meisten dunkel bleiben. Die böse Laune, besonders in so fern sie herrschend ist, heiße bei den Engländern der *Spleen*. Die gute, heitere Laune, der gute Humor, ist die subjective Stimmung, die Dinge lächerlich oder belustigend zu finden. Wer sie hat, heißt gut gelaunt, und in wem sie herrschend ist, launig; daher redet man auch von launigem Wesen, launiger Manier. Sie ist dem nothwendig, welcher sich der komischen Darstellung widmet, und gehört in so fern mit zu dem komischen Talent. Sie ist ferner zwar bei dem Dichter und Darsteller mehr willkürlich, indem dieser seine Stimmung zu seinem Zwecke zu beherrschen fähig seyn muß, um ein freies und harmonisches Product der Kunst aufzustellen, aber keinesweges hinreichend, ein solches Product hervorzubringen, wenn sie sich nicht mit andern Talenten verbindet. Der Launige ist und macht lustig, er verliert sich oft ins Bizarre und Barocke, und kann Gegenständen, durch Witz, den Schein der Lächerlichkeit geben, aber selbst die Laune mit Witz verbunden, oder die witzige Laune, ist noch nicht zur komischen Production hinreichend. Der bloß witzigen Laune ist es nur um Einfälle zu thun, daher sind ihre Producte momentan. Die komische Production verlangt Phantasie zur Ausbildung eines Ganzen. Die Laune ist daher auch noch nicht der Humor (*humour*) im ästhetischen Sinne, oder die humoristische Laune der Engländer. Der Humor, in dieser strengsten Bedeutung, ist von jener, besonders wo sie sich als *Persiflage*, oder feine satyrische Laune zeigt, nicht bloß dadurch verschieden, daß er mit Gefühl und Rührung gern verbunden ist, und

stets in Ansehung und erndrunt, während jene oft beleidigt, abkloßt und röhret, sondern das noch mehrere eigenbüßliche Züge, z. B., daß er mit Satirwürdigkeit und Naivetät, und einer ungemessenen Vorliebe zu dem Sonderbaren verbunden, daß er wechselnd und phantastisch ist, daß er Ernst oft dazwischen setzt, wobei doch immer der Scherz die Oberhand behält; vor allem aber, daß der Humor weniger beschränkt nicht auf einzelne Punkte auf das Ganze gerichtet ist, lebendig in Weiterem darüber, siehe in dem Artikel S. J. Richters, dieses wahren deutschen Humors (VI Programmen), wo dieser Humor, ausgeführt und mit Beispielen belegt der scharfsinnige Humor, oder der dars. Klugheit werde, liegt am Tage. Die antiken Darsteller mehr nach Objectivität hinstreben, neuerer Zeit aber ist die Laune in dem Satirischen überhand, vorherrschend, das Humoristische das Komische. Komische und Launische unterscheiden wir endlich noch den Launenhaften, oder den, welcher der Laune im ersten Sinne, d. i. dem Launenwechsel unterworfen ist, der sich selbst zu beherrschen unfähig, fast in seinen Entschlüssen von einem festen Willen und besonnenen Prüfung geleitet zu werden, unthätig wie die Witterung, der wandelbaren Stimmung seines Gemüths folgt. Eine solche Abweichung von dem völlig gesunden, oder völlig vernünftigen Zustande, grenzt mehr oder weniger an das Ungeordnete, und führt dadurch das Lächerliche herbei; daher ist die Laune mit dem Komischen verwandt und zeigt sich oft in demselben, so daß man sie sogar als Unterart des Lächerlichen betrachtet hat. Der launische und der launenhafte Charakter können nämlich von einer sehr lächerlichen Seite betrachtet werden; die (auere) Laune und der Launige aber ist belustigend oder macht lächerlich und gebietet zur Darstellung des Lächerlichen. T.

Laura, die berühmte Geliebte des großen Petrarca, von der man lange nichts Bestimmtes wußte, und sich mit Märchen trug, über welche aber der Herr von Sade in seinen *Mémoires pour la vie de Fr. Petrarque* aus Familiennachrichten bestimmtere Kunde gegeben hat. Sie kam aus einem vornehmen provincialischen Geschlechte, und war Tochter eines Syndikus. Radibert von R. sie zu Avignon um 1307, und vermählte 1315 zu Av. d. April 1317 erblickte sie in der Kirche zur H. Morgengebete ein schöner 23jähriger Jüngling, der perfide Bologna zurückgekommen war. Dies war jüdische Petrarca. Erblicken die Herrliche und sie grüßten liden, war eins bei ihm. Da sie schon sie die Einnige nicht werden; wohl aber durfte sie jener Zeit, laut freier als die Geliebte seines I war entzündete Begeisterung und platonische Schön Laura mag auch seiner Feier werth gewesen seyn. Blüthe ihrer Schönheit bald durch Krankheiten im gen Sommer verloren hatte, so blieb doch ihre I ihre Geistes- und Herzensbildung. Petrarca's Ehem dem Lobe dieser geistreichen und lebenswürdigen I Lode preiset er ihre himmlisch lieblichen Tugenden, Fern. Mund voll Perlen und Rosen, ihr Engelstich

ihre blonden Locken, ihre schönen Thränen und jarten Seufzer, ihre unbeschreibliche Armuth, ihre majestätische Haltung, ihr fast übermenschliches Wesen. Eine sinnige Wiene war verbunden mit einer heitern Seele, großer Verstand mit reinem Herzen, Frucht des Alters mit Blüthe der Jugend; und bei allen ihren Vorzügen war sie bescheiden, nicht irdisch, sondern himmlisch gesinnt. Darum glaubte er bei ihrem Anschauen Ehtliches zu sehn. Sie war ihm ein Ideal der Schönheit sowohl als der Tugend. Darum wandelte ihm ihre Nähe, die er nicht oft genoss, die Erde in ein Paradies; darum veredelte seine Liebe sein Herz zu seinem Ideale. Sie benahm sich äußerst fein gegen ihn. Liebreich, wollte sie den guten Schwärmer, der sie feierte, nicht niederschlagen; aber auch ihrer Tugend nichts vergeben. Seine Flamme mußte sie zu mäßigen durch ihre Blicke und durch schüchternen Zurückhaltung; seine Schwermuth aber wieder durch einen freundlichen Blick zu verschwehen. Am 6. April 1374 ward sie von der Pest hingerafft. (Ihr Grabmal hat die französische Revolution zerstört.) Petrarcha war fast unerblich über das Hinscheiden der Edelichen, und wie er sie im Leben an 20 Jahre gefeiert hatte, so auch 20 Jahre nach ihrem Tode, da er sie wieder auf neue Weise besang. Unter seinen vielen Sonetten und Canzonnen auf Laura sind manche vortreflich, so wie auch das, was sich in seinem *trionfo del morto* (wo wir, so wie in seinen lateinischen Briefen, Aufschlüsse über bezieht. Seine Sitten wohlthätig für jeden, der Sinn hat für großes Verdienst um die Bildkenn ohne sie hätte Petrarcha

Lausanne, eine angenehme Canton (Pays de Vaud) im Schweizer, hat seit 1536 ein deutsches Institute mit 24 Professoren zählt 1300 Häuser und im maligen hiesigen Gold- und Silbererz, haben in der letzten die Stadt einigen Handel mit eigenen Wein. Ihren vorzüglichsten Erwerbzeig haben die Schweizer wegen der schönen Lauschen Sprache und im 17ten und 18ten Jahrhundert, aus allen Gegenden Europa's nach Lausanne kommen. Sie stand ehemals unter dem Canton Bern, dessen Landvoigt auf dem bischöflichen Schlosse residirte, und über das umliegende Land zu gebieten hatte. Der Bischoff, welcher 1716 zum Reichsfürsten erhoben war, hielt sich, seit die Stadt die reformirte Religion angenommen hatte, nicht mehr

in Lausanne auf. Ihren vorzüglichsten Erwerbzeig haben die Schweizer wegen der schönen Lauschen Sprache und im 17ten und 18ten Jahrhundert, aus allen Gegenden Europa's nach Lausanne kommen. Sie stand ehemals unter dem Canton Bern, dessen Landvoigt auf dem bischöflichen Schlosse residirte, und über das umliegende Land zu gebieten hatte. Der Bischoff, welcher 1716 zum Reichsfürsten erhoben war, hielt sich, seit die Stadt die reformirte Religion angenommen hatte, nicht mehr

in Lausanne auf. Ihren vorzüglichsten Erwerbzeig haben die Schweizer wegen der schönen Lauschen Sprache und im 17ten und 18ten Jahrhundert, aus allen Gegenden Europa's nach Lausanne kommen. Sie stand ehemals unter dem Canton Bern, dessen Landvoigt auf dem bischöflichen Schlosse residirte, und über das umliegende Land zu gebieten hatte. Der Bischoff, welcher 1716 zum Reichsfürsten erhoben war, hielt sich, seit die Stadt die reformirte Religion angenommen hatte, nicht mehr

fruchtbare Felder gegen die Niederungen der Niederlausitz ablaufend, bietet die Oberlausitz eine anziehende Abwechslung ebener und bergiger Gegenden, und allenthalben den Anblick des durch Wohlstand belohnten sorgfältigen Anbaues. Getreide ist das hauptsächlichste Product der Ebene, der dagegen Holz mangelt, welches in dem Gebirge und in den nordwestlichen Gegenden in Ueberfluß ist. In letztern wird aber auch viel Heidekorn gebauet. Die Niederlausitz, ein waldiges, von vielen Flüssen und kleinen Seen bewässertes Land, worin morastiger Boden mit vorherrschendem Sande wechselt, ist dem Ackerbau weniger günstig; da hingegen die Obstcultur hier ausgezeichnet ist, und freiwillige Erzeugnisse der Natur, als Holz, Wild, Fische, sich im Ueberfluß finden. Die Spree, die auf den Sudeten entspringt, und in gerader Richtung nach Norden der Mark Brandenburg zufließt, kann als der Hauptfluß beider Lausitzen betrachtet werden, und der Hauptwald der Niederlausitz heißt von ihr der Spreewald. Die Neiße und der Queiß, so wie der der Lausitz nur wenig angehörige Bober gehören zum Flußgebiete der Oder, welche die Niederlausitz am äußersten Nordosten so kreuzt, daß nur ein lausitzer Dorf (Schilow) auf ihrem rechten Ufer liegt, welches, mit dem dasigen bedeutenden Oderzoll, zwar im Hubertsburger Frieden an Preußen abgetreten wurde, aber nie übergeben worden ist. Die Bevölkerung beider Lausitzen beträgt eine halbe Million Menschen. Die sorbischen Wenden, die im 7ten Jahrhundert von diesen Landen Besitz genommen, machen noch die Mehrzahl der Landbewohner aus. Eine besondere Tracht ist ihnen eigen, und sie haben den alten Rationalhaß gegen die Deutschen noch bewahrt. Dagegen wohnen in den Städten fast lauter Deutsche. Die wendische Sprache ist in der Ober- und Niederlausitz, bis zur Mühsamkeit des gegenseitigen Verstehens, verschieden. Die Lausitzer sind ein Volk von großer Verriehsamkeit in vielen Zweigen des Fabrikfleißes, besonders aber ist die Tuchfabrikation, deren Hauptsitz Görlitz, und die Leinweberei merkwürdig. Letztere erstreckt sich über alle Sorten Leinwand und Tafelzeuge von den größten bis zu den feinsten, und beschäftigt allein viele große Dörfer, die von solcher Ausdehnung nur hier gefunden werden. Beide Manufacturweige begründen einen Großhandel von der größten Wichtigkeit nach England, Spanien und America. Die Verfassung beider Lausitzen war bisher von einander sehr verschieden, die Achtung der ständischen Gerechtsame jedoch in beiden groß, wiewohl größer in der Oberlausitz. Die Stände beider Markgrasthümer theilten sich in Land und Städte, und die Landstände wieder in Herren, oder Standesherrn, Krälaten und Ritterschaft. Die Erstern waren in der Oberlausitz die Herrschaften Hoperswerda, Abnigsbrück, Muskau und Seidenberg, die Prälaten des Domcapitels zu Budisin, die Klöster Marienstern, Rarienthal und zu Lauban (sämmlich katholisch). Die Ritterschaft hatte das Recht, Bürgerliche vom Ankaufe von oberlausitzischen Rittergütern auszuschließen. Die Städte, die den zweiten Stand ausmachen, waren in der Oberlausitz folgende sechs: Budisin (Bautzen), die als Directorium führt, Görlitz, Zittau, Lauban, Camenz, Löbau, und hießen die Sechsstädte. Sie hatten im Mittelalter einen Bund gegen die Herren und die Ritterschaft, ihre Feinde, und hatten die unmittelbare Abhängigkeit vom Landesherrn behauptet, dahingegen die übrigen Städte den Herren und Prälaten gehören. Ohne Zuziehung dieser Stände konnte in der Oberlausitz keine Steuer auferlegt werden. Man nannte dort die Steuern, freiwillige und gutherzige Bewilligungen, und sie wurden von den Ständen selbst erhoben. Die Oberlausitz

war in zwei Kreise getheilt, den Budisinschen und Görlischnen, zu denen jedem drei der Sechsstädte, zwei Herrschaften und eben so viel Prälaten gehörten. Die Stelle des Landvoigts oder landesherrlichen Statthalters wurde ehemals gewöhnlich vom Prinzen aus dem kurfürstl. Hause bekleidet, ist aber seit Kurfürst Friedrich Christian unbesetzt geblieben. Er hatte die Aufsicht über alle Justiz-, Polizei- und Wohlfahrtsangelegenheiten des ganzen Markgrathums, so wie der Landeshauptmann über alle Finanzsachen. Dem Landvoigt und dem Landeshauptmann waren in jedem der beiden Kreise ein Amtshauptmann und zwei Landesälteste untergeordnet. Der Amtshauptmann des budisinschen Kreises versah aber die vacante Stelle des Landvoigts, hieß deswegen Oberamtsverwalter, und hatte dazu wieder einen Stellvertreter in dem ersten Landesältesten des bauzner Kreises. Die Landesältesten wurden von den Ständen ihres Kreises, der Oberamtsverwalter, der Landeshauptmann und der Amtshauptmann von Görlitz vom Landesherrn, jedoch aus sechs Candidaten, welche die Landstände (beim Amtshauptmann nur die des görlitzer Kreises) ihm vorschlugen, gewählt. Diese höchsten Beamten bildeten nebst zehn Deputirten der Sechsstädte, in ein Collegium vereinigt, zugleich das höchste Gericht des Landes, Oberamt genannt. Der Kanzler dieses Gerichts war ein Oberamtskanzler vorgefetzt. Auch die ersten Instanzen für Unterthanen, die nicht unter Patrimonialgerichten standen, oder die Aemter der beiden Kreise wurden von den Ständen besetzt, die solchergestalt (was in keinem deutschen Lande je der Fall gewesen ist, oder bis auf die neuesten Zeiten geblieben seyn würde) die richterliche Gewalt im Staate ausübten; doch setzte der Landesherr in jedem Kreise ein Hofgericht, welches mit dem Amte in der Gerichtsbarkeit concurrirte. In den Sechsstädten wurde die Gerichtsbarkeit erster Instanz von den Stadträthen ausgeübt, und sie standen unmittelbar unter dem Oberamte. Die Landeshauptmannschaft oder oberste Finanzstelle bestand aus dem Landeshauptmann, dem Controlleur desselben (Gegenhändler), nebst einigen Subalternen. Auf den oberlausitzer Landtagen hatten die Landstände zusammen eine Stimme, und die Städte zusammen die andere. Der Landesherr berief die Landtage durch das Oberamt, welche (ständische) Behörde jedoch auch das feltene Recht hatte, die Stände ohne landesherrliche Verordnung zu versammeln. Zu den Landtagsbeschlüssen war nur dann, wenn das landesherrliche Interesse ins Spiel kam, die landesherrliche Bestätigung erforderlich. Fast dieselbe merkwürdige freie Verfassung hatte ehemals die Niederlausitz, bis Herzog Christian I. von Sachsen-Merseburg, dem, nach dem Testamente Johann Georgs I., die Niederlausitz mit zugefallen war, dort das ständische Regiment abschaffte, eine Oberamtsregierung und ein Consistorium einsetzte, und nur die Landeshauptmannschaft bestehen ließ. Doch hatten die Stände nicht nur das Recht, einige Oberamtsregierungsräthe zu ernennen, sondern auch so freie Steuererfassung, als in der Oberlausitz, erhalten. Auf den Landtagen hatte auch hier das Land eine und das städtische Collegium eine Stimme. Unter den Ständen der Niederlausitz waren zwei Prälaten, der katholische Abt von Neuenzelle und der Johannitermeister zu Sonnenburg wegen Friedland und Schenkendorf, und 12 Standesherrn. Der landtagsfähigen Städte waren nur vier; Luckau, Lübben, Suben und Calau. Die Landtage wurden in der Niederlausitz durch die Oberamtsregierung berufen; doch nie ohne landesherrlichen Befehl; so wie auch die Landtagsbeschlüsse ohne Unterschied erst durch landesherrliche Bestätigung Kraft erhielten. In Hinsicht auf den Besitz von Rittergütern galt in der Niederlausitz das Indigenat, doch waren Oberlausitzer nicht

davon ausgeflohen. Die Oberlausitz war zu Heinrichs I. Zeiten von  
 dem Wulpienerflaven bewohnt, die schon zu sehr frühen Zeiten den An-  
 schein von Böhmen unterworfen worden sind. Durch Heinrichs To-  
 che Oberlausitz auf eine Forderung an Brandenburg, indem Weichbild  
 Tochter Konrads II., Markgrafen von der Niederlausitz, und Elisabe-  
 der Wittwe König Sobieslaw II. von Böhmen, im J. 1205 die  
 Markgrafen Albrecht II. von Brandenburg Carvenz und Kupland, die  
 sie von ihrer Mutter, als deren von Sobieslaw ausgeschiedenes Erbschafts-  
 theil, zubrachten; so wie Weartie, Tochter Königs Kwenjel I., zu  
 dem Markgrafen Otto III. den Rest des Landes, außer Zittau. Nach  
 dem Tode Kurfürst Waldemars von Brandenburg und dem damit er-  
 getretenem Abgange des ostfrieschen Rannspannmes (1319) machte He-  
 nrich von Jauer, aus dem Rechte seiner Gemahlin, Weichbil-  
 den von Brandenburg, Ansprüche auf die Oberlausitz; aber die Erben  
 kehrten zu Böhmen zurück, und er-  
 Johann, der nach Heinrichs  
 hielt. In dieser freiwilligen  
 großen Kreuzzügen, deren, wie  
 jenen. Um dieselbe Zeit, in  
 die Jahrhunderte lang getriste  
 Kämpfe zu Aupern begann, in  
 einem Bund, der Uebermacht  
 ihm so glücklich gelang, daß er  
 ment zur Hälfte in Händen be-  
 lausitz durch eine förmliche Urkunde dem Königsreiche Böhmen ein, je-  
 heilte sie aber selbst, indem er das Land Oberlich seinem dritten Sohn  
 Johann gab, der Herzog von Mähren hieß, nach dessen Tode (1305)  
 jedoch dieser Landesheil an Böhmen zurückfiel. Im olmützer Frei-  
 ren (20. July 1279) trat König Wladislaw V. von Böhmen die  
 Lausitz nebst Eßfien und Währen an Matthias Corvinus von Ungar  
 auf Lebenszeit ab; seit dessen Tode aber ist sie ungetrennlich bei Bol-  
 den geblieben, und mit ihm 1526 an Oesterreich gefallen, unter diese  
 Kaiser Rudolf II. im J. 1582 den Ständen einen Freiheits- und Frei-  
 denbrief ausstellte, der noch jetzt, unter dem Namen der Obergerichten-  
 made, die Hausbasis ihrer Vorrechte ist. In der Niederlausitz stiftete  
 zuerst Otto I., nach Bezwiegung der lausitzer Elben, eine Markgra-  
 schaft unter dem Namen der oblichen Mark, auch die Mark Lausitz  
 genannt. Der erste bekannte Markgraf, Piers, führte viel: Kriege mit  
 den Wenden, und vererbte die markgräfliche Würde u. s. sein Haus  
 das 1075 mit Otto ausstarb. Diesem folgte Dedo aus dem westma-  
 lichen Hause der nachherigen Markgrafen von Meissen, und diesem der  
 Herzog Wratisslaw von Böhmen, welcher sie aber gegen Dedo's Sohn  
 Heinrich den Beltern von Meissen, nicht behaupten konnte. Der  
 Sohn des letztern, Heinrich dem Jüngern, errieth die Niederlausitz  
 1123 Graf Wierrecht von Breitsch. Ihn verdrängte wiederum Al-  
 brecht von Gollensstädt, mußte sie aber Wierrechts Sohn, Heinrich  
 1131 wieder überlassen, nach dessen unbedientem Tode (1136) Kai-  
 ser Lothar II. den Markgraf Conrad den Großen von Meissen da-  
 mit belehnte. Dieß Land blieb nun mit Meissen verbunden, bis Frei-  
 rich zur der gedachten Wange es in dem Vergleich zu Langensand  
 (1319) an Brandenburg abtreten mußte, wodurch Waldemar von  
 Brandenburg beide Lausitzen auf kurze Zeit vereinigte. Nach Ausster-  
 ben der ostfrieschen Markgrafen von Brandenburg (1319) nahm der  
 ostfriesche Kurfürst Rudolf der III. von Sachsen Brandenburg un-  
 ter sich in Anspruch, und suchte sich in Besitz des letztern zu setzen.

mußte aber bald dem neuen Kurfürsten Ludwig von Brandenburg, Sohn Kaisers Ludwigs des Bayern, weichen. Dessen Brüder, Ludwig der Römische und Otto verpfändeten die Niederlausitz 1361 an die Markgrafen von Meissen, Friedrich den Strengen, Balthasar und Wilhelm. Kaiser Carl IV. kaufte 1364 dem brandenburgischen Hause alle seine Rechte auf die Niederlausitz ab, löste sie von den Markgrafen ein, und gab sie dem Herzog Bolko von Jauer und Schweidnitz zu Lehn (1368). Als aber dieser schon nach zwei Jahren unerblich starb, vereinigte Carl sie mit Böhmen. Seitdem hat sie stets das Schicksal Böhmens, und namentlich der Oberlausitz getheilt, indem sie 1479 mit an Ungarn, und 1526 an Oesterreich gekommen. Als im Anfange des 30jährigen Krieges die Lausitzen und Schlesien sich gegen Ferdinand II. und seinen Religionszwang empöret, und der protestantische Kurfürst Johann-Georg I. von Sachsen die Gefälligkeit gehabt hatte, diese Länder mit gewaffneter Hand zum Gehorsam des Kaisers zurückzubringen, (1621) verpfändete ihm dieser die Lausitzen für sechs Millionen Gulden, als so hoch die Kosten dieses Zuges berechnet worden. (1623) Als derselbe Kurfürst, indes des Kaisers Feind und Gustav Adolfs Bundesgenosse geworden, 1635 von den Schweden und der Sache seiner Religion wieder abfiel, und mit Oesterreich den prager Frieden schloß, erwarb er von Ferdinand die Lausitzen für sein Haus erb, und eigenthümlich als ein böhmisches Lehn, so daß Oesterreich sich nur eine Schutgerechtigkeit über die katholischen Stifter vorbehielt. Von der ernestinischen Linie ward nur den (nun ausgestorbenen) Herzogen von Sachsen-Altenburg, nach deren Abgang aber den Nachkommen der Edelter Johann Georgs ein Erbfolgerecht zugesichert; doch sollten beide Markgrafthümer stets ungetrennt bleiben. Die Nachkommen der Edelter Johann Georgs sind das großherzogl. heßische und das herzogl. oldenburgische Haus. Nach dem polener Frieden wurde der von Preußen abgetretene, mitten in der Niederlausitz liegende, cottbuser Kreis damit vereinigt, in Finanzsachen jedoch unmittelbar dem Finanz-Collegium zu Dresden unterworfen. Diese Eroberung ging aber durch den siegreichen Feldzug von 1813 wieder verloren; und auch mit dem frühern Besisthum hatten tief eingreifende Veränderungen statt. Der König von Sachsen mußte seine beharrliche Anhänglichkeit an Napoleon durch große Länderabtretungen büßen, und die Wiener Verhandlungen gaben ihm darüber Befehle, deren Annahme er sich nicht entziehen konnte. Die Lage der beiden Lau., welche ein Vorland vor dem Innern der Monarchie bilden, und Schlesien mit der Elbe in Zusammenhang bringen, ließ erwarten, daß Preußen bei seinen Erwerbungsplänen vorzüglich auf sie sein Augenmerk richten werde. So geschah es denn auch, daß nicht nur die ganze Niederlausitz, mit 143,921 Seelen, sondern auch der größere nördliche Theil der Oberlausitz, mit 151,586 Seelen, mit der preussischen Monarchie vereinigt wurde. Bloss der südliche Theil der letztern, mit den Städten Zittau, Ebbau, Bautzen und Camenz, und einer Bevölkerung von ungefähr 200,000 Einwohnern blieb bei dem Abnigreiche Sachsen.

H. L.

Laute hat ihren italienischen Namen (U Luto), so wie ihren französischen (le luth), wahrscheinlich vom deutschen erhalten, und ist aus der alten Lyra (f. d. Art.) entstanden. Bei den Lateinern heißt sie Chelys oder Testudo. Dieß Instrument hat einen gewölbten Bauch (Corpus) von sehr dünnen Spänen zusammengesetzt, einen Resonanzboden (Dach) von tannemem Holze, einen Stiel von ansehnlicher Länge, welcher Griff heißt, und an dessen Ende der Hals befindlich ist, woran



ie Ebene durch Bände gezeichnet sind, und oben einen krumm heruntergebogenen Kopf (Kragen), woran die Saiten (welche mit der linken Hand, wie ungefähr bei der Guitarre, gegriffen, und mit der rechten Hand angeschlagen werden) durch Wirbel befestigt sind. Gemeinlich hat dieß Instrument zwölf bis dreizehn Chöre (Doppelsaiten), welche jedesmal nach der Tonart, aus welcher man spielen will, gestimmt werden müssen. Die Noten, nach welchen man dieses Instrument spielt, pflegen nicht, wie gewöhnlich, auf fünf, sondern auf sechs Linien geschrieben zu werden. Man hatte ehemals folgende verschiedene Lauten: Die kleine Octav-Laute, die kleine Discant-Laute, die Chorist- (Alt-) Laute, die Tenor-Laute, die Bass-Laute und die Großoctavbass-Laute. Wahrscheinlich ist die ungemeine Schwierigkeit, mit welcher dieses Instrument theils gestimmt, theils gespielt wird und die unaufhörliche Verstimmlung desselben, der Grund, warum die Laute kein gangbares Instrument mehr ist. Um einen Begriff von der Verstimmung derselben zu geben, kann die Antwort eines berühmten Lautenspielers dienen. Als dieser einstens gefragt ward, wie lange er die Laute gespielt habe: so gab er gerade den vierten Theil der Zeit an, während welcher er dieses Instrument wirklich ausgeübt hatte. Man bezeigte ihm seine Bewunderung darüber, und nun sagte er, die übrige Zeit habe er gestimmt. Uebrigens ist der Bezug der Laute auch so kostbar, daß Matabisson von ihr behauptet, es koste zu Paris einerlei Geld, ein Pferd oder eine Laute zu halten.

Lauterbrunnen, ein schweizerisches Pfarrdorf in einem engen Thale, im deutschen Theile des Cantons Bern, ist wegen des schönen Wasserfalles, der Staubbach, berühmt, welcher sich von einer Höhe von 925 Fuß herabstürzt. Das reizende Thal, in welchem das Dorf liegt, ist von tausend Fuß hohen, senkrechten Felsen begrenzt, und im Hintergrunde von den ewigen Schneegebirgen eingeschlossen. Von einer dieser Felsenwände stürzt sich der Staubbach herunter, und zerstäubt schon (daher der Name), nachdem er 300 Fuß gefallen ist. Da das Dorf nur 2500 Fuß über der Meeresfläche liegt, so ist daselbst noch eine vortreffliche Vegetation vorhanden.

Läuterung (in der Rechtswissenschaft) besteht darin, daß man über ein dunkles oder unbilliges Urtheil Beschwerde führt, mit Bitte, der Richter wolle solches ändern oder erklären. Zuweilen fügt man die Appellation (s. diesen Art.) sogleich bei, auf den Fall, wo etwa der Richter jene Bitte nicht gestatten würde. Nach sächsischen Rechten muß jedoch eine solche Läuterung innerhalb zehn Tagen geschehen, d. h. ehe das vom Richter ausgesprochene Urtheil rechtskräftig wird. In dem sächsischen Appellationsgerichte zu Dresden ist außer der ersten Läuterung noch eine Oberläuterung zugelassen.

Lava, s. Vulcan.

Lavalette (Maria Chamans Graf von) Generalpostdirector in Paris, hat durch sein Verrathen in der Epoche von 1815, durch den ihm darüber gemachten Proceß und durch seine unerwartete Rettung aus dem Verhafte die Aufmerksamkeit der Zeitgenossenschaft erregt. Er war im J. 1769 geboren worden. 1789 fing er das Studium des Rechts an, das er aber nach dem Ausbruche der Revolution wieder aufgab. Um den Verfolgungen zu entgehen, die er sich durch seine royalistische Denkart zugezogen, betrat er die militärische Laufbahn, auf der er bei seiner Erziehung, seinen Talenten und seinem Dienstfeifer schnelle Fortschritte machte. Er wurde Officier im Generallstabe Eugène's, und 1795 Adjutant des Generals Baraguay-d'Hilliers, der für

seine Beförderung thätig sorgte, und ihm noch sterbend einen sehr schmeichelhaften Beweis seiner Achtung gab, indem er ihn zum Vormund seiner Kinder einsetzte. Am Tage nach der Schlacht von Arcole nahm ihn Bonaparte unter seine Adjutanten auf; im folgenden Jahre (1797) wohnte er, als Secretair, den Friedensunterhandlungen zu Leoben bei; im nämlichen Jahre, zur Zeit des Kampfs des gesetzgebenden Körpers gegen das Directorium, wurde er von Bonaparte nach Paris geschickt, um die Lage der Dinge einzusehen. Er schloß sich dann an die Expedition von Egypten an, nachdem er sich zuvor mit einer Nichte der ersten Gemahlin Bonaparte's vermählt hatte. Nach der Rückkehr aus den ägyptischen und syrischen Feldzügen wurde er nach Deutschland gesandt, um mit den sächsischen, hessischen und andern Höfen zu unterhandeln, welche Unterhandlungen aber durch den Sieg von Hohenlinden unnöthig geworden. In der Folge trat er von der militärischen Laufbahn ab, und wurde nach und nach von Napoleon zum Administrator der Amortisationskasse, zum Generalpostdirector und zum Staatsrath erhoben. Dergleichen ward er Großofficier der Ehrenlegion und Commandeur des Reunionsordens. Nach der Wiederherstellung der Bourbons 1814 verlor er die wichtige und einträgliche Stelle eines Generalpostdirectors. Hierdurch disgustirt, durch seine bisherige Laufbahn Napoleon persönlich anhänglich und durch seine Gemahlin in Verwandtschaft mit ihm stehend, war die Wiederkunft des Usurpators für ihn eine erwünschte Erscheinung, und es mochte ihm schwer seyn, voreilige Schritte zu vermeiden. Als er Napoleons Unternehmen gelingen sah, begab er sich am 20. März Morgens, also noch vor der Ankunft desselben in Paris, in Begleitung des Generals Sebastiani, auf die Post, und erklärte dem Director Ferrand, daß seine Functionen ein Ende haben, und er im Namen des Kaisers sein Amt wieder anträte. Er stellte sich dann dem Generalsecretär und den Generalverwaltern als Generalpostdirector dar. Hierauf unterzeichnete er drei Befehle, durch deren ersten er die Versendung aller Journale und folglich auch des Amtsblatts, in welchem die kbnigl. Proclamation enthalten war, durch den zweiten das Abschicken der Brieffschaften der Minister und des Seinepräfekten verboten, und durch den dritten den von Ferrand aufgehobenen Postenlauf nach Lyon wieder hergestellt hat. Dergleichen erließ er den nämlichen Tag ein Umlauffchreiben an alle Postdirectoren, worin er ihnen sagte: der Kaiser werde in 3 Stunden, vielleicht noch früher, in Paris seyn, die Stadt sey voll Enthusiasmus für ihn, und es werde keinen Bürgerkrieg geben. Ueberdies schickte er dem Usurpator, durch einen Eilboten, ein Schreiben nach Fontainebleau, nach dessen Lesung derselbe ausgerufen: „Das ist gut! Man erwartet mich in Paris.“ Solche Aeußerungen der Anhänglichkeit an Napoleon konnten, bei dem Mißlingen seines Unternehmens, nicht ungestraft bleiben. Bald nach der Rückkehr des Königs wurde Lavalette arretirt, und der Proceß gegen ihn eingeleitet. Am 20. Nov. erschien er vor den Schranken des Assisenhofs zu Paris, welcher ihn am folgenden Tage zum Tode verdammt. Das Cassationsgericht, auf das er sich berufen hatte, bestätigte dieß Erkenntniß. Der 21. Dec. war zu seiner Hinrichtung bestimmt. Den Tag zuvor kam die Gemahlin des Verurtheilten in das Gefängniß der Conciergerie, um mit ihm zu Mittag zu speisen. Sie hatte ihre publsfährige Tochter und eine Magd bei sich. Um 7 Uhr Abends kamen die zwei letztern an das Gitterthor, um fort zu gehn. Sie schienen die Frau v. Lavalette unter den Armen zu führen, welche in ihren Pelz eingehüllt war, einen großen Hut auf dem Kopfe hatte,

und ein Sackuch vor die Augen hielt. Alle Angestellten im Gefolge waren gegenwärtig. Die Thüren wurden geöffnet und die besagten Personen traten hinaus. Drei Minuten später begab sich der Thurmister in die Kammer. Er fand die Frau von Lavalette allein; Bemahl war verschwunden. Von der äußersten Befürzung ergriffen lief er aus: „Was haben Sie gethan? Ich bin verloren!“ Er wollte fortlaufen; aber Madame Lavalette hielt ihn, damit der Entflohenen Gewinn zu gewinne, sich Hilfe er alle auf dem Poni bekommen wahrung den Sorgfältigsten herrt. Der kamen selbst ihr, der Thurm des Königreich Entflohenen. Wagen zu den erhaltenen Befehlen mit regel aber so thätig auf keine S dessen im Verdie Klugheit u mit sie ihre eh rung ließ ihr nuars, gegen Fuß stellte. E fängnisse, noch Da er sich ab konnte, so mu erreichen. Zu tischen Edelmann Edelmann M Unglück des W ihn um seine Paris wohnen! schem General Plan, dessen sche Uniform i son von dem Wallis und d fand sich der lischen Capitän das Geheimniß englischer Officier kamen dahin. Den andern Morgen um halb 8 Uhr holte Wilson den Grafen mit einem Cabriolet ab. Hutchinson und ein Bedienter zu Pferde folgten ihnen zur Barriere hinaus nach. E führen sie bis Compiègne, wo Elliser mit dem Reisswagen nachkam in den sich dann Wilson und der Graf wohl Bewaffnet setzten. Wo Paris bis Compiègne hatten mehrere Gensdarmes, mit Lavalettes Schmalement in den Händen, um sie herum gestreift. Unterwegs wurde sie auf allen Stationen ausgefragt; aber der Obrist Cosueta blieb in

mer hinerrückte sitzen, was um so wichtiger war, da den Generalkon-  
Director alle Postmeister und alle Postknechte konnten. In Cambridge  
und in Valenciennes wurden die Reisenden einige Stunden aufgehalten.  
Doch halfen ihnen der englische Wagen und der englische General aber  
all durch, bis sie endlich glücklich zu London ankamen. Am 10. Abends  
war Wilson schon wieder in Paris. Er hatte der König über Beau-  
bruge und Colfont genommen. Bei dem Weg über Valenciennes vom  
Dronk aus ungepflügen, so wie der nachherige Aufenthalt, in den er sich  
sicher bekannt geworden. Kaum war Wilson  
als er, auf Verwehl des Polizeicommissars, der  
er hinter sein Bedauern gekommen war, mit  
verhaftet, und in die Polizeipräfectur und dann  
er geht wurde. Der Proceß ward dem Prä-  
sidenten in Paris zugewiesen, der die Verhände-  
lung erfuhr, und am 21. das Erkenntniß aus-  
sprach: der Thurmthürer Eberle wurde, als der  
in zweifelhafter Einsperrung verdammt. Die  
andere schon (12. März) durch den Königl.  
Anklage frei gesprochen worden.

Levater) sagt unter den Wandern, die in der  
Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts Epoche waren, noch mehr  
durch das, was er war, als durch das, was er leistete, hervor. Er  
wurde den 15ten Nov. 1741 in Zürich geboren, wo sein Vater als  
Arzt und reichlicher Pächter in Aargau land. Die Mutter, eine lech-  
tische Frau von gutem Verstande und starkem Leidenschaftern, hielt das  
Kind mehr Jahre als frühzeitige Naturall des jungen Tod Kaiser durch  
launenhafte Erziehung wieder, und er wurde unter ihrer Aufsicht ein we-  
sentlicher, sehr schamer Knabe, der blühte unter seinen Besorgten, ungele-  
hrt in der Schule, um den größten in seinen Leistungen, mit denen  
es immer auf gedehnte Leistungen und Größe drückte, und im erzie-  
henen Poet mit allerlei Wackelbüchsen, da er sich selbst gestaltete. Das  
Loben der Phantasie und des Wildwuchsreiches, doch sonst nichts Bedeu-  
tendes verricht. Dabei nahm sein dalschwebendes Herz früh die Rich-  
tung auf Gott; Poesie und Heber werden ihm Bedürfnis, und  
schon als Schüler der untern Gymnasialclassen sangen seine Erfindungen  
von der Erdringung seiner bekümmerten Väterde an, womit es weiß  
früh natürlich jugend. \*) Werthvoller erwie die Entwicklung seiner Poesie  
in den höhern Classen, wo er Breunners und Bodmers Unterricht  
genoss. Da ihm von Kindheit an eigene Mächtigkeit und Lust von einer  
Fache zur andern, ließ es zu einem tiefen Eindringen in philologische  
Studien freilich nicht kommen, seine Kenntnisse des classischen Alterthums  
blieb oberflächlich; früh hervorkehrend aber war seine Neigung und  
Bertigung, sich der Bestimmung des von ihm erwähnten geistlichen Standes

\*) Er hatte z. B. eine lateinische Predigearbeit, von der sein Classenrat ab-  
ging, dem Lehrer schon übergeben, als er sich erinnerte, darin etwas  
widersprechliches geschrieben zu haben. Er hat daher Gott in der  
H. d. diesen Schuler, ob ihm der Lehrer demerite, auch mit schwarzer  
Tinte zu corrigieren. Und wirklich hat er nach Nachgabe der noch sehr  
irreführenden Arbeit das so mit schwarzer Tinte hinzugefügt, was nach ihm  
dem damaligen schiedlichen Standes niemand anders als Gott geben  
den konnte, aber im Grunde nur eine Nachhilfe des Bedauerns war, der  
Dottor Levaters Sohn persönlich begünstigen wollte.

Das gemäß über alles, was er empfand und dachte, auszudrücken und, wie es auszudrücken. Er führte und über sie in den ersten Freunden (Hofpredigern) her, die er um diese Zeit mit mehreren edlen Theologen aus den berühmten protestantischen Familien Hof und Hülft erwarb.

Wenn, über seinen und anderer Personens Bekanntheit zu erwarten, wurde das Licht mit seinen Freunden geteilt. Als er sich durch eine auffallende Probe von ihm wündig. Dem Landwost Predel, einem schönen Gelehrten, dessen Verdienstesgründe niemand gewagt hätte, flocht er in die, dem nachher in England verstorben geworben, und denn öffentlich bei der Akademie und Vaterlandsliebe dazwischen zu sein, und es gelang. Die Uebervorteile ihm selbst der Regierung von Preußen einzubringen,

die, und die würdigen Väter des Vortrags mit aussehender Bedienung behielt. In Eckstedt dieses Jahres 1763 über Leipzig und Berlin, wo er die bedeutendsten Predigten seiner Zeit kennen lernte, zu Golding nach Paris in Schwedisch-Pommern, um seine Bildung zum Philosophen im Umgange dieses von ihm vor anderen geschätzten Theologen zu vollenden. Mehrere Monate verbrachte ihm dort, unter theologischen und philosophischen Studien sehr genussreich, und konnte auch Goldings Liebe und Klarheit nicht auf ihn festgesetzt erfindendes Wissen übertragen; so verbandte er diesem Aufenthalt durch würdigen Wissen über die wichtige Verwaltung des Predigernach, und durch seine Vorbehalte eine edlere Selbsterkenntnis mit der deutschen Literatur. Dies zeigt sich bald nach seiner Rückkehr in die Vaterland, 1764, wo er von seiner Zeit zwischen seiner freundschaftlichen Pflege, baldigen Studien und politischen Vertrieben erhielt. Klopstocks und Fockers Worten hatten sich in die gemindert Fachverdienst angeregt, das sich aus sichtlich in Liederern ergoß und gleich die erste Richtung auf Religion und Vaterland nahm, in der es sein ganzes Leben hindurch fortarbeitete hat. Seine unerlöste irreführten und gedruckten Schweißblätter, die 1764, und die Aufsätze in die Zeitungs, die 1764 zuerst erschienen, begründeten seinen Ruhm und erwarben ihm eine große Menge Verehrer, die hingezogen von dem Jander seiner phantasievollen Darstellung ihm nachsahen, daß er in den Aufsätzen sich oft in feiner Sprachschönheiten verlor, und die Aufsätze über das Jenseits schuldig hielt, die sein unverrückter Ton zu verstanden schien. So wirkte es schon in einem ungeordneten Kreise, als ihm die Sorgen des bürgerlichen Lebens (seit 1766 war er mit der bedrückten, frommen Patria, die ihn überlebte, verbunden) und der Pflichten des geistlichen Amtes, in das er 1769 als Diaconus an der Domschule in Jähr eintrat, in Anspruch nahmen. Doch der Zeit und der Arbeit, walen Einsatz zu sein, war ihm von einmal eigen. Er während der sehr bedeutendste Wirkung seiner Predigten, die voll Geist, Leben und Glaubensgewalt durch eine klare, herabgewandte Sprache und einen ruhigen Vortrag den tauchendsten Fall fanden, die anstehende Kraft seiner Bannwort, in dem er Menschen aus allen Sünden zu gründen und sich zugleich lehrreich und angenehm zu machen wußte, die nicht den Augen und Entschlossenheit seines Lebenswunders, durch den er sein Leben lang von allen Affektionen und Leidenschaftlichkeit befreit, und die unermüdet, ungestörte Herzensgüte, mit der er überall zu gehen

suchte, und besonders in der Wohlthätigkeit gegen Arme eher zu viel als zu wenig that, ihn recht eigentlich zum Manne des Volks und zum Liebling seiner Gemeinde machte; gingen die in seinem immer geschäftigen Kopfe sich drängenden Pläne und Projecte auf ein von Jahr zu Jahr sich erweiterndes Wirken hinaus. Seine Predigten, deren mehrere Bände seit 1772 gedruckt wurden, fanden auch im Auslande bald ein großes Publikum, sein Sittenbüchlein für Diensthoten füllte eine mit Unrecht übersehene Lücke in der Volksliteratur sehr zweckmäßig aus, und die Gedichte, die er von Zeit zu Zeit herausgab, dienten, wie weit auch die meisten hinter der körnichten Simplicität und Lebensfrische seiner Schweizerlieder zurückblieben, doch wegen ihrer Herzlichkeit und religiösen Wärme, Vielen zur Stärkung und Freude. Nur bei einer und gerade der geräuschvollsten und vielversprechendsten seiner Unternehmungen, wich er, ohne es zu wissen, etwas aus der Bahn seines sonst rein religiösen Wirkens; wir meinen seine Physiognomik. Seine früh geübte Beobachtungsgabe und seine Menschenkenntniß hatte ihn in Stand gesetzt, sich von Personen jeder Art nach einigem Umgange bald ein treffendes Bild ihres Naturells und Charakters abzunehmen, und da dieß Bild in seinem alles zur Anschauung gestaltenden Gemüthe leicht mit der Vorstellung ihrer Gesichtszüge zusammenschmolz, war es kein Wunder, daß er sich nach und nach von einer nothwendigeren Uebereinstimmung des äußeren Menschen mit dem inneren überzeuge, als die behutsame Menschenkunde erfahrener Weltleute anzunehmen wagt. Es glückte ihm auch in vielen Fällen, seinen Schluß von dem ersten Anblicke einer Person oder ihres Porträts, ja nur ihres Schattenrisses, auf ihre geistige und moralische Individualität, bei näherer Erkundigung bestätigt zu finden. Ueberall gewohnt vom Einzelnen schnell auf Allgemeine zu folgern, und jede Erscheinung, so gut es sich thun ließ, zu generalisiren, kam er daher auf den Einfall, die Linien des Menschenprofils für zuverlässige Merkmale des Charakters zu erklären, und die Physiognomik, die bisher, was sie noch ist, nur ein Aggregat bescheidener, auf analoge Fälle gegründeter Vermuthungen gewesen war, zur Wissenschaft zu erheben und in Regeln zu bringen. Seit 1770 hing Lavater an dieser Idee und sammelte aus allen Gegenden, die seine ausgebreitete, alles was damals berührt war, in den Zauberkreis seines Unternehmens hineinziehende Correspondenz erreichen konnte, Schattenrisse bekannter Personen als Hülfsmittel und Beweisthümer seiner psychologischen Analyse des Menschengesichts. Besonders ging er auf Christusköpfe aus, und jeder Bekannte, der etwas zeichnen konnte, mußte ihm ein selbsterfundenes Christusprofil liefern. Denn mit der christlichen Grundidee seines Strebens, die Menschheit, an die er kindlich glaubte, nach dem sittlichen Vorbilde Jesu herzustellen, hing in seinem menschenfreundlichen Herzen die Charakterkunde aus den Gesichtszügen, als eine Vorarbeit zur zweckmäßigeren Einwirkung auf die Gemüther, eng zusammen. In die Zeit dieses physiognomischen Treibens fällt 1774 seine Reise ins euser Bad, der wir eine höchst anmuthige Episode in Göthe's Leben \*) verdanken. Mit Göthe, der schon unter seine Correspondenten gehörte, mit Basedow, Jung-Stilling, Jacobi und andern bedeutenden Genien Deutschlands befreundete Lavater sich auf der euser Reise näher, und nicht anders, als man großen Virtuosen zu thun pflegt, wurde er schon damals, wohin er kam, von Hohen und Niedern gesucht, bewundert und gefeiert. Eine Celebrität, die wo-

\*) Vergl. Göthe, aus meinem Leben, 3ter Bd.

\*) Im göttinger Taschenkalender auf das Jahr 1778.

wandelt zu haben. Unerfütterlich hielt er dagegen an der ihm eignen Ansicht des Christenthums, die aus seinen Phantasieen über die biblischen Lehren mehr als aus diesen Lehren selbst erwachsen, neue Deutung mit starrer Orthodoxie, philosophisches Raisonnement mit Aberglauben wunderbarlich vermischte. Der Grundzug dieser Ansicht war sein Glaube an die Möglichkeit sinnlicher Erfahrungen von den unsichtbaren Kräften, die das Christenthum in der geistigen Welt erweckt hat. Daher ging er in seiner Meinung von dem Einflusse des verklärten Christus auf die sichtbare Welt, von der Gemeinschaft der Gläubigen mit ihm, die ihm fast eine physische Verwandtschaft war, von der Allgemeinheit der außerordentlichen Gaben des h. Geistes, von der Kraft des Glaubens, von dem Rechte der Christen auf Erhörung ihrer bestimmtesten Bittgebete, worüber er selbst merkwürdige Erfahrungen gemacht hatte, überall weiter, als eine richtige Exegese der h. Schrift erlaubt, und auf Voraussetzungen hin, die sein von gelehrter Kritik ganz entblößtes Verständnis biblischer Aussprüche und Tropen wenig beargündern konnte, folgerte er oft zu schnell, was seiner Phantasie annehmlich schien. Dieß zeigte sich am auffallendsten in seinen größern Epopöen *Jesus Messias* und *Pontius Pilatus* (1781 bis 1786), worin er sich am getreuesten ausspricht, und in den Erzählungen eines christlichen Dichters, 1795, die insgesammt, wie überhaupt die religiösen und poetischen Schriften, in denen er dogmatistirt, deutlich beweisen, daß er als Theolog zu sehr Dichter, und als Dichter zu sehr Theolog war. Erklärlich ist es daher, warum ihm seine Belehrungsversuche bei eigentlichen Gelehrten und selbstständigen Männern so wenig glücken wollten. Wie redlich er es auch mit dem Wunsche meinte, daß jeder bedeutende Mann, der ihm werth war, seine Ansicht theilen möchte, wie geduldig und unverdrossen er auch bei seinen Bemühungen, andere zu überzeugen, verfuhr; etwas Gewaltfames und für die Angegriffenen Peinliches lag immer in seiner gewohnten Manier, Andersdenkende durch die Alternative, daß sie ihn entweder widerlegen, oder seinen Glauben annehmen mußten, zu unumwundenen Erklärungen zu nöthigen. Auf diese Art hatte er im ersten Jugendjahre die Belehrung des jüdischen Philosophen Mendelssohn unternommen, ein Versuch, der natürlich fehlschlug und ihm eine beschämende Zurechtweisung zuzog, ohne ihn von ähnlichen, mißlichen Wagstücken abzuhalten. Ausweichende oder derbe Replikien hatten Derbheiten auch von seiner Seite zur Folge, und mancher ihm sonst gewogene Gelehrte wurde dadurch von ihm entfernt. So kam er zum Theil durch eigne Schuld in den Ruf eines Schwärmers, der sich in Alles mische und seine Meinungen jedermann aufdringen wolle, und je bedeutender sein Geist, Ansehen und Anspruch war, desto schärfer urtheilte man nun über jeden seiner Schritte. In der That war es ihm natürlich, an jeder öffentlichen Sache, die die Religion anzugehen schien, lebhaften Antheil zu nehmen; seine entschiedene Neigung zum Wunderbaren, Uebernatürlichen und Geheimnißvollen verleitete ihn wehr als einmal, die Erwartung von Wundern und Offenbarungen laut werden zu lassen; und in dem Bestreben, etwas Unerhörtes zu entdecken und zu sagen, strich er oft nahe an das Abentheuerliche. Daher wurde es ihm hoch angerechnet, daß er von den gäbnerschen Teufelsbeschwerden Kenntniß nahm, und ihnen eine gewisse Glaubenskraft zuschrieb; aus seinem freundschaftlichen Verkehr mit einigen katholischen Theologen zog man die grundlose Beschuldigung einer geheimen Parteilichkeit und Machination \*) für den Katholicismus, den Lavater doch nur von

\*) Manche hielten ihn gar für einen geheimen Oberr des Jesuitenordens.



einen Ubl. An. Selten gezeichnet, ohne sich durch die Bemerkungen  
 erholter Litterer mit Euler in Consp. die ihn zu gewissem hoch-  
 en, zu der wunderlichen Handlung bewegen zu lassen; und als er gar  
 an der schwerlichen Entscheidung des Magisters neue Hoffliche  
 der die Natur des Menschen, und Erfahrungen der Wunder von sehr  
 erwartete wurde er über seinen erstaunlichen Vortheil an dieser Sache Vor-  
 stärke über. mit denen man ihn sehr groß versehen würde. Denn  
 die Reichthümer der Zeit, in die sein überliches Wissen fiel, brachte  
 es überhaupt mit sich, daß man bei einem Manne von Lavalier Lob und  
 Lobel übertrieb. Sein Idealist der und vornehm des Dogmatismus war  
 in größten Kontraste mit der Physik, der sich die Ethologie damals  
 von die 1770 mächtig entgegenbrachte, den Hoffkärtern mächtig eine  
 Ehrent, und die Fröhenheit, mit der er, von dem gewaltigen Ideen  
 der Natur- und Freiheitsgeistes seiner Zeit ergriffen, sich doch auch wie  
 er manche neue Befahrung erlaubte, den Orthodoxen ein Kerker, je  
 während eine große Schaar von starker und modischeren Toren, die  
 nur die Macht der Schwärze wahren wollten, gerade in ihrem humanen,  
 und menschliche Herz so vertraulich aufstrebenden Ehrgeiz hatte die  
 stillerwachte Schwärze gegen den überhand nehmenden Usurpator  
 und. Mit einem so unbedingten Vertrauen überließ sich auch außer  
 einer Perenne geschickte Halbachtete, vollbedrängte Weltweise und jenseitige  
 innige Frauen, die ihn eigentlich am besten verstanden, seiner geistlichen  
 Leistung, ein lebhaftes Verwechsel in Wissenschaften-gegenheiten machte  
 da zum Fortschritt frommer Familien in allen Provinzen Deutschlands,  
 und seine Reisen wurden Triumphe eines Prodiges, an den sich  
 überall die Fortschritt bedachten, um das Wort des Lebens aus seinem  
 Munde zu vernehmen, denn er ließ sich leicht bewegen, in fremden  
 Städten und an fremden Höfen, die ihn glückselig aufnahmen, Predi-  
 gen und Redensarten zu halten, und Gelegenheitsreden gehalten  
 das immer besonders wohl kein protestantischer Geistlicher des 17ten  
 Jahrhunderts hat mehr Verehrung genossen, als Lavalier auf seiner  
 Reise nach Bremen, 1773 entworfen. Ein ehrenvoller Ruf zum Dio-  
 cesan bei der reformirten Gemeinde in Bremen, den er aus Liebe zu  
 seiner Vaterstadt, in welcher er 1773 Pfarrer an der Kalkstraße, und  
 1778 Decanus an der Petruskirche geworden war, nicht ohne Begründung  
 und, was sich nach Ende des Jahres 1778 durch sein Ein-  
 rücken in das Pfarramt der seiner Kirche statt, auch nicht zu seinem  
 Nachtheil eben ausrichteten hatte, und dieser Reise eine besondere Be-  
 deutung. Man erkundete ihn in Bremen wie einen Heiligen, Adligkeit  
 und Ehrentschick bestritten sich, ihn mit Bewerben von Achtung und  
 Ehrentschick zu überhäufen, und öffentliche Plätze herbeizuziehen, was er  
 dort geliebt und nicht geliebt haben sollte. In der That hatte auch  
 seine Gegenwart etwas E-  
 fand, und war in der Je-  
 ihm in der Nähe der  
 nes Betragens, die stille E-  
 der ausgesprochenen Antwort  
 gebogene Haltung seines k-  
 seiner Menschenfreundlichkeit  
 des milderte, ohne sie zu  
 Zartheit seines ganzen W-  
 sich. Feierliches und Wohl-  
 willkürlich von Ehrfurch-  
 kleine Zahl. Zeit und I

und Salbung, die auf der Kanzel jedem seiner Worte Gewicht gab, die Uebereilungen seines Eifers im Flusse der Rede bedeckte, und selbst im geselligen Umgange ungezwungen hervorblickend, keinen Spötter gegen ihn aufkommen ließ, eine sittliche Grazie, die auch seine Scherze adelte, und jeden Zirkel, in den er eintrat, in Ordnung erhielt, die Originalität und Fülle seines Gedankenganges, die oft überraschend und immer anregend und erwärmend auf seine Umgebungen wirkte, Eigenschaften genug, um die Bewunderung und Anhänglichkeit seiner Verehrer begreiflich zu machen. Seine Aussichten in die Ewigkeit hatten ihn überdies bei der Menge längst in den Ruf höherer Seberkräfte gesetzt, und in seinen ascetischen Schriften waltete neben tiefer Menschenkenntniß und ungemeiner moralischer Kraft, wirklich das göttliche Leben, das die Gemüther überzeugt, erquickt und tröstet. Seine Predigten über das Buch Jonas und über die Liebe, die Handbibel und Lieder für Leidende, die Betrachtung über die wichtigsten Stellen in den Evangelien gehören zu den trefflichsten Erbauungsbüchern in der deutschen Literatur. Auch sein Tagebuch eines geheimen Beobachters seiner selbst hat unstreitig viel Gutes gewirkt, und die Arglosigkeit, mit der er es ins Publicum geben ließ, würde ihm nie nachtheilig geworden seyn, wenn er nicht zu viele Particularitäten seines eignen Lebens hineingemischt hätte, die ihn dem Mißverstände und der Verläumdung bloß stellen mußten. Jenes Tagebuch, die Geschäftigkeit dienerder Freunde und Zwischenträger, die ihn umlagerten und seine Offenherzigkeit nicht selten mißbrauchten, die Berichte der Reisenden, die die Schweiz nicht sehen konnten, ohne den Propheten in Zürich zu besuchen, brachten jeden Schritt und jede Auslassung von ihm unter die Leute, und die Aufmerksamkeit des Publicums erstreckte sich in jenen friedlichen Decennien, wo man noch Zeit hatte, das Kleine wichtig zu finden, bis auf die unbedeutendsten Vorfälle und Wendungen des Lavaterschen Lebens und Treibens. So wurde ihm das Glück einer großen Celebrität oft durch ärgerliche Klatschereien und Händel verbittert, und er war selbst zu wenig besorgt, jeden Anlaß zu öffentlichen Verhandlungen über sein Privatleben zu vermeiden. Seine durch allzugroßen Beifall genährte Eitelkeit verleitet ihn bisweilen zu kleinlichen Schritten und einer empfindlichen Sorgfalt für seinen Ruhm. Dieser kam auch allerdings in Gefahr, da er nach einer Reise, die er auf Einladung des Ministers Bernstorff 1793 nach Kopenhagen unternommen hatte, ein Tagebuch derselben herauszugeben anfing. Knigge machte sich sogleich in der Reise nach Friklar, und ein Ungekannter in dem satyrischen Freudenliede der Jünger Lavaters, darüber lustig. Ueberhaupt zeigte sich in dieser spätern Periode sein Geist nicht immer kräftig genug, den Mangel einer vollendeten gelehrten Bildung, wie sonst, durch Originalität der Gedanken und hinreißendes Feuer der Darstellung zu decken. Man fing an, seine neueren Schriften etwas langweilig zu finden, in der Anlage und metrischen Form seiner Poesieen entdeckte man unverzeihliche Nachlässigkeiten und Ungleichheiten, die besonders seine Hexameter in übeln Ruf brachten, und die Breite, mit der er seine Gedanken auszudehnen und ihr Mark auszusaugen beliebte, wollte neben der Präcision neuerer Dichter und Prosaisten nicht mehr behagen; dem Kindersinne seines Glaubens war die Zeit nun entwachsen, und die redseligen Mittheilungen seiner Einfälle, Gedanken und Råthe, die er in seiner Handbibliothek, dem Anacharsis, dem Vermächtniß an Freunde und andern Schriften dieser Art wohl nur an Freunde richtete, aber doch ins Publicum

sehen sich. Mehr auf Interesse zu  
 ein allgemeiner Zustand drückte  
 editionen, die alles einander, anfangs  
 ist der Epoche des Admirationen will  
 nicht ihm durch neue Ursachen und  
 Wissen in eine fremde Thätigkeit kam  
 ne er dem Einbringen der Revolution  
 wrot. Er gedachte damals zu den  
 Lösung abzuwarten und sich im Frieden  
 edillos zu behaupten wahren. Dabei  
 er dem Volke mit einer Rede,  
 die Recht und Verstand einflößen kann, in jeder öffentlichen Bewegung  
 in, und mit der Lüge, Aufregung und Bewusstheit, deren nur  
 große Zeiten sind, wagt er in entscheidenden Momenten die rich-  
 ten Mittel der Rettung zu zeigen, und wo es möglich war, sich zu  
 uliren. Dem vorzüglich hatte es Glück zu danken, daß nicht schon unter  
 er den Namen Karolens, die die Führung abgibt zum Besuche  
 em, und jene unerschrockene Freundschaft und thätige Verwendung  
 wie großen Antheil daran, daß den Adelsmännern, in deren Hände  
 Lärche Ehre und Macht auf dem Feinde stand, das Leben gerettet ward.  
 Nach unter dem Druck der französischen Revolution hatte er sich für  
 alle seine Verdienste den Rath, den Fürsten Kandel in seinem Exil  
 :ines freien Schweizlers an die große Nation, im Namen  
 ch'st seines Namens, wegen Frankreich's schändlichen Benehmens gegen  
 re Schwere zur Rechenschaft zu ziehen, worauf eine vorläufige Kap-  
 vort, aber noch nichts Bestimmtes für ihn erfolgte. Er hielt dabei  
 wache auf, wieweil unter den belästigten Umständen seines Vaterlandes  
 der Recht und Ordnung zu sprechen und die Wünsche der Mandatgeber  
 :hränkt zu zeigen, was als er endlich auf den iderlichen Appell da-  
 einer verächtlichen Gemeinschaft von England und Oesterreich hin,  
 während einer heftigen Krankheit im Mai 1799 nach Paris zu-  
 portirt wurde, wunderte man sich, daß es nicht eher geschehen war.  
 Die Direktoren der Schwere hielten die Wahrheit allzu sehr für wichtig und  
 verbot, als in der Verantwortung, die er nun einnahm, und als er nach  
 einigen Monaten wieder entlassen, doch die französische Vorposten gleich-  
 lich nach Paris zurückzuführen war, hielt er in seiner Anwesenheit  
 mit bewiesenen patriotischen Eifer fort, bis bei endlich auf die schwe-  
 lichte Lage gedrungen wurde. Da am 21. Sept. 1799 die Schwere zurück-  
 wieder kam, und Lavater schon auf der Straße hockend war, her-  
 vorkommende Soldaten zu vermeiden und zu beschleunigen, schloß ein  
 französischer Fremder ihn nachdrücklich durch die Feinde. Jedes ein Jahr  
 hat er, mit wenigen Tagen eines indischen Exilens, bei er den  
 Ministerialisten widmete, an denen Wachen, und lebte auf dem Fron-  
 feilager keine Deportationsgelichte, eine nachdrückliche Vor-  
 Stellung an die revolutionäre Regierung; Paulus und Pasquis,  
 eine christliche Deutung; eine Menge Briefe, unter andern auch den  
 verantwortlichen an Pöschel, über dessen Religionsveränderung, und die  
 Rede „Zurück am Ende des 18ten Jahrhunderts“ die in  
 den verschiedenen Perioden in dieser Sammlung steht, und seine frü-  
 heren Fortsetzungen sind hinter sich läßt. Das ebenfalls sehr wichtige Werk  
 „Zurück am Anfang des 18ten Jahrhunderts“ war sein  
 Hauptwerk. Mehrere Tausend Exemplare dieses Buches wurden in  
 Paris zu dem immer noch sehr bekannten Namen in der empfindlichen  
 zum Verkauf und Logi gab ihm seine Rede, sein Wissen und sein

Er  
 die  
 den  
 aber  
 r. in  
 nicht  
 kam,  
 trabe  
 den  
 und  
 um-  
 was

1

wund und gekrümmt, aber die härtesten Qualen trug er mit einer Geduld, Ergebung und Heiterkeit des Geistes, die jedermann zur Bewunderung hinriß, und selbst seine Gegner überzeugen mußte, wie sehr es ihm mit seinem Christenthume Ernst gewesen. So starb er den 2. Januar 1801 im 60sten Lebensjahre, von einer väterlich geleiteten Familie und allen Güten beweint, seiner Vaterstadt, um die er so große Verdienste hatte, unvergesslich. Frühere und devotere Jahrhunderte, als das, in dessen Morgenröthe seine Sonne unterging, hätten ihn heilig gesprochen, denn in ihm vereinigten sich, selbst den Märtyrertod nicht ausgenommen, alle die Eigenschaften, die die Kirche von ihren Heiligen fordert, und die meisten, die sie verehrt, wurden von ihm an Adel des Geistes und Herzens und ungeheuchelter practischer Frömmigkeit weit übertroffen. Ein Christ zu seyn, war seine Wissenschaft und sein Ruhm, und daß er so ernstlich nach dieser Virtuosität strebte, hätte ihm Niemand verargen sollen. Den Schätzen der Gelehrsamkeit verdankte er wenig, er producirte mehr, als er las, und was er war, wurde er von innen heraus. Daher das viele Sinnreiche und Erbauliche in seinen Schriften, das auch die Zukunft nicht unbenutzt lassen, und seine ausgezeichnete Individualität, die der Betrachtung und Achtung immer werth bleiben wird. Sein sittlicher Character war durchaus edel und redlich, nur das Uebermaß des Beifalls machte ihn bisweilen klein, doch blieben seine Absichten stets lauter, und er vergab gern, anstatt zu vergelten. Glaube und Liebe waren die Grundzüge seiner Natur; Johannes Müller, der ihn, wohl etwas zu günstig, den Kirchenvater unter den neuen Theologen nennt, konnte mit Recht sagen, er kenne kaum einen, der wahrhafter und stärker glaubte, tiefer fühlte und inniger umfaßte, als Lavater. Der Grund seiner Schwächen war mehr in seinem, oft von zu starken Phantasieen und ausschweifenden Plänen besüßten Kopfe, als in seinem Herzen zu suchen, und wenn es von der zahlreichen Jüngerschaft, die sein Christenthum gebildet hat, noch Ueberreste giebt, so haben sie nicht Ursache darum an ihrem Meister irre zu werden, weil er bei großen Talenten und rühmlichen Tugenden auch menschlich fehlen konnte. E.

**Lawinen** (von dem Schweiz. Louwin, Lauwin, Lauwan, Löuwin, Löwin, Lavin, Löbin, Löbinnenstrich, Lauwer, Schneelauwin, französl. Levanze, Valanze); bedeuten in der Schweizersprache eine große Menge Schnee, welche von den hohen Bergen in die nahegelegenen Thäler herabrollen und dort oft die größten Verwüstungen anrichten. Es giebt vornehmlich zweierlei Arten Lawinen. Die eine nennt man **Windlawinen** (Staublawen, Staublöbeln), weil sie vom Winde erregt werden, welcher den frisch gefallenen Schnee mit sich fortreißt und in die Tiefe stürzt. Die zweite Art heißt **Schneelawinen** (Schloß- und Schlag-, auch Schrundlawinen), weil sie aus nichts als Schnee bestehen. Diese sind zwar, wegen der Geschwindigkeit, mit welcher sie einherfahren, in sofern die gefährlichsten von allen, sonst aber, weil sie am lustigsten unter allen sind und man sich aus ihnen am leichtesten wieder emporarbeiten kann, auch nicht so sehr zu fürchten. Man hat Beispiele, daß Leute 24 Stunden unter einer solchen Lawine gesteckt haben, ohne zu ersticken. Diese Lawinen werden nicht vom Winde fortgerissen, sondern stürzen durch ihre eigene Schwere und rollen dann den ganzen Grund, auf welchem sie liegen, nebst den darauf befindlichen Bäumen, Felsen &c. mit sich fort. Sie fallen besonders um Frühlingzeit, wann die angehende Wärme den Schnee fester und trockner macht. Ihr Fall macht Berg und Thal erzittern und erregt einen Schall, als

es doanerte. Die dritte Art heißt Erdlaminen, die dann entstehen, wenn das Erdbreich von lang andauernder und tief eindringender Masse dergestalt erweicht wird, daß es mit allen darauf befindlichen Häusern, Bäumen und ganzen Wäldern in die Tiefe stürzt und oft unseuern Schaden anrichtet.

**L a v o i e r** (franz. Lavoisier) bedeutet in der Schifffahrt so viel, als zur rechten oder linken Hand mit dem Schiffe immer hin und her fahren. Dief thut man oft bei widrigem Winde, oder weil man mit Fleiß nicht vorwärts fahren, doch aber auch nicht zurückkommen will.

**L a v o i s i e r** (Antoine-Lavoisier), einer der größten Chemiker unter dem Neuern, nach und nach Generalrächter, Pulver- und Schwefelverwalter, und Nationalschaz-Commissarius, wurde am 26 August 1743 zu P

in einem Alter von 23  
: Abhandlung über die be-  
: iche Arbeit er eine goldene  
: er Mitglied und einer der  
: ie. Lavoisier studirte mit  
: und der Naturgeschichte,  
: e der Wissenschaften machte,  
: ie bestimmte. Die Entde-  
: ren Bemühungen Black's,

in einem Alter von 23  
: Abhandlung über die be-  
: iche Arbeit er eine goldene  
: er Mitglied und einer der  
: ie. Lavoisier studirte mit  
: und der Naturgeschichte,  
: e der Wissenschaften machte,  
: ie bestimmte. Die Entde-  
: ren Bemühungen Black's,  
: verdankten hatte, hatte ein  
: neues Licht über die sämmtlichen Naturerscheinungen verbreitet. Des  
: unge Lavoisier fühlte, durch eine Art von unbewußtem Triebe, die  
: das Genie charakterisirt, wie wohl ihn die glänzende Laufbahn, welche  
: ihn diese Wissenschaft eröffnere, zu führen im Stande wäre. Er wie-  
: derholte daher jene Experimente und veränderte sie auf tausendfältige  
: Weise. Er arbeitete mit ganz neu von ihm erfundenen Instrumenten,  
: die nach seiner Angabe mit einer bis dahin nie gekannten Vollkommen-  
: heit verfertigt wurden. Anfangs bestätigte er die erhaltenen Resultate  
: der übrigen Chemiker; bald aber dehnte er sie weiter aus, entdeckte da-  
: her neue und bewies sie durch die Anwendung derselben auf die Wissen-  
: schaft selbst eine vollkommene Umwälzung derselben. Ein der Akademie  
: Ende des Jahres 1772 übergebener Aufsatz bewies unwidersprechlich,  
: daß er schon damals die wahre Ursache gefunden hatte, warum die  
: Metalle, wenn man sie dem Feuer aussetzt, ein größeres Gewicht er-  
: halten. Diese richtige Entdeckung, die der ganzen neuern Chemie zur  
: Basis diente, warf jene allgemeine und unsichere Theorie des Phlogstons  
: gänzlich über den Haufen. Seit der Zeit boten 40, in der Akademie  
: während 20 Jahren von ihm vorgelesene Denkschriften, die er hernach  
: in einem Band zusammenbruden ließ, das Ganze einer Lehre dar, wel-  
: che alle chemischen Erscheinungen in sich faßt. Lavoisier schuf von nun  
: an eine ganz neue Wissenschaft: er veränderte in der Chemie sowohl die  
: Art, zu experimentiren, als die Art, zu raisonniren, mit einem Worte,  
: er brachte ein System in diese Wissenschaft, wie sie es bis dahin gänz-  
: lich entbehrt hatte, und setzte dasselbe mit einer solchen Klarheit und  
: Bestimmtheit, und mit einer so bestimmten, nie wandelbaren Hinwei-  
: sung auf einen einzigen Gesichtspunct auseinander, daß man wohl sah,  
: er erkande aus seinem eignen, ihm angeborenem Geite. Dief System  
: ward von von ganz Frankreich angenommen. Im J. 1789 stellte er  
: seine sämmtlichen neuen Entdeckungen unter einem eignen Gesichtspunct  
: auf und gab dieselben unter dem bescheidenen Titel: Traité élémentaire  
: de chimie (Elementarabhandlung über die Chemie) in den Druck, ein  
: sowohl die Form als den inhaltlichen Inhalt nach gänzlich umgeschafte.

seines Werk, welches stets zum Modelle ähnlicher Werke wird dienen können. Aber Lavoisier zeichnete sich nicht allein in der Chemie von einer so hervorragenden Seite aus, sondern er bewies auch in den Geschäftsführungen seiner bedeutenden Betrieben eine so lebhaft Thätigkeit, einen so geübten Geschäftssinn, daß er auch hierin die allgemeine Bewunderung erregte. So hat er mehrere Werke über die politische Staatsverwaltung geschrieben, denen eine seltene Erschöpfung des Gegenstandes beigemessen wird. Aber weder das hervorragende Genie, noch die mühseliger Befähigung, mit denen Lavoisier das Unglück jedes Hülfbedürftigen zu erleichtern bereit war, konnten diesen vor dem wüthenden Verfolgungsgeist des Nationalconvents in Sicherheit stellen. Als vormaliger Generaldirector erschien er, durch eine Anklage vor das Revolutions-Tribunal gerufen, mit seinen vormaligen Wirkkräften und ward zum Tode verurtheilt. Er bat um 24 Tage Aufschub, damit er noch zuvor einige wichtige Experimente beenden könnte; aber man antwortete ihm, die Republik bedürfte keiner Gelehrten, und Lavoisier bewies am 6. April 1794, im 31. Jahre seines Alters mit Heiterkeit das Blutgericht. Er hat folgende Werke herausgegeben: Opuscules chimiques et physiques (Kleine chemische und physikalische Werke), 1773, zwei Octavbände; Nouvelles Recherches sur l'existence d'un fluide élastique (Neue Nachforschungen über das Daseyn eines elastischen Fluidums), 1775, welches Werk seinem Verfasser den größten Ruhm verschafft hat; Rapport des commissaires chargés de l'examen du magnétisme animal (Bericht der mit der Untersuchung des thierischen Magnetismus beauftragten Commission); Méthode de nomenclature chimique (Neue Methode einer chemischen Nomenclatur); Traité élémentaire de chimie (Elementarabhandlung über die Chemie), 1789, zwei Octavbände; Instruction sur les nitrières et sur la fabrication du salpêtre (Anweisung zu Salpeterfabriken), 1777; De la reproduction et de la consommation comparées à la population (Ueber die Production und deren Aufzehrung, in Vergleichung gebracht mit der Bevölkerung), welches Werk eine vortreffliche Abhandlung über Staats-Verwaltung ist; Sur la richesse territoriale de la France (Ueber den Grundreichthum

ein weitläufigen Werke, von dem er bereits 1791 urtheilte, was er eben beschließt, als er zum Schaf-

am 16. April 1671 zu Edinburg geboren, gab er ein Messerschmid, oder, nach andern, ein R., für einen Edelmann aus. Er war groß, sanftmüthig, sogar edle Bescheidenheit, einen id und sehr feine, gebildete Sitten. Studien waren die Studien, denen er sich besonders widmete. Schon von früher Jugend an aufwuchs und gesucht in seinem Ansehen, zeichnete er sich, welche körperliche Geschicklichkeit und geistige. Es ward er als einer der besten Ballspieler dergleichen dieses Spiel damals besonders in seinem vor. Nachdem er die Tochter eines Lords verheiratet gewesen hatte, ward er verurtheilt, gerettet sich durch die Flucht, ging nach Holland, kehrte jedoch gegen 1700 nach England zu kommen einen Plan vor, wie dem Geldmangel vorstehenden Banqueroute der dortigen Bank. Da jedoch weder dieser Plan, noch ein and

Herr, in welchem er eine neue Art Papiergeld vorkam, vom Vorla-  
 mense angenommen worden war, verließ Laro abermals sein Vaterland  
 und begab sich nach Brüssel, von wo er nach Venedig und dann nach  
 Genua ging. Allenthalben, wo er sich verweilte, machte das Spiel den  
 vorzüglichsten Gegenstand seiner Speculationen aus, und bald war es  
 ihm gelückt, eine Summe von 110000 Fl. St. gewonnen zu haben.  
 Nachdem er nun auch dem Könige von Sardinien, Victor Amadeus,  
 die oben erwähnten Finanzpläne, odgleich vergebens, vorge schlagen hatte,  
 ging er nach Frankreich, wo 1709 oder 1710 der dortige General-Cont-  
 roleur (so hieß damals der Finanzminister) seinem Finanzsystem eine  
 größere Aufmerksamkeit schenkte. Dies geschah zu einer Zeit, als ein  
 unglücklicher Krieg ganz Frankreich ruiniert und jedes öffentliche Zu-  
 trauen vernichtet hatte, und so fand Laro endlich unter der Vormunds-  
 chaft des Herzogs von Orleans den günstigen Zeitpunkt, welcher seinem  
 Systeme den gewöhnlichen Eingang in Frankreich verschaffte. Hier war  
 eine öffentliche Schuldlast von zwei Milliarden (zwei Millionen Mil-  
 lionen) zu tilgen, und außerdem hatte es Laro mit einem Prinzen und  
 einem Volke zu thun, das in jede Neuerung verliedt war. Zu erst errich-  
 tete er 1716 in seinem eignen Namen eine öffentliche Bank, die jedoch  
 bald die allgemeine Kasse aller Einnahmen des Königreichs wurde. Die  
 ihr ward bald darauf eine Handlungsgesellschaft nach dem Beispiel  
 verrichtet, von welcher man sich die größten Vortheile versprach. Das  
 Publicum, von dem Reize des Neu-  
 wuchs die Ketten dieser Gesellschaft  
 Geld, welches vorher miserabil u  
 kam reichlich in Umlauf. Nachdem  
 weitem worden war, stiegen endlich i  
 1719, den ganzen Werth alles im J  
 um das achtmalache zu übersteigen.  
 1720 zum Finanzminister erdosen, i  
 vom Abenteurer zum Herrn der se  
 quier zum Staatsminister geworden.  
 Manen betradulichen, hatte man die Markt Silber und Gold anfangs  
 zu einem ungedeuern Preise ausgemacht, setzte sie aber nach und nach  
 sehr herunter, daß das Publicum, welches einen noch größern Verlust  
 am baaren Gelde befürchtete, dieses mit der größten Begierde zur Bank  
 brachte und gegen Papiergeld auswechselte. Nachdem nun aber die  
 Bank, trotz dieser betrügerischen Speculationen, nicht länger im Stande  
 war, seine Billets zu zahlen, suchte sich Laro anfangs damit zu reu-  
 ten, daß er ein Verbot ergehen ließ, verbotige welches es jedermann bei  
 Strafe der Confiskation untersagt war, mehr wie 500 Livres baars  
 Geld in seinem Hause zu haben. Da diese Maßregel dennoch zu nichts  
 geholfen hatte, wurden die Ketten auf die Hälfte ihres wahren Werths  
 heruntergesetzt. Man wurden der Nation auf einmal die Augen geöff-  
 net; man sah den allgemeinen Ruin erklärt voraus und das Verbot  
 ward allgemein. Die Regierung ließ, durch die allgemeine Stimme in  
 Rache und Ungewißheit, Beschlüsse über Beschlüsse ergehen, hob das  
 Verbot, baars Geld bei sich zu haben, wieder auf, erlaubte dergleichen  
 aus dem Auslande einzuführen, und konnte dennoch den allgemey-  
 nen Misstrauen und der grenzenlosen Verwirrung nicht vorbeugen.  
 Das Volk, welches kein baars Geld hatte, stürzte wie während zur  
 Bank, um seine Billets einzulösen. Das Uebermaß der Menge war  
 so gewaltig, daß mehrere Menschen ihr Leben dabei verloren. End-  
 lich sah sich Laro, mit dem öffentlichen Fluche belastet, in die Flucht

wendigkeit versetzt, zu entfliehen, um sein Leben vor der Wuth des Volks in Sicherheit zu bringen. Nachdem er Deutschland, Holland, England und Dänemark durchstreift hatte, begab er sich nach Venedig, wo er, noch immer mit chimärischen Hirngespinnsten und ungeheuern Grubeleien beschäftigt, im Jahre 1729 starb. Obgleich seine Reichthümer in Frankreich unermesslich gewesen waren; so verspielte er dennoch in der Folge sein ganzes Vermögen und starb fast in Dürftigkeit.

**Lazarus** ist der Name theils eines aus der h. Geschichte bekannten Mannes, theils eines Mönchs des neunten Jahrhunderts, dessen Gedächtniß den 20. Febr. darum von der römischen Kirche gefeiert wird, weil er sich weder durch die Drohungen noch durch die Mißhandlungen des Kaisers Theophilus zu Constantinopel abhalten ließ, Bilder der Heiligen zu malen. N.

**Lazaristen** oder Väter des h. Lazarus waren eine Congregation regulärer Geistlichen, welche im 17ten Jahrhunderte in Frankreich entstand. N.

**Lazur** s. Lapis Lazuli.

**Lazzaroni.** Zu Neapel allein findet sich bisher die merkwürdige Menschenclasse, die unter dem Namen der Lazzaroni bekannt ist. Man rechnete die Zahl dieser Menschen unter der alten Regierung auf etwa 40000 Individuen, sämmtlich ohne Stand, ohne Beschäftigung, ohne Haus und Heimath und ohne bestimmten Unterhalt, von denen der größte Theil das ganze Jahr hindurch, in äußerster Dürftigkeit, Tag und Nacht sein Leben auf der Straße und den öffentlichen Plätzen der Stadt zubrachte. Die große Fruchtbarkeit des Landes, die den Unterhalt eines Menschen so sehr erleichtert, die außerordentliche Mäßigkeit seiner Bewohner, das heiße Klima und der dabei entstehende Hang zur Trägheit haben dieser sonderbaren Menschenclasse ihre Entstehung gegeben, die allerdings in einer gewissen Verbindung unter einander stand, und dennoch, was gewiß äußerst auffallend erscheinen muß, der Ruhe und Sicherheit der Stadt keineswegs gefährlich wurde. In ihrer Lebensart sind die Lazzaroni äußerst mäßig, so wie im höchsten Grade genügsam in ihrem Anzuge; das Klima macht das Bedürfniß nach Nahrung und Bekleidung weniger fühlbar und läßt es leichter befriedigen; nur die höchste Noth vermag die Lazzaroni zur Arbeit zu treiben. Das Wenige, was ihnen zu ihrem Unterhalte unentbehrlich ist, finden sie leicht auf mannichfaltige Art, als Voten, Träger und Tagelöhner. Allein nichts konnte sie ehemals bewegen, durch angestrengte Arbeit mehr zu verdienen, als ihre genügsame Lebensart erforderte. Dabei waren sie zugleich, trotz ihrer großen Anzahl, die sie so leicht zur Insolenz hätte verleiten können, höchst gutmüthig und friedfertig und ertrugen geduldig Beleidigungen und Neckereien des übrigen Pöbels, was freilich auch wohl das einzige Mittel war, damit der Staat überhaupt die Existenz einer solchen Corporation dulden konnte. Allein zu Neapel fand sich von jeher diese Menschenclasse; dort allein findet sich Alles, was eine solche Lebensart überhaupt möglich macht, daher entfernte sich auch nie ein Lazzaroni ohne die höchste Noth aus dieser Stadt. Erst in den letztern Zeiten hat auch bei diesen Naturmenschen eine Art von Luxus einzureißen angefangen und auch bei ihnen ist Geschmack für Eigenthum und größeres Wohlleben entstanden. Nach neuern Berichten fangen sie an, sich allmählig an fleißigeres Arbeiten zu gewöhnen, um einen festen Wohnort zu erhalten und sich an Sonn- und Festtagen in seidnen und sammetnen Feierkleidern zeigen zu können. Auch hat in den neuesten Zeiten die französische Polizei, welche Neapel



erhalten, nicht wenig zur Verminderung dieser Menschenklasse beitragen.

**Lazzi** (ital. *lazzo, lazzi*), bedeutet bei den Italienern meistens das kumme Spiel, mit welchem die komischen Personen, während sie selbst nichts zu reden haben, die ernsthaften Scenen auszufüllen pflegen, wodurch freilich nicht selten die Aufmerksamkeit auf den Gang des Stücks unterbrochen wird. Besonders erlauben sich die italienischen Komiker diese Lazzi während der *Bravour-Arie*, die dergleichen, da das Publikum bei diesen nur zu hören braucht, auch recht wohl gestattet. Die Benennung kommt nicht, wie einige glauben, von *lacerare* (zerreißen), sondern von *lazzo* (herbe, scharf, beißend) her, weil durch die Lazzi die Scene gleichsam erst schmackhaft gemacht wird.

**Leander**, s. *Hero*.

**Leben** (das), offenbart sich uns durch es setzt also einen Körper und das Vermögen der trieblichen Bewegungen vorzunehmen, voraus. Der lehrt uns von ihrem *Daseyn*; aber dann erst an ihr sehen, oder solche Zeichen wahrnehmen, andigen der Bewegung, innerlich oder äußerlich mit sie für belebt. Es giebt aber verschiedene Von der Pflanze sagen wir auch: sie lebt; hier Bewegung bloß auf das Innere der Pflanzen, so nährung und zum Durchlaufen ihrer Perioden ist; dieß ist das bloß vegetative Leben. Es ist den, dieses ist aber auch mit einem höhern bego bedingt freiwillige Bewegung seiner äußern Theil außer sich. Je höher der Grad des Lebens, der nisation bedarf es. Das Leben des Polypen, z. von dem Pflanzenleben, er hat die einfachste D Leben der vollkommenen Thiere eine weit mann mengefertigere Organisation erfordert. Aus den den Ebenen mit wohl einen Begriff desselben i Innere desselben können wir nicht eindringen. selbst kann nur e r griffen, nicht b e griffen wer Leben ist nur der Ausfluß des allgemeinen, ewige eine endliche Abstufung und Darstellung desselben i chen (Aaden). Lebenskraft ist die den Ersche Lebens zum Ori materielle Stoff der Organisations nungen verschieden eine bestimmte L in Bewegung u nichtet ist, sobal unlauglich ist, i wie mit Hufeisen stoff, oder mit u die Erregbarkeit. oder mit andern noch anders kennen, so können ferungen desselben, die Bedingung ihrer Außer derselben kennen lernen. Das eigentliche Agens sten Lebensreiz genommen, welcher die mannich stinften Organismus erregt und erhält, nennen

Y.

55

**Lebensprincip.** Dieses muß das feinste und durchdringendste Fluidum der Natur seyn, das wir nur mit dem Aether, der electricischen, magnetischen, und Lichtmaterie vergleichen können. Zu gewissen Theilen des Organismus scheint sie besondere Verwandtschaft zu haben, besonders im thierischen Körper zu den Nerven, von denen sie zu den übrigen Theilen des Körpers geleitet wird. Sie kann in einem Körper angehäuft werden, kann in freiem, einige Zeit abso auch in einem gebundenen Zustande erscheinen. Das Lebensprincip giebt der thierischen Faser die Eigenschaft, sich zusammenzuziehen und auszudehnen (Contractilität), und entzieht sie zum Theil den allgemeinen physischen und chemischen Gesetzen der unorganischen Natur, daher in einem belebten Körper kein bloß mechanischer und chemischer Proceß existirt. Das Lebensprincip kann durch gewisse ihm entgegengesetzte Einwirkungen geschwächt, durch andere verstärkt werden. Unter die feindlichen Einflüsse gehört besonders die Kälte, gehören starke Erschütterungen, manche Gifte u. s. w.; unter die günstigen Einwirkungen gehört die Wärme (in einem angemessenen Grade), das Licht, die Luft, besonders der Antheil von Lebensluft (Oxygengas) in derselben. Dieses Lebensprincip erfüllt den ganzen Körper und erregt die Thätigkeit aller einzelnen Theile desselben, jedes nach seinem besondern Bau und seiner Einrichtung, daher dann das harmonische zu einem Zwecke hinggerichtete Streben derselben, ihre Functionen auszuüben.

**Lebensmittel** sind im Allgemeinen die zur Unterhaltung des Lebens nothwendigen Stoffe. In diesem Sinne könnte man auch die Luft, als den unentbehrlichsten Stoff zum Leben, dahin rechnen. Insbesondere aber versteht man darunter diejenigen Stoffe, welche zur Nahrung des Menschen, als Speise und Getränk in den Magen gebracht werden, um daselbst derjenigen Veränderung unterworfen zu werden, die wir Verdauung nennen (siehe den Art. Magen), und einen Stoff zur Organisation und Erhaltung des Lebens abgeben. Das Weitere hierüber siehe bei dem Artikel Nahrungsmittel. — **Lebensverlängerung**, die Anwendung derjenigen Mittel und Methoden, welche das Leben des Menschen seinem natürlichen Ziele am nächsten bringen. Das Leben des Menschen ist das vollkommenste, bildet sich deswegen auch die vollkommenste Organisation aus. Es kann der innern Möglichkeit nach eine sehr lange Dauer (absolute Lebensdauer) haben, die man nach Vergleichung mit seinem Wachsthum und seiner Ausbildung über hundert Jahre schätzen kann. Die wirkliche (relative) Dauer seines Lebens hängt aber von der Summe des ihm ursprünglich zugetheilten Lebensprincips, von der Beschaffenheit seiner Organisation, von der durch die Lebensothätigkeit selbst bewirkten Aufzehrung (Consumtion) des Lebensprincips ab. Ferner giebt es viele feindliche Einflüsse auf den menschlichen Körper, welche seinem Leben und seiner Gesundheit Gefahr drohen, z. B. ungünstige Witterung, ansteckende Krankheitsstoffe, Leidenschaften u. s. w., welche seine natürliche Lebensdauer abkürzen. Da der wirklichen (relativen) Lebensdauer so manche Gefahren drohen, und die mögliche (absolute) Lebensdauer doch so hoch steigen kann; da ferner durch Beobachtung gewisser Regeln viele Gefahren abgewendet werden können, die Verzehrung des Lebensprincips verzögert, der Ersatz desselben durch manche Mittel befördert werden kann; so läßt sich allerdings die Möglichkeit einer Lebensverlängerung denken, in sofern das wirkliche Leben dem Ziel der möglichen (absoluten) Lebensdauer genähert wird. Die Anlage zum langen Leben überhaupt erfordert einen vollkommenen guten Bau des Körpers und seiner einzelnen Theile, ge-

saunde Lungen, gute Verdauung, regelmäßigen Umlauf des Blutes, gehöriges Verhältniß in der Vertheilung des Lebensprinzips, welches durch gutes Temperament, gleichförmige Verrichtung der Organe und behagliche Gemüthsstimmung sich äußert. Die besondern Regeln der Lebensverlängerung gehören in die Gesundheitserhaltungskunde. (S. Gesundheit.)

**L e b e n s v e r s i c h e r u**  
 ein Mensch noch zu leben hat, nach den Resultaten, welche E sollte freilich denken, daß, welche Lebenszeit annimmt, die nach könne bestimmt werden, um 90 Jahre, ein Kind von 10 Jahren zu leben habe. Allein die schon Alter drohen, die Krankheit der Jahre wegraffen, die Beschädigungen und Krankheit der Menschen, die Verschieden Larys und Verweichlichung machen andere Berechnungen über 100 Menschen etwa einer

das 17te Jahr er  
 er den Kindern bis  
 von 100 Kindern :  
 14 in dem dritten  
 re 3, im fünften J  
 Jahre 1, im acht  
 re ist beinahe die H  
 och 54 übrig. Dar  
 44 kommen bis zu  
 nur 31 bis zum st

zum 17ten bis zum siebenzigsten, nur bei Lebensversicherungen, Witwenpflanzung, wie lange eine Person man, auf obige Erfahrungen ; Ein Kind von 1 Jahre wird 1 Monate; ein Kind von 3 Jahren Jahren noch 46 Jahre 4 Monate; eins von 10 Jahren noch 44 Jahre 9 Monate. Eine Person von 15 Jahren wird wahrscheinlicher Berechnung nach noch 41 Jahre 6 Monate leben; eine von 20 Jahren noch 38 Jahre 3 Monate; eine Person von 25 Jahren noch 35; eine von 30 Jahren noch 32; eine von 35 Jahren noch 29; eine von 40 Jahren noch 26; eine von 45 Jahren noch 23; eine von 50 Jahren noch 20; von 55 Jahren noch 17; von 60 Jahren noch 14; von 65 Jahren noch 11; von 70 Jahren beinahe noch 9; von 75 Jahren noch 6; von 80 Jahren noch 4 Jahre 10 Monate; von 85 Jahren noch 3 Jahre 3 Monate; von 90 Jahren noch 2. Es erhellt hieraus, daß Kinder, welche einmal das siebente Jahr erreicht haben, noch die größte Anzahl Jahre zu hoffen haben; daß man in dem Alter von 12 bis 13 Jahren den vierten Theil seines Lebens zurückgelegt hat; mit 28 bis 29 Jahren die Hälfte, mit 50 Jahren ungefähr drei Viertel. Die Frauenzimmer, wenn sie gewisse Jahre überstanden haben, leben alsdann gewöhnlich länger als Mannspersonen.

**L e b e r** ist bei dem Menschen das größte und schwerste aller Eingeweide, wo sie den größten und obersten Theil der Bauchhöhle einnimmt. Je jünger der Mensch, desto größer; aber je gesunder, desto kleiner ist seine Leber, und umgekehrt. Darüber liegt der genau auf sie passende Zwerghmuskel, durch dessen Sehne das Herz von ihr geschieden ist. Darunter befindet sich rechts das Ende des rechten Stückes vom Grimmdarme; links das Ende des Querstücks desselben; gegen die Mitte hin, da, wo ihr die Gallenblase anhängt, der Anfang des Zwölffingerdarms; links der größte Theil nebst dem Ende des Magens und des Pankreas, oder der Bauchspeicheldrüse; hinten die mit der rechten Niere zusammengehefteten Nebennieren. Ihr Gewicht beträgt in einem gesunden Menschen 2 bis 5 Pfund, und ihre Bestimmung ist, nach obllig entschiedener Untersuchung, durchaus keine andere, als die Galle aus dem Blute abzusondern.

**L e b e r r e i m e** sind zweizeilige deutsche Sinngedichte, in welchen die erste Zeile stets mit den Worten anfängt: die Leber ist vom Hecht und nicht von einem — hier wird ein Thier genannt, auf dessen Namen dann die folgende Zeile reimen muß. Diese Reime, welche von Schövius erfunden und ehemals bei öffentlichen Gastereien, sobald der Hecht aufgetragen war, besonders in Sachsen sehr beliebt gewesen sind, werden jetzt nicht mehr beachtet.

**L e c h** (Leg, in Schmelzhütten) ist dasjenige, was sich oben als schwarzes Kupfer angelegt hat und noch Metall enthält.

**L e d a**, nach einigen des Thastius, eines Königs von Aetolien, oder nach andern des Glaucus und der Laophonte oder Leukippe Tochter, heirathete den spartanischen König Lyndareus, mit welchem sie die Timandra, Elytämnestra und Philinon (Phililnon) zeugte. Jupiter liebte sie und verwandelte sich, um zu ihrem Besitze zu gelangen, in einen Schwan, oder nach andern in eine Gans, in welcher Gestalt man ihn auch auf einem herkulanischen Gemälde mit ihr abgebildet findet. Er zeugte den Pollux und die Helena mit ihr und Lyndareus in der folgenden Nacht den Castor. Nach andern Schriftstellern verwandelte sie Jupiter erst in eine Gans, sich selbst aber in einen Schwan; woher es kam, daß Leda ein Ei gebahr, aus welchem Pollux und Helena hervorgingen. Noch nach andern verwandelte sich Jupiter bloß in einen Schwan, ließ sich dann von der Venus in der Gestalt eines Adlers verfolgen und nahm seine Zuflucht in Leda's Schooße. Während eines tiefen Schlafes, welcher sie in diesem Augenblicke befiel, gelangte er zum Genuße ihrer Reize. Wieder andere meinen, die Nemesis sey es gewesen, welche Jupiter auf die angezeigte Weise überlistet und darauf das Ei, welches diese geboren, durch den Mercur der Leda habe überbringen lassen, welche letztere es sorgfältig aufgehoben, bis endlich die Helena daraus hervorgekommen sey. Endlich soll Leda zwei Eier geboren haben, eins vom Jupiter und eins vom Lyndareus, aus jenem Pollux und Helena, und aus diesem Castor und Elytämnestra entstanden seyn. Unter diesen verschiedenen Sagen hat diejenige das Uebergewicht behalten, nach welcher Jupiter als Schwan den Castor und Pollux mit der Leda zeugte. Diese werden nach Lyndareus, dem Gemahle der Leda, Lyndariden, und nach Jupiter, ihre wahren Vater, Dioscuren genannt. Kein Gegenstand der alten Mythologie ist von den Künstlern mit so vieler Vorliebe behandelt worden, als Leda mit dem Schwane; man zählt 58 besondere Vorstellungen von demselben. Es scheint, als habe diese Mythe den Künstlern, die sich die Darstellung der physischen Liebe zum Vorwurf ihres Werks gemacht hatten, zur besondern Verhüllung,

nupes ausgeartet sey.

79.

Leder, s. Gerberei.

Lee (Lei, das) bedeutet in der Schifffersprache das Schiff oder Land, oder irgend einen Gegenstand, welcher unter dem Winde liegt, & d. welcher vom Winde abgewandt ist. So sagt man; das feindliche Schiff lag unter unserm Lee; wir befanden uns unter dem Lee von Bornholm.

Leeds, die bekannte Hauptstadt des Tuchdistricts in der West-Riding von Yorkshire, liegt am Flusse Aire und steht durch die inländische Schifffahrt in der vortheilhaftesten Verbindung mit den vornehmsten Plätzen und Häfen von Großbritannien. Erst in neuern Zeiten hat sie sich zu ihrer gegenwärtigen Größe und Wichtigkeit gebildet. Die Bevölkerung, welche noch stets zugenommen hat, betrug 1801 über 55,000 Einwohner. Die Stadt ist für den District der große Markt für das breite feine Tuch (Broad-cloth), welches die Weber theils weiß, theils schon in der Wolle gefärbt, und zwar in großen Vorräthen dahin bringen. Für beide Art Tücher giebt es dort große Hallen; die Weißetuchhalle (White-cloth Hall) ist ein großes, vierseitiges, in fünf Straßen

abgetheiltes und über 1200 Stände enthaltendes Gebäude; die Gefärbtuch-Halle (mixed cloth Hall) ist noch größer und hat 1770 Stände. Die Markttage für letztere sind Dienstags und Sonnabends und für erstere Dienstags. Der Markt wird zu einer bestimmten Stunde eingeläutet, dauert fünfviertel Stunden und muß bei Strafe pünktlich geschlossen werden.

Leere (leerer Raum.) drückt den Begriff eines Raums aus, in welchem sich kein Körper befindet. Es ist darüber gestritten worden, ob es leere Räume gebe; denkbar sind sie allerdings, nur schwerlich in der Natur vorhanden. Man unterscheidet absolute und zerstreute leere Räume. Unter ersteren verstand man schon im Alterthume eine bloß für sich bestehende, von aller Materie leere, einzige, unbegrenzte und unveränderliche Ausdehnung, deren Daseyn vor der Körperwelt vorhanden gewesen sey. Dagegen läßt sich einwenden, daß Raum und Ausdehnung ohne Körper, die sich ausdehnen, nicht denkbar sind. Man hat gefragt, ob zwischen den großen Himmelskörpern, das heißt, da, wo sich ihre Dunstkreise begrenzen, wol noch etwas Körperliches vorhanden sey? Wäre dieß nicht, so hätte ein solcher Raum allerdings eine absolute Leere. Allein der Umstand, daß das Licht diesen Raum durchströmt, ihn also füllt, widerstrebt dieser Meinung schon von selbst. Zerstreute leere Räume sind die Zwischenräume zwischen den einzelnen Theilen der Körper, welche nichts Materiellles mehr in sich schließen. Hier also gäbe es, dem Scheine nach, wenigstens einen zerstreuten leeren Raum. Von diesen beiden Leeren muß die künstliche Leere, welche man vermittelst der Luftpumpe hervorbringt, unterschieden werden. Sie ist aber nur ein scheinbar leerer Raum; denn es läßt sich durchaus nicht behaupten, daß nicht noch sehr feine Luft oder Materie in derselben verborgen seyn könne. Ein solcher luftleerer Raum ist z. B. die Torricellische Leere, welche sich im Barometer über dem Quecksilber befindet; aber auch hier ist Licht, also kein absolut leerer Raum vorhanden.

Legat (aus dem Lateinischen), ist ein Vermächtniß, und besonders ein Nebenvermächtniß, welches der Haupterbe, dem Testamente zufolge, einem Dritten auszahlen muß. Legatum ad pias causas ist ein Vermächtniß zu milden Stiftungen, d. h. zu Kirchen, Schulen u. s. w.; legatum alimentorum, ein Vermächtniß, einem Dritten seinen Lebensunterhalt geben zu müssen; legatum annuum oder menstruum, ein Vermächtniß, welches jährlich oder monatlich ausgezahlt werden muß; legatum dotis, Vermächtniß eines Heirathsguts; legatum fructuum annuorum, Vermächtniß der jährlichen Früchte; legatum liberationis, Vermächtniß der Schuldenerlassung; legatum mobilium, Vermächtniß der beweglichen Güter; legatum ornamentorum, Vermächtniß des weiblichen Schmuckes; legatum plum annale, Vermächtniß zu einer jährlichen Stiftung, z. B. zu einer jährlichen Gedächtnißpredigt, Armengabe u. s. w.; legatum supellectilis, Vermächtniß des Hausgeräths; legatum usufructus, Vermächtniß des bloßen Nießbrauchs; legatum vestium, Vermächtniß der Kleider. — Legatarius, ein Legatär, einer, dem ein Legat vermacht ist. Legator, einer, der ein Legat macht.

Legaten a latere. Legaten a latere heißen außerordentliche Gesandte, welche der Papst in besonders wichtigen Angelegenheiten an fremde Höfe oder als Gouverneurs in die Provinzen des Kirchenstaats abschickt. Sie stehen höher im Range als die Nuntien und werden nur aus dem Cardinals-Collegio genommen. Die Sendung solcher Legaten hat wegen Beschränkung der päpstlichen Macht in neuern Zeiten nur selten Statt gefunden.

kten.

Der Titel eines Buchs, welches die täglichen Gottesdienste in der alten römisch-katholischen Kirche werden pflegten. Dann wurden vorzüglich die Geschichten von den wunderbaren Schicksalsthaten, und ganze Sammlungen derselben man aus diesen ebenfalls in den Metten und öfter Capitel vorlas, und sie zur Unterstützung Glaubens zu lesen ernstlich anempfahl. Auch enthalten viele Geschichten von Heiligen und Namenstagen derselben gelesen werden sollen. Eine Sammlung solcher Heiligengeschichten,

unter dem Namen *Legenda Sanctorum* oder *historia Lombardica* bekannt. Vorzüglich berühmt war die sogenannte goldne Legende (*aurea legenda*), deren Verf. *Jacobus de Voragine* († als Erzbischof zu Genua 1298) ist. Aber auch diejenigen Heiligengeschichten, welche bloß Uebersetzung blieben, wurden Legenden genannt. Da die Heiligengeschichten oft allen Glauben überstiegen, und nur als fromme Erdichtungen angesehen werden konnten, so wurde der Name der Legende von Ungläubigen bald jedem Märchen ähnlicher Art, jeder erdichteten Erzählung, die den Glauben stark in Anspruch nimmt, gegeben. *Valerius Augustinus*, Bischof von Verona (blühte im 16. Jahrh.) erzählt (in seinem Buche *de rhetorica Christiana*) eine Ursache der zahlreichen Legendenfabeln, welche durch die ganze Welt verbreitet worden, sey die in mehreren Klöstern herrschende Gewohnheit gewesen, die Reliquien in lateinischen Umschreibungen und Ausarbeitungen über Begebenheiten aus dem Leben der Heiligen zu üben, wobei sie die Freiheit hatten, die Tyrannen und verfolgten Heiligen auf die ihnen wahrschein-

lichste Beschmückung wahrte, deren Geschichte der Legend aus Kindis zu finden poetischer mit der man nennt der kirchliche eine Legend u. a. Si z. B. Pfes ist das Winnen Gegen die zu v wie die kir ihr der sch Des fromm poetische U fern Zeiten tung der Legend i

S. 189 u. . . . .  
Werk sehr gemischt ist (2 Bde. 1804), herausgegeben. Ein neuer

Bericht der Bearbeitung derselben ist der kaiserlich von de la Motte Fouquet, und Amalia von Jordan erschienen hebräische Legen- und Legendenalmanach. Endlich wird auch die Schrift, besonders die Umschrift auf Münzen, oder auf den Rand, auf welchem sich, um das Bekleidende zu verhindern, hinter eine Umschrift befindet, in der Numismatik die Legende genannt. S. Münze. T.

Legio war eine Abtheilung des römischen Armees, welche zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene Anzahl Mannschaften enthielt. Unter Augustus wurden aus jeder der drei Tribus 1000 Mann zu Fuß und 100 zu Pferde ausgewählt. Diese Auswahl (legio) betrug 3000 Mann. Als Volubius Brut bestand eine Legion aus 6000 Mann, und so steigerte sie sich am Ende auf 8000 Mann zu Fuß. Die Soldaten einer solchen Legion waren alle römische Bürger; nur im größten Nothfalle nahm man auch Sklaven dazu. Auch durfte keiner, außer im sehr dringenden Befahren, unter 17 Jahre alt seyn. Gewöhnlich bestand sich bei einer Legion noch eine gleiche Anzahl Bundesgenossen, so daß, wenn von einer römischen Legion die Rede ist, man fast ein Corps von 9 bis 20.000 Mann verstehen muß. Das Fußvolk jeder Legion, als diese noch 6000 Mann betrug, wurde in 10 Cohorten, jede Cohorte in 3 Centurien (Centurien, weil sie 100 Mann enthielten) eingetheilt. Als die Legionen nachher stärker wurden, theilte man zwar diese Abtheilung beibehalten oder noch jede Centurie in 2 Centurien, und die Centurie wiederum in 10 Decurien. Von jeder Legion bestanden sich 6 Kriegserhebungen (Kriegsobersten), welche nach der Reihe, jeder einen Monat lang, unter dem Consul commandirten. Der Hauptführer einer solchen Legion war ein silberner Adler und der Name derselben unterschied sich entweder nach dem Auführer derselben (z. B. die claudianische Legion), oder nach dem Orte, wo sie diente, oder nach einer Gegend, oder nach den Regeln, oder nach dem Ausgange irgend einer Begebenheit. Unter Augustus bestand das gesammte römische Heer aus 25 Legionen.

Legiren (im Lehnwesen) heißt edles Metall mit unedlern vermischen (beziehen). Die edleren Metalle lassen sich unter einander zusammenschmelzen; einige aber gar nicht. Bei der Verziehung bringen die Bestandtheile derselben oft Veränderung in ihre Zwischenräume an und werden dichter, als sie nach Verbalgung der eigensdämlichen Eigenschaften der Metalle, woraus sie bestehen, seyn sollten; andere werden dagegen lochter und daher leichter, als man nach der Vertheilung der Dichtigkeit der verzeigten Metalle vermuthen sollte. Verschiedene Metalle vermischen sich unter einander schon und hängen zusammen, wenn auch nur das eine davon in Fluß gebracht wird. Versetzt man von diesem das Vergolden, Versilbern, Verzinnen und Verzinken.

1  
2  
3  
4  
5  
6  
7  
8  
9  
10  
11  
12

Lehen, wovon jemand (bezieht, auch ein beschränkter der Bedingung der Lehenmangel ist, welche Lehen (Lehen) ist. Lehen (Lehen) besonders durch die Lehen nicht veräußert werden (Lehen) gewöhnlich (Lehen) durch eine besondere Art (Lehen) und die Natur der Lehen. Ursprünglich am besten (Lehen) Krieg war so groß und (Lehen) zu üben, nicht abwarten.



Das kein Volk mit einem andern in Feindschaft geriet. Privatfehden mußten im Frieden die Stelle des Krieges ersetzen, und fehlten auch diese, so zog der Jüngling und Mann Wochen, Monate, Jahre lang auf Abenteuer aus, und befehdete entweder für eigene Rechnung angrenzende Stämme, oder nahm Theil an den Feldzügen anderer gerade im Kriege begriffenen Nationen, die er deshalb begierig aufsuchte. Die Reichen und Mächtigen wurden auf solchen Zügen gewöhnlich von einer Anzahl gleich tapferer und kriegsfreudiger, aber ärmerer Jünglinge begleitet, die, von ihnen mit Lebensmitteln, wohl auch Waffen, versehen, ihr Gefolge ausmachten. Dieses Gefolge, welches schon Cäsar und Tacitus kennen, war durch festere Bande, als die vorübergehende Kriegslust, oder den wenig beständigen Vortheil an seinem Häuptling gefesselt wie denn überhaupt der alte Deutsche keine Verbindung anders, als für ewige Dauer, einzugehen pflegte. Nicht für Einen Zug schloß der Mann aus dem Volke sich den vornehmen Helden an; dem, den er einmal gewählt, blieb er, wenn jener (was unerhört war) die Treue nicht gegen ihn verlor, sein ganzes Leben gewidmet, und stieß, auf Entbehrung zu neuen Zügen und Abenteuern bereit; auch wenn das ganze Volk (der Heerdann) zum Kriege auszog, bildeten die Getreuen um ihren Hauptmann eine heilige unüberwindliche Schaar. Das Leben und die

Freiheit des  
thum an, um  
genenschaft überl  
gewesen seyn.

Hofbesitzer, be  
sch. Kaiser d  
(oder Befehlsh  
keinen Sold,

nachdem der Anführer den seinigen vorausgenommen (woher der Ausdruck: Vornehmen, zu leiten seyn dürfte). Bei den folgenlosen Zügen einzelner Abenteurer gegen nachbarliche Völker, oder auch, wo sich schon ließ, in die römischen Provinzen, bestand diese Beute natürlich nur in Kleidern, Waffen, Kostbarkeiten, Sklaven; als aber die Wälfen der Nordländer sich erobend gegen den Süden wälzten, und bei der Theilung des gewonnenen Landes den Königen oder Herzögen und ihren Unterbesitzhabern bedeutende Landestheile zufielen, gaben sie davon gewisse Grundstücke an ihre Getreuen, um auf Lebenszeit dem Nießbrauch davon zu geden. Diese Güter hießen *beneficia* oder Lehne, weil sie den Besitzern nur geliehen waren, um nach ihrem Tode an den Eigenthümer zurückzufallen, der denn ihnen andern aus seinem Gefolge damit besoldete. So ist jene alideutsche Sitte der wahre Ursprung des Lehnswesens, wie auch allein aus ihr jener rein germanische, den alten Völkern völlig fremde Begriff der Dienstlehne hervorgegangen, der so unberechenbaren Einfluß auf die Bildung unserer heutigen Staaten gehabt, und die Existenz von Monarchien im heutigen Sinne möglich gemacht hat. Die Griechen und Römer, die Perser und Aegypter kannten nur zweierlei öffentliche Verhältnisse, Freiheit oder Zwangsherrschaft. Ein Volk, das zu wählen hatte, dachte nicht daran, sich einen Herrn zu geben, und nie ward anders, als durch Gewalt, königliche Macht gegründet und beherrscht. Die Alten fanden es natürlich, daß jeder herrschen wollte, der es konnte, aber nicht wunder, daß Niemand, der nicht mußte, sich von ihm wollte beherrschen lassen; eine stillschweigende Pflicht des Gehorchens, ein anderes, als gezwungenes, Verhältniß zu einem Herrn war ihnen ein Un Ding. Dem der unabweisliche Egoismus

es Heiligem  
oder Geheime  
ig beschimpft  
begüterten  
befährten um  
ese Befährten  
ore Vannlung  
ichten Beute,

war der allgemeinen Denkart in der alten Welt innerster Geist, und nur wenige Ahnungen einer andern Lebensansicht blicken durch ihn hindurch. Die Deutschen, denen umgekehrt die Aufopferung des eigenen Selbst für hohe Zwecke, als das höchste dem Menschen Erreichbare galt, schufen auch die Idee von der Pflicht des freien Gehorsams, die durch die christliche Religion bei ihnen befestiget und noch mehr geheiligt wurde. Wir kehren nach dieser Abschweifung (wenn es eine ist) zu den Lehnen zurück. Da es der Sohn gewöhnlich für Pflicht hielt, oder die Noth ihm gebot, dem Herrn, dessen Dienste der Vater gelebt, auch seinen Arm zu widmen, so ließ der Gefolgsherr ihm in der Regel auch das Lehn seines Vaters, oder vielmehr, er verlieh es ihm (belebte ihn) aufs neue. Nach und nach, durch Gewohnheit mehrerer Jahrhunderte, wurde dieser Gebrauch zum Recht, und die Entziehung des väterlichen Lehns, obgleich durch kein Gesetz verboten, erschien als eine schreiende Ungerechtigkeit. Conrad II. machte endlich, für Deutschland 1025, für Italien 1037 (oder schon 1026) die Erbllichkeit der Lehne auf die Söhne (Weiberlehne sind der Natur der Sache nach spätere Anomalieen), oder bei Geistlichen auf die Amtsfolger, zum ausdrücklichen Gesetz. In den Zeiten der Barbarei und Gewaltthätigkeit, die unmittelbar nach der Völkerverwanderung, und von neuem nach dem Tode Karls des Großen, eintraten, in jenen rohen, nur nach außen starken, eine feste Bürgschaft innerer Sicherheit nicht gewährenden Staaten, mußte es bald eine vortheilhafte, ja unausweichliche Maßregel scheinen, sich an einen Mächtigen anzuschließen, um seines Schutzes sich zu erfreuen. Die gewaltigen Grundherren, die reichen Bischöfe einerseits, die Herzöge und Grafen, der Äbnige Statthalter, andererseits, bedrückten und plackten so lange die nachbarlichen freien Landeigenthümer und Heerbannsmänner, bis diese das Loos der abhängigen Lehnleute mit neidischen Augen ansahen, und sich in den Schutz (Mund) des Bedrückers selbst oder eines andern Großen begaben, um vor ihm und allen Mächtigen sicher leben zu können. Ein solcher Schützling hieß ein Mundmann oder Höriger. Sehr viele, besonders die Armen, die ihr Land selbst bauen mußten, und es also ungern verließen, thaten dieß auch, ohne Gefahr der Bedrückung, bloß in der Absicht, von der Heerbannspflichtigkeit loszukommen. Denn die Herzöge, Grafen und Bbge, denen letztere für die Bischöfe, den Heerbann zu sammeln und zu befehligen oblag, bedienten sich, statt dieser ungelübtern, oft in langem Frieden der Kriegszucht entwöhnten Miliz, lieber ihres Gefolges, nun Lehnsmannschaft genannt, und ließen sich von den Heerbannspflichtigen, die ihre Mundleute werden wollten, die Verbindlichkeit, aufs Aufgebot zu erscheinen, ablaufen. Die Kaiser und Äbnige kümmerten sich wenig darum, woher die Herzöge ihnen ihr Contingent zuführten, wenn es nur der Zahl nach die gebotene Mannschaft hielt, ja sie zogen die Lehnsmannschaft, außen jenen Vortheilen, auch darum den Heerbannstruppen vor, weil diese bloß zur Landwehre, jene zu weniger beschränktem, oft zu unbedingtem Dienste verpflichtet, und folglich ihre Brauchbarkeit ausgedehnter war. So kam der Heerbann nach und nach in Verfall, und die Lehnsmiliz trat an seine Stelle. Einer andern nicht geringen Klasse von Menschen, worunter besonders die Reichen (später der niedere Adel genannt) gehörten, die Land durch Miethlinge oder Eigenleute baueten, lag nichts daran, vom Kriegszuge sich loszumachen, vielmehr waren immer noch, nach der Väter Sitte, Kriegsabentheuer ihre liebste Beschäftigung, ihr höchster Genuß. Aber des Schutzes der Großen konnten auch sie nicht entbehren, und andererseits beleidigte es ihren Stolz, unter dem

feldherrnhaft immer mehr gesunken und nicht viel höher, als sehr ein  
 Landknecht, geschritten Herdanne zu dienen. Sie gaben daher nach  
 der Ehre, in die Lehnmannschaften der Pfaffen aufgenommen zu wer-  
 den, deshalb dem nächstfolgenden Herzoge, Grafen oder Bi-  
 schof zu Lehn auf. Oft erwarb sie auch dasselbe aus An-  
 einem Stifte oder Pottshause. Auf diese Weise ist in  
 (die nordöstlichen, rhedem Slavischen, eroderten und an  
 heiligen Provinzen ausgenommen) die Mehrzahl der deut-  
 schen Lehnleute, dem Lehnherren in allen seinen Lehden zu  
 wenn sie wegen verschiedener Lehn mehrere Lehnherren  
 hielten, und gegen Kaiser und Reich, die aber erst später  
 aufgenommen wurden, weil sich dieser Vorbehalt bei einem  
 die an die Stelle der Herdannaufgabe trat, von selbst zu  
 n. Zugleich mußten sie dem Gebrauch ihrer Burgen und  
 ffene Häuser (das Ordnungsrecht) in Zeiten der Krie-  
 gen dem Lehnherren einräumen. In eben demselben Verhältnis stan-  
 den schon die Herzoge und Grafen, die für ihre Reichslandherren-  
 schaft, und die Bischöfe, die für ihre geistlichen Ämter ebenfalls durch  
 Lehn bedolde waren, zum Reichsoberhaupt, und in eben dasselbe tra-  
 gen nun zu ihren größern Edelleuten (denen eben dadurch zurhand  
 der niedere Adel) auch kleinere freie Güterbesitzer, ja selbst reichere  
 freisäckliche Pflanzern, die dem ehrenvollen Lehnverhältnis der freisäcklichen aber  
 verachteten Esherrlichkeit vorzogen, und deshalb entweder einem Edeln  
 für Gut zu Lehn anvertrauen, oder von ihm, mit Bewilligung des Ober-  
 herrn, mit einem Theile seines Lehns neuer belehnt wurden (Verleh-  
 nung, veranlassen). Die Belehnung geschah bei den großen Lehn-  
 verhältnissen schon seit den schließlichen Käufern durch eine Kanne (das  
 Zeichnen des Oberbefehls; daher Lehnenlehn), bei den kleinern wie dem  
 Schwert, bei den geistlichen Lehnen in den ältesten Zeiten durch Ring  
 und Stab, seit dem 12ten hundert Jahren (1122), der die Oberbefehl-  
 des Kaisers auf das Nützlichste beschränkt, mit einem Zepter (Zepter-  
 lehn). Eine besondere Art der Kriegsdienste waren die Burglehn,  
 deren Besitzer zu Verteidigung irgend einer Burg des Lehnherren  
 (Burglehn) verpflichtet waren. Der dabei befehligende Vasall hieß bei  
 den Deutschen Burggraf, bei andern Burgvogt, die übrigen nannte  
 man Burgmannen. So ward die Lehnmannschaft, gleich der päpst-  
 lichen Hiertarchie und ihr gegenüber, ein System von concentrischen  
 Kreisen, die jeder unter dem Einflusse des  
 geordnet, den König, als Oberlehnsherr  
 Kriegsvasallen entstand und bildete sich  
 von Lehnleuten, die nicht minder bedeut-  
 seinen der haben wie an den Höfen der  
 wie der Bischöfe, gewisse Hausbeamte, di-  
 fferen, jedoch mehr zum Glanze des Ho-  
 des Marschalls, des Kammerers, der Sch-  
 die Ältesten, wie die vornehmsten, aber frei  
 waren die Ämter so mannichfaltig, als  
 Verrichtungen. Zwei Beamten konnten  
 auch, und nach dem gleichzeitigen Begrif-  
 fthümer als einen Staatsbürger, und in  
 seien als einen Vorwachen anwand, mit  
 als mit dem Niedergang von Ländereien  
 dieselbe Weise, wie bei den Kriegsdiensten

ter Friedeh I., nach und nach erblich wurde. Der Glanz des Hofes und der Vortheil, welchen diese Bedienungen gewährten, lockte viele Edle, sich um sie zu bewerben. Sie wurden die Ersten in der solchergestalt sich neu bildenden Classe der Dienstleute oder Ministerialen; neben und unter ihnen gab es aber noch eine große Menge anderer Dienstleute, besonders auf den Meierhöfen der Großen. Jeder Meier (villicus) ward zum Lohn der Bewirthschaftung eines Grundstücks mit einem andern Kleinern beliehen, und es gab kaum einen Hofbedienten, der nicht für seine Dienste wenigstens ein Haus oder einen Garten in dem der Burg anliegenden Dorfe zu Lehn gehabt hätte. Die großen Ministerialen, zu bequem, die Geschäfte ihrer Aemter selbst zu verrichten, fingen bald, mit Vergünstigung ihrer Herren, an, dieselben andern zu übertragen, die sie für die Verrichtung ebenfalls durch Belehnung mit irgend einem Gute belohnten. So sehen wir noch in den neuesten Zeiten neben den vier Reichsämtern, die von ihnen zu Lehn herrührenden Reichsverbämter, und dieselbe doppelte Dienstmannschaft an dem bischöflich bambergischen Hofe, von welchem die Kurfürsten dieselben Aemter, wie vom Reiche, hatten. Nach und nach kamen auch Lehne auf, die weder durch Kriegs- noch Hofdienste verdient wurden, sondern nur, zu Anerkennung der Oberlehnsherrlichkeit, mit gewissen Leistungen von geringer Beschwerde verbunden waren, wie die jährliche Darbringung eines Pferdes, einer Koppel Hunde, eines Baijfalken. Ja oft wurden zum Behuf dieser Anerkennung auch einzelne Handlungen beliebt, als das Halten des Freigügels, das Vortreten bei gewissen Gelegenheiten &c. Unter den Geschenken sowohl als den Handlungen findet man, nach dem Humor der Lehnsherren, bisweilen sehr sonderbare und lächerliche, als: vor dem Heere zu tanzen, irgend ein Kunststück zu machen, ein Ei, einen Pfennig darzubringen &c. Die Versagung der Lehnspflicht oder eine andere Verletzung der Lehnstreue heißt Felonie, und wurde durch Einziehung des Lehns bestraft. Hierüber, so wie über andere Lehnstreitigkeiten, als: Erbfolge-, Erbfindungs-, Veräußerungs-Verästerlehnungsfälle urtheilte der Lehnsherr in einem Gericht (Lehnshof, Mannengericht), das er mit Vasallen, die dem Angeklagten ebenbürtig seyn mußten, besetzte. Das Erscheinen bei einem solchen Gericht, auf Erddern des Lehnsherrn, und die Uebnahme einer Weiserstelle bei demselben ward zu den Lehnspflichten gezählt. Bei Sachen, wo des Königs eigenes Interesse ins Spiel kam, führte an seiner Statt der Pfalzgraf am Rhein, als Reichsoberrichter, den Vorsitz im Reichslehngericht. Je mehr das Verhältniß der Lehnsherren und Lehnleute als hauptsächlich im damaligen Leben, und als Quelle der heiligsten Pflichten, hervortrat, je mehr die Zahl der Lehnleute auf Kosten der alten unmittelbaren Reichsunterthanen sich ausbreitete, desto mehr trat das Verhältniß dieser in den Hintergrund und gerieth endlich ganz in Vergessenheit. Bald, und schon im zehnten und elften Jahrhunderte kannte man keine andere Unterthanenpflicht als die Lehnspflicht, das ganze Reich war nur eine große Lehnsmannschaft, und die Begriffe Lehnsherr (suzérain) und Landesherr (souverain) gänzlich verwirrt. Wer nicht Lehnsherr oder Vasall war, der schien kaum Staatsbürger, und Niemand kümmerte sich um seine Sicherheit. Daher durften nur wenige große Landesherrn, im Vertrauen auf ihre Macht, es wagen, ohne Lehnabhängigkeit zu verharren. Doch auch von diesen huldigten die Meisten später auch dem Geiste der Zeit und wurden königliche Vasallen (wie die Herren von Braunschweig und Hessen und die Grafen in Thüringen, Dann, Herzöge und Landgrafen genannt), und die Kaiser-

wandten alles an, sie dazu zu bewegen. So belehnte Friedrich I., ent-  
 rüstet, als jener stolze Freiherr von Krenzingen, der Niemand's Vasall  
 war, vor ihm aufzustehen sich weigerte, ihn mit dem Münzrechte, da-  
 mit er des freien Mannes Herr würde. Auf der andern Seite hielt man  
 es für Pflicht des Kaisers, ein durch Aussterben eines Vasallenhauses  
 eröffnetes Lehn nicht einzuziehen, sondern weiter (jedoch dieß ganz nach  
 seiner Willkür) zu verleihen, und so die Fortdauer des Lehnswesens zu  
 sichern, von dem die des Staates abhängen schien, weil Heimfall der  
 Lehne an den Kaiser Tyrannie und Befreiung der Fürsten vom Lehn-  
 bande Anarchie zur Folge haben mußte. Noch mehr; die notwendige  
 Verbindung der Ämter, der Statthalterchaften, wie der Hofämter,  
 mit den Lehnen, ließ sie bald mit diesen la, und die Leistung,  
 die das Lehn verdienen sollte, für das ansehen, so daß man  
 nicht mehr mit den Gütern als Lohn r, sondern mit diesen  
 selbst, gleichsam als einem durch sein s as Gut, fruchttragen-  
 den Capitale belohnt wurde. Die s ißchäfte, Abgite und  
 Burggrafen befestigten, wohl eben so Inwissenheit, als and  
 Eigennuß, diese Verwechslung, und id keinen Unterschied  
 zwischen ihren Lehnen und den Provinzen und Burgen, für deren Ver-  
 waltung sie ihnen gegeben worden, sondern übten in diesen, die ja größ-  
 tentheils mit ihrem Lehnleuten angefüllt waren, dieselbe grundherrliche  
 Gewalt wie dort, und sahen Abreisungen von diesen als eben so schrei-  
 ende Ungerechtigkeiten an, als Entziehung des Lehns. In den Provin-  
 zen, wo die herzogliche Gewalt früh wegniel, wie in Franken, Schwa-  
 ben und Westphalen, gingen die Grafen und Äbte denselben Gang,  
 dahingegen sie in Bayern, Meissen, Thüringen, Oesterreich und Bran-  
 denburg, mit gänzlicher Vergessenheit ihrer Reichsstatthalterwürden, in  
 bloßen Lehnleuten der Herzöge, Landgrafen und Markgrafen herab-  
 sanken, und kaum ihre Aftersleh-  
 ten. Aus dem Lehnswesen, den  
 Staaten des Mittelalters, ging  
 gerlichen Stände hervor. Der  
 und den Freien innensehende in  
 seine Entstehung, und unter den  
 Eintrag der Ebenbürtigkeit, eine  
 derselben nannte man Herrsch  
 der König allein; den zweiten  
 unmittelbaren Leh, den dritten  
 grafen, Markgrafen und unmittel-  
 te alle Vasallen der Hochstifter  
 herren oder großen Güterbesitze  
 hatten, aber doch, wegen Heiner  
 Vasallen waren; den fünften diejenigen Freien, Schöppenbaren, Gemein-  
 derfreien, die in eben dem Verhältnis zu dem Fürsten waren; den  
 sechsten deren Lehnleute und die Dienstmänner der Fürsten;  
 und den siebenten die Besitzer unendlicher Lehne. Dieser Eintheilung  
 analog ist die italienische in Principes, Capitanei, Valvasores majores,  
 Valvasores minores, Valvasini und Soldati, und die englische in  
 Lords, Esquires und Copyholders, die spanische in Grandes (ricos  
 oñdres), Escuderos, Hidalgo, die französische inPairs, Barons, Cen-  
 yors und Vavasseurs. Die Benennung der Ecuyers, Escuderos, Es-  
 quires, deutsch Edelknechte, gehört jedoch mehr dem Mittelwesen an (s.  
 d. Art.). Neben diesen Ständen bildete sich, als keinem von ihnen zu-  
 gehörend, erst nach Jahrhunderten der Bürgerstand aus. Den Städten

auf Gewerbleiß und beweglichen Reichthum ausgehend, und darauf eine neue Art von Macht bauend, war der im Vorherrschenden des Grundeigenthums gegründete Geist des Lehnswesens notwendig fremd; daher erblicken wir sie fast immer den Edeln verhaßt und gehäßig, fast immer in offenkundiger Feindschaft und Fehde mit ihnen. Die Grundsätze des Lehnrechts wurden von lombardischen Rechtsgelehrten des zwölften Jahrhunderts ausgebildet und festgestellt. Die Sammlung von Lehnsgefehen und Gewohnheiten, die römischen Gesetzbuch anhängen, Europa geworden. Im nördlich Polen zc. erhielt sich, im Gegent dessen hauptsächlich Abweichung Erbfolge der Seitenverwandten, Lehnfolgerecht nicht, wie dieses über des Lehns gründete, sondern Mitbesitz des Lehns bedingte, aufgehoben. An der Stelle dieser Jahrhunderte in den obengenannten der Form nach bei der ersten allen Theilungen und Sterbefall genthum (Niebelehnenschaft, gesamt eignet war, in Zeiten des Freith die eigentliche Staatsgewalt, die Volke zerstreuten Masse von Kron doch ohne Gefahr für die Freiheit als Oberlehnsherrn, zu legen. den Keim der Ausartung in sich Wirksamkeit der Lehnverhältnisse Staatsverfassung nur zu bald u der Empörung, der desto allgem Ken anfangen, daß nach der Könige, sondern dieser von ihnen gab dem Lehnsherrn keine andere Lehnseid, und die Androhung v allem Macht gehörte, während Macht entweder durch eigene Belohnungen oder die Annahmen der Fürsten unter diese vertheilt sah. So gelang es den Kronvasallen in Deutschland, Italien und im ältern Frankreich, dem Könige fast alle Gewalt, bis auf die äußere Ehre des Königthums zu entziehen, und er konnte in jenen Ländern nie, in Frankreich nur nach zufälligem Aussterben der großen Baronengeschlechter, zu einer neuen von der Lehnsherrlichkeit unabhängigen Königsgewalt (Souveränität) gelangen; während die glücklichen Britten allein aus dem Kampf der königlichen und der Vasallengewalt, ein Gleichgewicht derselben, in einer der Vollkommenheit nahest Staatsverfassung, hervorgehen sahen. Als in der neuen Zeit (die eben so gut, als von der Reformation, von der Erfindung des Schießpulvers an gerechnet werden könnte) die Veränderung des Kriegswesens Alles umgestaltet, und die Lehnsmiliz nun eben so völlig von den stehenden Heeren verdrängt wurde, als sie selbst den Heerbann verdrängt hatte, da blieb gleichwohl das Gerippe dieses abgestorbenen Körpers, die in ihrem Werth nur durch die Lehndienste bedingte Lehnverfassung, stehen, eine Trümmer der Vorzeit, zu unnütz und unbrauchbar, um ehrwürdig seyn zu können. Die Lehndienste würden nicht mehr gefodert werden, weil sie unbrauchbar wären; gleichwohl werden sie mit Geld (Kitterer

ferden) abgelaufen. Es darf auch Niemand wunder nehmen oder erörtern, daß man an die Abschaffung dieser alten Formen nicht früher gedacht hat; denn war nicht so manches wohlverthene Recht, so manches, wenn gleich nun zwecklos, doch ohne despotische Willkür nicht zu verschwindende Verhältniß daran geknüpft? Die Reste des Lehndienstes sind mehr un bequem als schädlich; ihre Abschaffung konnten Granviers und 1. e Jünger an Orten ihrer Zwingherrschaft leicht verfügen; (denn das ist leichter als einem Rechte entsagen, das man nie gehabt!) Jetzt würde sie, in eben diesen jetzt neu lukrurten Ländern, von Seiten der wieder eingesetzten Fürsten nur eine etliche Entfagung eines Theils ihrer geachteten Regierungsgelder seyn, in andern Staaten aber, wo die Lehnsverhältnisse unter den Untertanen noch bestehen, gewiß mit größerer Vortheil, und, wo möglich, stets auf dem Wege billiger und wanglingloser Kostlaufung vorgenommen werden müssen, damit nicht, wie Excalanten über allgemeines Recht zu thun mit Juben getrieben werde. H. L.

ne entweder einer künftlichen Gesellschaft, er eigenthümliche Ansicht von den Vätern d. So giebt es einen evangelischen, christlichen Lehrbegriff; so redet man von dem, des Monasius, des Augustin. Die einzelnen Philosophen eigenthümlichsten Lehrbegriffe, sondern Systeme zu nennen. U. man insbesondere eine größere und aus-

geführtere Dichtung didactischer Art. Aber es ist überhaupt noch streitig, in wiefern eine didactische oder Lehrpoesie als besondere Dichtungsart aufgeführt, mit dem Begriffe und Wesen der Dichtung bestehen kann. Soll nämlich ein Gedicht den Zweck zu lehren verfolgen, und auf diesem bestimmten Zwecke sein Wesen beruhen: so kann damit die reine und freie Begeisterung und der absolute Zweck der Poesie nicht bestehen, ja das Werk muß zu einem Producte der Reflexion werden, das höchstens mit dem äußern Schimmer der Poesie ausgeschmückt ist. Soll aber in dieser Tendenz das Wesen des didactischen Gedichts nicht beruhen, wie einige mildernd sagen: so ist mehr oder weniger jedes Gedicht didactisch zu nennen, und es kann somit keine besondere didactische Dichtungsart geben, die mit Recht diesen Namen führet. Will man jedoch einzelne Gedichte mit richtigem Rechte didactisch den dieses diejenigen seyn, bei welchen entweder über zu lehren hier und da hervortritt; sie können (drigen Romane) oder dramatische Form haben (wie z. B. oder solche, die weder einen epischen noch drama Grunde liegen haben, sondern gewisse Wahrheiten in poetischen Begeisterung aufgefah in Allegorien, die mit ihrem Wesen nach durchaus lyrisch seyn. Lyrische Gedichte von Schiller, namentlich die Ode u. a., obgleich sie die Ueberschrift: didactisches Gedicht und alle bessere l. g. Lehrgedichte; hieher würde sich allegorisches Gedicht gehören. Im ersten Falle würde den Lobel in sich schließen. Die Gedichte letzterer Art der Poesie, wie die Somenen bemerken; das Entfaltung der eigentlich sogenannten Lehrgedichte aber schon den Verfall der Poesie eines Volks, oder das Verfall der Poesie und Reflexion an, wobei man oft glaubt, da Allgemeine durch zufälligen Schmutz zu dem Gedicht

nen. Das Eitle dieses Bestrebens zeigen die vorzüglichsten didactischen Gedichte aller Zeiten, namentlich die eigentlich sogenannten Lehrgedichte, „welche uns, nach J. Pauls Ausdrücke, ihren zerhackten Gegenstand Glied für Glied, obwohl jedes in einige poetische Goldstücker eingewickelt, zählen,“ J. R. des Lucret; poet. Darstellung des epikurischen Systems in dem Gedichte de rerum natura, und die am meisten durch poetische Einzelheiten, besonders durch Episoden und Bilder, glänzende Georgik des Virgil, welche den spätern Dichtern fast immer zum Muster gedient hat; Ovid's Kunst zu lieben, geht jedoch ins schetzhafte über, und Horaz sogenannte ars poetica; die englischen eines Davies, Dyer, Akenside, Dryden, Derwin; die französischen eines Boileau, Dorat, Lacombe, Delille, und die deutschen eines Dusch, Lichtwer, Liedge u. a. Ueberhaupt aber giebt es fast keinen so unpoetischen Gegenstand, den man nicht aus der der Poesie so verderblichen Maxime, eben an einem solchen könne sich erst die Kunst am meisten zeigen, in Lehrgedichten behandelt hätte. Uebrigens rechnet man zur didactischen Poesie außer dem angeführten größern Lehrgedichte, gewöhnlich auch die beschreibenden oder malenden Gedichte (s. d. Art. Malerei), die poetische Epistel, welche Form dem didactischen jedoch nicht nothwendig ist, die (sogenannte äsopische) Fabel, und die Parabel, endlich auch die Satyre und gewisse Arten des Epigramms, von welchen allen einzeln in den benannten Artikeln gehandelt wird. Wir können hier nicht unterlassen das lebendige und geistvolle Urtheil J. P. Fr. Richters in seiner zweiten Ausgabe der Vorschule der Aesthetik hinzuzufügen, welches mit unserer Ansicht sehr übereinstimmend ist: das Lehrgedicht, sagt dieser, gehört in die lyrische Gattung. Es läßt auf innere geistige Gegenstände den Brennpunct der Empfindung fallen, in diesem leuchten und brennen sie, und dieses so sehr, daß der flammende Pindar ganze Reihen kalter Lehrsätze zu seinem korinthischen Erz einschmilzt. Reflexionen werden nicht an sich zur Lehre, sondern für das Herz zu Einheit der Empfindung gereicht, und als eine mit Blumenketten umwickelte Frucht dargeboten, z. B. von Young, Haller, Pope; ohne dieses wäre ja eine Philosophie z. B. wie die platonische, ein Lehrgedicht. Aus dieser Absicht, namentlich in Beziehung auf die Natur des Gefühls, würde auch ganz natürlich folgen, daß jedes didactische Gedicht von größerm Umfang nothwendig ermüdend werden müsse. Weder, sagt A. Schreiber, hält das Gefühl eine so ausdauernde Spannung aus, noch die Phantasie eine so ununterbrochene Bilderjagd. Dies ist es, was Liedge's Urania durchaus entgegensteht. Ganz falsch aber ist es, wenn Aesthetiker das didactische, namentlich das eigentliche Lehrgedicht, bloß negativ, aber zugleich so bestimmen, daß weder der Name beibehalten werden, noch die Möglichkeit eingesehen werden kann, wie nach diesen negativen Bestimmungen ein Gedicht entstehe: z. B. das Lehrgedicht solle nicht unterrichten, nicht systematischen Zuschnitt haben, sondern eine glückliche Auswahl poetischer Gedanken enthalten, einen Gegenstand behandeln, der der poetischen Form fähig sey, oder, wie man sich wohl ausdrückt, „einen Lehrgegenstand in der didactisch-poetischen Form herüberziehen: letzteres setzt die Möglichkeit einer didactischen Poesie schon voraus. Auch die Bestimmung, „die didactische Poesie sey nur die, welche Lehren der Wahrheit im poetischen Gewande darstelle,“ welches ungefähr dasselbe heißt, ist zwar in obigem Sinne richtig, macht aber das didactische Gedicht noch nicht zu einer von der epischen, dramatischen und lyrischen verschiedenen Dichtungsart.



**Lehrsatz** (theoremata) ist ein solcher Satz, der aus gewissen vorausgeschickten Grundsätzen beweiset, daß Etwas wahr oder falsch, möglich oder unmöglich sey. Der pythagoräische Lehrsatz (theoremata Pythagoricum, auch Magister matheseos) heißt derjenige, vom Pythagoras erfundene Lehrsatz, in welchem bewiesen wird, daß in einem rechtwinkligen Triangel das Quadrat der größten Seite, oder der Hypothenuse, so groß sey, wie die Quadrate der beiden übrigen Seiten zusammen genommen.

**Lehrstyl** (didactischer Styl), die durch den Zweck der Belehrung bestimmte Eigenthümlichkeit in dem Gebrauche der Sprache. Er wird entgegengesetzt dem poetischen und dem rhetorischen Styl. Im allgemeinen Sinne aber versteht man darunter den Styl jeder prosaischen Mittheilung, die auf irgend eine Weise über etwas belehren will; im engern und höhern Sinne den Styl des Unterrichts, welcher dahin wirken soll, die Einsicht vorgetragener Wahrheiten zu befördern, und im engsten Sinne den Styl des wissenschaftlichen, besonders akroamatischen Unterrichts. Die nothwendigsten Erfordernisse des Lehrstils überhaupt sind Deutlichkeit, Bestimmtheit und Kürze, weil hier zunächst auf den Verstand gewirkt werden soll, sparsamerer Gebrauch der Bilder zur Veranschaulichung gewisser Wahrheiten; der höhere didactische Styl insbesondere wird sich durch größere Ruhe und Würde, durch die strengste Bündigkeit und Präcision von dem erhabenern unterscheiden, welcher mehr subjectiv ist, und auf leichtere allgemeinere Auffassung Rücksicht nehmen muß, weshalb er auch der populäre didactische Styl genannt werden könnte. Der didactische Styl ist übrigens auch nach der höhern oder geringern Bedeutung der vorzutragenden Gegenstände, nach dem eigenthümlichen Geiste und Inhalte und nach dem Range der vorzutragenden Wissenschaften verschieden, auch wird derselbe durch die Eigenthümlichkeiten des mündlichen oder schriftlichen Vortrags und Unterrichts eigenthümlich bestimmt. Es giebt Fälle, wo er in den rednerischen Styl übergeht, wie z. B. in der Kanzelrede, oder Predigt, ja man könnte den rednerischen Styl selbst als eine höhere Gattung des didactischen betrachten, indem er sich von der wissenschaftlichen didactischen nur durch größere Freiheit und Ungebundenheit in der Gedankenfolge unterscheidet. Endlich ist auch der Styl, je nachdem die Gedankenmittheilung einseitig oder wechselseitig ist, akroamatisch (didactisch im eigentlichen Sinne), oder dialogisch (Unterredungsstyl), wie beim katechetischen Vortrage. Letzterer nähert sich mehr dem leichtern Conversationsstyl; ersterer ist bündiger und ausführlicher, und kann sich freier der Kunstausdrücke (termini technici) einer Wissenschaft bedienen, verfällt aber leichter in Pedanterieen; doch kann der akroamatische Vortrag auch in Briefform statt finden, bei welcher die freiere Mittheilung und ein leichter Gedankenzusammenhang herrscht. Der akroamatische Styl kann ferner wiederum entweder aphoristisch (fragmentarisch) seyn, d. i. aus kurzen Sätzen, oder in einem fortlaufenden zusammenhängenderen Vortrage bestehen. Einige nennen auch den Styl der didactischen Poesie (s. Lehrgedicht), welcher in der Regel auf der Grenze der Poesie und Prosa steht, den didactischen Styl (der Poesie), und dieser ist in so fern auch satyrisch, anigmatistisch, parabolisch zc.; doch kann dieses auch der prosaische didactische Vortrag seyn, der sich bei freierer Mittheilung dem prosaischen nähert.

**Leibeigenschaft**, die, auch **Leibeigenthum** genannt, beweist in sich die Verpflichtung des Leibeigenen zu Diensten, Zinsen und andern Obliegenheiten an seinen Gutsherrn, welche auf der Person des

Leibeigenen entweder ohne alle Rücksicht auf den Besitz eines Gutes oder in Beziehung auf die Bauernländerei, die er in eigenem Namen inne hat, dergestalt bafset, daß derselbe ohne freien Willen des Leiherrn sich davon nicht losmachen kann, sondern vielmehr diese Verbindlichkeiten überdieß auch noch mit den aus diesem Verhältnisse von Seiten des Leiherrn erworbenen Rechten auf seine Nachkommenschaft forterbt. Der Leibeigene Bauer muß also nicht nur wegen des Besitzes seines Gutes gewisse Lasten tragen, sondern auch, und zwar vorzüglich, vermöge eines auf seiner Person haftenden Eigenthumsrechtes gewisse Obliegenheiten erfüllen. Dieses letzte Verhältniß unterscheidet ihn ganz wesentlich von dem erbunterthänigen Bauer und von dem hbrigen Bauer (Suis) womit man den leibeigenen Bauer eben so häufig verwechselt hat, als wie mit den römischen Sklaven und den indischen Negerklaven. Seine wahren Nebenbenennungen sind Eigene, Halseigene, Bluteigene, Eigenbehörige, Gutseigene und Eigenarme; unrichtig aber nennt man sie Erbunterthanen, unterthänige Bauern, Laßbauern. Der Herr des Leibeigenen heißt Erbherr, Leiherr. Da der Deutsche ursprünglich eben so frei war, wie jede andere Nation, so konnte er auch nicht Leibeigen seyn. Die Leibeigenschaft unter den Deutschen, wie unter andern Nationen, entstand daher entweder aus den Gefangenen, die man im Kriege machte, oder aus fremden Sklaven, die man durch den Handel mit Ausländern an sich brachte. Nach diesem Entstehungsgrunde betrachtete man auch die Leibeigenen nicht einmal als Mitglieder und Unterthanen des Staats; sondern das Recht als Staatsmitglieder betrachtet zu werden, haben die Leibeigenen in manchen Staaten erst spät und in den neuesten Zeiten erhalten. Daher ist die Leibeigenschaft in den Ländern und Provinzen, wo sie noch widersinniger Weise statt hat, sehr verschieden, bald gelinder bald härter, so daß in manchem Staate der Leiherr den Leibeigenen bis zum Krüppel peinigen und ungestraft sogar tödten kann. Vermöge der Leibeigenschaft hängt der Leibeigene in Ansehung seiner Person und Haabe von der Willkühr des Leiherrn ab; er darf weder den ihm anvertrauten Hof noch seinen Wohnort verlassen; seine Kinder können ohne Einwilligung des Leiherrn keine andere Lebensart wählen, als worin sie geboren worden sind; kein Leibeigener und keine Leibeigene darf sich ohne Vorwissen des Erbherrn verhebelichen, und für die Einwilligung des letztern muß noch überdieß der Bedemund, Frauenzins, Hendschilling, Busengeld, Busenhuhn, entweder in Gelde oder Natura entrichtet werden; der Leibeigene ist körperlichen Strafen und Züchtigungen unterworfen, die von der Willkühr des Leiherrn abhängen, er muß die auf seiner Person haftenden ungemessenen Zinsen und Dienste leisten; er kann in den Staaten, wo die Leibeigenschaft noch in ihrer ganzen Strenge herrscht, auf den Todesfall nicht über seinen Nachlaß etwas anordnen, sondern alles gehört dem Leiherrn; nur in manchen Provinzen erhält der Leiherr aus dem Nachlasse des Leibeigenen das Mortuarium d. i. Hauptrecht, Baulebung, Sterbefall &c. Heut zu Tage sind die gewöhnlichsten Entstehungsarten der Leibeigenschaft folgende: Heurath eines oder einer Leibeigenen; durch die Geburt von einer Leibeigenen; durch freiwillige ausdrückliche Ergebung oder durch stillschweigende, wenn man sich Jahr und Tag in einer Gegend aufhält, in welcher die Luft eigen macht; durch Strafe wegen Verbrechen und endlich auch durch Verjährung von 30 Jahren. Das Ende erreicht die Leibeigenschaft durch allgemeine Landesauf-

erhaltung. Gesetze, welche seit 1098 durch die Kreuzthät veranlaßt wurden, indem man einen jeden Leibeigenen, der den Freytag nicht machte, für frey aussung; das Verstehe des Leibes des Staats angehen von 10 Jahren unveränderlichen dem Begriffe in welchem dem Oben nach vorher haben.

Leibgeding (Leibgut, Leibzucht, Wisthum, socialium, bonario) ist nach deutschen Rechten das einer adeligen Wittwe zustehende Recht, nach ihres Mannes Tode aus dessen Leihgütern die dursachen Zinsen ihrer eingebrachten Wittig: zu genießen. Oft wird auch der Wittwe ein Grundstück zum Leibgedinge angewiesen, wovon sie den Nuzbrauch hat.

Leibniz (Gottfried Wilhelm, Freiherr von). Hat in die Natur in ihnen einzigen Menschen viele und große Talente vertheilt, so war es in diesen gelehrten, berühmten, werkwürdigen Mann, welcher sowohl wegen des Umfangs seiner Kenntnisse, als wegen der Tiefe seines Verstandes, und Weisheit des Geistes, als wegen des rastlosen Eifers, womit er die Aufnahme der Wissenschaft und die Verbreitung einer vernünftigen Denkungsart beförderte, nicht allein die Zierde des Hofes des Fürsten war, der ihn besah und um ihn beneidet wurde, sondern auch noch der Stolz der Nation ist, aus welcher er hervorging. Es haben, das Vaterland so vieler gelehrter und berühmter Männer, nennen auch ihn den seinigen. Er war geboren den 1. Juli 1646 in Leipzig, wo sein Vater ein Professor der Philosophie war, den er aber schon im sechsten Jahre verlor. Schon als Kind zeigte er außerordentliche Fähigkeiten, welche er durch unermüdeten Fleiß, unterstützt von der vortrefflichen, vorzüglich an Classikern reichen Bibliothek, deren er sich nach Belieben bedienen konnte, vortreflich entwickelte. Sich selbst überlassen, las er hier, nach seinem eigenen Beständnisse, jedes Buch, wie es ihm vorfam, und wenn er es auch nicht verstand, so neugierig die Sachen zum Nachdenken geriet. Besuchte er die Nicolaischule in Leipzig, und dann im 17ten akademischen Vorlesungen daselbst bei, unter welchen die mathematischen am meisten. Im folgenden Jahre begab er sich nach Jena, wo er hauptsächlich den damals hier berühmten Leonard Weigel, (dessen Andenken überdies auch in Jena noch erhält), fleißig hörte und von ihm nach seiner Rückkehr nach Leipzig, wo er Baccalaureus wurde und Magister wurde, studierte er die griechischen Philosophen, so daß er sich oft ganze Tage in einem Saale, ohne etwas zu genießen. 1668 disputierte er, wie wo loco, d. i. um in der Folge eine philosophische Prosa, über eine mathematische Abhandlung (de complexione), aus welcher sein Geiste und tiefdenkendes Geiste hervorkam. Im demselben Jahre meldete er sich auch zum Doctorat. Als er aber deshalb die gewöhnlichen Besuche machte und zum Decan der Juristen-Schule kam, war dieser nicht zu Hause; dafür aber ward er von dem neuen Decan mit eben denselben Umständen empfangen und ihm ein

flärt, daß er zum Doctor zu jung und unfähig sey. (Vielleicht hatte Hr. Leibnitz die Hand nicht geküßt, oder die Herren Weiber hatten, wie heut zu Tage, vorher in der Ehegesellschaft berathschlagt, ob er zum Doctor fähig sey oder nicht). Mit diesem lächerlichen Repulse ging er nach Altdorf und wurde mit vielen Ehren Doctor. Weil ihn nun alles neue interessirte, so zog ihn der Ruf von einer alchymistischen Gesellschaft nach Nürnberg. Ein mit alchymistischen Ausdrücken, die er selbst nicht verstand, angefüllter Aufsatz erwarb ihm den Eintritt in dieselbe, ja es wurde ihm sogar das Protocoll zu führen übertragen. Die Gesellschaft glaubte von ihm in der Kunst zu lernen, er lernte aber von ihr. Unterdessen wurde er hier mit dem Baron von Bonieburg, Minister des Kurfürsten von Mainz, bekannt, und als dieser die außerordentlichen Kenntnisse des jungen Gelehrten wahrgenommen hatte, bewirkte er, daß L. als kurfürstl. Rath nach Mainz gerufen und zum Beisitzer der Justizkanzlei ernannt wurde. Glück und Freundschaft eröffneten ihm nun erst die Wege des Ruhms. Herr von Bonieburg sandte ihn nebst seinem Sohne 1672 in Geldangelegenheiten nach Paris, wo ihm bald vieler Männer von Verdienst und Ruhm, als la Hire, Cassini, Huygens, Malebranche und mehrerer Belehrung, Freundschaft und Bewunderung zu Theil wurde. Vortheilhafte Anerbieten wies die Liebe zu seinem Vaterlande und zu seiner Religion zurück. Aber 1673 verlor er durch den Tod sowohl den Herrn von Bonieburg, als auch den Kurfürsten von Mainz Johann Philipp von Schönborn. Jedoch auch dieser Fall diente dazu Leibnitzens Ruhm weiter zu begründen. Er reifete nach England, wo er mit Wallis, mit Boyle, mit Oldenburg in Verbindung und sogar mit Newton, dessen Namen der ganze gebildete Erdkreis mit Verehrung nennt, in Briefwechsel kam. Nach vier Jahren kehrte L. mit einem beneidenswerthen Schatze von Kenntnissen und Beobachtungen in sein Vaterland zurück, wohin er von dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg als Hofrath berufen worden war. 1676 kam er in Hannover an, wo die Einrichtung der Bibliothek sein Hauptgeschäft war. Den übrigen Theil der Zeit wendete er auf mathematische, mechanische und andere Erfindungen. In der Mathematik, der Wissenschaft, die nur dem tiefen, dem denkenden Geiste ihre Geheimnisse eröffnet, zeigte sich sein Scharfsinn und sein Talent zur Erfindung. Hier eröffnete er ein neues Gebiet, in welchem das, was bisher unmöglich schien, möglich und leicht gemacht wurde. Es war die Erfindung der Differentialrechnung. Schon war Newton früher auf diese gekommen, hatte sie aber noch nicht öffentlich mitgetheilt, als Leibnitz ihm zuvorkam und sie im October 1684 durch den Druck bekannt machte. Auch die Verbesserung der Wagen und Rutschen, der Maschinen in den Erzgruben, der Wettergläser, insbesondere aber eine Rechenmaschine (s. d. Art.) beschäftigte seinen Geist außer seinen Arbeiten im Gebiete der Metaphysik, in welcher er die dunkelsten Lehren aufzuhellen sich bemühte. Vorzüglich suchte er die Frage zu beantworten: „wenn die Welt das Werk eines allgütigen und allweisen Schöpfers ist, woher kommen die Unvollkommenheiten und das Elend seiner Geschöpfe?“ eine Frage, welche die Weisen aller Zeitalter beschäftigt hat. Boyle hatte mit hinreißender Beredsamkeit die Unmöglichkeit einer befriedigenden Beantwortung zu beweisen versucht; Leibnitz setzte daher ihm seine Gründe entgegen in seinem bekannten Werke: die Theodicee, welches nach Fontenelle's Urtheile allein hinreicht: „sich von dem Genie seines großen Verfassers eine Idee zu machen.“ Welche Gegenwart des Geistes L. auch in bürgerlichen Verhältnissen besaß, kann

folgende Anekdote schon zum Beweise dienen. Der Herzog von Braunschweig hatte ihm aufgetragen, die Geschichte seines Hauses zu schreiben. Um sich die dazu gehörigen Documente zu verschaffen, that er 1637 eine Reise nach Wien und von da nach Italien, weil die alten Markgrafen von Toscana, Ligurien und Este mit dem Hause Braunschweig in Verbindung gehabt haben. Von Venedig nach Mesola im Ferraresen ging er ganz allein. Es erhob sich ein bestiger Sturm, so daß die Schiffahrt in Gefahr war. Der Steuermann kam auf den Gedanken, den Grund des Unawitterts, weil er ein Ketzer sey, aufzufindens. Er besprach sich mit seinen Befehlshabern, und beschloß, ihn ins Wasser zu werfen. L. aber, welcher die Sprache verstand, zog in dieser Gefahr einen Rosenkranz, den er bei sich hatte, hervor, und drehte mit andächtiger Miene ein Gebet nach dem andern ab, wodurch jene von ihrer Meinung zurückkamen. 1690 hatte L. diese Reise vollendet und kam nach Hannover zurück. War schon vorher sein Einfluß auf wissenschaftliche und politische Angelegenheiten von Bedeutung gewesen, so war er es von nun an noch vielmehr. Es gelang ihm im J. 1700, daß die Akademie der Wissenschaften in Berlin gestiftet und er selbst zum Präsidenten ernannt wurde. Dasselbe suchte er auch in Dresden zu bewirken, allein der Krieg, welcher Sachsen damals drückte, hinderte es. Fruchtbarer war eine Unterredung mit dem Kaiser zu Logau 1711 über die Verbreitung der Künste und Wissenschaften in Rußland. Der Monarch machte ihn zum geheimen Justizrath mit 1000 Rubeln Pension, und bald darauf wurde er mit 3000 Gulden Gehalt von Kaiser Carl VI. zum Reichshofrath und Baron ernannt. Er befand sich bis 1614 in Wien, und bemühte sich um eine neue Akademie der Wissenschaften daselbst, bis nach dem Tode der Königin Anna von England der Kurfürst von Hannover zum Könige erwählt wurde. Unterdessen entspann sich ein bestiger Streit zwischen den Verehrern Leibnizens und Newtons. Letztere wollten L. die Erfindung der Differentialrechnung und beschuldigten ihn, er habe sich Betrug angewandt. Es war nicht schwer ihm und die Akademie zu Göttingen die Untersuchung unterworfen und die Männer bei dem damaligen Zustand der Wissenschaften gekommen seyn zu haben. In England hingegen war die Sache auf andrer Art, hauptsächlich durch die Bemühungen eines seiner wichtigsten Schüler, der die ganze Menschengeschichte im Charakteristik und philosophischen Umriss seines Lebens hindurch gearbeitet hat. Die Akademie, sondern auch die wohlthätigste Unternehmung der Menschheit kann, \*) wenn jene Idee zur Ausführung käme, wozu aber das Genie eines Leibniz selbst erforderlich zu seyn scheint. Ihr großer Urheber hat nur eine gute Anzahl sehr interessanter Bruchstücke hinterlassen, welche höchstens der gelehrten Welt im Drucke mitgetheilt wird. Es endigte dieser große Gelehrte sein rastloses und berühmtes Leben den 14. Nov. 1716 im 70sten Jahr seines Alters. L. war ein Mann von großem,

\*) Die Wichtigkeit dieses Plans scheint auch die Akademie der Wissenschaften in Copenhagen erkannt zu haben, da sie im J. 1721 ihr Verlangen nach Beschreibung dieser Idee und der Angabe ihrer Ausführung einem Preis aufsetzte.

festem, aber hagerm Körperbau, bediente sich einer sehr einfachen Lebensart, aß stark und trank wenig. Er studirte meistens des Nachts und stand sehr früh auf; oft schlief er bloß in seinem Stuhle (welcher noch auf der Bibliothek zu Hannover vorhanden ist) ohne sich niederzulegen. Er las alles ohne Unterschied und excerpirt sich das Merkwürdigste auf lauter kleine Zettelchen, welche er dann in seinen Excerpiereschrank legte, ohne sie wieder anzusehen; denn sein vortreffliches Gedächtniß bedurfte dessen nicht. Gleich stark war sein Verstand und seine Erfindungskraft. Er war sehr bescheiden, weder ruhmredig noch mißgünstig; nur des Jähzorns, des Geldgeizes und in mancher Hinsicht der Eitelkeit beschuldigt man ihn. Sein Hauswesen verabsäumte er gänzlich. Er war nie verheirathet, denn er gab den Grundsatß vor, man müsse sich erst 40 Jahre besinnen, bevor man diesen Schritt thue! Im 40sten Jahre aber, da sich L. besonnen hatte, schlug ihm die Frau, welche er eheligen wollte, den Antrag ab, weil sie sich besann. Sein Geist war immer stark und heiter. So wie er sich mit jeder Wissenschaft beschäftigte, so stand er auch mit allerlei Leuten vom Handwerker an bis zum Monarchen in Verbindung. Die meiste Zeit wendete er auf Brieffschreiben. Seine Schriften sind anfangs zerstreut erschienen, dann aber gesammelt und von L. Dutens in 6 Quartbänden herausgegeben worden. Ein sehr großer Theil liegt noch ungedruckt in der Königl. Bibliothek zu Hannover; seine Rechenmaschine, die er aber auch nicht vollendet hat, befindet sich zu Göttingen. Die dankbare Nachwelt hat dem verehrten Weisen in den schönen Umgebungen Hannovers ein Denkmal errichtet, welches bloß aus einem am Ende der großen Allee errichteten Tempel besteht, der Leibniz's Büste beschirmt, und nur die Worte: Ossa Leibnitii . . . bezeichnen den Stein, unter welchem die Hütle des Mannes ruht, den noch bei der spätesten Nachwelt die deutsche Nation ihren Stolz nennen wird.

Leibrenten (*Rentes viagères, Vitalitium, Annuities upon lives*) sind lebenslängliche Einkünfte eines Capitals, das der Geldreiche dem Staate im Nothstande unter der Bedingung darleiht, daß derselbe ihm für seine Person davon höhere, nach dem Verhältnisse des Alters steigende Zinsen, als im Staate sonst gewöhnlich und gesetzlich sind, bezahlt, und dafür nach dem Ableben des Geldreichen das Capital selbst ererbt. Die Absicht von Seiten des Geldreichen ist, sich ein größeres jährliches Einkommen ohne Arbeitsleistung zu verschaffen, als er bei jedem andern Gewerbe durch Fleiß erwerben könnte. Bei Errichtung des Leibrentenvertrages, wie viel Einer von seinem Capitale Interessen bekommen soll, muß bei dem Darleiher Rücksicht genommen werden auf das Alter, den Leibes- und Gesundheitszustand, weil der jüngere und gesunde geringere Zinsen erhält als der alte, gebrechliche und kränkliche, indem der Tod des letztern früher zu erwarten ist, als des erstern. Ueberhaupt aber ist bei Festsetzung der Interessen von dem dargeliehenen Capitale der Grundsatz: daß von dreißig Menschen jährlich nur einer stirbt, nicht aus dem Auge zu lassen, indem der Borger bloß durch ein richtiges Verhältniß der Sterbenden zu den Lebenden am Capitale gewinnen kann. Denn die Leibrente oder lebenslängliche Quantität auf bestimmte einzelne Personen wird nur so lange bezahlt als jede einzelne Person lebt; dann hört die Zinsenzahlung auf und das Capital fällt dem Borger anheim, soweit er es nicht schon durch die höhern Zinsen zurückgezahlt hat. Als aber der Staatscredit immer mehr sank und die Geldreichen auf dergleichen Leibrenten nicht mehr darleihen wollten, so erfand der Italiener Lorenzo Conti

eine andere Art von Leibrenten, nach ihm Continen genannt, und  
 führte sie unter Ludwig XIV. zuerst 1653 in Frankreich ein. Bei die-  
 ser Art Leibrenten wird das Capital von einer ganzen Gesellschaft in  
 der Regel gegen landübliche Zinsen dargeliehen, welche unter die Mit-  
 glieder der Gesellschaft b  
 Alter nach Verhältnis i  
 Diese Auszahlung der Zin  
 der Gesellschaft lebt, inder  
 lebenden Mitglieder der G  
 übriggbleibende von den A  
 des Capitals bis an seine  
 Borger die Zinsen und ge  
 eines Continenvertra  
 einer darleihenden Gesellsch  
 Klassen, nämlich: 1) 1  
 Zinsen; 2) von 5 bis 10  
 1 pEt.; 4) von 15 bis 20  
 ren 5 pEt.; 6) von 25 b  
 Jahren 6 pEt.; 8) von 40 bis 50 Jahren 6 1/2 pEt. und endlich 9)  
 von 50 bis 70, 80, 90 Jahren 7 pEt. Zinsen. Auf diese Art bestrei-  
 tet man das ganze dargeliehene Capital nur mit 5 pro Cent; und es  
 finden sich weit mehrere Darleiher, als wenn man gewöhnliche Leibren-  
 ten macht oder einem Jeden 5 pro Cent geben wollte. Ueberhaupt  
 aber hat man nach und nach vier Arten von Leibrenten erfunden:  
 a) die ordentlichen Leibrenten, b) die einfachen Continen,  
 c) die aus Leibrenten, und Continen zusammengesetzten  
 Continen, und endlich d) eine ganz besondere Art von Leib-  
 renten, wo der Rentirer gewisse Jahre warten muß, bis er jährlich  
 so viel an Leibrenten empfängt, als der ganze Einfah oder Einkauf be-  
 trägt. Allein es gibt kaum ein Unheil im Staate, kaum eine Zerrüt-  
 tung der Familien, und Wirkungen, ähnlich denen des Sündenfalls,  
 die man nicht aus den Leibrentenanstalten herzuleiten gewußt hätte.  
 Man klagt sie an, daß sie der Bevölkerung schaden, von der alles  
 Wohl und Wehe des Staats abhängt. Man sagt, sie verleiten viele  
 Tausende dem Staate ihre Nachkommenschaft für 7, 8, 10 pro Cent  
 zu verkaufen; sie führen das Glück einzelner Familien und entziehen  
 ihnen das Vermögen, indem reiche Oheime und Bettern ihr ganzes  
 Vermögen auf Leibrenten hingeben, um statt 500 künftig 1500 jährlich  
 an Zinsen einzunehmen zu haben etc. Alle diese Beschuldigungen aber gel-  
 ten eigen  
 vielmehr  
 einzelne  
 manche  
 gewohnte  
 kommt  
 Stände  
 noch den  
 den Bed  
 der Zins  
 Lei  
 In Berg  
 Körpers  
 Schwere  
 nicht etwa den Licht- und Wärmestoff für einen solchen halten will.

Ob wir gleich in diesem Stoffe noch keine Schwere haben entdecken können; so folgt daraus aber immer noch nicht, daß er auch keine Schwere habe. Zu den leichtesten, materiellen Körpern gehören die verschiedenen Gas- und Luftarten, Dämpfe, Ausflüsse aus riechenden Substanzen u. s. w.

Leidenschaft (in der Anthropologie und Seelenlehre) ist von Kant vom Affecte unterschieden worden. Er erklärt die Leidenschaft für eine Neigung, welche durch ihren überwiegenden Einfluß die Vernunft verhindert, sie, die Neigung, in Ansehung einer gewissen Wahl mit der Summe aller Neigungen zu vergleichen. Allein durch diese Definition scheint Leidenschaft von Affect nicht unterschieden zu seyn. Denn auch bei Affecten und mehr noch bei diesen, als bei den Leidenschaften, wird die Vernunft verhindert, diese Affecten, in Ansehung einer gewissen Wahl mit der Summe aller Neigungen zu vergleichen. Da die Leidenschaften den Affecten untergeordnet zu seyn scheinen; so möchten wir erstere lieber durch starke Begierden erklären, welche nicht, wie die Affecten, die Vernunft gänzlich unterdrücken, sondern derselben noch häufig eine Wahl übrig lassen, ob sie gleich gewöhnlich über dieselbe den Sieg davon tragen. Die Leidenschaften reißen den Menschen nicht außer sich, wie die Affecten. Im affectvollen Zustande ist keine Ueberlegung, keine Wahl möglich: die Vernunft wird von dem Affecte mit fortgerissen; aber die Leidenschaft, bei welcher der Mensch immer noch bei kaltem Blute und Herr seiner Vernunft seyn kann, läßt dieser noch immer eine Wahl übrig. Die Leidenschaft scheint, als mit dem Menschen geboren und erzogen, in den Charakter desselben gleichsam verschmolzen, also eine alte, der Herrschaft des Verstandes längst unterworfenene, Angewöhnung zu seyn. Der Affect hingegen ist eine momentane Aufwallung des Temperaments, die ungezügelt ihrem Zwecke entgegenstrebt und über welche der Verstand, da, wo sie sich einmal zu äußern pflegen, in den allermeisten Fällen gar keine Herrschaft auszuüben im Stande ist. Die Leidenschaft scheint, wie schon gesagt, dem Charakter, der Affect aber bloß dem Temperamente anzugehören. Beziehen wir nun die Leidenschaften auf Moralität; so müssen wir allerdings behaupten, daß diese, wo noch, wenigstens theilweise, von der Vernunft die Rede ist, bei weitem nicht so schädlich sind, als die Affecten, welche stets über die Vernunft den Sieg davon tragen. Denn die Erfahrung lehrt, daß ein Mensch, bei welchem die Jagd zur Leidenschaft geworden ist, unter mehreren gleichzeitigen Vergnügungen dieser den Ausschlag geben kann, ohne jedoch dadurch auch nur im geringsten seinen höhern Pflichten Abbruch zu thun. Hierbei ist also sicher an keine Schädlichkeit dieser Leidenschaft zu denken, die, wenn übrigens alles gleich ist, sehr erlaubt seyn kann. Nur in so fern könnte man sagen, daß die Leidenschaft der Freiheit Abbruch thue, als sie bei der Wahl ihrer Zwecke die Vernunft zu bestechen sucht. Dies thun aber mehr oder weniger alle Begierden. Da sich aber die Vernunft zu Gunsten der Neigung nicht bestechen läßt; so ist es nur ein geheimer Betrug, den sich das Subject selbst spielt, indem dasselbe die Gründe der Vernunft, im Fall das durch die Leidenschaft begehrte Object sich nicht mit ihren Grundsätzen vereinigen lassen sollte, in den Schatten stellt, damit sie vor den Scheingründen der Leidenschaft nicht bemerkt werden mögen. Da die Leidenschaften, vermöge ihrer Natur, alle sinnlichen Ursprungs sind, und ein bloßes reines Vernunftwesen gar keine Leidenschaften haben kann; so scheint daraus zu folgen, daß die Eintheilung in sinnliche oder vernünftige Leidenschaften grundlos ist. Man folgert



ähnlich so: da alle Leidenschaften, ob sie gleich sinnlich sind, unter Aufsicht der Vernunft zu vernünftigen Zwecken geleitet werden können; so erhält eine solche durch Vernunft modificirte Leidenschaft ein vernunftähnliches Ansehn, bleibt doch aber sinnlichen Ursprungs. Man könnte jedoch die Eintheilung der Leidenschaften in sinnliche und vernünftige allerdings gelten lassen, wenn man sie folgendergestalt erklärte: sinnliche Leidenschaften sind solche, deren Befriedigung in sinnlichen Genüssen besteht; vernünftige Leidenschaften hingegen heißen solche, die sich auf den Genuß des Verstandes beziehen. Wo demnach der Körper genießt, da wäre eine sinnliche Leidenschaft, und wo der Verstand sich Befriedigung verschafft, eine vernünftige Leidenschaft vorhanden. Eine Leidenschaft, welcher der Mensch am öftersten folgt, die also die übrigen an Stärke übertrifft, heißt die Lieblings- oder herrschende Leidenschaft. Eine solche ist entweder nur vergleichungsweise eine solche, weil sie in ihrer Wirksamkeit stärker ist, als andere, mit welchen man sie vergleicht, und in diesem Verstande kann der Mensch mehr als eine herrschende Leidenschaft haben; oder sie macht den schlechterdings höchsten Zweck des Menschen aus, so, daß alle andere ihr subordinirt sind und von ihr regiert werden. Dann ist diese Leidenschaft die schlechterdings herrschende, oder besser tyrannische Leidenschaft.

**Leihbank**, **Lehnbank**, **Leihhaus** oder **Lombard** (*Montepietatis*), ist eine öffentliche Anstalt, bei welcher Jedermann; vorzüglich aber die bedürftigen Bürger gegen Pfand kleine und große Anleihen auf kurze Zeit für billige Zinsen erhält, um dadurch zu verhüten, daß die Bürger nicht dem übertriebenen Wucher unbeschnittener und beschnittener Juden preis gegeben seyn mögen. Nach Verlauf der bedungenen Schuldzeit werden die Pfänder öffentlich versteigert und der Ueberschuß nach Abzug der Zinsen und aller Kosten wird dem Eigenthümer zurückgegeben oder ein Jahr für ihn aufbewahrt; wenn er sich jedoch binnen dieser Zeit nicht zur Empfangnehmung meldet, so ist alsdann der Ueberschuß den Armenkassenanstalten anheimgefallen. Die Leihbank gibt Scheine aus, in welchen der Tag der Verpfändung, die Summe des empfangenen Geldes, der Name des Verpfänders, das Folium des Leihbankbuchs und das Verzeichniß der Pfänder enthalten sind. Wer sich mit einem solchen Scheine bei der Leihbank meldet, der bekommt die Pfänder zurück, es wäre denn, daß der wahre Eigenthümer den Verlust des Scheines bereits öffentlich bekannt gemacht hätte. Den Anfang der Leihhäuser hat Dorotheus Ascianus d. i. Matthias Zimmermann, der 1639 als Superintendent zu Meissen starb, in die Zeit des Papstes Pius II. oder Paulus II., der von 1464 bis 1471 regiert hat, am richtigsten gesetzt. Allein der Minorit oder Franziskaner Barnabas Interamensis legte zuerst zu Perugia im Kirchenstaate das erste Leihhaus vor dem Jahre 1464 oder im letztern selbst an, ob dasselbe gleich erst 1467 vom Papst Paulus II. seine Bestätigung erhielt. Ein geschickter Jurist zu Perugia, Fortunatus de Covolis, billigte diesen Einsall und war zu der Ausführung sehr behülflich. Noch im J. 1464 bestätigte auch Paulus II. das errichtete Leihhaus zu Orvieto; und Sixtus IV. bestätigte sowohl das von einem Minoriten, Franciscus de Viterbo 1469 zu Viterbo angelegte Leihhaus 1472 als auch 1479 das an seinem Geburtsorte Savona nach dem Muster von Perugia angelegte Leihhaus. So entstanden nach und nach fast in allen Städten Italiens während des 15ten und 16ten Jahrhunderts Leihhäuser. In Deutschland ward

unter Genehmigung des Kaisers Maximilian I. zu Nürnberg 1498 das erste Leihhaus unter dem Namen Wechselbank angelegt. In den Niederlanden, wohin die aus der Lombardei in Italien ausgewanderten reichen Kaufleute das Geschäft auf Pfänder zu leihen brachten, in England und Frankreich nannte man von diesen Longobarden die Leihhäuser zuerst Lombarde. Gegenwärtig ist diese heilsame Anstalt fast in allen großen volkreichen Städten in Europa aufgenommen worden. X.

Lein (Flachs) ist der allgemeine Geschlechtsname für wenigstens 24 verschiedene Pflanzen, die sich durch den fünfblättrigen Kelch, durch die fünfblättrige Blumenkrone und durch die fünfthaaligen Saamenkapseln, welche in jedem ihrer zehn Fächer einen einzelnen Saamen enthalten, auszeichnen. Eine dieser 24 Gattungen, mit welcher wir es hier allein zu thun haben, ist der gemeine Lein (Flachs, *Linum usitatissimum*), deren eigentliches Vaterland man jetzt nicht mehr zu nennen weiß. Die Cultur des Flachses ist heut zu Tage über ganz Europa verbreitet, doch mehr im nördlichen, wie im südlichen. Besonders wird der irrländische Flachs allem andern vorgezogen. Nächste diesem wird der händrische für den besten gehalten. Wenn die Stengel anfangen eine gelbliche Farbe zu bekommen, und wenn die Knoten sich bräunlich färben, dann erndtet man den Flachs, d. h. man rauf die Stengel mit der Wurzel aus, bindet sie in Bündel, stellt diese zum Abtrocknen auf, bringt sie dann nach Hause und streift die Knoten oder Saamenkapseln davon ab. Dann werden die Stengel von neuem in Bündel gebunden und in fließendes Wasser gelegt (in die Räfte gebracht), in welchem es sechs bis acht Tage liegen muß. Hier scheidet das Wasser die Flachsfasern, oder den äußern Bast, von dem holzartigen Stengel, mit welchem sie vermittelst einer klebrigen, gummiartigen Masse verbunden sind. Dieser bindende Stoff wird durch das Wasser aufgelöst. Je mehr die Räftung von der Sonne beschienen wird, desto besser geht sie von Statten. Die Räftung im Thau scheint Vorzüge vor der im Wasser zu haben. Nach der Räfte wird der Flachs gedörret, damit die Stengel leicht zerbrochen und die Holzstückchen und übrigen Theile sich leicht von den Fasern absondern lassen. Das Zerbrechen der Stengel, wobei jedoch die Fasern nicht zerissen werden, heißt das Braken, und geschieht auf einem einfachen hölzernen Instrumente, welches Brake oder Breche heißt. Dann folgen die übrigen Zubereitungsmittel, unter denen dasjenige, vermöge welches der Flachs bis zur Feinheit der Seide verarbeitet wird, allein vielleicht nicht allgemein bekannt seyn dürfte. Diese Verfeinerung des Flachses besteht darin, daß man die in demselben noch vorhandenen hölzernen Theilchen durch einen Aufguß von siedender Aschenlauge, in welche Leinsaamen, venetianische Seife, Glasgalle, gelbes Harz, Weiskurz und Kochsalz geworfen werden, von dem eigentlichen Flachse zu sondern sucht. Das Leinengarn wird bekanntermaßen am meisten zu Hemden verbraucht. Die berühmten brabantischen Ranten, Batist, Kammerstuch u. s. w. werden ebenfalls aus dergleichen Garn verfertigt. Da man aus einem einzigen Pfunde Flachs 7000 Gulden gewinnen kann; so ergibt sich daraus, daß diese Art Spitzen bei weitem den Werth des Goldes übertreffen. Daß aus Leinen auch Papier verfertigt werde, bedarf hier keiner weitern Erwähnung.

Leipzig, eine der wichtigsten deutschen Handelsstädte und Universitäten, in Kursachsen, und zwar im leipziger Kreise, in einer schönen Ebene an der Pleiße gelegen. Bis zu Anfange des 16ten Jahr-

underts stiftete sie von den Sorben-Wenden, einer slavischen Nation, welche zuerst das Land zwischen der Elbe und Saale anbaute, den slavischen Namen Lipy, welcher einen Lindendamm bezeichnet. Von diesem Stamme scheinen noch jetzt die zwischen der Stadt und Vorstadt gelegenen schönen Linden-Alleen eine Erinnerung zu haben. Im Jahr 1089 wurde Leipzig, welches ein Jahr später eine freie Handelsstadt wurde, nach dem es bereits ein freies Reich war, und nahm in einer Zeit, da die Markgrafen von Meißen und Thüringen, an Benedikt's unternehmender Handel, welcher gegenwärtig fast ausschließlich nur sehr unbedeutend seyn. Der Handel von Leipzig, wo drei Weine Ostern und Michaelismesse eine Summe von 10 Millionen Thlr. umweigt des Leipziger Handels ist der Concentrationspunkt. Zwar stehen die Manufakturen nicht mit der Größe des basigen Handels in Verhältniß mit der Größe des basigen Handels von Bedeutung dieselbe. Raucher und halbfeidne Waren, Spielarten, Leinwand, Stickereien u. s. f. Die Universität zu Prag, geistliche Akademie behauptet die Akademie in Deutschland. Die Universität zu Prag, geistliche Akademie behauptet die Akademie in Deutschland. Die Universität zu Prag, geistliche Akademie behauptet die Akademie in Deutschland. Die Universität zu Prag, geistliche Akademie behauptet die Akademie in Deutschland.

Leipzig nicht nur unter den sächsischen Städten, sondern auch gegen andre große Städte Europas die größte Vorkastadt hat. Eine Hauptursache hiervon ist ohne Zweifel die auf einem so kleinen Raum (denn Leipzig ist nichts weniger als groß) zusammengedrückte Menschenzahl, die überdies in den beiden Weisen ungeheuer vermehrt wird; in dieser Rücksicht wäre es vielleicht gut, nach und nach eine Art von Bevölkerung anzulegen. Eine andre mit der ersten zum Theil zusammenhängende Ursache, die ungesunde Lage, ist seit mehreren Jahren durch die vortreflichen englischen Anlagen sehr vermindert worden, welches, so wie mehrere Verschönerungen und Verbesserungen, Leipzig dem Bürgermeister G. K. K. Müller, welcher am 28. Febr. 1802 verstorben, verdankt, und wodurch die Luft ungemein verbessert worden ist. Uebrigens zeichnet sich Leipzig vor vielen volkreichen Städten durch eine gewisse unverkennbare Wohlhabenheit aus, die sich über alle Stände verbreitet, wozu außer der eignen Industrie der Einwohner, vorzüglich der Handel und die Weisen beitragen. Nur den Leipziger Armen würde der Verfasser Hamburg's Armenanstalten wünschen, welche sich von den gewöhnlichen Anstalten dieser Art dadurch unterscheiden, daß diese die Armen nur zu Tode stützen, jene hingegen unmittelbar auf die Vertilgung der Armut und die Ueberführung der Armen zu thätigen Menschen hinwirken. Unter Leipzig's gemeinnützigen Anstalten rechne ich hier bloß die Zeichnungs-, Malerei- und Architectur-Academie, das Landmannen-Institut, die Bürgerschule und die Sternwarte aus. Das schöne vauclerische Gemälde-Eabinet ist jetzt einzeln verkauft. Unter den öffentlichen Gebäuden und Anstalten können noch genannt werden: der schöne Concert- und Ball-Saal (beide mit Gemälden von Oeser's Meisterhand besetzt) im Gewandhause; sowohl die ebendieselbe befindliche sehr schöne und reichlich ausgestattete Kirche, als im sogenannten Paulinum befind-

liche Universitäts-Bibliothek; ferner die vielen neuerlich so schön aufgeführten Gebäude, worunter das jetzige Universitäts-Gebäude einen sehr ausgezeichneten Platz behauptet; auch unter den Schulanstalten die so löbliche Freischule (seit 1792 gestiftet); dann das seit 1797 so zweckmäßig eingerichtete Lazareth oder Jakobspital, mit welchem zugleich ein Klinisches Institut verbunden ist; die durch sogenannte Reverberes vervollkommnete Beleuchtung der Stadt, nicht minder die vielfachen hier befindlichen Manufacturen und Fabriken, unter denen die schon von Aiters her so berühmte breitkopfsche, jetzt breitkopf-härtelsche Buch- und Musikhandlung durch die wichtigsten Schriftgießereien, durch Buch-, Noten-, Kupfer- und Steindruck, nicht minder durch eine neuerlich angelegte vorzügliche Instrumenten-Fabrik; inaleichen die rosthische Kunstmanufaktur, sich rühmlichst auszeichnen; endlich das physikalische Magazin des M. Lamber.

Leipzig (Schlacht bei). Um das anmuthige heitere Leipzig breitet sich nach Mitternacht, Morgen und Mittag mit sanften Abhängen eine weite Ebene aus, übersät mit fröhlichen Dörfern und von der Luppe, Parthe, Elster und Pleiße in vielen Windungen durchflossen. Auf dieser Ebene ist zweimal Deutschlands Schicksal, für lange Jahre hin, nämlich durch Gustav Adolphs herrlichen Sieg über Lillj am 7. Sept. 1631, und durch den noch herrlicheren Sieg der erhabenen Helden unserer Zeit, über Napoleon Bonaparte und seine Raubgenossen, am 16., 18. und 19. Oct. 1813, entschieden worden. Unweit dieses denkwürdigen Schlachtfeldes bietet sich in den Ebenen und Umgebungen von Lützen ein anderes, fast eben so berühmtes Wiefeld dar, wo Gustav Adolph mit seinem Tode den großen Sieg über den furchtbaren Wallenstein am 7. Nov. 1632 erkaufte; Ruffen und Preußen aber am 2. Mai 1813 dem letzten gewaltigen Unterdrücker deutscher Freiheit in ungleicher Schlacht siegreich die Spitze boten. Laßt uns diese großen Ereignisse unter einem Gesichtspuncte und in ein Bild zusammenfassen! Die dankbare Erinnerung unserer Nachkommen wird stets an jene großen Tage und auf diese ewig denkwürdigen Punkte des wieder befreiten deutschen Bodens geheftet bleiben! — — Am 1. Sept. 1631 war zu Werben der förmliche Abschluß des Bündnisses zwischen Gustav Adolph, der Schweden König, und Johann Georg, dem Kurfürsten von Sachsen, erfolgt. Bis zur äußersten Noth hatte letzterer, von treulosen Ministern und Generalen verführt, bei der Partei, welche damals Deutschlands Freiheit zu zernichten strebte, ausgehalten, und nur die Gewalt des Uebermuthes und frechen Trokes ihn endlich bewogen, Hülfe und Schutz beim edlen Gustav Adolph zu suchen. Der Urenkel wartete sogar die schrecklich entscheidende Katastrophe ab, und darum waren für beide die Folgen der großen Schlachten in Leipzigs Ebenen auch sehr verschieden. Die Vergleichung dessen, was jetzt, mit dem was damals geschah, kann keinem nachdenkenden Leser dieser Blätter schwer werden. — Nach geschlossenem Bündniß ging Gustav Adolph mit seinem Heere am 3. Sept. bei Wittenberg über die Elbe und vereinigte sich bei Döben mit den von Lorgau dort angelangten sächsischen Schaaren. Johann Georg, durch die Verwüstung seines Landes von Lillj's Banden tief erschüttert und empört, drang auf Entscheidung durch die Schlacht; der fromme tapfere Gustav gab nach und rückte mit dem vereinigten Heere über Delitsch am 6. Sept. bis 2 Meilen von Leipzig dem furchtbaren Lillj entgegen. Diesem hatte Tags vorher sich Leipzig nebst der Pleißenburg ergeben, und das kaiserlich-österreichische Heer stand nun unweit der Stadt zwischen Eutritsch und Möckern im Lager dergestalt,

Pleiße und Elster im Rücken desselben flossen, drei halbe Monde  
 er zur Befestigung der herrschenden Höhen aufgeführt waren. Als  
 Tilly erfuhr, das vereinigte schwedisch-sächsische Heer, unter des Königs  
 gner Führung, sey gegen ihn im Anzuge, berief er den Kriegsrath, sich  
 versammeln in einem noch nicht niedergebrannten Hause der halli-  
 schen Vorstadt. Die Wände des Zimmers, worin der Rath gehalten  
 wurde, sah man bemalt mit Todtenbahren, Geblinen, Schädeln und  
 andern Sinnbildern des Todes. Es war des Todtengräbers Wohnung.  
 Alle, selbst den eisernen Pappenheim nicht ausgenommen, wurden, als  
 sie dies erfuhren, von unwillkürlichem Schauer ergriffen; denn es galt  
 ihnen nach der Denkweise jener Zeiten, für ein unglückliches Vorzeichen.  
 Doch drang der Kühne Pappenheim mit seiner Meinung: man müsse  
 die Schlacht wagen, durch, und Tilly bestimmte die Gegend zwischen  
 Breitenfeld und Seehausen, anderthalb Meilen nordwärts von Leipzig  
 zum Kampfplatze, wohin Pappenheim sofort mit 4000 Pferden gesandt  
 wurde, die vortheilhaftesten Punkte vor dem heranziehenden Feinde zu  
 besetzen. Zwischen den pappenheimischen Reitern und drei schwedischen  
 Dragoner-Regimentern, die über den Lober-Bach gesetzt, um sich der  
 vorliegenden Anhöhen beim Dorfe Podelwitz zu bemächtigen, gedieh es  
 sogleich zum scharfen Gefecht. Zuerst wurden durch Pappenheims über-  
 regene Reiter-Schaaren die Schweden über den Bach zurückgetrieben,  
 als aber drei schottische Regimentern die Schweden unterstützten, waren  
 die Kaiserlichen zum Rückzuge genöthigt. Die Nacht vom 6. auf den  
 7. Sept. brachte das schwedische Heer unter freiem Himmel bei den  
 Bassen gelagert zu. Der König schlummerte in seiner Kutsche; Horn,  
 Banner und Teuffel saßen neben ihm, und er erzählte den Getreuen  
 beim Erwachen einen deutungsvollen Traum, der Sieg verheißt. —  
 Mit Tagesanbruch ließ Tilly sein Heer rechts abziehen nach Breitenfeld  
 hin; in zwei große Heersäulen war es getheilt. Der linken gingen fünf  
 Regimentern Kroaten und sechs Fahnen Kürassiere, jede 750 Pferde stark,  
 voraus. An diese schlossen sich 8000 Mann Fußvolk, in vier große  
 Schlachthäufen unter dem Freiherrn von Schaumburg gebildet, und  
 mit zwanzig Feldstücken versehen. Dann kam, fürs zweite Treffen be-  
 stimmt, der Graf von Fürstenberg mit 10,000 Mann Fußvolk, gleich-  
 falls getheilt in vier große Schlachthäufen. Diesem folgte die Hinter-  
 huth von acht Regimentern in drei Häufen, zusammen 9000 Mann bil-  
 dend. Drei Reiter-Regimentern schlossen den Zug. Das Fußvolk über-  
 haupt bildete vollkommene Vierecke, nach alt-niederländischer Kampf-  
 weise. Ihrer waren hier 13, und die Stärke des ganzen Heers betrug  
 an 40,000 Mann, worunter sich 13,000 Reiter befanden. Als Tilly  
 auf dem ausersehenen Schlachtfelde ankam, stieg er sich am Fuße der  
 Höhe, die südwestlich vom Dorfe Podelwitz unmerklich aufsteigt. Das  
 Dorf Seehausen lag hinter seinem rechten Flügel, der linke endigte un-  
 weit Breitenfeld. Auf den Flügeln war die Reiterei, im Mittelpuncte  
 das Fußvolk, und hinter der Schlachtordnung auf den beherrschenden  
 Höhen standen in zwei Batterien 40 schwere Feuerschlünde, an welche  
 sich rechts die Nachhuth lehnte. Die ganze umliegende Landschaft war  
 freie Ebene, aus welcher einzelne Dörfer hervorragten. — Gustav  
 Adolphs Heer setzte mit Anbruch des Tages über den Lober-Bach,  
 dessen Vertheidigung Pappenheim, nachdem er Podelwitz in Brand ge-  
 setzt, aufgeben mußte. Tilly hinderte nicht, wie er doch leicht gekount,  
 den Uebergang, um die Vortheile seiner Stellung zu behalten, und ge-  
 gen 10 Uhr Mittags brach also der König mit 35,000 Mann, wor-  
 unter fast 15000 Sachsen waren, gegen ihn los. Auch die Reiterei

der Verbändeten blieb auf den Flügeln; doch hatten die Schweden recht; die Sachsen liess sich also zwischen Vodelm:ig und Orplowitz gestellt, daß beide gleichsam zwei verschiedene Schlachtordnungen bildeten, welche durch die von Düben nach Leipzig führende Landstrasse getrennt waren. Der schwedische rechte Flügel bestand im ersten Treffen aus fünf starken Reiter-Beschwadern, unter welche vier Haufen Fußvolf gemischt waren, deren Hinterhuth und Rückhale das Regiment des Rheingrafen bildete. Im zweiten Treffen hielten sieben Reiter-Beschwader mit drei Abtheilungen Fußvolf. Hier befehligte der König selbst, unter ihm Banner, Wunsch, Todt und Erenbock. Auf dem linken Flügel bildeten drei Reiter-Beschwader mit Fußvolf untermischt das erste, zwei Schwadern aber das zweite Treffen. Dort befehligte Gustav Horn. Im Mittelpuncte stand das Fußvolf in zwei Treffen; das erste bestand aus vier Schladthausen, jeder etwa 1200 Mann stark, geführt von Axel Oxenstiern, Erich Sand, Teuffel und Winkel. Vor jedem Haufen waren fünf leichte Feldstücke aufgeföhren. Im zweiten Treffen befanden sich unter Wischum und Hegburn drei Schlachthaufen, und des Königs Leibwache zu Pferde unter Uslar. Drei Haufen Schotten unter Hamiltzen und Ramjes, mit zehn Fähnlein Dragoner bildeten die Nachhuth und schlossen das Ganze. An dem schwedischen linken Flügel standen die Sachsen unter Arnheim. Rechts waren 2000 Kürassiere unter Steinau und Bindauf mit drei Schwadern sändischer Reiter; im Mittelpuncte vier Fahnen Fußvolf, und auf dem linken sächsischen Flügel das Reiter-Regiment des Herzogs von Sachsen-Altenburg, die kurlürfl. Leibwache zu Pferde, und einige Beschwader sändischer Reiterei gestellt. Des Heeres Losungswort war: Gott mit uns! Gegenüber im kaiserl. Heere erscholl das Feldgeschrei: Jesus Maria! — Es war 11 Uhr Mittags, am Tage Roginas den 7. Septbr., als zum Zeichen der Schlacht drei Kanonenschüsse vom kaiserl. Heere über donnerten, welchen Ruf die Schweden aus zwei halben Kanonenaugen beantworteten. fort bis 2 Uhr; deren Wirkungen bei ebencin ein beschr Dampf und den Dampf kaum war beteiligt gegossen, a tern einen wühend werfen wurden die geliebene Fußvolf; flog Banner mit dabei; der stehende wiederholten Anstrengend, zur Flucht Regiment Solstein unter zu unterstützen, aber Banner nahm es mit drei Schwadern Jinnländer in die Mitte, das Regiment ward niedergeboren und der Herzog von Solstein, iddlich verwundet, gefangen. Urterdessen hatte Lillferne Absicht hauptsächlich auf die ungeübten sächs. Schaaren gerichtet. Thirstenberg mußte sich daher vom rechten kaiserl. Flügel mit der ganzen, von sechs Schwadern geharnischter Reiter unterstützten kroatischen Reiterei, auf das erste Treffen der Sachsen stürzen. Beim ersten Anmarschen flohen die sändischen Reiter, das Regiment Altenburg folgte und riß die kurlürfl. Leibwache mit sich fort. Nur das sächsische Fußvolf

frühe Geschütze und drückte es vorwärts, um den furchtbaren Lärm zu ergehen, wobei noch den Schweden des Geschützes gegen Felder ins Angesicht trieb. des rechten Flügels durch einen schwer geharnischten Reiter des ersten Treffens unternahm. Folter, und das schloß zurück die der kaiserl. Kürassiere. Dort und 900 Musketieren hervorstossen, und nach fruchtlosen ließ, aus mehreren Wunden blutete das kaiserl. Infanterie-Regiment, um Pappenheims Reiter

ihrer Mitte den schwer verwundeten Feldherrn nach Halle. Die entscheidende Schlacht war um 6 Uhr Abends gewonnen, und als Gustav Adolf nun die geschlagenen Feinde nach allen Seiten hin fliehen sah, ließ er sich demüthig nieder unter einem beliebigen Baum, laut auswendig die Blicke zum Himmel gewendet: ich danke dir Gott für ihren Sieg! — In allen Dörfern erscholl das Sturmgeläute. Viele hundert Kaiserliche wurden noch von den ergriminten sächsischen

Bauern erschlagen. Auch Wappenheim, der seine zersprengten Geschwader gesammelt und wieder umgekehrt war, des Heeres Ehre zu retten, fand am Abend Alles verloren, mußte umwenden und rief voll Verzweiflung aus: O warum mußte ich den unglücklichen Tag erleben! Es waren gefallen in der Schlacht von den Kaiserlichen 8000 Mann; 3000 geriethen in schwedische Gefangenschaft; 27 Feuerschlünde, 100 Fahnen und Standarten wurden nebst dem ganzen Lillyschen Lager erobert. Die Schweden zählten gegen 2000, die Sachsen 3000 Tode. Von kaiserl. hohen Offizieren waren todt: die Obersten Erwitte und de Grotta, der Freiherr von Schönburg und der Herzog Adolph von Holstein. Von den Schweden blieben Teuffel, Kollenbach, Aderkat und Damiß auf dem Wahlplatze. Die Sachsen betranerten den tapfern Hindauf, den Dieskau und zwei Starschedel. Im kaiserl. Heer waren die drei obersten Führer: Lilly, Wappenheim und Fürstenberg verwundet. Lilly hatte den Ruhm der Unüberwindlichkeit, der Kaiser den besten Theil seiner Kriegsmacht und den Gewinn eines zwölfjährigen glücklichen Krieges verloren. Die magdeburgische Hochzeit war gerächt, des Protestantismus Fortdauer und Deutschlands Freiheit gesichert. Der Kriegsrubm des Besiegten ging auf den menschlichen, frommen Sieger über. Das war die Schlacht bei Breitenfeld unweit Leipzig vom 7. Sept. 1631. — — Noch herrlicher und folgenreicher wird dereinst, wenn auch der Jubel der Zeitgenossen verhallt ist, in den Jahrbüchern der Geschichte glänzen die große Völker- und Befreiungsschlacht bei Leipzig vom 16., 18. und 19. October des verhängnißvollen Jahres 1813. — Napoleon war endlich, immer enger und fester von klugen Gegnern in seinem Schlupfwinkel bei Dresden umgarnt, von dort aufgebrochen, den entscheidenden Schlag zu vollführen, der Deutschlands Ketten unaufsätzlich machen sollte. Die Meinung mochte seyn: mit Hast durch die alten Kriegskünste die Gegner einzeln zu packen, erst den tapfern Blücher und den vorsichtigen Carl Johann zu zermalmen, dann dem großen Heere unter Schwarzenberg Garaus zu machen. Im stolzen Wahne des Siegs gewiß, hatte Napoleon den Marschall St. Cyr mit fast 30,000 Mann und 40 Generalen in Dresden zurückgelassen, den frommen bethörten König der Sachsen nebst dessen Gemahlin und Tochter aber mit sich genommen, und so war er denn auf den Ufern der Elbe hin und her, jedoch vergeblich gefahren, weil jede einzelne Heersabtheilung sich seiner Uebermacht klüglich entzog, bis alle vereinigt dem furchtbar schnaubenden Raubthiere aufs Leben gehen könnten. Auf die Weise selbst berückt, indem er andere berücken wollte, traf er mit der Sachsen Könige am 14. Oct. zu Leipzig ein, wo schon die Heersabtheilungen unter Marmont, Victor, Arrighi und Pomiatowski angekommen, auch Augereau mit der Nachhülfe über den Thüringer Wald eingetroffen war. Den Plan zur entscheidenden Schlacht dachte er sich etwa folgendermaßen: den scharf vortretenden Winkel der Elster-Niederungen, worin Leipzig liegt, wollte er festhalten und als Keil gebrauchen, der zwischen der Verbündeten Heersabtheilungen hineingeschoben werden sollte, Leipzig aber als Kiesel den einen Heere seiner Feinde vorschleiben, bis er das andere geworfen hätte. Darum war am 15. Oct. das Hauptquartier, von 64 Schlachthäusern seiner Leibtrabanten umgeben, zu Reidnitz, eine halbe Stunde von Leipzig. Im Dorfe Lindenau stand die vierte Heersabtheilung unter Bertrand, und Abtzig Murat hatte mit dem zweiten, achten und fünften großen Heerhaufen seine Stellung dergestalt genommen, daß der rechte Flügel zu Döllitz, der linke zu Liebertwolkwitz stand. Der sechste Haufen beyaupt



te Lindenenthal, und der siebente war im Marsche auf Eilenburg, um im sechsten die Seiten zu decken. Die Stellungen von Taucha und der Partha, wie auch die Brücken von Wurzen und Eilenburg, blieben stark besetzt. — Den furchtbaren Massen entgegen stand am 15. Oct. der alte Held Blücher mit dem schlesischen Heere bei Skuditz, innerhalb Leipzig; Carl Johann war noch zurück bei Halle, jedoch im hartem Anmarsch. Von der großen österreichischen Armee rückte Feldzeugmeister Giulay von Lützen gegen Lindenau vor, der Reiter-General Graf Meerveldt, und die österreichische Nachhülfe hatten den Auftrag von Pegau nach Connewitz vorzugehen, während die Heersabtheilungen, welche Wittgenstein, Kleist und Klenau befehligten, ihren linken Flügel an Gröbern und den rechten an Raunhof lehnten. Bennigsen war mit seinem Corps nur so weit zurück, daß er nach anderthalb Tagen an die Linie rücken konnte, so auch Colloredo; Tolstoy aber hatte Dresden eingeschlossen. Als Rückhalt standen in kleiner Entfernung hinter den benannten Heerhaufen die russischen Grenadiere, die russischen und preussischen Leibwächter und die russischen schweren Reiter, sämtlich befehligt von Barclay de Tolly, unter welchem der Großfürst Konstantin, wie auch die Generale Miloradowitsch und Rajewsky befohlen. — Alle für Einen und Jeder für Alle! war des verbündeten Heeres Losung, und am 16. Morgens begann der Kampf mit furchtbarem Donner aus tausend Feuerschlünden. Napoleons Absicht war, zunächst die Schaaren unter Schwarzenberg zu vernichten, weil sie, Erfurt und Raumburg am nächsten stehend, ihm die gefährlichsten schienen. Bald ward also Schwarzenberg im Mittelpuncte und auf dem rechten Flügel so heftig angegriffen, daß er, um nicht durchbrochen zu werden, die Nachhülfe unter dem Prinzen von Hessen-Homburg auf das rechte Ufer der Pleiße übersetzen und vor Gröbern aufmarschiren lassen mußte. Mit wüthendem Grimme ward nun gestritten um die Dörfer Döblich, Wachau und Liebertwolkwitz. Angriff folgte auf Angriff, und Napoleon verstärkte seine Flügel-Enden so ungeheuer, daß es kaum möglich blieb, ihnen zu widerstehen. Doch hielten Wittgenstein, Klenau und Kleist, von Barclay unterstützt, den ungleichen Kampf, bis Graf Rossitz aus Gröbern hervorbrach, die Franzosen nach Markkleeberg zurückwarf und ihnen 8 Kanonen abnahm. So waren alle Anstrengungen der vorgetriebenen Massen unter Mortier, Macdonald, Lauriston und Sebastiani dort vergeblich, ja Sebastiani's unzählbare Reiter wurden von den ostpreussischen und brandenburgischen schweren Reitern jämmerlich zusammengehauen, und Klenau behauptete eine Stellung zwischen Großpössa und Seifertshain. — Während dieses Gemetzels ward auch auf dem rechten Flügel der Verbündeten wüthend gefochten. Napoleon warf hier eine gewaltige Masse von Artilleristen, von Fußvolk und Geschütz gegen Gossa, welches etwa eine halbe Stunde von Gröbern entlegen ist; und weil dort die Verbündeten nicht hinlänglich stark waren, drang die Masse durch und gewann 26 Feuerschlünde. Da ging es an ein Tauchzen der durch Leipzigs Gassen sprengenden Polizeireiter, die Sieg über Sieg schrieten. Mit allen Glocken wurde geläutet, und der König von Sachsen selbst zog zur Kirche, um Gott zu danken, daß der Franzose nun ferner der Herr, und der Deutsche der Knecht bleiben werde. Aber das Blatt wendete sich schnell; Johann Alexander sandte seine Garde-Kosacken unter Orlov Denisow dem wilden Schwarme entgegen. Unterstützt durch die russischen Grenadiere und ein wüthendes Geschützfeuer trieben die braven Kosacken den durchgebrochenen Schwarm bis hinter Wachau zurück, und als der

Oberfeldherr Schwarzenberg ein allgemeines Vorrücken gegen die Berg-  
 Ebenen von Wochau befohl, wurden am Abend die Franzosen wirklich  
 hinter ihre erste Aufstellungslinie zurückgedrängt. Fürst Kloss Lichtner  
 stemmte beharrlich den ganzen Tag hindurch in seiner Eile, und  
 Schulz drang bis Lichtner vor, wo er 2 Kanonen eroberte. Das  
 Weirveldt, odgleich er den Auftrag über die Pleiße vorgegeben mit un-  
 geheurer Anstrengung unter ihm gekämpft, hatte sich entschieden  
 Abend die Verbände drängte Scharen. -  
 bei Breitenfeld stand te unter Narzent;  
 den Blücher von 1  
 ten ihnen entgegen. Um 2 Uhr begann dort die Schlacht, und ward  
 vollendet wie Blücher sie gedacht. Langsam stieß mit seinen Massen  
 die Feinde aus Freuden und Adelsfeld, dann drang er siegend über den  
 alten hochberühmten Schlachtplatz bei Prop-Weitzsch vor. Unerdoh-  
 fen eilte Dorf an der Elster vorwärts und an sa, Siemels und Madren, immer gegen 1  
 Vormont sein Fußvolk in der waldigen  
 Wäldern in große Massen zusammen, und d  
 den überdies gegen die anderngründen Preu-  
 dem gliederweise stürzten die Kaiser vor d  
 den. Aber jetzt warf sich der brave Major  
 gischen Husaren und den reitenden freiwilligen gegen aus  
 liche Beschützung; so Dorf selbst sprengte, hoch das Schwert schwingend  
 mit dem Ausruf: es lebe der König! den Reitern voran auf die  
 furchtbare Batterie. Sie wurde genommen in wenigen Augenblicken,  
 und als die Bonapartisten Morins-Garden in geschlossenen Vieren  
 vorbrachen, um das Geschütz wieder zu erobern, rief Dorf: „branden-  
 burgische Husaren, lauet ein!“ Da stürzten diese mit verhängtem Sä-  
 gel wie ein wilder Waldstrom auf die Unglücklichen; Napoleons Ma-  
 rine-Garde hatte aufgehört zu sein. — Gegen Abend allenthalben ge-  
 worfen, zog sich Wermont, nebst Artigt und Dombrowsky hinter die  
 Parthe bis in die Vorstädte von Leipzig eilhaft zurück. 2 Adler, 2 Fä-  
 den und 13 Kanonen nebst einigen tausend Befragenen, hatten sie drau-  
 ßen gelassen. Es schloß für heute das blutige Nordschicksal. Einen  
 bedeutenden Schritt zum Siege hatten die Verbündeten vorwärts ge-  
 than. Ihr Mutbeweis war in keiner vorhergehenden Eile unerschö-  
 derlich haben geblieben, und Blücher hatte sogar den linken End- und  
 Eckpunkt des Napoleonischen großen Bogens nach Leipzig hinüber  
 drückt, wodurch die ferne Halbarkeit des Bogenes gewaltig gefährdet  
 war. — Der 11. October vertrieb den Verbündeten unter Anführung  
 zum Angriff, dem großen Prinzen unter Vorführungen zur Begren-  
 zung und zum Rückzug. Abwangen eines bösen Verhängnisses durch  
 Fogen sein Herr. Darum ließ er den gefangenen Weirveldt kommen  
 und sprach: er sei bereit, Deutschland zu räumen, wenn man ihm  
 keine entehrende Bedingungen vorschreibe. Auch entließ er den General  
 mit einem Schreiben an seinen Kaiser, worauf aber die Verbündeten,  
 ihres Sieges gewiß, nicht schritten. Sie betruben vielmehr die Zukunft  
 des schwedischen Kronprinzen und Beamtens auf dem Schloßfeld.  
 Napoleon dagegen Regiers Rückkehr aus der Gegend von Wittenberg  
 und die Sicherung der Straße nach Weissenfeld. Das auf dem Punct

den wie vertragmäßig in weitem Bogen um Leipzig an diesem  
 sonntage die Waffen. Hinter Eutritzsch, eine Viertelmeile von Leipzig,  
 sich jedoch eine Linie französischen Fußvolks und am rechten Flügel  
 selben Arrighi mit seinen leichten Reitern sehen. Sofort ließ Lan-  
 n den Generalleutnant Wasiltschikof, mit Kosacken und 4 Reiter-  
 Regimentern zwischen Eutritzsch und Schönfeld vordringen. Dies war  
 n Fracks den Arrighi über den Haufen, nahmen ihm 5 Kanonen und  
 1000 seine Reiter hinter dem Fußvolke weg zur Stadt hinein, an de-  
 n Thoren noch viele niedergehauen wurden. Das Fußvolk war stehen  
 eblieben und feuerte nach allen Seiten, als die tapferen Russen densel-  
 en Strich bei ihm vorbei mit der Beute zurückkehrten. Daran fehlten  
 ch jedoch die Russen nicht, sondern machten sogar Niene, auch auf  
 as Fußvolk loszustürzen. Diese  
 ha, während gegen Abend von  
 Schlachtfelde eintraf und sich den  
 heers anschloß; Carl Johann ab-  
 Leipzig erschien, und mit seinen  
 Blücher und Bennigsen rückte.  
 18ten Octobers grauet  
 Flügel zurückgenommen, aber die  
 durch eine starke Vorhuth besetzt.  
 ren waren also sehr fest imhalt  
 sel erstreckte sich von da unter  
 gegen Taucha hin; der linke vom  
 ynaus. Beide trafen senkrecht  
 Nur scheint Napoleon bei dieser  
 daß Bennigsen, Carl Johann  
 bereits eingetroffen waren. Diese  
 hann, dem das Langeronsche Co-  
 sich rechts an Blüchers, links an  
 in Verbindung mit der Hauptart  
 beide, der linke aber gegen Conne  
 kluger Plan war: des Feindes  
 dann das Ganze in Leipzig, wo  
 concentrisch vordringen, hinein  
 schen 9 und 10 Uhr Vormittags.  
 jenberg's Schaaren vor. Die auf  
 nau von Seifersheim gegen Holz  
 und Kleiß mit den russischen u  
 von Gossa gegen die Höhen von  
 Weissenwolf, Alons Lichtenstein u  
 Döfen und Löbnitz. — Nach  
 Probstheide und Connewitz bald  
 Joachim Murat, dort mit dem  
 nannten Poniatowsky. Um bei  
 poleon die Schaaren Murats bis  
 der Tod in tausend gräßlichen  
 überflügelte und im harten Andrus-  
 teris zurückzuziehen. Unterdessen  
 und Blücher ging gleichzeitig al-

Zwar that Napoleon alles, was in seinen Kräften stand, den unbrechba-  
 ren Strom abzustämmen, allein seine Macht reichte nicht zu; denn  
 schon hatte Bennigsen von Nauendorf her zwischen die geöffneten Flügel  
 der französischen Stellung sich eingedrängt, und nun vermochte es Nie-

nicht mehr, sich gegen die vereinigten Angriffe von Bülow, Pahlen, Winzingerode und Langeron, an der Partha zu halten. Nur von Schönfeld, an bis Leipzig hatte er noch den obern Theil der Partha, etwa eine Stunde Weges hin, in der Gewalt, seine Flanken waren schon offen. Da stellte er zu seiner Rechten bei Sellersdorf, Paunsdorf und Stünz die Sachsen und Würtemberger auf, daß sie ihm zur Schutzwehr dienen sollten; allein die Deutschen waren müde, für fremde Herrschaft sich morden zu lassen. Also gingen 2 württembergische Reiter-Regimenter unter dem General Normann, und 2 sächsische mit 5 Füsilier-Bataillonen und 4 Batterien unter dem General Küffel, in gedrängter Schlachtordnung, die Reiter voraus, zu den Verbündeten über. Nun wurden trotz Ney's gewaltiger Anstrengung, Paunsdorf und Schönfeld genommen durch Bülows Schaaaren, denen die russischen Reiter unter Drouot, Manteuffel, Pahlen und Benkendorf zur Unterstützung dienten. — Entschieden war schon die Schlacht Nachmittags 3 Uhr; Napoleon kämpfte nur noch um den Rückzug. Er selbst wandte sich jetzt mit einem Theile seiner Garden nach Reidnitz und schickte über Mülkau seine ganze Reitergarde unter Mansouty mit vielem Geschütz dem vordringenden norddeutschen Heere in die linke Flanke und in den Rücken. Aber General Bubna, der vor Stützeritz stand, ließ schnell eine solche Frontveränderung machen, daß er den wüthenden Feind auf sich zog. Prinz Ludwig von Hessen-Homburg, General Diedrichs und der Engländer Bogue, eilten mit sächsischen und russischen Kanonen, und mit dem unauslöschlichen Feuer der Congrevischen Raketen zu Hülfe. Da fuhrren mit grausem Zischen, Heulen und Brausen die englischen Höllebrände zwischen die französischen Vierecke; es plachten deren sieben auseinander und brennend wie Kerzen raseten die französischen Soldaten im Felde herum; was nicht verbrannte, fiel unter den Kugeln der Geschütze, oder unter den Lanzen und Säbeln der nachsetzenden Reiter. Auch Stünz und Sellershausen, Ney's letzte Zufluchtsörter, wurden von Bülows Schaaaren erstürmt. Im Besitze von Schönfeld behauptete sich Langeron, durch Beihülfe der tapfern Schweden, die der brave Cardell mit einem Hagel von Kartätschen herbeiführte. Unterdessen war Blücher unaufhaltsam die Elster entlang bis gegen Leipzigs Vorstädte herangerückt und hatte, als er des Ausgangs der Schlacht gewiß geworden, den General York vom Schlachtfelde weg nach dem Zusammenflusse der Saale und Unstrut gesandt, um wo möglich noch Bertrand zu ereilen, welchen Napoleon schon Morgens fortgeschickt, damit seine Haufen für die Flucht des Heers im Rücken eine Straße wenigstens offen hielten. — Am Abend waren die Franzosen vollkommen auf Leipzig zurückgeworfen, nur in Zweinaundorf und bei der Windmühle vor den Straßenhäusern gegen Connewitz zu behaupteten sie sich noch in der Nacht auf den 19ten October. Wüthend angegriffen stürzte aber am folgenden Morgen alles, was von Franzosen noch bei Zweinaundorf, Volkmarisdorf und bei der Mühle vor Connewitz den Zugang hätte wehren wollen, in wilder Vermirrung nach Leipzig hinein. Nun blieb Napoleon nichts übrig, als Leipzig zum Kiegel gegen die Verbündeten zu machen, damit der Rückzug nicht in wilde Flucht ausarte. Daher ward den Marschällen Macdonald und Boniatowsky befohlen, die Vorstädte so lange zu vertheidigen, bis das französische Heer durch den nach Weissenfels führenden Engpaß gezogen sey. Ganz im Stillen wurde die Brücke vor dem äußern Ransstädter Thore unterminirt, dem Leipziger Magistrat aber erlaubt, bei Fürst Schwarzenberg um Schonung für die Stadt zu bitten. Am 19ten um 9 Uhr Morgens kam Napoleon in die



Das Innere erschloß, und sodann noch von die vergraben waren. Das  
 Glied der Verletzten in und um Leipzig war geronnen. Nur es mit  
 einem Zuge zu schüttern, ist unabhängig der Aufgabe von Kämpfern  
 zu erwidern: daß hungernde Franzosen auf dem Schlachtfelde die Kno-  
 chen ihres gefallenen Kameraden hinogen. Wie sollte Gott der Herr  
 gerechtes? Besten den Bewohnern vom eisernen Thron und ihre Ge-  
 walt gebracht, wenig er allen Völkern Europas die höchsten, heiligen  
 Güter: Ehre, Freiheit, Recht, Sprache, Tugend, Gutes und Gutes  
 Land hatte entreißen wollen. — Das war die Schlacht bei Leipzig am  
 16. 17. und 19. October vom Jahr 1813.

Außers Adolph hatte vor der West-Ingolstadt die Kunde von-  
 genommen, daß Wallenstein in Cochem eingeschlossen sey und daß  
 alles mit Feuer und Schwert verheert. Dem Befehle seines be-  
 drängten Bundesgenossen vortritt der edle Held jeden Vortheil, und  
 brach unverzüglich aus Böhmen mit 27.000 Mann, darunter über 10.000  
 Reiter waren, auf zur Hilfe von Johann Georg, dessen Abfall er  
 fürchten mußte, so nicht bald der wilde Wallenstein gebändigt würde.  
 In Erfurt nahm Caspar Adolph von seiner Gemahlin rührender als  
 je vorher, denn ein schauerliches Vorzeichen sagte ihm, daß es der Herr  
 sey. Der Marsch ging nun erst fort bis Torgau; Cochems Fall  
 nahm den frommen König gleich einer erröthenden Waise mit hohem  
 Jubel auf. Als er nun während des Marsches nach Pögnitz durch ein  
 aufgeschwemmtes Schilfden erfuhr, daß Papstentum mit seinen Häuten  
 noch Halle abgelaufen sey, sagte er den Entschluß, weder die schützenden  
 Hüter abzuwarten, noch Leipzig anzugreifen, sondern gerade hin-  
 weg auf Wallenstein loszugehen. Sobald aber hinter des Schwes Aus-  
 gang erfuhr, gaben drei Kanonenschüsse seinen Regimentsführern das Zeichen  
 zusammenzurücken und Elbthoren gingen ab an Papstentum, unverzüg-  
 lich von Halle zurückzukommen. Am 5. Nov. 1813 ordnete Wallen-  
 stein sein Heer zur Schlacht zwischen Köpen und dem Flößgraben, so  
 daß der rechte Flügel sich an die Elbe lehnte, der linke bis an den  
 Flößgraben sich ausdehnte. Der linke Flügelgraben der vortretenden gro-  
 ßen Straße war verengt, die Erde nach der Rechten aufgeworfen; der  
 linke Flanz 9 Linien 1 und 1 Linie Kroaten, die von ihren  
 Linien weggeschoben, dem Feinde abzu-  
 weichen sollten. Hinter der Straße war  
 eine Batterie von 7 Kanonen; re-  
 ter, im Mittelpuncte das 8. Bataillon  
 mit der rechten Kanoniere im stärksten  
 an Höhe nahe vor Köpen waren 14  
 ter den Wellenbänden um die Mäuren  
 Quaternen gestellt, aber d... — — — — —  
 Flößgraben, wo Papstentum  
 beim einrücken sollte, dieke kein Vortheil. Auf diesem Flößgraben  
 sorgfältig so wie auf dem rechten Ufer mit Kroaten die Schlachtlin-  
 ie. Es standen die Kaiserlichen 40.000 Mann stark; Pallas und Kros-  
 wenberg befehligten die rechte, Holt den linken Flügel, Schaffgotsch  
 und Schomberg die Mitte, Minach und Defari aber die Reserve.  
 Das Reichthum befehligte der Marschall de France; Wallenstein selbst  
 übernahm die Leitung des Heeres. — Carl von Scheune ergriffener war  
 das königliche Heer in Schlachtlage aufmarschirt mit zwei Treffen.  
 Der linke Flügel reichte bis Köpen, der rechte aber den Flößgraben hin-  
 aus, der der Fronte weg bis die große Krupen- Straße hin, im Rücken  
 schwenkte sich der Flößgraben um die Elbe. Auf dem Flößgraben hielt die Re-



Regimentern - seinem Gegner Gallas in die Flanke fallen kann, wodurch dort, da im wilden Grimme kein Theil weichen will, ein gräßliches Gemetzel entsteht. Wehe! da rennt wiehernd des Königs Ross ohne seinen edlen Reiter durch die Reihen der Schweden, der Sattel ist mit Blut bedeckt, in den Halstern stecken noch die abgeschossenen Pistolen. Bernhard ahnet das entsetzliche Unglück und sendet stracks 200 Reiter aus, den König zu suchen, indessen verkündet er laut die Nachricht von dessen Gefangenschaft. Nun werden die Schweden wie wüthende Löwen, sie stürzen Alles vor sich nieder, erobern die feindliche Batterie bei den Windmühlen, drehen das Geschütz gegen den Feind und treiben ihn hier vor sich her, während das zweite schwedische Treffen die ins Gepäck gefallenen Kroaten wüthend vor sich her jagt, und Kniphausen dann mit den frischen Regimentern: Weimar, Zulacher und Goldstein, gleichfalls über die Graben zur Verfolgung der Flüchtigen setzt. — Der Sieg ist entschieden, aber siehe! da erscheint Pappenheim mit 8 frischen Reiter-Regimentern von Halle her auf dem Kampfsplatz, und eine neue Schlacht beginnt. Pappenheim sprengt ein auf die tapfern Gelbröcke, stürmt sie nieder und nimmt das zum zweitenmale eroberte Geschütz; dann treibt er die Zersprengten über den Graben und ist daran sie zu umzingeln, als Kniphausens zweites Treffen ihm entgegen kommt. Auch darauf will er los, aber eine Falkonetskugel trifft seine Hüfte, geendet ist die Siegesbahn; ein Trompeter ergreift des Rosses Zügel und führt den widerstrebenden Feldherrn im raschen Lauf aus dem Getümmel. Nun wollen die entmutheten Reiter nicht mehr vorwärts, sie geraten in Unordnung und werden nur durch den dichten einfallenden Abendnebel vom gänzlichem Untergange gerettet. Piccolomini benützt den glücklichen Zufall, ordnet sie noch einmal und haut auf die Blauen ein; diese erfahren das Schicksal der Gelben, aber ihr Widerstand ist fürchterlich. Piccolomini selbst erhält 6 Schüsse, sein Oberlieutenant, sein Major und alle seine Rittmeister werden verwundet, die Reiter müssen zurück; denn eben als der Abend schon dunkelt, wagt Herzog Bernhard noch einen Angriff, dringt über den Graben, erobert zum drittenmale die Batterie und jagt die Kaiserlichen in wilder Flucht vor sich her. Wallenstein flucht, wüthet und befiehlt Rhinach, mit der Reserve vorzurücken, aber dieser, bereits von Pappenheims Schicksal unterrichtet, zaudert, und nun wird die Verwirrung allgemein. Unsonst verschwendet der gewaltige Wallenstein Flüche, Drohungen und Versprechungen, er kann seine Schaaren nicht wieder zum Stehen bringen. Unter Angstgeschrei: der Pappenheim ist todt, die Schlacht verloren, die Schweden kommen über uns! rennen sie in wilder Hast davon. Nur Piccolomini's Muth, der jetzt das fünfte Pferd besteigt und mit einigen kümmerlich gesammelten Schwadronen gegen die Schweden noch einmal ansprengt, rettet Wallenstein und Gallas von der Gefangenschaft. Sie verlassen im tiefen Dunkel der eingebrochenen Nacht den Wahlplatz, und um Mitternacht gelangt Wallenstein mit nur 80 Reitern nach Leipzig in Sicherheit. Bernhard behauptet während der Nacht das Schlachtfeld, sammelt die zerstreuten Regimentern und treibt am Morgen die Kroaten, welche kommen um das Gepäck zu retten, zurück; die Beute blieb bei den Siegern. Neun Stunden hatte die merkwürdige Schlacht gedauert, sie kostete beiden Theilen an 9000 Todte. Die größten Schlachtopfer des blutigen Tages waren Gustav Adolph und Pappenheim. Den ersten fanden Bernhards ausgesandte Kundschafter, unweit dem bekanntesten großen Stein an der Landstraße, unter einem Haufen von Todten ganz entkleidet und von den Hufen der Pferde fast bis zur Unkenntlichkeit



ist vertreten. Dunkel und ungemiß sind die nähern Umstände seines Todes, doch wahrscheinlich ist's, daß schwarze Verrätherei und Raube seinem edlen Leben ein Ende machten. — Dappenheim starb bald nachher an seinen in der Schlacht empfangenen Wunden. Folge der Schlacht war, daß Wallenstein nach Böhmen entwich, der tapfere Bernard aber noch vor des Jahres Ausgang ganz Sachsen von Feinden befreien konnte. Also endete die Schlacht bei Lützen am 6. November des Jahrs 1632. — — —

Ihr Gegenbild ist die vom 2. Mai des Jahrs 1813. Am Ende Aprils hatte die russisch-preussische Armee unter Wittgensteins Oberbefehl eine solche Stellung, daß Wittgenstein sich zu Dessau, York mit dem rechten Flügel bei Rethen und Blücher mit dem linken sich zu Pegau unterhalb Leipzig befand. Das Ganze betrug höchstens 85,000 Mann. Napoleon aber führte diesem Heere 120,000 Mann entgegen, wovon 70,000 über den Thüringer Wald, 30,000 aus Italien, und 20,000 aus der Gegend von Magdeburg unter Eugen Beauharnois gekommen waren. Napoleons Absicht war unstreitig; erst Meißner der Saale zu werden, dann auf Leipzig und gegen die Elbe vorzudringen. Am 1. Mai befand sich daher sein Hauptquartier schon zu Weissenfels; Eugen hatte das seinige zu Merseburg; Marmont war zu Naumburg und Oudinot in Jena. Bei Naumburg und Weissenfels hatte man 6 Brücken über die Saale geschlagen und das ganze Heer zog sich nach der Ebene von Lützen, wohin in der Nacht auf den 2. Mai Napoleon sein Hauptquartier verlegte, während Eugen zu Markranstädt, Lauriston zu Kiebersdorf, Ney zu Nauga, Marmont zu Poserna und Oudinot auf dem Marsche von Naumburg her waren, Bertrand aber Stößen besetzt hielt. — Unter diesen Umständen mußten die Verbündeten eine Schlacht wagen, oder Sachsen ohne Schwerdstreich verlassen. Sie entschieden für die Schlacht, und das preussische Heer mit dem russischen vereinigt, brach in der Nacht von Zwenkau nach Pegau auf, wo beide über die Elster setzten. Miloradowitsch ging zu gleicher Zeit nach Zeitz, während die russischen Gardes nebst den Kürassieren und Grenadieren sich als Reserve hinter der Armee befanden. Napoleon marschirte denn am 2. Mai in gerader Richtung auf Leipzig, willens die Verbündeten, welche er bei Altenburg vereinigt glaubte, von der Elbe abzuschneiden; auch focht bei Leipzig Lauriston schon gegen Kleist um den Besitz des Dorfes Lindenau und der dortigen Brücke. Aber während Napoleon ungeduldig den Ausgang dieses Gefechts abwartete, um dann sein strategisches Kunststück zu vollführen, sah er sich selbst plötzlich im Rücken angegriffen. — Bei den Dörfern Rahno, Groß- und Klein-Görschen geschah der Anfall auf Marmonts Corps, welches den Nachtrab bildete. In der ersten Linie standen Blüchers Schaaren; in der zweiten waren Wittgenstein und Winzingerode mit den russischen Gardes und Grenadieren in Reserve. Der Ruffen und Preußen Reiterkrieger blieb jedoch rückwärts zur letzten Nachhülfe vereinigt. Oberst Klir stürmte nun auf Gr. Görschen und schmetterte aus 4 Batterien gegen die vor dem Dorfe aufgestellten französischen Bataillone den Tod. Diesen Angriff hielten sie handfast aus; als aber die Preußen, das Bataillon vor, mit wildem Ungestüm auf sie eindrangen, nahmen sie Reißaus. Doch Ney führte neue dichte Schlachthaufen zur Unterstützung der Weichenden herbei, wildes Gemetzel begann und dabei wurden die Franzosen immer weiter aus den Dörfern Rahno und Klein-Görschen vertrieben. Der Kampf dauerte also mit gleicher Erbitterung mehrere Stunden auf diesen Punkten fort. Wo der Verbündeten Weiter vordringen konnten, fielen

Die Franzosen zu Hunderten, und auf einem Erdreich von etwa 1500 Schritten, welches von Dörfern, Wiesen und Gräben durchschnitten war, focht man mit allen Waffen in so großer Nähe gegen einander, daß der Verlust auf beiden Seiten entsetzlich wurde. — Ney hatte zwar durch überlegene Massen Klein-Görtschen wieder genommen: allein, von den Reitern unterstützt, stürmte nun das preussische Fußvolk von neuem ein, drang durch Klein-Görtschen und ging, von der Grenadier-Reserve verstärkt, rasch auf Kana los. Da trat der Feind den tapfern Stürmern mit neuen vollen Schlachthaufen entgegen, aber auch diese wurden im wüthenden Kampfe geworfen; nur Kana, welches sie angegründet, konnte nicht besetzt werden. Also war es 6 Uhr Abends geworden. Den Feind durfte man nicht zu Athem kommen lassen, und doch war Blüchers ganzes Fußvolk nebst einem großen Theile der Reiterei schon ins Gefecht gezogen, während auf seinem rechten Flügel dem Franzosenherrscher noch 50,000 Mann frische Truppen zu Gebote standen. Darum mußte auch die zweite Linie unter York und Borg heran, während die russischen und preussischen Reserve-Geschwader in der Ebene sich so entwickelten, daß sie mit dem rechten an Blüchers linken Flügel reichten, ihr linker aber den Franzosen beim Dorfe Storrriedel gegenüber stand. Um jedoch nicht alle Kräfte auf einmal ins Spiel zu bringen, hielt man die russischen Reserven noch auf den Anhöhen außer dem Feuer. — Furchtbarer ertönte auf der ganzen Linie des Geschüzes verstärkter Donner, denn Napoleon, der den Besitz der fünf vor ihm liegenden Dörfer als entscheidend betrachtete, brachte 40,000 neue Kämpfer ins Gefecht, so daß ungeachtet York und Borg Blüchers Schaaren auf den eroberten Punkten mächtig unterstützten, diese doch nur mit äußerster Anstrengung erhalten werden konnten. Schon kamen, als der Tag sich neigte, die Franzosen in großen Massen links neben den Dörfern hervor, schon waren die Truppen der Verbündeten von der zweiten Linie (das Umgehen zu verhindern) sehr dünn ausgedehnt worden und schon hatte die erste Linie sich ganz verschossen, als Wittgenstein befahl, das russische Fußvolk unter Prinz Eugen von Württemberg solle rasch dem gewaltigen Feinde in die Flanke fallen. Allein in eben dem Augenblicke, als dieses fühne Wagstück ausgeführt werden sollte, kam Eugen mit frischen Truppen von Merseburg her dem Prinzen entgegen. Der Kampf fand noch einmal Statt und in der Franzosen dichte Schlachthaufen, aus deren Mitte Feuer sprühte, vermochten der Verbündeten Geschwader nicht einzubrechen. Nun brach die Nacht ein und trennte die Fechtenden. — Die Verbündeten hatten über 1000 Gefangene gemacht und mehrere Kanonen genommen, auch Erdreich gewonnen. Des konnte sich zwar der Feind nicht rühmen, aber seine Ueberlegenheit an Mannszahl war doch groß genug, um folgenden Tages die Schlacht zu erneuern. Noch ein Versuch sollte inzwischen gemacht werden, am dunkeln Abend durch Reiterangriffe entscheidenden Vortheil zu gewinnen. Dazu wurden 9 Schwadronen, welche im achtständigen Kanonenfeuer bereits auf zwei Drittel ihrer ursprünglichen Stärke geschmolzen, beordert. Allein es hinderte ein Hohlweg, den sie in vollem Jagen durchrennen mußten, die Kraft des Anfalls der tapfern Reiter auf die großen franzöf. Schlachtmassen, und so ward dann der Rückzug nach Dresden beschlossen. Viele tausend Tode bedeckten den Wahlplatz und die Franzosen selbst gaben ihren Verlust auf 10,000 Mann im Bombast ihres Siegesberichts an. Herrliche Männer verlor freilich das preussische Heer, den Prinzen Leopold von Hessen-Homburg und den gelehrten, tapfern Scharnhorst. Ueber den Rückzug der Verbündeten am andern Morgen war vielleicht

niemand mehr erkannt, als Napoleon selbst; doch bemühte er den glücklichen Zufall und nannte sich den Sieger von Lützen, gleich als wolle er, ein zweiter Gustav Adolph, zu Deutschlands Rettung erscheinen! Unter dem Gesichtspuncte der Ehre schrieben sich dagegen die Verbündeten, und das mit vollem Rechte, den Sieg zu, denn Napoleon hatte ihre Kraft jetzt wie nie vorher kennen gelernt. Sie benannten die Schlacht

Der Julius von Tarent hat Leisewitz nichts herausgegeben; aber schon früher an einer Geschichte des dreißigjährigen Krieges gearbeitet, wovon jedoch das Manuscript, auf sein ausdrückliches Verlangen, noch vor seinem Tode vernichtet worden ist.

Leiter (elektrischer), s. Körper (elektrische), Elektricität, Elektrifizirmaschine und Elektrophor.

Lefain (Henri-Louis), ward am 12. April 1729, also in dem

diesen Jener geboren, im weltlichen Baron von. Voltaire, dem Mann, der ein Goldschmied war, in seinem Verstande zu folgen, erachtete er auch diesem Zwecke angemessene, Erwähnung. Das Verstand des Theaters brachte ihm frühzeitig eine außerordentliche Liebe für die Schauspielkunst bei, und dieser Liebe folgte bald der Ehrd. (sich) Schauspielers zu werden. Das es ihm jedoch unmöglich wurde, diesen Plan in Ausübung zu bringen, wollte er sich wenigstens auf Pöbeltheaterabsichten hinrichten lassen, ohne welche kein Künstler, nicht mit dem hervorragendsten Talente überleben, auf einer weltlichen Bühne bestehen kann. Von einer dieser Verwarerstellungen gelang es dem jungen Lefain, der den Namen von Komiker ein so seltenes Talent zu erreichen, daß der Herr, von dem einem Wunder in Erfahrung gelang, Voltaire's auf Lefain aufmerksam machte und von diesem, mit dem einem Talente rühmte, daß die französische Bühne zu verfeinern im Stande wäre. Voltaire, der, wie alle wahrhafte Künstler, vor den Kirchherrn einen Widerwillen hatte, entschloß sich nur mit Freude, eine seiner Vorstellungen, in welchen Lefain spielen zu dürfen. Aber, da er dachte, als er durch sich nicht hindern konnte, was ihm von dem Talente des jungen Mannes vorher gesagt war. Er ließ Lefain zu sich kommen, hörte ihn mehrere Stücke vortragen, war erstaunt von ihm und nahm ihn endlich ganz zu sich ins Haus. Nur aus diesem Lefain auf einem eigens dazu erbauten Theater hatte Voltaire's Augen ein Talent aus, welches endlich ganz Frankreich, ja, ganz Europa in Verwunderung setzen sollte. Lefain hatte Lefain's Talente durch Unterricht geübt, als ihm im J. 1750, durch Voltaire's Vermittelung, die Erlaubnis zum Tode auf dem französischen Theater erteilt wurde. Dieses Tadel fiel nicht vortheilhaft für Lefain aus, besonders bei dem großen Publikum, der von dem Charakter der Kunst keine Begriffe hat, und nur an der persönlichen Verhältnisse Achtung nimmt, die allerdings bei Lefain nicht zu dem höchsten gehöre. Nichts desto weniger irrthümlich er die Klugheit von Glück, Kenntnissen und Geschmack, dem Verdienst auch wiederum auf das Urtheil des Publikums wirkte, so, daß dies endlich Lefain Rechtfertigung widerfahren ließ. Eine Deduktion (in Frankreich die einzigen Vorstellungen eines Schauspielers, der noch nicht öffentlich engagiert ist) dauerte fünf Vorstellungen. Beim Engagement verspricht endlich noch einer Vorstellung des Ordre, in welchem er zu stehen hätte, daß das Publikum, als er nach der Vorstellung hervorgehört wurde, und mit den Worten: Monsieur, on aura l'honneur, die folgende Vorstellung anzusehen wollte, ihn unterbrach und ihm zu schreie: Monsieur, on aura l'honneur. — Als Lefain Abstand nahm, den Willen des Publikums zu erfüllen, und abermals seine vorigen Worte wiederholen wollte, ward das Publikum noch unzufriedener, und nun sagte er denn, was er sich ausdrückte, aus diesem Charakter gegen das Publikum: Nous aurons l'honneur etc. Und doch erfolgte keine demüthige Bemerkung, durch die Tadeln seiner Kameraden, erst ein ganzes Jahr er, der sich nach Verweisung für die Schicksal's Entscheidung sagte, vor dem Hofe zu spielen, wie Kammerer entscheiden zu lassen. Dem Freunde dachten es für ein gewagtes Unternehmensein allein durch handhelt. Der Tag der Entscheidung bei seinem Auftritte nachdrücklich im Hofe und Lefain, durch das Gewagte der gewaltigen, gleichem frommen Forderung aller seiner Kräfte hinaufgeschoben, welches die Verwunderung

vergestalt, daß der König, dessen Entscheidung nach der Vorstellung eingeholt wurde, erklärte, er engagire Lekain, denn dieser habe ihn, der nie weine, bis zu Thränen gerührt. Lekain wurde also am 24. Febr. 1752 zum wirklichen Mitgliede des französischen Theaters aufgenommen, und begann von dieser Zeit an ein so unausgesetztes Studium seiner Kunst, daß ihm seitdem der Ruf des tragischsten aller französischen Schauspieler zu Theil geworden ist. Aber außer dem Enthusiasmus, welchen er durch sein unermüdbares Streben nach möglichster Vollkommenheit auch auf seine Kameraden übertrug, und außer dem Eifer, den er auch bei den Trägsten durch sein kräftiges Beispiel erregte, war Lekain nicht minder die erste Ursach einer mechanischen Reform der französischen Bühne, deren Uebelstand von geistvollen Männern schon seit langer Zeit freilich gefühlt und gezeigt worden, aber deren Abstellung dennoch bis dahin noch Niemand gelungen war. Es war nämlich bis auf Lekain die französische Tragödie in der nämlichen Hofkleidung, welche unter Ludwig XIV. üblich gewesen, gespielt worden; so hatten August und Cäsar eine ungeheure Perücke getragen; Cornelia war in schönen weißen Handschuhen und in einem mächtig großen Reifrocke mit der Urne Pompejus des Großen erschienen; ja, Agamemnon hatte sogar, gleichsam eingehüllt in ein ordentliches Faß von Spizen und in einem Hofkleide, seine Tochter zum Scheiterhaufen geführt; daneben auch vor den umstehenden Damen zierlich seinen Hut abgenommen. Alle diese Lächerlichkeiten schaffte Lekain, nicht ohne heftigen Widerstand zu erfahren, durch Einführung eines verständigen Costums, ab. Nicht minder war er die Veranlassung, daß die Bänke, welche bis dahin mitten auf der Bühne selbst, und zwar an den beiden Seiten derselben, gestanden, und von Leuten aus dem Publicum besetzt gewesen waren, wodurch sich aber, zum Nachtheil des Theater-Effects, die Schauspieler mit dem Publicum vermischte sahen, vom Theater verbannt wurden. Alle diese Reformen, in welchen ihn treulich die Clairon unterstützte, begannen mit Ostern 1759. Ungeachtet aller dieser glänzenden Verdienste, welche Lekain sich theils um die Schauspielkunst selbst, theils um die theatralische Mechanik erworben hatte, entging er dennoch in den letzten Jahren seines Lebens den bittersten Kritiken und Vorwürfen nicht, mit welchen man ihn überhäufte. So ward er beschuldigt nur deshalb so oft Krankheit und Schwäche vorzuschützen, um so wenig als möglich zu spielen, in den Provinzen aber oft zweimal täglich aufzutreten, um seinen Geiz zu befriedigen, und nur die Tragödien von Voltaire zu heben, alle andere Stücke hingegen zu unterdrücken. Wir wollen uns nicht unterfangen, diese Beschuldigungen zu widerlegen oder zu bekräftigen; nur scheint es uns, als ob Lekain wenigstens Veranlassung gegeben habe, ihn nicht immer günstig zu beurtheilen. Das Ende seines Lebens ist nicht minder merkwürdig, wie der ganze Verlauf desselben. Nachdem er in einer Ehe, die er aus Neigung mit einer Schauspielerin geschlossen hatte, nicht glücklich gewesen war, stand er so eben im Begriff, sich mit einer gewissen Madame Benoit zum zweiten Male zu verheirathen, als er, schon seit mehreren Tagen fränklich, auf Veranlassung eben dieser Dame, eine seiner Lieblingsrollen spielte, sich jedoch in derselben dergestalt erschöpfte, daß, nachdem er die Nacht darauf noch obenein in den Armen seiner Geliebten zugebracht hatte, diese doppelte Erschöpfung ihm ein hitziges Fieber zuzog, an welchem er nach einigen Tagen am 8. Febr. 1778 im 49sten Jahre seines Alters starb.

Lemberg (Neuschlesberg; Poln. Lwów), die Hauptstadt im Königreiche Galizien, in dem davon benannten Kreise, am Flusse

Pestem, ist mit Bergen umgeben, groß und der Sitz des kaiserlichen Gouverneurs, der Landesregierung und anderer Landescollegien. Sie hat einen katholischen und armenischen Erzbischoff und einen griechischen Bischoff, welche mit der römischen Kirche vereinigt sind; gleichfalls den obersten Landesrabbiner. Im J. 1790 hatte die Stadt 23,954 christliche und 12,128 jüdische Einwohner; 1808 hatte sich die Anzahl derselben bis auf 44,655 vermehrt. Von den ehemaligen 38 Klöstern sind noch 10 vorhanden. Außer den niedern Lehranstalten befand sich hier auch ein Lyceum, das 1816 zu einer Universität erhoben wurde, doch ohne eine medicinische Facultät. Lemberg ist nach Brodn zugleich die wichtigste Handelsstadt in Gallizien. Unter den dortigen Gewerbsanstalten zeichnet sich die große Cottonfabrik des Grafen Fries zu Wien aus, welche auch Hankins, viele andere baumwollene Zeuge, auch Tischzeug liefert, eine Färberei von echtem türkischen Garn enthält und 429 Menschen ernährt.

Lemierre (Antoine-Marie), Mitglied der französischen Akademie, wurde im J. 1733 zu Paris geboren und starb zu Saint-Germain-en-Laye im July 1793. Nachdem mehrere seiner Gedichte, wie z. B.: Sur la Sincérité (über die Aufrichtigkeit); Sur l'empire de la mode (über die Herrschaft der Mode); Sur le commerce (über den Handel); Sur l'utilité des découvertes faites sous le regne de Louis XV (über die Nützlichkeit der Entdeckungen, welche während der Regierung Ludwigs XV. gemacht worden sind) den Preis der französischen und mehrerer Akademien in den Provinzen erhalten hatten, verfertigte er folgende Trauerspiele, welche nicht ohne Beifall aufgenommen wurden: Hypermnestro (1758), Térée (1761), Idoménée (1764), Artaxerce (1766), Guillaume Tell (1769 und von neuem auf die Bühne gebracht 1790), La veuve du Malabar (1770; dies Stück ist unter dem Titel Lanassa von Plämitz für das deutsche Theater bearbeitet worden) und Barneveldt (1788). Obgleich diese Stücke im Allgemeinen wenig Beifall erhielten: so erlebten Hypermnestro und la veuve du Malabar doch eine große Reihe von Vorstellungen. Letzteres Stück, welches bei seiner ersten Erscheinung 1770 beinahe durchgefallen wäre, ward, gänzlich vom Verfasser umgearbeitet, zehn Jahre später mit dem größten Beifall aufgenommen. In der That zeichnen sich diese beiden Stücke durch eine glückliche Versification, durch schöne Einzelheiten und durch Scenen von der höchsten Wichtigkeit aus, ob man gleich nicht in Abrede seyn kann, daß der Plan fehlerhaft, die Charaktere ohne hinlängliches Interesse, der Inhalt ohne Wahl und ohne die gehörige Kunst behandelt sind. Um den Werth seiner Diction zu charakterisiren, brauchen wir nur anzuführen, daß die Clairon sich oft darüber zu beklagen pflegte, daß sie genöthigt wäre, Lemierre's Verse zu speien (qu'elle étoit obligée de cracher les vers de Lemierre). Die nämlichen Fehler befanden sich in seinem Gedichte de la peinture (über die Malerei), in welchem man jedoch einige Stellen, wie z. B. l'Invocation au Soleil (der Anruf an die Sonne) und sur la Chimie (über die Chemie), mit Lob erwähnen, weil sie wirklich von einem poetischen Geiste eingegeben zu seyn scheinen. Andere Stellen in demselben sind dafür von desto schwächerer Wirkung. Auch sein, in sechzehn Gesängen abgefaßtes Gedicht: Des fastes et des usages de l'année (von den Festtagen und den Gebräuchen des Jahres) hat dieselben Vorzüge und dieselben Mängel. In diesem zeichnet sich besonders die Beschreibung des Mondscheins aus. Uebrigens hat sich Lemierre als braver Sohn und als liebender Gatte bewiesen, so wie er durch seine sanfte und einfache Gemüthsart allen

triquen und Cabalen stets abgewiegt gewesen ist. Die einzige Schwäche, welche man ihm mit Recht vorwerfen könnte, war die Eigenliebe, welche er selbst seine eigenen Werke beurtheilte. So pflegte er zu sagen, daß von ihm bis zu Voltaire nur ein Unterschied (sauf de la différence) wäre. Als er eines Abends ins Theater trat, wo eine seiner Comédien aufgeführt werden sollte, sagte er: „Es ist ja alles voll: nur am ich nicht begreifen, wo die Menschen stecken.“ Von seinem berühmten Verse: *Le trident de Neptune est le sceptre du monde* (der trident Neptuns ist das Scepter, welches die Welt regiert), pflegte er sagen, er sey der Vers des ganzen Jahrhunderts.

Lemnius (Simon), eigentlich Lemlehen, ward zwischen dem Jahren 1510—20 zu Margabant in Graubünden geboren, studirte 1533 in Ingolstadt und begab sich von dort nach Wittenberg, wo er nach seiner eigenen Versicherung lebendige Kenntnisse auszeichnet, und sich bei Luther in seiner Sprache auszeichnet, wie er sagt, er würde, dahin zurückkehrte.

Er konnte es nicht ertragen, sich nach und nach einigen Ausschweifungen überließ, die seine Albernheiten, kaldblüthigen Beschäfer ihm höher angerechnet zu haben schienen; es ist eigentlich billig war. Daher wurden seinem Wunsche, eine Professur in Wittenberg zu erhalten, allenthalben Hindernisse in den Weg gelegt. Aber, was ihm den größten Schaden that, war seine, 1538 herausgegebene Sammlung von Epigrammen. Es mochte ihm nicht geahnet haben, daß ein, seiner Meinung nach, so unschuldiges geistliches Spiel selbst solche Männer von Zorn entflammen und mit Lächerlichkeit besetzen würde, die sich bei weitem größere Invectiven gegen Fürsten und Herren auf Cathedern und Kanzeln erlaubten. Er setzte dabei absichtlich seinen Namen, den Druckort und Verleger auf das Werk und ließ dasselbe öffentlich verkaufen. Ein Exemplar fiel Luther in die Hände und Lemnius war verloren. Abgerechnet nämlich, daß Lemnius in dem Werke mehrere Wittenberger persiflirt hatte, war der Cardinal-Erzbischoff Albrecht, dessen bitterer Feind Luther war, als ein Beschäfer der Gelehrsamkeit gelobt worden. Dief konnte ihm Luther nicht vergeben. Lemnius war bereits, dieser Schrift wegen, im Allgemeinen bei der Universität verklagt, aber von Melancthon, der gerade Lector war, mit einem väterlichen Verweise entlassen worden. Nun aber veranlaßte Luther, welcher mit diesem Ausgange des Processes nicht zufrieden war, neue Beschwerden von den Personen, die sich für angegriffen hielten. Er bewirkte, daß Lemnius Stubenarrest erhielt, alle noch vorhandenen Exemplare in Beschlag genommen und der Drucker in Gefängniß gesetzt wurde, weil er ohne Consens gedruckt hatte. Ja, damit noch nicht zufrieden, wollte man sogar aufgefunden haben, daß Lemnius auch den Landesherrn angegriffen habe, und dies sollte nämlich durch das Epigramm mit der Ueberschrift: *In Midam, gehen* seyn. Jetzt sank allen seinen Freunden, die ihm vorhin im Schutz zu nehmen versprochen hatten, der Muth, und Jedermann ließ ihm, sich durch die Flucht zu retten. Lange widerstand er; er

ich frühzeitig durch achkenntniffe ausgo- voller Empfehlung: im sehr lieb gewann usnahme gestattete. um die dortige Un- d unentgeltlich die on verbunden, daß nach Jena verlegt u nach Wittenberg emnius ihn hatte, jere Freunde verließ

lich machte er sich auf den Weg, ward jedoch von Steckbriefen verfolgt, und fand also bei allen seinen Bekannten, auf deren Hülfe er sich verlassen hatte, nicht allein die unfreundlichste Aufnahme, sondern wäre sogar bald von dem Abte des Klosters zu Zinna, obgleich seine Epigramme mehrere Lobgedichte auf denselben enthielten, seinen Verfolgern ausgeliefert worden. Nun ward er nicht allein von Wittenberg scharflich verwiesen, und in dem dessfallsigen Urtheile mit den gehässigsten, entehrendsten Farben geschildert; ja sogar für einen Mann ausgegeben, dignus, quem omnes boni oderint et execrantur; sondern Luther predigte sogar noch vor der Relegation in einem wahrhaft unheiligen Eifer gegen Lemnius, und nannte diesen „einen ehrlosen Buben,“ seine Epigramme „ein recht Ersschand-, Schmach- und Lügenbuch, dadurch er nach allen Rechten billig den Kopf verloren hätte.“ Nun wandte sich Lemnius nach Basel in der Schweiz, wo er vermuthlich in einer Buchdruckerei als Corrector seinen Unterhalt fand. Kaum hatte er jedoch das Relegationspatent gelesen und von Luthers heftiger Strafpredigt gehört, als er seine Epigramme, mit einem zweiten Buche vermehrt, aufs neue herausgab, sich darin die allgerühmtesten Ausfälle auf Luther und seine andern Feinde erlaubte und Schmähungen mit Obscuren abwechseln ließ. Camerarius schrieb hiergegen eine nicht heftige, aber ernste und würdige Gegenschrift (*Elegias hodoiporkas*), welche unter dessen seltenste Schriften gehört. Hierauf gab Lemnius seine *Apologie* heraus, in welcher er theils seine ersten Epigramme in Schutz nimmt, theils neue heftige Angriffe auf Luthern thut. Diese Apologie gehört unter die größten literarischen Seltenheiten. Noch seltener ist jedoch eine, unter dem Namen *Lutius Pisanus Juvenalis* erschienene *Monachopornomachia* (der Mönchs-Huren-Krieg), in welcher er, wie er schon lange vorher gedroht hatte, wenn man ihm keine Ehrenentkündigung gäbe, „die Gräuelpredigt des wollüstigen Wittenbergs“ aufdecken wollte. Diese schmutzigen Vögel sind Luthern dedicirt, und man weiß nicht, wie viel man von dem Inhalte desselben der Wahrheit, oder wie viel dem Haffe des gereizten Lemnius zuschreiben soll. Das Ganze ist eine Art von Komödie der niedrigsten Art, worin Venus, Luther, Jonas, Spalatin, ihre Frauen, nebst ihren Liebhabern und einigen Nebenpersonen die unzüchtigsten Gespräche führen\*) Im J. 1540 gelang es endlich Lemnius, bei dem neuerrichteten Gymnasium zu Ebur in Graubünden, als Lehrer angestellt zu werden. Hier gab er mehrere poetische Schriften, unter andern eine Uebersetzung der *Odysee* heraus, die besonders in Italien seinen literarischen Ruf verbreitete. Endlich ward er von einer Pest, welche in Ebur wüthete, am 24. Nov. 1550 weggerafft.

Pg.

Lemnos (jetzt *Stalimene*), eine bekannte Insel im Archipelagus (dem Ägäischen Meere), auf welcher sich ehemals ein feuerspeiender Berg, *Meschila*, befand, den man für Vulkans Werkstätte hielt. Zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Insel gehörte auch die *Terra Lemnia* oder Siegelerde, welche schon seit den ältesten Zeiten für ein sicheres Gegengift gehalten, und als solches von den Priestern Vulkans unter einer feierlichen Prozession ausgegraben und jedes Stück davon

\*) Da diese *Monachopornomachia* mit Rogebue's *Baber* mit der eisernen Stirn nicht allein die äußere Veranlassung, sondern auch die innere Einrichtung, überhaupt den ganzen Geist gemein hat, ist da nicht zu vermuthen, daß Rogebue die Idee zu seinem *Basquiu* der *Monachopornomachia* des Lemnius zu verdanken habe?



ist einem Stiegel bezeichnet wurde, so wie es auch noch jetzt von den römischen Priestern geschieht. Die erwähnte Heilkraft dieser Erde ist in neuern Zeiten sehr in Zweifel gezogen worden.

Lemures (Manas Larvae) waren die Seelen der Verstorbenen, und zwar diejenigen, welche man für schädlich hielt. Sie erschienen in der Nacht, daher ihnen auch der Beiname der nächtlichen oder der schwarzen geelerte man in d...  
 te man in d...  
 est, welches n...  
 eist. Die E...  
 acht, wenn a...  
 eise und stille...  
 welches er eben...  
 im Brunnen...  
 schwarze Bohn...  
 neunmal über...  
 ussprach: Ha...  
 ar euch; mit diesen Bohnen erkaufe ich mich und die Meinigen zurück).  
 Darauf wusch er sich nochmals die Hände, schlug an ein Fußfernes, obles Gefäß und sagte dabei neunmal mit bittendem Tone: Manos, xelto, patoral (ziehe von dannen, ihr Seelen meiner Vorfahren).  
 Nun sah er sich um, und die Feier war vollendet. Man glaubte, die Heister kämen und sammelten die Bohnen auf.

Lenclos (Anne Paris von adeligen Eltern aus ihr machen; von Vergnügungen, in Beide aber verlor sie in jend ihrem Schicksale entwickelte ihren Geist und Eharron's, denen vonnen hatte. Schon damals ward sie in Paris ihres Wises und Scharfsinns wegen berühmt. Als sie einstens gefährlich krank war und viele ihrer Bekannten um sich versammelt sah, die sie beklagten, daß sie so früh sterben sollte; sagte sie: „Warum beklagt ihr mich? Hinterlasse ich denn in euch nicht auch Sterbende?“ Eifrig bemühte sie sich von nun an, ihren Geist auszubilden und ihre Talente zu vervollkommen; sie war musikalisch, spielte das Clavier und mehrere andere Instrumente meisterhaft, sang nehmlichkeit. Sie pflegte j Fischangel ohne Lockspeise. war es ganz natürlich, daß gen Mangel hatte. Doch in jeder ernstern Verbindung; der Liebe dem Zwange vor, ungebunden zu seyn, that sie lebte von diesen mit Sparsamien betrug 8 bis 10,000 Lires-lagen stets bereit, um die len unterstützen zu können. hatte, war einzig; ohne el zu treiben, wollte sie jedoch den und so lange angehbren beßändig in der Liebe, aber

wurde im J. 1615, zu ter wollte eine Beschwe- n erbe sie die Liebe zu mehr als ihrer Mutter. Schon in so früher Ju- durch sich selbst, und er Werke Montaigne's re an Geschmack abge-

al  
ge  
re  
di  
di  
T  
di  
di  
el  
a  
m  
a  
d  
N  
a

gegen alle Eidschwüre, die Ninon that, um ihn ihrer Treue zu versichern. Nun schrieb sie ihm ein Billet, in welchem sie ihr Ehrenwort gab, daß sie während seiner Abwesenheit nur ihm allein lieben wolle. Aber kaum hatte La Eglise den Bläcken gewandt, als sie auch schon in den Armen eines neuen Geliebten lag, und ausrief: „Nun, das muß ich sagen, La Eglise hat doch ein herrliches Billet von mir in Händen!“ Der Großvater von Vendôme, den sie nicht erdhren wollte, machte, über ihre Weigerung erbittert, folgende Verse auf sie: *Indigne de mes yeux, indigne de mes larmes, je renonce sans peine à tes seuls appas: mon amour te pécuniait des charmes, ingrato que tu n'avois pas* (die du meiner Ehrenten und meiner Liebe unwerth bist, ohne Mühe entsage ich deinen schwachen Reizen: meine Liebe sich die Unwehmlichkeiten, die du nicht hastest.) Ninon antwortete darauf: *Impossible à tes yeux, impossible à tes larmes, je te vis renoncer à mes seuls appas; mais si l'amour prêt des charmes, pourquoi n'en empruntois-tu pas* (gefühllos gegen deine Liebe, gefühllos gegen deine Thränen, sehe ich dich meinen schwachen Reizen entsagen; aber wenn die Liebesschwächen leicht, warum sorgst du keine?) Ungeachtet des Rufes der Unbeständigkeit und Salanterie, den Ninon hatte, bemühten dennoch die lebenswürdigsten und achtbarsten Damen sich um ihre Freundschaft. Unter diesen wollen wir nur die Frau von La Roche, den La Eglise und von Maintenon anzuem rechen, gesegneten Fruchtfeldes; sie sey ein niedliches Blumendeck; die letzten pflanzte, eine Betschwester aus ihr schickte die Langeweile, welche die Worte vertreiben lassen. Vergebens versuchte sie in den Schoß der Kirche zurück zu-Einstand sagte sie zu Konventionelle: „Ste mit meinem Leibe treiben können; und noch vorteilhafter verlaufen.“ Ihre lebenswürdigsten Personen der Stadt ausgezeichneten Velehren ihrer Zeit. men, Saint-Evremond bei seinen Besuchen, Fontenelle bei seinen Gesprächen Marimon zu Rathe. Als die Königin am, flatterte sie der Ninon einen Gend geistige Netze h: in das höchste Abliche Schicksal jedoch sehr der Dero Voltaire, der sie in ihrem Alter sah

ngt von ihr, sie sey ein altes rungliches Mütterchen, bäre und sogar, die eine Wunde, wie Knochen, die von einer schwarzgelben Haut überzogen gewesen. Sie selbst beklagte sich über die Vermäflungen, die die Schönheit von dem Alter erleiden muß und pflegte zu sagen, sie würde, wenn man sie bei der Schöpfung zu Rathe gezogen hätte, die Künstein ohn verflügt haben, wo Achilles verwundbar gewesen. Dagegen sagt Saint-Eremonst von ihr, sie habe selbst in den spätesten Jahren keine von den abschreckenden Unansehnlichkeiten gezeigt, welche sonst gewöhnlich mit dem weiblichen Alter verbunden zu seyn pflegen. So soll sie alle ihre Zähne und das Feuer ihrer Augen behalten haben. Bei ihrem Tode, der am 17. Oct. 1706 erfolgte, vermachte sie dem jungen Voltaire, dessen einstige Berühmtheit sie eine beträchtliche Summe, die er zu Glücklicher sie jedoch nur vom Hörensagen kannte, welches Bild von ihr und glaubt, wie weit zweifeln zu müssen; da ihr die Tochter. Würde Rousseau nicht anders ihm begegnet wäre, was sich zwischen er vertraute einfließ bei einer langen von 10,000 Thalern an, und übergeben Summe einem seiner Freunde, der einsetzte bei Bourville's Rückkehr das Gewar, daß sie ihn nicht mehr liebe, zurück. Diese berühmte Frau hinterließ sel; einer ihrer Söhne, mit Namen Louis Lolon als Marineminister und je ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik war, ohne eine Note zu kennen. Seine Geburt zeichnete sich durch einen Streit aus, der sich zwischen einem Officier und einem Geistlichen über die Waterschaft erhob. Da die Sache zweifelhaft war, so ließ man das Loos entscheiden, und der Officier ward Vater zu dem Kinde. Ninon's zweiter Sohn starb eines sehr tragischen Todes. Er hatte sich in seine eigene Wunde verliebt, ohne zu wissen, wie nahe er ihr angehöre. Nach der Entdeckung des Scheinmissetts erschach er sich aus Verzweiflung. Dieses schreckliche Ereigniß hat Le Sage in seinem Gil-Blas benutzt und es mit einigen komischen Zügen ausgestattet. Man schlug der Königin vor, sie im Kloster der reutigen Jungfrauen (aux Filles - Repenties) aufnehmen zu lassen: sie wies die Bitte von der Hand, indem sie sagte, Ninon sey weder das eine, noch das andere. Uebrigens gestand Ninon selbst, sie sey nicht glücklich, und pflegte öfter zu sagen, sie würde, wenn sie ihren Lebenslauf vorausgesehen hätte, sich eher das Leben genommen, als sich einer solcher Bestimmung hingeeben haben. Man hat Briefe von ihr, deren Echtheit jedoch noch nicht erwiesen ist, auch eine kleine Schrift, *La coquette vengée* (die gerächte Coquette). Die Briefe hielt man deshalb für untergeschoben, weil der Inhalt und die Darstellung in denselben zu gesucht, zu kostbar und zu ernst erscheint; dahingegen Ninon's Art zu schreiben, selbst über Gegenstände der Moral, ungekünstelt, leicht und selbst launig war. Zum Beweise dienen einige ihrer Briefe, welche in Saint-Eremonst's Werken abgedruckt sind. Ihr Leben ist zweimal beschrieben, einmal, 1751, in einem Duodezbandchen von Bree, und dann vor jenen Briefen von Damours, welche 1763 in zwei Duodezbandchen erschienen sind.

Lenhard, D. Jos., Arzt in Quedlinburg, bekannt durch die Empfehlung und Verbreitung eines jognarmen Besandhums

trankes für Schwangere. Er trat damit zuerst in seiner Schrift: *Arzneien ohne Maske* (Quedlinburg 1787) auf, und versprach allen Schwängern von dem Gebrauche desselben nichts weniger, als daß er sie nicht nur in ihrer Schwangerschaft gesund erhalten, sondern auch die Entbindung auf eine bewunderungswürdige Weise erleichtern, und sie in dem Kindbette vor allen nur erdenklichen Zufällen und Krankheiten sichern solle. Wem hängt das Volk mehr an, als Geheimnißkrämern, die im Posaunenton unerhörte Versprechungen thun? Manche Schwangere, besonders die in vorherigen Fällen diese Periode mit Beschwerden überstanden hatten, andere, welche, noch Neulinge, mit Angst dem entscheidenden Tage entgegen sahen, erwarteten mit froher Zuversicht Befreiung von allen Beschwerden, von allen Schmerzen. Vergebens stellten mehrere Aerzte das Unwürdige in der Arkanumshändlerei, zumal für einen Arzt dar, welcher selbst wissen muß, daß es kein allgemeines Mittel gegen Beschwerden geben kann, welche von so verschiedenen Ursachen herrühren, welche zum Theil unvermeidlich sind. Vergebens bewiesen sie, daß die guten Wirkungen, die von einigen gläubigen, dankbaren Seelen laut gepriesen wurden, von den Abführungen herrührten, welche der Trank bewirkte, daß aber diese Wirkungen, wo sie passend und heilsam wären, durch zweckmäßige Medicamente von den Aerzten, den Umständen viel angemessener, verordnet werden könnten, daß im Gegentheil diese Wirkungen der Mutter und ihrem Kinde sehr nachtheilig werden könnten. Vergebens machten mehrere Aerzte und Chemiker bekannt, daß nach genauer Untersuchung des theuern Wundertranks derselbe bloß in einer Auflösung von Bittersalz und Glaubersalz mit Mohnblumen oder Heidelbeeren gefärbt, bestände. Jede Widerlegung gab dem Erfinder nur mehr Gelegenheit, seinen Trank zu rühmen und zu empfehlen; das große Publicum glaubte und kaufte, und viele Frauen oder deren Männer priesen noch zur schuldigen Dankagung das Lob des Wundertranks in den Zeitungen, keine aber, welche durch Hülfe der Natur, wie vordem, ohne Trank genesen war, glaubte sich verpflichtet, dieser wohlthätigen Mutter den Dank zu bringen! Ob die Vernunft allmählich ihre Rechte behauptete, oder was glaublicher ist, der Reiz der Neuheit sich verlor; kurz in den letzten Jahren erkaltete doch der feurige Glaube, und man hat von dem Wundertrank weniger gehört, als vorher. Der Erfinder selbst ist am 27. April 1811 gestorben.

Leo I., mit dem Zunamen der Große, wurde nach Einigen zu Rom, nach Andern in Toskana geboren. Von seinen Jugendjahren ist nichts Gewisses bekannt. Die Päpste Celestinus I. und Sixtus III., bedienten sich seiner bei wichtigen und bedenklichen Angelegenheiten, selbst da schon, wie er noch Diaconus war. Als letzterwähnter Papst im J. 440 gestorben war, ward Leo im Sept. desselben Jahrs von der Geistlichkeit Roms auf den heiligen Stuhl gesetzt, und ganz Rom billigte diese Wahl. Aber schon der Anfang seiner Regierung zeichnete sich durch eine unduldsame, ja selbst unpolitische Handlung aus: er ließ nämlich einer großen Anzahl Manichäer, die sich in Rom verborgen gehalten hatten, öffentlich den Prozeß machen, und überlieferte sie, wenn sie hartnäckig in ihrem Glauben beharrten, der weltlichen Gerechtigkeit zur Bestrafung. Derselben Waffen bediente er sich gegen die Secte der Pelagier, Priscillianisten und Eutychäer, deren Ueberreste er gänzlich ausrottete. Während des bekannten Conciliums, welches unter dem Kaiser Martian 451 zu Chalcedon gehalten wurde, zu welchem Leo vier Legaten gesandt hatte, welche daselbst den Vorsitz führ-

en mußten, verpflanzte Attila das abendländische Kaiserthum und ging auf Rom zu, um es in einen Steinhafen zu verwandeln. Der Kaiser Valentinian wählte daher den heiligen Leo zum Gesandten an jenen furchtbaren Krieger und gab ihm den Auftrag, über den Frieden mit demselben zu unterhandeln. Leo redete mit solchem Adel, solcher Sanftmuth und solcher Eindringlichkeit zu dem Barbaren, daß sein wilder Charakter dadurch gezähmt und zur Güte umgestimmt wurde: Attila verließ Italien und ging über die Donau zurück. Was Attila unterlassen hatte, das führte Genseric aus: dieser überfiel Rom im J. 455 und überließ es vierzehn Tage lang der schrecklichsten Plünderung. Alles, was Leo von ihm erhalten konnte, bestand darin, daß kein Mord begangen, nichts in Brand gesteckt wurde, und daß die drei vornehmsten Kirchen in Rom, welche von Constantin die kostbarsten Geschenke erhalten hatten, ungewündert blieben. Leo ist übrigens der erste Papst, von dem noch eine Sammlung von Werken vorhanden ist, welche in Briefen und Predigten bestehen. Einige Gelehrte schreiben ihm noch folgende Werke zu: Von der Berufung der Heiden und die Epistel an Demetriades. Leo's Werke zeichnen sich durch einen gebildeten, ja oft selbst gesuchten Styl aus: der Periodenbau hat eine gewisse abgemessene Rhythmik, die überrascht, ohne mißfällig zu werden. Uebrigens wimmeln sie von nicht übel gewählten Beiwörtern und sehr glücklichen Antithesen. Man hat mehrere Ausgaben von Leo's Werken veranstaltet, eine zu Paris 1575 in zwei Quartbänden; eine andere zu Lyon 1700 in Folio; eine dritte zu Rom in drei Folioebänden und eine vierte zu Venedig in eben so viel Bänden. Der Vater Maimburg hat das Leben dieses Papstes in einem Quartbände oder in zwei Duodezibänden geschrieben.

Leo X. (Johann von Medici), Sohn des Lorenz von Medici und der Clarissa des Ursins; wurde schon im vierzehnten Jahre von Innocenz VIII. zum Cardinal und in der Folge von Julius II. zum Legaten erwählt. In der Schlacht von Ravenna, welche die Franzosen im J. 1512 gewannen, gerieth er in Gefangenschaft, wußte den Soldaten jedoch mit solcher Hohheit und Beredsamkeit zuzureden, daß sie demüthig um Verzeihung baten, ihn gefangen genommen zu haben. Bei dem Tode Julius II. wußte er sich der Launen der jungen und der Leichtgläubigkeit der alten Cardinäle so geschickt zu bedienen, daß er am 5. März 1513 zum Papst ernannt wurde. Am 10. April, an demselben Tage, an welchem er ein Jahr zuvor zum Gefangenen gemacht worden war, hielt er, und zwar auf demselben Pferde, seinen feierlichen Einzug in Rom. Dieser Papst hatte die glänzendste Erziehung genossen: er hatte die geschicktesten Männer zu Lehrern gehabt. Seine Familie, die gleichsam ein Zufluchtsort der schönen Künste war, hatte den Rest der Gelehrsamkeit, welche von den türkischen Barbaren aus Constantinopel verbannt wurde, in ihrem Schooße aufgenommen. Ihr zu Ehren ward jenes Jahrhundert das Jahrhundert der Medici genannt. In dieser Familie zeichnete sich aber Leo X. ganz insbesondere aus: er vereinigte mit dem feinsten Geschmacke die ausgesuchteste Pracht. Sein Einzug in Rom war mit einem wahrhaft wunderbaren Glanze umgeben, und seine Krönung allein kostete 100,000 Thaler. Er theilte seine Zeit unter Vergnügen, Literatur und öffentliche Geschäfte, und lebte mit einem morgenländischen Luxus. Seine Tafel war kostbar, sowohl in der Wahl der Gerichte, als durch die Würze seiner Unterhaltung. Aber mitten unter den Vergnügungen, welchen er sich überließ, vergaß er das Interesse des päpstlichen Stuhls keinesweges.

Er legte die Streitigkeiten bei, welche Julius II. mit Pabst XII. gehabt hatte und beschloß das lauterliche Concilium. Seine Sacrosancti wählte er aus den geduldeten, geachteten Ästren Polens, und der barbarische Kanckel der damaligen Zeit mußte bezuntamen schanden und feurigen Vereschanzus der Cardinale Rembo und Pabst die Fluch machen. Er ließ die Bibliotheken durchsuchen, entdeckte alte Manuscripte und verordneter correcte Ausgaben des Aliterdums. Besonders schätzte er die Tschelung und mochte selbst sehr gelungene Gedichte. Aber dieser Verdacht unrettet er davon sich dennoch eine Vereschanzung gegen sein Leben. Die Cardinale Petrus und Pauli, welche darüber er, weil waren, daß er einem Bischof Julius II. das Herzogtum Urbino entzissen hatte, beschloß einen Libellus, der dem Pabste ein geheimes Bschwür zu verhandeln offete. Zufrucht sollte Pabst Tod das Signal zu einer Vereschanzung in mehreren Provinzen des Reichthums werden. Die Vereschanzung ward entdeckt und sie kostete beide als einem Schuldigen das Leben. Die beiden Cardinale wurden auf die Folter gebracht und zum Tode verurtheilt. Petrus ward im Gefängnis gehalten; Pauli hingegen erkaufte sich das Leben durch seine Schätze. Er, welcher wünschte, daß das Publikum den schmerzlichen Tod eines Cardinals vergessen möchte, wählte damit ein und dring neue Welt zumpe Zeit auf die Kauf, dring seiner großen Praxie bedacht; er wollte es die Christenheit gegen die Kärten, die untreu als sie gewesen waren, beschaffen und die Vereschanzung der neuen Denkmalen der ehemaligen Häuser in Pabst Petrus von Julius II. angetragen war, Vereschanzung dieser beiden großen Päpste, ließ er Christenheit Abblatteleit ausschreiben. Man erhob Dominikanern und Augustinern ein heftiges Streit, er im Pabste des Vorrechtes der Abblatpredigten zu werden; da man dann aber durchmal die Dominikaner vorgezogen hatte; meinten sie (so erzählen nämlich die Sachwalter) einen ihrer Mitbrüder, Martin Luther auf, welcher sich nun gegen die Dominikaner aufbrachte, die Reformation bewirkte und durch Liebe und Ehrlich der erwichen Kirche ganze Welterschaften oborodig machte. Pabst I. versuchte vergebens, den Ketzer durch Confession in dem Schoß der Kirche zurückzuführen; dann sprach er durch zwei aufeinander folgende Wallen am 15. Juni 1520 und am 5. Jan. 1521 den Bann über ihn aus. Nun brach sich in ganz Europa der Krieg aus. Da Franz I. und Carl V. zu gleicher Zeit die Allianz des Pabstes suchten, so schloß er es in seinem Entschlusse und schloß am Ende sich zu gleicher Zeit mit beiden einen Tractat ab; 1520 mit Franz I., welcher Tractat obtraten, dogieren aber Pabst behielten wollte, und 1521 mit Carl V., um die Franzosen aus Italien zu verreiben, Mailand an Franz I. über aber vergeblich, zum Ferrara, welches durchaus dem Hause zu werden sollte, dem Kirchenstaat ungeworleben. Das ab Königl., welches Frankreich in diesem Kriege erlitten, diese Freude verursachte, daß er darüber von einem Kärter 2. Dec. 1521 im vier und vierzigsten Jahre starb. Obert I., der man sagt, ohne Fruchte und Abblatteleit gestorben got den Willen gehabt haben, so zu sterben. Man vereschanzte Obert'sche auf ihm; Sermo sub extrema et facta a me Leo non parvo amoro? Vandaloret (Ist fragt, in frische Irigen Stunde die Sacramente mit, I empfangen nicht zu verkauf). Einige Geschichtschreiber schreiben sich

1

ponisten hierbei war, Erstaunen und Bestürzung zugleich zu erregen. Dies verstand Leo auf eine unnachahmliche Weise. Alle Werke dieses großen Componisten sind voll Stücke, die Bewunderung verdienen. Auch gelten sie sämmtlich für Meisterstücke, die von den italienischen Kunstlern mit Ehrfurcht und Erstaunen studirt werden. Ungeachtet Leo besonders für das Leidenschaftliche und Erhabene geschaffen war; so gelang ihm dennoch das Naive und Scherzhafte nicht minder vorzüglich. Unter diesen Arbeiten wird insbesondere seine komische Oper: *Il Cioè* (das heißt), genannt, welches eine höchst geniale Composition ist. Der Inhalt dieser Oper ist ein Mensch, der die Gewohnheit, zu jedem Worte „das heißt“ hinzuzusetzen, und der in der Meinung, Alles recht deutlich zu machen, nichtsdestoweniger jedermann vollkommen unverständlich bleibt. Leo ist übrigens der erste Componist, der sich in seinen komischen Opern der Form der *Rondo's* bedient hat. Nach Piccini starb er 1743 im zwei und vierzigsten, und nach Burney 1742 im fünf und funfzigsten Jahre am Schlagflusse oder an einem ungeschickt behandelten Nackengeschwür. Seine vorzüglichsten Opern-Compositionen heißen: *Sophonisba*, 1718 (nach Burney seine erste Oper); *Artaxerxe*; *Ariadne e Teseo*; *Olimpiade* (worin das Duett: *Nel giorno tuol fellei*, und die Arie: *Non so donde viono*, vorzüglich bewundert werden); *Demofonte* (worin, wie schon oben erwähnt, die Arie: *Misero pargoletto*, für ein Meisterstück gehalten wird); *Cajo Gracco* 1720; *Tamerlano*, 1722; *Timocrate*, 1723; *Catone in Utica*, 1726; *Argonno*, 1728; *la Clemenza di Tito*, 1735; *Siface*, 1737; *Ciro riconosciuto*, 1739; *Achille in Sciro*, 1740; *Vologeso*, 1744; *la Contessa dell'amore e della virtù*. Zwei Oratorien: *Santa Elena* und *la Morte d'Abele*. Unter seinen Kirchenstücken zeichnen sich besonders aus: *Ave Maria* und ein *Miserere*. Letzteres ist zu Berlin und 1781 im Pantheon zu London von vierzig Sängern unter Anfani's Anführung, zur Bewunderung der Kenner aufgeführt worden. Dieses *Miserere* zeichnet sich insbesondere durch seinen erhabenen, das innerste Herz ergreifenden Styl, durch seine wunderbare harmonische und contrapunctualische Arbeit und zugleich auch durch Adel und Klarheit der Schreibart vor allen ähnlichen Arbeiten zu seinem ewigen Ruhme aus, und es wäre allerdings interessant, doch für unsern Raum nicht zweckmäßig, zwischen diesem und dem Mozartschen *Miserere* eine Parallele zu ziehen. Noch ist hier anzumerken, daß Leo eine große Aufmerksamkeit auf die Ausführung seiner Werke verwandte. So erzählt man, er habe mit den Proben seines großen *Misereres*, welches in der heiligen Messe aufgeführt werden sollte, schon Aschermittwoch angefangen und damit bis zum Tage der eigentlichen Aufführung täglich fortgefahren.

**Leoben** (Leuben), Stadt in Obersteiermark an der Mur, im Brucker Kreise, enthält 280 Häuser, besitzt einen wichtigen Eisenhandel und eine Salzlegstätte, und ist der Sitz eines von Joseph II. errichteten Bisthums. Am 18. April 1797 ward daselbst durch den französischen General Bonaparte und die österreichischen Feldherrn von Meerfeld und Bellegarde die bekannte Convention zwischen Oesterreich und Frankreich abgeschlossen. In der Nähe ist ein wichtiges Steinkohlenwerk am Münzenberge.

**Leonidas**, Sohn des Anaxandrides und Bruder des Cleomenes und Cleombrutus, so wie Nachfolger des erstern, war einer der berühmtesten Abnige der Spartaner. Als Xerxes in Griechenland einzudringen suchte, bekam Leonidas von die vereinten Griechen den Auftrag, den Paß Thermopyla gegen die Perser zu vertheidigen. Ob es





hatte, versammelten sich die Anführer der Griechen: einige wollten bleiben, andere Thermopyla verlassen. Leonidas war unter den erstern, indem er hinzufügte, wiewohl er und seine Spartaner nicht fliehen dürften, so würde er es den übrigen recht gern erlauben, sich zurückzuziehen und sich für bessere Zeiten aufzusparen. Alle verließen also den Pass, die Thebier und Thebaner ausgenommen, welche sich nicht von den Spartanern trennen wollten. Nun sann Leonidas auf nichts Bessers, als in Xerxes Lager einzudringen, diesen niederzustossen und dann, wenn es Noth thäte, zu sterben. Mitten in der Nacht rückten nun die Griechen, Leonidas an ihrer Spitze, aus dem engen Passe in die Ebene, warfen die persischen Vorposten über den Haufen, drangen in das Lager, in das Gezelt des Königs, und würden diesen niedergestossen haben, wenn er nicht bereits die Flucht genommen hätte. Nichts desto weniger erfüllten die Griechen alles mit Schrecken, Blut und Morden. Schon glaubten die Perser: das Corps der Unsterblichen sey vernichtet und die ganze griechische Armee in ihrem Lager, bis endlich der anbrechende Tag ihnen die kleine Anzahl der Sieger zeigte. Nun wurden die Griechen angefallen, sank unter einem Hagel von Pfeilen todt zu Boden. In sich nun zurück und vertheidigten noch einige Zeit. e nachrückenden Perser. Einige Thebaner sollen sich ergeben haben; die Thebier hingegen theilten ganz t Spartaner: das heißt, sie fielen sämmtlich unter der r Perser. Der Leichnam des Leonidas wurde von den Perse: Det Leichnam an den Galgen hängen. icht Lacedämon gebracht und in ein naheß beim Thea hab versenkt. Zu alter der Zeit wurden auch die I ert Spartaner, welche mit ihm gefallen waren, auf graben. — Leonidas, ein anderer König der Spar aus Sohn, lebte zu der Zeit der ersten Nachfolger Alexanders und war Mitkönig des Agis, welchen letztern er zu dichte, weil dieser in edlem, heroischen Gemüthe den lan ge Sparta's alte Verfassung und mit ihr den Heldenmuth bei r wieder herzustellen. Er ward ein Opfer seines gräßlichsten Mordmehrs und hat weidlichen Gemüthe

Leontium  
lerin); ist vor  
war, nach ein  
die Geliebte di  
was von ihr s  
nete sich übrig  
gar eine Scht  
hauptete, daß  
attischen Stroh

Leopold  
Anna's von E  
nige von Ung  
schen Kaiser o  
Spanien keine  
land von den  
schlagen und t  
fen von Stieb  
ren aufgedri  
von 100,000 fl.

ein Corps von 6000 Mann ausdiesener französischer Truppen, welche  
 n Coligni und Feuillade angeführt wurden, schlug die Türken 1663  
 i St. Gotthard. Weit entfernt, einen so vollständigen Sieg gebrüg  
 benutzen, eilten die Sieger mit dem Besiegten Friede zu machen, und  
 1691, der Fürst von Siebenbürgen, blieb der Pforte unsbar. Dabei  
 tten die kaiserlichen Minister ihre besondern Absichten: Oesterreichs  
 ranzen waren ruiniert, Ungarn sollte gänzlich unterworfen werden,  
 d der Ruhm, welchen sich in diesem Kriege die französischen Waffen  
 worden hatten, erregte den Neid Oesterreichs. Es ward also auf  
 anjls Jahre ein Waffenstillstand geschlossen. Nun beschäftigten die  
 i gelegentlich Ungarns des Kaisers ganze Sorgfalt: die Magnaten  
 des Landes wollten nicht allein ihre Privilegien behaupten, sondern  
 ibten sogar danach, sich ganz frei von der österreichischen Oberherr-  
 aft zu machen und einen König aus ihrer Nation zu erwählen. Diese  
 ternehmung kostete Serin, Franzwani, Madasi und vielen andern  
 ngarn das Leben. Nun stellte sich Zekeli an die Spitze der unzufrie-  
 ten Ungarn und ward von den Türken für einen jährlichen Tribut  
 n 40.000 Reichthalern zum König von Ungarn erwählt. Zekeli rief nun  
 : Türken in das deutsche Reich; diese fielen mit einer Armee von  
 60.000 Mann über Oesterreich her, eroberten die Insel Schütt und be-  
 erten Wien 1683. Eben, als sich die Stadt ergeben wollte, eilte ihr  
 hann Sobieski zu Hilfe; die Türken wurden in ihren Verschanzun-  
 n angegriffen und gänzlich geschlagen. Ein panischer Schrecken hatte  
 des Großveziers Mustafa bemächtigt; er floh und überließ sein  
 ger dem Sieger. Nach dieser Niederlage verloren die Türken eine  
 blacht nach der andern und die Kaiserlichen eroberten alle von den  
 rken genommenen Städte wieder. Nun ließ Leopold die ungarischen  
 ajhrer, welche er für die Ursache der Leiden hielt, welche Deutsch-  
 nd bedroht hatten, mit Strenge bestrafen. Auf öffentlichem Markte  
 rd ein Blutgerüst errichtet, auf welchem man 1687 diejenigen Uebel-  
 i hinstellte, deren Tod der Begründung des Friedens am nothwen-  
 zten schien. Das Blutbad war schrecklich und dauerte eine lange  
 it; es endigte damit, daß die Magnaten Ungarns im Namen der  
 ation die Krone ihres Vaterlandes für erblich erklärn mußten. Nun  
 tte Leopold andere Kriege zu führen. Er, der nur aus seinem Cab-  
 tte Krieg führte, übte nicht auf Ludwig XIV. zu kriegen. Zuerst  
 schab  
 opold  
 rieden  
 ag al  
 cob l  
 r En  
 opold  
 resse l  
 mer e  
 igt, f  
 a. 3  
 ont;  
 jr der  
 ilcher  
 rieg l  
 schid  
 l folg  
 eign

welches  
 dem  
 Ver-  
 und  
 , als  
 gelang  
 i In-  
 lassen.  
 gend-  
 u las-  
 - ver-  
 ne in  
 i aus,  
 dritte  
 t von  
 farb  
 chsen  
 te ge-

reichte, war die Erbfeindin Ludwigs XIV., welche, da sie mit zu vielem Hochmuth auftrat, die Eigenliebe aller Fürsten aufregte und sie gegen ihn erbitterte. Der deutsche Kaiser, der sich mäßiger und bescheidener benahm, wurde freilich weniger gefürchtet, aber auch mehr geliebt. Leopold, der in seiner Kindheit zum geistlichen Stande bestimmt gewesen und also auf eine diesem entsprechende Weise erzogen worden war, hatte Frömmigkeit und Wissen, aber keine Kunst zu regieren gelernt. Dieß verstanden seine Minister besser, und Leopold sah nur durch deren Augen. Doch war er fast immer glücklich in der Wahl derselben. Besingen sie auch einige Fehler; so wußten sie diese durch ein weises Zögern wieder gut zu machen. Wenn daher Ludwig XIV. der August und Scipio Frankreichs genannt wurde; so konnte Leopold mit vollem Rechte der Fabius Cunctator Deutschlands genannt werden. Das ganze deutsche Reich war von ihm abhängig; er wählte einen Kurfürsten, bedrohte die Fürsten Deutschlands mit dem Reichsbanne, und machte, Kraft seiner Allmacht (wie er sich selbst ausdrückte), ohne Zustimmung und selbst gegen den Willen aller deutschen Stände, einen König. Und doch war nach dem Tode Ferdinands III. die kaiserliche Würde sehr geschmälert gewesen, denn der westphälische Friede machte dieselbe, so zu sagen, von den Launen der deutschen Stände abhängig. Leopold stellte sie jedoch in ihrem ganzen Glanze wieder her. Nichts desto weniger wankte die Krone zweimal auf seinem Haupte; das erste mal entriß Sobieski seine Hauptstadt den Händen der Türken, und zum zweitenmale verhinderten England und Holland, daß der Herzog von Bayern, der erbittert war, und die Mittel, sich zu rächen, in den Händen hatte, sich Wiens bemächtigte. England wußte er dieß wenig Dank; dagegen hing er von den Beschlüssen, die im Haag gefaßt wurden, fast eben so slavisch ab, als der Reichstag zu Regensburg von dem Hofrathe zu Wien. Leopold liebte die Musik mit einer wahren Leidenschaft und componirte selbst sehr artig. Nachdem er schon in seiner Todesstunde die letzten Gebete gebetet hatte, ließ er noch einmal seine Musiker eintreten und verschied unter dem Klange der Instrumente. Von seinen drei Gemahlinnen hatte er drei Söhne: Joseph (1678 geboren), welcher ihm folgte; Leopold Joseph (1682 geboren), der aber schon in einem Alter von zwei Jahren starb; und Carl, Erzherzog von Oesterreich, der auch nachmals Kaiser wurde.

Leopold II., Großherzog von Toskana und zuletzt römischer Kaiser, ward am 5. Mai 1747 geboren und durch den Tod seines erhabenen, unglücklichen Bruders auf den Thron gerufen. Die mißliche Lage, in welcher er alle seine Staaten fand, ist bekannt. Hier konnte nicht sogleich die Rede von der hausväterlichen Güte und Weisheit seyn, mit welcher er ehemals Toscana wie eine zahlreiche Familie regiert hatte: es mußten erst Kriege beendigt, Aufruhr gestillt und empörte Gemüther besänftigt werden. Mitten unter den lustigen und glänzenden Ceremonien von Huldigungen und Krönungen, schloß er mit einer, unter Fürsten unaewöhnlichen, Entsaugung Frieden mit den baltischen Barbaren, den Türken, die Josephs Ehrgeiz gereizt hatte; versöhnte sich mit dem langen, man möchte sagen, natürlichen Gegner seines Hauses, dem preussischen Monarchen; versöhnte ihn nicht bloß, sondern schuf ihn sogar in seinen Freund um; besänftigte die Niederländer und nahm Verabredung mit den Großen, bei der gewaltsamen Erschütterung Frankreichs, Ordnung und Ruhe in allen europäischen Staaten zu erhalten. Vieles, was Josephs rascher Geist zu frühzeitig verßohrt hatte, baute er wieder auf, nicht, wie sonst wohl geschieht, um

nur das Eigenthum zu thun, sondern, so mußte man es auslegen, um  
 die Forderungen des Reichthums mit flüchtiger Mühe nachzugeben und  
 in zu sein. Aber müssen unter den Forderungen seiner, Pöbelhaftigkeit,  
 Töde und Mord von ihm erwartenden Tödel, eben da die Augen aller  
 auf ihn, als den erhabenen und edelsten der Cro-  
 narchen gerichtet waren, und der Leitung der Staatsangelegenheiten in  
 der glücklichsten Periode, die vielleicht jemals war, von ihm erwartet  
 wurde, er soll die Nachricht von Leopolds Tode. Der allgemeine  
 Schmerz, den diese Trauerpost hervorbrachte, die ungeheuerliche Betrübe-  
 niß das deutsche Reich erbeuten, mit der ungeschicklichen Betrübe-  
 niß Deutschlands vornehmenden, die ungeschicklichen Betrübe-  
 niß, war die schönste Rede auf i-  
 denjenigen Ländern Deutschlands, die  
 Preußen grüßten, theils unmittelbar  
 durch die beiden in Verbindung stan-  
 denden Provinzen, und man kann  
 durch die Nachricht von Leopolds T-  
 oge Leopold Großfürst von Toscana war, hat man alles von ihm  
 sagt, was nur je von den edelsten Regenten der Völker geäußert wor-  
 den ist. Es waren keine allgemeinen Lobpreisungen; denn man braucht  
 nur die Handlungen dieses Mannes anzusehen, nur dasjenige nachzu-  
 haken zu machen, wozu jeder Monarch in seinem Staate und jeder An-  
 scheinende Zeuge sein konnte, man braucht nur sein Leben zu be-  
 schreiben und die Welt, die es sah, mag man in den edelsten, vorrefe-  
 schten Regenten der Nationen, dem Kaiser, dem Kaiserin, Maria IV.,  
 vergleichen. Wenn man heutzutage, was er that, wie er über Regentenspflichten  
 und Regentenwürde sprach und sie auch ausübte, wie seine Auto-  
 rität sich auf sich und alle Theile der Staatsverwaltung er-  
 streckte; so scheint es, als läte man einen Kronenprinzen, wozu ein  
 seiner Mann den Herrschern in einer Weise die prägen wollte, welche  
 Menschen nicht ablehnen und wie sie nicht erfüllen können. Ein jeder  
 der Tugenden des Staats verleihe einen jederzeitigen Besten nicht eher, als  
 es er Bestenheit von seiner Verwaltung abgelegt hat; Leopold hatte  
 eine hohe Regentenswürde niemals anders als ein Mann annehmen und  
 ohne dieses auch laut gesagt. Nicht konnte er die höchste Würde von sich  
 ab zuwanzig hundert Jahren mit dem prächtigsten Schmucke,  
 7. ein großer Luster Reichthum in dem großen und schweren Verste, in  
 ihm er bestimmt war, legte den Menschen, die von der Regierung sein  
 ein Recht anvertraut waren, und allen Vermögern der Erde, die ein  
 mehrere davon haben konnten, genaue Rechenschaft ab von der Ver-  
 waltung seines jederzeitigen Fürstentums, und er, der oberste aller Cro-  
 nen, unterliegt durch seine königliche Thron die engsterzeitige Anwen-  
 der, die aus der Verwaltung des Staats diesem Staate selbst ein An-  
 schein machen und ihm das Recht abgeben, nach der Art der Ver-  
 waltung zu fragen. Was mußte die Bewunderer von dem wachsenden  
 die der besten Erkenntnis und von seiner Leitung der höchsten  
 angelegentlichsten sprechen, da hatten sie Leopold genannt den Götter-  
 kund auf dem Thron, der ein moralisch und politisch vornehmendes  
 als durch seine Pläne und ihre kluge Ausführung um das Was-  
 er eine neue Freude erfüllte dabei alle Götterkinder, als fast ein  
 Million Jahr wurde als zwanzig Millionen Menschen der Weltverge-  
 ses Ortes der Völker anvertraut wurden. Nach seinem Tode haben  
 3 große Dinge ereignet, wie sie zum Tode der Erde nach nicht ge-  
 die Geschichte noch nicht verzeichnet hat. Es fragt der Historiker,

wie es wohl ergangen seyn würde, wenn Leopold während dieser ganzen Zeit gelebt hätte? Eine unnöthige, unzubewertende Frage, obgleich sehr natürlich. Sein edler Sohn Franz, Josephs Pflebling und Schüler, änderete wieder vieles, was Leopold in seiner zweijährigen Regierung angeordnet hatte, und die Völker, die den guten Willen Josephs so allgemein verkannt, so bitter gekränkt hatten, freuten sich nun, daß Franz nicht den Weg seines Vaters, sondern den seines Oheims einschlug. Was man seinen Staaten, lange, fand sich, zum Erstaunen, daß in seinen ei wurde, wie auswärts, heit allein, und nicht des gerühmten Regenten auf dem Throne, als i Jugend verehrt hatte.

Leopold III., Fürst von Dessau, ein berühmter alter preussischer General, der noch jetzt im Andenken unter dem Namen des alten Dessauers der preussischen Armee lebt, wurde 1792.

1792, wo er bei der Abwesenheit des Königs commandirte, das Jahr darauf das österreichische Corps, das in Schlesien einzubrechen drohte, zum schleunigen Rückzuge zwang, endlich (da der Friede dieses Jahr nicht zu Stande kam, vielmehr dem König neue Gefahren drohten) von Magdeburg aus über Leipzig gegen Dresden vordrang, und den Sachsen am 15. Dec. die blutige Schlacht bei Kesselsdorf lieferte, worauf Dresden in preussische Hände fiel, und der Krieg einstweilen beendet wurde. (Vergl. d. Art. Friedrich II.). Leopold begleitete darauf den König nach Berlin, und ging einige Zeit darauf nach seiner Residenz zurück, wo er, so oft er nicht zu Felde war, für sein Länd-

schwerd in Mithras an  
Junc, Gorge trug. Hier  
Bemoblin, Kana Kithin, i  
Kinder gerugt und in vol  
lesed Fischen waren rauh  
ier Frau und populär, so  
ehmend beliebt.

Kernische Schlange (Lerna Hydra) eine ungeheure  
Schlange, des Lodon und der Echidna Tochter, wurde in dem Eamo  
se Lerna erzeugt und bewohnte die umherliegende Gegend. Sie hatte  
zum Kopfe, von welchem der mittlere unsterblich war. Herkules bekam  
vom Euristheus den Auftrag, sie zu tödten. Er verband sich also zu  
dem Zweck mit dem Iolaus, und beide trafen die Schlange auf  
inem Hügel bei dem Brunnen de  
Dies verjagte sie darauf mit ste  
ren und Flug an, ihr mit seiner  
einem Erkennen kamen an die 4  
wer zwei neue hervor. Außerdem  
angehören Krebs zu Hüfte, viele  
vundete. Dessen erschlug er un-  
abgelegenen Wald in Brand zu  
glühenden Bränden folglos über die Stelle eines oberbaunten Kopfes  
her, wodurch die Wunde ausgebrannt und also verhindert wurde, daß  
kein neuer Kopf an dieser Stelle entstehen konnte. So schlug man Hero-  
kules endlich alle Köpfe ab, bis auf den unsterblichen, welchen er in die  
Erde vergrub und ein großes Felsenstück darüber herabließ. Nachdem  
dies geschehen war, tauchte er seine Felle in das giftige Blut des Un-  
geheuers, um damit unheilbare und eitrige Wunden machen zu kön-  
nen. Nach andern Nachrichten soll sich Herkules bei diesem Kampfe  
eines goldenen schweißhemmen Schwertes bedienen haben; auch soll die  
Hydra geköpft gewesen sein. Ueber die Anzahl der Köpfe finden sich  
ebenfalls verschiedene Angaben: einige gehen ihr sieben, andere acht,  
noch andere fünfzig, ja hundert Köpfe. Noch wird eine andere Fabel  
erzählt. Herkules soll nämlich von dem Bilde der Hydra mehrere un-  
heilbare Wunden bekommen haben. Davon konnte er nicht anders be-  
freit werden, als bis er sich auf Befehl des Orakels nach Äthen begab  
ben und daselbst ein Kraut aufspricht hatte, welches der Hydra an  
Orthale gleich kam. Dieses Kraut fand er endlich bei der Stadt Ma-  
in Pallastina. Da er sich nur mit demselben heilte; so erhielt die  
Stadt selbst den Namen Aha (von Ahoonai, ich heile). Die ganze  
Fabel von der kernischen Schlange wird von neuern Auslegern für ein  
bistres Dichterbild erklärt, welches aus den ertischen Ged. Iren über Hero-  
kules genommen sey. Es soll nämlich durch die Schlange die Natur  
des Peloponnesus in seinem damaligen uncultivirten Zustande, wo das  
Land voller Fern und Schirpe und ungarbeit dicker Waldungen war,  
dargestellt werden. Hier konnten sich natürlich viel wilde Thiere, Schlän-  
gen u. dgl. aufhalten, die den Bewohnern vielen Schaden zufügten.  
Die erste Cultur begann nun damit, die Schirpe durch Lande abzu-  
litten und die wilden Thiere auszuröten. Der Mann, der dies unternahm,  
mußte Muth, Kraft und Standhaftigkeit haben, und wurde  
deshalb als ein großer Mann, als ein Wohlthäter des Landes betrachtet.

Lobos, hat Oletia oder Oletaria, von der ehemaligen  
Gauptstadt Oletia, eine griechische Insel im dem nördlichen Winkel  
des Ägäischen Meeres (des Archipelagus), an der asiatischen Küste, ward,

der Sage nach, von Lesbos, einem Sohne des Lapithas und Enkel des Aeolus gegründet. Dieser führte auf den Rath des Orakels eine Colonie hierher, heirathete daselbst die Methymna, des Makareus Tochter, und erhielt mit ihr die Herrschaft über die Hälfte der Insel, welcher er, nachdem sie vorher Iſa und alsdann von den Pelasgern Pelasgia geheißen hatte, den Namen Lesbos gab. Sie hat einen Umfang von ungefähr 1,100 Stadien, oder 41 französische Meilen und 1,450 Eoisen. An Holz hatte die Insel besonders Buchen, Eypressen und Fichten; es ward ein gemeiner Marmor auf derselben gehrochen, und die Ebenen hatten Ueberfluß an Getreide. Auch fand man warme Quellen, Achate und verschiedene Edelsteine. Das vornehmste und erträglichste Erzeugniß der Insel war jedoch der Wein, den man in vielen Ländern allen andern griechischen Weinen vorzog. Noch jetzt wird das dortige Baumbl und die Feigen zu den besten im Archipel gerechnet. Es befanden sich neun, meist blühende Städte auf derselben, von denen die vornehmsten hießen: Mytilene, Pyrrha, Methymna, Arisba, Eressus und Antissa. Noch in unsern Zeiten sind auf derselben 120 Dörfer gezählt worden. Ursprünglich wurde die Insel von Aeoliern bevölkert, welche aus einer unbedeutenden Monarchie eine mächtige Demokratie bildeten. Sie machten hierauf nicht allern auf dem festen Lande und dem ehemaligen Gebiete von Troja große Eroberungen, sondern widerstanden auch den Athenern unter ihrem Tyrannen Pittacus. Dann wurde Lesbos von Samos und darauf von den Persern sehr beunruhigt, deren Oberherrschaft sie endlich ganz anerkennen mußte. Nach der Schlacht bei Mycale schüttelte sie das persische Joch ab und ward Athens Bundesgenossin. Während des peloponnesischen Krieges trennte sie sich mehr als einmal von Athen, wurde aber immer wieder zum Gehorsam zurückgebracht. Eine dieser Trennungen hatte die unglücklichsten Folgen für die Insel, und diese wurden durch die unbedeutendste Ursache veranlaßt. Ein vornehmer Bürger von Mytilene verbreitete nämlich, aus Erbitterung darüber, daß ihm mehrere reiche Einwohner ihre Töchter zur Ehe für seine Söhne versagt hatten, Zwietracht in der Stadt, beschuldigte sie laut und öffentlich, daß sie ein Bündniß mit den Lacedämoniern schließen wollten und erregte durch dieses falsche Vorgeben eine solche Aufmerksamkeit in Athen, daß dieses eine Flotte gegen Lesbos absegeln ließ. Die nächsten Städte, Methymna ausgenommen, bewaffneten sich zum Schutze ihrer Hauptstadt, wurden aber in kurzer Zeit bezwungen, Mytilenens Mauern geschleift, seine Schiffe weggenommen und tausend der reichsten Einwohner getödtet. Nur das Gebiet von Methymna blieb verschont. Die Insel selbst ward hierauf in dreitausend Theile zerstückelt, von denen dreihundert dem Dienste der Götter geweiht, die übrigen aber unter atheniensische Bürger vertheilt und von diesen wiederum an die alten Eigenthümer verpachtet wurden. Nichtsdestoweniger erholten sich die Städte von Lesbos bald wieder. Uebrigens waren die Lesbier wegen ihrer ausschweifenden Sitten sehr verächtigt, so wie denn auch die ganze Insel als der Sitz des Vergnügens und der ausgelassensten Zügellosigkeit betrachtet wurde. Doch aber standen die Lesbier in dem Rufe der feinsten Lebensart und der ausgezeichnetsten Geistescultur; auch hatten Poesie und Musik daselbst große Fortschritte gemacht. Besonders befand sich auf der Insel eine Schule der Musik, deren Ursprung auf folgende Weise erzählt wird. Nachdem Orpheus von den Bacchantinnen zerrissen und Haupt und Leier desselben in den Fluß Hebrus geworfen worden waren, ward beides von den Wellen an das Ufer von Methymna getrieben.



Während dessen ließ Orpheus Mund rührende Klagekänge hören und die Leier, vom Hauche des Windes bewegt, begleitete dieselben. Die Mäthymner begruben das Haupt und hängten die Leier in Apollo's Zemi-  
 el auf. Dafür ward ihnen von diesem Gotte das Talent zur Musik verliehen. So weit die Fabel. In der That brachte Lesbos eine Reihe vorzüglichster Konkünstler hervor, welche alle Musiker Griechenlands über-  
 rasen. Unter diesen zeichneten sich insbesondere Arion von Methymna und Terpander von Antissa aus, so wie unter den lyrischen Dichtern Alcaeus und Sappho als die vornehmsten genannt werden. Auch waren einer der sieben Weisen, der berühmte Pittacus; so wie späterhin die Philosophen Theophrast und Theophranes (der Auserfreund des großen Pompejus), und die Geschichtsschreiber Hellanicus, Myrtillus u. a. auf der Insel Lesbos geboren. Sie ward oft von auswärtigen Gelehrten um Aufenthalt erwählt, und Epikur und Aristoteles hielten daselbst sogar Vorlesungen.

Lesen ist eine Kunst, zu der man, weil sie das Hauptmittel aller weiteren Bildung ist, nicht geschwind genug kommen kann. Daher ist man seit mehreren Jahrhunderten darauf bedacht gewesen, schnell und leicht zum Zweck führende Lesemethoden zu erfinden. Schon im 7ten Jahrhundert unterschieden die Schulmänner in Portroyal bei Paris die Aussprache und Benennung der Consonanten und von den berühmten Pädagogen des 12ten Jahrhunderts hat keiner die Erleichterung des Lesenslernens aus der Acht gelassen. Das ärgerliche Buchstabiren, das Basildom durch gebackene Buchstaben zu versüßen suchte, wurde durch diese Bemühungen allmählig beseitigt. An der von Plato

schine lernen die  
 altende Weise Worte  
 Maschinen gerecha  
 enden mit hervor  
 an der Wand be  
 er Letternkasten des  
 e und kleine Buch  
 idter der Lehrer aus  
 eklekten Buchstaben  
 ortes gehörigen ohne  
 r einzuschieben und  
 machen weiß. Auch  
 he und sogenannte  
 Hülfsmittel des Les

3 erfundenen neuen

Methoden nicht überflüssig. Ungefähr gleichzeitig traten in diesen Jah-  
 ren der Professor Olivier von Dussau und der bayerische Schulrath  
 Stephani mit ihren Lesemethoden auf, die in dem Grundsatz über-  
 einstimmten, daß die Lesekunst auf der Kenntniß des jedem Buchstaben  
 eigenthümlichen Lautes beruhe und daher dieser eigentlich zu lernen und  
 dann erst der gewöhnliche Name des Buchstabens anzugeben sey. Oli-  
 vier hat das Eigne, daß er den Consonanten, um sie hörbar zu ma-  
 chen, ein kurzes o, wie das hebräische Schwa, beifügen läßt; Stephani  
 aber dringt darauf, daß jeder Buchstabe ohne Zusatz eines Hilfslauts  
 mit dem ihm eigenthümlichen Laute in völliger Reinheit ausgesprochen  
 und z. B. bei b kein o, bei k kein a, bei s kein aa, bei t kein et  
 i. s. w. hörbar werde, daher seine Methode die Laut- oder Laut-  
 methode heißt. Sie ist unstreitig einfacher, als die oliviersche und  
 daher viel häufiger, als diese in Volksschulen eingeführt worden. Durch

soberne Ordnung und Genauigkeit in der Aufeinanderfolge der Redungen unterscheiden sich aber von beiden die auf ähnlichen Grundsätzen beruhende Lehrmethode des Schuldirectors Krug in Jülich. Krug und der ihm nachfolgende Zeller bezeichnen die Buchstaben nach den dabei wähligen Sprachmerkmalen z. B. d Lippenlaut, t Zahnlaut, rachen und halten streng darüber, daß das Kind jeden Buchstaben lesenlernen mit Verknüpfung dessen, was es vertritt, verbinden muß und sich mit dem Mechanismus dieser Kunst zugleich die Tugenden der Fleißigkeit, Ordnungsliebe und Mäßigkeit im Denken und Handeln durch den Geist der Methode erziehe. Ob ihr nun gleich ziemlich abgewiesen der Vorwurf einer allzu dogmatischen Engherzigkeit im Nernach und daher für Lehrer und Lernende beschwerlich und wenigfruchtigen Ausübung gemacht wird; so hat doch die Erfindung in öffentlichen Schulen

die systematische Methode zwar schneller, die Fertigkeit zum Ziele führt und auch Schüler von geringem Alter durchaus richtigen, deutlichen und in der Accentuation oft beinahe. Krug war indeß auch in der Theorie nicht anders den Vorigen geben wollen, so wird es doch bei Anwendung hauptsächlich auf das Praktische und den Erfolg ankommen und zur Einführung in eine bestimmte Methode allemal die angemessenste seyn, deren der

Lésireur (Jean-François), Ritter der Ehrenlegion und seit 1803 Capellmeister des vorigen Königs von Frankreich, ist 1768 geboren und stammt aus einer alten Familie der Grafschaft Poitou, aus welcher seit einer langen Reihe von Jahren viele berühmte Männer, die sich sowohl im Civil- und Militärwesen, als auch in der Kirche und den Wissenschaften auszeichnen haben, hervorgegangen sind. So war, unter andern, Lésireur's Vater ein berühmter Maler unter Ludwig XIV. Jean-François Lésireur begann zuerst seine musikalischen Studien zu Amiens, wo er auch, nach französischer Art seinen Anfang der alten Sprachen, so wie die Philosophie beendigte. Nachdem er hier seine gelehrten und musikalische Bildung vollendet hatte, bestreute er nach und nach an verschiedenen Domestischen Frankreichs die Stelle eines Capellmeisters, bis er endlich in gleicher Eigenschaft in Paris ansetzte wurde. Hier componirte er eine große Anzahl Opern, Symphonien und Motetten, deren gänzlichender Theil in der Stadt, ein Concerts Spirituel und in der Hofcapelle des Königs, verbunden mit den sämlichen Urdirektoren Cochini's, Duanti's, Dalibor's und Pierre's, Lésireur selbst schon seit dreißig Jahren zu dem Namen der ersten Compagnien L'Opera's erhaben haben. Cochini sagte denn im J. 1773 von Lésireur, der damals noch sehr jung war: „Ich kenne in Italien nur zwei Componisten, die im Stande sind, sich ihm gleich zu stellen.“ Aber Lésireur hat nicht allein viel für die Kirche gearbeitet; sondern auch die große Oper ist von ihm mit fünf Opern welche die öffentliche Meinung für Werke des ersten Ordnung in dieser Gattung erkannte, bereichert worden. Davon zerfällt auch der Bruch, zu welchem ihm Versailles 1795 über die Pension, welche seine Garden gewährt hatten, Blut wundte. Bedauern das das Partis, welches keinem Einklang inbezonirte eigen ist, ihm die Hand des vorigen Königs in dem Maße zu zeigen, daß dieser ihn nicht allein zum Major der Parthenlo's ernannte, sondern ihm auch eine goldene Lebenspension hat überreichen lassen, welche aus Aufschrift enthält: „Der Kaiser der Franzosen dem Componisten der Garden.“ Auch als Verfasser mehrerer theoretischer

Werke über die Musik hat sich Lefleur bekannt gemacht und im Jahr  
 1787 ein Exposé détaillé d'une musique, une, imitative et particu-  
 lière à chaque solennité (ausführliche Darstellung der Musi-  
 k, in welcher diese an und für sich selbst, dann als  
 nachahmend und endlich a-  
 rakter wird) in einem Octav-  
 eren voretheilhaften Urtheilen über b  
 asienige aus, welches der Graf von  
 at. Nach die Bemerkungen üb  
 be und über den erhabene  
 ik (Notices sur la melopée, la rh  
 le la musique ancienne), welche Ga  
 gedruckt hat, sind von Lefleur.  
 welcher 1802 an Guillard geschrieben  
 st, vorzügliche Ideen über die Compo-  
 nistische Musik entwickelt. Noch dese  
 Zeit mit einem sehr ausführlichen We-  
 rralte général sur le caractère m-  
 it imitativo (Allgemeine Abb-  
 chen Charakter der Theater  
 ik). Indem wir hier alle die ver-  
 leur für die kaiserl. Hofkirche verfert-  
 wanzig Werke belausen, übergeben,  
 Compositionen anzuführen und sie m  
 begleiten. La Caverna (die Röh-  
 ren, ward im J. 1793 im Theater  
 ausdrucksvoll, gelehrt und voll schb  
 man eine zu große Fülle des Orch  
 wird sie auch unter dem Titel: die  
 Theatern gegeben. Paul et Viegli-  
 le Oper in drei Aufzügen, erschien i  
 und erhielt einen noch ausgezeichnete-  
 ren, da diese Oper fortwährei-  
 schen Theater ist, stets erhalten ha-  
 darin zeichnet sich insbesondere die H  
 iernach sehr oft in öffentlichen Concer-  
 nach, lyrische Tragödie in fünf Au-  
 Theater gegeben und zeichnet sich d  
 durch einen gewissen phantastischen G-  
 les Bardes (die Barden), lyri-  
 wurde 1804 in der Académie de mu-  
 ter) aufgeführt und erhielt den allgen  
 Veranlassung, daß, man dem Compos-  
 ür die Darstellung des Erhabenen, n  
 ren zu müssen glaubte. In diesem  
 durch kraftvolle und ungewöhnliche H  
 genwärtigen, den seine Zuhörer bei-  
 zarten. Unter den genial erfundenen  
 viel Ehre aus, die von ganz entgegen-  
 gangs in zwei auf einander folgende  
 dann aber in einer dritten zusammen-  
 gänzigen Chor ausmachen. La mort d'Osmin (der Tod Osmins),  
 rische Tragödie in drei Aufzügen, ward 1809 auf dem großen Opern-  
 theater aufgeführt und erhielt seiner höchst einfachen, aber nichts desto

Resueur (Eustachius)

... ..

große Zierlichkeit zur Last gelegt werden kann. Daß Lessing eine so hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, als man sie in seinen Werken findet, ist um so bewundernswürdiger, weil er nie sein Vaterland, ja kaum seine Vaterstadt verlassen, sich also nur nach den wenigen daselbst vorhandenen Vorbildern der Antike und der italienischen Schule gebildet hat. Raphael hat er vornehmlich nach den Kupferstichen des Marc Anton studirt. Lessing ist wegen dieser seiner Bildung als der eigentliche Repräsentant der französischen Schule zu betrachten, denn Pous-

ten und Classen drang, und bei verständigster Bewunderung der Alten, der Verständiger der früheren ausländischen Literaturen, der englischen, spanischen und italienischen ward, zugleich aber das hohle Gespenst des französischen Geschmacks in seine Nichtigkeit zurückzuwerfen strebte. Man muß über den riesenmäßigen Geist des Mannes erstaunen, welcher bei zahlreichen poetischen Versuchen, kritischen, philosophischen und artistischen Untersuchungen aller Art, auf die umfassendsten theologischen Streitigkeiten einzugehen, und hier, indem er auf der einen Seite jene ekle Waare, jenes Gemisch von positiver und Vernunftreligion, welches man damals unter dem Namen der Aufklärung zu verkaufen anfing, in seiner Erbärmlichkeit darstellte, auf der andern aber in dem Nathan aller positiven Religion den Krieg ankündigte, noch unerreichte Muster der A. lemisk aufzustellen wußte. Nach allem dem braucht wohl nicht ausdrücklich erinnert zu werden, daß das Unternehmen, dem Leser eigentliche Resultate aus Lessings Schriften mitzutheilen, theils unersprießlich, theils überhaupt unthunlich seyn würde. Das eigentlich Bleibende und Große in Lessings Schriften, was aber nur durch Selbststudium kennen gelernt werden mag, ist der Styl, seine silberreine, leichte und doch kräftige Prosa, der reiche Witz, die unendlich rege Lebendigkeit des Geistes, womit er seine Untersuchungen und Speculationen nicht eigentlich lehrt, sondern gleichsam verdeckend mittheilt, auf diese Weise unmißverständlich zum Selbstdenken reizend und auffordernd. Indem wir daher aufgeben, das Unbeschreibliche zu beschreiben, wenden wir uns zu Lessings Biographie, aus welcher die Eigenthümlichkeit des seltenen Mannes nicht undeutlich hervorleuchtet, und zugleich werden wir seine Werke, oder doch die wichtigsten, nennen, wie er sie in chronologischer Folge geschrieben hat; verweisen jedoch zuvor noch auf das gute Werk: Lessings Gedanken und Meinungen, aus dessen Schriften zusammengestellt und erläutert von F. Schlegel, 3 Thle., Leipzig, 1804. Von demselben Verfasser ist ein sehr guter Aufsatz in dem ersten Theile der Charakteristiken und Kritiken, so wie auch, jedoch mehr in bloßer Hinsicht der factischen Umstände, der äußern Verhältnisse, unter welchen Lessing lebte, zu nennen: Gotthold-Ephraim Lessings Leben, nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlasse von dessen Bruder K. G. Lessing, 2 Thle., Berlin, 1793. Noch eine Bemerkung über Lessings Biographie. Wenn uns das mannigfach bewegte Leben der Künstler und Gelehrten des Alterthums, oder sogenannten Mittelalters, unendlich anziehend ist, weil wir darin eine Ursache ihres auch in dem rein geistigen Gebiete lebendigen und kräftig gesunden Wesens zu entdecken glauben, so ist Lessings Leben aus dem entgegengesetzten Gesichtspuncte interessant. Man sieht wie dem wissenschaftlichsten Geiste die bloße Wissenschaft nie genügen mag, wie ihm das Leben und dessen mannichfaltige Abwechslungen unentbehrlich sind, und welchergestalt in einer Zeit die Künstler und Gelehrten, als etwas nicht in sie gehöriges, aus sich hinaus in das Gebiet reiner Ideen nöthiget, jenes unbefriedigte Bedürfniß werththätig in die Ereignisse der Außenwelt einzugreifen, in die ganzen Lebensverhältnisse eines solchen, schwankende, sich nirgends gefallende Unruhe bringt. — Nach dem ersten Unterricht in der Religion, welchen ihm sein Vater gab, ein Mann von dem strengsten lutherisch-christlichen Glauben, hatte er Privatunterricht bei einem gewissen Nylius, Bruder des nämlichen um Freigeisterei willen verschrieenen Nylius, mit welchem er später in Leipzig und Berlin, seinen Eltern zu nicht geringer Kränkung, in engere Verbindungen trat. Ein sonderbarer Zufall ließ ihn in Kamen; Unterricht im Malen und Zeichnen bei einem Maler finden.



Wittenberg wieder mit Berlin, und weil Doylus nicht länger daselbst bleiben wollte, übernahm Lessing statt seiner den gelehrten Artikel in der wisslichen Zeitung. 1753 — 54 erschien der 2te und 3te Theil seiner Kleinen Schriften, so wie auch das erste und zweite Stück seiner theatralischen Bibliothek. 1754 machte er mit Nicolai und Moses Mendelssohn Bekanntschaft, begab sich jedoch auf einige Zeit gänzlich nach Potsdam, sein Trauerspiel *Miß Sara Sampson* dort in unge störter Einsamkeit auszuarbeiten. 1755 ging er abermals nach Leipzig, ward mit einem dasigen jungen Kaufmann, Namens Winkler, bekannt, als dessen Gesellschafter er auf leidliche Bedingungen eine große Reise antat, welche aber, da eben der siebenjährige Krieg ausbrach, weiter nicht als bis Holland fortgesetzt ward. Bei der Rückkehr verbitterte ihn zwar eine Streitigkeit mit Winkler, welcher sich geizigerweise der beim Antritt der Reise gegen Lessing übernommenen Verbindlichkeiten zu entziehen suchte, so daß Lessing deren Erfüllung nicht eher, als nach einem ziemlich langwierigen Proceß zu erlangen im Stande war, den Aufsatz enthält in Leipzig. Er ward jedoch schadlos gehalten durch die Bekanntschaft mit dem berühmten preussischen Major von Kleist, welchen damals Dienstverrichtungen in Leipzig festhielten, und dem Freiherrn von Braune, einem zu früh verstorbenen, für die Geschichte des damaligen Theaters merkwürdigen Trauerspieldichter. 1757 fing er mit Nicolai und Moses Mendelssohn an, die Bibliothek der schönen Wissenschaften herauszugeben. Hier begann er seine *Virginia*, welche später unter dem Namen *Emilia Galotti* vollendet und bekannt wurde. Unstreitig unter sämtlichen dramatischen Stücken Lessings dasjenige, was am fleißigsten ausgearbeitet ist, und dabei das geistreichste, mit Ausnahme des *Nathan*, welcher in eine ganz andere Sphäre gehört. Als Kleist 1759 zur Armee abging, und Weise den Voratz gefaßt hatte, nach Paris zu reisen, ging Lessing wieder nach Berlin, wo er mit Mendelssohn und Nicolai die *Literaturbriefe* herausgab, und 1760 Mitglied der königlichen Academie der Wissenschaften wurde. Nicht lange darauf, man weiß nicht genau durch welche Verbindungen, ward er Secretär bei dem General Lauenzien, welcher Gouverneur und Generalmajor-director in Breslau war. Mußte auch bei Lessings großartigem Sinne die Absicht, auf dieser Stelle sich einiges Vermögen zu erwerben, so leicht sie jedem andern zu erreichen gewesen wäre, verunglücken, so war doch diese ungewohnte Veränderung seiner einfrömigen, auf stetes Studiren beschränkten Lebensweise, ja selbst das Hazardspiel, dem er sich hier mit einer gewissen Heftigkeit, um der gewaltsamen Zerstreuung willen, zu der es zwingt, ergeben zu haben scheint, von dem vortheilhaftesten Einfluß auf seine Gesundheit. In Breslau entwarf er *Mimna von Barnhelm*, sein bekanntes militärisches Schauspiel, dem bald zahllose militärische Dramen der Nachahmer folgten. Hier entstand auch seine Schrift: *Laocoon*, oder über die Gränzen der Poesie und Malerei; so wie er auch während der letzten Jahre seines dasigen Aufenthalts schon theologische Untersuchungen anfang. 1765 verließ er Breslau gänzlich, und wandte sich wieder nach Berlin, von neuem einzig und allein den Wissenschaften zu leben. Allein bisher an ein freieres, nicht immer sitzendes Leben gewöhnt, wollte dieß ihm anfänglich weniger behagen, ja im Wismuth über seine Lage soll er einmal den Plan gemacht haben, sich an die Spitze einer reisenden Schauspielergesellschaft zu stellen. Zu verwundern ist es daher nicht, daß er 1767 sich nach Hamburg begab, wohin ihn die dasigen Theaterunternehmer unter vortheilhaften Bedingungen luden, abgleich ihm der Aufenthalt auch hier, wo er seine Dramaturgie



schrieb, durch Uneinigkeits der Vorkcher und selbstgefällige Ungelehrigkeit der Schauspieler sehr verlesdet ward. Zu gleicher Zeit kam er mit dem ungründlichen, aber dabei unendlich rubastichtigen Geheimenrath und Professor Klotz, auf Veranlassung von dessen Schrift; über das Studium des Alterthums; und einer andern; über den Nutzen und Gebrauch des

in den samtsen Streit, endigte. In höchsten, eine Reise nach Jena als vortheilhafte Ruf auf Veranlassung des von Braunschweig, der er Zeit fast der einzige Literatur, Liebe und rhinderte ihn an Aus im April 1789, um es n. Er würde es schon t Madame Knig, er für welche Lessing alles er als aus Dichtern zu gehalten hätte. Auf Manuscript des Erlub das Werk des Franz er auch die Fragments s, und ward dadurch egen Geist, sein unver mit auf das herrlichste n Wolfenbüttel beschäfs

igten, zum Theil aber nicht über den Anfang kamen, ist auch kein Auf sah über das Alter der Oelmalerei, Ansichten, die man ihm in Wien eröffnete, bestimmten ihn 1775 eine Reise dahin zu machen. Indes kritte er sich hier nicht, da der Prinz Leopold von Braunschweig, der eben über Wien nach Italien reiste, ihn in dieses Land der Kunst, was so lange das Ziel seiner Wünsche gewesen war, mitnahm. Vor der Abreise von Wien beehrte ihn die Kaiserin Maria Theresia mit einer sehr gnädigen Unterredung, und gab ihm ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben an den Grafen Firmian in Mailand mit. Den 25. April 1775 ging er wirklich nach Italien ab, und war in der Mitte Decembers schon wieder mit dem Prinzen in München. Als er im Januar 1776 in Dresden war, wurde er dem damaligen Kurfürsten vorgestellt und von diesem sehr gnädig behandelt. Ehre und Gewinn, die ihm von dem Mannheimer Hofe angetragen wurden, und ihn 1777 dahin eine Reise zu machen bestimmten, verloren sich als eitle Versprechungen, bei dem Mangel an liberalen Ideen, welcher bei mehreren einflussreichen Vornehmen ihm im Wege stand. Auch Wolfenbüttel sollte ihm noch unangenehme Stunden machen, da es bei seinen theologischen Streitigkeiten, besonders mit dem Hauptpastor Stige zu Hamburg, endlich dahin kam, daß man ihn unter den schärfften Censurzwang setzen wollte. Zu derselben Zeit starb seine Frau im Kindbette. Einer theologischen Polemik setzte er mit dem Nathan die Krone auf. Er ist schon oben erwähnt worden, und ein Gebildeter ist nicht leicht mit dessen Inhalt unbekannt. Unter diesen Arbeiten aber litt er an immer wachsender Kränklichkeit, welche ihm bei den Verfolgungen und Chicanen, womit man wegen seiner theologischen Schriften gegen ihn verfuhr, nicht länger jovialischen Gleichmuth beizubehalten erlaubte. Nach einer

dauernden Gesundheitschwäche, welche vom 3ten bis 25ten Februar 1781 zur wahren Krankheit wurde, die sich besonders durch Engbrüstigkeit äußerte, befiel ihn dieses Uebel, als er sich am 25ten des Abends, anscheinend in recht leidlichem Befinden, zu Bette legte, auf einmal mit solcher Heftigkeit, daß er nach wenigen Minuten, sich und den Umstehenden unvermuthet, starb. D. M.

Leß (Gottfried), zuletzt Consistorialrath und erster Hofprediger zu Hannover, wurde am 31. Jan. 1736 zu Conitz, einem westpreussischen Städtchen, geboren. Von seinem vierzehnten Jahre an besuchte er das Collegium Fridericianum zu Königsberg, und bezog darauf in seinem siebenzehnten die Universität zu Jena, von wo er im J. 1757 nach Halle ging, und dort unter Baumgarten seinem Geiste jene ausschließliche Tendenz zur Theologie gab, die ihn später während seines ganzen Lebens auszeichnete. Nach vollendeten Studien, und da sich für ihn in Halle keine Versorgung ausmitteln lassen wollte, begab er sich nach Danzig, wo er privatisirte und 1758 seine Abhandlung, die Ehre der Bekennnißbücher der evangelisch-lutherischen Kirche herausgab. Im J. 1761 wurde er zum außerordentlichen Professor der Theologie zu Danzig ernannt, in welchem Amte er in diesem und dem folgenden Jahre mehrere Programme schrieb. Bei der Reise, welche er hierauf mit Erlaubniß des akademischen Senats nach Holland und England antrat, machte er zu Hannover die persönliche Bekanntschaft Münchhausens, der ihn schon als verdienstvollen theologischen Schriftsteller kannte, und ihm deshalb eine außerordentliche Professur der Theologie und die Universitätsprediger-Stelle in Göttingen antrug, welche Leß annahm und bei seiner Rückkehr aus England zu Michaelis 1763 auch wirklich antrat. Das Gepräge des Neuen und Ungewöhnlichen, welches seine Vorträge auf dem Katheder und auf der Kanzel auszeichnete, erregte Aufsehen und erwarb ihm ungemeinen Beifall. Dies war die Blüthenzeit Lebens, und zugleich auch das goldene Zeitalter der theologischen Facultät zu Göttingen. Seine Kanzelreden entfernten sich so weit vom gewöhnlichen Zuschnitt, waren in ein so geschmackvolles Gewand geküllt, griffen so tief ins Leben und dessen Verhältnisse ein, und zeichneten sich eben so sehr durch frappante und überraschende Gedanken, als durch Pathos und Fülle einer herzergreifenden Beredsamkeit aus, daß ihnen niemand widerstehen konnte. Seine Betrachtungen über einige neuere Fehler im Predigen, welche das Nützliche des Kanzelvortrages verhindern, 1765, und sein Abriss der theologischen Moral, 1767, beurkundeten einen Rigorismus, der selbst damals nicht ganz gebilligt wurde. Er verdammt nämlich in diesen Schriften die Schauspiele, verlangte, daß der Sonntag auch zu einem Ruhetage für die Thiere bestimmt seyn solle, hielt es folglich für Unrecht, sich derselben an diesem Tage zu seinem Vergnügen zu bedienen, und erklärte die Unterlassung des Tischgebets für thierisch. Aber um so ehrwürdiger war er, wenn er mit der ganzen Kraft der Wahrheit und mit einem heiligen Eifer von der Reinheit des Herzens und von der Heiligkeit des Lebens, von der Pflicht der Keuschheit, des Gebets, von dem Verbrechen des Selbstmordes und von ähnlichen Gegenständen sprach. Ein wichtiger Zug seines Charakters ist es, daß, da er nicht alle Fälle des kirchlichen Systems gegen die Deisten, welche er zu bekämpfen sich damals vorgenommen hatte, zu retten mußte, der streng gewissenhafte Mann beinahe auf dem Punkte stand, seine Zweifel der Regierung zu entdecken, und zu erwarten, was diese über ihn beschließen würde. Die Wahrheit, Gütlichkeit und

Wohlthätigkeit der christlichen Religion zu erweisen, und gegen die Naturalisten, jedoch nicht im intoleranten Geiste der alten Polemik, zu rechtfertigen, war und blieb nun das Hauptstudium seines Lebens in Vorträgen und Schriften. Diesem Streben verdankt man das zu seiner Zeit für classisch geachtete Werk: Beweis der Wahrheit der christlichen Religion, 1769, welches sehr viele Auflagen erlebte, und die erweiterte und umfassendere Umarbeitung desselben, unter dem Titel: Ueber die Religion, ihre Geschichte, Wahl und Bestätigung, 1783. Zu dem Entwurf eines philosophischen Cursus der christlichen Religion gab ihm der Religionsunterricht Veranlassung, welchen er den englischen Prinzen zu geben hatte. Nachdem er im J. 1765 die ordentliche theologische Professur, und im darauf folgenden die theologische Doctorwürde erhalten hatte, nöthigte ihn seine kränkliche Constitution 1774 eine Reise in die Schweiz und das südliche Frankreich zu machen, von welcher er auch an Leib und Seele gesunder wieder in Göttingen anlangte. Nun erschien 1779 seine christliche Religions-Theorie für das gemeine Leben, oder Versuch einer pragmatischen Dogmatik, deren dritte Auflage 1789 unter dem Titel: Handbuch der christlichen Religions-Theorie für Aufgeklärtere, herauskam, welches Werk, als Handbuch zu seinen dogmatischen Vorlesungen unter allen seinen Schriften die meiste Aufmerksamkeit erregte. Ob nun gleich dieses Werk nicht in allen Punkten die Erwartungen der Orthodoren erfüllte, so triumphirten diese doch, daß er in Hauptlehren, und vorzüglich in der von Jesu, dem Erlöser, noch immer einer der Ubrigen war. Kurz darauf gab er auch 1778 eine neue Uebersetzung der Briefe an die Corinthier und Römer heraus, welche als eine Probe einer neuen Uebersetzung des neuen Testaments, bei welcher ihm Michaelis Uebersetzung des alten Testaments zum Vorbilde gedient hätte, gelten sollte. Da Lessing um diese Zeit durch seine wolfsbüttelschen Fragmente die Grundpfeiler des Christenthums erschütterte, und auch die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte in Anspruch genommen hatte, so konnte der die Sache der historischen und ethischen Religion so warm vertheidigende Lessing unmöglich dazu schweigen. Er setzte deshalb jenen Angriffen seine Auferstehungsgeschichte nach allen vier Evangelisten entgegen. Im J. 1779 gab er in Gemeinschaft mit seinem Freunde und Collegem, dem Doctor Miller, das neue göttingische Gesangbuch heraus. Im J. 1784 wurde er erster Professor der Theologie mit dem Charakter eines Consistorialraths, sah sich aber, wegen zunehmender Kränklichkeit, zugleich genöthigt, die Universitätsprediger-Stelle niederzulegen und sich, je nachdem es seine Kräfte erlauben würden, nur dann und wann eine Predigt vorzubehalten. Noch im J. 1787 trat er beim Jubelfeste der Universität mit der ganzen feurigen Beredsamkeit seiner bessern Zeit als Kanzelredner auf. Aber er hatte das Schicksal alles dessen, was irdisch ist: es schien nämlich, als ob er nicht mehr gleichen Schritt mit dem schnellen Gange des Zeitalters zu halten im Stande sey. Aber auch die neue, durch philosophischen Geist sich auszeichnende Dogmatik und Moral, vermochten es nicht, den alten Ruhm und Glanz der theologischen Facultät zu Göttingen wiederherzustellen, der nun einmal durch zu langes Hegen und Pflegen einer gewissen Orthodorie, in den Augen eines großen Theils des jüngeren Geschlechts verloren war. Lessing, der sonst wohl in dem Rufe der Heterodorie gestanden hatte, den späterhin bald die Orthodoren, bald die Heterodoren für den Ubrigen erklärt, oder den auch,

nach den Umständen, weder jetzt, noch dich  
 hatten; Leib sah sich allgemach in die La-  
 zeit. Nun hing man auch an, ihn in d  
 und härter zu indeln; Wahrheit sprach  
 mit Würdwillen von ihm; sein akademische  
 foal stand endlich ganz leer. Was war al  
 wünschte, sich zurückziehen zu können. Ni  
 der König 1790 an Koppens Stelle zum e  
 der, welche Stelle Leib mit bescheidenen Ent  
 an-nach zu leisten im Stande seyn werde, annahm. Nach wenigen  
 Jahre erblickte er auch die Generalinspizientenatur von Calenberg mit  
 die Stelle des ersten gütlichen Raths im Consistorium. Nun aber er-  
 lag endlich, unter dem Beschwerden vieler neuen Aemter, denen er sich  
 mit erquickter Jugendkraft hinzugeben schickte, sein geschwächtes Körper,  
 und er starb am 21. Aug. 1797.

Leibe, ein Fluß in der Unterwelt, dessen Wasser die Kraft hatte,  
 die Seelen der Verdorbenen, welche daraus tranken, allmählich auf der  
 Erde erloschenen Ungewachst vergessen zu machen. Besonders mußten sich  
 Kiöndere nur denjenigen Seelen daraus tranken, welche weder auf der  
 Oberwelt in neue Körper zurückkehren sollten, damit sie auch zugleich  
 die im Elysium gemachten Freuden vergessen möchten.

Letten mochten ursprünglich mit den Litthauern ein einziges Volk  
 aus, und sind also eigentlich ein Stamm der Elben, oder Finnen.  
 Beide Völker redeten auch einerlei Sprache, und selbst die Dialecten  
 derselben scheinen zur Grunde einerlei zu seyn. Die Provinzen an der  
 Ostsee, welche wir jetzt unter den Namen Luthland, Esthland, Curland,  
 und Semgallen kennen, gehörten schon in den frühesten Zeiten zum  
 russischen Empire, zählten diesem aber nur Tribut und leisteten allmählich  
 nach eigener bürgerlicher Verfassung. Die Russen widersetzten sich nicht  
 einmal dem Versuch fremder Eroberer, die hier eine neue Herrschaft  
 zu gründen anzufangen. So geschah es, daß sie sich, besonders während  
 der letzten Zerrüttung in Rußland, allmählich abdrückten, und  
 schiedlich erst dann wieder zur Unit  
 als Peter der Große seine Rechte a  
 machen mußte. Dem übrigen Eur  
 bekannt, die im J. 1758 bereits  
 betäubung nach Norden suchten, um  
 Ostland, vom Eisthale an die  
 dieses Land zu besuchen anlangen. Mehrere Jahre nachher ließ sich ein  
 Augustinerwald, Namens Melchior, nach vielen andern Deuten  
 sehen, in Luth  
 thume und war  
 schloß nach ihm  
 fahren nach de  
 für seine geistl  
 und verlegte de  
 Jahrhunderts b.  
 Er besah die Eignoth der zum Erbkönig  
 u ihrem Bischof. Allein erst dem dritten Bis  
 eht, der mit einem neuen Zuge von Krant  
 low, gelang es, daselbst einen sichern Grund  
 fest zu legen. Er erbaute 1200 die Stadt Riga,  
 es Ostthums dahin. Wegen das Ende dieses  
 Jahrhunderts b. sch der dänische König Lud VI. dieser  
 Provinzen, welche aber von einem seiner Nachfolger, Waldemar III.,  
 für eine Summe Geldes dem deutschen Orden, mit welchem der im  
 J. 1201 vom Bischof Albrecht gestiftete Schwertbrüder-Orden verein  
 igt war, wieder abgetrennt wurden, so daß also der deutsche Orden  
 sich fortan im Besitze von Luthland, Curland, Semgallen und Esthland  
 befand. Jedoch bewirkte endlich die Schwäche des Ordens, die sich  
 außer Stande sah, den Bemühungen des Kaisers Joan II. Basiliens, sich

Aber diese dem russischen Reiche entrissnen Provinzen wiedererobern sollte, Widerstand zu leisten, im J. 1562 eine völlige Auflösung des ganzen Staates. Esthland begab sich unter schwedischen Schutz, Lief- und verband sich mit Polen, und Curland nebst Semgallen ward ein genes Herzogthum unter polnischer Hoheit, welches der letzte Heermeis-

Leucippus, ein Philosoph der eleatischen Schule und Zögling des Democrit. Von seinen Lebensumständen ist eben so wenig bekannt, als daß man seinen Geburtsort mit Bestimmtheit anzugeben vermöchte. Nach einigen war er aus Abdera, nach andern aus Elea, wieder nach andern von der Insel Melos gebürtig, und lebte 500 v. Chr. Geburt. Sein Lehrer war Zeno, der Eleatiker. Um den Streit der Vernunft mit der gemeinen Sinnenerfahrung, die Substanz betreffend, welcher damals beschäftigt, zu vermitteln, ward er Erfinder eines Systems, nämlich des sogenannten Atomen-Systems, leugneten die Wirklichkeit der Bewegung Dinge, indem sie alles Vorhandene auf eine änderliche Substanz zurückführten. Da die Sinnenerfahrung zuwider war; so hatten bereits aller einen Mittelweg einzuschlagen versucht, mit ganz glücklichem Erfolge. Leucipp suchte zu helfen. Er nahm einen leeren Raum an, und durchdringlichkeit der Körper nicht mehr a.



n aufhört. Die Weltseele ist eben so wie alles übrige, bloß ein Werk des blinden Zufalls. Denn eine verständige Schöpfung nach Zwecken, heint von Leucipp nicht anerkannt worden zu seyn; auch ist in seinem Systeme nie die Rede von Göttern.

Leucothoe, Tochter des Arhamus, Königs von Achämenia, und der Eurynome, ward vom Apollo geliebt. Da aber die frühere Geliebte desselben, die Rhythie, darüber in Zorn gerieth und dem Vater der Leucothoe das Liebesverständnis seiner Tochter mit dem Apollo verrieth; so ließ dieser sie lebendig in die Erde vergraben. Apollo aber verwandelte sie in eine Weihrauchstaude, die zum immerwährenden Andenken ihrer Zärtlichkeit und ihres Schicksals, aus dem Grabe derselben hervorsproßte.

Leuthen, ein niederschlesisches Dorf im Fürstenthume Breslau, gegen die Neumark und die liegnitzischen Gränzen zu gelegen, ist wegen der Schlacht berühmt, in welcher Friedrich II. in der Nähe desselben, am 5. Dec. 1757, einen großen Sieg über die Oesterreicher erfocht, in Folge dessen er noch in demselben Jahre Breslau wiedereroberte und den Feind aus Schlesien vertrieb.

Leuwenhöck (Anton von), ein berühmter Physiker, wurde 1632 zu Delft geboren und zeichnete sich insbesondere durch die Verfertigung seiner Mikroskop- und Brillen-Gläser aus. Seine übrigen Entdeckungen, von denen einige von anerkanntem Nutzen, andere hingegen wahrhaft chimärisch sind, haben ihm einen Namen gemacht. Zu letztern gehört sein System der Saamenwärmer, welches er, statt des Systems der Eier, zum Princip der Zeugung machen wollte. Diese Hypothese, welche anfangs den Reiz der Neuheit für sich hatte, ward bald vergessen. Leuwenhöcken fehlte es überhaupt sowohl am eigentlichen Studium, als besonders am tieferen Scharfsinn, welcher allein im Stande ist, Licht über die Wissenschaften zu verbreiten. Doch muß man es ihm Dank wissen, zur Entdeckung der Keime beigetragen zu haben, welche, wie ein gewisser Philosoph behauptet hat, allein im Stande ist, den Atheismus zu widerlegen. Er starb im J. 1725. Zu Delft, in der alten Kirche, ist ihm ein prachtsolles Grabmahl mit einer höchtdnenden Grabchrift errichtet worden. Er hat in holländischer Sprache verschiedene Werke herausgegeben, die unter dem Titel: *Arcana naturae detecta*, in 4 Quartbänden (Delft, 1695—1719), ins Lateinische übersetzt, und nachher (Leiden, 1722) wieder aufgelegt worden sind. Im J. 1722 hat man auch in einem Quartbande seine Briefe an die königliche Gesellschaft zu London, deren Mitglied er war, und an verschiedene Gelehrte herausgegeben.

Levante, die (aus dem Ital. *il levante*, Franz. *le levant*, der Osten oder Morgen), bezeichnet bei den Europäern im Allgemeinen alle diejenigen Länder, welche um das mittelländische Meer, überhaupt nach dem Morgen zu, liegen. Im engeren Sinne, und besonders bei den Engländern, werden darunter nur die asiatischen, am Archipelagus belegenen Küsten, von Konstantinopel an bis hinunter nach Alexandria in Aegypten, verstanden. In dieser im engeren Sinne genommenen Levante (türkisch *Anadolu*), welche ungefähr das alte Kleinasien in sich begreift, sind unter den Handelsstädten, außer den beiden genannten Städten, noch Smyrna, Scanderona (Alexandrette) und Aleppo berühmt. Diese eigentliche Levante steht unter türkischer Hoheit, hat ein sehr warmes Klima, viele Berge, aber auch sehr fruchtbare Ebenen, und wird von Türken, Armeniern und Griechen bewohnt. Die Hauptproducte des Landes sind: Getraide,

schreibt.

Leyden, eine große, volkreiche, schöne, und nach Amsterdam die größte Stadt in Süd-Holland, am alten Rheine, der aber nur mit ein Graben aussieht, hatte in 10,900 Häusern ehemals nahe an 48,000 Einwohner (nach andern gar 109,000), die aber im J. 1796 auf 30,955 heruntergesunken waren. Die dortige Universität, welche 1575 gestiftet



wurde, zerschnitten  
romische Theater,  
rare Bibliothek u  
wurde sie aufs W  
König das reiche  
urückgekommene  
mehreren vorzügli  
reflichen Gärten  
im Range derjeni  
Provinz Holland  
Butter, auch sehr  
weilig machten ei  
Johann Bod  
der Wiedertäufer  
worden. Im J.  
an Hunger und  
muthig überstand  
Hauptplatz für di  
Wollhandel, wel  
breite Gasse i

ken breiten Canäle zu großer Bequemlichkeit dienen. Doch sind von den  
ehemals daselbst vorhandenen 200 Luchfabriken nur noch 20 im Gange,  
und in der letzten Zeit haben auch diese so sehr abgenommen, daß man  
statt 25.000, jetzt jährlich nur noch 2000 Stück Luch verfertigt. Die  
Stadt hatte am 12. Febr. 1807 das große Unglück, daß ein mit 40,000  
Pfund Pulver beladenes Schiff, welches in der Stadt lag, in die Luft  
flog, durch dessen Explosion, welche man 6 1/2 Meile weit hörte, die  
zu beiden Seiten des Canals stehenden Häuser zusammenstürzten, und  
eine sehr große Menge Menschen ihr Leben verloren. Der Schaden  
ward auf anderthalb Millionen Gulden geschätzt.

#### Leydner Flaschen, s. Flaschen.

Leydner (Kleist'sches) Vacuum ist eine belegte Flasche, aus  
welcher man bei elektrischen Versuchen die Luft ziehet, und damit Ere  
scheinungen des elektrischen Lichts im luftleeren Raume darstellen kann.

Lezen (zur Lezen), Schloß und ehemalige Herrschaft im Kur  
fürstlichen, nun aber zum preussischen Großherzogthum Niederrhein ge  
hörig, an der Mosel, zwei Meilen von Coblenz, seit 1803 zum franzi  
sischen Departement des Rheins und der Mosel gehörig, ist das Stamm  
haus des reichsgräflichen Geschlechts von der Lezen und Hohenerolden  
egg, und enthielt auf 8 Meilen 29,000 Untertanen und 85 000 fl. Ein  
künfte. Da die Familie keine Kreisstimme gehabt, auch keine Kriegs  
kosten getragen hatte: so ist ihr, nachdem der größte Theil ihrer Besi  
zungen in französischen Besitz gerathen, in Regensburg keine Entschä  
digung zugesprochen, und sie auf die Aufhebung des Sequesters verwiesen  
worden. Dagegen wurde der Graf Philipp Franz, durch Verwendung  
seines Oheims von mütterlicher Seite, des Fürsten Primas, L. J. 1808  
Mitglied des Rheinischen Bundes, und erlangte als solches die k. k.  
Würde, und die Souverainität über die kleine Grafschaft Geroldes, A  
welche kein Haus seit 1712 als Oesterreichisches Lehn inne gehabt, und  
die zwischen der Rhenig- und dem Rhein, mitten im Badenschen Gra  
biete liegt. Zum Rheinischen Bunde stellte dieses Ländchen ein Conting  
ent von 29 Mann. Bey dem i. J. 1813 erfolgten Umschwunge der  
Dinge in Deutschland wurde dem Fürsten die Selbstständigkeit nicht

bewilligt, sondern das Land occupirt, und vermöge des 52. Art. des Kongressinstrumentis dem Hause Oesterreich zugetheilt. Vermuthlich wird dasselbe in Zukunft einen Bestandtheil des Großherzogthums Baden ausmachen.

Leyer Deutsche Leyer, lra tedesca, Banca-Leyer.

an den Senat; auch ihre öffentlichen Verkündigungen an das Volk. Libellus delatorius bedeutete eine heimliche Denunciation, welche durch heimliche Anflauer gemacht wurde. Libellus famosus war ein eigentliches Pasquill (Schmähschrift); worin die Ehre eines andern

angegriffen wurde

brannt;

Lod zu-

fasser ge-

Lid

Man sich

war Libe

der seinen

hätte. U

Lie

hen die z

obet jene

eine gewi

weise Liee

Waaren,

Eisens,

jede Auf-

Licq

überstand-

den, und

Rechte und

Lich

Kirzsternen

und Wür

erst erleuq

dunkle Ab

stantielles

Lichte, Si

werden.

fortsetzt, u

nach allen

(Ausdehnb

hare) Su

breitet es

nützt (

zeigt alle

weisen wer

sich zu veri

mathematis

der Sonue

Secunde 4c

her 10,310

Erde um di

fast um 87

Millionen

zu, in we

erleuchtet

man nur et

anzünden in

ebenen. Sa

die Kraft derselben noch merklicher. So wird z. B. eine Ebene nur halb so stark von der Sonne erleuchtet, wenn sie den Strahlen unter einem Winkel von 30 Graden entgegengekehrt wird. Daher erwärmen auch die im Winter schräg auffallenden Sonnenstrahlen die Erde weniger, als im Sommer, wo sie gerade fallen. Das Licht wird ferner geschwächt, wenn es durch durchsichtige Körper, z. B. durch die Luft, durch Glasscheiben, durch Wasser geht. Ueber die Natur und das eigentliche Wesen des Lichts sind die Physiker noch sehr in Zweifel. Newton lehrte, daß das Licht als eine eigenthümliche Materie von den leuchtenden und erleuchteten Körpern ausgehe. Dieß ist das bekannte Emanationsystem, welches an Euler einen entschiedenen Gegner gefunden hat. Aber Euler selbst stützte sich dabei auf unsichere Gründe und unbändige Schlüsse. Er nimmt eine feine, elastische, durch den Himmelsraum verbreitete Materie an, die er Aether nennt, und glaubt, daß die Natur der leuchtenden Körper darin bestehe, daß ihre Oberflächen sich in einer beständigen, schnell auf einander folgenden zitternden Bewegung befinden, wodurch der umgebende Aether eben so bewegt werde, wie die Luft durch die Schwingungen einer klingenden Saite (Vibrationsystem). Allein, wer sieht hier nicht das Willkührliche in dieser Erklärung? Wo findet sich der Beweis für das Daseyn eines solchen Aethers? Das Emanationsystem ist demnach durch Euler durchaus nicht entkräftet; vielmehr erklärt es diejenigen Erscheinungen, welche wir bisher an dem Lichte bemerkt haben, besser, als fast irgend eine Theorie.

Lichtenau (Gräfin), stammte von geringen Eltern ab. Ihr Vater, ein gewisser Enke, war Trompeter bei einem in Berlin garnisirenden Regimente gewesen, und hatte in einem Winkelgäßchen der Hauptstadt, nach erhaltenem Abschiede, eine Wirthschaft etablirt, in welcher selbst für die verworfensten Freuden der Sinnlichkeit reichlich gesorgt wurde. Ihre Mutter, ein ganz gemeines Weib, speculirte dabei am meisten auf die Reize der beiden aufblühenden Töchter. Die ältere ward deswegen als Figurantin bei der großen italienischen Oper, aufs berliner Theater gebracht, zog bald die Augen vornehmer Wüstlinge auf sich, und richtete mit deren Unterstützung ein eigenes Hauswesen ein, welches durch die Besuche mancher Herren aus den ersten Ständen, beglückt und erhalten wurde. Die jüngere Schwester Wilhelmine, ein Mädchen von etwa 14 Jahren, vertrat die Stelle einer Aufwärterin, und wurde von der ältern oft sehr grausam behandelt. Der damalige Kronprinz, welcher gleichfalls zu jenen Tempeln geheimer Freuden wallfartete und an der ältern Enke vielen Geschmack fand, sah einstens die grausame Behandlung des jungen interessanten Mädchens mit an, ward dadurch aufs äußerste indignirt, nahm die Gemißhandelte in Schutz und führte sie noch in derselben Nacht ihren Eltern wieder zu, denen er befahl: für die sorgfältige Erziehung der Kleinen die nöthigen Einrichtungen zu treffen und die Kosten derselben von ihm ohne Rückhalt zu fodern. Inzwischen würde Wilhelmine Enke wahrscheinlich ganz vergessen worden seyn, wenn die Flucht ihrer ältern Schwester mit einem russischen Grafen, nicht dem seiner Favorte nunmehr beraubten Prinzen, die jüngere Schwester nach Jahresfrist wieder lebendig in Erinnerung gebracht hätte. Er verlangte sie zu sehen, und erstaunte über die herrlich aufgeblühete Schönheit des Mädchens. Entzückt durch die Naivetät, Grazie und kunstlose Dankbarkeit des jetzt noch schuldlosen Geschöpfes, faßte er augenblicklich den Entschluß: diese aufblühende Rose nicht eher zu entblättern, als bis sie

Im mehr als augenblicklichen Beruf gewählten Stande. Er nahm sie daher aus ihrem väterlichen Hause, brachte sie nach Forstheim in das Haus eines seiner Oerren, ordnete ihr eine besondere Aufsicht an, wie auch geschickte Lehrer zu, und kam selbst fast täglich, um sie zu unterrichten und ihrem Fleiße eine feinere Ausbildung zu verschaffen. Pope II. noch nicht erwehlet, war Wilhelmens und Antonens jedoch schon früh verstorben worden, und ihr sehnlich, aufsteigendes Temperament hatte bei der früher erhaltenen schwachen Erziehung nur dazu gedient, den Samen der Verstellung und Neugier schnell zu erwecken. Ihre Liebe zu dem Prinzen war die erste auflodernde Blüthe, welche sie gezeiget, und als sie die Freuden sinnlicher Liebe kennen gelernt, war sie im höchsten Grade ausschweifend und widerte nur ihre Pflege, sobald sie nur einen Schatten erblickte, der ihrer Entschloßtheit die mindeste Naheung gab. Es entstand darauf zwischen ihr und dem Prinzen häufige Zwistigkeiten, die zu den edelsten Reaktionen führten, wobei jedoch des Prinzen Liebe unverletzt blieb. In diese Zeit legte die ältere Schwester, mit dem Tute einer Heilung geschwächt, von ihrem Neuen zum Abschied, und der große König hatte sich schon mancher über die Verhältnisse seines Neffen erkundigt, wodurch es zu einer Erklärung kam, die den Prinzen demog. schenkte. Wilhelmens Eifer wirkte also mit ihrer geliebten Schwester und einer schrecklichen Verbindung nach Paris ab, während der Prinz durch ihre Mittel die Liebe zu sich selbst für ihre Enternung zu halten suchte. In Paris ward sie nicht nur die Geliebte, sondern auch unter Anleitung ihrer schon langjährig gewesenen Schwester, die vollkommenste französische Courtisane. Hat nicht sie sich in der Kunst zu erlaben und Intriguen anzuspinnen, und hier entwarf sie im Gemüthe ihres verwandtschaftlichen Charakters, den selben Plan: das Herz ihres königlichen Liebhabers nicht mit leichten Neidhanden an sich zu fesseln, sondern es wie unumwundenst vornehmlicher Gewalt zu beherrschen. Bei ihrer Rücksicht ward der Prinz durch ihre erworbenen Vollkommenheiten nicht als sie vorher bezaubert, und nun schon wachte sie sich einen so entscheidenden Einfluß über ihn zu verschaffen, daß er sich oft für Wenigen verwenden und sie dadurch in bedeutende Ehrenstellen ein anderes Verdienst hatten, als ihm von ihrem sein. Der große König durchschauete aber das Geheimnis und es erfolgte daher eine sehr ernsthafte Meinung an mehr auf die Ermordungen einer gewissen hohen Person Rücksicht zu nehmen! Um dieselbe Zeit fugte die Kaiserin, ohne auszuweichen zu können, im großen Vorworte zusammen. Sie wurde ein wenig der Befehl ertheilt: den ersten Schritt zu nehmen, in welchem Falle ihr rechtliche Aussteuer gelohnt werden sollte. Die Kaiserin endlich, nach langen Debatten, auf einen gewissen Punkt, den Ehemann dem königlichen Ehemann in Boten, welcher den christlichen Verbindungen der Kaiserin mit dem Prinzen verbunden auf seine Liebe hindern konnte. Madame de L. blieb also in ununterbrochener Kunst des Prinzen, und als dieser den Thron seines großen Oerrens bestiegen hatte, wurde der Einfluß der Madame de L., deren Ehemann jedoch zu einer ungeschickten Ehrenstelle befördert worden, fast allmächtig. So inzwischen ihre eigenen Neugier allmählig verblüht waren, hielt sie es für gerathen, wo nicht die Kaiserin, doch die Kaiserin der neuen Liebhabers ihres königlichen Freundes zu werden. Es ist so

nichtens factisch erwiesen, daß die Bedingungen, welche der Monarch seiner neuen edlern Geliebten, der Gräfin J. . . . bewilligte, so wie das für sie bereitete kostbare Kinder- und Wochengeräthe, mit Madame Rig besprochen, auch letzteres von ihr selbst eingekauft wurde. Wie wenig sie durch jene neue Liebchaft an Einfluß verloren hatte, beweist schon der Umstand, daß der prächtige Bau ihres Schlosses zu Charlottenburg damals mit einem Luxus aufgeführt wurde, der in der preussischen Monarchie kaum seines gleichen fand. Das Trauerzimmer, worin ihr Sohn, der Graf von Brandenburg gestorben, ward mit besonderer Pracht verziert, und hier mußte auch, mit Hülfe rheinischer Bauleiter, der Geist des früh Verstorbenen dem königlichen Vater erscheinen, um ihn an das der Mutter geleistete Versprechen; sie unter keinen Umständen von sich zu entfernen, zu erinnern. Eine Bauleiter,

des großen Thals ihrer  
 irren darre. Sie ist in wech-  
 sdrichen beschuldigt worden;  
 en, und sie selbst hat es ge-  
 l Etheilen, welcher viele Ori-  
 en, als Re-Drernungs-Du-  
 gehen zu lassen. Diese muß  
 et Lichte n a n einen andern  
 western, der Pompadour  
 eher vernimmt, als bejahet

werden:

.....g (Georg Christoph), Königl. großbritannischer Hof-  
 et der Pacht zu Oettingen, war am 1. Jul. 1720  
 , einem Dorfe nahe bei Dornbach, geboren, und das  
 achtzehnte Land aus derselben Gde. Er erd-ete schon  
 von Mütterliche seines Vaters einige Kenntnisse in den  
 fenistetten, und brüchete, nach dem Tode desselben,  
 zu Dornbach. Bis in sein achtes Jahr darrte er ein  
 modigebildeten Körper gehabt, aber von dieser Zeit  
 e Folgen der Murrer-Praxis einer Absterben, die ihm  
 errent hat, und er bekam einen verminderten Pro-  
 einer Jugend hatte die Abrogation einen besondern An-  
 ; sich auch im spätern Alter mit Vergnügen erwarnte,  
 hielt er bereits einen kleinen Philosophen Vorlesung  
 Langschilde der Marktwahl. Landrat Ludwig VIII.  
 wunden Lichte n a n ausrichtete, anerkannte den fleißigen  
 Adacht, wo derselbe als Professor dieser Wissenschaft  
 in Paffen angestellten, oder sich kleiner dem Nachdenken am Aline zu  
 edients, wo ohne tiefere Kenntn is des Marktwahl und Paffen Pla-  
 richte nicht zu vermeiden sind. Im Jahre in deutschen Merken, welche  
 e bei ihrem Abgang vom Gymnasium hielt, und welche von der wahr-  
 en Philosophie und philosophischen Schwärmen handelte, erword ihm  
 von damals einen unangenehmen Petal und verschaffte ihm einen  
 et ihm seinen Weg von nun an sehr erleichterten. In einem Alter von  
 g Jahren gieng er 1743 nach Oettingen, wo er sich dem Studium  
 er gelohenen Wissenchaften hingab, eine Methode, die er sich sehr  
 stin lobete, und mit einem Euse noch zu groß und zu weit ausge-  
 gtem Plane verfuhr. Er sang aus an, sich den astronomischen Be-  
 rechnungen mit Fleiß zu widmen, und beobachtete z. B. das Erdbeben  
 in J. 1767 mit solcher Aufmerksamkeit, daß er diesen Dauer auf sechs  
 Sekunden hielt, da es nach der allgemeinen Angabe eine volle Minute  
 gedauert haben sollte. So beobachtete er ferner mit Lust den die-  
 Absterben Durchgang der Venus durch die Sonne am 19. Jun. 1769,  
 in Lometen von 1770 und 1771. In die auch den von 1773, welche  
 lang durch die Sternbilder er verschaffte und der geringlichen Be-  
 wirt der Widenshaften überrascht. So verfertigte er auch in dieser  
 zu Mondkarten, sehr sauber gemacht, auf denen die Flecken so ver-  
 schert sind, wie sie die Beobachtung zufolge nach und nach von dem  
 Beobachter beobacht werden müssen, welche er hernach öffentlich gab, die  
 e als ein schöneres Denkmal von Lichtenbergs künstlerischer Hand-  
 et ein Heiligthum aufhob. Im J. 1770 verlangte ihn hin Vasser  
 und jarch; er sollte Professor der Marktwahl in Paffen werden.  
 der man hat ihm aus außerordentliche Professur an, die Lichtenberg  
 mit Befehlung vorzog und im seinem 57ten Jahre annah. Im De-

desselben Jahrs hatte er zwei junge Engländer von Stande nach London begleitet, und dort das Glück gehabt, nicht allein den englischen Astronomen, sondern auch dem Könige selbst, der ihn sehr auszeichnete, bekannt zu werden. Als nunmehriger Professor in Göttingen zeigte er seine Vorlesungen durch ein deutsches Program an, welches von der Schwierigkeit in der Berechnung der Wahrscheinlichkeit des Spiels handelte. D'Alembert und Beguelin verwirrten den Fragpunct, indem sie hierauf antworten wollten; Lichtenberg zeigte jedoch in seiner Replik, welche Klarheit und Deutlichkeit in Behandlung solcher Gegenstände ihm bewohne. Als der König außer Göttingen auch die astronomische Bestimmung mehrerer Oerter seiner deutschen Staaten unternommen sehen wollte, so maß Lichtenberg in den Jahren 1772 und 73 die Lage von Hannover, Osnabrück und Stade, und legte der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen, deren Mitglied er 1774 geworden war, Rechenschaft von seiner Arbeit ab. Hierauf gab er Joh. Mayer's Werke mit Erläuterungen heraus, und fügte eine Mondkarte und ein Verzeichniß der Mondflecke hinzu; doch ist davon nur der erste Band erschienen. Seine Liebe für England und die Achtung, die ihm der König fortwährend erwies, bewanlaßte seine zweite Reise dahin, wo er am 23. Sept. 1774 ankam. Hatte sein erster dortiger Aufenthalt schon unverkennbar auf seine vielseitige philosophische und ästhetische Ausbildung sehr glücklich gewirkt, so war dieß noch viel mehr der Fall bei seinem zweiten. Nun vollkommen mit der Sprache vertraut, besuchte er, wo diese Nation allein recht lebendig kennen zu lernen ist, die Schauspiele mit Liebe und mit einem Nutzen, den nur wenige Ausländer aus denselben zu ziehen vermögen. Ein Beweis davon sind die trefflichen Briefe über Garrick und über das englische Theater. Nur auf diese Weise konnte sich der Mann bilden, der unsnachher einen Commentar zu Hogarths lebendigen Kupfern lieferte, wie ihn dieser Seelenmaler sich nur immer selbst hätte wünschen können, und wie er ihn unter seinen eigenen Landsleuten nicht gefunden hat. Indessen blieb auch diesmal die ernste Wissenschaft sein Hauptaugenmerk, wovon seine Bemerkungen über Horrobys Observatorium (Deutsch. Mus. Jan. 1776) und über das große Barometer von Cohn (Gött. gel. Anz. 1775. S. 97) einen Beweis geben. Uebrigens befand er sich dort viel mit Joh. Reinh. Forster zusammen, der eben von seiner Reise um die Welt zurückgekehrt war, mit dessen trefflichem Sohne, Georg Forster, er damals schon die Freundschaft schloß, die hernach unter beiden vorhanden gewesen ist. Er ward auch diesmal von dem Könige sowohl, wie von der übrigen königlichen Familie, mit der ausgezeichnetsten Aufmerksamkeit behandelt, und kehrte 1775 von dort nach Göttingen zurück. Von nun an las er, da sein Freund Erleben gestorben war, über Experimental-Physik nach dem Handbuche desselben, welches er hernach noch viermal, als dritte bis sechste Ausgabe, auflegen ließ. Im J. 1788 erhielt er den Titel eines königl. großbritannischen Rath's und darauf kurz vor den Unruhen einen sehr vortheilhaften Ruf nach Leyden, den er aber nicht annahm. Eine Schilderung dessen, was er von nun und in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens für sein Hauptfach dachte, schrieb und lehrte, dürfte als sehr interessant hier am rechten Orte stehen. Er hielt Vorlesungen über Experimental-Physik, welche in zwei Semester zerfiel, über angewandte Mathematik, nämlich Astronomie, mathematische Geographie, Theorie der Erde und Meteorologie. Daneben las er in andern Stunden bald über reine Mathematik, bald über



Lehre. Seine Vorlesungen über die Experimental-Physik waren von  
 unedelmehendem Werthe, und sein Apparat zu denselben, den er sich  
 selbst aus England, theils von schmalischen berühmten Mechanikern  
 beschaffen wußte, wurde von Kennern für kö niglich erachtet. Schon  
 im J. 1769 kaufte die Universität diese treffliche Sammlung von In-  
 strumenten für eine jährliche Leibrente von 200 Thalern, welche nachher  
 in Lichtenbergs so frühzeitigem Tode auf die Kinder desselben, bis zur  
 Volljährigkeit des Ältesten übergetragen wurde. Eigentlich Entdecker  
 der Physik wurde er durch die Bemerkung der elektrischen  
 Figuren, welche sich auf elektrisirten Körpern bilden, und die er hervor-  
 bringen und festhalten konnte, so daß sie auch nach seinem Namen  
 benannt worden sind. Im J. 1760 schrieb er eine Fortsetzung seiner  
 Beobachtung über die Berechnung der Woberscheitlich-  
 keit des Spieles, in welcher abermals einige der sinnreichsten Zwe-  
 el gepöht werden, welche d'Alembert gegen die mathematische Berech-  
 nung dieses Pegrustandes aufgestellt hatte. Bedauernd starrte er den  
 d'Alambertschen Axiomatisch lächerlich mit einer großen Anzahl sehr interessan-  
 ter und sehr populärer Form oft werthlich gelehrter und belehrender  
 Gegenstände aus, so wie er es früher bereits mit den hannoverschen  
 und göttingischen Magazinen gethan hatte. Eine besondere Schrift  
 physikalischen Inhaltes von ihm ist keine Vertheidigung des Ho-  
 rizontens und der Delückeschen Theorie des Regens, wel-  
 che im Jahr 1760 nach seinem Tode erschien, aber bereits 1758 ge-  
 schrieben war. Diese Delückesche Theorie war von einem jungen Manne  
 angegriffen worden, und dadurch fand sich Lichtenberg bewogen, die-  
 selbe zu vertheidigen. Als Lavater in den Jahren 1766 bis 1770 durch  
 seine verschiedenen Schriften über die Physiognomie die allgemeine Auf-  
 merksamkeit auf sich gezogen hatte, so wurde Lichtenberg, wie so viele  
 andere Gelehrte, über den Mißbrauch unvorsichtig, in welchem dieses  
 kö hne Beweisen in einer so ungewissen Sache zu führen vermaßte,  
 und schrieb 1773 eine Brochüre Limorus, d. i. Vertheidigung  
 zweier Israeliten, die durch die Kränklichkeit der Lava-  
 terschen Pomeranzgründe und der göttingischen Welt-  
 wärthe bewogen, den wahren Glauben angenommen ha-  
 ben, von Conrad Photolin, de ... und Bel-  
 des Leeres Candidaten. Diese ... der wichtigsten  
 Satoren, und wird jetzt und immer ... erden, wenn  
 sie auch ihr eigentliches Interesse nur in ... wäre. Was  
 dieser Satore auf die Physiognomiker no- ... , starrte er  
 das göttinger Taschenbuch mit einem sehr t- ... ge aus: Wo-  
 der die Physiognomie wider die ... in zur Be-  
 förderung der Menschlichkeit und ... nent, wor-  
 in er das Schwankende der Sache zu zeigen und die Möglichkeit einer wiso-  
 senschaftl. Physiognomie zu läugnen suchte, derselben aber, als Aggregat von  
 interessanten Bemerkungen, von besonnenen und scharfsinnigen Menschen  
 mit Nachsicht und steter Beachtung anderer Werkzeihen, seinen Beifall  
 gibt. Zimmermann in Hannover hatte Partei für Lavater genommen  
 und wurde durch Lichtenbergs Instoß auf denselben in Feuer geföhrt.  
 Dieser ist schon vorher im Nov. des D. Werk. 1777 einen mit J. unterzeich-  
 neten Nachruf erschienen, worin Lichtenbergs Abhandlung ein angeneh-  
 mes Beispiel voll verworrenen Gedanken genannt wird, und dann ohne  
 Namen einen kleinen Aufsatz Moses Mendelssohns über  
 Harmonie zwischen Schwärze und Tugend im D. Werk  
 kam (März 1778) abdrucken, und begleitete denselben mit einer der-

tern Vorrede, in welcher er, wie er bereits früher mit Oberleit gethan hatte, Persönlichkeiten mit der Sache an sich selbst vermischte. Lichtenberg, der sich seines aufrichtigen Strebens nach Wahrheit bewußt war, wurde durch Zimmermanns Anfälle heftig erbittert. Er ließ daher einen Aufsatz in den hamburgischen Correspondenten (1778, No. 89.) einrücken, in welchem er thut, als rührten Zimmermanns Angriffe auf ihn von einem groben Nachdrucker her, wobei die Linie offenbar überschritten und von keiner Satyre mehr die Rede sey, jedoch hinzusetzt, daß er in einer Fortsetzung seines Aufsatzes: über Physiognomik 2c. jene Anfälle geziemend beantworten werde. Diese Fortsetzung ist jedoch nicht erschienen, vielleicht weil Lichtenberg behauptete, der Streit möchte dann zu weit geführt werden. Als Lavater 1768 seinen Sohn nach Göttingen auf die Universität brachte, und zugleich seinen dortigen Gegner besuchte, wurde er freundlich von Lichtenberg aufgenommen, und beide schloßen sich vollkommen mit einander aus. Außer dem bisher Erwähnten ist nun nichts weiter über Physiognomik von Lichtenberg bei seinem Leben erschienen, als sein Fragment von Schwänzen, welches in Baldingers neuem Magazine für Aerzte abgedruckt worden ist. Als der Nachdrucker, Tobias Göbhard in Bamberg, einen Artikel des Buchhändlers Dieterich in Göttingen nachgedruckt, und noch dazu sich deshalb sehr unhöflich öffentlich vertheidigt hatte, erließ Lichtenberg zwei Episteln an denselben, in welchen er die Zunft der Nachdrucker, mit seinem gewöhnlichen Witz, in ihrer ganzen Blöße zur Verachtung des ganzen Publikums darstellte. Hierauf unternahm er mit Georg Forster, der jetzt Professor am Carolinum zu Cassel geworden war, die gemeinschaftliche Herausgabe des göttingischen Magazins der Wissenschaft und Literatur, von dem darauf drei vollständige Jahre (1780—1782) und vom vierten zwei Stücke herauskamen. Während dieser gerieth er mit Wolf über dessen Orthographie und mit einem gewissen Superintendenten Ziehen in Zellerfeld über dessen Weissagung des nahen Untergangs eines großen Theils von Deutschland in Streit, und ließ sich von seinem Freunde, dem Buchhändler Dieterich, bewegen, vom J. 1778 an die Herausgabe des göttingischen Taschenkalanders zu übernehmen, welcher sich dadurch den Beifall vor allen seinen Brüdern erwarb. Sein Sinn für Darstellung der Charaktere durch bildende Kunst hatte sich, wie wir bereits gesehen, schon früh offenbart; Beweise davon sind seine Bemerkungen über das englische Theater, über Physiognomik und seine Wahl der Monatskupfer zu den von ihm herausgegebenen Taschenbüchern. Was Wunder also, daß ihn der Charakter-Maler Hogarth unglaublich anzog. Er hatte schon längst dem jedesmaligen göttingischen Taschenbuche einige Blätter Hogarthischer verkleinerter Köpfe beigefügt, und sie mit einem sehr anziehenden Commentar begleitet. Der Beifall, den letzterer fand, war so groß, daß man allgemein zu demselben auch einen vollständigen Nachdruck der Hogarthischen Kupfer wählte, und so entstand die ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche mit verkleinerten, aber vollständigen Copieen derselben von Kiepenhausen. Es sind davon fünf Lieferungen erschienen, und mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden. In den siebenziger Jahren des verfloßenen Jahrh., in welchen die verunglückten Nachahmer Götze's, Klopstock's und Shakespear's auftraten, hatte er vor, dieser Nachahmungswuth sich entgegenzustellen, und dieß sollte in einem Buche geschehen, dem er den Titel: Paraktor, oder Beweis, daß man ein Originalkopf und zugleich ein ehrlicher Mann seyn könne, von dem auch späterhin einige Bruchstücke in seinen

Fichtenberg

421

1870



zu vertilgen ist, rächte sich daher bei Lichtenberg dafür, daß er in der Stunde der Speculation gewaltsam von ihm war verdrängt worden. Daher sein Achten auf Ahnungen, Träume und Vorbedeutungen, worin alle tieffühlenden poetischen Menschen mit ihm einerlei Meinung haben, nur daß sie sich scheuen, dieß so zu sagen, oder nieder zu schreiben, wie er, und welche Hinneigung zum Uebersinnlichen überhaupt mit jener Sucht, alles erklären zu wollen, in dem absoluteften Widerspruch steht. So ist Lichtenberg, wie er sich in den merkwürdigen fragmentarischen Betrachtungen uns darstellt, ein Bild des Menschen im Allgemeinen, nämlich eine räthselhafte Zusammensetzung eines Gedankens und Gefühls; eben so skeptisch oder gläubig, wie dieses, je nachdem er mehr der Speculation offen ist, oder der Empfindung. Uebrigens war er, und dieß nicht etwa durch Kunst, sondern im Gefolge seiner ursprünglichen Individualität, einer unserer wenigen Humoristen, und besaß keines geheimnißvolle, bezaubernde Gemisch von lachendem Wit, treffender Satyre und tiefem Gefühle, welches wir Humor nennen, und welches leichter besessen, als erklärt wird. In Folge dieser seiner so ganz besonders organisirten Individualität haßte er nichts mehr, als nachbetende Mechanik, er mochte sie finden, wo er wollte, und zog offen und unbedingt die Bildung des Geistes allem bloß mechanischen Wissen vor. Wahrheit ging ihm daher über alles, und überall zeigt sich der Mann, der vor keiner neuen Ansicht erschrickt, weder über den Atheismus, noch über die französische Revolution, sondern der vielmehr mit Scharfsinn und Billigkeit das Wahre vom Truge zu unterscheiden sucht.

Lichtwehr (Lichtwer), Magnus Gottfried, ward 1719 zu Wurzen geboren, studirte die Rechte, ward Doctor derselben und starb zu Halberstadt als k. preussischer Hof-, Regierungs- und Consistorialrath am 6. Jul. 1783. Er gab zu Leipzig 1748, doch ohne seinen Namen, vier Bücher äsopischer Fabeln heraus, von welchen 1758 zu Berlin die zweite neubidrirte Auflage erschien. Da in diesen Fabeln das Gute vom Schlechten zu sehr in den Hintergrund gestellt war, so übernahm es Kamler, wie es damals hieß, mit einigen Freunden, doch ebenfalls ohne sich zu nennen, und ohne Vorwissen Lichtwehrs, 1761 zu Leipzig eine Auswahl und Verbesserung derselben herauszugeben. Darüber entstand ein heftiger Streit zwischen Lichtwehr und seinen Verbesserern, an welchem auch Lessing, doch nicht eben für Lichtwehr, Antheil nahm. Letzterer fand sich nun bewogen, zu Berlin 1762 eine dritte rechtmäßige und verbesserte Ausgabe seiner Fabeln erscheinen zu lassen, in welcher er jedoch von keiner der Aenderungen Kamlers Gebrauch machte, derselben aber eine Vorrede beifügte, in welcher er heftige Ausfälle auf Kamler that. Man mischte sich Lessing in den Streit, und nahm sich Kamlers gewissermaßen gegen Lichtwehr an. Nachdem Lichtwehr noch während seines Lebens 1775 eine vierte Ausgabe seiner Fabeln besorgt hatte, erschien endlich nach dessen Tode zu Berlin 1782 eine neue, aber unrebdirte Ausgabe derselben. Außer diesen Fabeln, welche dem Verfasser einen großen Ruf in Deutschland und im Auslande verschafften, hat Lichtwehr noch herausgegeben: das Recht der Vernunft, ein didaktisches Gedicht, in fünf Büchern, Leipzig, 1758; und des Marcus Minucius Felix Octavius Gespräch zwischen einem Heiden und einem Christen, aus dem Lateinischen übersezt. Berl. 1763.

Lictoren (Lictores), öffentliche Diener der obrigkeitlichen Personen bei den Abmtern, hatten ihren Namen (ligatoros) daher, weil sie die Mißethäter an Händen und Füßen binden mußten, ehe sie gezeißelt wurden. Romulus führte sie ein und entlehnte sie von den Etruskern,



Obwohl nun die Liebe des Sinnlichen und mehr thierischen Menschen dem thierischen Instincte mehr oder weniger ähnlich ist, in sofern sie weniger ausschließend auf das bestimmte Individuum gerichtet ist, und die sinnliche Festigkeit desselben theilt; so wird doch in der wahren Liebe jeder sinnliche Trieb so veredelt und durch die geistige Natur geläutert, daß man sie vor allem als eine reinmenschliche Neigung ansehen darf, in welcher sich die ganze Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur offenbart, und durch welche sich der Mensch der Menschheit innig anschließt. Die menschliche Neigung zu den Verwandten offenbart sich aber in verschiedenen Formen, zuerst in der Kindesliebe, auf zarte Sympathie gegründet, mit herzlicher Dankbarkeit gegen die Wohlthäter, und Ehrfurcht vor dem vollendeteren Menschen verbunden, und wiederum anders als Liebe der Söhne, anders als Liebe der Mädchen gegen Vater und Mutter, dann als Geschwisterliebe und Freundschaft, ferner als Geschlechtsliebe oder Liebe im eigentlichen Sinne. Letztere ist die freie Vereinigung verwandter Personen verschiedenen Geschlechts, oder ein inniges Streben nach vollkommener Gemeinschaft mit einer bestimmten Person des entgegengesetzten Geschlechts, ja, objectiv, diese Vereinigung selbst; denn die Liebe kann nur durch Gegenliebe vollendet werden. Sie entwickelte sich naturgemäß zuerst aus dunkler Erosuche, zu welcher die vollkommene Entwicklung des Körpers, welche

in die Zeit der Jugend fällt, dann mit einem Uebermaß von einer vollkommeneren Körperlichkeit, aber dennoch sowohl in der körperlichen, als auch in der geistlichen Reizbarkeit (beide können die genannten Plätze ausschweifend einnehmen nach vollkommener Reife) darum der liebste Gegenstand der Herzen gegenseitig, und wie zur Vollendung der Liebe, durch höhere Fügung gefunden. Der Staat erkennt sie an in der Ehe, welche die vernunftgemäße Form der Liebe ist. In der alten Welt, wo das Geschlechtsverhältniß mehr ein physisches war, und die Polygamie herrschte; konnte die Liebe nicht mit dieser Tiefe des Gefühls, in welcher diese schwärmerische Herzlichkeit sich offenbaren, welche sie in der christlichen und romantischen Zeit angenommen hat. Nur wo das feste Vertrauen mangelt, geht sie in Eifersucht über, und große Hindernisse treiben sie zur Leidenschaft. Audiget und vertraulich aber ist die Gattenliebe und die mit ihr verwandte, aufopfernde und höchst uneigennützigste Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder. T.

Liebesfamilie nannte sich eine von den deutschen Wiedertäufern abstammende Secte, die Heinrich Nicolai aus Münster um 1560 in England stiftete. Ihr 1575 unter dem Titel: Kurze Wiederholung des Glaubens der Gutwilligen in England, genannt die Familie der Liebe etc. erschienenenes Glaubensbekenntniß verräth eine ähnliche mystische Stimmung, wie der spätere Quietismus. Aus ihrem Glauben an die Wiedertaufe durch Buße und neues Leben erkennt man ihre Abstammung, ob sie gleich die Kindertaufe nicht verwarf und zur orthodoxen englischen Kirche gehören wollte. Uebrigens waren diese unter dem Namen Familisten bekannten Schwärmer weniger märtisch als andere

konatieren  
bristlichen  
und nach  
berts un-

in Kirche  
l. Abende  
abet zum  
eder trug  
die Ar-  
der Ge-  
de' Sitte  
nd wegen  
zu scho-  
werden.  
hält sie  
igem Ge-  
S. d.

ist. Brüdergemeinde. Als etwas den alten Agapen Ähnliches sind  
ie Tafellogen der Freimaurer zu betrachten.

Lied (in der Dichtkunst) ist bisher so unbestimmt benannt wor-  
en, daß es schwer wird, den eigentlichen Charakter desselben genügend

alles der Franzosen (f. d. Art.) dazu veranlaßt, hat in seinem Lieber-  
 halle: Liebe und Treue, den ersten Versuch mit die er Gattung  
 Operette gemacht. Wir behaupten unsrerseits, daß eine Verbreitung  
 derselben auf unserm Theatern und deshalb nicht wahrscheinlich ist, weil  
 die Deutschen zu musikalisch sind, als daß sie sich ein ganzes Stück  
 hindurch mit diesen musikalischen Tändeleien, da wo diese nicht bloß  
 der eigentlichen Poesie zur Unterlage dienen, begnügen sollten. Das  
 Lied ist an und für sich selbst und am gehörigen Orte von der erstbe-  
 densten Wirkung, muß aber, zum Uebermaße einer Unterhaltung von  
 mehreren Stunden ausgedehnt, Ekel oder Langeweile erregen, weil die  
 Natur desselben zu beschränkt ist, als daß es im Stande seyn sollte, die  
 Aufmerksamkeit auf eine so lange Zeit in steter Beschäftigung zu erhol-  
 ten. Auch hat der Erfolg schon im voraus dieses unter Urtheil bekän-  
 digt; außer Richard's Liebe und Treue ist bisher, die eigentliche Poesie  
 abgerechnet, kein ähnlicher Versuch mit dieser Gattung gemacht wor-  
 den.

**Liesland**, ein ehemaliges Herzogthum, das gegen Osten an Ju-  
 germannland, gegen Süden an Luthauen und Samogitien, gegen We-  
 sten an die Ostsee und gegen Norden an den finnischen Meerbusen  
 grenzt. Es ist fruchtbar an Gras und Getraide, und besteht aus zwei  
 Landschaften, Ehßen und Letten, davon das erstere am finnischen Meer-  
 busen, das andere aber gegen die kurländischen und polnischen Grenzen  
 liegt. Die Ehßen und Ehßen (wovon die ersten dem Lande den Namen  
 gegeben haben, oder nur noch in geringen Ueberresten vorhanden sind)  
 gehören zum finnischen Völkerstamm; die Letten sind Geschlechtsver-  
 wandte der Luthauer und größtentheils Litauern. Ihr ehemals hörrer-  
 tes Schicksal ist aber durch eine kaiserliche Verordnung vom J. 1705  
 beträchtlich gemildert worden. Außerdem finden sich im Lande viele Deutsche,  
 Schweden und Russen. Die meisten Einwohner sind Lutherauer; doch

sehen und Katholiken ihren Gottesdienst.

Im Jahr 1700 kam das Land durch den Frieden zu

dem nordischen Kriege von 1700 er-  
 um es auch im norddeutschen Frieden 1721 ver-  
 es eine ganz neue Verfassung. Aus Lief-  
 d aus dem sonst damit veremigten Edlland

se errichtet. Im J. 1797 stellte aber Kai-  
 sernient Liesland wieder her. Die Grenzen

; aber statt der frühigen neun Kreise 1768

man jetzt nur folgende fünf: dem Rigaschen, Arensburgischen, Dors-  
 schen, Wendischen und Pernauschen. Die Größe beträgt 238 Q. M.  
 mit 550,000 Einw.

**Ligne** (Carl Joseph Fürst von) k. k. kaiserlicher Geheimrath, Rath,  
 Kammerer und Feldmarschall, Inhaber des dreifachen Infanterie Regi-  
 ment, Ritter des goldenen Vlieses, Commandeur des miltärischen Ma-  
 rien Ehrenordens und Grand von Spanien von der ersten Classe, eh-  
 mals Fürst des deutschen Reichs, erster Pair von Flandern, Pair, Mars-  
 schall, Grand Bailiff und souveräner Officier der Land- und Sur-  
 schaft Hennegau, Gouverneur von Mons, Pair von Namur und Lu-  
 wix. Sein Haus gehört zu den ältesten und edelsten der Niederlande.  
 Es führt seinen Namen von einem Dorfe in der Castellane von Ar-  
 welches der Familie zu Ehren, zum Fürstenthum erhoben ward. Zur  
 Zeit der Kreuzzüge erwarben sich die Herrn von Ligne schon großen  
 Ruhm. Unter den Helden ihrer Zeit nennt die Geschichte vor allen  
 Bernhart von Ligne. An die lange Reihe ausgezeichneter Ahnen schließt



Carl Joseph als Feldherr, als Literator und Geschichtschreiber, als  
 Moralist und Philosoph; als Dichter und schöner Geist auf eine wür-  
 dige Weise an, und ward einer der denkwürdigsten Menschen unserer  
 Zeit. Er wurde am 29. Mai 1735 zu Brüssel geboren. Seine Kind-  
 zeit entwickelte frühe jenes Aufstreben nach höherer Geistesbildung, das  
 ihm bis zum Grabe treu geblieben ist, und zugleich den ritterlichen Muth,  
 der, durch eine frühe Vertrautheit mit der Gefahr, unterhalten und  
 gesteigert, sich in den nachherigen Kriegen glänzend bewährt hat. In  
 dem Vorgefühle seiner künftigen Bestimmung hörte er aus seiner Kin-  
 derstube den Kanonendonner von dem Schlachtfelde von Fontenoi (1745),  
 und ergab sich am Anblicke der Beschießung von Brüssel (1746). Die  
 Jünglingsjahre weihete er dem Studium der classischen Literatur und  
 vorzüglich der Kriegswissenschaften, welches er forthin bis an das Ende  
 seiner Laufbahn leidenschaftlich betrieb. Schon 1755 vermählte er sich  
 mit der Prinzessin Franziska von Lichtensien. In demselben Jahre trat er in  
 österreichische Kriegsdienste, und erhielt eine Compagnie in dem Regi-  
 mente seines Vaters. Bald ward er die Seele dieses Regimentes, das  
 sich in der Schlacht bei Collin mit Ruhm bedeckte. In den folgenden  
 Befechten zeigte sich der Prinz immer, wo die Gefahr am größten war,  
 und in der Schlacht bei Leuthen, wo Friedrich II. die bei Collin er-  
 littene Niederlage rächte, sammelte er das Regiment mehrmals unter  
 einem Regen von Kugeln, und führte den Rest desselben, durch die  
 schrecklichsten Wege, nach Böhmen zurück, wobei er selbst nichts als ein  
 Stück groben Brods hatte, um seine Kräfte zu stärken. In demselben  
 Jahre wurde er zum Obristleutnant befördert. 1758 befand er sich  
 bei dem Siege von Hochkirch, eroberte mit stürmender Hand den gro-  
 ßen Garten bei Dresden und wurde mit dem Grade eines Obersten be-  
 ehrt. 1759 ward er an den Hof Ludwigs XV. gesandt, um die Nach-  
 richt von dem Siege bei Maxen, zu dem er selbst auch mitgewirkt hatte,  
 zu überbringen. Er verlebte einen angenehmen Winter in Paris, und  
 kehrte zurück, nachdem er, wie er sich selbst ausdrückt, daselbst viele Be-  
 kanntschaften, Bemerkungen, Unbesonnenheiten und Schulden gemacht  
 hatte. 1760 befand er sich bei der Einnahme von Berlin und der  
 Schlacht bei Torgau. Nach dem Hubertsburger Frieden, bei Gelegen-  
 heit der Krönung Josephs II. zum römischen Kaiser, wurde er zum  
 Generalmajor befördert, und begleitete 1770 diesen Fürsten zu jener  
 erkwürdigen Zusammenkunft mit Friedrich II. zu Neustadt, von wel-  
 cher er uns eine mit so viel Scharfsinn als lebenswürdiger Eigenthüm-  
 lichkeit entworfene Schilderung hinterlassen hat. Jene glückliche Perio-  
 de unsrer Geschichte zwischen dem siebenjährigen und dem Ausbruche  
 des Türkenkriegs, die, mit geringen Ausnahmen, dem Privatleben in  
 Bezug auf Geistesgenuß blühend und freundlich dahin floß, scheint in  
 dem Fürsten von Ligne den Drang nach literarischer Auszeichnung, nach  
 Erweiterung seiner Kenntnisse, und jenen lebenswürdigen Hang zur Ge-  
 selligkeit vorzüglich begünstigt zu haben, der von einer hochherzigen Ge-  
 nüthsart eine edle Richtung, und von seiner Verbindung mit den werth-  
 vollen Männern seiner Zeit besondere Anmuth und Würde erhielt.  
 In diese Epoche fallen seine Reisen durch die meisten Länder von Eu-  
 ropa, besonders seine wiederholten Ausflüge nach Paris. Hier werbel-  
 ten die Großen, die lebenswürdigsten Damen, die geistreichsten und  
 berühmtesten Gelehrten um den Besitz dieses Fremdlings, den man für  
 einen gebornen Franzosen hielt. Man bewunderte den richtigen und  
 tiefen Sinn, der sich in tausend muthwilligen Spielen des Witzes ent-  
 wickelte. Bei Hofe wußte er die ganze Würde eines Großen mit der

Lebenswürdigkeit eines geistreichen Mannes zu vereinigen. Er hatte Zutritt in dem vertrautesten Kreise der königlichen Familie, vorzüglich in den herrlichen Abendstunden von Klein-Trianon, welche die Revolutionen so grundlos als Orgien geschildert haben. Auch verschmähte er es nicht, den Theaterheldinnen seine Huldigungen darzubringen. Diese Verbindungen verwickelten ihn in einige kleine literarische Intriguen, und der Geist derselben wirkte zuweilen auf seine Urtheile. Namentlich faßte er gegen Marmontel einen Widerwillen. — Andere Sommer wandte er dazu an, England und Italien, Voltaire zu Genes, den Prinzen Heinrich zu Rheinsberg und Friedrich den Großen in Sanssouci zu besuchen. Im J. 1781 hatte er den Petersburger Hof besucht, wo sein ältester Sohn, der mit einer Princessin Massalsky verheuratet war, 400,000 Rubel zu fordern hatte. Er gewann die Gunst der Kaiserin, deren leidenschaftlicher Bewunderer er war, und kehrte mit Portraits, Decorationen und Bändern beladen, zurück, ohne jedoch den Zweck seiner Reise erreicht zu haben. Als die Streitigkeiten im J. 1784 einen Krieg mit Holland vermuthen ließen, traf er als General en Chef mit großer Thätigkeit alle Maßregeln, um einen schnellen und ruhmvollen Ausgang desselben zu sichern. Aber dieser Eifer für seinen Souverain zog ihm den Verlust eines in Frankreich abhängigen Processes zu, dessen Object über eine Million betrug. In den Niederlanden hatte er sich die größte Popularität erworben; sein Schloß Beloeil war ein Sitz der Pracht, des Geschmacks und des Vergnügens; er erhielt daselbst häufige Besuche, selbst von den französischen Prinzen. Im J. 1787 begleitete er die Kaiserin Katharina und Joseph II. auf der berühmten Reise nach Cherson, wo er der getreueste Unterthan des letztern und der ergebenste Hülfing der erstern genannt wurde. Im folgenden Jahre begab er sich als Feldzeugmeister, in einer militärisch-diplomatischen Sendung zu dem Fürsten Potemkin, und begleitete die Bewegungen der russischen Armee, bis nach der Eroberung von Ochakoff. In dem Feldzuge von 1789 commandirte er mit vieler Auszeichnung ein Armeecorps, und theilte mit Loudon den Ruhm der Einnahme von Belgrad. Doch mußte er bald darauf die Ungnade des Hofes erfahren; aber noch auf seinem Sterbebette rief ihn Joseph II. zu sich, und überhäufte ihn mit Bezeugungen seines Wohlwollens. In den folgenden Kriegen war es ihm nicht mehr vergönnt, für die Erhaltung eines Staats zu kämpfen, an den er, unter Carl VI. und Eugen von Savoyen geboren, durch die frühesten Eindrücke der Jugend sowohl, als durch ein hohes Pflichtgefühl gebunden war. Diese Gesinnungen befruchteten sich bald nach dem Ausbruche der französischen Revolution, als er sein in Brabant, von einer so langen Reihe von Ahnen angestammtes Vermögen preis gab, um der Treue gegen seinen Souverain genug zu thun. Im ersten Feldzuge 1792 fiel sein würdiger ältester Sohn Carl Joseph, Obrist des Ingenieurcorps, am 24. Sept. im Gefechte bei Roux aux Bois. Da er durch die Abtretung des linken Rheinufers die reichsständische Grafschaft Fagnolles verloren hatte, so theilte ihm die Reichsdeputation dagegen das Damenstift Edelkotten, unter dem Titel einer Reichsgrafschaft und einer Virilstimme, zu. 1803 besuchte er diese seine im Burgauischen gelegene Erwerbung, und bewährte auch dort, durch unvergeßliche Proben, seine Humanität und seinen Edelmut. 1804 aber überließ er Edelkotten, mit der darauf haftenden Virilstimme, dem Fürsten Esterhazy. Um die nämliche Zeit kam, vermittelst der Aufhebung des Sequesters, sein zweiter Sohn Ludwig wieder in den Besitz der niederländischen Familiengüter, welche in den

Stirn  
wurde  
sach  
obep  
ater  
r die  
sine  
rt,  
nem e  
Stirn  
ist,  
ein  
Reiz  
lätete  
lete.  
rer  
te, in  
Eine  
nem  
eine  
uehr  
m de  
nas  
als ei  
noch

lebte, wurde er geliebt, als wäre er einzig für sie alle gewesen. Auf seinem Rufe griff er in die entfernteste Welt, mit der unerschöpflichen Unmuth seines Umgangs erfreute er, was in seiner Nähe lebte. Indem er die Gegenwart mit der Heiterkeit seines Humors und mit der Kühnheit seines Herzens liebend umfasste und erwarnte, fühlte man es mit Aufmerksamkeit, — er war der Wiederhaller einer, schon verflungenen Zeit. Am 12. Dec. 1814 starb er, im 80. Jahre seines anstrengenden Lebens. Sein Charakter, wie er hier geschildert ist, spricht sich auch in seinen Schriften aus, die überdies noch unaussprechlich interessiren, durch Reichthum an Kenntnissen und originellen Ansichten, durch unerschöpflichen Witz, durch geistvolle Darstellung und durch einen vollendeten Styl. Sie bestehen aus längern und kürzern historischen Memoiren, militärischen Abhandlungen, philosophischen und humoristischen Betrachtungen und Aufsätzen, Briefen und Gedichten. Mehrere derselben sind besonders gedruckt; eine vollständige Sammlung derselben ist unter dem Titel: *Mélanges militaires, littéraires et sentimentales* von 1795 bis 1810 in 2 Bänden, bei Walther in Dresden erschienen. 1810 gab die Frau v. Stael einen Auszug davon in 2 Bänden heraus. Seine *Fragmente militaires*, welche Nachrichten von seinen Feldzügen enthalten, und seine *Mémoires du prince Eugène de Savoie, écrits par lui même* erschienen 1810, und ein *Notreveau recueil de Lettres* in 2 Bänden 1812 in Weimar, zu welcher Ausgabe der Großherzog von F.imar die Veranlassung gab, der, dem Fürsten nahe verwandt durch Sinn, Geist und Muth, mit ihm in langer Freundschaft lebte, und noch in seiner Krankheit fast alle Abende mit ihm zubachte, auch seinem Zeichenzuge folgte. Die Manuscripte, welche er hinterlassen hat, hat er seinem Schwiegersohne, dem Grafen Maxim Odoneil zur Herausgabe anvertraut. Die Anselogie, welche Frau von Stael aus seinen Schriften gesammelt, hat die Frau Epajier in einer deutschen Uebersetzung heraus gegeben.

Ligny, (Schloß bei) (S. d. N. Belle Villasse, la.)

Lille (von Trutzigen Ruffel), ehemals die Hauptstadt des Frankreichs und aller frantz. Nordlande, am schiffbaren Fluß  
 sie durch die Stadt fließt, ist groß schön gebaut, wie eine  
 umgeben, hat im J. 1780 beinahe 35000 Einwohner,  
 die reichsten Schatzkammern in ganz Europa. Besonders ist die  
 sie welche Pöbeln kein ganzes Reichthum besitzt hat,  
 ist der Welt junger noch Der Generalgouverneur und der  
 der frantz. Länder und  
 die Sie sind die bedeutendsten  
 von allen Præfekten und besonders viele  
 welchen hundert Jahr mehrere hundert Wähler  
 ist die Handlung des Empires nebst der  
 Sprache, sehr ansehnlich. Legiere wird bei  
 Paris geschrieben, so, daß auch die Soldaten  
 wurden. Coarcel und Aelonen werden  
 sandt. Im J. 1793 erobert es Prinz Eug  
 gen und die ganze Belagerung; doch wurde  
 es Frankreich zurückgegeben. Es kommandirt die  
 ohne Erfolg. Jetzt ist Lille der Hauptort eines Arrondissements im  
 Norddepartement und Sitz des kommandirenden Generals der 11. Di  
 vision. Die dazu gehörigen Cantons sind: Lille (Kapitel), Arrons  
 ved, Haut-Lille, la Bader, Launois Monbau, Lille, Quinquoy, Seclin,  
 Font. d. Marque, Templeuve und Tourcoing.

Lima (Ciudad de los Reyes), Hauptstadt des Königreichs Peru  
 im südlichen America, am Fluß gleiches Namens und in einem schiffbaren  
 und sehr fruchtbar, zwei Meilen breiten Thale, zwischen dem Anden  
 und der See gelegen, wurde 1535 von Franz Pizarro gegründet. Vor dem  
 Erdbeben am 1. Oct. 1766 war sie sehr groß, sie, sehr vollbracht und  
 der Mittelpunkt der Handlung des ganzen spanischen America, wo  
 sie auch noch jetzt sehr viele reiche Einwohner hat, deren die Stadt nach  
 1767 enthält, zu welchen noch 10000 Peruaner, welche in dem  
 Stadtbereich der Insel liegen wohnen. Die meisten Häuser sind von  
 Holz, nur die Einwohner hoch, die Straßen sehr schön, sehr rein und  
 gut gepflastert und die Gegend herum mit Landhäusern besetzt. Es ist  
 besonders bey uns den Frauenhäusern, eine großer Luxus vorhanden.  
 Die Stadt ist eine von den schönsten Ortschaften in America,  
 der Sitz des Vizekönigs von Peru, der hohen Landesregierung, eines Er  
 zbischofs und einer Universität. Der Hafen ist mit zwei tiefen Kanälen  
 versehen und liegt 7 Meilen davon, ist aber durch das verheerende Erd  
 beben fast ganz zerstört worden. Er wird noch immer von dort auf  
 der reichsten und besten Handel nach dem nördlichen und südlichen Amer  
 ica mit prächtigem Gold und Silber und mit Landes- und europäischen  
 Waaren getrieben. Ein Theil der Stadt liegt noch in Ruinen,  
 das östlich liegende Castell hat jedoch noch.

Lindau, ehemol. freie Reichsstadt, in Schwaben, auf drei Inseln  
 im Bodensee, von welchen die größte, vermuthlich einst eine kleine  
 langen dünnen Brücke, wie dem festen Lande zusammenhängt. Von  
 der kleinen Insel, auf welcher nur Lindenberg, Maria und Peter  
 Häuser bewohnt sind, führen zwei Thore zur Festung. Diese hat  
 im Bedenken hat der Stadt den Namen Schwabische Bredig zu  
 gegeben. Die Zahl der Einwohner war 1789 über 5000, welche in 1000  
 Häusern wohnen, aber 1807 nur 2000 in 350 Häusern. Sie hat sich  
 fast immerhin wenig verändert. Der Bürgermeister der Stadt

ertrag 130 fl., und das Kammerziel 110 Rthlr. 2  
 lang, besonders nach Italien, ist beträchtlich. Die ei-  
 vobacte bestanden in Weizen und Obst, welches beides  
 verd. Die Einkünfte betrugen im J. 1800 an 18.000  
 wurde diese Stadt, nebst dem dar:ibst befindlichen, se-  
 igen Fräuleinlustree gleiches Namens, dessen Besitz  
 hatte, dem Fürsten von Breunheim als Entschädigu-  
 nessen aber 1803 an Oesterreich abgetreten und 1804  
 dem Grafen zu einem Fürstenthume erhoben, bis es  
 Bayern abgetreten und dem Fürstentume hinzugefügt  
 es ein Landgericht und Rentamt, welches auf 2 1/2 Q  
 Menschen enthält.

Lindwurm ist eins von den erdichteten Ungeheuern, welches in  
 den alten Nordergeschichten eine eben so merkwürdige Rolle spielt, wie  
 der Drache, der Vogel Greif und andere dergleichen Ungethume. Der  
 Lindwurm wird als eine Gattung von Drachen, aber auch als eine  
 große, vierfüßige, geflügelte Schlange beschrieben. Der tapfere Ritter  
 St. Georg soll einen Lindwurm erlegt haben.

Linguet (Simon-Nicolas-Henri), Advocat, am 14. Jul. 1738  
 in Abois geboren, studirte in Paris auf dem Collegium Beauvais  
 und zog daselbst durch seine ungeweinen Talente die Aufmerksamkeit des  
 Herzogs von Zweibrücken auf sich, der ihn mit sich in seine Staaten  
 nahm. Von hier begab er sich bald darauf als Adjutant des mathe-  
 matischen Geniewesens in die Dienste des Prinzen Beauvau, als die-  
 ser in dem Kriege gegen Portugal zum Commando abreiste. Seinen  
 Aufenthalt in Spanien benutzte er dazu, spanisch zu lernen und einen  
 großen Theil der spanischen Theaterstücke in das Französische zu über-  
 setzen. Darauf kehrte er in einem Alter von 26 Jahren nach Frank-  
 reich zurück und erlangte daselbst bald darauf als practischer Rechtsge-  
 lehrter durch die Kühnheit seines Charakters, durch seine Neuerungs-  
 sucht, durch überwiegende gelehrte Kenntnisse und besonders durch seine  
 ebendige Beredsamkeit einen glänzenden Ruf, aber auch eine große Men-  
 ge Feinde. Durch seine Vertheidigung ward der Herzog von Aquillon  
 von den Händen der Gerechtigkeit entzogen und ihm dadurch bald darauf  
 der Eintritt ins Ministerium eröffnet. Nachdem sich Linguet noch durch  
 mehrere glänzende Vertheidig-  
 ungen den Neid seiner Collegen zu-  
 er einem Jahre nicht wieder  
 Parlament erließ sogar einen  
 he Praxis untersagt wurde.  
 sal, welches sowohl die Zahl  
 Reider vermehrte, und endl.  
 untersagt wurde. Da er sog-  
 er sich in die Schweiz und  
 wo er aber bald nach Brüssel,  
 die Erlaubniß ertheilt hatte,  
 auf erneuerte Klage, am 27. E-  
 über 2 Jahre verbleiben muß-  
 machte er eine zweite Reise zu-  
 nach Brüssel zurück, wo er si-  
 usgab, in welchem er dem  
 Wien kommen ließ und ihm  
 Nichts besonneniger erklärte  
 Union der Niederlande gegen

lassen und kehrte 1791 nach Paris zurück, wo er vor der constituirten Versammlung die Sache der Schwarzen gegen die Tyrannei der Weissen auf St. Domingo vertheidigte. Beim Eintritt der Schreckenszeit ward er vor das Revolutionstribunal geschleppt und daselbst am 27. Juni 1794 zum Tode verurtheilt, weil er, wie es hieß, in seinen Schriften die Despoten zu Wien- und London zu sehr gelobpreist hatte. Er starb mit vielem Muth und mit großer Ergebung. Von seinen zahlreichen Werken, welche alle nahhaft zu machen uns der beschränkte Raum verbietet, sind zu merken: *Histoire des révolutions de l'empire romain*, 1768, 2 Vol. in 12; in welchem er die Tyrannei der Fürsten und die Sklaverei der Völker rechtfertigt und beiden die Lichtseite abzugewinnen sucht; *Mémoires sur la Bastille*, Londres 1783, welches das ausführlichste, aber vielleicht auch das parteiischste Werk gegen die Bastille ist, und in welchem Linguet den Despotismus jetzt eben so sehr verwünscht, als er ihn in dem vorigen Werke gepriesen hatte, und endlich seine, schon vorhin erwähnten *Annales politiques*, welche 1777 begannen, mehrere Male unterbrochen und dann wieder fortgesetzt wurden. Diese Annalen, welche in einem lebhaften, hinreißenden Style, mit unbegrenzter Schonungslosigkeit und nicht ohne einen gewissen Scharfblick geschrieben sind, dabei über Alles absprechen, hatten zu ihrer Zeit ein außerordentlich großes Publicum.

Linie heißt bei dem Mathematiker eine Ausdehnung nach der Länge ohne Breite; sie ist aber entweder gerade oder krumm. In der Geographie und bei der Schifffahrt ist Linie der Aequator. Beim Decimal-Längenmaße ist sie der zehnte Theil eines Fusses, der hundertste eines Fußes, der tausendste einer Ruthe. Bei der Ingenieurkunst nennt man Linie den aufgeworfenen Graben und Brustwehr, wodurch die Schanzen zusammenhängen, und welche zwei- und dreifach hinter und über einander angelegt werden. In der Kriegskunst heißt Linie eine Reihe in Schlachtordnung stehender Soldaten (daher Linientruppen).

Linien schiffe (Kriegsschiffe) nennt man solche große Schiffe, welche mit einer beträchtlichen Anzahl Kanonen, Munition und Truppen ausgerüstet sind und theils zu eigentlichen Seegefechten, theils auch zur Bedeckung der Kaufahrts- und Transportschiffe gebraucht werden. Sie heißen deshalb Linienschiffe, weil sie mit in der Linie fechten können. Der Unterschied ihrer Größe, der nach Tonnen (20 Centner) bestimmt wird, ihrer Verdecke und Kanonen, verursacht auch einen verschiedenen Rang unter denselben. In England giebt es 6 verschiedene Gattungen von Kriegsschiffen: 1) von 1920 bis 1700 Tonnen (d. h. welche eine Ladung von 38,400 bis 34,000 Centner führen können), mit 850 bis 750 Mann und 120 bis 90 Kanonen; 2) von 1625 bis 1557 Tonnen, 750 bis 660 Mann und 90 bis 80 Kanonen; 3) von 1400 bis 1119 Tonnen, 600 bis 410 Mann und 80 bis 60 Kanonen. Diese ersten drei Gattungen sind nur eigentliche Kriegs- oder Linienschiffe. Die übrigen drei Arten, deren letzte 430 bis 300 Tonnen, 150 bis 100 Mann und 20 bis 16 Kanonen enthält, heißen Fragatten und Corvette. Das jetzt so gewöhnliche Beschlagen der Schiffe mit Kupfer schützt sie vor dem Seewürmer und Säulniß, bewirkt auch, daß sie leichter die Wellen durchschneiden und geschwinde segeln. Schiffe über 80 Kanonen sind zu kostbar und zu unbequem, weswegen sie auch verhältnißmäßig nicht so nützlich sind.

Linné (Carl) ward im Jahre 1707 zu Roskult in Estland geboren und von seinem Vater, einem Landpfarrer, anfangs eines Gelübdes wegen zum geistlichen Stande bestimmt. Da dieser, in sofern es seine Lage erlaubte, ein leidenschaftlicher Botaniker war, so hatte der

Eohn von früher Jugend auf Gelegenheit, die Pflanzenkunde zu Liebe und Geschmak an derselben zu finden. In seinem 10 Jahre ward er auf die Schule zu Werth geschickt, wo ihn jedoch die alten, pedantische Formen des damaligen Schulunterrichts so sehr anekelten, daß er diese oft ganze Tage im Sommer aussetzte, um seiner Lieblingsneigung nach zuhängen und in Wald und Thal Pflanzen aufzusuchen. So kam es, da er endlich in den Schulkenntnissen zurückbleiben und besonders in den gelehrten Sprachen vielen seiner Mitschüler nachsehen mußte. In der That hat Linné diese frühe Vernachlässigung der Schulkenntnisse in seinen fern Jahren schwer geliebt. Genüthigt, fast bekändig lateinisch zu schreiben, schrieb er es dennoch schlecht, gab dadurch Gelegenheit zu manchem neckenden Spotte und schadete oft selbst dem Verständnisse seiner herrlichsten Schriften durch unrichtig gewählte Ausdrücke. Es sind handschriftliche Briefe von ihm vorhanden, in welchen er ausruft: „da Latein, welches ich schreibe, mag nicht viel werth seyn; aber ich will lieber drei Ohrfeigen von Priscian, als eine von der Natur.“ So traten auch der Herr Professor Sprengel, von welchem wir die Notiz über Linné entlehnen, diesen Zug des genialen Linné abfertigt, so können wir dennoch nicht umhin, auf die Großherzigkeit und den echten Scharfsinn des Linné in seiner Wissenschaft mit Verehrung hinzuweisen und die Aufmerksamkeit unserer Leser dafür in Anspruch zu nehmen. Wir kehren von dieser Abweichung zum Linné zurück. Seine Lehrer ermahnet von der Trägheit, und scheinbaren Untauglichkeit desselben, in

mußten. Die Kostbarkeit dieses Studiums hätte ihn freilich abschrecken können; aber auf der Universität zu Lund war ein Professor Humarüs mit ihm verwandt, und dieser hatte versprochen, sich seiner anzunehmen. Da dieser Humarüs bei Linne's Ankunft aber eben verstorben war, so fand er an einem Fremden, was ihm der Verwandte schwerlich hätte seyn können. Dies war der dortige Botaniker, Nilian Stobäus, der im eigentlichen Sinne des Worts sein Wohltäter wurde. Ungeachtet er selbst nur unbedeutende Kleinigkeiten geschrieben, so wäre es doch billig gewesen, daß Linne durch eine Pflanzenbenennung das Andenken desselben und sein Verdienst um ihn geehrt hätte. Aber erst Thunberg schuf die auch noch bestehende Gattung *Stobaea*, die auf dem Cap zu Hause ist. Stobäus machte sich auch noch dadurch um Linne verdient, daß er ihm einstens das Leben rettete, als er auf einer botanischen Wanderung von der sogenannten Höllenfurie gestochen war. Dieser in Schweden und in Guinea einheimische Wurm, wie ein Zwirnsfaden lang und dünn, kriecht sich, ganz unbemerkt, in die bloßen Beine, dringt immer tiefer hinein und erregt dadurch, daß er sich um die Nerven wickelt, nicht allein die heftigsten Schmerzen und Lähmung, sondern auch am Ende sogar den Brand. Oft hängt noch ein Ende dieses Fadens an der Haut herunter, wenn der Wurm bereits im Innern die zerstörendsten Wirkungen hervorgebracht hat. Zieht man nun ohne die äußerste Vorsicht an diesem Ende, so reißt es unfehlbar ab und die Gefahr ist nun fast nicht mehr zu vermeiden. Nur ein langsames, in stundenlangen Zwischenräumen geschehenes Abwickeln des Wurmes auf einer Wolle ist das beste Mittel, um den gefährlichen Folgen desselben vorzubeugen. Auf diese Weise rettete auch Stobäus seinem Schüßlinge das Leben. Da dieser jedoch nichts weniger, als eigentlich begütert war, so hatte Linne immer noch mit Dürftigkeit zu kämpfen. Lange aber konnte dieser ängstliche Zustand nicht währen: sein hervorragendes Talent mußte bemerkt werden, und der liberale Celsius war dazu bestimmt, ihm in Upsala zu werden, was Stobäus in Lund ihm gewesen war. Bei einem Besuche im botanischen Garten fand Celsius den Jüngling und mußte seine außerordentlichen Kenntnisse bewundern. Er erkundigte sich nach seinen Umständen, und kaum hatte der ehrwürdige Prälat diese erfahren, als er eilte, ihn aus seiner hilflosen Lage zu befreien. Celsius arbeitete damals noch an seinem unvollständigen Werke über die biblischen Pflanzen; er bedurfte eines Gehülfen, und wahrlich, seine Wahl konnte auf keinen würdigern fallen, als auf Linne. Hier war es nun, wo Linne, im J. 1731, in seinem 24 Jahre, auf die Idee geführt wurde, ob nicht, bei der anerkannten Wichtigkeit der Geschlechtstheile, das so deutlich sich offenbarende Verhältniß derselben unter einander das Princip zu einem neuen Lehrgebäude in der Botanik aufstellen könnte, welches durch seine Einheit, durch die Consequenz seiner Verbindungen und durch die Annäherung an das Ideal eines natürlichen Systems den Vorzug vor allen übrigen Systemen davon tragen müsse. Diesen Gedanken hatte zwar schon Burkhart in seinem 1702 gedruckten Briefe an Leibniz geäußert; aber er selbst scheint ihn nicht ernstlich gemeint zu haben. Denn in derselben Schrift bringt er bestimmt darauf, daß die Eintheilungsgründe der Familien und die Gattungscharaktere von allen und jeden Charakteren hergenommen werden müssen. Die Nothwendigkeit der Zusammenwirkung der beiderlei Geschlechtstheile hatten schon, lange vor Baillant, Grew, Geoffroy, Morland, Lavan, Menzel und Cameberius dargethan. Vor der Hand schrieb Linne seine Gedanken in einem Aufsatze nieder, der



am Ol. Rudbeck mitgetheilt wurde. Dieser bewunderte die Neuheit und den Scharfsinn der Gedanken, die darin enthalten waren. Eine Folge davon war, daß Rudbeck ihm auftrug, an seiner Stelle im botanischen Garten die Pflanzen zu demonstrieren. Rudbeck hatte schon 10 Jahre vorher eine botanische Reise nach Lappland gemacht, deren Resultate die öffentliche Wißbegierde nur noch mehr reizten: es ward eine neue Reise dahin in Vorschlag gebracht, und Celsius schlug den jungen Linné dazu vor. Dieser hielt eine Summe von etwa 60 Thalern, welche von der literarischen Gesellschaft zusammengeschoffen waren, für hinreichend, eine Reise von mehr als 800 deutschen Meilen mitzumachen. Im April 1732 trat er diese Reise ganz allein an; eine lederne Kapsel mit Papier und Federn, ein Mantelsack mit Wäsche und Kleidungsstücken, das war alles, was er zu Pferde mitnahm. In 6 Monaten legte er die gefahrvolle und höchst beschwerliche Reise zurück, deren Früchte für die Wissenschaften von großem Werthe waren und alle seine Anstrengungen reichlich belohnten. Besonders zog die Botanik davon den größten Gewinn. Im J. 1735 ließ er die vollständige Flora von Lappland drucken, welche zum unsterblichen Muster für alle ähnliche Arbeiten geworden ist. Man weiß nicht, ob man mehr die Genauigkeit und Richtigkeit der Beschreibungen, oder die gelehrte Kritik in dem Synonymen, oder den Reichthum neuer Entdeckungen bewundern sollte. Auf dieser Reise fand er auch jene zierliche Pflanze sehr häufig, den Cronovius mit vollem Rechte den Namen Linné gab. Sie war schon seit Bauhins Zeit bekannt gewesen, aber man hatte ihren Charakter vernachlässigt und sie bald *Campanula*, bald *Campanula* genannt. In dieser Flora von Lappland ordnete Linné zuerst die Pflanzen nach der Zahl der Staubfäden und nach ihren Verhältnissen unter sich und zu dem Pistill. Bis dahin hatte er noch keine akademische Würde erlangt; die ihn hätte zu den Vorlesungen, die er hielt, berechtigen können; auch fehlte es ihm an Mitteln, sich eine solche Würde ertheilen zu lassen. Sein außerordentlicher Beifall reizte die Eifersucht eines Professors, auf dessen Klage nun dem Linné die fernern Vorlesungen untersagt wurden. In der Verzweiflung darüber wollte er sich häßlich an jenem Professor vergreifen, und sollte deshalb relegirt werden. Durch Verwendung seiner Freunde geschah es jedoch, daß weder Verhaftung noch gerichtliche Untersuchung über ihn verhängt wurde. Aber bei dem Verbot, Vorlesungen zu halten, blieb es. Schon war er 26 Jahre alt und noch wußte er nicht, ob er je seinem Vaterlande dienen und mit dem ihm verliehenen Talente nützen könne. Sieben Jünglinge traten jetzt zusammen und entschlossen sich, ihn für jenes Verbot, Vorlesungen zu halten, in etwas zu entschädigen; er mußte mit ihnen eine mineralogische und oryktognosische Reise nach Lappland unternehmen. Nach seiner Zurückkunft hielt er in Fahlun den Abolingen des dortigen Bergwesens Vorlesungen über Mineralogie und Hüttenwesen; zugleich versprach er sich daselbst mit der Tochter des dortigen geschickten Arztes Moräus, zu der er eine heftige Liebe faßte und mit welcher er sich in der Folge auch wirklich vermählte. Um sich einem bestimmten Brodstudium zu widmen, reiste er nun, auf Anrathen des Moräus, nach Holland; hier wollte er unter Boerhavs, Cronovius und Burman sich zu einem praktischen Arzte bilden und dann, mit der akademischen Würde bekleidet, in die Arme seiner Braut zurückkehren. Diesen Vorsatz führte er aus, nur mit sehr geringen Hülfsmitteln ausgerüstet. Im April 1735 verließ er Fahlun, nahm in Hardewiek die höchste Würde in der Arzneikunst an und begab sich dann nach Ley-

dem, wo Barthelemy und Gronovius. Aber den Verlauf und der Tisch des  
 Kennzeichens erkannt, ein enges Freundschaffsband mit ihm knüpfte.  
 Dies war es, wo er zuerst mit Linné verbunden wurde, der die  
 Naturgeschichte in Tabellen, im großen Folioformat, ausgab.  
 Auch hier wieder die Grundlage seines ganzen Systems. Es  
 giebt Fortsetzung, die er als die selbst dann unterrichten können folgen  
 die Anlage dem Courtois, welche aber den späteren genaueren Prüfung für  
 Arbeit widerstehen. Im Jahre 1700 des Reichsbestehens wird im  
 dem in diesen Tabellen mit einer Uebersicht vorgeordnet, die seinen Plan  
 den vollständig die Naturgeschichte gab, was ja vorher und je beizubringen. Dies  
 was in Amsterdam, der damals eben die von Paul Hermann's Vertriebs  
 seine Arbeit zu ordnen und zu beschreiben hatte, nach dem Linné als  
 Freunde dieser wichtigen Arbeit zu sich ins Haus zu welchem er 8 Ma-  
 gnet verließ und während dieser Zeit in den Compten und in der  
 Verlobung verblieben mit der jetzigen Wollschifferei. Jetzt selbst im  
 Courtois nach Herman's von seinen Freunden der schwedischen Academie  
 beauftragt, der sowohl einen Hausarzt, als auch einen Rathgeber  
 über künftige Sachen hätte zu Hartmann's der Harten zu haben wünschte,  
 den Linné zu dieser Zeit war. Dieser ward angeworben und erbrachte  
 1000 Gulden und trat ein. Im Kränze 1706 lag er noch fort  
 streute, wo er anderthalb Jahre in der angesehensten Gesellschaft  
 zubrachte. In dieser Zeit gab er in Holland zuerst 1703 sein System  
 naturae in dem obigen Folioformat heraus, wo man auf einen  
 einzigen Bogen alle Besten, die zu einem Naturwerke gehören,  
 übertrug. Dies ist sein ganzes Geschichtsbuch europäisch, nur dass er  
 da etwas schlüssig vorgeordnet. Nach die diesen Werke hat er sich  
 da und wurde auf Courtois, Hartmann, Perwan und Gronovius  
 verlassen. Durch diese folgten 1706 die Fundamenta botanica in  
 Zwey, je welchen wichtigeren Werke er in der Folge in seiner Phi-  
 losophia botanica den Commentar gab. In demselben Jahre erließ  
 sein Verordnen botanica, und dann 1707 das kleine Werk: Her-  
 barium Cliffortianum in Folio, mit 17 Kupferplatten, welche die von dem  
 berühmten Herrn gezeichnete Pflanzen des Hartmann zu Hartmann  
 darstellten. Eine kleinere, unvollständige Beschreibung des lebenden und  
 nachtragenden Hofes (Hans Cliffortianus 1706) war schon voran-  
 gegangen. Daraus gab er seine Genera Plantarum heraus, worin alle  
 Mannern nach allen ihren Charakteren bestimmt sind.  
 sollen Charaktere und Platen dieses Werks, blieben sehr  
 seine Charaktere in Ordnung zweifelt. Auch mochte in  
 die Bestimmung der Taidenheiten nach Linné äußert sich  
 die bester Class der Kryptogamen den vornehmlichsten Linné  
 sehr sehr bald mancher Irrthum übertrieben zu werden  
 sein ganz Einbildung der Landmanns, Richter u. s. w.  
 Parthans erkennen haben. Nach dem Namen Critics in  
 1707 einen trefflichen  
 mens botanica herc  
 zum, was treffliche  
 zur Fortw. Was  
 auch beizubringen, G  
 der Casus, der so  
 als von einem Linné  
 für soll aufgenommen wurde. Das kleine Werkchen in Holland fand  
 Linné den Abdruck von Kopern ganz Fortdauern so sehr überdacht, daß  
 er von dessen Einrichtung des botanischen Gartens zu Leiden, diesen

Aufficht der a  
wollte. Zu d  
neues System  
dieser Fauna  
müssen sich die  
zu rechtlich,  
allein keine al  
setzte sich in d  
Kopen, inden.

es ihm sowohl an Ehrent des Principes, als an Consequenz durchaus  
fehler, doch von Vätern, wie Swediaur und einigen andern angenom  
men wurde. Es ist eine Art von natürlichem System, dessen Haupt  
norm die Zahl der Casenlappen ist. Dies System gab nun Kopen  
1740 in dem Prodrumus Horae Linnæi heraus. Nachdem nun Linné  
fast 3 Jahre in Holland zugebracht hatte, wuchs die Geduldi noch  
dem Vaterlande und nach der Schweden mit jedem Tage immer mehr.  
Er verließ also im Mai 1738 Holland, stieg zuerst nach Paris, um  
dort Jussieu, Guertard und andere berühmte Botaniker kennen zu ler  
nen, und langte darauf im September in Stockholm an. Aber hier  
bedrückte sich niemand um ihn. Er war genöthigt, sich mit der  
Ausübung der Arzneikunst zu beschäftigen, um die Mittel zu seinem  
Unterhalte zu erwerben. Linné war auch dieß mit Schmelzerien  
verbunden; da aber endlich seine glückliche Behandlung der Hr-  
schwäche bei Hofe bekannt wurde, so ließ sich die Königin Ulrica Ele  
onore etwas von ihm verordnen, und man führte ihn auf einmal die  
vornehmsten und reichsten Kranken zu. Hierauf ward er Arzt bei der  
Abmwalthe und Königl. Vorlesung und sein Bild war gemacht. Nach  
dem auf dem Reichstage 1743 beschloffen war, Schweden in naturhis  
torischer Hinsicht aufmerksamer, als es dordin gewesen war, bereffen  
zu lassen, so ward Linné zum Anführer der Anlegesellschaft erwählt.  
Die Beschreibung davon gab er 1745 heraus. Trotz seiner glücklichen  
Lage in Stockholm schaute er sich dennoch nach einer Stelle, wo er sich  
ausschließlich seiner eigentlichen Wissenschaft widmen könnte; diese fand  
er endlich in Upsala, wo er im Jahre 1747  
ernannt wurde. Vorher hatte ihn noch  
er kräder in Cernis, nachher aber in freu  
lebt, mit seinem Edelweide seine eigen  
war aber zu sehr angekommen, und er  
Upsala entschieden hatte. Seine vorneh  
Einrichtung und Verbesserung des dorth  
dem er unter dem Titel: Hortus Upsallie  
herausgab. Von jetzt an lebte Linné ein  
bereisete 1748 Westgodland und 1749 S  
in eignen Werken beschrieb. Seine Flora  
die zweite Auflage 1755. Darauf folgte  
Ausgabe seiner frühern Schriften abgerech  
1 weis und erst akademische Schriften,  
in den Schriften der stockholmer Akademi  
der Petersburger Akademie, der londoner  
Naturhistorischen Academi des Königs, der Ab  
vorzüglich aber die Ausarbeitung und d  
der Facies plantarum, der Philosophia b  
dica. In den spätern Jahren seines Lebens entzog er sich mehr und  
mehr den akademischen Geschäften; ja er hielt sogar im J. 1770

er hatte, seine Euer-Ortg-laffen  
rgenommen, entweder selbst ein  
u Kennzeichen zu bestimmen. In  
er, seines Vornamls an Kennze  
geben suchte. Linné dachte zwar  
Vorhande befriedigen zu helfen;  
oft fand diese Befriedigung und  
ich ein geistreiches Geschäfte und  
Ausarbeitung, welches, ungestört

feine Den  
den nicht  
Out und  
curdalt d  
falle des  
und hant  
nach lang  
schlunne  
gen seine  
Berterfeh  
Nugen f  
Welleich  
vor, die  
und Ord

Linsengläser, Concavgläser, Planoconvexgläser, Convexgläser, auf einer oder auf beiden Flächen erhaben oder hohl geschlossene Gläser. Ist ein solches Glas auf beiden Seiten erhaben, so wird es ein Convexglas, hat es aber auf einer Seite eine Ebene, auf der andern aber eine Erhabenheit, ein Planoconvexglas, auf der einen Seite eben, auf der andern aber erhaben, ein Meniskus (Wond) genannt. Ein auf beiden Seiten hohles Glas heißt Concavglas; ist es nur auf einer Seite erhaben und auf der andern hohl, dessen Durchmesser der erhabenen Seite größer, als der der hohlen Seite, ein Planoconvexglas genannt. Bei allen Linsengläsern, welche durch den Mittelpunkt gehen und auf den beiden Flächen der beiden Seiten senkrecht steht, die Krümmung derselben ist die nämliche, so ist, wie man mit einem Punktausdrucke sagt, das Glas richtig concentrirt. Durch den Gebrauch der Linsengläser in den Fernrohren hat man in den neuern Zeiten Entdeckungen gemacht, wovon man sonst nichts ahnete. Auch die Mikroskopie, die gänzlich auf der Wirkung des Linsenglases beruht, haben im Naturreiche die wichtigsten Entdeckungen veranlaßt. Den Nutzen der Brillen, die ebenfalls zu den Linsengläsern zu rechnen sind, kennt jedermann. Die Wirkung derselben, welche besonders auf Brechung, Dispersion und Wiedervereinigung der Lichtstrahlen beruhen, war längst aus der Erfahrung bekannt, aber die Theorie derselben ist erst eine Erfindung der neuern Zeiten.

Linz, die Hauptstadt in Oberösterreich, an der Donau, wo der Traunkuh sich in dieselbe ergießt, mit einer 400 Schritt langen steinernen Brücke über dieselbe, ist ziemlich befestigt, wohlgebaut und von mittelwässriger Gegend. Die Häuser, welche von außen ein gutes Aussehen haben, sind meistens mit Schindeln gedeckt. Die Zahl der Einwohner beträgt 1000 Häuser. Die dasige Manufaktur ist in allen österreichischen Staaten, in welche verfertigt werden, zählt in der Provinz 30.000 (20.000) Menschen. Auch die Manufaktur der Leinwand ist in der Provinz sehr wichtig. Die übrigen Fabriken, so wie die Manufaktur der Leinwand, sind von Wichtigkeit. Die Manufaktur der Leinwand ist im Jahr 1673 errichtet, daselbst das Magistrat und Cavalier

der in der philosophischen Facultät zu ertheilen, wozu es jedoch nie Gebrauch macht.

Lipparische Inseln liegen im toscanischen Meere und gehören zu Sicilien. Die zehn vorzüglichsten heißen: Lipari, die vornehmste, Volcano, Salini, Panaria, Vulturno, Lissa bianca, Datoli, Stromboli, Aliphan und Salina. Die Inseln sind unbedeutend und haben theils durch ein unterirdisches Feuer keine, schlecht gebaute Stadt, theils Hafen, einem Castell auf der Stadt und auf dem Land Wein, welcher hier wächst, zu versandt. Campo bianco, besteht aus vielen Schichten von vulkanische Handelsquelle gibt, zu kommt, von hier ausgeführt mit Südfrüchten, vorzüglich Milch. Volcano und Stromboli wirft Stromboli das ganze Jahr aus, dessen Glanz bei Nacht in

Lippe (das Fürstenthum vom Flusse Lippe, an welchem erbaut wurde. Die Vorfahren auch nicht von dem rhodischen Eischen Wirtskind abstammend, gel Jahrhunderte unter die Primasassen oder edle Herren ansehnlich von der Lippe, besaß 11. II., dessen Sohn, war ein 11. III. (1230) erwarb mit seiner Gemahlin I., dessen Enkel, (im 14. Grafenschaft Schwabenberg. Silberberg erwarb, errichtete 1368 das geborne Sohn allein regieren 14. 14. 1563 starb, nannte sich ein Simon VI., ist der nächste Erbes. Er theilte seine Besitzungen Simon VII. die Linie Detmold Lippe die Linie Wülfenburg Altmun VII. und nach dessen Tode (1627) von seinem Sohne Simon Ludwig regiert ihm folgte 1636 sein Bruder Johann Bernhard; diesem 1652 sein dritter Bruder, Hermann Adolph; diesem 1666 sein Sohn Friedrich Adolph Linie, welche Otto 1709 mit Ludwig III. sich, ohne auf die Lippe und verband sie mit 1718. Sein Sohn, 1720 vom Kaiser 10. Oct. 1734. Er starb am 2. Mai 1734. Wilhelm Leopoldische Bestätigung de

von seinem Sohne Simon  
1636 sein Bruder Johann Bern-  
1652 sein dritter Bruder, Hermann Adolph; die-  
1666 sein Sohn  
1697 sein Sohn  
die brackelsche  
gestiftet hatte,  
erselben in Bra-  
cht zu nehmen  
am 18. Jul.  
hielt im Jahr  
und starb am  
on August,  
Friedrich  
II. die sächs-  
rb am 4. April.

Der Grafschaft Sauerbusch  
Einwohner mit 40,000 Rthlr. Einkünfte.

Lippert (Philipp Daniel), 1702 zu Meissen geboren, war Professor der Antiken bei der kurfürstlichen Akademie zu Dresden, wo er auch 1784 starb. Er hat sich besonders durch seine Erfindung, dauerhafte Abdrücke der Gemmen zu verfertigen, ausgezeichnet. Zu merken ist seine Dactyllothek oder Sammlung geschnittener Steine der Alten aus den vornehmsten Museen in Europa in 2,000 Abdrücken, in 2 Quartbänden, Leipzig 1764, nebst dem Supplemente, bestehend aus 1,049 Abdrücken, 1776.

Lips (Johann Heinrich), Maler, Zeichner, Kupferstecher und Kupferzäher zu Zürich, ward 1758 zu Kloten, in der Nähe dieser Stadt, geboren und ward anfangs zum Dorfbarbierer, was sein Vater war, und darauf zum Landmann bestimmt. Da er jedoch einen offenen Kopf verrieth, gab der dasige Pfarrer ihm einigen Unterricht in der lateinischen Sprache, in der Geschichte und Mythologie. Während dessen entwickelte sich seine Neigung zum Zeichnen dergestalt, daß man damit umging, ihn zu dem berühmten Kupferstecher Schellenberg zu thun, der aber 200 Gulden Lehrgeld forderte, eine Summe, welche seine Eltern unmöglich aufbringen zu können glaubten. Nun sollte Lips wirklich Barbierer werden, als Lavater, der von des Knaben Anlagen Beweise erhalten hatte und denen zu Folge erklärte, daß dieser einst einer der größten Kupferstecher werden würde, sich für seinen Unterricht verwandte. Nun lieferte Lips gleich im ersten Jahre Platten, die ein großes Verdienst hatten. Seine Versuche im Delmalen fielen nicht minder glücklich aus, so, daß der Kenner kaum entscheiden konnte, wofür Lips am meisten geboren sey, entweder für die Malerei oder für die Kupferstecherkunst. Lavater bediente sich des jungen Künstlers bei der Herausgabe seiner physiognomischen Fragmente. Als diese Arbeit beendigt war, ging Lips nach Rom, um sich daselbst noch vollkommener auszubilden. Nach seiner Zurückkunft ward er als Professor der Zeichnungsakademie nach Weimar berufen, gab diese Stelle jedoch nach kurzer Zeit wieder auf und kehrte in sein Vaterland zurück. Seine zahlreichen Werke der Kupferstecherkunst sind in ganz Europa verbreitet und beweisen, daß er einer der größten Künstler in diesem Fache ist, welche die neuere Zeit aufzuweisen hat.

Lipsius (Justus), einer der gelehrtesten Kritiker, welche im 16ten Jahrhundert gelebt haben, ward am 18. Oct. 1547 zu Isch, einem Dorfe nahe bei Brüssel, geboren. Im neunten Jahre seines Alters verfertigte er schon Gedichte, im zwölften Reden und im neunzehnten sein bekanntes Werk: *Variae lectiones*. Nachdem ihn der Cardinal Granvelle als seinen Secretär mit sich nach Rom genommen hatte, lehrte er öffentlich Geschichte und die schönen Wissenschaften auf den Universitäten zu Jena, Leyden und Löwen. Seine Collega erhielten einen so großen Ruf, daß der Erzherzog Albrecht und seine Gemahlin, die Infantin von Spanien, dieselben mit ihrem ganzen Hofe besuchten. Vergebens bemühte sich Heinrich IV., Paul V. und die Stadt Venedig ihn unter den glänzendsten Anerbietungen in ihre Dienste zu ziehen. Scaliger, Casaubonius und Lipsius galten damals für die Triumvirn der Republ. der Wissenschaften. Wir finden in Lipsius ein wunderbares Gemisch von tieforschender Gelehrsamkeit und vom trivialsten Schwätz: er glaubte, sich des Styls von Tacitus bemächtigt zu haben und hatte nur dessen Dunkelheit und Härte erlangt. In seiner *Histoire de Notre-Dame de Hall*, deren Inhalt an die Zeiten der grassenden Unwissenheit erinnern würde, wenn wir nicht wüßten, daß sie schon

in ihrem aufgeklärten Jahrhunderte geschrieben worden; bleibt er, ohne alle kritische Sichtung, die lächerlichsten Fabeln, die abgeschmacktesten Sagen zum Besten. Seine feile Feder erheilt sich selbst überdies noch in der Vorrede zu diesem Werke die übertriebensten Lobsprüche. In seinem Traité de Polleigue behauptet er, alle diejenigen, welche eine fremde Religion bekennen, müßten mit Feuer und Schwerdt ausgerottet werden, damit eher ein Glied zu Grunde gehe, als der ganze Körper. Er war bemüht, die Lehre der Stoiker, sowohl was Physik, als was Moral betraf, wieder herzustellen, und seine desfallsigen Bemühungen zeigen von der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit. Seine verschiedenen Werke sind 1637 zu Antwerpen in 4 Foliobänden und 1675 zu Wesel in 4 Oktavbänden im Drucke erschienen, welche letztere Edition die vollständigste ist. Die vorzüglichsten Schriften daraus sind folgende: Ein Commentar über den Tacitus, Bergamo 1602, in 8., welchen sehr geschätzt ist, ob man gleich bei dieser Schrift sowohl, wie bei allen übrigen, Lippius der unverschämtesten Plagiate beschuldigte; Ein Tractat über die Feständigkeit, welcher als sein bestes Werk betrachtet wird und deshalb auch von dem gelehrten Buchhändler Raphaelen vor allen andern Werken dieses Schriftstellers der Vergessenheit entrissen wurde; die schon oben erwähnten Variar. lectiones, welche, obgleich sein Jugendwerk, doch besser als alle seine spätern Schriften geschrieben sind, 16. Lippius starb zu Löwen am 23. März 1606.

Liscov (Christian Ludwig), dessen Geburtsjahr und frühere Geschichte nur mangelhaft bekannt sind, wurde wahrscheinlich im Anfange des 17ten Jahrhunderts geboren. Im J. 1730 lebte er einige Zeit als Candidat der Rechte zu Lübeck, wo er mit dem dasigen Viceschreiber, Magister Sievers, Streit bekam und durch diesen zu den ersten Versuchen der persönlichen Satyre gereizt wurde, zu deren Gegenstand er nun eben diesen Sievers wählte. Von Lübeck ging darauf Liscov 1734 als Privatsecretär zu dem Geheimenrath von Blome im Holsteinischen. Von dieser Zeit an bis zu seinem Austritte in Dresden, wo er an dem Kammerrathe von Heineken einen großen Beschützer fand, fehlen abermals alle Nachrichten von ihm. Seine satyrische Laune, die ihn schon aus Lübeck vertrieben hatte, schadete ihm auch in Dresden, welches er auf Verlangen des dortigen englischen Ministers, den er durch einige Spottreden gegen sich aufgereizt hatte, gleichfalls verlassen mußte. Auch von dieser Zeit fehlen die Nachrichten über sein Leben fast gänzlich; wir wissen nur, daß er am 30. Oct. 1760 zu Eilenburg in Sachsen, und zwar, wie man sagt, im Gefängnisse starb. Unstreutig gehört Liscov zu den geistreichsten Schriftstellern seines Zeitalters, so wie er auch unter den deutschen Satyrikern, von denen ihn vielleicht niemand in der Ironie übertroffen hat, einen vorzüglichen Rang einnimmt; er ist der Swift der Deutschen. Seine Schreibart ist voll Kraft und männlicher Stärke, dabei höchst correct; und sein Witz ist derb, aber treffend. Seine Schriften sind von ihm selbst gesammelt und führen den Titel: Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften, Frankfurt und Leipzig (Hamburg), 1739, gr. 8. Nachdem sich diese Ausgabe vergriffen hatte, veranstaltete Mächler eine andere in 3 Octavbänden (Berlin 1808). Die Personen, gegen welche Liscov's Satyren gerichtet waren, sind, außer obgenanntem Magister Sievers, der damals zu Halle lebende Professor Philippi, dann Manzel, Nodigast und Hillje, welche drei letztere er gleichsam nur im Vorbeigehen angriff. Unter allen Liscov'schen Schriften ist vielleicht keine Satyre; die Vortreflichkeit und Nothwendigkeit des elender Schreibens gründlich erwiesen; die keinen eigentlichen persönlichen Bezug hat, die best



und diejenige, welche dazu beigetragen hat, seinen Namen in ehrenvollem Andenken zu erhalten: sie erhielt zu ihrer Zeit den allgemeinsten Namen zu seinen Ehren gegen Surers Artikel Liscoe im dritten Bande des Lexic Profanen von Herbenus nachlesen.

1640), die Haupt- und (bis 1807, wo sie übertrug, von wo er noch nicht zurückgekehrt) Königs von Portugal in der Provinz Estremadura (Lisboa), liegt in der Form eines Amphitheatere eigentlich nur drei, Berge in ihrem Umfange, meistens schmal, eine Meile lang, liegt ihnen guten Hafen mit einer doppelten Einfahrt. In Kriegszeiten bis zur Stadt kommen Kanonen und mehrere Thürme und Schloßer beschützen die Barrachallische ist stets ein Vorklein

hat den Rang vor allen Erzbischöfen und Bischöfen in Portugal und Indien. Er kleidet sich wie der Paast, und leimt 24 Donnerren wie die Cardinale. Am 1. Nov. 1755 ward die Stadt durch ein furchtliches Erdbeben, in welchem 25—30.000 Menschen ihr Leben verloren, und hernach durch einen Brand verwüstet. Von 24 000 Häusern gingen zwei Dritttheile gänzlich zu Grunde und der Rest ward mehr oder minder beschädigt. Im J. 1773 lag noch über ein Drittel der Stadt in Schutt; aber 1779 war sie gänzlich wieder hergestellt. Die Straßen sind, wegen des bergigen Bodens, uneben, durchaus, aber oft schlecht gepflastert, meistens krumm, (dmüßig, bei Nacht nicht erleuchtet, haben aber für die Fußgänger ein Trottoir. Die Kirche der Dominicaner, ein Meisterstück der Baukunst, welches 25 Millionen Franken gekostet hat, ist von der letzten Königin erbaut. Der sogenannte Schaß, welchen ebenfalls die letzte Königin zu bauen angefangen, ist und wird wirklich nicht vollendet und soll bereits so viel Lasten gekostet haben, als Raum darin ist. Der schönste Platz in der Reuestadt ist der Praca de Comercio (der Handelsplatz). Gegenwärtig, da die Stadt gegen Westen erweitert ist, giebt man die Zahl der Häuser auf 31,000 und die Zahl der Einwohner auf 350.000 an, von welchen letztern die in Africa und Ost- und Westindien von Portugiesen und dortigen Einwohnern erzeugten Menschen, sechs den schwarzen

zu  
Liss  
der p  
rad s  
dem  
Aule  
wicht  
als in  
niend,

Teil ausmachen. Lissabon ist der Sitz einer 1750 gestifteten Akademie, einer 1765 errichteten Collegium, adeligen Pensionats bestimmt ist. Auf 6. Junius 1775 die metallene Vuhde. Der Handel der Stadt ist sehr sowohl über die Producte des Landes, Erzeugnisse Brasiliens und Ostindienmarkt ist. Der Zoll ist so beträchtlich, daß er den größten Theil der königlichen Einkünfte in Europa ausmacht.

Die Wasserleitung, vom unsterblichen Johann V. (dem Heinrich IV. von Portugal) erbaut, welche von Licantara nach Lissabon geht, ist ein vorzügliches Werk, dessen Hauptbogen von goldener Arbeit, unter welchem ein Zinnenstück von 72 Kanonen mit vollen Geschützen durchpassiren kann, eines der prächtigsten in ganz Europa ist. Das Werk widerstand der Gewalt des Erdbebens, obgleich die Schloßkammer einige Zoll in die Luft sanken, aber von dem Wustelpanzer des Bebildes, das sich sofort wieder schloß, aufgefangen wurden.

Litanei (griech.) bedeutet ein Gebet, eine Gebetsformel. In dem und zten Jahrhundert wurden auch religiöse Processionen wegen der dabei üblichen Gebete Litaneien genannt, weshalb sie auch jetzt in der katholischen Kirche Litaneien heißen. Die Protestanten nennen nur das kirchliche Gebet, das an Bußtagen abwechselnd gesprochen und gesungen zu werden pflegt und mit dem Kyrie Eleison anfangt und endet. Litanei, bei den Herrnhutern hat aber die Sonntags Vormittags der Predigt vorangehende Besinnung diesen Namen.

Die de Jäliche (das Wort der Berechtigung) war damals die einzige kirchliche Handlung in Frankreich, wenn der König im Parlamente erschien, um daselbst unter einem, mit goldenem Lilien besetzten Thronstuhl eine öffentliche Erklärung zu halten. Dies geschah meistens in der großen Kammer des Parlaments zu Paris, wiewol der König diese Versammlung auch an einem andern Orte, z. B. in den großen Saal zu Versailles, zusammenberufen konnte. Dieser Versammlung mußten alle Prinzen vom Sacläre, die Pairs und die vornehmsten Kron-, Staats- und Hofbeamten beiwohnen, und der König mußte von dem Thronstuhl (welcher in der alten französischen Sprache so genannt wurde, weil er wirklich aus einem Unterstein, einem Stein im Rücken und zwei unter dem Thronsaal bestand, den Befehl, daß bestimmte Verordnungen, welche das Parlament nicht hatte auszusprechen (also nicht genehmigen) wollen, eingetragener werde. Das Parlament mußte alsdann gehorchen, pflegte aber nachher gegen diese Handlung der Gewalt zu protestiren.

Literatur. Unter Literatur versteht man den gesammten Umfang menschlicher Kenntnisse, sofern sie durch Schrift (oder Sprache) mitgetheilt und fortgesetzt werden. In sofern diese Kenntnisse nach den Gegenständen getrennt und systematisch geordnet sind, heißen sie Wissenschaften in weiterer Bedeutung, und in sofern sie aus Lehrbüchern oder Schriften, Büchern, sich erwerben lassen, Belehrungssamkeit. Man gebraucht deshalb den Ausdruck Literatur öfters auch gleichbedeutend mit Wissenschaften, z. B. Geschichte der Literatur, bald mit Belehrungssamkeit, z. B. Literaturzeitung, und in sofern Belehrungssamkeit hauptsächlich aus Büchern geschieht, mit Bücherwissen. Ein Literat ist demnach gleichbedeutend mit Belehrter; ein Literator dagegen wird genannt, wer mit Kenntniß des Bücherwissens sich beschäftigt, oder eine bedeutende Summe solcher Kenntniß sich erworben hat. Literaturgeschichte ist Büchergeschichte. Ob die Geschichte der Literatur bloße Literaturgeschichte, oder eigentlich Geschichte der

Historiker der Literatur das ist indes gewiß, daß die Wissenschaften zu erreichen hat, die Bibliographie, die Geschichte der Wissenschaften und die Neugierde einen großen Theil der Aufmerksamkeit der Menschheit auf sich ziehen, sondern soll dem Geist die weiten Reiche der Literatur eröffnen, in welcher alle Entdeckungen aufgezeichnet sind, die zum Fortschritt der menschlichen Wahrheit durchkämpfen, die sie durchwandern

ohne Sinn und Bedeutung seyn soll, denn nur sie gibt Humanität, d. i. echte, schöne Menschheit; Sittlichkeit der Gesinnung, Reinheit und Zartheit des Gefühls; da hingegen der Umgang, das Leben nur abgeschlossene Manieren und äußern Anstand geben, eine vergoldete Schale ohne Kern, Flittergold ohne Gehalt. Vergl. Conspiration.

Literaturzeitungen. Beinahe schon seit einem Jahrhunderte war für die schnellere Verbreitung der Begebenheiten der politischen Welt durch die Erfindung periodischer Schriften gesorgt worden, als

man erst daran dachte, auch die mannichfaltigen vorübergehenden literarischen Erscheinungen durch ähnliche Institute länger festzuhalten und zur allgemeinen Kenntnis zu bringen. Indessen waren, obgleich ähnlich in ihrer allgemeineren Tendenz, beide Institute in Hinsicht ihrer weitern Ausführung von einander unterschieden. Wenn die politischen Tagebücher jener Zeit nichts weiter waren und seyn sollten, als schlichte Erzählung und Berichterung der einzelnen Begebenheiten, als solcher, ohne auf ihren innern Zusammenhang oder ihre mutmaßliche Folgen Rücksicht zu nehmen; so mittelten im Gegentheil die literarischen, schon von ihrem ersten Ursprunge an, das Verhältnis der verschiedenen wissenschaftlichen Erscheinungen, wo nicht zu dem höchsten Ideal, doch meist zu dem eben bestehenden Grade und Charakter der literarischen Kultur aus, und bestir-

So mußten sie, wie o  
niedrigere individuelle  
Spiel treiben, einer d  
gebildeten Welt werdes  
schiebenden Nationen,  
ihrer Individualität a  
seitigen Austausch der  
lehren Bildung; sie e  
ten durch die Publicit  
Bühne aufstrebenden  
Lommendheit kräftig an  
Bewußtseyn in die bis  
fast bewußtlosen liter  
Frankreich, mit Gazet.  
Erfinderin der literar

— *Le Journal de Savoie* gab in *Genève* mehrere andere *Wochenschriften*, vom 3. Januar 1685 an, das *Journal des sçavans* heraus, welches so glücklich war, die ganze unermessliche Schaar seiner Nebenbuhler zu überleben, indem es erst im J. 1790 geschlossen wurde. Die Menge der Redactoren und Mitarbeiter, welche es während seiner langen Dauer hatte, macht es un möglich, eine allgemeine Charakteristik desselben zu liefern. Indes zeichnete es sich jederzeit durch die Ausführlichkeit der aus den Büchern gelieferten Auszüge und durch gesundes und billiges Urtheil aus. In manchen Perioden war es etwas einseitig; so wurden z. B. unter *Andry's* Redaction meist nur medicinische Bücher recensirt. Von den seit dieser Zeit erschienenen literarischen Journalen kann hier nur folgende kurze nach den Ländern geordnete Uebersicht der merkwürdigsten von ihnen Raum finden. Frankreich: *Mémoires de Trevoux* (1701—1761), von Jesuiten zu Paris mit Feuer, Leichtigkeit und Eifer geschrieben, aber in den frühern Jahren höchst parteilich und heftig gegen alle Andersdenker, auch merkwürdig wegen ihres Antagonismus gegen alle übrigen in- und ausländischen Journale ihrer Zeit. Außer den Recensionen enthielten sie auch kleine Abhandlungen. *L'année littéraire* (1774—1776) durch *Freron's* Redaction berühmt und berüchtigt. *Journal étranger* (1754 ff.) und *Journal encyclopédique* (1756 ff.) enthalten nicht bloß Recensionen, sondern auch Abhandlungen und Nachrichten aller Art. *Decade philosophique, littéraire et politique* erschien späterhin unter dem Titel: *la Revue* etc. seit 1795. *A. M. L. H. Magazine encyclopédique* (seit 1795) enthält auch treffliche Abhandlungen. *Journal général de la littérature de France* (1796) und *Journal de la littérature étrangère* (1801 ff.), beide nach *Einis* Plan gearbeitet, sind

nicht viel mehr als Buchhändlerverzeichnisse mit Angabe des Inhalts der Bücher, und ohne kritischen Werth, so wie überhaupt in den neuern Zeiten die Journalistik Frankreichs aus begrifflichen Gründen ihrer frühern Periode nicht gleich kam. — Aus Italiens Zeitschriften sind bemerkenswerth *Giornale de' letterati* (Rom 1668 ff.), *Giornale de' lett. d'Italia* (Verord. 1710—1740 nebst Suppl.), *Nuovo giorn.* (Venedig 1775 ff. Neap. 1788 ff.), *Novella letteraria di Firenze* 1740 ff., *Novella letteraria di Venezia* 1730 ff. — Durch Tiefe und Gründlichkeit, Scharfsinn und Freimüthigkeit zeichnen sich folgende englische aus: *History of the works of the learned* (1699—1712). (Roches) *memoirs of literature* (1710—1714). (Desselben) *new memoirs etc.* (1725—1727). Fortsetzung davon war: *The present state of the*

Critical re  
fisch in il  
oder des l  
thätiger u  
Schriften  
Spanna  
angaben li  
einigen S  
and ander  
Reichen  
eben so w  
retninger  
schwedische  
begnügen,  
wundernd

der Meinungen und ausgebreiteter literarischer Verkehr, verbunden mit Fleiß und Gründlichkeit, auf diese gelehrten Tageblätter habe. Unter allen denen, welche in Holland erschienen sind, behaupten in Rücksicht der vollständigen und geordneten Auszüge, der scharfsinnigen Kritik, der eignen eingestreuten gelehrten Bemerkungen und Verbesserungen, und des anziehenden Stils die von Bayle (*nouvelles de la republique des lettres* 1684 ff. von 1687 an von Andern fortgesetzt), *Basnage* (*hist. des ouvrages des savans* 1687—1709) und *le Clerc* (*biblioth. universelle*, 1685—1693 26 Thle. *bibl. choisie*, 1703—1713 27 Thle. *bibl. ancienne et moderne*, 1714—1727 28 Thle.) den Vorzug. Außer ihnen verdienen Erwähnung: *Journal littéraire* (1713—1737), *bibliothèque raisonnée* (1728—1751), *bibl. nouvelle* (1733—1744), *de Boekzaal van Europe* (1692—1700), *Tweemandedyke uittreksels* (1701—1704), *Het republyk der Geleerden* (1710—1748), *Allgemeene Konst-en Letter-Bode* (1788 ff.), *De Recensent, ook der Recensenten*, *Vaderland'sche Bibliotheek*, *Schouwburg voor in en buitenlandsche Letterkunde*, *Letter-oefeningen u. a. m.* — Deutschland endlich erwarb sich in der Journalistik das höchste Verdienst. Neben den übrigen oben angeedeuteten Verhältnissen, welche es mit Holland gemein hatte, war es wegen des unermesslichen Fleißes, der vielseitigen Bildung und des unbefangenen, von allen Nationalvorurtheilen freien Charakters seiner Gelehrten ganz zu einer Unternehmung dieser Art geeignet. Charakteristisch bei den gelehrten Journalen der Deutschen ist vorzüglich das Umfassen der ganzen Literatur, ohne Vorliebe für einzelne Zweige der Wissenschaften oder für die Literatur einzelner Länder. Nur in einem solchen Lande konnte die Idee einer allge-

meinen Literaturzeitung gefaßt werden, welche ganz eigentlich den Deutschen eigenthümlich ist; denn wie allgemein auch die Titel der andern ausländischen Journale lauten mochten, so begünstigten sie doch gewöhnlich meist nur die Literatur des Landes, in welchem sie erschienen, oder besonderer Wissenschaften, und keins von ihnen umfaßte die gesammte Literatur mit einer solchen Unparteilichkeit und Rücksichtslosigkeit, als es die Deutschen thaten. Will man nicht Friedr. Nisich lateinische Uebersetzung der Jahre 1665—1670 vom Journ. des savans, als das erste Journal Deutschlands rechnen, so gebührt dieser Name den Actis eruditorum (1682—1775), welche in den frühern Zeiten mehr referirend als urtheilend waren, und neben den Recensionen auch kurze Abhandlungen enthielten. Der entschiedenen Trefflichkeit der Mitarbeiter entsprach auch die ungemeine Ausbreitung, in welcher sie gelesen wurden. Wegen einer für ihre nächsten Umgebungen seltenen Freimüthigkeit und Freiheit von Vorurtheilen, ja selbst wegen Gebrauch der deutschen Sprache bei gelehrten Gegenständen, und wegen ihrer dialogischen Form verdienen Erwähnung Ehrn. Thomastius Monatsgespräche (1688—1690), und W. E. Tenzels Monatliche Unterredungen (1689—1698 fortgesetzt durch die curieuse Bibliothek 3 Bände.). Von deutschen Journalen erhielten sich am längsten die (Leipziger) neuen Zeitungen von gelehrten Sachen (unter verschiedenen Titeln von 1714—1797), besonders merkwürdig und noch jetzt sehr brauchbar dadurch, daß sie bis zum Jahr 1740 alle in- und ausländische Journale im Auszüge enthalten. Zugleich mit der Universität Göttingen entstand 1739 daselbst auch eine gelehrte Zeitung, welche sich unter Albrecht von Haller's und L. G. Heyne's Redaction immer höher hob. Die Namen eines Haller, Heyne, Kästner, Michaelis, Leib, Eichhorn, Planz, Blumenbach, Rehberg, Meiners, Hugo, Spittler, Heeren und so vieler andrer Mitarbeiter bürgen hinlänglich für ihre Trefflichkeit. Von den Meinungen und Streitigkeiten des Tages sich entfernt haltend, sprach sie doch oft ein wahres und tiefes Wort zu seiner Zeit. Im Ganzen ist sie mehr referirend als urtheilend, und zeichnet sich ganz vorzüglich durch treffliche Auszüge ausländischer Schriften aus. Entschiedenem Einfluß auf die Bildung Deutschlands hatten die Briefe die neueste Literatur betreffend (Berl. 1759—1765 24 Thle. von Lessing, Mendelsohn, Abbe, Nicolai u. a.) und in noch höherm Grade die allgemeine deutsche Bibliothek (Berl. 1766—1796 118 Bde. neue a. d. B. 1793—1806 107 Bde.). Weit mehr kritisch als referirend bestritt sie mit einer bis dahin noch nicht gesehenen, oft an Keckheit gränzenden Freimüthigkeit verjährte Vorurtheile, brachte eine Menge neuer Ideen in Umlauf, war in Rügen streng und schonungslos, doch meist unparteiisch, und führte eine neue schöne Periode der deutschen Culturgeschichte herbei. Zu und in dieser wirkte thätig mit die Allgemeine Literaturzeitung (zu Jena 1785 v. H. J. Bertuch gestiftet, und von L. G. Schüz und G. Hufeland redigirt), an welcher die trefflichsten Männer Deutschlands arbeiteten. Wenn sie an hoher Freimüthigkeit und unbefangener Prüfung der allgemeinen deutschen Bibliothek gleich kam, so übertraf sie dieselbe noch durch größere Humanität und einen geläutertern Geschmack, und vorzüglich behauptete sie den Rang über ihr, der schon alternden, bei den Erscheinungen, welche die kritische Philosophie verursachte. Auch übertraf sie dieselbe an Umfang, indem sie auch die ausländische Literatur umfaßte. Seit ihrer Versetzung nach Halle (durch Schüz's Berufung dahin im J. 1804 bewirkt) scheint sie an ihren ehemaligen Hülfquellen

was verloren zu haben, was die Neue Jenaische Literaturzeitung (1804 von J. K. W. Eichstädt geleitet) gewonnen hat. Neben dem Vorzüge, welche diese mit ihrer Vorgängerin gemein hat, charakterisirt sie vorzüglich die Lebendigkeit und Wärme, mit der in ihr über die neuen literarischen Ereignisse verhandelt wird. Die Leipziger Literaturzeitung (seit 1800 unter andern Titeln) zeichnet sich durch ruhige und besonnene Prüfung und schalkvolle Ansätze aus. In den frühern Jahren enthielten ihre Intelligenzblätter kleine schätzbare Aufsätze. Die Erlanger Literaturzeitung (von Meusel, Mehnert und Langsdorf redigirt, 1799—1801, unter andern Titeln und in andrer Form schon von 1746—1798) erregte Anfangs gute Hoffnungen, ging aber unter der spätern Direction durch Veranlassung der damaligen philosophischen Streitigkeiten wieder ein. Unter glücklichen Vorbedingungen begann 1813 unter Sartori's Literaturzeitung. Die oberdeutsche unter Lorenz Häbners Redaction (1800 zu München erschien, nach seinem Tode wurde, und an Umfang und Gehalt sich 1811 aufhörte, hat, besonders in ihrer Beförderung der Aufklärung, und in dem katholischen Deutschland beigetragen streng und scharfsinnig prüfend, mehr wie Heidelberger Jahrbücher der 2. Erwähnungen können endlich hier nur nachhaft oder einem einzelnen Lande gewidmet. rtern Gattung gehören außer dem ältern und Badler neues theol. Journal (16 & Literatur (zu Ninteln und Marburg 1789 ff.), Dabelow jurist. Literaturzeitung (1799—1801), Hartleben Bibliothek der jurist. Literatur (1785 ff.), Schlegels medic. Literatur (1772 ff.), Salzburger medic. Chirurg. Zeitung (1790 ff.), Satterers histor. Bibliothek und Journal (1787 ff.), Mensels Betrachtungen über die neuesten histor. Schriften (1769 ff.), Bibl. der schönen Wissenschaften und freien Künste (1757 ff. neue Bibl. 1766 ff.). Die Literatur einzelner Länder betreffen bibliothèques angloises (1711 ff.), britanniques (1733 ff.), françaises (1723 ff.) germaniques (1720 ff. und nouvelles 1736 ff.), italiennes (1728 ff.) Bloß kleine Schriften sind beurtheilt in Harles kritischen Nachrichten von kleinen Schriften (1782 ff.), Paulus Bibl. kleiner Schriften (1789 ff.), Degens Bibl. für kleine Schriften (1795 ff.). Endlich gibt es auch Auszüge aus Zeitschriften, von welchen hier nur Nouvelle espail des journaux français et étrangers (Bruxelles 1803 ff.) angeführt werden kann.

A—1.

## Lithographie, s. Steindruck.

Litthauen (in der Sprache des Landes Litwa), von Oesterreich und Preußen begrenzt, hat zwar ebenen, flachen Boden, aber große Waldungen, Getraide, Vieh, Wachs und Honig. Die vornehmsten Flüsse darin sind der Dnieper, Dniester, die Dniuna, der Niemen etc. In den Wäldern ist viel Wildpret, und das Land treibt mit Korn, Wachs, Honig, Zobel-, Wolf-, und Bärenfellen, Leder, Wolle, auch sehr guten, wiewohl kleinen Pferden, einen ansehnlichen Handel. Die Litthauer, welche ursprünglich zu den Letten (s. d. Art.) gehören, finden sich schon im ersten Jahrhunderte, wo sie zu den zinstbaren Völkern der russischen Monarchie gezählt werden. Sie machten sich, als in Rußland unter Bladimir's Nachfolgern große innerliche Zwistigkeiten

entstanden, von der russischen Obergewalt frei, und wurden nach und nach durch allmähliche Vergrößerungen ihren Nachbarn furchtbar. Simeon führte im dreizehnten Jahrhunderte schon den Titel eines Großherzogs, und unter seinem Sohne Mendog und dessen Nachfolgern kam das ganze litthauische Rußland von Großrußland ab. Gedemin machte sich Kiem unterwürfig, und Jagello, der sich 1386 taufen ließ, verband durch seine Vermählung mit der polnischen Königin Hedwig Litthauen und die eroberten russischen Provinzen mit dem polnischen Staate. Seitdem war Litthauen immer mit Polen vereint. Bei der bekannten Theilung 1773 gab Litthauen den ganzen Antheil, welchen Rußland erhielt, woraus die nachherigen Statthalterschaften Mohilew und Polotsk gebildet wurden. Bei der folgenden Theilung 1793 verlor es abermals auf 1731 Q. Meilen eine Menge von 850.000 Menschen. Endlich fiel der letzte Ueberrest von Litthauen 1795 an das russische Reich, welcher die jetzigen Statthalterschaften Wilna und Slonimsk ausmacht. In diesen Provinzen des russischen Reichs leben also Litthauer, aber überall mit Russen und Polen vermischt, daher sich auch ihre Volksmenge nicht genau angeben läßt. Noch ist der Theil von preussisch Litthauen zu bemerken, welcher, unter dem Namen litthauisches Kammer-Departement, 3 Kreise, nämlich den Insterburger (Litthauer), den oletzker und den sebester Kreis enthält, und nicht minder fruchtbar, auch sehr gut angebaut ist.

Litorale begreift die drei Städte Fiume, Buccari und Porto-Re mit ihrem Gebiete, an der nördlichsten Küste Dalmatiens. Es gehörte ehemals zu dem Militär-districte von Croatien; Kaiser Joseph II. schlug es aber 1776 zu Ungarn, und übergab es einer Civilregierung, um den Handel zu heben und den Abzug der ungarischen Producte zu befördern. Der ganze District hatte, nach der Zählung von 1787, auf 7 Quadratmeilen 19.928 Einwohner. Von 1809 bis 1814 machte es einen Theil der illyrischen Provinzen aus; jetzt gehört es zum österreichischen Königreiche Illyrien.

Liturgie ist die, aus dem Griechischen stammende, Bezeichnung der Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes in christlichen Kirchen. In einem engerm Sinne werden auch solche Bücher Liturgien genannt, welche das bei dem öffentlichen Gottesdienste von den Geistlichen zu befolgende Ritual enthalten. Die Wissenschaft der zweckmäßigen Einrichtung der gottesdienstlichen Handlungen heißt Liturgik, eine Wissenschaft, welche eben so viel Geschmack, als Kenntniß des menschlichen Herzens voraussetzt. S. Gottesdienst und gottesdienstliche Gebräuche.

Liverei (Livrée). Bei den großen Hoflagern (Cours plénières), die in Frankreich unter den Regenten des zweiten und dritten Königsstammes gehalten wurden, ließ der König seiner Dienerschaft, so wie der der Königin und der Prinzen, besondere Kleider geben. Diese nannte man Livrée, weil sie auf Kosten des Königs geliefert wurden. Der Aufwand davon, so wie von der Tafel, den Equipagen und allen Ehrenbezeugungen und Geschenken für die Großen des Reichs und das Volk, stieg zu ungeheuern Summen. Eine klügere Oekonomie untrückte diese Versammlungen, aber die Liverei der Dienerschaften blieb davon übrig.

Liverpool (Leverpool), in Lancaster, gegenwärtig nach London die blühendste Handelsstadt im ganzen britischen Reiche, war noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ein unbedeutender Ort von 3000 Einwohnern, erhielt aber deren 1801 schon 77.653, und hat seit



dem noch bedeutend jugend-  
 Handel mit London, den  
 des allgemeinen Handels, d  
 des afrikanischen Handels  
 des afrikanischen Handels  
 vortreflichen Hafen, der g  
 großen, kastbaren Docks  
 der Welt, Ostindien ausge  
 denhandel, welcher durch li  
 indien getrieben wird. Wi  
 verpvol muthiger und unti  
 ganz Großbritannien. Au  
 ten sind keine bedeutende G  
 ten hat die Stadt auch ei  
 Institute auszuzeichnen, in  
 lichen Schriften, auch nod  
 20.000 Bänden) befundlich  
 L'Am A'scoe hat sich  
 diei, and durch seine Gese  
 rarischen Ruf in England  
 606 Schiffe. Es schickt 21

Livia Drusilla,

war eine Tochter des Livii  
 bei Phokyp, wo er auf d  
 Leben verlor. Sie war 2

ratbet, von dem sie zwei Söhne, den Drusus und Tiberius, hatte. Als  
 sie mit ihrem Gemahl vor dem siegreichen Triumvir nach Sicilien kam,  
 wäre sie beinahe in die Gefangenschaft ihres nachherigen Gemahls gera-  
 then. Von da begab sie sich mit ihrem Sohne nach Achaia zum Anto-  
 ninus, und zog, als ihr Gemahl mit Augustus wieder ausgesandt war,  
 endlich wieder nach Rom. Hier mußte sie durch die Reize ihres Kör-  
 pers und ihres Geistes den Triumvir begehrt zu fesseln, daß er lei-  
 denschaftlich in sie verliebt wurde, und sich von seiner Gemahlin Scri-  
 bonia scheiden ließ, um die Livia zu heirathen. Ihr Gemahl überließ  
 sie dem August freiwillig, weil er einem so mächtigen Manne nichts ab-  
 zuschlagen wagte. Livia wußte sich in die erhabene Rolle, welche sie  
 jetzt zu spielen hatte, sehr gut zu schelen, und die Herrschaft über das  
 Herz ihres neuen Gemahls zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Absichten  
 vollkommen zu benutzen. Zu diesen gehörte insbesondere die Erhebung  
 eines ihrer Söhne auf den Thron ihres Gemahls, nachdem dieser ge-  
 storben seyn würde. Um ihren Endzweck zu erreichen, suchte sie alle  
 diejenigen Personen aus dem Wege zu schaffen, welche ihren Plänen zu-  
 wider seyn und nähere Ansprache auf den erledigten Thron haben konn-  
 ten. So schrieben ihr die alten Schriftsteller fast durchgängig den Tod  
 des jungen Marcellus, des Lucius Cäsar und die Verbannung des  
 Agrippa Posthumus bei. Auch gelang ihr in der That ihr Plan zur  
 Erhebung ihrer Sobne, insbesondere des Tiberius. Da August keinen  
 nähern Auserwählten mehr hatte; so mußte er wohl ihren Bitten zu  
 Guntzen des Tiberius nachgeben. Als Augustus zu Nola auf dem  
 Sterbebette lag, schickte Livia Boten über Boten an den Tiberius, da-  
 mit er bei dem Tode des Kaisers zugegen seyn und die Regierung so-  
 gleich übernehmen möchte. Man hat sie sogar in Verdacht, den Tod  
 ihres Gemahls beschleunigt zu haben, damit sich dieser nicht noch vor-  
 her mit seinem Enkel Agrippa aussöhnen möchte. Im Testamente des

Kaisers wurde Livia zur ersten Erbin eingesetzt, in das julische Geschlecht aufgenommen und mit dem Namen Augusta beehrt; auch ward sie zur Oberpriesterin in dem Tempel des neubegüterten Augustus erwählt. Doch bewies sich Tiberius sehr undankbar gegen seine Mutter, deren Liebe er doch alles zu verdanken hatte. Er wollte es durchaus nicht gestatten, daß der Senat ihr noch mehrere Ehrenbezeugungen zuerkennen sollte. Indessen setzte er doch die öffentliche Achtung gegen sie nicht aus den Augen. Bloß zuletzt, als er Rom verließ, um in der Einsamkeit sich ungestört seinen Lüssen überlassen zu können, gerieth er mit ihr in einen heftigen Streit, und gab ihr seine wenige Achtung nur zu deutlich zu erkennen. In ihrer letzten Krankheit kam Tiberius niemals zu ihr, wollte sie auch nach ihrem Tode nicht weiter sehen, und verbot ausdrücklich, es sollte ihrem Andenken keine göttliche Ehre erwiesen werden. Indessen kann man zur Entschuldigung des Tiberius sagen, daß er die unbegrenzte Herrschsucht seiner Mutter, welche durchaus Antheil an der Regierung haben wollte, kannte, und sie in ihre nothwendigen Schranken zurückweisen wollte. Er mußte sich also, um sie an der Erreichung ihrer Absicht zu hindern, nothwendig ernst, ja selbst zurückstoßend gegen sie betragen, um ihr jede Hoffnung eines Einflusses auf seine Gewalt zu benehmen. Auch behielt er in so fern die öffentliche Achtung gegen sie bei, daß er dem Sejanus keine größere Gewalt, als ihr, über sich gestattete, so, daß durch sie noch viele Unschuldige vom Verderben gerettet wurden.

Livius (Titius, Titus), geboren zu Padua im J. der Stadt 695 v. Chr. Geb. 58 und im J. der Welt 3925, kam aus seinem Geburtsorte nach Rom, wo er sich nicht nur bei vielen Vornehmen, sondern auch bei Augustus selbst bekannt machte. Nach dessen Tode begab er sich in seine Vaterstadt zurück, wo er im J. der Stadt 770, und nach Chr. Geb. 17 starb. Durch seine römische Geschichte, woran er über zwanzig Jahre gearbeitet hatte, erwarb er sich einen so ausgebreiteten Ruhm, daß ein Spanier aus Cadix, bloß um ihn zu sehen, nach Rom reisete, und sogleich wieder zurückkehrte, nachdem er seine Absicht erreicht hatte. Von seinen Lebensumständen hat man, außer den angeführten, wenig gewisse Nachrichten. Zu den ungewissen gehört, daß er der Lehrer des nachmaligen Kaisers Claudius gewesen sey, daß er sich oft zu Neapel aufgehalten habe u. s. w. Augustus nannte ihn den Pompejaner, weil er den Pompejus in seiner Geschichte so sehr erhoben hatte; dennoch genoß er des beständigen Schutzes des Kaisers bis an dessen Tod. Suidas meint, Livius habe während seines Lebens den ihm für seine Geschichte gebührenden Ruhm noch nicht genossen; sondern man habe ihn erst nach seinem Tode Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Im funfzehnten Jahrhunderte wollte man zu Padua seinen Leichnam aufgefunden haben; man setzte ihn daselbst bei und errichtete ihm ein prächtiges Denkmal. Der neapolitanische König Alphonfus schätzte sich glücklich, als er im J. 1451 von den Paduanern den vermeintlichen rechten Arm des Leichnams, mit welchem er seine Geschichte geschrieben hatte, empfangen zu haben glaubte. In diesem Werke fangen die Begebenheiten von der Ankunft des Aeneas in Italien an, und gehen bis zum J. der Stadt 744 fort. Die Schreibart des Werks ist pragmatisch, in einem zierlichen, erhabenen, rednerischen Style. Doch wirft ihm Quintilian, so sehr er ihn auch lobt, Provinzialismen von Padua vor. Seine Geschichte bestand eigentlich aus 140, oder 142 Büchern, von denen wir aber nur noch die zehn ersten Bücher, dann das 21ste bis 45ste Buch (oder die erste, dritte und vierte Decade,

und von der fünften die Hälfte) übrig haben, welche nach und nach zusammengedruckt wurden. In den ersten zehn Büchern geht die Geschichte bis zum Jahre der Stadt 460; und das 21ste bis 45te Buch handelt von zweitem punischen Krieg (Jahr der Stadt 536) bis zum J. 586 ab. Das ganze Werk wurde wahrscheinlich wegen seiner Größe stückweise abgeschrieben, und von den Abschreibern vermuthlich in Decaden abgetheilt. Daher läßt es sich erklären, warum einige von den Büchern verloren gegangen sind. Bis jetzt scheint es noch immer, als ob das Versteck nicht wieder aufgefunden werden dürfte. Zwar entdeckte Brauns 1772 bei seinem Varianten sammeln durch Zufall, in einem päpstlichen Lober im Vatican, ein Fragment vom 21sten Buche; aber es ist nicht sehr beträchtlich. Es wurde sogleich in Rom durch den Druck bekannt gemacht, und zu Leipzig 1773 nachgedruckt. Ludwig XIV. von Frankreich schloß mit einem griechischen Kaufmann, der einen aus einer Feuersbrunst zu Constantinopel geretteten ganzen Livius zu liefern versprach, einen Handel auf 50,000 Eubaler. Allein die wirkliche Lieferung erfolgte nicht. Der König wandte sich an die Pforte, und versprach dem Lohnung, wenn er den ganzen Livius nach Project scheiterte, entweder weil aus Furcht, seinen Kopf zu verlieren Prospero von Florenz bot zu gleicher einen vollständigen Livius entzückungen sind bis jetzt fruchtlos gebarrscheinlich, daß in einer der alten zu Constantinopel wirklich eine ed Livius vorhanden seyn dürfte. noch eine Inhaltsanzeige, die man in Horus beilegt, und welche auf das Johann Freinsheim hat aus andern gente zum Livius geliefert, und d Stockholm 1649 in Duodez, nachherurg in Quart herausgegeben. Die übrigen von ihm im Manuscript interlassenen fünf und zwanzig Bücher wurden in Frankreich den Ersten abgekauft, und der Edition in vrom Delphinl betradruckt. Eine elrene und prächtige Ausgabe des Livius ist die Ed. Hier. Frobenius, 1555 fol., und deshalb von der größten Wichtigkeit, weil sie die fünf letzten Bücher des Livius von 40—45, aus der einzigen in der k. Bibliothek zu Wien befindlichen Handschrift geliefert hat, und daher die Quelle aller folgenden Ausgaben geworden ist.

Livorno, berühmte Handelsstadt und Freihafen in Toscana, am mittelländischen Meere, ist regelmäßig gebaut und hat zwei italienische Meilen im Umfange. Alle Nationen, selbst die Türken nicht ausgenommen, können sich hier niederlassen. Die Stadt hat 53,000 Einwohner, unter welchen wenigstens 12,000 Juden befindlich sind, sehr regelmäßige und wohlgebaute Straßen, einen ungemein großen Marktplatz, von welchem man durch die beiden Hauptthore aus der Stadt sehen kann, und mehrere andere merkwürdige Gebäude. Der eigentliche unmittelbare Handel der Stadt selbst besteht, unter andern Artikeln, im Korallen, deren Fabrikation den frühesten Erwerb von Livorno ausgemacht hat. Sie werden im mittelländischen Meere, und zwar an der afrikanischen Küste, gefischt, und dann in Livorno verarbeitet. Noch vor funfzehn Jahren gab es daselbst über zwanzig Korallenfabriken, die jetzt bis auf ne heruntergekommen sind. Livorno war noch vor ein paar Jahrhun-

orten ein schlechter, ungesünder und feuchter Ort, und hat auch jetzt noch keine reine Luft: besonders fehlt es ihm an frischem Wasser, welches von Pisa hergeholt werden muß. Alle europäische Handels-Staaten halten in Livorno ihren eigenen Consul. Unter den dortigen Nationen sind die Juden (welche nebst den Armeniern die allgemeinen Händler machen, viele Privilegien haben und in einem gewissen Bezirke der Stadt wohnen müssen) die reichsten, und die Griechen, die fast alle Schneider oder Kleiderhändler sind, die ärmsten. Die Engländer, welche diese Stadt Leghorn nennen, haben den größten Antheil an dem dortigen Handel. Durch die Menge der daselbst abgeschlossenen Geschäfte entsteht auch ein wichtiger Commissions-, Expeditions- und Wechselhandel für die Stadt. Schon seit 1633 war der dortige Handelsverkehr lebhaft, und es wurden zur Erweiterung der Stadt, die bis dahin klein und unbedeutend gewesen war, Anstalten getroffen. Die Protestanten haben ihren eigenen Kirchhof, auf welchem überhaupt alle evangelische Glaubensgenossen begraben werden. Der türkische Privatgottesdienst gründet sich auf einen Vertrag, kraft dessen die Toscaner die nämliche Freiheit in der Türkei genießen. Die Stadt hat durch das Erdbeben von 1747, mehr noch aber durch die Franzosen im Revolutionskriege, und endlich auch, besonders ihr Handel, 1804 durch das gelbe Fieber gelitten. Von 1808 bis 1814 war sie die Hauptstadt in den französischen Departements des Mitteländischen Meers.

Livre Tournois ist derjenige französische Livre, der ehemals in Cours galt, und von dem pariser oder allgemeinen Münzfuß in so fern verschieden ist, als dieser 20 Eols, der Livre Tournois aber 25 Eols, also ein Viertel mehr, beträgt. Er kommt nur noch in gerichtlichen Verhandlungen vor.

Locke (Johann), einer der scharfsinnigsten Denker, welche England hervorgebracht hat, ward am 29. August 1632 zu Wrington bei Bristol geboren. Nachdem er die gewöhnlichen Studien vollendet hatte, fand er einen Ueberdruß an den Universitäten und schloß sich in seinem Cabinete ein. Unter den akademischen Gelehrten herrschte damals das absurde und barbarische peripatetische System; man disputirte mit Heftigkeit über nichtige Dinge, welche jedoch durch die lange Reihe von Jahrhunderten eine große Wichtigkeit erhalten hatten. Locke erholte sich durch das Studium des Descartes von dem Efel, welchen ihm jene wichtigen Unbedeutendheiten verursacht hatten. Die Werke desselben stundeten in ihm ein heilsames Licht an, welches allein im Stande war, die Finsterniß zu verscheuchen, welche ihn bis dahin umgeben hatte. Von nun an gab Locke jene nachbetende Wortkrämerei auf, und widmete sich der wahren speculirenden Philosophie. Aber hiermit noch nicht zufrieden, fang er auch an, die Medicin, in welcher er eben so viele Irrthümer zu entdecken glaubte, mit Eifer zu studiren. Die Schwäche seiner Gesundheit nöthigte ihn jedoch, diese Wissenschaft aufzugeben: doch theilte er in der Folge die von ihm entworfenen Bemerkungen dem Pierre Coste, seinem französischen Uebersetzer, mit, welcher sie 1725 durch Antonius Cocchi, in dessen Werke über die Bäder von Pisa, zum Druck befördern ließ. Nachdem Locke zwei Reisen, eine nach Deutschland, und die andere nach Frankreich, gemacht hatte, übernahm er die Erziehung des nachmaligen Grafen Shaftesbury. Dieser, der in der Folge Großkanzler von England ward, beförderte Locke ebenfalls zu einem ansehnlichen Posten, den der Philosoph aber wieder verlor, als jener 1673 in Ungnade fiel. Aus Rücksichten auf seine Gesundheit, begab sich Locke 1675 nach Montpellier, und von da nach Paris, wo man ihn mit

roßer Ausprägung aufnahm. Dies vollendete er seinen Tractat über den menschlichen Verstand, ein Werk, welches von dem ersten und genauesten Studium der Metaphysik zeugt, und über dessen Ausarbeitung er neun Jahre zugebracht hatte. Um unsere Seele, ihre Kräfte und Affekte kennen zu lernen, suchte er sich weder bei den alten Philo-  
 ar verweilt  
 ne Malchur  
 em er kam  
 er Ziele d  
 r nun die  
 er jeden ei  
 r freilich  
 le er vult  
 lkmacht d  
 ibliche Behauptung gehalten worden. Uebrigens zeichnet  
 Berk nicht sowohl durch die metaphysische Lust, mit der e  
 ls durch die Methode aus, mit welcher es geordnet ist. U  
 hr zufälligen Veranlassung seine Untersuchung zu veranlassen  
 igt denkende Köpfe streuten sich nämlich, wie man sagt,  
 Gegenstand, ohne sich auch über denselben vereinigen zu können. Locke,  
 er zugegen war und dem Erreute stillschweigend zuhörte, bemerkte,  
 ob seiner Seiten, über dessen eigentliche Natur keine Männer einver  
 standen waren, auf einem Unverständnisse der Materie beruhe. Daß  
 ad ihm die erste Veranlassung zu seinem Werke. Er erob nämlich  
 ic Bemerkung, daß der Grund jenes Irrthums auf einem Wort-Ver  
 dunnung liege, zu einem allgemeinen Satze, Auz d. s. zu dem Urforsange  
 er Ideen, wie zur ersten Ursache, hinaus, untersuchte die Ursachen in  
 ihrer ersten Entstehung, und zeigte dann den Einfluß, welchen ein sol  
 cher Gebrauch der Wörter über unsere Schicksale ausübt. Er dachte  
 nun ein Jahr England verlassen, als man ihn dort beschuldigte, in  
 Holland Placate gegen die englische Regierung drucken gelassen zu  
 haben. Diese Verklammerung war die Ursache, daß er seine Stelle im  
 Collegium zu Oxford verlor. Nach dem Tode Karls II. erboten sich  
 ihm Freunde, sich für ihn zu verwenden; er aber antwortete, man be  
 dürfe seiner Vertheidigung, wenn man sein Verbrechen bezeugen habe,  
 jedoch wolle es nun einmal sein Schicksal, daß er für einen Ver  
 dächtigen gehalten werden sollte; er ward nämlich in die Sache des Hen  
 rich von Danmourey verwickelt, ob er gleich auch nicht in der grana  
 ren Verbindung mit demselben stand. Was ging noch weiter; Jacob  
 I. verlangte von den Generalkassern, daß sie ihn anzuweisen sollten,  
 oder was daher gezwungen, sich zu verbergen, bis seine Halskette abge  
 nommen worden. Aber kaum war Jacob II. vom Thron von Oran  
 den, seinem Schwiegerbruder, vom Throne  
 eben fluchte, welche die Prinzeßin, nachm  
 verhin brachte, in sein Vaterland zurück  
 hilt er nun auf wichtige Staatsdange  
 ejaugte sich jedoch mit der Seele eines  
 kollektivum der englischen Colonien, welche  
 entscheiden. Da aber die Luft von London  
 u sehr hitzig; so legte er 1700 seine  
 ob Freunden davon, zu einem feinen Freunde, wo er wohl den Stachel  
 nd Stadlern glücklich und in Ruhe den Rest seiner Tage verlebte,  
 nur hatte er noch das Vergnügen, den Sohn seines Freundes nach

berichtet, noch bei den Meinen, die ich  
 en, Rechts zu erziehen. Er verfuhr  
 selbst zurück, und gab dann, noch  
 sein eigene Beschauer gewesen war,  
 in er sich selbst betrachtete hatte. Da  
 erwechseln wollte, wie der Anatom  
 schlichen Körpers untersuchen; so hat  
 den Materialismus mehr  
 kein Satz: „Gott kann  
 thun“, ist für eine jeder

Er auf dem  
 i England,  
 eines Aufs  
 kommen: er  
 i Commerc  
 zu Verfall  
 nachdrück  
 beyad u. d.

Dem von ihm entworfenen Systeme ersehen, und dasselbe durch die Erfahrung mit dem größten Erfolge gekrönt zu sehen. Er starb am 28. Oct. 1704, und ward zu Oates, in der Grafschaft Essex, begraben. Die Königin Caroline, Gemahlin Georgs II., hat nachher, in einem von ihr erbauten und der Philosophie gewidmeten Pavillon, Locke's Blüste neben der von Bacon, Newton und Clarke aufstellen lassen. Locke war in seinem Vaterlande eben sowohl seines patriotischen Eifers, als seiner Philosophie wegen bekannt. Er war es, der dem Parleменте den Rath ertheilte, auf Kosten des Publicums das Geld umschmelzen zu lassen, ohne dasselbe zu erhöhen: diesen Rath befolgte das Parleмент. Wir besitzen eine große Menge Werke in englischer Sprache von ihm, die zuletzt in London, 1801, in zehn Octav-Bänden erschienen sind. Die merkwürdigsten einzelnen Werke davon sind: Versuch über die menschliche Vernunft, von dem Wynne, nachher Bischoff von St. Asaph, einen Auszug verfertigte, den Locke selbst billigte, und der noch jetzt von vielen Lesern dem Hauptwerke selbst, das nicht selten verworren und schwer zu verstehen ist, vorgezogen wird; Tractat über die bürgerliche Regierungsverfassung, in welchem der Verfasser die uneingeschränkte Gewalt durchaus tadelt und vermißt; drei Briefe über Religionsduldung, wurden zuerst lateinisch geschrieben, kamen nachher aber auch englisch heraus; die neuern Anhänger der Toleranç, unter andern Voltaire, haben aus diesen Werke geschöpft; Gedanken über die Erziehung der Kinder; aus welchen Rousseau für seinen Emil, so wie aus dem Tractate über die bürgerliche Regierungsverfassung, für seinen gesellschaftlichen Vertrag viele Gedanken entlehnt hat. Das Werk selbst ist ins Französische, Deutsche, Holländische und Flämännische übersezt worden; das vernünftige Christenthum, ein Werk, welches Sätze enthält, die, streng genommen, den Verfasser des Socinianismus verdächtig machen könnten. Er behauptet unter andern, in der geoffenbarten Religion sey nichts enthalten, was irgend mit den Begriffen der Vernunft im Widerspreite wäre; auch hätten Jesus Christus und seine Apostel keinen andern Glaubens-Artikel gelehrt, als an Jesus, den wahren Messias, zu glauben; Paraphrasen über einige Episteln des Paulus, enthalten Beweise des Studiums der heiligen Schrift, welchem er sich in den letzten Jahren seines Lebens gewidmet hatte; nachgelassene Werke, enthalten Abhandlungen über verschiedene philosophische Gegenstände. Da Locke eine ausgebreitete Kenntniß der Sitten aller Völker der Erde besaß; so wählten ihn die englischen Colonien in Amerika zu ihrem Gesetzgeber, und beeiferten sich, den Vorschriften, welche er für sie entwarf, gesetzliche Kraft zu geben. Wir wollen diesen Artikel mit einigen Anekdoten aus Locke's Leben schließen. Er war großherzig und von der äuffersten Gutmüthigkeit. Ein junger Mann, dem er die größten Gefälligkeiten erzeigt und das lebhafteste Interesse bewiesen hatte, bestahl und verläumdete ihn, gerieth aber kurz darauf durch seine Ausschweifungen in die größte Armuth. Da er sich nun auf keine andere Weise zu helfen wußte, wandte er sich an Locke, gegen den er sich doch so erblich vergangen hatte. Dieser zog eine Banknote von hundert Louisd'or heraus, und überreichte sie dem Unglücklichen mit folgenden Worten: „Ich verzeihe Ihnen; doch darf ich Sie nicht in den Stand setzen, zum zweitenmale zum Diebe und Verräther an mir zu werden.“ Das Spiel schien diesem Philosophen der dummkste und nichtswürdigste aller Zeitvertreibe. Als er eines Tages in einer Gesellschaft mehrere Herren von vielem Verstande mit dem Spiele beschäftigt fand, sah er

emselben anfangs mit vieler Geduld zu: dann aber zog er seine Schreib-  
 fel aus der Tasche, und fing an, sehr aufmerksam zu schreiben. Als  
 nun einer der Herren fragte, was er da so eifrig zu schreiben habe,  
 antwortete Locke: „Milord, ich schreibe hier nieder, was seit zwei  
 Stunden von den geistreichsten Männern des Königreichs gesprochen wor-  
 en ist.“ Nun las er ihnen einiges davon vor, und sie fühlten sich be-  
 hämt. Diese Herren waren der Herzog von Buckingham, der Lord  
 Halifax, Lord Ashley und andere mehr.

Lockmann, mit dem Zunamen der Weise, zuweilen auch Abro-  
 nam (Vater des Anan) genannt, war ein berühmter Philosoph  
 unter den Aethiopiern, oder Nubiern, von welchem die Araber eine  
 Menge Märchen erzählen. Sie sagen von ihm, er sey ein schwarzer  
 Sklav mit dicken Lippen und krummen Beinen gewesen, und zur Zeit  
 Salomo's an die Gärten verkauft worden. Sein Charakter wird von

men ungefa-

erken. Wo

ant habe?

en andern;

ard eine K

i den Auge

iß man di

ockmann bi

m: „Wie?

ockmann an

ist meiner?

iß du dich

ich, zu un-

ere ihm et

ganz auf-

eine so f

Ich habe si

mal eine b

nen Herrn

zir besizen

raber dieser

n der spät

rden. Die

ne Kenntni

r stillen B

ann arabisc

r arabischei

tem Quartl

mösische L

n versertigt

Loche,

, zur vreu

s zerstreuet

r, Uhermad

ypolerinnen

isten Hand

f dem Zur

lei Höhe u

d die dorti

d welche h

Forderung geben, und beides seit 13 Jahren erachtet worden sind. Bei der Stadt liegen die herrlichen ledet Theatergebäude, die man in einer Liste des Marquis, durch welche her noch viel mehr, angeführt hat. Es werden von drei Obermaadler, jüngeren Adelsträgern geschrieben, deren jeder 100 Fuß unter Laot ist.

Fabi, eine ziemlich große und wohlgebaute Stadt in dem zum lombardisch-Oberitalienischen Königreich gehörenden Herzogthum Mantua, an der Arde, zählt 1700 Einwohner, unter welchen eben eben 1000 Weibliche waren. Das herrliche Plethum steht unter dem Erzbischof von Mailand. In der Stadt hat ein festes Schloss. Das im genannten Herzogthum die werden nicht in Parma, sondern in, 19 und 20 in in und am Ende verfertigt und für die besten in ganz Italien gehalten; auch ist die herrliche vornehmliche vordere Fortifikation und Fortifikation. Arbeit herrscht. Neben der Arde führt eine mit 1000 Klaffen lange Straße. Es ist durch das Land durch, welches Bonaparte 1796 bei der Vertheidigung mit 6000 Mann gegen die österreichische Armeen von 21000 Mann unter Paganini gewonnen. Die Österreicher hatten die Beden gehabt, Fabi geräumt und fanden in einer furchtbaren von 30 Kanonen vertheidigten Stellung, zu der nur eine enge Straße führt, welche zu weitem unzugänglich ist. Bonaparte ertrug nicht die geringe Schwierigkeit. Er führte sein Heer in einer gedrungenen Kolonne, ließ seine ganze Artillerie vordringen und rückte im Sturmthum vom dem Auszug: *Vive la republique!* vor. Das Plethum war anfangs bereit, die österreichische Weibliche Armeen ganz zu weichen, die Franzosen zu weichen, und der Sieg schien verloren, als Perrier, Paganini, Carro, Tallone, Paganini, Paganini sich an die Spitze der Kolonne setzten, die die Straße drangen und die österreichischen Kanonen schlugen. Die Österreicher wollten dieser Kühnheit mit gleicher Tapferkeit antworten; sie thaten Wandel der Tapferkeit, der Kampf war kurzweilig; beide Heere schlugen sich mit Erbitterung, und ungewiß wurde der Sieg zwischen ihnen. Da erschien Napoleon an der Spitze seiner Division und der Sieg war entschieden. In Oesterreich, und ihrer Erbteilung geworfen, verloren einen Teil ihrer Weiblichen und 6000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, aber Napoleon erzwang die Österreicher durch einen mit dem vornehmlichsten Ordnung und Kult blaugrün bewerkstelligten Auszug. Der Verlust der Franzosen betrug 21000 Mann. Paganini haben beide Heere ergriffen, Bonaparte, weil er eine Position mit so großen Bewehrungen besaß, dass er ein neues Zuversicht von 24 Stunden sich behaupten und behaupten bewährte konnte, und Paganini, weil er Fabi so überaus schätzte, daß er nicht Zeit hatte, die Punkte abzutragen, wodurch er der französischen Armeen das weite Vordringen würde unmöglich gemacht haben.

Logarithmus ist ein mathematischer Ausdruck für die Zahl, wodurch die Potenzen eines Zahlenverhältnisses in Beziehung auf ein Grundverhältnis oder bedeuten Verhältniss, oder werden Potenzen das 1 auf ihre Einheit durch dasfache ist. Diese 1 heißt ein Verhältniss  $\frac{1}{1}$  heißt die 1. Der Logarithmus Zahlen um einen durch eine dritte Zahl heißt  $b$ ,  $g$  zu  $ab$  durch

ist ab  
erklärt.  
Potenz  
wenn p  
r ist ich  
in Verh  
dann ab  
n durch  
durch in  
ist ab





ihn, nach sechzehn Jahren, wahrscheinlich 1654, eine neue, vollständige Sammlung seiner Gedichte zu veranstalten, welche 3000 Sinngedichte enthielt und 2 Alphabete und 16 Bogen in 8. beträgt. Logau, als ein Zeitverwandter Opizens, trat in die Fußstapfen dieses seines großen Vorgängers und verräth öfters die Energie und den sbrünstigen Ausdruck desselben. Wer indessen, wie Logau, die Epigramme zu Tausenden schreibt, dem muß manches Mittelwäfige, ja Schlechte mitunterlaufen. Und so findet man bei ihm in der That eine solche Menge des gänzlich Mislungnenen, daß im Nothfalle Beispiele des Verfehlten an ihm entlehnt werden könnten. Viele seiner Epigramme zeugen jedoch von origineller und glücklicher Erfindung, und sind eben so schön gesagt, als gedacht. Uebrigens treten Logau's Epigramme um de. 13 merkwürdiger in der Geschichte unserer satirischen Poesie auf, je sparsamer diese Gattung von den Deutschen bearbeitet worden ist. Der Ueberfluß des Schlechten, welcher sich in dem Logau'schen Epigrammen überwiegend zeigte, war vermuthlich Schuld, daß er sich bereits während seines Lebens von seinen Zeitgenossen vergessen sah. Erst Kamler und Lessing, die 1759 eine Auswahl seiner Epigramme veranstalteten, zogen aufs neue die Aufmerksamkeit auf ihn. Nach Lessings Tode gab Kamler 1791 diese Auswahl zum zweiten Male heraus. Logau starb in Liegnitz am 25. Jul. 1655 in einem Alter von 51 Jahren.

**Logik.** Unter diesem abgeklärten griechischen Namen (eigentlich λογική *namlich επιστήμη*) wird fast allgemein die Wissenschaft von den Gesetzen des Denkens und der richtigen Gedankenverbindung verstanden, obgleich ungewiß ist, ob dieser Name zunächst vom Denken, oder von der Sprache (denn beide Bedeutungen hat das Wort λογος) herzuweisen sey. Im Deutschen hat man dieser Wissenschaft auch den Namen Denklehre oder Verstandeslehre gegeben, weil hier die Rede von einer wissenschaftlichen Darstellung derjenigen Gesetze ist, welche der Verstand bei allem Denken befolgen muß (daher logische Gesetze), es habe übrigens einen noch so verschiedenen Gegenstand und Inhalt, und ohne deren Befolgung keine Wahrheit für uns möglich ist. Hierin liegt hauptsächlich der Werth der Logik, nicht immer der Canon (d. h. eine Richtschnur) für den praktischen Verstand. • Wissenschaft für alle and  
seyn, indem sie (gl  
meine Instrumental-  
kenntniß wissenschaft  
schaft werden soll, i  
menhangs zur Bildu  
ganzen aufstellt; bei  
der Wissenschaft und  
Gesetze nur die abstr  
ges aber Anweisung  
erlange, und sich bei  
es die eigentliche  
Logik von der eigent  
melle Wissenschaft, i  
philosophische  
Gegenstand der Erf  
ist, so ist die Logik u  
tenverbindung haben

Wissens-  
sophie ist  
T. allge-  
jede Er-  
Wissen-  
Zusam-  
n. Denk-  
t. Gesetze  
logischen  
eineswo-  
kenntniß  
(womit  
man die  
aber für  
noch eine  
nicht fern  
geschafft  
Gedam-  
t ist das

er von so analytischer Art, oder von so demonstrativer Gewissheit, als der Inhalt keiner andern philosophischen Wissenschaft, eben weil sie es mit dem Denken, oder Verhältnißbestimmen in der gegebenen Erkenntniß zu thun hat. Daher hat man auch, vorzüglich zum Nachtheil der Metaphysik oder transcendentalen Philosophie, ihre Abgeschlossenheit und Vollständigkeit oft allzusehr gepriesen, und sie in dieser Hinsicht der Mathematik an die Seite gestellt. Allein das bloße, wenn auch systematische Denken, ist noch kein Philosophiren, das noch so systematische Anordnen macht Behauptungen noch nicht zu Wahrheiten, und die Begreiflichkeit ist nicht der höchste Zweck der Philosophie; ja alle demonstrative Gewissheit setzt die Wahrheit ihrer Principien voraus und ihren Gegenstand, an dem sie sich offenbaren. Man darf daher dem Werth der Logik eben so wenig überschätzen, wie die Ältern Philosophen vorzüglich thaten, als dieselbe unbillig herabsetzen, wie die Neuern oft thun. Bei den Alten wurde mit der genannten Aufgabe der Logik oft auch die tiefere philosophische Untersuchung über die allgemeine

Kenntnisse

der Wahrheit

je Neuere bald

andern Ausdr

ist genannt,

obdlichen

Art.) und Lo

welche letztere

ohne genauere

sch als nächst

Philosophie ge

nellen von de

Noch andere b

damental-Phil

lehre u. s. w. |

in die reine

sch nach sein

schließen) und

Einzelnen und

schaflichen B

nen, Eintheilun

ken unter besoi

der Anwendun

auf die Verbit

die Einschränk

vorgehen, so

hung auf die

stehungen setzt

her sie auch a

ker Verbindun

spruch, weil ni

er auch die Ge

denken auch o

haben werden |

hand beruht,

ber die Wissen

er dieses mit

die logischen

Gesetze mit

Bewußtseyn im

Gebiet des Denkens

anzuwende

46

die logischen Gesetze mit Bewußtseyn im Gebiet des Denkens anzuwend

den versteht, und diese Anwendung der logischen Gesetze zur Kunst (Fertigkeit) erhoben hat, dann auch Dialektiker. Die wissenschaftliche Ausbildung der Logik finden wir zuerst bei den Griechen. Zeno von Elea wird oft Vater der Logik oder Dialektik genannt; doch war die Bearbeitung derselben damals mehr vom practischen Interesse, oder von der Rede- und Disputirkunst abhängig, und artete als Kunst der Schlüsse und Beweise, bald in die Sophistik aus. Die Sophisten und die megarische Schule (gestiftet von Euklid aus Megara) bildeten diese Kunst sehr aus; letztere wurde daher die cristische oder dialektische genannt, und ist durch die Erfindung mehrerer Sophismen berühmt. Den ersten umfassenden und rein wissenschaftlichen Versuch die Denkformen in abstracto darzustellen, machte Aristoteles, daher er auch mit mehrerem Rechte Vater der Logik zu nennen ist. Hieher gehören seine logischen Schriften, welchen die spätere Zeit den Namen Organon gegeben hat, und welche fast zwei Jahrtausende nach ihm in den Schulen der Philosophen das herrschende Ansehen behaupteten. Auch waren seine Untersuchungen zugleich auf die Kriterien der Wahrheit gerichtet, worin Epicur, Zeno der Stifter der stoischen Schule u. a. ihm nachfolgten. Das Ansehen, welches die Logik oder Dialektik in der spätern Zeit, namentlich im Mittelalter gewann, so daß sie fast unbedingt als reales Organon aller Wissenschaften angesehen, und vom achten Jahrhundert an als freie Kunst gelehrt wurde, stieg am höchsten in der scholastischen Philosophie, welche nur eine neuere Art der Sophistik war, und vorzüglich der Theologie diente. Gegen dieses Ansehen traten Petrus Ramus (Pierre de la Ramée), Vaco und andere mit gegründeten Einwendungen auf. Descartes und Malebranche vermischten die Logik wiederum mit der Metaphysik. Locke, Leibniz und Wolf, Thomasius, Crusius, Lambert (in seinem neuen Organon), Reimarus, Feder u. a. haben um die Ausbildung der neuern Logik großes Verdienst. Eben so Kant und seine Schüler, Meiß, Hofbauer, Jacob, Krug, Fries, so wie ein Gardili, Schulze, Reinhold u. a. Fichte verwies sie aus dem Gebiete der Philosophie, und behauptete ihre Abhängigkeit von der Metaphysik. Schelling erklärte, sie sey als eine fremde Wissenschaft der Philosophie sogar entgegengesetzt. Doch haben Klein und Thanner, welche seiner Ansicht folgen, und auf ganz eigentümliche Weise Hegel neuerdings die Logik darzustellen versucht, so daß man über den Hauptpunct, nämlich ihr Verhältniß zur Metaphysik, und die Anwendung ihrer Formen auf dem Gebiete der philosophischen Speculation noch immer verschiedener Meinung ist. T.

Logistik nannte man sonst die Rechenkunst, oder Berechnungskunst, man theilte sie in Zahlen- oder Ziffernrechnkunst und in Buchstabenrechnkunst oder Algebra. Auch nennt man so in der Kriegswissenschaft die Berechnung tactischer Bewegungen nach Raum und Zeit, welche sie brauchen. Logistisch ist, was aufs Rechnungswesen sich bezieht; es ist mit logisch nicht zu verwechseln: denn logisch ist, was der Denklehre angehört, oder den logischen Gesetzen vorzüglich entsprechend ist.

Logograph unterscheidet sich von der Charade (s. d. Art.) nur dadurch, daß man nicht allein, wie in dieser, den einzelnen Buchstaben eigene Bedeutungen giebt, sondern daß man vielmehr durch Wegnahme, Hinzufügung oder Versetzung von Buchstaben dergleichen Bedeutungen aufzufinden sucht.

Lohenstein (Daniel Caspar von) ward am 25. Jan. 1635 zu

Kinnich,  
machte die  
chte er zu  
versität zu  
Reise durch  
en und fi  
dem er fi  
1663 zum  
aus der  
igte er 3  
Recht kan

Denie, wohl aber an Bescheidenheit fehlte. Er besaß neben einer ausgedehnten gelehrsamkeit eine große Kenntnis der neuen Sprachen. Neuerungssucht oder Egelerte, keine Vorurtheile zu verdunkeln, führte ihn irre. Nichts desto weniger fand er bald Nachahmer, die seine Uebertreibungen noch mehr übertrieben, und so wurde er, ohne es vielleicht selbst zu wollen, der Stifter einer Secte, die man, obgleich Hofmannswaldau noch früher auf diese Abwege geriet, nach ihm Lohensteinianer nannte. Die Lohensteinischen Gedichte sind meistens voll von geschmacklosem Bombast, falschem Pathos und unnatürlichen Bildern. In den Trauerspielen, die unter seinen poetischen Werken leicht das Erbedlichste sein dürften, fallen diese Fehler, in der höchsten Stufe gesteigert, doppelt auf. Auch in seiner Prose herrscht, mit einigen Ausnahmen, Schwallb und Bombast, abwechselnd mit den niedrigsten Plattheiten. Seine Trauerspiele, welche der Zeitordnung nach unter seinen Werken die erste Stelle einnehmen, heißen: Ibrahim Bassa; Agrippine; Epichorius; Kleopatra; Sordanishe und Ibrahim Sulcan. Lohensteins übrige Gedichte sind unter dem Namen Blumen von ihm gesammelt

1, an Valthasar Friedrich von Lohstein, bei geläuterem Streben nach  
1, dürfte, ein vorzüglicher Dichter  
Schriften zeichnet sich der Helde  
da aus, über dessen Ausarbeiten  
dem Bruder, und, als auch dieses  
diger Wagner in Leipzig vollendet  
den angezeigten Fehler aller seiner  
n selbst durch den Tod verhindert  
1, so sind doch wahrhaft kräftige  
der Verfasser große und erhabene  
igen hat. Dieser Roman erschien

zuerst in Leipzig 1689 und 1690 in zwei Quartbänden, worauf eine zweite vermehrte Ausgabe (Leipz. 1731) folgte, Lohenstein starb in Breslau am 18. April 1683 in einem Alter von 48 Jahren.

Loire, der größte Fluß in Frankreich, entspringt in einem Berge der Cevennen, Serdus le Saul genannt, im Departement der Ardèche und ergießt sich unterhalb Nantes in Bretagne in das Meer. Die Länge seines Laufs beträgt gegen 90 Meilen. Ob er gleich viele schnelle Stellen hat, so ist er doch für größere Kausfahrtschiffe bis Nantes, für kleinere bis Briare und für geringe Fahrzeuge bis Roanne schiffbar. Er hat bei der neuen Eintheilung Frankreichs nach der Revolution drei Departementern den Namen gegeben, dem Departement der Loire, der Ober-Loire und Unter-Loire.

Loli (Antonio), ein berühmter Geiger, ward 1728 in Bergamo geboren und stand von 1762 bis 1773 als Concertmeister in Diensten

de Brien, geboren und  
Lehrerstadt. Nachdem  
bis er 1650 die Uni  
p. Dann trat er eine  
berlande und Holland  
reisen zurück. Nach  
rathe hatte, ward er  
ibe und ersten Ench  
um 15. Jahre verfer  
h worden sind. Mit  
dem es keineswegs an

des damaligen Herzogs von Württemberg. Hierauf ging er nach Russland, wo sein Spiel dergestalt der Kaiserin Catharina II. gefiel, daß sie ihm einen Bogen schenkte, auf welchem sie mit eigener Hand die Worte geschrieben hatte: „dieser Bogen, von Catharinens Hand fertig, ist für den unvergleichlichen Lolli bestimmt.“ Im J. 1785 machte er eine Reise nach England, Frankreich und Spanien, auf welcher er in Madrid für jedes Concert, außer vielen andern Geschenken, 2000 Realen vom Theater-Unternehmer erhalten haben soll. Dann ging er 1789 nach Italien zurück, wo er 1794 in Neapel im 66. Jahre seines Alters starb. Die Fertigkeit, welche er auf seinem Instrumente erlangt hatte, setzte in Erstaunen, so daß man ihn auch den musikalischen Luftspringer zu nennen pflegte. Noch keiner seiner Vorgänger hatte eine solche Höhe auf dem Griffbrette erstiegen; aber dafür überließ er sich auch so wilden und regellosen Phantasieen, bei denen er sich häufig an gar keinen Takt band, daß auch der gelübteste Begleiter ihn nicht zu accompagniren vermochte, so wie er seiner Seite auch niemanden begleiten konnte. Nichts desto weniger hatte er es im Beifalle der Menge so weit gebracht, daß er in seiner spätern Zeit zu sagen pflegte: „ich will nur noch vor gekrönten Häuptern spielen.“ Er hat außer Violin-Concerten und drei Werken Sopranen eine Violin-Schule in Quartetten für zwei Geigen, Bratsche und Violoncell, und mehrere Concerte und Quartetten im Manuscript hinterlassen.

Lombard, s. Leihbank.

Lombardi, s. Longobarden.

Lombardisch-Venetianisches Königreich. Die glücklichen militärischen Ereignisse von 1813 und 1814 und die darauf gefolgten Staatsverträge haben Oesterreich in den Besitz des gesammten ehemaligen venetianischen Gebietes in Italien, der Herzogthümer Mailand und Mantua, der Landschaft Veltlin und der Grafschaften Trieben und Bormio gesetzt. Diese Ländermasse, welche östlich an das adriatische Meer und Illyrien, nördlich an Tyrol und Helvetien, westlich an die sardinischen Staaten, und südlich an Parma, Modena und das päpstliche Gebiet gränzt, wurde durch das Patent vom 7. April 1815 zu einem Königreiche, unter dem Namen des „Lombardisch-Venetianischen Königreichs“ erhoben, und in das Wappen und die Titulatur des Kaisers aufgenommen. Die uralte eiserne Krone ist die Krone dieses Reichs geblieben; auch der Orden derselben wurde beibehalten, und in die österreichischen Hausorden aufgenommen. Ein Vicekönig repräsentirt den Regenten. Großwürdenträger sind ein Obersthofmeister, der Erzbischof von Mailand und der Patriarch von Venedig als Kronkapellane, ein Oberkammerherr, ein Oberst-Stallmeister und ein Oberfeneschall. Das Königreich ist in zwei Gouvernementsterritorien, welche durch den Fluß Mincio getrennt werden, getheilt. Das Gebiet am rechten Ufer dieses Flusses führt den Namen mailändisches, das am linken Ufer den Namen venetianisches Gouvernement. Jedes Gouvernement ist in Provinzen, die Provinzen in Districte und die Districte in Gemeinden eingetheilt. Die administrative Geschäftsleitung in den Gouvernementsgebieten ist von einem Gouverneur und einem Subernalcollegium abhängig, welches seinen Sitz in Mailand und beziehungsweise in Venedig hat. Die administrative Geschäftsführung in den Provinzen führen königliche Delegationen, in den Districten aber, in Abhängigkeit von den Delegationen, die Cancelliere del Conso. Den landesfürstlichen Verwaltungscollegien sind permanente Collegien aus Mitgliedern der verschiedenen Klassen der Nation an die Seite gesetzt. Nach der Consti-

lutionen  
 beschränkt  
 eine Cong  
 in Venedi  
 ciale. D  
 liehen St  
 von dem  
 vollmäch  
 richtung  
 bar sind.  
 und Einr  
 Steuern,  
 Untersuch  
 Militärlei  
 Staat ve  
 Wohlthät  
 ihnen erla  
 Nation v.  
 fragen, i  
 in dem H  
 gegenständ  
 viny, zu l  
 von ihnen  
 ten des lo  
 der Beschä  
 der öffent  
 ihre Mac  
 Q. Meilen  
 2800 Q. .  
 mit Ausn  
 genden, gr  
 da und da  
 da, der W  
 mehrere E  
 wichtigsten  
 Comerzer.

den sumpfigsten Gegenden, und von denen, wo der Bau des Reisfelds  
 stark betrieben wird. Dieser letztere ist das wichtigste Product der Land-  
 wirtschaft, und macht einen sehr einträglichen Ausfuhrartikel. Auch  
 Weizen und Mais gerathen im Ueberflusse; dasselbe gilt von Korn,  
 Gerste und Hülsenfrüchten, doch werden diese weniger gebaut. Ueber-  
 dies liefert das Pflanzenreich Flachs, Hanf, verschiedene Arten von Arz-  
 nezkräutern, Gartenfrüchte, besonders Artischocken, Melonen, Obst, Man-  
 deln, Feigen, Safran, ferner sehr viel Oel, Rosinen, und einen reichen  
 Vorrath von Wein und Seide. Auch die Waldungen  
 Wichtigkeit; doch fehlt es in vielen Gegenden an Holz.  
 fenbau ziemlich vernachlässigt wird, indem man alles u  
 Getraidebau denkt, so ist die Zucht des Hornviehs, i  
 Schweine noch sehr unvollkommen. In besserem Sta  
 besonders in der Lombardey, die Zucht der Pferde u  
 Die Bienenzucht gewährt viel Gewinn an Wachs und  
 derviel ist kein Mangel, wohl aber an Wildpret. I  
 und das Meer enthalten eine Menge der vortrefflichsten  
 Mineralreich liefert Eisen, Kupfer, Silber, Gold, Ala

fenit, Quecksilber, Maske, Porcellanthon, Marmor, Alabafter, Tralkalle, Zaspis, Granaten, Topale, Schleif- und Mühlsteine, Kalk und Sali. — Die wichtigsten Producte des Kunstfleißes sind: Gold-, Silber-, Messing- und Kupferwaaren, Spiegel, Glas, Meisstein, Bleiweiß, Käse, Lack, Stahl, Wachskerzen, Seife, Papier, Tapeten, Teppich, Tabacksdosen, Spitzen, Leinwand, Seidenzeuge, Lächer und Leder. Der Handel ist, trotz des Verfalls in neuern Zeiten, von großer, jetzt wieder rasch auflebender Wichtigkeit. Die meisten aufgezählten Landes- und Industrieproducte sind Ausfuhrartikel, die die Einfuhr bei weitem übersteigen. Die Einkünfte des Königreichs betragen wenigstens 20 Millionen Wiener Gulden.

Loménie (Etienne-Charles von), Graf von Brienne, Mitglied der französischen Academie, Bischof von Condom, dann Erzbischof von Toulouse und endlich Erzbischof von Sens, ward im J. 1727 zu Paris geboren und 1788 zum Cardinal und ersten Minister Ludwigs XVI. ernannt. Diesen Posten hatte er weniger seiner Brauchbarkeit, als den Intriquen des Abbs von Vermont, welchen Loménie der Königin zum Vorleser empfahlen, zu verdanken. Anfangs ein erklärter Feind der Operationen Calonne's, den er selbst gestürzt hatte, wollte er nachher jene in Ausübung bringen. Da aber das Parlament weder zu der Grundsteuer, noch zu der Stempelsteuer seine Zustimmung geben wollte, ward es 1788 von Loménie nach Tropes verwiesen, aber kurz darauf zurückgerufen und er selbst aus dem Ministerium entlassen. Nun ward er der Gegenstand einer Fluth von Satyren und Schmähschriften, deren

Doch  
den in  
, gleich  
hänger  
ter sei  
h wech  
hunde,  
in eine  
ich als  
werfend  
es Ge  
folgte.  
er Ge  
, und  
präsen  
k aus-

prückte, die Rechte des dritten Standes, welche in den Schriften der Philosophen dargethan seyen, so wie das Beispiel America's und die Abgeschmacktheit seines Gouvernements verleitet habe. Als er späterhin, nebst den meisten übrigen Geistlichen, den Schwur ablegte, zerfiel er deshalb mit dem Papste und schickte demselben den Cardinalshut zurück. Vermöge einer Sanderbarkeit, wie sie deren die neuere Zeit mehrere aufzuweisen hat, billigte endlich derselbe Papst, Pius VI., unter dem Directorium jene Eidesleistung der Priester, wofür ihm jedoch Honorare die 3 Legationen, die er ihm entrißen hatte, wieder zurückgeben mußte. Von der großen Menge literarischer Werke, welche er theils im Drucke, theils im Manuscripte hinterlassen hat, verdient hier kein einziges namhaft gemacht zu werden. Von Altersschwäche gleichsam angegriffen und zerfressen von einer flechtartigen Krankheit, starb er zu Sens am 16. Febr. 1794.



London. Nicht merkwürdig, in welcher Rücksicht einzelnes Theil der Welt, der Hauptstadt des britischen Reichs, mit einem Namen, der größte Handelsplatz, den es gebe, insbes. gegen eine Million Einwohner, eine Anzahl, die im Winter durch den englischen Theil noch ansehnlich vermehrt wird, und besteht aus drei Haupttheilen, I. aus der eigentlichen Stadt London (welche die Engländer die City nennen, und der den östlichen Theil ausmacht); II. aus Westminster (oder richtigere zu reden, aus der westlichen Seite der Stadt, von dem die eigentlich sogenannte Stadt Westminster nur einen kleinen Theil ausmacht), und III. aus Southwark. Die Stadt liegt an der Themse, in der Ortschaft Middlesex; doch gehören mehrere Theile von London noch zu andern Grafschaften. Die ganze Stadt ist sieben englische Meilen lang, und über eine halbe deutsche Meile breit, und fast 12000 Häuser in sich unter denen von einem über 1000 getreideartige Gebäude, 20 Kolonnenen und 20 Brunnenhäuser ist. Das eigentlich sogenannte London (City) ist mit der westlichen Seite der Stadt, sowohl in Rücksicht auf die Verfassungen der Häuser, als auf die Verwaltung verbunden, als ein selbstständiges Gemeinwesen. Die Häuser in der City, welche größtentheils nach der schrecklichen Feuerbrunst im J. 1666 (von 13400 Häusern, 67 Kirchen, 26 Hospitäler u. s. l. abbrannten) aufgebaut worden sind, sind ungezügelt, uneben und in engen schmalen Straßen vertheilt. Da nun der Hof, welcher seinen Sitz in Westminster hat, ebenfalls ein sehr großer Theil der großen und glänzenden Welt dahin verlegt ist, so ist auch noch besonders seit den letzten 20 Jahren eine erhebliche Bevölkerung aus der City nach dem westlichen Theil der Stadt gekommen, der allmählich für den Theil der großen und starken Welt gehalten wird, so daß zwischen beiden Theilen der Stadt in Rücksicht der Einnahme eine merkliche Verschiedenheit, und deshalb auch eine gewisse gegenseitige Verachtung und Verachtung statt findet. Unter die großen schenelichen Gebäude in der City gehört das Parliamt und die Paul (welche letztere in der That prächtig ist). In der Nähe derselben befinden sich eine zahllose Menge Hospitäler (auf denen große Wohlthaten gemacht werden), das Posthaus, die Kriegsministerien, der Palast des Lordkanzlers (der ersten Hofkanzler in der City), die Mansion House genannt, die Häuser der erzbischoflichen und anderer Handlungshausbesitzer, die Wohnungen fast aller Staatsräthe u. s. l., kurz alles was den Glanz der Residenz auszeichnen kann. Ferner sind in der City merkwürdig die vorerwähnte Mauerwerk umwall der Londoner Brücke, wodurch die Stadt aus der Themse mit Wasser versehen wird, welche 1675 von einem Deutschen, Hansard Worm, angelegt und von König Charles wiederhergestellt wurde; die Paulskirche, ein Werk von einer erhabenen Größe, das jedoch zu verdeckt liegt, um die gehörige Wirkung zu thun, der Tower, ein altes Fort, wo ein reiches Archiv und die Reichskleinodien verwahrt u. s. l. (welches die einzige Art ist, die die Stadt enthält); das Bedwain-Konventualhaus der Akademie u. s. l. Theile der Stadt, die sich nicht als merkwürdige Gebäude zeigen und doch sehr merkwürdig sind: des Sr. James Palast, der königliche Academy, ein altes unregelmäßiges Gebäude, auf diese ist die Frage erhoben ein dem Sr. James gewidmetes Hof-

tal stand; die Westminster Abtei oder Kirche, eins der größten, vorhandenen Meisterstücke der gothischen Baukunst, wo sich das Begräbniß der Könige und einer Menge berühmter Männer aller Stände, mit einer unzähligen Menge der herrlichsten Denkmäler befindet (unter welchen letztern wir hier die Denkmäler Heinrichs VII., Heinrichs VIII., Newtons, Shakespears und Handels auszeichnen); Westminsterhall, wo der König gekrönt und Gericht gehalten wird; das Parlamentshaus, ein altes schlechtes Gebäude; die große und prächtige Westminster-Brücke, 2223 Fuß lang und 44 Fuß breit, welche vor ungefähr 30 Jahren geendigt wurde und 150,000 Pf. St. kostete; die Londoner Brücke und die Blackfriarsbrücke, welche letztere nach Beendigung der Westminster-Brücke, im Mittelpunct der Stadt errichtet ist und diese an Zierlichkeit und Pracht noch übertrifft; mehrere Kirchen in vortrefflichem Geschmack; mehrere schöne Plätze, in deren Mitte gewöhnlich ein schöner grüner Platz zum Spazierengehen eingerichtet ist, vorzüglich Grosvenor Square, mit der Statue Georgs I. zu Pferde; der prächtige Pallast der Königin; Carlston House (der Pallast des Prinzen von Wallis); der St. James-Park (s. diesen Art.); Sommersethouse, ein von der Nation erbauter prächtiger Pallast, worin der königl. Akademie der Künste (zu deren Präsident nach Reynolds Tode West gewählt wurde) Zimmer eingeräumt sind; das Coventgarden-Theater; das Drurylane-Theater (das angesehenste in London, welches vor einigen Jahren von neuem gebaut worden ist); das Opernhaus zu Haymarket; das prächtige Pantheon, wo Concerte, Bälle und Maskeraden gehalten werden, welches aber vor einigen Jahren abbrannte und neu erbaut wird; das britische Museum, eine Sammlung von schätzbaren Alterthümern und Seltenheiten, welches zuerst aus der Sloanischen Sammlung von Naturalien und Alterthümern entstanden, und vor nicht gar langer Zeit mit dem vortrefflichen Cabinet des berühmten Ritters Hamilton vermehrt worden ist, und auch in einem schönem Gebäude aufbewahrt wird; die vortreffliche Huntersche Münz- und Medaillensammlung (unstreitig die erste in der Welt) und der Naturalienschatz des Ritters Ashton Lever, welcher vorzüglich eine unendliche Sammlung von Vögeln enthält; das Findlings-Hospital; das London-Infirmarj oder Hospital, eine der schönsten Anstalten in ganz England. Southwark, in der Grafschaft Surrey, wo vorzüglich das merkwürdige Schuld-Gefängniß, oder Kings-Bench, zu bemerken ist, innerhalb dessen die Gefangenen (welche nicht selten ihre Familien mit sich dahin nehmen) die größte Bequemlichkeit und Freiheit genießen, so daß sie sogar Bälle und Concerte darin geben. — Eine englische Meile von der Stadt, in dem Dorfe Chelsea, liegt das berühmte Ranelagh, in dessen ungeheurem und prächtigem Salon täglich (Sonntags ausgenommen) vom April bis July glänzende Concerte gegeben werden, und zwei englische Meilen von der Westminster-Brücke der berühmte Garten zu Vauxhall, einem schönen Dorfe an den Ufern der Themse, wo vom Mai bis August ebenfalls (mit Ausnahme des Sonntags) täglich Concerte gegeben werden. Uebrigens ist zu bemerken, daß London seit den letzten 30 Jahren durch mehr denn 50,000 neue, schöne, doch nicht pallastähnliche Häuser, deren man in London wenig trifft, vergrößert worden ist. Zu bedauern ist, daß selbst das schönste Gebäude wegen des Steinkohlendampfs seine äußere Schönheit nicht lange behält, sondern auswendig schwarz wird.

Longimetrie, s. Geometrie.

Longinus (Dionysius), ein platonischer Philosoph und berühmter Redner, hatte nach Suidas, auch den Beinamen Cassius. In der

Nurach, ihn zum Erben eingesetzt hatte; nach Athenen hingegen war Liden sein Geburtsort. Er verstand die ionische Sprache sehr gut, weil er sich lange in Epidaurien und in Palmyra bei der Königin Zenobia aufgehalten hatte. Sein Hauptstudium wandte er auf die griechische Literatur und übte zu Rom, Athen und andern Orten die damaligen eruditesten Gelehrten. Er hatte die floride und verwestliche Philosophie studirt, ward aber hernach ein solcher eifriger Anhänger der platonischen, daß er den Geburtstag ihres Eifers alle Jahre mit einem Festmahle feierte. Ein ganz vorzügliches Studium hatte er jedoch auf die Coroschung, Kritik, Veredelmacht und die Antiquitäten verwandt. Auf dem Auf der Königin Zenobia ging er nach Palmyra, um sie in der griechischen Gelehrsamkeit zu unterrichten und ihre Kinder zu erziehen. Zugleich ward er von ihr auch in Staatsgeschäften gebraucht und zum Staatsrath ernannt. Eben dadurch ward er auch in das unglückliche Schicksal dieser Königin verwickelt. Denn als die vom Kaiser Marcian gefangene Zenobia nur dadurch ihre Leben retten konnte, daß sie ihre Karthager entdeckte, so wurde Longin, als der vornehmste unter ihnen, ergriffen und im J. nach Christi Geburt 373 enthauptet. Er hinterließ seinen Tod mit aller Standhaftigkeit eines Philosophen. Von seinen Schriften, worunter sich auch einige philosophische befinden, ist nur noch, obgleich verämmelt, sein Werk vom Erhabenen (*Peri vobou*) vorhanden, worin er mit dem reinsten kritischen Geiste die Natur des Erhabenen in Gedanken und Schreibern durch Regeln und Beispiele vorzüglich erläutert. Die beste Ausgabe davon ist: Gr. et Lat. e. u. Joh. Toupti, aecodunt emendationes Dav. Rhunkovii, Oxon. 1774, 4. m. u. 8. m. Eine gute deutsche Uebersetzung ist die von Schloiser, Leipzig, 1771. 8. m.

Langobarden, ein bekanntes deutsches Volk vom Stamme der Germanen, oder Sueven, das oder mitten unter den Slawonen wohnte. Ihre ältesten Sitze waren auf der Ostseite der Elbe, in den östlichen Theilen des Fürstenthums Lüneburg, und in der Altmark, oder dem sogenannten Barden-Land, der östlich wahrscheinlich von ihnen den Namen führt. Hier fand sie Liderius auf seinem Zuge gegen die Elbe und kämpfte mit ihnen. Strabo erzählt, Liderius habe sie bei einer die Elbe vertrieben, aber Velleius Paterculus, der selbst den Zug mitmachte, weiß nichts davon. Nachher findet man die Langobarden im Bunde mit den Marcomannen unter Maroboduus. Als dieser aber zu despotisch herrschte, schlugen sich die Langobarden zum Bunde der Quaden. Auch schienen sie damals ihre Sitze an der Elbe verlassen und sich öfter an die Ufer der Elbe gezogen zu haben. Nachdem nun legent

durch eine lange Reihe von Unfällen geschwächt worden waren, benutzten die Longobarden, um sich weiter auszubreiten und die Cherusker zu demüthigen, so daß diese auch von ihnen gezwungen wurden, ihren Fürsten Italicus, den die Cherusker vertrieben hatten, wieder einzusetzen. Diese Cherusker, die sonst ein so mächtiges Volk gewesen waren, sahen sich jetzt so gedemüthigt, daß die Longobarden alle Wohnplätze derselben an der Nordseite des Harzes besetzten und das mächtigste unter den dortigen Völkern wurden. Den Nachrichten des Ptolemäus zufolge, treffen wir sie nun zwischen der Weser und dem Rheine in den Ländern der ehemaligen Angribarier, Tubanten, Marsen und Cherusker, oder, nach unsern Charten, in dem größten Theile von Elbe, dem südlichen Strich des Bisthums Münster, in der Grafschaft Tecklinghausen, dem nördlichen Theile der Grafschaft Mark, Ravensberg, Lippe, und dem nördlichen Theile des Fürstenthums Calenberg bis an den Steinhuder-See, in dem Herzogthume Wolfenbüttel, dem Hochstifte Hildesheim und im südlichen Theile des Fürstenthums Lüneburg, der von der Aller und Leine eingeschlossen wird. In diesen Wohnsitzen erhielten sie sich so lange als das herrschende Volk, bis der, aus dem alten Cheruskerbunde neu entstandene Frankenbund die alten Rechte der Cherusker gegen sie wieder geltend machte und so nach aller Wahrscheinlichkeit die Longobarden wieder in ihre alten Sitze an die Elbe zurückdrängte. Zweihundert Jahre lang hörte man dann von ihnen nichts weiter, bis sie am Ende des fünften Jahrhunderts auf einmal wieder an der Nordseite der Donau zum Vorschein kamen und, nachdem sie von dem griechischen Kaiser Justinian I. einen Theil von Pannonien erhalten hatten, unter ihrem Könige Atb o i n 565 dem Reiche der Gepiden in Siebenbürgen und der Moldau ein Ende machten. Dann eroberten sie, unter eben diesem Könige in Vereinigung mit vielen tausend ausgewanderten Sachsen 568 ganz Ober-Italien (welches nunmehr das Reich der Longobarden, späterhin die L o m b a r d e i genannt wurde), nebst einem großen Theile des Mittlern- und Unter-Italiens, und behaupteten sich daselbst in einem sehr blühenden und furchtbaren Zustande, bis ihr letzter König Desiderius 773 mit Carl dem Großen in Krieg gerieth und von diesem 774 entthront wurde, wodurch die Herrschaft der Longobarden in Italien ihre Endschafft erlangte. Angemerkt verdient noch zu werden, daß sie wahrscheinlich von den Langen Gardern (Spieße, durch welche sie sich von den übrigen nordlichen Völkern unterschieden) ihren Namen erhalten haben.

Loose (Loosmann, Loosmann, Pilote) heißt in den Seefächten ein der Segel und Anfuhr eines Hafens, einer Rbede oder Rüste kundiger Steuermann, der die ankommenden oder abgehenden Schiffe sicher ein und auszubringen versteht, so daß sie weder auf Sandbänke gerathen, noch an Klippen stoßen und Schaden nehmen können. Das Geschäft dieser Leute, welches Loosen heißt, ist eine gefährliche Verrichtung, zu welcher sehr geschickte und erfahrene Leute gehören, die sich, ehe ihnen dieses Geschäft übertragen wird, zuvörderst einer Prüfung unterwerfen müssen. Zu jeder Zeit stehen sie mit ihrer Schaluppe bereit, um den Schiffen auf das gegebene Signal sogleich zu Hülfe eilen zu können.

Lope de Vega (eigentlich Don Frey Lope Felix de Vega Carpio), ein spanischer dramatischer Schriftsteller, welcher in der Theatergeschichte dieses Landes Epoche gemacht hat, 1562 zu Madrid geboren ward, nachdem er bei mehreren Großen als Privatsecretär gedient und auch für einige Zeit in Militärdiensten gestanden hatte,

als ein Malchierichter  
 Kunst, Kordische ja ob  
 E. Schreiner, ic. Jeder  
 und es aber die Jern  
 Stellen aus, ich bin), e  
 renen aus aus keine!  
 Doch ist eine der Tische  
 nicht und es so andere  
 ist habe überredend,  
 daß die E. Schreiner  
 auch sehr nach weiter

zufertigt. Schon in seinen Vorlesungen über dramatische  
 Kunst und Literatur sagt über Lope folgendes: „Kunstfertigkeit er-  
 scheint hier zu sehr veräußert, bald zu sehr herabgesetzte Diale-  
 ktschreiber in seinen Charakteren im vornehmlichen Lope, da das  
 Theater zur Allegorie seiner drei Hauptstücke, des Mangel an Zusam-  
 menhang, der ewig wechselnde und der unruhig ausgeführten Be-  
 handlung, die beste Schule war. In einigen seiner Stücke, beson-  
 ders den H. Floriden, die sich auf alte Romane und Epen gründen,  
 z. B. dem König von Dama, den Jüngling des Bernardo del  
 Carriz, den Jansen von Loro, u. d. w. herrscht eine gewisse Reizheit  
 der Darstellung, die aber gar nicht ohne Charakter ist, und sich sehr  
 für die Restauration bewährt zu sein scheint. In andern, welche Lope  
 der damaligen Zeit schiedern z. B. der munteren Loidbarren. Der sehr  
 gen Faglichen, ist es schon ein sehr geb. denn geteilte Ton. Alle  
 enthalten, neben wahrhaft interessanten Situationen, unangenehme  
 Prose, und d. d. d. sind nur wenige darunter, die denn man nicht  
 wenn sie gedruckt bearbeitet und erneuert werden, noch heut zu Tage  
 auf der Bühne eine große Wirkung hervorbringen könnte. Ihre Wid-  
 er sind unrichtig die nämlichen: verworren, nicht zu Recht gehalten  
 die Erfindung und vernachlässigte Ausführung. Außerdem ist es die  
 den und an Lope und an seinen seinen Bezugsängen, welche eigentlich  
 die Fortschritt der Kunst ausmachen.“

**Kord** (engl. *Card*) ist der allgemeine Titel des eigentlichen engli-  
 schen Adels, welchen haben die Ritter und Barone nicht bekommen.  
 Die wirklichen Kords haben größtentheils das Oberhaus im Parla-  
 ment und heißen *Peers*. Doch giebt es auch *Titular-Kords*, welche ent-  
 weder Eldons von Paris, oder E. d. d. und J. rander sind, und die  
 ebenfalls aus Postrepräsentanten im Unterhaus sind.

**Korine** (*Marianne*), eine berühmte französische Publizistin,  
 1719 oder 1723 von einer bürgerlichen Familie zu Chalons in der  
 Champagne geboren, ward von einem Königl. R. Ludwigs XIII. mit  
 einer kleinen Pension geliebt, die sie hernach der Cardinal Richelieu  
 zu ihrer Unterst. erwiderte. Auch der große Condé liebt sie und be-  
 gabte sie mit die Frondeurs (die Gegenpartei des Königs, an deren Spitze  
 der große Condé stand) ihre gedruckten Zusammenkünfte, *Marianne*,  
 die davon anverrichtet wurde, wurde sie auf den Tod; sie diente aber  
 nicht im Cabinet dieses Königs Freunde. Viele Verordnungen sie  
 von dem, was ihr bevorstand und sie verließ. Man gab von sie für  
 krank und bald darauf starb sie; ihre letzten Kräfte lud sie die  
 eigenen Lehren, die sie vorher, und mehrere ihrer Lehren,  
 die dem, den folgern, weinten aufrichtig über ihren Tod. In der fol-  
 genden Nacht reiste sie nach England, wo sie einen reichen Lord be-  
 suchte, der aber sehr darauf hielt und sie einen großen Theil seines

in Werte: über die  
 einer großen Anzahl  
 (unter welchen sich  
 i. Richardum (Hans  
 E. d. d. d. von  
 noch gewinnlich sind.  
 daß er aber gar ver-  
 die E. d. d. d. d. d.  
 i. in solchen Fällen,  
 liegen lassen mußten;  
 trauerem Bestall

Vermögens hinterließ. Nun verkaufte sie ihr sämmtliches dortiges Besitztum, um ihr Leben in Frankreich zu beschließen. Auf der Reise dorthin ward sie aber zwischen Dünkirchen und Paris von Räubern überfallen, die ihr ihr ganzes Vermögen bis auf den letzten Heller raubten. Damit noch nicht zufrieden, schleppte sie der Anführer der Räuber, dem sie gefallen hatte, mit sich fort und heirathete sie. Nachdem sie auch von diesem zur Wittwe gemacht worden war, begab sie sich mit einem Bedienten und einer Kammerfrau nach Paris, wo sie in der Vorstadt Saint-Germain von einem jährlichen Einkommen von etwa 2000 Thalern lebte. Nach einem Zeitraum von mehr als 30 Jahren konnte sie der Begierde nicht widerstehen, nach Versailles zu gehen. Die erste Person, welche ihr hier begegnete, war die berühmte Ninon, ihre älteste und beste Freundin. Sie will sie umarmen; Ninon aber erkennt sie nicht. Dieß schreibt Marion, weit entfernt, es für eine Folge des Alters zu halten, ihrem grausamen Schicksale zu, und vonummer zerrissen kehrt sie nach Paris zurück, wo sie plötzlich krank wird. Bedienter und Kammermädchen beschließen, sie zu besuchen und nehmen ihr das Silberzeug nebst dem sämmtlichen baaren Gelde, ja sogar ihre Obligationen. So bleibt nun Marion 24 Stunden in dem häßlichsten Zustande liegen, bis endlich zufällig ein Nachbar zu ihr kommt, dem sie ihr ganzes Schicksal, besonders ihren letzten Austritt mit Ninon erzählt. Der Mann läuft in die Wohnung der letztern, kehrt aber bald mit Thränen in den Augen zurück und meldet ihr, Ninon sey am Tage vorher gestorben. Diese Nachricht wirkt so heftig auf ihr Gemüth, daß sie einige Stunden darauf ihren Geist aufgibt. Dieß geschah in ihrem 85. Jahre. In den für classisch gehaltenen Memoiren des Chevalier de Grammont ist eine Schilderung Marions und Ninons enthalten, in welcher die Eigenthümlichkeiten dieser beiden berühmten Bühlerinnen, so wie die körperlichen und geistigen Reize derselben, auf eine anziehende Weise in Zusammenstellung mit einander gebracht sind.

Lorrain (Claude) s. Claude Lée.

Loretto, eine kleine, dreiviertel deutsche Meilen vom Meere entfernte Stadt, in der Mark Ancona, im päpstlichen Gebiete, hat einen Bischoff, ungefähr 4000 Einwohner und besteht nur aus einer einzigen langen Gasse. Zu dem in der Domkirche daselbst befindlichen heiligen Hause (la Casa Santa), welches die Engel 1291 aus Galiläa nach Tersati in Dalmatien, von da aber 1294 nach Italien hinüber in die Gegend von Recanati und endlich 1295 an seinen gegenwärtigen Ort gebracht haben sollen, geschehen alljährlich sehr große Wallfahrten. Das heilige Haus, welches mitten in der Kirche steht, ist von außen mit Marmor überzogen und aus Cedernholz und Backsteinen von ungleicher Größe gebaut, 30 Fuß lang, 15 breit und 18 hoch, und von innen und außen mit vielen Kostbarkeiten geziert. Es hat eine Thür und ein Gitter von Silber, hinter welchem letztern Maria mit dem Jesuskinde steht. Es befand sich daselbst auch ein unglaublicher Schatz, der sich durch die Freigebigkeit der Pilgrime und hoher Standespersonen nach und nach gesammelt hatte. Die Einkünfte des Hauses wurden auf 30,000 Scudi, ohne die Geschenke der Pilgrime, gerechnet. Von diesen zählte man jährlich auf 100,000. Unter andern Seltenheiten zeigt man in diesem heiligen Hause, welches dasjenige seyn soll, worin Maria zu Nazareth gewohnt hat, das Fenster, durch welches der Engel Gabriel zu ihr hereintrat, als er ihr die Geburt des Heilandes verkündigte. Die Einfälle der Franzosen 1798 verursachten, daß man darauf bedacht seyn mußte, sowohl die Schätze, als auch das

alle Hand in Sicherheit zu bringen. Jene sind zerstreut worden und größtentheils verschwunden; das Gnadenbild aber wurde am 9. Dec. von mit großer Feierlichkeit wieder an seine vorige Stelle gebracht. Mehrere Bischöffe trugen es dahin und eine ungeheure Volksmenge wohnte der Handlung bei. Während der Existenz des Königreichs Italien unter den Franzosen, war Loretto der Hauptort eines Bezirks im Departement Rufone.

Loth bedeutet in einigen Redensarten überhaupt einen schweren Körper und das Gewicht desselben. So sagt man: falsches Loth und Raab (statt falsches Gewicht und Raab) haben. Ehemals gebrauchte man Loth auch für die Ladung bei den Kanonen, wovon noch die Wiener, Krant und Loth (statt Pulver und Blei), einen Beweis giebt. Dann heißt Loth ferner: 1) der an einer Schanz befestigte schwere, gewöhnlich bleierne Körper, mit welchem die Seefahrer die Tiefe und Beschaffenheit des Meers, die Maurer und Zimmerleute aber den feststehenden Standpunct eines Körpers erforschen, in welchem Falle es auch Bleiloth heißt. Das schwere Loth (Lith) auf Schiffen wiegt 40 und mehrere Pfunde; 2) bedeutet Loth die Hälfte einer Unze, oder den letzten Theil eines gewöhnlichen Pfundes und enthält alsdann 4 Quentins; 3) heißt Loth, besonders bei den Metallarbeiten, ein leichtflüssiger metallischer Körper, mit welchem die Fugen eines festflüssigen Körpers zusammenschmolzen werden können.

Lothringen, eigentlich Lothar's Ryl von Lothar dem Jüngern, welcher jene Länder in der Theilung des fränkischen Reichs erhielt, also genannt, war ehemals ein Theil des Königreichs Lothringen und in zwei Theile, nämlich Nieder- und Ober-Lothringen zerlegt. Zum ersten gedehnte alles Land, was zwischen dem Rheine, der Mosel und der Schelde bis ans Meer lag; der andere aber umfaßte die Länder, welche sich zwischen dem Rheine und der Mosel bis an die Waal erstreckten. Das jetzige Lothringen, dessen größte Breite vom Mittag nach Winternacht etwa 26 deutsche Meilen, und dessen Länge von Abend nach Morgen nicht viel mehr beträgt, gränzt gegen Morgen an die bayerische Rheinprovinz, und wird in eben dieser Richtung vom Elsaß durch Vogesische Berge geschieden; gegen Abend gränzt es an Champagne, gegen Winternacht an die niederländischen Provinzen, und gegen Mittag an die Franche-Comté. Es ist fruchtbar in

fruchtlichen Wäldern und Bergböden, worunter  
 1. Viehzucht  
 2. die Kunst  
 3. Salzquellen  
 4. Seine  
 5. die Faune,  
 Einwohner bei  
 katholischen Kirche zugethan, aber  
 französisch, bis auf das sogenannte  
 wird. Der Stamm des Volks ist  
 einigen seit Jahrhunderten schon ein  
 zwischen Kaiser und den Königen  
 nach 1. gab seinem Schwager Gu  
 um, und Otto 1. that dasselbe mit  
 aus Franken. So geschah es auch  
 Lothringen blieb also anerkannt ein  
 Löhnen begann eine neue Epoche  
 2. Isabelle, da es ohnehin

Erben Kard, und Isabellens Ehemann, Friedrich, welcher Fortbringen der Hauptstadt, führte durch seine beiden Söhne, Anton und Claudius, die lothringische Haupt- und die Nebenstadt, welche letztere sich in Frankreich ausdehnte. Von der Zeit an (1540) wüthete sich Frankreich entscheidend in alle lothringische Handel. Karl von Lothringen wurde im lödlichen Kriege, da er Oesterreichs Partei hielt, verunglückt, erhielt 1619 unter harten Bedingungen seine Länder wieder, und machte 1663 mit Frankreich den Trucut; daß Lothringen nach seinem Tode an Frankreich fallen, auch das gesammte Haus Lothringen unter die Prinzen vom Saubitz gerechnet werden sollte. Dennoch ward er noch einmal vertrieben und starb in österrichischen Kriegsgefangen. Erst seines Vendors Enkel, Konold Jakob, wurde durch den Kaiserliche Krudis (1677) wieder als regierender Herrscher von Lothringen eingesetzt. Endlich erreichte Frankreich im J. 1766 doch seine Absicht, da Ludwig XV. Schwiegervater, der verjagte polnische König Stanislaus, die Herzogthümer Lothringen und Bar verließend erheut, auch beide Länder nach seines Tode mit völliger Souveränität auf immer Frankreich zuwerfen und damit vereinigt wurden. Seit der Zeit blieb Lothringen eine französische Provinz. Des Landes Hauptstadt ist Nancy, welche westlich von der Meuse in einer angenehmen Ebene gelegen. König Stanislaus hat die Stadt sehr verschönert, hat dieselbe den Königsmarkt angelegt und eine Gesellschaft der Wissenschaften gestiftet. Seit dem Kriege

des siebenjährigen Krieges unter dem Kaiserlichen Kaiser Joseph II. wurde die Festigung des Orts wenig, und außer dem großen Herden von Lothringern in der Collegiatkirche am Stadtwall Karls des Fünften, der 1476 vor der Stadt stand, hat Nancy wenig Verdienstlichkeiten. Für die Stadt ist unter Lothringens Ehemann Lancelotte, durch ein Oesterreich und Frankreich am 9. Febr. 1766 ein Vertrag am beschämtesten geschlossen. In dem Frieden wurde Stanislaus und Graf Lobkowitz Oesterreich verlor das Recht, die Festung Kollin, das Friedthal und alles, was er auf dem linken Adoniere zwischen Turin und Venedig besessen hatte. Es erbielt damit Istrien, Dalmatien, die Gauen des Carnaro und Venetien nebst den zwischen den österrich. Erbstaaten, dem adriatischen Meere und der See gelegenen Ländern u. s. f. Lancelotte ist eine kleine alte Stadt, die in einer vorzüglichen Gegend an der Meuse liegt; aber sie hat ein prächtiges Schloss, welches König Stanislaus bewohnte, und in welchem auch die Lancelottes Friedensunterhandlungen am 22.

Lottichius (Peter), mit dem Zunamen Secundus, um ihn von seinem Oheim zu unterscheiden, ward 1516 in der Adel Schloß geboren und starb, nachdem er seine Studien vollendet hatte, 1566 in Würzburg. Nachdem er auch diese bald wieder verlassen hatte, machte er eine Reise durch Frankreich und Italien, ward Doctor der Medicin zu Padua und dann Professor dieser Wissenschaft zu Heidelberg, wo er am 7. Nov. 1566 am Nachhant starb. Außer durch seine wissenschaftlichen Kenntnisse, hat er sich auch noch als Dichter bekannt gemacht. Seine lateinischen Poetiken und besonders seine Elegien (1576 in A.) sind nicht ohne Verdienst. Furmann hat zu Heidelberg 1736 in zwei Quartbänden eine neue Ausgabe seiner Gedichte besorgt.

Lotterie hat von dem holländischen Worte Lot, d. i. Loos, ihren Namen erhalten, und gehört unter die Glücksspiele, deren sich die



Finanziers häufig zur Beförderung eines Theils des außerordentlichen Staatsauswandes bedienten. Es giebt zwei Hauptarten derselben, nämlich die ältere, oder die eigentlich sogenannte Lotterie, die auch wegen ihrer Einrichtung Classenlotterie im Gebrauch, den man in Holland davon sieht, und die neuere oder weilsche, & Lotto genannt. Die ältere Lotterie ist von pantherischen Weisheiten angewendet worden. Siehst darin, daß man eine gewisse Summe Gelds. festsetzt, über welche man so viele Loose, als man will, ausgeben lassen, ausser Achtwerfen ge. 1 baare Zahlung, welche in dem jedesmal über die Entscheidung der Loose, wird für jede Classe bestimmt. Treffer sind, und die Loose verliert welchen gewöhnlich 3, 5, 7, 9 und mehr auf einen Treffer gerechnet werden. Das Aussehen der Loose aus zwei verschlossenen Häutern, deren einer die Nummern der Loose, und das andere die in jeder Classe herauskommenden Gewinne und Rieten enthält, geschieht gewöhnlich durch zwei Waschkrauten oder andere unerbüchliche Personen. Die obige Einrichtung ist so bekannt, daß eine Beschreibung davon hier nicht überflüssig wäre. Die herauskommenden Gewinne werden endlich gegen Zurückgabe der Loose mit 10, 15, 25 Prozent abgezogen, und von letztern wird, nach Antrag der Verwaltungsraths, der Ueberschuss an die Staatskassen abgeliefert, zu deren Unterhaltung die Lotterien errichtet worden ist. Ganz anders verhält es sich mit der neuern oder weilschen Lotterie, das Lotto genannt, welches die Venezianer erfunden und also das erste eingerichtet haben. Der Grund derselben besteht in den neunzig Zahlen von 1 bis 90, wovon an dem bekannt gemachten Jahresanfang allemal 3 Zahlen als Gewinner aus dem Vorkurs gezogen werden. Jeder der Ziehlinge oder Lotterispieldenden wählet sich aus den 90 Zahlen eine beliebige Anzahl von Nummern, meldet sich bei einem Collectore des Lotto und giebt an, mit welcher Summe, z. B. Kreuzern, Groschen, Gulden, Thalern ic. er jede ausgedrückte Zahl und auf welche Art des Gewinns er sie bethegen will, worauf er darüber ein gedrucktes Loos erhält. In dieser Lotterie sind eigentlich vier Arten der Gewinne: 1) ein sogenanntes Quade, welches aus einer Zahl unter den vorausgesetzten Zahlen erfordert und den Einsatz viermal als Gewinn an den Ausziehenden bezahlt. Hierin gewinnt das Lotto 18 pr. C., weil 17 Rieten auf einen Treffer kommen; 2) die Witte, wenn man mit dem Lotto gleichsam wettet, daß von den ausgedrückten Zahlen eine die erste, zweite, dritte, vierte oder fünfte Stelle in der Ordnung der Herausziehung haben werde. Erreicht nun dieser Fall bei der Ziehung ein, so erhält der Wetende den Einsatz zur Witte 67 Mal vom Lotto ausbezahlt. 3) Ein Quade ist, wenn man unter den vorausgesetzten fünf Zahlen zwei getroffen hat. Hierin ist der Gewinnende des Einsatzes 66 Mal Gewinn vom Lotto empfangt. Hierin gewinnt derselbe 37 pr. C., weil 37 Rieten auf einen Treffer fallen. Endlich 4, ein Treffer, wobei das Lotto 33 pr. C. gewinnt, indem es 37 Rieten auf einen Treffer kommen, muß von den vorausgesetzten fünf Zahlen drei treffen, und gewinnt alsdann den Einsatz 66 Mal. Die Quader sind eine neuere Erfindung und dienen in der Anwendung, weil bei denselben das Lotto 33 pr. C. gewinnt, wenn man einen Treffer 66, 37 Rieten Loose findet, Ueber den mo-

galischen Werth der Lotterie und des Lotto und über ihre Nützlichkeit für die Staatsrenten sind die Meinungen getheilt, indem sie die eine Partei vertritt, die andere aber anstreift. Nur soviel ist mit Wahrscheinlichkeit von diesen Einrichtungen zu behaupten, daß sie gegenwärtig zu den notwendigen Uebeln der Staatsverwaltungen gehören, und nicht an Privatunternehmer verpachtet werden dürfen, weil sie eine Art von Besteuerung sind, wovon alsdann der Pächter den größten Gewinn ziehen würde, da doch von jeder Besteuerung der ganz reine Ertrag nur in die Staatskassen fließen muß.

Loudon oder genöthlicher Loudon (Gideon Ernst Freiherr von) stammt ursprünglich von einer alten adeligen Familie - 6 der Grafenschaft Ayr in Schottland ab, die ehemals aus der Normandie hier eingewandert  
 weisende C  
 Zustand gel  
 gerechnet, 9  
 deutlichen J  
 er führte in  
 25ten Jahr  
 bestand sich

den Jahren 1736 - 1739 unter dem tapfern Grafen Mänlich bey Feldzug gegen die Türken mit, in welchem dieser Ason, Oskakon und Chocjim eroberte. Durch Zurücksetzung und erlittene Unbilligkeiten des russischen Dienstes überdrüssig gemacht, ging er, mit Empfehlungen versehen, 1740 nach Wien, und kam auf dieser Reise durch Berlin, wo man ihn beredete, in preussische Dienste zu treten. Loudon ließ sich bereden und ward dem Könige vorgestellt, der sich aber von ihm abwandte, und, wie behauptet wird, zu seinen Begleitern sagte: „Das Gesicht dieses Mannes ist mir unangenehm.“ Diese Beleidigung, die Friedrich II. einem sehr unbedeutenden Lieutenant wiederfahren ließ, rächte sich sodter an diesem hart genug, und oft, wenn Loudon seine Entwürfe vernichtete, mochte der König dieselbe bereuende Empfindung haben, die einst Ludwig XIV. quälte, wenn Prinz Eugen, dem er eine Dragoner-Compagnie versagt hatte, seine stolzen Herrn zurückschlug. Loudon erhielt in Wien in dem von Franz von Trenk neu errichteten Banduren-Corps eine Hauptmannstelle, und wohnte in dieser Eigenschaft den Einfällen bei, welche dieser rohe Haufen in Bayern machte, ohne jedoch an den unwürdigen Plünderungen und Gewaltthatigkeiten, die der Obrist zuließ, auch nur den geringsten Antheil zu nehmen. Auf dieser Streiferei erhielt er die einzige Wunde, die ihm während seines ganzen Lebens unter dem Bewähle von tausend drohenden Gefahren beinahe war. In Folge dieser Wunde ward er von dem Franzosen gefangen, und mußte auf einem benachbarten Dorfe eine lange und schmerzliche Kur ausstehen. Kurz darauf überfielen die Banduren das Dorf, erkannten ihren Hauptmann und brachten ihn befreit wieder zu seinen Truppen. Trenks Mordthat und Unbilligkeit reizte am Ende Loudon detgestalt, daß er 1745 seinen Abschied nahm, und im Wien auf bessere Zeiten und auf eine neue Anstellung wartete. Hier erwarb er bald darauf Gelegenheit, in dem Prozeße gegen Trenk als Zeuge aufzutreten, und sich selbst durch Vorlegung der schriftlichen Pektat desselben von jeder Verantwortung der von Trenk begangenen Abenteuern und Ausschweifungen frei zu sprechen. Schon im Begriff, Wien zu verlassen, wo er sich sehr kümmerlich hatte durchdauern müssen, erhielt er unerwartet eine Majoratsstelle bei dem Luccasers Grenyregimente in

Croaten, und bekannte sich 1747 zur katholischen Religion. Hier auf  
 einem Grenzposten beschäftigte er sich in seinen Freistunden mit dem  
 Studium der sämmtlichen Kriegswissenschaften, die, wie er einstens,  
 herabhafter Weise seiner Gemahlin antwortete, nothwendig seyn wä-  
 ren, wenn er einstens Feldmarschall geworden wäre. Als nun endlich  
 im J. 1756 der siebenjährige Krieg ausbrach, sollte er aus Haß seines  
 Generals unwillig in seiner Garnison zurückbleiben. Eine so unver-  
 rüthliche Zurücksetzung brachte ihn dergestalt auf, daß er, ohne Befehl  
 und ohne deshalb bei dem General anzufragen, seinen Posten verließ,  
 nach Wien ging und eine Anstellung bei der Armee für sich auszuwir-  
 en suchte. Eben sollte er mit einem harten Verweise wegen Verletzung  
 er militärischen Subordination nach Croatien zurückgeschickt werden,  
 als sich durch Verwendung seiner Freunde sein Schicksal auf einmal  
 vortheilhaft änderte. Er ward nämlich von Kaunig selbst, der von  
 nun an der beständige Gegner und Beschützer Loudons, und in der  
 Folge sein intimster Freund wurde, als Obrist-Lieutenant der Croaten  
 angestellt. Seine erste Unternehmung in diesem langen, verheerenden  
 Kriege war, daß er an der Spitze von 500 Croaten die Stadt Teschen  
 überfiel, 2 preussische Schwadronen Husaren darin niederhieb und eine  
 große Heerde an Pferden machte. Hierdurch stellte er sich gleich als ei-  
 nen Officier dar, auf dessen Muth und Einsicht man zu rechnen Ur-  
 säch habe. Im Febr. 1757 trug er viel bei  
 Hirschfeld glücklich auszuführen, und wurde  
 17. März zum Obersten ernannt. Als Fried-  
 rich des großen Sieges bei Prag und in Folge  
 Kollin, die Belagerung von Prag aufheben  
 und dieser Stadt eingeschlossen war, den abzu-  
 räumen Schaden zu. Loudon verfolgte  
 eigte hier und nach seinem Einmarsch in Sa-  
 na dem kleinen Kriege, wodurch er sich bei  
 ausgezeichnete Hochachtung erwarb. Gerade  
 19. Sept. 1757, wo Siedlich die französische  
 Horda wegjagte und das Mittagmahl verzeh-  
 neter Truppen so eben einnehmen wollten, fi-  
 er, der Loudon das Generalmajors-Pate-  
 reussische Gefangenschaft. Friedrich hatte jet-  
 Patent nebst einem Complimente an Loudon  
 der Schlacht bei Rossbach zog sich Loudon,  
 östliche und Reichsarmee gänzlich zerstreut  
 das Erzgebirge an die böhmische Gren-  
 der am 5. Dec. vorgefallenen Schlacht bei Le-  
 reicher die Unglücklichste des ganzen Kriegs  
 erhielt um diese Zeit den Maria-Theresia-  
 Probe durch eine Zufuhr von 4000 Wagen  
 Olmütz verproviantiren wollte, führte Loudon  
 Transport aus, so daß nur 200 Wagen im-  
 men, wofür er von Maria Theresia zum Fel-  
 haben wurde. Als hierauf die Preußen vo-  
 stungen waren, und Loudon den Nachricht  
 Friedrich dergestalt böse auf ihn, daß er ihn einsens mit einer großen  
 Uebermacht angriff, ihn zwischen zwei Feuer brachte und vielleicht ganz  
 aufgehoben hätte, wäre Loudon nicht noch durch seine gewöhnliche Schlaus-  
 keit zur rechten Zeit entkommen. Den Plan zu dem berühmten, hie-  
 auf folgenden Ueberfall bei Hochkirchen, schreibt man allgemein Loudon



se Klingheit in einer so verzweifeltsten Lage an die Hand gab, und führte eine Truppen in guter Ordnung zurück, ob er gleich dem stärksten reußischen Feuer ausgesetzt war. Um 5 Uhr Morgens war die Schlacht schon beendet, die die Oesterreicher 6000 Gefangene und Todte nebst vielen Kanonen kostete. Dauns Verfahren bei diesem Treffen wird sehr zweckmäßig bleiben. London, von dem man behauptet, daß er hier geistlich den Tod suchte, ward von seinem Hofe als obdlig schuldlos an seinem Urtheile anerkannt. Im folgenden Feldzuge 1762 erhielt London wiederum das Commando über die aus 60 000 Mann bestehende Armee in Schlesien und zwar dieses Mal ohne Einschränkung, so daß er nicht von Dauns Obercommando abhängen sollte. Seine merkwürdigste Unternehmung in diesem Feldzuge war die am 30. September erfolgte Eroberung von Schweidnitz, welche ohne Capitulation nebst 3700 Gefangenen, 224 Officieren, 211 Kanonen und mit Magazinen alles frei in Londons Hände fiel. Obgleich der Sturm ohne Befehl des Kriegsraths unternommen worden war, so beehrte Maria Theresia den Eroberer doch mit einem gnädigen Schreiben, schickte ihr Bildniß und zwei Kränze mit Kleinodien, um sie unter die tapfern Officiere zu erhehlen. London selbst kam am 2. Febr. 1762 in Wien an, wo er sowohl vom Hofe, als von der Stadt mit lautem Jubel empfangen wurde. Es setzt in Erkennen, wenn man liest, daß es London nur dem Schutze des Kaisers Franz und des Fürsten Wenzel von Liechtenstein zu verdanken hatte, wenn er wegen der eigenmächtigen Unternehmung auf Schweidnitz nicht vor ein Kriegsgericht gestellt wurde. In England überhaupte London auf einer Glückseligkeit, wo er von ganz Europa als die größte Stütze von Theresiens Thron betrachtet wurde, und es auch im eigentlichen Verstande wirklich war. Endlich dachte man im J. 1762 ernstlich auf den Frieden, und London fand keine Gelegenheit mehr, in diesem Jahre etwas Vortheilliches zu unternehmen, bis endlich am 15. Febr. 1763 diesem verheerenden Kriege ein obdliges Ende gemacht wurde. Von nun an lebte London, aus dem eigentlichen Mi-

itärbedienste  
Berbetterung  
General in  
ieder nieder.  
Neußade den  
Edwig bezieht  
narschall, o  
Eages, als l  
ehlte noch L  
London ist a  
wundern wird  
ist ich." In  
Tafel Platz u  
herr von Poi  
en mir, als  
London fort  
in das Gem  
mann und  
zu 50,000 l  
kautlich wa  
an; aber in  
Vorjufquam  
Kon behaup

thern, mit deren Anbau und  
te Stelle als commandirender  
ant von Brinn legte er bald  
770 dem Kaiser in Mährisch-  
uch London gegenwärtig. Der  
und Winte ihn immer Feld-  
nicht erhalten hatte. Eines  
n Speisefale versammelt war,  
ed und sagte: „Nun, und  
antwortete mit Lächeln: „Das  
r an Ort und Stelle zu seyn,  
ob wollet ganz unten an der  
tes ihm zu: „Hieber, mein  
nich; ich habe Sie lieber ne-  
Abgeschiedendheit, in welcher  
de Successions-Krieg wieder  
1778 zum Feldmarschall er-  
zweiten österrichischen Armee  
ze Grenze bestimmet war. Ge-  
ß von großer Unternehmungs-  
ist, dem Planen des Feindes  
der erfahrene Feldherr aus-  
te habe in diesem Kriege große

Fehler gemacht, die er noch theurer geküßt haben würde, wenn London mit ausgedehnter Vollmacht gegen ihn hätte commandiren können. Erstens besah sich der Kaiser nebst London und vielen andern Generalen auf einem Berge, um die Gegend herum geometrisch aufzunehmen. Während man auf die Instrumente wartete, that der Kaiser allen Anwesenden den Vorschlag, während der Zeit ihre Namen in die vorstehenden Büsche einzuschneiden. Dies geschah, und nun sprach der Kaiser scherzhaft hinzu, indem er sich an London wandte: „Du, London, setze nur Ihren bloßen Namen hin: das ist für die Nachwelt genug. Nur wir andern haben zu unsern Namen noch Titel nöthig.“ Nach dem tschecher Frieden kehrte der Feldmarschall auf sein Necker und Wiesen zurück. Aber der thatenvolle, heilige Tag seines Lebens sollte sich noch einer kurzen Erholung noch mit einem Abend widmen, der den Ruhm des Helden auf die höchste Stufe brachte. Im J. 1784 brach der Krieg zwischen Oesterreich und den Türken aus. Es würde hier zu weitläufig werden, zu untersuchen, warum nicht gleich zu Anfang desselben London ein Commando erhielt, wie wir ihn und damit begünstigen, anzuführen, daß weder er noch Haddik in Thätigkeit gesetzt wurden. So glücklich nun auch in den ersten Monaten der Krieg von österreichischer Seite geführt wurde, so wichen, wie so kannte, die kaiserlichen Truppen bald allenthalben zurück, und wurden von den Türken mit Ruhm verfolgt. Man rief endlich Joseph den großen Helden zum Commando des croatischen und des slavonischen Corps, und diese bloße Nachricht belebte den Muth der Truppen von neuem. Das Volk in Wien versammelte sich um seinen Werkwagen, flackerte Weisfall und rief ihm ein Lebenswohl nach. Am Orte seiner Bestimmung angekommen, wurde er ebenfalls von den Truppen mit allgemeinem Jauchzen empfangen. Man rief: „Es lebe London, es lebe der heilige London!“ Am Morgen darauf übernahm er das Commando, und am nächstfolgenden Tage schlug er schon den Feind. Er eroberte darauf Dubizza, belagerte Noos, war oft in augenscheinlicher Lebensgefahr, siegte aber allenthalben, und beschloß den Feldzug dieses Jahres mit der Eroberung von Noos. Im folgenden Feldzuge 1785 commandirte er abermals das croatisch-slavonische Heer und belagerte Verbitz. Es viel mehr erkaunte; Befragung in der Wallache, der nach den, das einzige in fand! War es schnell verjagte, die lißen? Da Haddik kränker wurde, er! Man sollte London werden. Vom 16. vorzüglich entworfenen und ausgeführten Plänen belagert, und mit einem Feuer, wie es seit Erfindung des Pulvers vielleicht noch gegen keine Festung gemacht worden war, beschossen, daß bereits am 30. desselben Monats die Vorstädte mit Sturm erobert worden konnten. Doch trakte die Festung selbst noch von keiner Uebergabe hören, weswegen London das Feuer verstärken ließ. Dem verführten die feindlichen Kanonen und der Pascha bot ihm einen Restestück von 15 Tagen. Aber London bewilligte ihm auch nicht einmal 26 Stunden, sondern ließ das Bombardement noch immer verstärken,

der Entsch im Mayge. Am 10. m 9. Jul. fand, daß die ganze ng gezogen ist, und ein ober überthurn hatte anstehen sol , das sich in der Festung der s Namen, der die Türken h monen auf dem Wällen zurück von früher gewandt hatte, im mmando über die Hauptmaer. 98. und Heidenbusch ausgeführt wurde nämlich Belgrad nach

o, daß Augenzeugen nachher versichert haben, der Donner dieser Raionade könne durch keine Worte dargestellt werden. Nun ergab sich der Pascha, und Loudon nahm am 9. Oct. von Belgrad Besitz. Der Triumph dieser glorreichen That erfüllte nicht allein die ganze Kaiserstadt, sondern sogar das ganze Reich; er ging bis zum Himmel. Loudons Name war die Losung bei allen Volksfesten, die zu Ehren dieser ruhmvollen Eroberung gegeben wurden. Indessen dachte der Held wieder auf neue Siege und entwarf den Plan zur Belagerung von Orsova, das in diesem Jahre noch eingeschlossen wurde. Loudon war nun zum Generalissimus der österreichischen Truppen ernannt, so, daß er über alle Generale und den Hofkriegsrath selbst zu gebieten hatte, und nur dem Kaiser Rechenschaft schuldig war, eine Würde, die seit Prinz Eugens Zeiten in Oesterreich niemand in dem Umfange bekleidet hatte. Da Preußen inzwischen die Fortschritte der österreichischen Waffen nicht gleichgültig angesehen und ein Bündniß mit den Osmanen geschlossen hatte: so mußte Loudon drei Armeen nach Böhmen, Mähren und Galizien führen und sich mit diesen den preussischen Waffen abermals entgegensetzen. Joseph starb; der König Leopold bestätigte ihn als Generalissimus und in allen seinen übrigen Würden. Aber bei allen kriegerischen Gefahren, die dem grauen Helden seit seinem 16ten Jahre gedroht hatten, schien es doch im Buche des Schicksals bestimmt zu seyn, daß dieser nicht von feindlichen Waffen, sondern auf seinem ruhigen Lager sterben sollte. Er starb an einer Harnverstopfung, welche er sich durch einen Ritt, den er nach einer noch nicht gänzlich geheilten Krankheit unternommen, zugezogen hatte. Loudon war von mittlerer Größe und sehr mager. Er hatte röthliches Haar und starke Augenbraunen, die, wenn sein Geist beschäftigt war, aus dem Gesichte wegstanden. Sein Temperament war sichtbar das cholericisch-melancholische. Jetzt wollen wir noch einige Züge zu dem militärischen Charakter dieses merkwürdigen Mannes entwerfen, und somit sein Gemälde, in so fern es der beschränkte Raum hat gestatten wollen, wenigstens in diesem allgemeinen Umrisse, vollenden. Er, der in Friedenszeiten wie ein ruhiger, eingezogener Landwirth lebte, glich einem Blitzstral, wenn ihn sein Beruf ins Feld rief. Niemand war dann im Stande, seinen Befehlen zu widerstehen. Seine Pläne entwarf er mit langsamer Prüfung, führte sie aber mit einem Ungestüm aus, das alle Hindernisse zu Boden warf. Bedächtig in der Wahl und rasch in der That, dieß war der Grundsatz seiner kriegerischen Unternehmungen. Man bemerkte, daß mit den steigenden Jahren seine Pläne kühner wurden, ein Zeichen, daß sie sich niemals auf Vermegenheit gründeten, sondern mit der vermehrten Erfahrung auch immer sicherer und umfassender wurden. So unerbittlich streng er auf die Subordination, als auf die Seele der Armee, hielt, so wenig lagte er seine Heere mit zwecklosen Kleinigkeiten. Deswegen, und weil jene unbestechliche Gerechtigkeit bekannt war, liebten ihn auch seine Soldaten allgemein, und hielten sich unter seiner Anführung fast für unüberwindlich. Nach jeder gelungenen Action nannte er mit rechtem Lobe alle, die daran Antheil genommen hatten. Er lagerte, oder schlug sich auf keinem Platze, bevor er ihn nicht genau hatte kennen lernen; er studirte den Charakter der gegen ihn commandirenden Feldherren aus ihrem Betragen, und errieth oft ihre Entwürfe; daher ihn auch selbst seine Feinde den schlaun Loudon nannten. Er hielt viel auf gute Spione und bezahlte sie oft mit eigenem Gelde. Aber der hervorstechendste Zug seiner Talente bleibt immer jene unerschütterliche Gegenwart des Geistes, jene rasche Entschlossenheit, die selbst ganz un-

erwartete Ereignisse auf der Stelle vorstellend zu drucken weiß. Der König sagte dann: der König habe in allem, was er ansehe, Nichts. Indessen wird man sich leicht vorstellen können, daß London auch im and'ern Fehler befangen habe. Es sollen besonders Kenner behaupten, daß er ein ganz Recht, besonders nach der Eroberung von Schweden, die Belagerung vertheidigt habe, Friedrich den Großen zu schlagen. Doch ward es immer schwer zu entscheiden bleiben, ob ihn es so nicht sein bedenkliche Lage hinderte, seiner eignen bessern Einsicht zu folgen, da es es nicht bloß mit entfernten Obern, sondern auch mit einer eifersüchtigen Cabale zu thun kam. Uebrigens verdient hier noch angemerkt zu werden, daß, als Johann nach der Eroberung von Belgrad auf eine neue Auszeichnung dachte, wollte er dem Felden noch vielmehr zu loben vermögen. er aus dem kaiserlichen Familienkammer des großen Herzogs und Vizekönigs bestehendem Orden des Heiligen Ordens, den nach den Statuten nur der Großmeister des Ordens aus der Linie des kaiserlichen Hauses tragen durfte, an London, mit der Freiheit, ihn an seiner Brust zu tragen, überlieferte. Nach dessen Tode übertrug ihn der Kaiser für ihn aus Mailand wieder ein. Dieser war bereits Londons Bildniß aus einem andern Ornament gegeben, und mit einer passenden Inschrift versehen im Archivar des Kaiserthums aufgestellt worden.

Louisd'or ist eine französische Goldmünze, welche von Ludwig XIV. geprägt ward, den Namen dieses, und ein — 16 Livres kostete. Der nämliche König ließ sie mit dem Namen Louisd'or auch eine Silbermünze, wenn sie wichtig ist, 2 Ngr. 8 Sgr., nicht mehr. 6 Gr. gilt.

Die Wilhelmine (Mutter, Königin von Preußen), die Herzogin von Mecklenburg Strelitz und die Prinzessin Louise, Tochter des Prinzen Georg Wilhelm, wurde, als das jüngste Kind aus dieser Ehe, in Hannover geboren, wo damals die Kaiserin Catharina war.

Schon im Alter von drei Jahren verlor sie ihre Mutter, und blieb darauf, als ihr Vater das nahe bei Hannover gelegene Schloss Verden in seiner Wohnung gewählt hatte, daselbst fortwährend der vorzüglichen Aufsicht des Prinzen von Holstein anvertraut. Nachdem sie eine einmalige Reise zu ihrer Großmutter, die eine an Geist und Herz gleich vorzügliche Fürstin war, nach Danzig gemacht, und dort sich zum Verdienste jeder schönen weiblichen Jugend erworben hatte, verließ sie Vater in englischen Diensten und wählte nun zu Danzig ihren besondern Aufenthalt. Dort ward nun Louise ihrer Großmutter zur fernern Erziehung und Bildung übergeben, und mit außerordentlicher Sorgfalt, mit Eifer und Liebe von der würdigen Fürstin das genaue Überwachen wichtiger Erziehung, und Louisen viel ersprechendes, die sorgsamste Aufsicht über ihre neue Erziehung, und ihr Glück sehr sorgfältig zu seiner Jugend und milden Thun hin, durch welche sie sehr zu dem Gegenstand der allgemeinen Verehrung ward. Der würdigen Fürstin vortreffliche Geist und vielumfassender Verstand wirkte sehr auf die geist- und gemüthvolle Züchtung; die sorgfältigste, aber nicht die strenge des Erziehens, die in wohlthätiger Menschlichkeit stand zur Nachahmung. Unter der Aufsicht der Landgräfin veranlaßte eine sehr gebildete und gutmüthige Dame, aus der Schweiz, das Amt einer Hofmeisterin bei der Prinzessin; ihre pädagogische Thätigkeit vertheilte die Wohl der Fürstin. Unter der Leitung dieser beiden achtungswürdigen Frauen, und bei dem Wohlthun eines ruhigen



urch keine große Begebenheiten erschütterten Lebens verfloßen ihre Tage  
: fröhlichem Gedeihen ihrer Bestimmung entgegen. Eine Reise in die  
: stehenden Rheingegenden diente dazu, ihr inniges Wohlgefallen an Na-  
: urchschönheiten neu zu beleben, ihre Kenntnisse zu erheben, so wie zwef-

Bedürfnissen, um seine Sorgen zu mindern und seine Freunde zu verschönern. Wie die Bürgerin ist sie ihrem Manne treue ungetrübliche Vergewärtigte. Die mit Tugend und dargebrachten Huldigungen der Welt zu stimmen sie mit freundlicher, würdevoller Mäßigkeit auf; die unverschuldeten Unglücklichen und Tüchtigen finden in ihr eine Wohlthäterin, die sich und anstandslos ihr Glück mildert. Ein schätzenswerter Engel am Thron ist sie die liebende Menschheit, die bedrohten Unschuld mit dem lauwarmen Schicksale aus, und von Willkür wird ihr keiner Wille erkannt. Vertrauensvoll hat das ungelohnte Verdienst, und konnte es nicht ihm Anerkennung und Belohnung. Ihrem heiligen Blick steht nichts verborgen; allmählich gelingt es ihr, das Gute zu fördern und das Böse zu verbannen. Schon Kunst und Wissenschaft, schon von Louise seit ihrer ersten Erscheinung beachtet, fanden eine Beschützerin in ihr. Mit gerechtem Stolz nennt der Preuze seine Königin. Auf einer der Reisen, welche sie mit ihrem königlichen Gemahl machte, und zwar auf dem Wege von Koblenz nach Warschau, geschah es, daß durch Unvorsichtigkeit des Kuriers der Koffer in welchem die Königin saß, an Abhang eines Berges umgeworfen wurde. Der Sturz schien gefährlich, doch erfolgte glücklicherweise keine Verletzung. Im Oberhofamt Berlin, Gräfin von Wolf, machte dem Kurier Vorwürfe. „Lassen Sie es gut sein,“ sagte die Königin im Tone glühender Sanftmuth, „wir haben ja keinen Schaden genommen, und die Leute sind gewiß mehr erschrocken als wir.“ Durch eine solche Handlungsweise, durch Reuerungen, deren man eine Menge aufzeichnen konnte, bewies die Königin Louise den Adel ihrer schönen Seele, und die allgemeine Verehrung stieg von Tage zu Tage immer höher. So erlangen sich die Bewohner der Preussischen Provinzen von Berlin im Jahr 1802 vom Kaiser die Erlaubniß, diese Louisestadt nennen zu dürfen. Sie ertheilten diese Erlaubniß, und diese Vorstadt trägt ihren Namen. Im Jahr 1803 ertheilte die Königin durch den russischen Gesandten an den kaiserlichen Hof, Namens der verarmten Kaiserin von Rußland, die reich mit Brillanten besetzten Insignien vom Großkreuz des S. A. Carolinen-Ordens, als Beweis der zwischen der kaiserlichen und königlichen Familie bestehende Freundschaft, die auch im Jahr 1805 dem Kaiser Alexander nach Berlin führte. Zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit

gieng, wo sie vom Ende Junius des Jahres rief der Krug den König und seinen Hof begleitet hatte, folgte ihm noch nach dem unglücklichen 14. October und von dort nach Ortel. Alle Leiden, die sie über sie häuften, trug sie jetzt mit Muth, die wahre Frömmigkeit und ein ruhiges Bewußtsein dem Dasein verleihten.

Am 16. Jan. 1808 kehrte das königliche Ehepaar von Ortel nach Königsberg zurück, und von dort aus unternahm es am 27. Dec. desselben Jahres eine Reise nach Pommern zum Besuche der kaiserlichen Familie, von welcher Louise mit Beweisen von Achtung und Freundschaft überhäuft wurde. Ein Jahr später, am 23. Dec. hatte darauf Berlin die Freude, das edle Herrscherpaar wieder zu sehen und mit frohem Jubel ward es begrüßt. Schon und im blühenden Blanze der Gesundheit erschien die geliebte Landesmutter unter der jubelnden Menge. Aber der Ehemann thatsch. In Hauptstadt hatte sie nur auf kurze Zeit wieder gewonnen, um sie auf immer zu verlieren. Am 25. Jan. 1810 verließ sie von Charlottenburg nach Ortel zu einem Besuche bei ihrem durchsichtigen Vater ab.

Auf dem Lustschlosse desselben, Hohenzieris, ward sie am 30. Jun. von einer Brustkrankheit überfallen, die anfangs unbedeutend schien, dann einen lebensgefährlichen Charakter annahm, und an welcher sie bereits am 19. Jul., Morgens um 9 Uhr, in den Armen ihres königlichen Gemahls verschied. Nur wenige Augenblicke vor ihrer Auflösung fing sie an, dieselbe zu ahnen, und als der Uebergang in eine andere Welt sich ihr darstellte, da flehete sie nur die ewige Liebe um einen kurzen Todeskampf an. Als ihre Leiche am 27. Jul. nach Berlin hier feierlich eingeholt wurde, und als die Beisetzung in der Sakristei der Domkirche am 30. Jul. erfolgte, da sprach der allgemeine ungekänfelte Schmerz laut für den Werth der Frühverkürzten. Am Morgen des 19. Dec. wurden die theuern Ueberreste aus der Domkirche abgeholt, nach Charlottenburg gebracht und dort in dem einfach geschmackvollen Mausoleum, welches der König im Schloßgarten neu hatte erbauen lassen, bestattet. Noch heute mischen die Bessern der Nation ihre Thränen mit denen des königlichen Hauses. Seltene Thränen, die den Beweinenden unsterblich machen, auch wenn kein Marmor ihn verewigt. Louisens edles Thun als Königin, Gattin und Mutter wird fortleben, wenn längst ihr Mausoleum von der allgewaltigen Hand der Zeit zertrümmert ist. Spät noch wird ihr Name genannt werden von den Enkeln der Armen, deren dankbare Thränen sie vor Gott nannten, von den Guten, die durch alle Zeiten, Räume und Geschlechter einander verwandt sind, von den Edeln des weiblichen Geschlechts. Denn diesem war sie ein stilleuchtendes, aber um so sicherers Vorbild.

Louisiana. Nachdem der Mississippi bereits 1541 von Ferdinand de Soto entdeckt, aber erst 1682 von La Salle bis zu seiner Mündung, von Canada aus, bereiset war, sah sich Ludwig XIV. bewogen, unter Anführung des letztern eine, mit allen zur Anpflanzung nöthigen Bedürfnissen versehene Flotte an den Mississippi zu schicken. Aber ein großer Theil der Mannschaft ward ein Opfer des Klima's, und La Salle selbst von einigen seiner Leute ermordet. Nun führte ein Edelmann aus Canada, Iberville, zu Anfange des 18. Jahrh. eine kleine Anzahl Franzosen an den Mississippi, und gab seiner Colonie, dem Könige zu Ehren, den Namen Louisiana. Auch diese Niederlassung scheiterte an der Unfruchtbarkeit des Bodens, an der Nähe der Wilden und an andern Unbequemlichkeiten, und gerieth endlich 1706 bei Iberville's Tode in gänzliche Hilflosigkeit. Im J. 1712 ließ sich Crozat, ein reicher Kaufmann, auf 15 Jahre ein ausschließendes Privilegium zum Handel nach Louisiana ertheilen, trat dasselbe aber 1717 an den verächtigten Law (f. d. Art.) ab, der sich nun an die Spitze einer Compagnie stellte, welche er für den Handel an den Mississippi errichtet hatte. Da er durch die Kunst seiner Vorspiegelungen dem Publicum einen ungeheuern Gewinn von dieser Unternehmung versprochen hatte; so wurde es ihm leicht, die 100 Millionen Livres, die dem Fond zu derselben ausmachen sollten, in wenigen Tagen zusammen zu bringen. Die Sucht, diese Compagnie, durch welche man sich in kurzer Zeit zu bereichern gedachte, aus Kräften zu unterstützen, dauerte aber nur bis 1719, wo man erfuhr, daß die Colonisten in den Wäldern des Mississippi vor Hunger und Elend umgekommen und 25 Mill. Livres verschleudert wären. Nun wurden die Actien heruntergesetzt, dadurch aber natürlich der Banquerout der Compagnie nur noch beschleunigt, und der Name Louisiana ein Gegenstand der öffentlichen Verfluchung. Als endlich nach dem 7jährigen Kriege Frankreich 1764 ganz unvermuthet Louisiana bis an den Mississippi an Spanien abtrat, schien den

Colone eine neue Sonne zu lächeln. Denn Spanien, welches im ersten Pariser Frieden sein Florida, eine seiner Vormauern von Mexico, an England hatte abtreten müssen, erhob nun das unermesslich lange und 300 Meilen breite Louisiana (in welchem man damals an 150,000 Einwohner rechnete) zu einer neuen Barriere für die Deckung seiner mexicanischen Minen. Allein es ward 1802 genöthigt, Louisiana an Frankreich zurückzugeben. Da aber das Land (von 29—40 Grad N. B. von London, und von 88—97 Gr. W.) vermöge seiner vortheilhaften Lage, seines Klima's und Bodens, unter einer kraftvollen Regierung eine gefährliche Nachbarschaft für die vereinigten Staaten hätte werden können, so lehnte sich der Congreß derselben gegen eine Abtretung auf, und erhielt in Folge eines deshalb am 30. April 1803 mit Frankreich abgeschlossenen Tractats für eine Summe von 15 Mill. Dollars, sowohl die Souverainetät der Stadt Neuorleans und deren Gebiets, als überhaupt des ganzen Louisiana auf den Fuß des bisherigen Besitzstandes Spaniens. Diese Provinz hat gegen Süden den mexicanischen Meerbusen, gegen Osten den Mississippi und die americanischen Freistaaten, gegen Westen Neumerico und gegen Norden wenig bekannte, von Wilden bewohnte, Gegenden zur Grenze. Der Himmelsstrich ist bei der großen Ausdehnung sehr verschieden; im südlichen Theile ist es in Verhältniß der geographischen Breite wenig heiß, aber die Kälte gegen Norden unverhältnißmäßig strenger. Die Luft ist gesund, und der Boden, fruchtbar, doch etwas steinig; hat Ueberfluß an Kiefern, Eedern und grünen Fichten. Das Land hat Indigo, Tabak, Baumwolle, Flachs, Wildpret, Büffel, Elenthiere, Damhirsche 2c. und hin und wieder Anzeigen von Silberminen und Erzgruben. Die vorzüglichsten Flüsse heißen: St. Pierre, der Roin, der Missouri (sehr groß), der Fluß der Arkansas, und der rothe Fluß (riviere rouge), mit welchem sich der schwarze Fluß und der Ochsenfluß vereinigen. Die Einwohner sind Wilde, und heißen Chitimaichos, Cadodaguious, Nachitoches, Missouriis, Arkansas, Quachita 2c. Die Hauptstadt ist Neuorleans am Mississippi, und das ganze Land seit 1805 in drei Provinzen getheilt: Orleans (bis 25 Gr. B.), Mississippi (bis 41 Gr.) und Louisiana (bis 45 Gr. und dem Wasserfall Antonio). So bald jede dieser Provinzen eine Bevölkerung von 32,000 Einwohnern haben wird, tritt sie in die Rechte der übrigen Provinzen der vereinigten Staaten Nordamerica's, und kann alsdann zwei Deputirte in den Senat und einen in das Unterhaus schicken. Das Ganze zerfällt jetzt in zwölf Grafschaften von sehr ungleicher Größe und Bevölkerung.

Lutherburg (Philipp Jacob) ward 1730 zu Straßburg geboren, und ist einer der größten Landschaftsmaler, die es bis jetzt gegeben. Er hat unter Casanova studirt, und lebt jetzt fortwährend in England. Ganz unvermuthet fing dieser große Maler an, die Rolle eines Wunderthäters zu spielen und Taube und Blinde zu heilen. Er hat zwei große Gemälde verfertigt: Den Sturm auf Valenciennes im Juli 1793 und Howe's Seesieg im Juni 1794, welche in London gestochen worden sind. Auch hat er verschiedene Blätter radirt, unter welchen sich die Soldaten, und vier Landschaften, welche die vier Stunden des Tages benannt sind, besonders auszeichnen.

Loubet de Coubray (Jean-Baptiste), ein bekannter französischer Volksrepräsentant, der unter der Regierung des Robespierre mit den Girondisten geächtet und zu Ende des Jahrs 1795 in die Versammlung zurückgerufen wurde. Er ward in Postou geboren, übte vor der Revolution die Rechtswissenschaft aus und schrieb einige bekannte Romane,

welche Weisheit fanden, unter andern, les amours de chevalier de Vaou-  
dan, welcher großes Aufsehen machte, und Emilie de Varmonde ou la  
livree indienne. Im Consente ward er ein Anhänger Brissot's,  
und sagte es, 1792 Robespierre als Republikan zu denunciren. Sein  
Angriff blieb jedoch ohne Wirkung, und entflammte nur aufs neue den  
Haß dieses demagogischen Demagogen gegen die Girondisten. Da diese  
Partei endlich gestürzt worden war, sollte Louvet end der ersten Opfer  
der Guillotin

ihm durch eine seltene Glucke,  
nicht länger hingerichtet, uners  
Zeit, und si htere endlich auf  
bis nach Robespierre's Fall  
n Wanderungen beschien mußte,  
e, welche, wenn man einige Uo-  
be, wodurch sich der Verfaßer  
er viel Ansehendes und Werks  
in allen Leiden und Mitheloge  
e Demotion, die er unter dem  
Namen Ludovika auführte. Dieses Frauenzimmer hatte er in der  
Jugend geliebt; und sie war standhaft genug gewesen, ihm auf der  
Flucht zu folgen, und aus Neigung für ihn ihrem eigenthümlichen Geo-  
nach zu verlassen, der ihr von ihren Eltern aufbewahrt worden war.  
Wollt der innigsten Zärtlichkeit lebte sie mit Louvet nach Paris zurück,  
als dieser aufs neue eine Stelle unter den Befehlhabern Frankreichs ein-  
nehmen sollte. Ueber ihren wahren Charakter sind aber die Meinungen  
so getheilt, wie über die Aechtheit ihres Mannes. Er, der durch die  
Tirannei des Schreckensregiments in die verzweifelte Lage gesetzt und  
mit augenblicklichem Tode bedroht worden war, nahm doch die Ehren-  
regierung gegen die Gemäßigten in Schutz, und kam dadurch in  
den sehr gegründeten Verdacht der Heuchelei und des Vankelmuths.  
Nachdem er den Rath der Hundstunde verlassen hatte und zum Con-  
sul für Palermo ernannt worden war, starb er am 25. August 1797.  
Seine Ludovika, welche ihn nicht überleben wollte, nahm Opium, ward  
aber noch durch die Hilfe der Ärzte gerettet. Außer den oben ange-  
führten Schriften hat er noch herausgegeben: Le Chant du coq, und  
ein Journal: La Sentinelle betitelt.

Louviers, eine Stadt von 1019 Häusern und 6500 Einwohnern,  
und Präfektur am Ruffe Eure in der Normandie, gehörte vor der Re-  
volution dem Bisthume von Rouen, und ist nun der Hauptort eines  
Arrondissement's im Departement der Eure. Zu dem Bezirke gehören  
die Cantons: Louviers, Bailloy, Neubourg, Louville und Pont de  
l'Arche. Diese Stadt hat sich in neuern Zeiten einen ausgedehnten  
Ruhm in der Tuchfabrikation erworben. Ihre feinen Tücher sind die  
schönsten, härtesten und theuersten in ganz Frankreich, dabei sehr leicht  
und geschmeidig. Man hat daseibst die Spinnmaschine von Douglas  
und andere Erfindungen erfunden.

Louvois François Michel Le Tellier, Marquis de Louvois),  
Eobn des französischen Königs und Staatssekretärs Le Tellier, ward  
seit 1666, in einem Alter, wo andere kaum in die untersten Stellen  
erst emporsteigen, Ludwigs XIV. Staatssekretär und Kriegsminister. Er  
starb 1691. Wenn der Staat des Krieges wegen, der Krieg aber des  
Kriegsministers wegen notwendig ist: so kann Louvois, nach Voltaire's  
Urtheil, als der größte Kriegsminister seiner Zeit angesehen werden.  
Eine umfassende Kenntniß seines Reichthums, tiefe Einsicht in das  
Wesen der Kriegsverwaltung, ungemein viel Verstand, noch mehr Will-

e Erfahrung  
 in, vor ab  
 sind für je  
 tztweck und  
 2 allerwenig  
 steht er also  
 als französische  
 und mit  
 nur Frank  
 reichsregierung  
 seine festnen  
 werden darf.  
 mathemati  
 Maschine des  
 einen nüt  
 dessen Dent  
 ation wenig  
 lässigte fran  
 Aufsicht über  
 3, wachsam,  
 icht aufrecht,  
 in Gehorsam.  
 jene treffliche  
 diesen Tref  
 fan und Lob  
 die Geschichte  
 ph des Kriegs  
 oire de l'ad  
 1/2 fr. Wie

ministration de la guerre. ...  
 wollen jetzt Loubois, nach den Memoires des Duc de St. Simon  
 und des Herrn Ducloux, mit Benutzung anderer Quellen, unter be  
 nen vor

Marqui  
 und St  
 steht 2  
 Schäg  
 melte,  
 Sein  
 König  
 nen zu  
 vor, d  
 lasse,  
 sich ge  
 vois,  
 ren be  
 er all  
 greifet  
 erlang  
 nerale  
 von  
 an de  
 dessen  
 anfan  
 seinen  
 Sicht.

1 XIV.  
 1. Die  
 k sam  
 ouvid.  
 die der  
 als  
 1 Kost  
 1 bilden  
 g fähle  
 its Lou  
 itte wa  
 er, das  
 urchw  
 re, und  
 Die Ge  
 Raconte  
 schreib  
 sie nach  
 nig war  
 edär nur  
 eine An  
 mer der

arte Kopf des Ministers griff  
 hette es dem eiteln Ludwig, n  
 inging und in jede Ansicht der  
 figte. Bald ward aber aus  
 luß. Louvois verwickelte den  
 en Ausführung nur der eisern  
 und Dienstordnung des Minist  
 wtische, eigenwillige und stolze  
 lebe, darum suchte er sich ihn  
 mentbehrlich zu machen. Si  
 diesem Zwecke, als den Krieg.

ar, desto mehr sching  
 seine Meinung so leicht  
 scheinbar nachgebend  
 ein entscheidender Eil  
 weitgreifende Pläne, die  
 d der strengen Arbeit  
 Doch der harte, der  
 iß der König ihn nicht  
 uf Kosten des Staats  
 kein besseres Mittel zu  
 Daher überredete er den König, sich

in dieser  
 Au-lande  
 nen an;  
 voh an d  
 Straßbur  
 gade (30  
 schen Kai  
 sers Caf  
 IV., Her  
 hatte. I  
 Frau von  
 bot alles  
 her in de  
 wohn. I  
 des Kbn  
 sich näm  
 bindung  
 nie öffent  
 gen. Zu  
 erfolgen,  
 um den  
 Prälaten  
 ihn, ihr  
 gen. Li  
 seine An  
 geben hat  
 Handlung  
 des Geiſt  
 und Ge  
 macht ha  
 wahlin I  
 ihm nich  
 Frau an  
 aus. A  
 wert der  
 überall si  
 chen wol  
 sandte I  
 unterioch  
 geschehe,  
 Gemaltel  
 nen jedo  
 dadurch  
 Vergeber  
 fleißige  
 bürger I  
 tige Ang  
 in Deut  
 Trauerfi  
 tete den  
 Grimm,  
 fürliche  
 Tods di  
 Trianon



groß, wie die Aeltern. Der Minister widerstand hartnäckig, so daß der König endlich die Kraft des Louvois überwiegen ließ. In dem Augenblicke, da er sich dem Kaiser gegen sich verlor, wenn ich einem Uebel, nichts zu thun gebe, ich, sehen; und bei Gott! ich will." Er sah also dem Kaiser zu, durch einen Einfall zu erweichen. Louvois aber würde. Der Kaiser mußte mit der Kraft anzugreifen, um allem Louvois fast ungestraft schlich auf dem festen Lande, wo er alles leitete, zu führen. Ludwig XIV. wollte jedoch Eiguels' Plan nicht ganz verwerfen. So ergriff man bald die Maßregeln; und England erlangte fast den Sieg bei la Hogue, wo die französische Flotte unter Tourville der englischen an Zahl nicht gleich war, das entschiedene Übergewicht zur See. Ludwigs Heere auf dem festen Lande aber waren über 300,000 Mann stark. Diese Anstrengungen erschöpften die Kraft der Nation; und weder als sich: Louvois's Art den Krieg zu führen, schändete die Ehre des Königs und seiner Feldherren; sie machte den Namen der Franzosen in ganz Europa verhasst. Unter dem Vorwande, die Grenzen Frankreichs durch eine Wüste nicht zu stellen, ließ Louvois in den Monaten Januar und Februar 1689 die Pfalz in eine Einöde verwandeln. Heidelberg, Mannheim, Worms, Speier, und viele andere Städte, nebst einer großen Zahl Dörfer wurden ausgeplündert und verbrannt. Die Einwohner wunderten als Bettler auf. In Speier wurden die Gräber der römischen Kaiser entweicht. Die französischen Soldaten raubten die südlichen Länder, kreuzten die Räder der Leiden umher, und trieben mit den Schenkeln der Kaiser ihren Spott. Frau von Maintenon machte

sehr aufmerksam. Ludwig unterdrückte daher dem Kaiser verbrennen wollte, diese Barbaren. Louvois die vielte Maßregel auf neue vor, und er ohne Zweifel ein zu hartes Beweisen hinderte, nicht einzuweichen, so habe er, Louvois, da nicht vertragen, um dem Beweisen des Königs sich auf sich allein genommen, und den Kaiser in Bollziehung bereits abgehandelt. Die Königin Königin, der sich zu bederrischen wußte. So wie der Kaiser ergriff, und auf den Minister von Maintenon warf sich zwischen beide, und er Bekämpfung das Zimmer. Der König rief ihm mit funkenden Augen: „Senden Sie mich zu rechter Zeit eintritte; wird auch nur auf Ihr Kopf daß.“ Der erste Courier war Louvois hatte bloß alles zu seiner Überwindung. Auch den Herzog von Savoyen jagte Louvois. Er machte übertriebene Forderungen an ihn, an den König, oder ließ ihn unbeantwortet, er sich darüber beschwerte, so beleidigend, daß mußte. Doch handelte das Cabinet von Wien

sailes auch nach Louvois's Tode in demselben Geiste fort. In diesen Kriege wollte der König Mons selbst belagern. Louvois widerrieth ihm um Kosten zu ersparen, die Frau von Maintenon mitzunehmen. Ludwig ging allein zur Armee. Außerhalb des Lagers fand der König eines Morgens einen Cavallerieposten, nach seiner Meinung falsch gestellt, und wies ihm einen andern Ort an. Den Nachmittag fand er die Wache wieder auf der vorigen Stelle; der Officier sagte: dies sey auf Louvois's Befehl geschehen. „Haben Sie ihm gesagt, daß ich Er dort aufgestellt hatte?“ „Ja, Sire!“ Der König bemerkte hierauf gegen seine Begleiter: „Bewundern Sie nicht Louvois, er glaubt den Krieg besser zu verstehen, als ich?“ Ludwig konnte diese Unbescheidenheit nicht vergessen. Er arbeitete zwar noch mit dem Minister, zeigte ihm aber so viel Kälte und Mißlaune, daß Louvois an seiner Ungnade nicht mehr zweifelte. Eines Tages äußerte er sich so hart gegen ihn, daß dieser die Papiere auf den Tisch warf, mit den Worten: „wer vermöchte noch, Ihnen zu dienen!“ Bald darauf reizte der Minister den König durch Widerspruch so, daß dieser nach dem Stoecke griff. Dies untergrub die Gesundheit des ehrstüchtigen Mannes. Den 26. Juli 1691 ward ihm, als er eben mit dem Könige bei der Frau von Maintenon arbeitete, so übel, daß er nach Hause gehen mußte, wo er häufig im Glas Wasser trank. Er schickte nach seinem Sohne, der ihn aber schon todt fand. Düclous glaubt, er sey an Gift gestorben, Voltaire behauptet dagegen, er habe die Mineralwasser von Balaruc getrunken, und nicht arbeiten wollen; diese nachtheilige Anstrengung habe seinen Tod verursacht. Der König bedauerte seinen Verlust nicht; er schien sogar froh zu seyn, daß er von diesem lästigen Minister befreit war, und ließ dem König Jacob II. Stuart auf dessen Beileidbezeugung antworten: „unser Angelegenheiten wird es darum nicht weniger gut stehen.“ Der Duc de St. Simon erzählt: des Königs Wille sey gewesen, Louvois in die Bastille bringen zu lassen. Dies habe den Tag darauf, als er starb, geschehen sollen; und darum sey dem König der unerwartete Tod äußerst willkommen gewesen. Düclous, ein scharfsichtiger Beobachter, urtheilt so über ihn: man muß in Louvois, diesem Gründer des Despotismus der Staatssecretäre, zwei Seiten unterscheiden. Als Minister war er in der Leitung des Kriegswesens einzig; was er zum Erlingen der Belagerung von Gem that, wird von allen Kennern der Kriegskunst bewundert; betrachtet man ihn aber als Vorgesetzter, so war er ein Ungeheuer. Er hatte den Staat seiner Ehrsucht, seinem Ansehen und der kleinsten Aufwallung seiner Eigenliebe aufgeopfert. Ludwig gab die Stelle des Vaters dessen zweitem Sohne, dem 24jährigen Barbesteux; weil er glaubte, diesen jungen Menschen ganz nach seinem Willen zu erziehen. Doch hatte Barbesteux die Unvorsichtigkeit darauf schon früher gehabt, und bereits sechs Jahre unter den Augen seines Vaters gearbeitet. Unter den Mitarbeitern Louvois's muß vorzüglich Chamlay seiner Kenntnisse und Treue wegen genannt werden. Er besaß Löhrenne's und Louvois's Vertrauen; auch war er beiden mit gleicher Redlichkeit ergeben. Ueber Louvois's häusliches Leben läßt sich nichts sagen. Er war ganz Minister. Seine Venner waren einträglich. Er kaufte die Herrschaft Meudon, und verwandte auf die Anlagen dafelbst mehrere Millionen. Der König gab der Wittve für Meudon 300,000 Livres und Ehrlöhne.

Louvre heißt der alte königl. Palast zu Paris, welcher an der Seine liegt, und ein prächtiges, aber noch unvollendetes Gebäude ist. Nachdem der erste Anfang dazu bereits 1214 gemacht worden war, legte



te Universität, zu welcher vier wohl privilegierte Collegia, eine beträchtliche Bibliothek, ein botanischer Garten und ein anatomisches Theater gehörte. Im sechzehnten Jahrhunderte zählte sie 6.000 Studenten. Nachdem sie durch den französischen Revolutionskrieg eingegangen war, ward sie später in ein Lyceum verwandelt. Zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, wo die Stadt 200,000 Einwohner hatte, erdübten die hiesigen Wollen- und Tuchfabriken gegen 20,000 Arbeiter, von denen sich aber, nach dem Aufstande, den sie 1378 begannen und für welchen sie bekräftigt wurden, viele nach England begaben und daselbst den Grund zu den dortigen Tuchfabriken legten. Doch ist die Tuchweberei daselbst noch jetzt sehr beträchtlich: eben so die dortige Bierbrauerei. 1708 zählte die Stadt 21,000 Einwohner, aber 1800 nur 18,587. Durch einen Canal, der bei der Vereinigung der Seine und Dole anfängt, bei Rechem vorbei, bis an die Ruyel geht und eine Länge von fünf geogr. Meilen hat, ward 1753 die Handlung sehr erleichtert. Von mehr als vierzig Abkömmlingen daselbst sind nur noch wenige übriggeblieben.

Löwendal (Ulrich Friedrich Waldemar, Graf von) Urenkel Friedrichs III., Königs von Dänemark, am 6. April 1700 zu Hamburg geboren, begann 1713 in Polen seine kriegerische Laufbahn als gemeines Soldat und ward, nachdem er alle Grade durchgegangen, 1714 zum Capitain ernannt. Da Deutschland damals Frieden genoss; so trat er als Freiwilliger in die Dienste Dänemarks, welches Krieg mit Schweden führte. Nachdem er sich hier durch Muth und Thätigkeit zu seinem Vortheile ausgezeichnet hatte, gieng er 1716 nach Ungarn, und machte sich daselbst sowohl in der Schlacht bei Peterwardein, als auch bei den Belagerungen von Temeswar und Belgrad, ebenfals bemerkbar. Nicht weniger glänzte seine Tapferkeit in Neapel, in Sardinien und in Sicilien, wohin er nach in allen Schlachten dieses Krieges den thätigsten Antheil. Während er das eifrigste Studium auf das ward darauf vom König August zum Feldmarschall und zum Generalleutnant ernannt. Der Tod dieses Königs bot Gelegenheit, sich durch seine neuen Vortheile auszuzeichnen. Da er 1735 am Rheine mit, wo er ferret hervortrat. Die Kaiserin von Rußland nahm ihn in ihre Dienste in der Krime und Ukraine, wobei sie ihn zum Commandeur ihrer Truppen wählte, welchen er sich durch seine Tapferkeit auszeichnete, daß ihn Ludwig XV. in sein Heer zum Generalleutnant machte. Er erlangte die gute Meinung, welche der Kaiser von Löwendal zeichnere sich 1744 bei der Belagerung von Furnes und Freiburg sowohl durch seine Tapferkeit als durch seine Anführerschaft ganz vollständig aus: auch war nicht der Dienst, sondern vielmehr die Feinde in Händgenosse brachte, commandirte er bereits wieder in der Schlacht von Fontenoy, an der er einen rühmlichen Antheil hatte, als er sich in das Centrum der französischen

folg zurückwarf. Gleichfalls hatte er das Glück, in demselben Feldzuge Sand, Oudenarde, Ostende und Nieupoort zu erobern. Nach seiner Rückkehr aus diesem glänzenden Feldzuge wurde er vom Könige mit den französischen Orden geschmückt. Die Ereignisse des folgenden Jahres waren noch glorreicher für ihn: er belagerte 'Ecluse und Saabde-Sand, und traf darauf, während seine Armeen die übrigen Festungen von Holländisch-Flandern zur Uebergabe brachte, so vorzügliche Anstalten zur Vertheidigung von Antwerpen, daß der Feind dem Plane, einen Angriff auf diese Stadt zu wagen, gänzlich entsagte. Aber die Belagerung von Bergenopzoom brachte seinen Ruhm auf den höchsten Gipfel. Diese Stadt, welche bis dahin für unnehmbar gehalten worden, die durch ihre Lage sowohl, als von einer zahlreichen Garnison und von einer noch zahlreichern Armee, die vor ihren Thoren ein Lager aufgeschlagen hatte, vertheidigt ward, eroberte L'wendal bei Laun eröffneten Laufgräben am 26. September. 1727 mit Sturm. Schon der Herzog von Parma war der Moräste wegen, welche man zu seiner Zeit für unzugänglich gehalten hatte, im J. 1588 und Spinola 1622, in dem Vorhaben, Bergenopzoom zu belagern, unglücklich gewesen; auch hatte späterhin der berühmte Cohorn, der Vauban der Franzosen, die Stadt noch mehr besetzt und hielt die Arbeit daran für sein Meisterwerk. Aber die Tapferkeit der Franzosen, von ihrem talentvollen Anführer unterstützt, wußte alle diese Schwierigkeiten zu übersteigen: sie eroberten, mit Gelag, die Festung und fanden unter andern sieben große, mit Proviand beladene Barken, welche die Inschrift führten: Der unüberwindlichen Garnison von Bergenopzoom. Die Folge von

den Krieg ward dadurch verhindert, daß man auf Veranlassung. Englands und Hollands, einen Vergleich abschloß, vermög welcher der Landgraf von Hessen im Besitze des Reichthums verbleiben, Frau Carl von Darmstadt aber eine Summe Geldes bekommen sollte. Nachdem durch die Population des Herzogs Friedrich Bogislav von Holstein. Vorters dem Verleichte von 15,7 war Wendig geklagt worden, wählte das Domkapitel 1536 den baltischen Preuen Friedrich, einen Sohn King Friedrichs V. aus der zweiten Ehe, zum Coadjutor. Dieser stand im 1537 der Continuation zum Vortheil Peter Friedrichs, eines Sohnes des obgedachten Bischofs Friedrich August, welcher im Jahr 1536 in seinen Vater, den Herzog Peter Friedrich Ludwig, abtrat, der alsdann 1545 die baltische Regierung besaß und zugleich Administrator des Herzogthums Oldenburg war. Im J. 1546 wurde endlich nicht nur das ganze Bisthum, sondern auch das fast eben so herrschliche Domkapitel, dem Herzog von Oldenburg für gewisse Anwartschaften als Pfand gegeben zur Erblichung übertragen, wobei man jedoch der Stadt Lübeck einen Theil von ihrem Capital als eigentümlichen Theil zuerkannte. Als sich im J. 1546 der Herzog von Oldenburg von Schweden vertrieben sah, ward Lübeck von diesem zu dem Departement der Erblichungen gezogen. Das weltliche Theil man unter Oldenburg. Das Kirchenkapitel Lübeck hat auf 10 Quadratmeilen 22.000 Einwohner; davon gebührt dem Bischof 10 Dörfer nebst der Stadt Putz, des Domkapitels hingegen 16 Dörfer, von welchen der Stadt Lübeck 5 Dörfer und einige Höfe zufließen. Das sämmtlichen Einkommen des ganzen Fürstenthums rechnet man auf 4.000 Reldern.

Lübeck, vormals der Hansestädte Herr und noch jetzt eine von den drei freien Hansestädten, welche sich erhalten haben, war noch vor Wälsche der Stadt Hols auf derselben Stadt von Graf Adolph II. von Holstein, Schwanenburg und J. 1144 erbaut worden. Nach dem neuen Städte gegen viele Kaufleute aus Hordernick, und Heinrich I. II., Herzog von Sachsen, einführung über Lübeck's Schwestern zu verordnen, daß dort nicht weiter als Lebensmittel verkauft werden sollten. Als jedes Jahre später die Stadt abbrannte, trat Graf Adolph dem Herzoge den Ort ab, Heinrich ließ jedoch nordischen Willern den Handel haben frei, Stadtricht (nachmals von mehreren Roffern) Lübeck das aldenburgische Reichthum, welchem Donauische die Dofsen verdankt. Durch Kauf sagte Lübeck den ersten Grund zu seiner anbarkeit: in der Folge trat es an die Spitze der den bevorrathern das baltische Meer, innerhalb ersehene Auslassung des Ostlandes L. Lübeck's Einkommen entschied über die Anwartschaften des nordischen Reiches. Die Stadt liegt auf holsteinischem Boden, auf einem mächtig erhabenen länglichen Hügel, dessen abhängige Seiten sich allwärts gegen die Ostsee und westwärts gegen die im baltische Meer ausfließende Elbe erstrecken. Ihre Festigung ist alt und besteht aus hohen Mauern, Thürmen und Zinnen. Die Wälle sind von neuen Gräben umgeben, deren aber nicht zum ansehnlichen Spantierhaus die in hauernden Verteidigung. Die Häuser sind massiv, sehr geschmackvoll noch alter Art erbaut. Die Stadt ist von Peterstadt durch eine Brücke verbunden. Herrschend blieb das zur neuesten Zeit, vom J. 1810 an, die ewigwährende Lübeck, gegründet von den vier Haupt-, Markt- und mehreren Filialkirchen. Die Stadt hat treffliche Gewerkschaften und

in dem ehemaligen Catharinenkloster ein Gymnasium von sieben Classen. Mehrere seiner Lehrer nennt rühmlich die Gelehrtengegeschichte. Lübeck's Handel verbreitet sich besonders über die Länder der Ostsee; Hamburg bezieht die dorthier kommenden Waaren größtentheils über Lübeck. Der Transport wird durch den für flache Fahrzeuge bequemen Canal, welcher aus der Trave durch die Steckenis nach der Elbe gezogen ist, sehr erleichtert. Man rechnete jährlich 1800 Schiffe, welche daselbst ein- und ausliefen; die Stadt selbst besaß 360. Sie hat auch beträchtliche Zuckerraffinerien und Manufacturen von Wollenwaaren u. s. w. Die jährlichen Einkünfte schätzte man auf 700,000 Gulden. Das ehemalige Gebiet der Stadt lag zerstreut. Außer dem unmittelbar um die Stadt gelegenen Bezirk gehört dazu noch der Flecken Schlup an der Trave, und das befestigte Städtchen Travemünde nebst Hafen. Gemeinschaftlich mit Hamburg besitzt Lübeck die Bierlande und das Städtchen Bergedorf, einen sehr fruchtbaren Landstrich an der Elbe; außerdem gehören noch der Stadt die Aemter Ribben und Behlendorf im Lauenburgischen, das Dorf Mallendorf im Fürstenthume Lübeck und einige zerstreute Besitzungen, im Ganzen 4 Quadratmeilen, mit mehr als 10,000 Einwohnern. Bei den großen Ausgleichungen im J. 1802 ward Lübeck mehr arrondirt und in unmittelbarem Zusammenhang mit seinem Hafen gesetzt. Außer der kleinen Halbinsel Friedewal, welche Travemünde gegenüber liegt, die Mündung der Trave beherrscht, und von Mecklenburg an Lübeck abgetreten wurde, erhielt letztere noch den Besitz der Domkirche, und aller dem Hochstifte Lübeck in der Stadt zuständigen Gebäude und Vorrechte, trat aber dagegen einige Dörfer an Mecklenburg ab. Dieser neue Erwerb betrug nicht viel über eine Quadratmeile, ward aber durch seine Lage der Stadt sehr wichtig. Als 1806 die ehemalige Reichsverfassung aufgehoben wurde, bestand Lübeck, jedoch ohne Verbindung mit dem übrigen Deutschland, als freie Hansestadt. Aus der neuesten Kriegsgeschichte ist die Schlacht und der Sturm von Lübeck am 6. Nov. 1806 bekannt genug. Blücher endigte hier seinen ruhmrollen Rückzug durch die Capitulation zu Ratkau; 9,500 Preußen und 1,500 zu spät eingeschifft Schweden wurden von den Franzosen zu Gefangenen gemacht. Lübeck's trauriges Schicksal bei jenen Nothszenen erleichterte der edle Bernadotte. Das Jahr 1820 veränderte die Verfassung der Stadt völlig; die bis dahin freie Stadt wurde zum Departement der Elbmündungen geschlagen und erhielt nicht einmal den Vorzug, Hauptort eines Departements zu seyn. In dem Freiheitskriege haben Lübeck's freitbare Männer in der hanseatischen Legion mitgekämpft. Es fiel zwar vor Eintritt des Waffenstillstandes noch einmal den Franzosen in die Hände, wurde aber gleich nach Ablauf desselben für immer von ihnen befreit. Seitdem hat es seine republikanische Verfassung wieder hergestellt, und wurde für eine freie Stadt des deutschen Bundes erklärt. Der Rath besteht aus 4 Bürgermeistern und 16 Rathsverwandten; die gesammte Bürgerschaft aus 12 Collegien, deren jedes bei den bürgerlichen Berathschlagungen eine Stimme hat. Das Militär besteht aus 4 Compagnien.

Lübeck (Andreas de), ein berühmter Naturforscher, geboren zu Genf 1727, beschäftigte sich schon in früher Jugend mit dem Studium der Mathematik, Physik und Naturgeschichte. An den 1766 in seiner Vaterstadt ausgebrochenen Unruhen nahm er thätigen Antheil und ging 1768 als erster Deputirter der Bürgerschaft sowohl nach Versailles als nach Bern, um die Lage der Dinge daselbst mündlich darzustellen. Der französische Minister Choiseul erfuhr seine gelehrten Verdienste und

schenkte ihm seine Freundschaft. Nach beendigten Geschäfte reifete er nach London, wo er von der königl. Societät der Wissenschaften zum Mitgliede aufgenommen wurde; auch erwählte ihn die Königin von England 1773 zu ihrem Vorleser. In den Jahren 1774 und 1775 bereifete er mit einer vornehmen englischen Dame die schweizerischen Alpen; 1775 für sich allein die hannoverschen Lande und den Harz, und machte im folgenden Jahre als Geognost eine Reise den Rhein hinauf. Seine im Druck erschienenen Werke sind: *Lettres physiques et morales sur les montagnes et sur l'histoire de la terre et de l'homme*, 8. 1772; *Traité sur les modifications de l'atmosphère ou théorie des baromètres et thermomètres*, 2 Vol., Genève, 1772; und *Nouvelles idées sur la météorologie*. Letzteres Werk ist ins Deutsche übersetzt worden (2 Thle. 8. Berlin). De Lüc ist vor einigen Jahren gestorben. — Wilhelm Anton de Lüc, der Bruder des vorigen, stellt barometrische und hygrometrische Beobachtungen an und besitzt ein schönes Naturalien- und Conchylienkabinet. Bei ihm findet man das schone Stück Uran (Bleichende), auch Quarzkrystalle von Titan durchdrungen.

Lucan (Marcus Annäus), ein Sohn des Annäus Mela, eines Bruders des Philosophen Seneca, ward um das Jahr 38 nach Chr. Geb. zu Cordua in Spanien geboren, und kam frühzeitig nach Rom, wo er sich durch seine griechische und lateinische Beredsamkeit bekannt machte. Nero, der von den Talenten des jungen Lucan, mehr noch aber von den niedrigen Schmeicheleien, welche ihm dieser im Eingange seiner Pharsalis gesagt hatte, bezaubert war, erhob ihn, noch ehe er das gehbrige Alter erreicht hatte, zur Augur- und Quästorwürde. Nichts desto weniger beging Lucan eine Undorfsichtigkeit, die an einem Schmeichler in Erstaunen setzen muß. Nero wollte nämlich auf dem Parnaß denselben Rang behaupten, wie auf der Erde, und Lucan war unflug genug, ihm diesen Rang streitig machen zu wollen. Er wagte es, mit ihm um den Preis in der tragischen Poesie zu streiten und wählte den Dæphus, Nero hingegen die Niobe zum Gegenstande ihrer Tragödien. Lucan siegte und Nero hatte den Schmerz, seinen Nebenbuhler auf dem Theater des Pompejus gekrönt zu sehen. Was war also natürlich, als daß Nero jede Gelegenheit mit Freuden ergriff, wo er seinen Sieger kränken konnte. Aber damit noch nicht genug, bot sich ihm bald eine Veranlassung dar, wo er ihn ganz verderben konnte. Lucan, der nämlich über die Verfolgungen seines Gegners erbittert war, ließ sich in die pisanische Verschwörung ein; diese ward entdeckt und Lucan zum Tode verurtheilt. Nero's ganze Gnade gegen ihn bestand darin, daß dem Unglücklichen die Wahl gelassen wurde, auf welche Weise er sterben wolle. Lucan ließ sich also im Bade die Adern öffnen und sagte in den letzten Augenblicken seines Lebens die Verse her, welche er kurz vorher auf einen Soldaten, der dieselbe Todesstrafe erlitten, versertigt hatte. Er starb im J. 65 nach Chr. Geb., mit der Ruhe eines Philosophen. Doch meldet uns Tacitus, daß er, um dem Tode zu entgehen, seine Mutter angeklagt und auf diese das Verbrechen der Verschwörung geworfen habe. Von allen seinen Werken ist uns nur noch seine Pharsalia, sive belli civilis Caesaris et Pompeji, Lib. X. (Pharsallen, oder der Krieg zwischen Cäsar und Pompejus) übrig. Da er in diesem Gedichte der historischen Wahrheit nur allzu treu geblieben ist, so ist dadurch der Inhalt desselben ziemlich trocken und unfruchtbar geworden. Diese Fehler, so wie den Mangel der Erfindung, bemüht er sich vergebens, durch die Hochherzigkeit seiner Charaktere ersetzen zu wollen; obenein fällt er auf



desem Wege nicht selten in das E  
 a das Reichthum. Es trägt a  
 etud von dem erdennern, weil sie  
 von Lucas von dieser Seite den  
 o haben mit von der andern Seite  
 Thode und der Kunde vergebens si  
 tigen Deductionen drittes er und ;  
 dass Gedanken dar, das wir oft o  
 wa. So finden Charakter dader engu gleich er dem Galat; eine er  
 age Zeit enthält ein vollständiges Gemälde. Aber, wenn er das erzählt,  
 o glüht er vora Strömungsstrome, der positiv werden will. Der  
 Mann Lucas betrachtete sich alle darauf, das er seinen Personen kräfti  
 gen Gedanken, Empf, Nachdruck und Erhabenheit in den Mund legt.  
 Er hatte unendliche Sinne, das aber ohne Reichthum und ohne Regel  
 war. Seine Phantasien verdampfen alle unter der Zeit, sowohl, was ihrem dichte  
 rrischen Ausdruck, welcher trotz seiner Fülle große Schönheiten bewel  
 det als das das wahrhaft gemalten Bildes anderruft, welche in denselben ents  
 paltren sind; jedoch müssen wir jungen Bewunderer werden, gegen ein  
 Bild auf ihrer Haut zu lesen, in dem sich die Jugend des Verfassers  
 auf zu sehr zeigt und deren Fehler so verführerisch sind. Von besonders  
 der Schönheit ist die Stelle des Gedächtes, wo man dem Charakter des  
 Kopf des Verfassers aufsucht, so wie die Reden des Paulus und des  
 Paulus für unabweisbar gehalten werden. Das Ende des jetzigen  
 Buchs, so wie mehrere noch mehrere Bücher dieses Reichth. hat, noch  
 allem andern Werken des Lucas, verloren gegangen. Noch bleibt es an  
 die Paraphrasen über dem nach nach die letzte Hand geistig zu haben.  
 Die vorzüglichsten Ausgaben davon sind: Com. velle Mag. Ursini et  
 von Lugd. B. 1667, 8. — Lond. 1709, 8. ed. Mich. Martini, franc. J.  
 — Et von Guel. Corne, Lips. 1711, 8. und Göttingen 1731, 8. —  
 Eine neue franz. Übersetzung et von Lugd. B. 1771, 8. m. (3 Bde.)  
 — Ed. J. Brindley, Lond. 1771, II. Vol. 12. Bde. — Com. not. H.  
 Gualt et R. Bentley, Strawberry Hill 1771, 8. m. — Dem Lucanum  
 wird auch von vielen Schreibern nicht unvorsätzlich ein Carmen po  
 eticum od. Latinum Nicomae zugeschrieben. So finden verlorren  
 gegangen Werke gehören: Cassiodorus Inuent; Catalogus Hieroni  
 mus; Hieronimus; Origenes; Hieronimus; Hieronimus Libr. X;  
 Hieronimus Tobias XIV.; Medea, ein unvollendetes Trauerspiel und  
 andre.

2, so oft Miesenthaler und  
 . das von Galat und Rom  
 r zu groß darstellen. Aber  
 und Vergil nachstehen muß,  
 reiben, welche nur in der  
 Irden. Wenn man sich alle  
 i haben oft so kräftig und  
 o und Lucius erweist vora

Lucas ist der Verfasser eines Evangeliums, das sich unter den  
 übrigen vier Evangelien vom Leben Jesu durch Vollständigkeit, Genauig  
 keit und Form nicht geringere Kräfte auszeichnet, und der drei  
 Evangelisten, so wie er nachherdenn nachher von der Kirche  
 der orthodoxen Kirche und besonders von den Vätern des Apostels Paulus  
 hat gelehrt. Obgleich beide Bücher nur für einen Freund, Hieronimus  
 Hieronimus bekannt waren, gelangten sie doch beide zu hundert Jahren  
 hin und wurden in den Schulen öffentlich vorgelesen. Aber die  
 Bedeutung des Evangeliums selbst ist unter einem gewöhnlichen  
 Punkt, als daß es ein gewöhnlicher Jude, ein Genesener der Stadt, der  
 die Nachkommen von Jakob Jesu aus dem Lande von Kapernaum ge  
 hört haben konnte und ein nicht höherer Begleiter des Apostels Paulus  
 auf seiner Reise war, daher es auch in der Kirchengeschichte berichtet,  
 was er selbst gesehen und mit erlebt hatte. Die Vermuthung, er sey  
 ein Arzt gewesen, ist wahrscheinlich als die Frage, die er so oft  
 Male macht und beantwortet hat, daß ein Arzt zu Rom gebo

wahres Christenthum für sein Werk gehalten wird und die Kunst der Malerei ihm als ihrem Schutzherrn ehret, was denn auch eine berühmte Akademie dieser Künstler zu Rom sich nach ihm nennt.

Lucas von Leyden, einer der Begründer der neuen Schulen, steht an Dürers, Holbeins und Cranachs Seite der niederländischen Schule da, und wird schon deshalb für uns um so interessanter seyn, ob er gleich im strengen Sinne nicht angehört. Geboren zu Leyden im Jahr 1494, genoss er eine Unterricht seines Vaters, Hugo Jacobs, eines mittelwichtigen, und später des Cornelius Engebrecht, eines vorzüglichen und Schülers des van Eyck. Bald zeigte sich sein großes Talent, denn schon im zehnten Jahre lieferte er einige selbstständiger, und im folgenden Jahre schuf er alle Kammer durch einen im Auftrag erhaltenen heiligen Hubertus in Erskalen. Im 15ten trat er mit mehreren selbst componirten und Zeichnung des heil. Antonius sich der Composition der Behandlung des Gifferte er viele Gemälde in Kupferstiche, die mit seinem Ruhm allgemein reiste durch Flandern und Holland, wo er mit den berühmtesten Künstlern Bekanntschaft machte. In vorzüglich freundschaftliche Beziehungen trat er von da an mit dem berühmten Johann von Weiduse. Aber auch mit dem großen Albrecht Dürer schloß er eine ungetrübte Freundschaftsbündnis, als ihn dieser in Leyden besuchte. Beide malten damals im Weiduse auf einer Tafel. Man sagt, daß Lucas auf der gedachten Reise von neidischen Künstlern Gift empfangen habe, welches ihm schmerzhaft gewirkte, daß er seitdem einen solchen Körper erhielt, und nach wenigen Jahren, die er jedoch unter unermüdlicher Beschäftigung mit der Kunst verlebte, im J. 1534 starb. Dieser Künstler ist fast in allen Theilen der Kunst vollkommen zu nennen, ungeachtet er sich von dem Meister, der die Kunst der Malerei auszeichnet, nicht völlig unterscheiden konnte. Seine Erfindungen sind geistreich, scharfsinnig und mannichfaltig, seine Praxirung verständig und natürlich. Etwas ist leuchtend auf allen seinen Figuren, besonders Köpfe hervor, der Ausdruck mehr allemal edel genannt werden kann. Die Erfindungen und Wendungen der Figuren sind von großer Verschiedenheit, welches bei der großen Menge von Personen die man oft auf seinen Bildern findet, um so mehr zu bemerken ist. Seine Zeichnung ist richtig, doch nicht ideal, sondern nach der Natur des Landes, wovon er lebte. Die Gesichter sind zwar meist nach der Natur gezeichnet, doch immer ohne Wohl, überladen und durch viele Flecken gelben verunstaltet. Die Färbung ist geistlich, natürlich, doch die Kunst perspective vernachlässigt, und eine gewisse, der damaligen Kunst eigene Härte darin unmerklich. Unter Lucas doch mit einem leichten Pinsel Holzschneide zeichnen von der sorgfältigsten sind sehr hochgeschätzt und selten. Vorzüglich worin dieser Künstler mit Albrecht Dürer Gegenstand behandelt hat. Beide Freunde und Compositionen gegenseitig mit Die Zeichnung der Kirche dieses Meisters ist auf eine Gemälde sind in mehreren Gallerieen von aber in Leyden, in Wien, Dresden

unter die Werke Paulus in der der Dürerzeit ist dieser Zeit in, und eine Gruppe wurden mit verbunden, er in

Ausführung mehr als Kupferstiche und in Behandlung ist mit sind die Bilder, einen und bewiesen dann ist ihre Form und schenke Sammel zu dienen. Seine vorzüglichsten Werke sind in der Leyden

in Florenz. Im Umgang war Lucas ein höchst angenehmer, gesprächiger Mann, voller Leben, geistreich und witzig, so daß er überall gern gesehen wurde.

B. L.

Lucca war urfprünglich die Hauptstadt des langobardischen Reichs und nachher des Reichs Ludwigs des Frommen. Im Jahr 1063 wurde die Stadt durch die Herrschaft über die Stadt in Italien an das Haus Rossi, auf dem aber ebenfalls nach dem Tode von Carl IV. die Staatsleitung in neueren Zeiten bekam unter Gerratius eine Stadt in ein Fürstenthum Schwager Bonaparte das Land der Königin in Besitz genommen. In Lucca waren folgende

dem  
an  
land  
die  
wie  
von  
An  
ische  
der  
ste  
ner  
die  
schen  
ucca  
dem  
alte  
nicht  
ver  
ische,

Florentinische, an der vormalige Lombardei und an das ligurische Meer und hat auf 23 Quadratmeilen 120.000 Einwohner. Es das nicht hinlänglich Getreide, aber Wein, Öl und Kastanien im Ueberflusse. Hier große Weiden von der Stadt liegen die berühmten und stark besuchten Bäder von Lucca. Die Religion ist die römisch-katholische und der dortige Erzbischof steht unmittelbar unter dem Papste. Die Manufacturen, besonders die in Seide, sind ausnehmend blühend; das Hauptproduct des Gebietes besteht jedoch in Baumöl, von welchem die feine Sorte weltberühmt ist und weit, insonderheit nach England hin, ausgeführt wird. Die Bevölkerung der Stadt Lucca hat in den letzten Jahren sehr abgenommen; man zählt jetzt nur etwa 22.000 Einwohner. Seit 1803 ist daselbst auch eine Universität errichtet worden.

Luchefini (Marquis von), preussischer Staatsminister, aus einer Patricierfamilie von Lucca, ward Friedrich II. nach 1778 vom Abbe Fontana vorgestellt, der ihn mit einem Gehalte von 2000 Thalern und dem Kammerherrntitel als Bibliothekar in seine Dienste nahm; Luchefini wurde der literarische Freund Friedrichs II. und von diesem seiner Kenntniß wegen ausnehmend geschätzt. Erst unter dessen Nachfolger ward er diplomatisch angestellt und nach Warschau gesandt, wo er sich 1788 bei Eröffnung des Staatsraths befand. Er benahm sich hier mit vieler Bewandtheit, wieselte die für die Unabhängigkeit gesammte Partei gegen Rußland auf und brachte es somit im März 1790 zwischen Preußen und Polen zur Abschließung eines Allianztractats. Im darauf folgenden Juli wohnte er in der Eigenschaft eines bevollmächtigten Ministers der Zusammenkunft in Reichensbach bei, um in Verbindung mit dem englischen und holländischen Minister zwischen den Türken und dem Kaiser den Frieden einzuleiten. Im Juli 1792 ging er abwärts nach Warschau, wo er durch die abwaltenden Umstände zum Bruch des Allianztractats, den er selbst unterzeichnet hatte, gezwungen ward. Im Januar 1793 ernannte ihn darauf der König zum preussischen Botschafter in Wien; er begleitete diesen jedoch nicht, da der größte Theil des damaligen Feldzugs. Erst im März 1797

ward er von Wien zurückberufen und im Sept. 1802 als außerordentlicher Gesandter nach Paris gesandt, von wo er sich später nach Mailand begab, um dem Kaiser und mehreren Großen seines Hofes die Decoration des preussischen schwarzen Adlers zu überbringen. Seinen Anregungen gab man besonders den Ausbruch des preussisch-französischen Kriegs im Sept. 1806 Schuld. Er begleitete den König bis nach der Schlacht bei Jena, unterzeichnete nach derselben zu Charlottenburg mit Napoleon einen Waffenstillstand, den aber der König nicht ratificirte, und nahm, in Folge aller dieser Ereignisse, da er die Gunst des Königs verloren zu haben glaubte, seine Entlassung, um nach Lucca zurückzu kehren. Späterhin ward er bei Napoleons Schwester, der Fürstin von Lucca, als Kammerherr angestellt, und begleitete diese zur zweiten Vermählung ihres Bruders nach Paris. Bald darauf starb er in seiner Vaterstadt. Der Graf von Segur urtheilt in seinem Tableau historique et politique de l'Europe von Lucchesini, in Betreff seiner obenwähnten polnischen Mission folgendes: „Niemand war zu einer solchen Stelle geeigneter, als er. Seiner Thätigkeit entschlüpfte kein Augenblick und nicht. Feurig in Verfolgung seines Ziels, schnell entschlossen, die zweckdienlichsten Mittel zu ergreifen, vereinte der Marquis von Lucchesini die Eigenschaften eines gewandten Höflings mit der Geßtheit eines Staatsmanns. Gelehrt, ohne Pedanterie, lieferte ihm sein glückliches Gedächtniß eben so viele nützliche Thatsachen zum Behufe seiner Arbeiten, als anziehende Anekdoten für die Belebung einer Gesellschaft. Seine Vertrautheit mit Friedrich II. hatte ihm ein bedeutendes Ansehen gewonnen; sein einschmeichelnder Charakter führte ihn das Jammern aller Charaktere ein; seine Feinheit zog bald den Schleier von allen Geheimnissen, und seine warme Thätigkeit, die ihm ein offenes freies Wesen gab, während sie seinen wahren Sinn glücklich verdeckte, berebete die Polen, daß er ihre Angelegenheit mit einem Eifer umfasse, als wäre es seine eigene.“

Lucian Bonaparte, s. Bonaparte.

Lucianus, von Samosata in Syrien gebürtig, lebte wahrscheinlich von 120 bis 200 nach Chr., und scheint unter Trajan geboren zu seyn. Seine Eltern, welche uns ganz unbekannt sind, waren, wie es scheint, sehr arm. Der Vater bestimmte ihn für die Bildhauerkunst, ohne daß er die geringste Neigung dafür hatte, und schickte ihn zu seinem Oheim mütterlicher Seite, bei dem er sie erlernen sollte. Als ihn dieser aber einstens wegen seiner Ungelehrigkeit züchtigte, entfloß Lucianus und widmete sich den Wissenschaften. Zuerst begab er sich nach Antiochia, wo er die Kunst der gerichtlichen Beredsamkeit studirte, aber bald eine entschiedene Abneigung dagegen bekam, als er das nichtswürdige Verfahren der meisten Sachwalter kennen lernte. Nun widmete er sich dem Studium der Philosophie, durchreiste verschiedne Länder, legte in Italien, Spanien und Gallien, nach damaliger Sitte, öffentliche Proben seiner Beredsamkeit ab und erwarb sich dadurch schon als junger Mann einen ausgezeichneten oratorischen Ruhm. Aus Gallien begab er sich nach Griechenland, ward darauf unter dem Kaiser Marcus Aurelius Procurator von Egypten, und starb, wie man glaubt, in einem Alter von 90 Jahren am Podagra. Man bemerkt in seinen Schriften, die sich weder in die Labrinthe der Sophistik, noch der Schwärmen verlieren, aber dagegen eine feltene Kunst und Gewandtheit des Dialogs, so wie eine vollendete und unübertroffene Eleganz der Diction beurkunden, einen hohen Grad von practischer Welt- und Menschenkenntniß, die vertrauteste Bekanntschaft mit der Denkart und den Sitten seiner

Zeit, besonders in der großen und abschließenden Welt, mit der Astrologie und Metaphysik, den philosophischen Systemen der Griechen griechischen Weltanschauung, den Ueberredungen, welche die spätern Anhänger derselben davon machten, und mit den Schärmetzen des Orients, vorzüglich Mesopotamien's. Diese letztere Einwirkung verbietherte ihn, die herrliche Vorbildlichkeit seiner Zeit mit dem Geiste eines Seneca zu verknüpfen; er griff nur die so herrliche Seite derselben auf und es war das einzige Mittel, dessen er sich zur Freilung der Thoren bediente. Vorzüglich verachtete er den religiösen Aberglauben und die domianischen Aristophilosophen. Man hat eigentlich nicht die mindeste Bekanntschaft mit der übrigen Geistesbildung desselben, und sehr wenige. Aber ihre, über die Erziehung abweichenden Ansichten, deren Widerspruch mit sich selbst konnte er unendlich mit seiner Seele verknüpfen. Denn wenn die Art des Comenius und Comenius's selbst ihm am meisten angehangen zu haben, obgleich dies die Ausartung dieses Systems in der damaligen Zeit nicht vor seiner Kritik schützte. Verschiedene andere Schriftsteller haben ihm für einen Schüler, oder richtiger gesagt man ihn einen freien Schüler nennen, der aus jedem philosophischen Systeme noch das Beste nahm, ohne sich jedoch selbst zu einem wahren vollständigen Anhänger eines Systems der Philosophie zu bekennen. In seinem Vergehen und Schließen er starr vollendeten philosophischen Schöpfung, derselben dem Beweise der Orient so viele hervorbrachte. Eine der besten Bücher haben immer vollständigen Charakter ist diejenige, welche 1773 zu Amsterdam in drei Quartbänden erschienen ist. Sie hat 1773 und 1774 von Wieland in 8 Bänden und mit Anmerkungen und Erläuterungen überseht worden.

**Lactez** (der von Götterchen Phosphorus) Sohn der Kurve, und der er immer auf einem weichen Pferde herumreitet, also der Wonnegüter. Wenn er den Wonnegüter (Hesperus) bedrückt, hat er ein dunkles Pferd. Dabei waren ihm überhanst die Kreisreise geordnet und die Natur gab ihm selbst den Namen: Uranus.

**Lactius** (Lactius), römischer Kaiser, Großvater von Maximilian Petrus Pompeius des Großen, ward 147 vor Chr. zu Puteoli geboren und mochte im Kampf gegen Numanus unter Cato Africanus, mit dem er sehr vertraut war, seinen ersten Feldzug. Man berichtet ihm als den Erfinder der Fackel, weil er sie zuerst durch die Luft, unter welcher hernach diese Leuchtart von Horaz, Persius und Juvenal beschrieben worden ist, gegeben hat. Lactius und Tacitus davon schon früher in derselben Artung geordnet; nur waren diese Beobachtungen noch zu roh, als daß man die Verfasser derselben für vernünftige Erfinder gelten lassen könnte. Lactius übertrug sie und ward hernach von denen Obersten, welche nach ihm kamen. Horaz verglich ihn mit einem Kiste, der unter anderem Charakter einen kostbaren Schmuck mit sich führt. Von dreißig Satiren, welche er verfertigt hat, sind nur noch einige Fragmente übrig. Diese bringen wir in verschiedenen Ausgaben, von denen die zu Amsterdam (1661 in 8.) und zu Puteoli (1735 in 8.) für die besten gehalten werden. Sie können sehr gutem Nutzen sein, wenn man sie in solcher Art, daß es die Verdienste zeigt, an ihren Vorreth. Sie zu lesen. Lactius ward zu Puteoli um das J. 103 vor Chr. geboren.

**Lactus**, ein Ort in der Zeit, wird entweder von Lactus (Milch, weil die Tempel in einem Hause stand), oder von Lactus (Lactus,

weil durch sie die Kinder bei der Geburt aus Licht gebracht wurden oder auch von lacon (ich leuchte, weil sie den Mond bedeuten) hergeleitet. Am 1. März wurde ihr zu Ehren ein Fest gefeiert, bei welchem sich die Mütter zu ihrem Tempel versammelten, ihm mit Blumen schmückten und sich eine glückliche und tapfere Nachkommenschaft, Fruchtbarkeit und eine leichte Entbindung ersuchten.

Lucifer (Nicolas) war zu Ebern in Bayern geboren und starb 1737 zu Vassan. Im siebenjährigen Kriege errichtete er ein Corps Husaren für Hannover, an dessen Spitze er überaus tapfer und glücklich focht. Als dieses Corps, dessen ganzes Vertrauen er besaß, nach dem Frieden entlassen wurde, ging er aus Verden in französische Dienste, wo er sich nachher so eifrig schwang, daß ihn Ludwig XVI. zu der Würde eines Marschalls von Frankreich erhob. Seine Bildung konnte nichts Einnehmendes; er war klein von Person und der französische Sprache nicht recht mächtig, wie er selbst einmal öffentlich in der Nationalversammlung erklärte. Dessen ungeachtet fand er in großer Lösung bei den Soldaten und erwarb sich auch das Vertrauen der Regierung, weil man mußte, daß er für die Ehre der Nation fochte, und sich darum zu bestimmen, ob Frankreich von einem Könige regiert oder in eine Republik umgewandelt werde. Eben deswegen achtete man auch wenig auf seine unbedachtamen Reden, die bald royalistisch bald republikanisch waren, je nachdem sich Lucifer in dem Gemüthe be-  
weins, an dessen Eüigkeit er viel Vergnügen fand, übernommen hatte. Weil aber sein hohes Alter zu solchen Unternehmungen nicht mehr tauglich schien, so wurde ihm im Anfang des Kriegs 1793 das Commando über die General-Armee übertragen. Als Dumouriez krankte er sich anstellig nicht recht genöthigen, wurde zuletzt jedoch mit ihm vertraut. Da Bergonetel verpöbelte endlich an seinem Patriotismus und rief ihn aus der Armee zurück. Er schmachtete in einem Fieber und mußte zu Lobn für seine Dienste, die er Frankreich eine lange Reihe von Jahren geleistet hatte, am 4. Jan. 1794 unschuldig die Guillotine bestiegen.

Lucretia, s. Brutus.

Lucretius (Titus) Carus, ein römischer Dichter, wahrscheinlich im Jahre der Stadt 639 zu Rom geboren, studierte zu Athen unter Seneca und Phädrus die epische Dichtung. Er wurde durch einen Liebestrauß verschiedenlichen Interuallen, verschiedenem Alter seines Alters still jedoch nicht erwiehen. Wie bei Lucretia: De rerum natura, in Philosophie vorgelesen werden. Jedem Bedacht mußte das Wichtigste mehrere Male befehlen, 1. Glanz, die Gewalt der Leiden, 2. Lande u., daß Lucretia wahrhaftig veralteten Meeres und neueren Quinetian für schwer zu verstehen auch nur sehr geringe Aufmerksamkeit verschiedenen Ausgaben 1. Grotius, 1695, wegen der besten Philosophie, aus. Diese Ausgabe ist auch 1776 zu Leipzig wieder abgedruckt.

Lucullus (L. Licinius) kann besonders durch seine Befiegung des Mithridates von allen seinen Vorfahren und Wasserwandern, die durch

en Vorhaben fähren, als der berühmteste unterschieden werden. Mit einem Bruder, Marcus Licinius Lucullus, zugleich zum Aedilis Cullus erwählt, bewies er im marsischen Kriege sehr viele Klugheit und Tapferkeit; in dem Bürgerkriege des Sulla und Marius hielt er es mit dem ersten. Im Jahre der Stadt 679 ward er nicht nur Consul, sondern auch Befehlshaber der Armee, welche nach Cilicien gegen den Mithridates marschiren sollte. Da er schon vorher während seiner Quäsur den Mithridates als Unterfeldherr bekriegt hatte, so war ihm das Land, wo der Krieg geführt werden sollte, hinlänglich bekannt. Als er in Asien angekommen war, sorgte er zuerst dafür, daß die alte Kriegszucht, welche die römischen Soldaten unter den schwelgerischen Asiaten vergessen hatten, wieder hergestellt würde. Mithridates hatte sich indessen in einen furchtbaren Vertheidigungszustand gesetzt und sogar den Feldzug durch eine siegreiche Seeschlacht gegen den Mitconsul des Lucullus, Aurelius Cotta, glücklich eröffnet. Lucullus war daher genöthigt, seinen Angriff zu Lande gegen diesen mächtigen Feind zu beschleunigen. Als er jedoch der ungeheuern Armee des Mithridates in die Nähe gekommen war und ihre Stärke erforscht hatte, hielt er es für rathsam, eine Hauptschlacht mit derselben zu vermeiden. Mithridates wollte nun die Stadt Epycicum, welche der Schlüssel von Asien und von den Römern besetzt war, mit einer beträchtlichen Macht belagern; Lucullus erfuhr dieß, und es glückte ihm, dem Nachtrabe desselben auf dem Marsche dahin eine starke Niederlage bezubringen. Damit noch nicht zufrieden, folgte er der Armee des Mithridates auf dem Fuße und schnitt derselben, durch Besetzung eines engen Passes, alle Zufuhr der Lebensmittel ab, wodurch jener genöthigt ward, die Belagerung von Epycicum aufzuheben. Nun rückte Lucullus an die Küsten des Hellesponts, rüstete eine Flotte aus, schlug mit derselben eine Flotte des Mithridates bei der Insel Lemnos, und fügte dieser einen ansehnlichen Verlust zu. Dieser Sieg zur See setzte ihn in den Stand, alle übrigen Flotten des Mithridates aus dem Archipelagus zu vertreiben, so, daß die Römer Herren dieses Meers wurden. Nicht weniger glücklich waren auch die Unterfeldherren des Lucullus zu Lande, so, daß in Kurzem ganz Bithonien und Baphlagonien in die Hände der Römer fiel. Er stellte sich nun wieder an die Spitze seiner Landarmee, um in Pontus selbst einzufallen, und eroberte verschiedene Städte, wurde aber dennoch in einem Treffen von Mithridates geschlagen. Zwei andere Feldherren desselben litten jedoch eine solche Niederlage, daß Mithridates zu dem Entschlusse gebracht wurde, sich zurückzuziehen. Allein dadurch wurde das Heer desselben so muthlos gemacht, daß es, statt eines ordentlichen Rückzugs, förmlich die Flucht ergriff, den König verließ und diesen dadurch nöthigte, bei seinem Schwiegersohne Tigranes in Armenien Schutz zu suchen. Nun ward ganz Pontus von Lucullus erobert und zur römischen Provinz gemacht. Da Tigranes sich weigerte, den Mithridates an die Römer auszuliefern, so mußte Lucullus auch gegen diesen zu Felde ziehen. Tigranes ward geschlagen; er übergab daher den Befehl seiner Armeen dem Mithridates, welcher damit in Pontus eindrang, einen großen Theil desselben eroberte und die Römer unter dem M. Fabius in die Flucht schlug. Allein von Lucullus erlitt er wieder eine starke Niederlage. Indessen verlor Mithridates den Muth nicht und siegte sogar im folgenden Feldzuge wieder über einen Unterfeldherrn des Lucullus. Dieser ward nun durch die Meutereien seiner Soldaten, die ihn, vielleicht nicht mit Unrecht, des Geizes und der Habgucht beschuldigten, an wirksamen Unternehmungen gegen den Mithridates

thrudates gebildet. Die Nachricht von diesem Mißvergehen der Soldaten gegen den Lucullus kam nach Rom. Da man nun hier die Klagen der Soldaten für gegründet erkannte, so wurde dem Lucullus das Commando genommen und er selbst nach Rom zurückberufen. Indessen empfingen ihn hier die Patricier mit allen Zeichen der Hochachtung und beehrten ihn mit einem außerordentlich glänzenden Triumphe. Von nun

an und genoss seiner ungeheuren Pracht hatte. Doch vergaß er Lebens doch nicht die edlern Unterrichteten, gebildeten Geistesland, als Quästor im Macedonien Kriege, war er mit allen bedien. Sein vornehmster Lehrer auch auf einigen seiner Felder auch Lucullus am meisten für Rückkehr nach Rom setzte er mit

ie fort, sog selbst viele Gelehrte nach Rom und verstatete ihnen freien Zutritt in seinem Hause. Nach legte er eine zahlreiche Bibliothek an, deren Gebrauch dem ganzen Publikum frei stand und die auch Cicero fleißig benutzte. Zur Errichtung und Verwaltung derselben bediente er sich des Tyrannion, den er im mithridatischen Kriege zum Gefangenen gemacht hatte, und welchen er nachher dem Murena überließ, der ihm die Freiheit schenkte. Durch sein Beispiel erzielte er auch andere reiche und vornehme Römer, gelehrte Männer auf ihre Kosten nach Rom zu ziehen. Zuletzt soll Lucullus durch einen Liebeskrank, den ihm sein Freigelassener, Callisthenes, beigebracht hatte, so wahnwüthig geworden seyn, daß man ihm seinen Bruder zum Curator setzen mußte. Bald darauf starb er. Lucullus war es, der im J. 680 nach Chr. N. den Kirschbaum aus Cassanto in Pontus zuerst mit nach Rom brachte und daselbst anpflanzen ließ, von wo sich nachher dieser Baum über ganz Europa verbreitet hat.

Ludwig IX. (der Heilige) und Blanca's von Castilien, ward Volfsknecht, weswegen er sich auch unterschrieb. Unter der Vormundschaft auch Regentin von Frankreich gewesen 1226 zur Regierung, und hier geschicklich und Regenschafft sich in Königin, unterstützte von dem Papste wesen in der Unterwerfung der Baronen welche, stets im Kriege unter sich dabei nährten, die Ruhe des Reichs zur Mündigkeit gelangt, setzte das Reich fort, rief die geschicktesten und klugen, feuerte dem Mißbrauche der Unruhen in Bretagne, mußte während Friedrichs II. eine kluge Neutralität überhaupt mit der Begleitung der Verwaltung seiner Staaten schenkte ihm in dem England, mit welchem sich die Könige einigt hatten, ein mächtiges Heer zu versetzen 1241 bei Taillebourg in Poitou Nähe davon bei Sauntes zu schlagen,



gewonnenen Sieg über die Engländer davon trug, in dessen Folge der  
 König von England genöthigt ward, einen ihm sehr nachtheiligen Frieden  
 zu schließen. Als er im J. 1244 von einer heftigen Krankheit be-  
 fallen wurde, that er das Gelübde, einen Kreuzzug nach Palästina zu  
 machen, und weder die Bitten und Beschwörungen seiner Mutter noch  
 einer Gemahlin vermochten ihn vier Jahre später von der Erfüllung  
 des Gelübdes abzubringen. Er schiffte sich also mit seiner Gemahlin,  
 seinen Brüdern und mit der Blüthe der französischen Ritterschaft ein  
 und eroberte, als er auf der Rhede von Damiette gelandet war, 1249  
 diese Stadt. Darauf wandte er sich nach Aegypten, um daselbst den  
 Sultan, in dessen Gewalt Palästina sich befand, anzugreifen. Er war  
 glücklich, diesen zweimal zu schlagen, und that selbst, besonders in  
 der Schlacht von Rassara 1250 Wunder der Tapferkeit. Aber dieser  
 löbliche Anfang gedat ein unglückliches Ende. Die französl. Armee,  
 unter welcher sich Hungersnoth und ansteckende Krankheiten einstellten,  
 ward zum Rückzuge genöthigt und auf diesem von den Sarajenen fast  
 gänzlich zu Grunde gerichtet; ja, der König und sein ganzes Gefolge,  
 selbst einem großen Theile der Armee gerath in die Gefangenschaft der  
 Feinde. Diese unglückliche Lage nöthigte ihn, sich und die Seinigen  
 um der Zurückgabe Damiette's, mit einem großen Lösegelde und einem  
 Waffenstillstande von 10 Jahren loszukaufen. Nichts desto weniger blieb  
 er noch bis 1254 in Palästina, um daselbst die Sache der Kreuzfahrten  
 durch seine verbühliche Gegenwart aus Kräften aufrecht zu erhalten.  
 Endlich begab er sich zurück nach Frankreich, wo unterdessen die Königin  
 Blanca, die musterhaft und zum Vortheile des Reichs die Regie-  
 rung geführt hatte, gestorben war. Je tiefer Wunden seinem unglück-  
 lichen Vaterlande bis dahin durch den Krieg geschlagen worden waren,  
 je mehr ließ es jetzt Ludwig seine Sorge sein, das Glück des Reichs  
 zu begründen. Von neuem wandte er sein Augenmerk auf die Rechts-  
 pflege der Befehle, deren Anwendung bis dahin der Willkür seines  
 Barons überlassen gewesen war. An 4 Königl. Gerichte konnten vom  
 nun an die Unterthanen gegen die Aussprüche ihrer Herren appelliren,  
 und in die Parlamente, deren Sitzungen bis dahin nur von unwillkür-  
 lichen Baronen, die oft nicht schreiben konnten, gehalten worden waren,  
 wurden vor  
 er die  
 Aber neben  
 der Befestig-  
 send eine  
 einem glück-  
 nannte per  
 Domkirchen  
 drückte er  
 kühnlich, in  
 Reich ein  
 te, bewies  
 ken Adel zu  
 mehrere Frei-  
 länden gewesen waren, mit seinem Reiche verbunden hatte, umschloß er  
 sich 1270, einen abermaligen Kreuzzug zu thun, gleichsam, als hätte  
 er geglaubt, nicht selig zu werden, wenn er nicht Frankreichs Kräfte an  
 die Unterdrückung der Sarajenen in Palästina verschwenden dürfte. Er  
 schiffte dennoch nach Afrika über, belagerte Tunis und nahm die Um-  
 gabe dieser Stadt ein. Aber es brach eine ansteckende Krankheit aus

und er selbst ward am 21. Nov. 1270, nach einem großen Thalle krank  
 Feers im Jahre verstorben. Die Lehren, welche er geschrieben seinen  
 Todat hinterließ, beweisen den vorerflichen Geist, der diesen König  
 beherrschte: ein Geist der, ohne er nicht von dem Aberglauben und der  
 unheilbringenden Religionen abzuwenden (seiner Zeit ungeschickt gewesen,  
 die unter den vorerflichen Ketzern einen Platz anzuweisen und so  
 ... .. für gegenwärtigen aller Könige gemacht haben würde.  
 Tode ward er 1297 von Bonifatius VIII. heilig gesprochen  
 XIII. erhielt es in der Folge vom Papste, daß in allen  
 ist derselben gestiftet werden durfte. Noch ist ungewiss,  
 in Welt diesem Könige nachtricht den ersten Platz zur  
 Verdienst zu verdanken hat, welche damals freilich auf  
 Werken bestehen konnte.

XIII., mit dem Zusammen des Berichtes, wurde er  
 von Heinrich IV. und Maria von Medici geboren. Er  
 bestieg als der erste Thron der Könige, am 14. Mai 1286 das  
 Thron, also an derselben Tage, an welchem sein Vater verstorben war.  
 Maria von Medici, als Normänderin ihres Landes und  
 zugleich als Königin des Reichs, verschwendete die Kräfte der Krone,  
 um sich eine Partei zu bilden: die Kräfte wurden entlassen und die  
 so durch eine gewisse Behandlung geachtet, daß von dort zurück-  
 zogen. Das daraus entstehende Schicksal des Reichs bewahren die  
 Prinzen vom Reich und die Kräfte; sie anstehen sich, den Markgraf  
 Bouillon an ihrer Seite / Schwärmer, deren Forderungen nachgegeben  
 verließen man sie dadurch zu einem großen Eingreifen in die Kräfte  
 der Krone und des Volks. Frankreich ward eine Beamte innerer Kräfte  
 und davon bestehender körperlichen Kräfte, welche die Kräfte  
 bekämpfte des Florentiner Conzili, bekannt unter dem Namen Markgraf  
 V. d. Kräfte, der als Vermittler damals Frankreich beherrschte, und  
 versuchte war, unterdrücken zu können. Die Kräfte lagen nicht bloß  
 für, als auch auch Heinrich II., Prinz von Condé, der Königl. Partei  
 verließ und in Verbindung mit den Hugonotten die Kräfte ergriff. Da  
 sich der König zu schwach gegen diesen Angriff zeigte, so schloß er sich  
 mit dem Prinzen Condé einen verbündeten Frieden, ließ ihn jedoch einige  
 Zeit darauf in die Bastille setzen. Dies war das Signal zum Aus-  
 bruch aller Kräfte und Kräfte des Reichs gegen den König. Es ent-  
 stand ein übermäßiger Bürgerkrieg, in welchem die Kräfte aber fast  
 Alles hatten. Da nun auch der Markgraf /  
 junge König sehr unglücklich war, am 24. /  
 des Monats erstarb worden, so schien die Kräfte  
 vergraben zu sein. Dieser Zustand des Reichs  
 gehalten werden, weil der König bald da  
 welches die haben ihn selbst und alle Kräfte  
 Kräfte hielt gehalten hatte, nach Blaise ver-  
 aus entstanden neue Kräfte: denn das /  
 ihrer Kräfte gehalt hatte, beklagte sie sehr  
 Der König mußte sich also Kräfte /  
 ward 1299 ein fremder Kräfte in Bagdad  
 Parteien abgeschlossen. Aber kaum unter-  
 wieder gebrochen: Kräfte ergriff, auf Kräfte  
 von, abermals gegen ihren Todat die Kräfte. Man verstand sich, um  
 bald darauf abermals mit einander zu verfallen. Während dieser  
 ihren Kräfte glaubten die Hugonotten, an deren Spitze Robert und  
 Condé standen, ihr Haupt von einem anzuweisen zu können: es

großer Theil des Reichs eroberte sich gegen den König. Nachdem der Sieg sich bald auf diese, bald auf jene Seite geneigt hatte, und beide Parteien des Bedürfnis der Ruhe gleich stark suchten, ward 1623 zwischen dem Könige und dem Hauptmann ein abermaliges Friede geschlossen. Nach dieser Aemendenschluß dauerte nicht länger, als die vorigen: Rochelle, der Sitzpunkt der Huguenotten, eroberte sich und ward von England unterstellt. Der König schickte die Engländer zur See, eroberte die Insel Rhé und endlich am 28. Dec. 1628 auch Rochelle, welches sich, unter der beispiellosen würdigen Befestigung der Mutter des Herzogs von Rohan, gegen den Anbruch der königl. Armee über ein Jahr vertheidigt und mit Hungernoth und allen Schrecknissen einer belagerten Stadt gekämpft hatte. Diese Belagerung kostete der Krone 40 Millionen. Nachdem der König in dem nun folgenden Kriege mit dem Kaiser, der dem Herzoge von Mantua, die Belohnung verweigerte, die vereinigten Kaiserlich-Spanische, in sich aufs Haupt geschlagen hatte, durch welchen der Herzog von Mantua ward. Aber kaum nach Frankreich; sein Minister Richelieu beschloß neue Bruder des Königs, Gaston von Orléans, sich von neuem gegen Ludwig XIII. erobert. Die Anführer wurden jedoch besiegt und der Herzog von Montmorency, im Bunde mit Gaspard de Coligny, in dem Treffen bei Castelnaudary am 1. Sept. 1632 geschlagen, gefangen genommen und am 30. Oct. desselben Jahrs zu Toulouse öffentlich hingerichtet; Gaston hingegen erhielt Verzeihung. In dem nun folgenden Kriege mit Spanien, der in Deutschland 13, gegen Spanien aber 25 Jahre dauerte, war Glück und Unglück auf beiden Seiten gleich vertheilt; doch gelang es dem Könige, die Spanier gelandet, und die Kaiserlichen, welche 6 Drungen waren, 1638 vom französischen Gebiete einzunehmen des folgenden Jahres waren noch glücklicher wurden mehrere Überwiegend gewesen seyn, hätte Abschaffung der Finanzen den Fortschritten der Überwindliche Hindernisse in dem Weg gelegt. des glücklichen Unglücks, welches keine, durch gemilderte Herrschaft über Frankreich gebracht XIII. am 4. Mai 1643, und ließ das Reich, verschiedenen herrschenden Factionen zur Beute Verfassung, welche das künftige Uebel, was sollte, vorbereitend, erst in unsern Tagen ihre Wirkung offenbare hat.

Ludwig XIV, König von Frankreich und Navarra, der dritte aus dem Hause Bourbon, geb. den 5. Sept. 1638 (nach 21jähriger Unfruchtbarkeit der Königin betrachtete man ihn als ein Geschenk des Himmels, und nannte ihn Dieu-donné; er kam mit einigen Jahren auf die Welt, worüber Erasmus als politischer Eifer in seinen Werken (Scherz.) Er starb 1715, d. 1. Sept.; verm. 1) 1660 mit Maria Theresia, Tochter des Philipp IV. v. Spanien (J. 1643, 30. Jul.) 2) 1683 mit Françoise d'Abigné, Witwe Piarron, (Frau von Rouvenon, J. 1719, 15. Nov.). Von seinen Mätressen sind merkwürdig: Françoise le Blanc de la Haume, Herzogin von Valere, die 1675 ins Kloster ging, J. 1710. Françoise-Athanasie von Rochefoucault, die Madam des Marquis von Montespan, die 1681 ins Kloster ging, J.

1707, Mutter des Herzogs von Maine und des Sr. v. Conlonse; — und Maria Angelica d'Escorailles, Herzogin von Fontange, R. 1681. Der fünfjährige Ludwig XIV. folgte seinem Vater Ludwig XIII. in der Regierung; seine Mutter, Anna von Oesterreich, ließ sich zur Regentin und Vormünderin erklären; Mazarin erhielt die Oberaufsicht über die Erziehung des Königs. Diese ward sehr vernachlässigt. Doch, wenn auch Ludwig nichts lernte, nicht einmal orthographisch schreiben, von seinem Lehrer, dem Erzbischof. Verfyre, so hatte er doch viel gesehen! Er hatte die Geschichte erblickt in den Unruhen seiner Minderjährigkeit, welche so vielartige Charaktere in Bewegung setzten. Den 7. Sept. 1651 erklärte der König seine Volljährigkeit, aber Mazarin stand an der Spitze der Staatsverwaltung bis an seinen Tod, den 9. März 1661. Seitdem regierte Ludwig vier und fünfzig Jahre ohne ersten Minister. Dieß war seine Hauptmaxime. Von Mazarin hatte er die Behandlung der großen Politik gelernt; und er verstand diese meisterhaft, aber mit einem ganz andern Charakter und in einer ganz andern Lage. Um ihn richtig zu beurtheilen, muß man seine Persönlichkeit, sein Regentenleben und sein Zeitalter unterscheiden. Alles vereinigt, hat ihn mit einem Glanze von Majestät und Ruhm umgeben, den die Franzosen so gern Größe nennen. Doch legt ihm die Geschichte diesen Namen nicht bei; nur jetzt stellt ihn die Politik der Bourbons in der Aufschrift des Frontons der Colonnade des Louvre: Ludovico Magno! welche die bisherige: Napoleon-le-Grand a témoins le Louvre, verdrängt hat, der Erinnerung an den gestärksten Eroberer entgegen. Ludwig besaß einige königliche Eigenschaften, vielleicht alle, die zur Repräsentation erforderlich sind. Er befriedigte dadurch ganz den Sinn, welchen die Franzosen mehr als jede andere Nation für theatralische Würde haben; ja Ludwig weckte und bestimmte diesen Sinn. Glücklicher Weise lebten mit ihm zugleich große Männer im Staate, im Felde, in der Kirche und im Gebiete der Wissenschaft und Kunst. Er fand sie auf seinem Wege; die Unruhen der bürgerlichen Kriege während seiner Minderjährigkeit hatten, wie späterhin die Revolution, Männer von Talent, von Geist und Kraft erzogen, die, als die Freiheit der Majestät des Thrones huldigen mußte, den Nationalruhm und den Glanz ihres Königs zu ihrem Strebepuncte machten. Und Ludwig selbst hatte Sinn für eine Art von Großheit. Dieser war, wie Johannes von Müller sagt, „die Quelle des Guten, was für Künste und Wissenschaften durch ihn geschah, der Unruhe von Europa, der Uebertretung aller Tractaten, der hohen Merkwürdigkeit seiner Regierung.“ „Der König war unwissend und ohne helle Grundsätze; ein großes Unglück! Der Rath guter und großer Dinge, wenn sie zugleich Aufsehen machten, würde ihm nicht gefehlt haben, und er hätte Minister und Feldherren in den letzten Jahren besser gewählt.“ — Betrachten wir Ludwigs Persönlichkeit. Sein Aeußeres von einer kräftigen Gesundheit unterstützt, entsprach seinem Range. Mit schönen Gesichtszügen, einem hohen Wuchse und edelm Anstande verband er eine eigene Würde im Sprechen und in seinem Betragen. Der edle und einnehmende Ton seiner Stimme gewann ihm die Herzen; aber die Hoheit seines ganzen Wesens übte Ehrfurcht ein. Seine Güte ging nie in Vertraulichkeit über. Ein Blick von ihm hielt den unbefonnenen Witzling im Zaum. Mit dem laconischen Wort: das ist ein Fall! hemmte er jede bei ihm auch von den angesehensten Staatsmännern eingelegte Bitte für immer! Seine spanische, von seiner Mutter angeerbte Gravität milderte er durch die den Franzosen eigene Grazie. Von Natur so ernsthaft, daß selbst die ältesten Hoflinge

nicht mehr als einen einzigen Scherz aus seinem Munde gehört zu haben sich erinnerten; liebte er doch die Gröblichkeit von Andern, klatschte Beifall bei Moliere's Lustspielen, und lächelte über die witzigen Einfälle der Frau von Montespan. Sein Hof wurde das Muster für alle Andere. Alles bezog sich hier würdig und mit Anstand auf den König. Je näher man seiner Person kam, desto höher stieg die Ehrfurcht. Es war eine dem Cultus ähnliche Verehrung, die man dem Throne und der Persönlichkeit des Königs und dem Stolz der Nation zu gleicher Zeit darbrachte. Im Ganzen hat kaum jemals, nach dem alten Aussprüche Bolingbroke's, ein König seine Rolle besser gespielt. Er wollte stets repräsentiren; selbst in Kleinigkeiten; so ließ er z. B. in seinen spätern Jahren sich vor Niemanden ohne seine große weiße Perücke sehen. Aber er besaß allerdings auch seltene Eigenschaften, ohne die man die Rolle eines Monarchen doch nur schlecht spielt. Les qualités de son esprit sagt Grouville, étoient la justice, la solidité, la constance et l'application. Il y joignoit l'habitude de la discrétion et ce sérieux qui dissimule l'insuffisance. Il étoit silencieux par goût, ce qui mène à être observateur. Ludwig hatte nicht Heuchisches, aber er besaß die Kunst, über die Menschen zu herrschen, die ihn umgaben. Er war nicht Feldherr; kaum verstand er etwas vom Belagerungskriege; aber er mußte den Ruhm seiner Feldherren sich weueignen. Ludwig war 20 Jahre alt und durch die Freuden des Hofes und der Jagd verwöhnt, als Mazarin starb. „An wen sollen wir jetzt uns wenden,“ fragten ihn seine Staatssecretäre. „An mich“ antwortete er mit Würde; und der schönste Mann des Königreichs, in völliger Unwissenheit aufgewachsen, das Herz voll romantischer Galanterie, verlor keinen Anlaß, sich zu unterrichten. Er arbeitete in der ersten Hälfte seiner Regierung täglich acht Stunden. Muth, Entschlossenheit, ritterliche Kraft hoben ihn zuweilen über die Schranken der Hofliste empor. Als Mazarins Wille einst nicht durchbringen konnte, trat der 17jährige König in Stiefeln und Sporen, mit der Spießrute in der Hand, in den Parlamentsaal in Paris, und — befahl. Er tanzte früher in den Vallets. Als er aber einst im Theater, wo man den Britannicus gab, die Verse gehört hatte, welche dem Nero den Vorwurf machen: il excello — à se donner lui-même en spectacle aux Romains — tanzte er nie wieder öffentlich. Die Sitte seiner Zeit öffnete sein Herz der edlern, ja der schwärmerischen Empfindung der Liebe. Er liebte mit inniger Beständigkeit; er äußerte seine Gefühle mit Würde und Zartheit; er genoss die Freude mit Anstand. Bei seinem trefflichen Gedächtniß war sein Urtheil gesund und zusammenhängend; er mußte zur rechten Zeit das Schickliche mit Würde und Einheit zu sagen; er verstand durch Worte zu strafen und zu loben. So gab er der Wittve Scarron, nachdem sie, durch viele Bitten unterstützt, vergebens um das Jahrgeld ihres Mannes von 1500 Liores gebeten hatte, nach mehreren Jahren eine Pension von 2000 Livres mit den Worten: Madame, je vous ai fait attendre long-tems, mais vous avez tant d'amis, que j'ai voulu avoir seul ce mérite auprès de vous. Seine Antwort an den Marschall Fabert, der das blaue Band ausschlug, weil er nicht von Adel war, ist bekannt. Eben so edel als fein mußte er die Ungerechtigkeit Louvois gegen den bescheidenen Catinat wieder gut zu machen, und folgender Zug beweiset, daß er selbst in die Großmuth Repräsentation legte. Als der Marquis von Arilles, 32 Tage nach Eröffnung der Laufgräben, Mainz hatte übergeben müssen, begab er sich an den Hof, und warf sich dem Könige, dessen Vorwaise er fürchtete, zu Füßen



die Befestigungs-  
Die Unterhandlung  
mer wie Estrades  
über Staatsfachen  
Der Glanz des Hofes  
Ruhm und Waff-  
ehe an den Höfen  
den 1678 u. folg.  
Besitz des Rechts,  
wies und Frankreich  
fende, vorsehende  
und wählte zuerst  
hiele er hundert Li-  
und Handel. Es  
dien, zu Pondiche-  
dige Kräfte; sein  
abümlische Geist un-  
glänzte jeden ander

öffneten alle Quellen des Nationalvermögens. Aber Louvois und Lud-  
wig pfückten nach Colberts Tode 1683, die Frucht, indem sie den  
Baum umhieben. Der Stolz des Königs und der Stolz der Nation  
boten dazu der Ehr- und Herrschsucht des despotischen Kriegsministers  
die Hand. Das Mißvergnügen fand bei allem Druck nirgends einen  
Mittelpunct des Widerstandes; so sehr gefiel sich die Nation in dem  
Schlamm einer strengen und verschwenderischen Regierung! Fünf Kriege,  
die Aufhebung des Edicts von Nantes, der Fall von Versailles, der

Puch d  
England  
schen Ei  
des Zeit  
tion hu  
Der Col  
fanden;  
Gemahli  
perregelte  
Mainten  
se und f  
bender  
kines R  
zu thun  
lauter  
zuletzt d  
dessen P

Bulle von dem ebenfalls gedruckten Papste Clemens IX. im J. 1713  
sich zuschicken ließ, und so der jesuitischen Partei den Triumph über  
die edlern Gegner verschaffte, aber zugleich Bewegungen hervorbrachte,  
die über 40 Jahre in der Kirche und im Staate fortbauerten. Doch  
zeigte er Seelengröße, oder war es unempfindliche Kälte? bei den Un-  
glücksfällen, die in den letzten Jahren seinen Thron und sein Haus er-  
schütterten. Er wollte kämpfend für die Ehre des Thrones fallen, wenn  
das letzte Heer, welches Villars gegen Eugen führte, geschlagen werden  
sollte. Dieselbe Standhaftigkeit zeigte er im Tode. Nichts verräth  
eine unwürdige Schwäche. Der Schmerz selbst schick nicht an ihm  
zu haften. Ludwig sah seinen Enkel auf dem spanischen Thron; aber

Heinsius, Eugen und Marlborough hatten, ehe Josephs I. Tod und Villars Sieg bei Denain jenen Triumph möglich machten, Frankreich und Ludwigs Stolz aufs tiefste gebeugt. Er entschloß sich zu jeder Bedingung; nur die entehrenden verwarf er fest mit edlem Unwillen. Als endlich Philipp von Anjou in Madrid regierte, fiel dennoch die Scheidewand der Pyrenäen nicht nieder, wie Ludwig, als er beim Abschiede zu seinem Enkel sagte: Il n'y a plus de Pyrenées; gehofft hatte; und auf Frankreich lastete eine öffentliche Schuld von 2500 Millionen Livres! Der Plan, Spanien an Frankreich zu Affeln, um der Verbindung Englands und Hollands, welche Frankreichs ganze Entwicklung durch Handlung, Schiffahrt und Colonien bedrohte, entgegenzuwirken, führte Frankreichs Erschöpfung herbei, und legte den ersten Grund zu der Revolution, die erst 100 Jahre nach Ludwigs XIV. Tode eudigen sollte. Grouvelle sagt daher mit Recht von ihm. On peut lui accorder de bonnes qualités, mais non de la vertu. Les malheurs des royaumes qui suivirent le sien, furent en partie son ouvrage, et il n'a eu qu'une gloire sur la postérité que pour sa ruine! — Dauernder war die Entwicklung der geistigen Kräfte der französischen Nation, und der Ruhm der Denkmäler, welche der Aufschwung des Nationalgenies hervorbrachte. Dieß nennt man das Zeitalter Ludwigs XIV., und läßt es an die des Perikles, des Augustus und der Medici sich anschließen. Ludwig, der selbst feinen großen, umfassenden Geist besaß, der sich mit Kleinigkeiten lange, viel und mühsam beschäftigte, hielt gleichwohl Geist und Genie für wichtige Mittel seiner Pläne. Er stiftete die Gesellschaft der Wissenschaften und die der Inschriften; er vervollkommnete die französische Akademie, indem er auf den Rath Colberts u. a. achtete; er ermunterte vor treffliche Schriftsteller, seinen Ruhm und die französische Sprache über den Haß der Völker zu erheben; ihr Wirkungskreis reichte weiter, als seine Heere; er machte seine Nation in Sachen des Geschmacks und Wizes zur Geseggeberin; der Ton der französischen Gesellschaft ward eine Modepuppe für die deutschen Höfe, und verdarb den Geist des Adels, indem er die Sitten abschloß, und dem Alterthümlichen mit der Rauheit das Ehrwürdige nahm. Doch darf man nicht vergessen, daß zu gleicher Zeit auch die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten französische Sprache und Sitte verbreiteten. Die große Kunst zu gefallen besetzte alle übrigen Künste in Frankreich. Sie öffnete selbst der Wissenschaft den Weg in die Köpfe der gebildeten Stände. Dieses Verdienst gebührt jenem Pascal, der seine Sprache eben so kräftig als fein schrieb; dem Adler von Meaur, dem erhabenen Bossuet, und dem Schwan von Cambray, dem in Demuth glänzenden Fenelon! Doch vergab Ludwigs getroffenes Selbstbewußtseyn diesem echt evangelischen Manne, dem Erzieher des trefflichen Duc de Bourgogne, des Enkels Ludwigs, nie, sein Meisterwerk, den Telemach geschrieben zu haben. Diese Vorgänger, der große Corneille, der kühn aus umringender Barbarei seinen hohen Schwung nahm, der einzige Moliere, der unnachahmliche Lafontaine, und der heitere Denker und geistvolle Epötter Despreaux Boileau, des classischen Racine edler Freund: diese großen Genien entzündeten den Funken des Lichts und der Philosophie in Frankreich. Ihr elektrischer Schlag weckte, wie Johannes von Müller sagt, unsern Norden aus dem eisernen Studienwesen der Universitäten. Auch die bildende Kunst trat in jenen dämonischen Kreis. An le Brun's Kunstpoche unter Ludwig XIV. erinnern noch 34 Gemälde von diesem Meister im Museum des Louvre. Die flamländische Schule, namentlich Teniers, gefielen dem Könige



St. Et. de Sures, Bouffin und i  
 abischen Schule. Unter den S  
 Le Notre schuf die Gärten des  
 der Colonnade des königlichen Lo  
 der Juraliden. Lutti warll der  
 Paß alles, was den Reisenden  
 öffentlichen Denkmäler erkundeten  
 die bewundernswürdigen Hafen-  
 Breß, Rochefort, l'Orient, Sa  
 an. Der königliche Canal von l  
 mittelländische Meer mit dem Ocean. Dief ist Ludwigs Zettel! —  
 Es bedarf hier keiner besondern Aufzählung der einzelnen Begebenhe  
 ten aus Ludwigs Regierungsgeschichte. Wer hat nicht Voltaire's Sib  
 cle de Louis XIV. et de Louis XV. gelesen, das aber nach Spittler,  
 mehr ein geschmackvoller historischer Entwurf, als eigentliche Geschichte  
 ist? Wer hat nicht den lauffischen, aber wahrheitsliebenden und sicher  
 urtheilenden Hofmann, den Duc de St. Simon in seinen Oeuvres  
 complètes pour servir à l'histoire des cours de Louis XIV. de la  
 Régence et de Louis XV. über jene Zeit sich ausdrücken gehört? Alle  
 Schriften über ihn und seine Zeit füllen eine kleine Bibliothek. Doch  
 müßten hier noch die von dem Diplomatiker Bruneau und dem Grafen  
 Brinward herausgegebenen Oeuvres de Louis XIV. T. 1—6, à Paris  
 1808, 8. genannt werden; und die in dieser Sammlung aufgenomme  
 nen Considérations sur Louis XIV. von Bruneau, die, obgleich in  
 gänzlich, dennoch eine treffliche Vorarbeit zur Geschichte dieses Monar  
 chen sind. Die in jenen Werken befindlichen Instructions pour le Dau  
 phin von den J. 1661 bis 1668, hat de

mündlichen Mittheilung  
 denfelben nicht allein  
 le ist sein Ton unverl  
 auch an sich der einfl  
 : Vortrag ist; das ger  
 der hier aufgestellten  
 er selbst befolgte die  
 J. B. den Dauphin v  
 or Frauenliebe, die n.  
 , nicht sich in diese a  
 gänge mit der Frau

structions enthalten außer andern geschichtlichen Erinnerungen mehrere  
 Aufklärungen über die von Ludwig XIV. selbst an deutschen Höfen,  
 J. B. in Berlin, angewandte Befehlswelt. Die memoires und  
 pides militaires, welche den 3. und 4. Band der Werke ausmachen,  
 betreffen die Feldzüge von 1672 bis 1678 und den von 1692. Sie sol  
 len nach Brinwards Vorbericht für das Studium der Kriegsgeschichte  
 nicht unerbedlich seyn. Ludwigs Briefe in den beiden letzten Bänden  
 seiner Werke, sind größtentheils unbedeutend; auch aus ihnen geht die  
 große Stolzstrockenheit und Ideenarm  
 chen die Briefe an Philipp V, eine l  
 die Höflichkeit und Würde, mit der  
 anßer und Generale schreibt. Dieser J  
 und gab der Sprache wie den Eimen  
 der Ausländer nach Paris sog. Ist u  
 können? Er steht vor uns ausgezeichn  
 am Franose, (Schimmernd von Ruhm,  
 hervort. Doch man  
 Bemerkenswerth ist  
 : Ludwig an seine W  
 ard damals allgemein  
 e Ausbildung, welche  
 allen Ludwig groß se  
 eine Naturgaben ganz  
 durch edle und geistl



en französischen Truppen umgeben, daß er sich 1682 auf die an ihn  
 geschehene Aufforderung ohne Schwertschlag ergab. Zwar erhoben sich  
 vorzüglich Spanien und das deutsche Reich dagegen. Beide fanden aber  
 gerathen, im Jahr 1684 einen 20jährigen Waffenstillstand mit Ludwig  
 XIV. einzugehen, in welchem dieser einstweilen außer Straßburg, Lu-  
 xemburg u. a. alle bis zum 1. Aug. 1682 reunirte Oerter behielt. Un-  
 terdessen war 1683 Colbert gestorben, dessen Tod man als den Zeitpunkt  
 ansehen kann, von welchem Frankreich eben so schnell wieder zu sinken  
 anfing, als es sich schnell unter seiner Verwaltung gehoben hatte. Der  
 erste Schlag, den Frankreich nach Colberts Tode traf, war die auf die  
 gewaltsamsten Bedrückungen der Reformirten erfolgte Aufhebung des  
 Edicts von Nantes (den 22. Oct. 1688), wodurch das Reich viele Tau-  
 sende der nützlichsten Unterthanen verlor, um welche der König durch die  
 gemeinschaftlichen Bemühungen der beiden, im übrigen einander ent-  
 gegengesetzten, Parteien am Hofe, des Staatssecretärs Louvois und der  
 mit dem übrigens gutmüthigen Reichsvater des Königs, la Chaise, in  
 Gemeinschaft handelnden Maintenon gebracht wurde, während Colbert  
 bis an seinen Tod den Ausbruch gewalthätiger Maßregeln, welche die  
 Auswanderung der Reformirten veranlassen konnten, hintertrieben hatte.  
 Kurz hierauf wurde Frankreich in einen neuen Krieg verwickelt. Mehrere  
 zusammentreffende Irrungen gaben Ludwig XIV. und Louvois  
 hinlängliche Veranlassung, trotz des 20jährigen Waffenstillstandes, von  
 neuem auf den Kampfplatz zu treten. Dieser Krieg, den Ludwig 9 Jahre  
 hindurch (von 1688 — 1697) gegen Deutschland, Holland, Spanien,  
 Savoyen und England führte, und der sich mit dem ryswicker Frie-  
 den (1697) endigte, in welchem Ludwig alle reunirte, jedoch unter Be-  
 fügung einer merkwürdigen Clausel (s. die ryswickische Clausel),  
 wieder herausgab, und überdies Breisach, Freiburg, Kehl und Philipps-  
 burg, nebst allen Plätzen, dießseits des Rheins von Frankreich angeleg-  
 ten Festungen an Deutschland abtrat. Wiewol Ludwig in dem ganzen  
 Kriege mehr Sieger als Besiegter war, so wollte er doch durchaus Frie-  
 den haben; sein nach Colberts Tode vorzüglich durch die Vertreibung  
 der Hugenotten im Innern geschwächtes Reich, besonders auch der Ge-  
 danke, daß er bei einem längern Kriege seine Absichten auf die spani-  
 sche Erbfolge verfehlen könnte, nöthigte ihn zu Nachgiebigkeit. Dem  
 letzten Punkt betreffend, so ereignete sich der von Ludwig berechnete Fall,  
 der Tod Carls II. Königs von Spanien, zu Ende des J. 1700. Lud-  
 wig hatte schon vor Carls II. Tode mit England und Holland wegen  
 der spanischen Erbfolge Theilungs-Tractate geschlossen, Carl II. hinge-  
 gen, nach dem zweiten dieser Tractate, Ludwigs Enkel, Philipp  
 von Anjou, in einem geheimen Testament zum alleinigen Erben ein-  
 gesetzt. Ludwig hielt sich nach Carls II. Tode an dieses Testament,  
 wodurch er in den 21jährigen spanischen Erbfolgekrieg (1702 — 1713)  
 verwickelt wurde, den er überdies durch die wider den ryswicker Frieden  
 laufende Anerkennung des englischen Prätendenten (des Sohns des ver-  
 triebenen Königs Jacobs II.) beschleunigte. Ludwigs Finanzen waren  
 in großer Unordnung; auch hatte er jetzt viele seiner großen Männer  
 im Cabinet wie im Felde verloren, da hingegen seine zahlreichen Feinde,  
 England, Holland, der Kaiser, Preußen, das deutsche Reich, Portugal  
 und Spanien, ihm zwei der größten Feldherren, einen Eugen und  
 Marlborough, entgegensetzen konnten. Frankreich litt aussprechtlich  
 durch diesen Krieg, der sich endlich, nachdem Ludwig als Frieden  
 angeboten hatte, welcher aber wegen der zu hart gehaltenen seines  
 Feinde nie zu Stande kam, durch die Vereinigung mehrerer lässlicher

Zufälle für Frankreich, vorzüglich durch die 1710 erfolgte Veränderung im politischen System von England, rtwirkte der Friedensschlüsse zu Utrecht (1713), Rastadt und Baden (1714) erdigte, in welchem Ludwig zwar wenig an England, Holland und Savoyen abtrat, seinen Erbfolgerechten (jedoch gegen Renunciantionen zur Verhinderung einer künftigen möglichen Vereinigung der spanischen und französischen Kronen) unter dem Namen Philipp V. als König von Spanien anerkannt sah. Der innere Wohlstand des französischen Reichs war durch diesen Krieg in welchem allein die Ausgaben des Jahres 1710 sich auf 345 Millionen Livres betrafen, ganz zu Grunde gehalten eine größere stehende Armee, Zahl derselben von 140,000 bis auf 100,000 Mann zu unterhalten, unter Carl VII. gemacht worden. Ludwig XI. und Carl VIII. In dem 17ten Jahrhunderte wurden erfand das Batonnet, oder die Ludwigs XIV. (siehe hier die Ludwigs XIV., sagt dieser unterrich Verschiedenes der Takente ferne Handlungen mit den ausländischer Völker von Hoheit und Majestätlich hervor aus der Art, wie (den porrendischen und spanischer wie die Entfagnungsacte der Kl solche willkürliche Erläuterung macht, häufige Unterhandlungen, Der König wendte große Summen von England, ihre Winter und Gegen seine Feinde gebrauchte ein heftiger Aufwiegung der Völker; er unerdicht die Unruhe in England, Sicilien, Portugal und Ungarn. Mehr als ein es dieser König vor ihm erweiterte er die Grenzen des Königreichs; vorzüglich gegen Norden, wodurch er die Hauptstadt gegen etwaige Umfälle des Krieges sicher stellte. Er behauptete das Gleichgewicht auf dem Meere, und verschaffte seiner Flotte Achtung bei den Barbaren und bei den mächtigsten Seemächten. Auf dem festen Lande behielt er bis zum spanischer Frieden ein entschiedenes Uebergewicht, so daß er keine Coalition der Continental-Mächte fürchten durfte. (Hierzu trat vorzüglich seine Verbindung mit Schweden und mit einzelnen Herren deutscher Fürsten bei. Ann. d. Ueb.). Seitdem sank er etwas von dieser Höhe herab; blieb aber immer der erste Souverän in Europa selbst nach seinem Niederlagen im spanischen Erbfolgekriege; denn noch dem er den gegen ihn geschlossenen Bund durch den Frieden mit England getrennt hatte, konnten ihm weder Oesterreich noch das deutsche Reich lange Widerstand leisten." Wie verhaßt endlich die Franzosen schon damals den Deutschen durch ihre Danksart und Handlungsweise in und außer dem Felde geworden waren, beweiset ein im J. 1675 gebrachter lateinischer Ausruf eines echtdeutschen Grenzwechters an den Landsturm, von dem hier nur der Titel und einige Stellen als Probe sehen mögen. „Germami vigillis ad seque soporatos Germanos Germanicum, ut ad serala galliciniam hostis galli evigilent.“ — „Gallus bestit ed, simplicitatem nostram producant et argente probe emanent vorilla inquinant vanitatibus;“ — „et non vix fallit, fugiat

«*nosmeti Gallii!*» Der nackte Deutsche nennt die Franzosen gemein superbe gentes meliores despicientem, libertati bonisque nostris inhiantem, dissidiis, minis, fraudibus extaras gentes turbantem, jure gentium violentem, und apostrophirt sie so: Lotharingiae regnum in media pace apollastis, exurbastis, Jugo intolerabili populum morastis. Subditos fideliter dominum defendentes tractavistis non hostium instar, sed instar latronum et rebellium! Dieser Aufruf ist in unsern Zeiten nicht weniger wahr. Er bezeugt den Haß der Absterblichen, welchen die gallische Staatslist seit Richelieu aufreißte. Ehrten und Franzosen galten unsern Vätern als die Erbfeinde der Ehrenheit.

K.

Ludwig XV., zweiter Sohn des vortrefflichen, von Fenelon erzo-  
genen Dñe de Bourgogne; Urenkel Ludwigs XIV.; geboren den 15ten  
Jehr. 1710, kam zur Regierung 1715, starb den 10. Mäi 1774. Er  
ermählte sich 1725 mit Maria, Tochter des Königs Stanislaus Les-  
inski (s. 1768). Die Geschichte Ludwigs XV. von Antoine Fautin  
Desoboard's (Paris, 3 The. J. VI. 8.) und das Jahrhundert Ludwigs  
XV. von Arnout Laffrey, herausgegeben von Maion (Paris, 2 The.  
1796. 8.), stiften das nicht, was man nach Voltaire's Werk über die  
Regierung dieses Königs von französischen Schriftstellern erwarten konnte.  
Die schon angeführten Memoires von D'Aclos und von St. Simon und  
ihaltliche, die Geschichte Frankreichs im 18ten Jahrhunderte von Lacra-  
ette (Paris, 6 The. 1811 8., deutsch von Sander mit Berichtigun-  
gen), und die bekannte Schrift: la vie privée de Louis XV (4 vol. 8.)  
enthalten die wichtigsten Materialien zu der Geschichte dieses unwürdigen,  
wollustvollen Königs, der durch Wollust, Undächtelei, Verschwendung  
und Despotismus aus Schwäche, die Uebel des Staats unheilbar  
machte. Sein Zügelalter, sein Hof gleich verderblich  
lung, sondern auch bei  
Doch fällt ein großer  
Philippe Herzog von Orle-  
führten (s. d. Art. Or-  
louis wird seine Persöhn-  
litol nach ihren verschiede-  
lungen darstellen, und  
Ludwigs XIV. auf die  
gebildeten Stände, vorzüg-  
lich öffentlichen Meinung in  
Das Eigenthümliche der  
Entwicklung der Nation  
neuen wissenschaftlichen  
ben. Aus ihnen ging he-  
son der Sittlichkeit, de  
Aufklärung der Begriffe  
Die unmäßige Genußge-  
drang, verband sich mit  
die falsche leichtsinnige U-  
durch den Banquetout vo-  
ndigen nichts als Papier  
gepaart, und durch die  
wurde. Aus dieser Genu-  
ßen Fehler und Laster zu  
Sittensvergiftung, welche

den immer weiter sich verbreitete, und immer tiefer an dem Wurzeln  
 des Gemeingeistes und jeder Bürgertugend nagte. Ludwig XIV. nahm  
 mit den Worten von seinem Urenkel und Nachfolger Abschied: „Ich  
 habe wider meine Neigung meinem Volke große Lasten aufgelegt; aber  
 langwierige Kriege, die ich führen mußte, nöthigten mich dazu: nicht  
 den Frieden und unternimm nie einen Krieg, wenn ihn nicht das Wohl  
 des Staats und die Wohlfahrt der Völker notwendig machen.“ Nach  
 diesem Eindruck hätte auf das Gemüth des königlichen Kindes das Be-  
 tragen des Volks machen können, welches den Leuchtwagen des Königs  
 mit Schimpfworten begleitete, und sich einer schamlosen Freude auf den  
 Straßen, durch welche der Zug ging, überließ. Was mußte aber der  
 kühnliche Knabe von dem *Le de justice*, die stärkste Aeußerung des  
 Despotismus, welche ihn der Regent zur Bekämpfung seiner Regem-  
 schaft halten ließ, sich für eine Vorstellung machen? Wie ganz anders  
 dachte sein Vater, der *Duc de Bourgogne*? Dieser edle Fürst hatte  
 die Absicht, wenn er den Thron bestiege, dem Volke seine verlorne  
 Rechte wieder zu geben. Erst mit dem sechsten Jahre wurde Ludwig  
 männlichen Händen übergeben. Sein Hüter, der Marschall von Bil-  
 leroi, war aber kein Montanier, Beauvilliers oder Flacour. Als ein  
 Ludwig von einer gefährlichen Krankheit genas, küßte das Volk sein  
 Freude durch wiederholte Festlichkeiten. Der Hof und der Garten der  
 Tuilleries wurde nicht leer von Menschen. Da führte Billeroi den Zu-  
 zug von einem Fenster zum andern. „Hier sehen Sie, mein König,  
 Ihr Volk, dieses Volk gehört Ihnen ganz an; alles, was Sie haben,  
 ist Ihr Eigenthum; Sie sind Herr und Richter davon!“ Der Lehrer  
 des jungen Königs, der kluge, bescheidene Fleury, Bischof von Franch-  
 sachte und gewann  
 Ein Dritter, der se-  
 war kein Bechwarte  
 seine Ernennung zu  
 den Rath des wach-  
 hielt Fleury das  
 Regenten, im J. 17  
 zum obersten Staats-  
 Wissen und Ratzen  
 König, welcher im  
 Regenten aber, all-  
 ganz anvertraute,  
 Man bestimmte ih-  
 wählen, man schied  
 den Marschall von Billeroi; man vermählte den König mit Maria  
 Leszinska, ohne das er bei diesem allem mehr als eine gleichgültige  
 Nachsichtigkeit beweisen hätte. Jetzt wollte die Partei des *Duc* den  
 Prälaten entfernen: der beleidigte Fleury zog sich in sein Landhaus zu-  
 rück; allein der König verlangte seine  
 daß der *Duc* selbst an den Prälaten sich  
 Königs zurückzukommen bieten mußte.  
 Fleury an die Spitze der Verwaltung.  
 ten Ministern ab, war es aber bis an si-  
 Verfassungsmäßig ging auf den König zu  
 eine große Veränderung, wahrscheinlich  
 eintrat. Die gute Hoffnung, welche sei-  
 wisse gutmüthige Aeußerungen seines Eh-  
 ten im künftigen Braut und in der

niger Einfluß erhielt;  
 cardinal Dubois zum  
 Fleury's Wunsch zu-  
 rückgesetzt. Indes be-  
 nach dem Tode des  
 den *Duc de Bourgogne*  
 se dieser nichts ohne  
 zu unternehmen. Des-  
 nitros dem bisherigen  
 leitung der Geschäfte  
 Willenslosigkeit gezeugt.  
 6 Jahren zur So-

an vermied vom Hof

Friedliche, auf Ordnung und Sparsamkeit hinarbeitende Cardinal Fleury gab dem entkräfteten Reiche den Genuß einer 7jährigen Ruhe; doch war er nicht aufgeklärt genug, um den Sturz über die Bulle Unigenitana, bezuzulegen. Bald sah er sich wider seinen Willen in einen Krieg verwickelt. Als nämlich August II., König von Polen, im J. 1733 starb, wünschte Ludwig XV. seinen Schwiegervater, den edeln Stanislaus Leszcynski, zu Augusts Nachfolger erwählt zu sehen, und erklärte deshalb, daß die Freiheit der Wahl durch keine fremde Macht gekürzt werden sollte; allein der Kaiser Carl VI. schloß mit dem Kurfürsten von Sachsen ein Bündniß, unterstützte dessen Wahl zum König von Polen, und Ludwigs Plan ward vereitelt. Doch erhielt Frankreich, nach zwei Feldzügen in den wiener Präliminarien für den aus Dänzig mit Lebensgefahr entflohenen Carl VI. Tode (im Jahr 1740) sog. des französischen Erbfolge, der von Frankreich anerkannten pragmatischen sprechende, Entschluß, die österreichische Erbmacht zu den Cardinal in einen Krieg hinein, dessen glücklichen heit des 85jährigen Ministers vereitelt. Frankreichs das Interesse eines Kurven, des Kurfürsten von B. ganze österreichische Monarchie in Anspruch nahm. England war auf Maria Theresia's Seite. Die Eroberung Böhmens mißglückte. kaum Kanonen Wallkholz, Belleisle zu Broglis die Trümmern der geschlagenen Heere aus Böhmen und Bayern über den Rhein zurückzuführen. Noch mehr verlor Frankreich zur See; denn Fleury hatte die französische Seemacht vernachlässiget. Nach seinem Tode (im J. 1743) gaben des Grafen Maria von Sachsen Enge, und die Lage von Fontenoi, Landfeld Saucourt und Com den französischen Waffen einen neuen Glanz; und Frankreich erhielt im schmerz Frieden 1748 die verlorenen Colonien wieder. Der Staat aber war durch einen ungerechten und unpolitischen Krieg mehr als je erschöpft. Ludwig hatte selbst an einigen Feldzügen Theil genommen, die ihn in eine schwere Krankheit ergriffen (le bien-aimé) erhalten; größer als sein Verdienst; denn Ludwig's öffentlichen Ansehens immer unerschütterlicher, und Einflusses herabfiel, und die der Marquise von Pompadour (s. d. g.) genoss; der Monarch schien abwesend zu sein mit seinen Orgien, mit seiner kindischen Jeshotenfurcht. Der Hof zeigte sich ohne

1735,  
 Besitz  
 Nach  
 1. Beh  
 widern  
 en als  
 Karg-  
 in für  
 er die

adigen Theil  
 sel, den O  
 Die Liebe d  
 machte sich  
 indem er in  
 Führen der  
 (Her.) überlie  
 fern; man d  
 Unterhaltung

Würde als das Privat  
 den Einflusse. 5  
 nicht anwirken so  
 als der öffentlichen  
 seine belustigten-  
 schennte sich nach e  
 immer schlaffer;  
 fehlte nichts als  
 was gab ihn gar  
 während sie ihn i  
 notwendigen Einsätze  
 Staats allen Deme  
 sich dranzudrängt  
 bis acquies de qua

Jeshotenfurcht. Der Hof zeigte sich ohne

Schatz nach Willkür erschöpfen und das Rechnungswesen zerrütten. Die Kosten des sogenannten Hirschparks (Parc-aux-Cerfs), das schönste Mittel für Ludwigs verächtlichste Wollust, wurden mit solchen Acquisits bestritten, und Lacretelle glaubt sie (seit 1753), ohne Uebertreibung, auf 100 Millionen schätzen zu können! Ludwig spielte gern hoch, und legte dazu eine Privatscasse an, deren Verlust er aber aus der Staatscasse ersetzte. Die an ihn verloren, wurden durch einträgliche Staatsämter entschädigt. Um jene Casse zu vermehren, trieb er ohne Bedenken Agiotage und Kornwucher. Das Steigen und Fallen der Staatspapiere und Kornpreise beschäftigte ihn ganz im entgegengesetzten Sinne, als es einem Könige geziemt hätte. Er legte zu diesem schamlichen Handel ein Capital von 20 Millionen aus seinem Privatfchatz an, und ließ ohne Scheu in dem königlichen Staatsalmanach vom J. 1774, unter den Finanzbeamten auch einen Herrn Melanand als *responsable des grains pour le compte de S. M.* auführen. Aus Langeweile druckte er auch manchmal Bücher; in sofern machte ihm sehr das bekannte physiolokratische System seines Leibarztes Quesnay Vergnügen. Er nannte ihn seinen *Penseur*, hörte gern, wenn er die Handlungen der Minister tabelte, kümmerete sich aber nicht um die Anwendung seiner Ideen. Gegen die Frauen betrug er sich öffentlich mit der Artigkeit eines französischen Ritters. Er mischte sich aber zugleich in ihre kleinen Handel und Angelegenheiten, und spielte die Rolle eines Vertrauten. Denn er war neugierig und mußte um alle Hofintriguen in Europa. Er unterhielt in dieser Absicht geheime Agenten, von denen oft seine Minister nichts erfuhren. Das ernste, männliche Betragen des Dauphins, die Tugenden der Dauphine machten auf Ludwig keinen bleibenden Eindruck. Doch schien er bisweilen, vorzüglich nach dem Tode der Königin, Reue zu fühlen. Aber bald suchte und fand er Trost in den alten Vergnügungen. Seit 1769 beherrschte ihn die *de la Barri*, welche dem königlichen Schatz in 5 Jahren 180 Millio-



Ehre wurde, besonders durch die Schlacht bei Rossbach (7. Nov. 1757) sehr herabgesetzt; und sie mußten sich nach sieben unglücklichen und ruhmlosen Jahren noch glücklich schätzen, daß der thätige Choiseul 1762 mit England den Frieden zu Fontainebleau und den Definitivfrieden zu Paris 1763, abschloß, in welchem Frankreich Canada bis an den Mississippi, Cap Breton und die Inseln Grenada, Tabago, St. Vincent und Dominique verlor. Ludwig blieb bei allen Ereignissen gleichgültig. Als er den Marschall von Richelieu, nach der glänzenden Einnahme von Mahon (im J. 1756) wieder sah, wandte er sich bloß mit der Frage an den von der ganzen Nation gefeierten Feldherrn: „Wie haben Ihnen die Feigen in Minorca geschmeckt?“ Der berühmte bourbonische Familien-tractat, durch welchen Choiseul im Laufe des Krieges im J. 1761, Spaniens, Siciliens und Parmas Politik mit dem französischen Staatsinteresse auf immer zu veredeln hoffte, war für Frankreich keine große Hilfe. Nach dem Kriege zeichnete sich Choiseuls Ministerium durch mehrere despotische und größtentheils unnütze Reformen, insbesondere aber durch die Vertreibung der Jesuiten, aus Frankreich (im J. 1764) und die Erwerbung von Corsika (1769) aus. Unterdessen war die Du Barri an die Stelle der Pompadour getreten; diese stürzte, in Vereinigung mit dem Kanzler Maupeou, den Herzog von Choiseul (1770), welcher beide beleidigt hatte, und erhob den Herzog von Aiguillon auf dessen Posten. Sein Prozeß war die Veranlassung, daß der König oder der Kanzler Maupeou in der Nacht vom 20. Jan. 1771 die Parlamentsglieder durch versiegelte Cabinetsordres aus Paris verwies: eine Unternehmung, welche kein König von Frankreich je für wächtig gehalten hätte. Ein des Kanzlers Maupeou würdiges Gegenbild war der Generalcontrollleur der Finanzen, der Abbé Terrai, der das Land ungeheuer ausfog, während er sich ein jährliches Einkommen von 1,200,000 Liores erwarb. So sehr der König im Innern verachtet war, so sehr fiel zugleich Frankreichs auswärtiges Ansehen. Polen wurde im Jahr 1773, ohne Frankreich zu fragen, zerstückelt. Endlich starb der zu einem völligen Nichts herabgesunkene König, den kein häuslicher Unglücksfall, nicht einmal der von einem Fanatiker, Damiens (s. d. Art.), im J. 1757, versuchte Messersich, noch das öffentliche Eiend, je hatten zur Erkenntniß bringen können, an den Kinderblättern, mit welchen ihn ein junges Mädchen, durch das die Gräfin Du Barri seine Melancholie zerstreuen wollte, angesteckt hatte. Er hinterließ eine Schuldenlast von 4000 Millionen Liores.

**Ludwigs XV. Zeitalter.** Die Regierung Ludwigs war schwach und dem Staate verderblich; aber desto kräftiger erhob sich der Geist der Nation, geweckt durch die Erinnerung an die Zeiten Ludwigs XIV., und durch ausgezeichnete Männer in dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft. In Paris entstanden schöne und gemeinnützige Anstalten; Palläste und Kirchen wurden gebauet, u. a. der Dom de St. Genevieve von Soufflot; der Kriegsminister Graf d'Argenson gründete im J. 1751 die Kriegsschule in Paris, und ließ champs Elysées anlegen; der Intendant Trudaine leitete mit Erfolg den Straßenbau; der Handel Lyons und Bourdeaux's schmückte diese Städte mit königlicher Pracht; Stanislaus Leszinski stellte in Köthringen den öffentlichen Wohlstand bei geringen Mitteln mit der glücklichsten Einsicht wieder her; und Pical führte ein prächtiges Denkmal aus, das dem Marschall von Sachsen (er starb 1750) in Strassburg errichtet wurde. Allein der edlere Kunstgeschmack verlor sich unter dem Einflusse

eines künftigen Hofes. Unter den vielen Stellen in dieser Zeit war die besten Le Moine und Bernet. Ihr Land gründ sich in der, schimmernder Pracht; doch zugleich verfallener er war auch den geistlichen Manufakturen. Der kaiserliche Besatzung nach seiner Erbin: begann auf die Verbesserung der Gabelung an. Im Jahr XV. schickte man einigen Rath an den Herzog von der auf in Frau von Pompadour nach geschickten Vortheilhaft zu Errens Dagegen soll er die Erfindung eines Justirungsmittels, das jedoch vor als das griechische Feuer gesehen sey, aus Frankreich zu verschaffen haben; eine Versicherung, die ihm zur Ehre gereichen würde, wenn sich wirklich erweisen wüßte. Untersuchende und wissenschaftliche Männer, et la Bourdonnaye, der Kaiser der Colonien Jahr de France in Berlin, und schickte von Berlin, der unabhängige Dürstern, erweilten den Handel Frankreich. Kanada, welche aber Et. Domingo und die kleinen Inseln, die Colonie von Cayenne und die Hüfen in der Arant beherrschten die kaiserliche Thron und herrschten die Erde. Allein der Kaiser bewachte sich bei la Bourdonnaye's erfindend ungestörte Behandlung der im Ostindien über England erhaltenen Rechte; und das Reich der Colonien wüßte wurde nur durch Frankreichs Schuld erhalten, indem es auf der mit Halbinsel durch den hochtönig unternehmenden und sorglos geschick Krieg (von 1756 — 1762) Kanada und mehrere Inseln unter die den alten erhalt nach und nach durch Reichthum und geistige Bildung der dritte Stand wuchsen und Endlich, der er länger Ruhe nicht war wurde. Die öffentliche Meinung nahm in Ludwig X. Zehntel den Erhalter der Erreglichkeit, des Wohlstandes und in Ansehen an, der sich zuerst in der Revolution so wunderbar zeigt. Kämpfende Forderungen, wie der Freyheit des nachlässigen Jean de las und die Hinrichtung des rührigen Schismatischen, Girard la Barre, waren, brachen wie Kräfte und Jenseit an allgemein Umlauf. Aber das Unheil Frankreichs wüßte, daß der Kaiser in Europa und der Adel, gleichsam mit den Wohlthätigen der als höchsten Gewalt, mit herrschenden Verfassungen und Verfassungen, in im Frankreich erfindende Licht der Freiheit in einem ungestörten Fortschritt und die Erhaltung der Erfindung in praktischer Weise die verwandelt, daß der Epochen der Unabhängigkeit sich das Gebiet des Reichthums beschleunigt, und daß der glänzende Lauf nicht nur ein großer Reich und ein edelmann Charakter. Dieses unvollständige Zusammenhang des künftigen Reiches war der künftigen Verwirklichung erfindet jedes Element der wissenschaftlichen Erfindung des Kaiser welche Element wie Verfassungen, in einem Zustand vornehmend in durch die Frankreich können erfinden Endlich in der künftigen Klasse der Wissenschaft in einem großen Reich von Europa abhängen. Der neue Jahre, Johann von Ludwig XV. war auch nachlässigen Reichthum an allem was möglich ist. Er erweilte ungestörte Erfindung und sehr wenig von ihnen: sie werden die Wissenschaft zu Grunde zu sein. Doch wüßte er in dem ersten Jahre seiner Regierung den die große des Cardinals Fleury, welcher die Expeditionen schickte in jeder Art er dem Reich seine Freyheit und vornehmend der Kaiser Pompadour nach. welche sich gründ, eine Erfindung der Kaiser in Ansehen des Reichthums zu setzen. Das erste den unabhängigen in den künftigen Endlich in dem Reich ist die Kaiser. Diese geistige Erfindung er gewinn werden kann, ihre Freyheit aus. Wenn er er aus der Ursache erfinden, als er aus Oberg, um 3. Jahr, ist

## Ludwigs XV. Zeitalter

glänzende Laufbahn eröffnete. Ludwig war ihm abgeneigt; aber  
 Marquise bewog dessen ungeachtet den König, Voltaire'n zum Hist  
 graphen und Kammerjunker zu ernennen. Bald verließete aber der  
 sichtlich vom Hofe dem Dichter Evrillon gegebene Vorzug  
 Sängers der Henriade den Aufenthalt in Paris. Mit ihm zugleich w  
 das Nachdenken und den Witz der Nation der unsterbliche Mon  
 -quieu. Seine lettres persannes (im J. 1722) zündeten den Fun  
 des öffentlichen Urtheils, und sein Werk sur les causes de la grand  
 et de la décadence des Romains, das 1734 erschien, wurde so wie  
 esprit des loix, den er 1748 herausgab, ein classisches Handbuch  
 das Studium der Politik. Um diese Zeit hatte das allgemein angen  
 Interesse an wissenschaftlichen Gegenständen den Cardinal Fleury u  
 den Grafen Maurepas veranlaßt, den König zu bewegen, daß er Ne  
 ton's Meinung von der Gestalt der Erde durch eine im hohen Nord  
 und unter dem Aequator unternommene Gradmessung, in den J. 29  
 und 1736, präsen lies, und Cassini's Karte von Frankreich unterstü  
 Schack hintereinander traten jetzt seit 1749 Buffon, J. J. Rob  
 seau, Diderot Helvetius in d  
 größten Reibungen  
 nehmen des Diction  
 die  
 Wer  
 es eben  
 nahme  
 Antheil  
 in Bil  
 rialist  
 ton  
 la nat  
 Du  
 D'Ar  
 verbann

um desto leichter  
 selbst den Meisten nichts als ein heureux calcul war. Die Verban  
 nungsurtheile der Sorbonne erregten nur mehr Widerstand; und d  
 Frivolität des Zeitgeistes nahm die kühnsten und glänzendsten Zueh  
 mer am liebsten in Schutz, wenn das Talent des Witzes sie vertret  
 Keine Schrift aber war für die öffentliche Sittlichkeit verderblicher, a  
 Voltaire's pucelle, ein geistvolles Gedicht, welches nur der unsaub  
 Geist der Zeiten der Regenthschaft seinem Verfasser einhauchen konnte. D  
 arbeiteten wackere Männer, wie L'argot, Malesherbes, nicht ob  
 Beifall diesem Verderben entgegen, und retteten die Ehre der gesunden Ve  
 sunft. Dahin gehören vorzüglich Diction Considerations sur les moeur  
 von denen Ludwig XV. selbst sagte: sie sind das Werk eines Ehre  
 mannes. Thomas, Marmontel und La Harpe erklärten si  
 faut gegen den Atheismus. Aber die Angriffe auf die christliche Rel  
 gion gelangten vorzüglich dem Witze Voltaire's, da der Duc de Che  
 seul, um alle Stimmen gegen die Jesuiten für sich zu haben, der Pl  
 losophen und besonders des Verfassers des Dictionnaire philosophiq  
 sich annahm. Den heftigsten Zorn der Antiphilosophen regte gegen si  
 Rousseau durch seinen Emil. Jesuiten und Jansenisten vereinigten si  
 gegen ihn; und er mußte ungeachtet der allgemeinen Begeisterung, z  
 ihm schützte, Frankreich verlassen. Diese wenigen Züge können hinreichte



was sind. Er wählte den Grafen Maupeou, einen Mann von Geist und Erfahrung, der aber frisch dachte, und in Epigrammen glänzen wollte, zu seinem Staatsminister; an des verrufenen Abbé Terrai Stelle übertrug er das Finanzwesen dem aufgeklärten, genialischen und rechtschaffenen L'argot, der fest und streng nach philosophischen, zum Theil phönikratistischen Grundsätzen die Gebrechen des Staats durch große umfassende Reformen zu heilen sich vornahm. Er sah in den privilegierten Ständen die Quelle alles Übels. Aber sogleich vereinigten sich gegen ihn die Freunde der alten Mißbräuche, der hohe Adel, der Hof und die Geistlichkeit. Die Parlemeute wurden auf Maupeou's Rath, gegen L'argot's Meinung, wieder hergestellt; und der Meinungskampf der alten mit der neuen Zeit verwickelte mehr als je die Schritte der

Regi  
geleg

Die  
den

Dan  
na f

bei |

von  
gebil

leme  
schm

den.  
Gut

got  
Ade

Die  
war

gege  
bere

war  
Ebi

tritt  
furd

gehe  
gold

man in Paris la guerre des farines nannte, waren gedämpft, nach der Amnestie vom 17. Mai 1775. Auf die Ordnung des Königs (11. Juni 1775) folgte die Ernennung des edeln gewissenhaften Malesherbes zum Minister. Er war L'argot's Freund. Beider gemeinschaftliches Wirken hätte vielleicht dem Widerstand der alten Anordnung befehgt, gegen welche im J. 1776 sechs königl. Edicte erschienen. Unglücklicherweise aber verfuhr der neue Kriegsminister, der Graf von St. Germain in seinen Neuerungen gewalttham, und griff nicht Vorurtheile, sondern den militärischen Geist des Franzosen in seinem Wesen an. Die aufgehobenen oder verminderten Corps, und der beleidigte Militäradel erklärten laut ihren Klammern über das den höhern Ständen wohnein verhasste Neuerungssystem. Der Staat gehe dabei zu Grunde, war das allgemeine Geschrei; das Parlament weigerte sich, fünf Edicte des Königs einzuregistrieren. Ludwig entschloß sich zwar, sein Ansehen durch ein Lit de justice den 12. März 1776 zu behaupten; aber die Königin eine Fürstin, die ihrem Gemahl eben so an Lebhaftigkeit des Verstandes als an Witz überlegen war, und dabei den Glanz und die

Freude liebte, folgte, nebst Maurepas, der Lürzots geheimter Feind war, der öffentlichen Stimme. Ihr vermochte der König nichts zu verstehen. Er wankte; das Deficit, welches die Bezahlung der Schulden und die Ordnungskosten im J. 1775, hervorbrachte, stößte ihm Mißtrauen gegen Lürzots philosophische Ansichten ein. Malesherbes nahm seinen Abschied; Lürzot mußte ihn nehmen. Die Privilegirten hatten gesiegt; aber der Haß des dritten Standes und die Sehnsucht aller Hellschenden und Wohlmeinenden nach einer durchgreifenden Reform wurde nur um so größer. Doch wollten sie keinen Umsturz des Ganzen; ihre kühnsten Wünsche blieben innerhalb der Schranken einer monarchischen Form, bis der nordamerikanische Freiheitskrieg den Ständestoff in diese brennbare Masse warf. Der Tag, wo Ludwig XVI. das Bündniß mit den nordamerikanischen Staaten schloß, der 6. Febr. 1778, bestimmte sein Schicksal, denn der hieraus entstandene Krieg von 1778 bis 1782, welcher Frankreich nach A d o u i n, 1400 Mill. Livres gekostet hat, führte ein unheilbares Deficit, dieses die allgemeine Ständeversammlung, diese aber den Fall des Monarchen und der Monarchie herbei. Nach Lürzots Entfernung nahm die Verschwendung bei Hofe zu; während Ludwig sich jede große Ausgabe versagte, bewilligte er sie nur zu leicht der Königin, und den Prinzen des Hauses. Er bezahlte die Schulden des Grafen Artois. Luxus und Pracht machten die verschiedenen Hofhaltungen überaus kostbar. Man spielte hoch; man baute; man hielt Wettrennen; man befriedigte jeden Einfall, und Ludwigs Mißbilligung, der sich oft diesen Festen entzog, galt für das Zeichen gemeiner Besinnung. Die Regelmäßigkeit seiner Lebensweise, wo Studien und häusliche Freuden mit ernstlichen Geschäften wechselten, machte auf die fröhlichen Verschwender keinen Eindruck. Der arme Ludwig wußte nicht dem Hofe und den Prinzen zu imponiren. Die Königin überließ sich ihrem fröhlichen Sinne. Geschmack und Kunstsinne herrschten in den Festen von Versailles und Klein-Trianon; aber zugleich unterwarf die Mode alles ihren Launen. Maurepas durchschaute entweder nicht, wohin das Alles führen mußte, oder er sögte sich mit egoistischem Leichtsinne in die Nothwendigkeit. Das Bergnügen war ja auch sein Element. Er blieb dirigirender Minister bis an seinen Tod, den 21. Nov. 1781; doch theilte er das Vertrauen Ludwigs mit der geistvollen Königin, und mit jedem, der den Monarchen durch Vorspiegelungen von Gemeinwohl zu täuschen vermochte. Der Wechsel mit den Finanzministern, Clugny, Cabourau, Necker, Golt de Fleury und d'Ormesson bemerhte die Verwerrung allgemein; anerkannt war das Daseyn großer Mißbräuche; aber eben so un möglich das Ausreissen ihrer tiefen Wurzel. Die Verabschiedung Neckers, dem sein stolzer compte rendu Haß und Verfolgung zugezogen hatte, ward vom Tiers Etat, um dessen Günst Necker buhlt, als ein öffentliches Unglück betrachtet. So herrschte in der öffentlichen Meinung längst vor der Revolution eine wahre Anarchie, die selbst bis in den Staatsrath drang. Nach dem Frieden von Versailles 1763, der einige Vortheile brachte, die aber den Aufwand nicht aufwogen, ward der höchst leichtsinnige, viel versprechende und wenig leistende Calonne Finanzminister. Doch behauptete Vergennes in den außerordentlichen Verhältnissen, z. B. im Scheldestreiche die Ehre der französischen Krone; indeß wird der Handelstractat, den er im J. 1766 mit England abschloß, als der größte Fehler seiner Staatsverwaltung betrachtet; ob er gleich eine Folge der geheimen Bedingungen des Tractats von Versailles war. Auch macht man ihm den Vorwurf, daß er die von Joseph II.



durch Hof und Berachtung erdient, durch den Mangel natürlicher Noth zur Verweisung gebracht und durch Nordamerika für die Freiheit der größten Masse der Nation Ziel und Rauf zu haben unfähig war (s. franz. Revolution). Der König vernicht das Parlament nach dem 2ten. So war der Krieg zwischen dem Thron und der Nation erklärt. Die Regierung hatte damals auch bei dem Kampfe der holländischen Patrioten mit dem Erbstatthalter im J. 1787 ohne Würde geendet; dadurch verlor sie ihr Ansehen in Frankreich. Der König selbst zerr gegen seine nächsten Umgebungen, die sich wie z. B. der Duc de Choiseul in die Einschränkungen des Hofstaates war mit dem größten Widerwillen fügten, eine an Schwachheit grenzende Gutmüthigkeit. Die Herzogin Orleans arbeitete imgeheim und heimlich dem Minister Ferrand entgegen. Man unterhandelte endlich mit dem Parlamente. Es kam zurüd. Doch der Herzog von Orleans reichte dessen Kistenschloß neu neuem auf. Die Schritte wurden seit dem 19. Nov. 1787 auf beiden Seiten immer gewaltsamer; im Verzuge brach im Juny 1788 die Einordnung aus; der Adel und die Officiere des Regiments Kastrup wagten es dazwischen zu treten, die Waffen gegen die Befehle des Königs zu führen. Selbst die Gerechtigkeit forderte ungestüm die Verurteilung der Stände. Ueber die verderblichen Intriguen der Despoten Oberhaupt geben Mesrivald und Molléville's Memoiren Aufschluß. Der Schwache, in allen seinen Plänen gehinnete, Prinzpalatinus der Gräfin ging ab. Necker trat im J. 1788 als D Staatsrath ein, mit der eiteln Uebersetzung indem er alles auf Eitel setzte. Der A Stande die doppelte Repräsentation, so daß dem Adel gleich war. Der Reichstag, der Bourbonn unzufrieden, ward eröffnet de zwanzig Jahre vor der Wiederherstellung! I kamste der Feudalisten und der neuen I fromm und schüchtern, verlassen und allein. Gemüthwohl mit redlichem Willen. Um W sollte er Festigkeit zeigen. Die Demokraten Emancipanten und die in Frankreich zurückgel ehn für untauglich zur Regierung. Er stellt die größten Opfer, sogar solche, die keine I fahr fragten, z. B. die Entlassung seines Lu 12. und 14. July 1792 die Nacht des 4. und 6. October; die Flucht des Königs bei mig unerschlossen, Gewalt zu brauchen, E sung selbst vernichtete und zugleich durch di an seine Unterthanen die essentialste. Weinnun Annahme der Constitution, den 14. Sept. lechlich erklärte; der Angriff des Völkels von Palast den 20. Juny 1792, wo Ludwig ebe unbedungen die Forderungen der wilden och bundenen Partien zurückwies und den 20. I Gewalt keine Zustimmung erzwungen zu dem, was er dem allgemeinen Wohl für nachtheilig hielt; die Katastrophe des 20. August; und de schändliche Proceß des Königs, wo er über sein Unglück erhaben, mit Würde und Gegenwart des Geistes die Anklagepunkte beantwortete; diese Ausbrüche der entfesselten Parteien und gegen den schuldlosesten Mann in der Mitte von Jacobinern, gehören in die Geschichte der französischen Revolution. Der König demers unzuf diesen Verhandlungen den Nach



er Unschuld und eine Geistesstärke, welche man früher an ihm nicht erkannt hatte. Als Gefangener der Gemeinde von Paris im Tempel verlagte man ihm Feder, Dinte, und Papier. Man lese Clermont's, des treuen Dieners seines Königs, Journal de ce qui s'est passé à la tour ou temple pendant la captivité de Louis XVI. und Hue's, der Ludwig in den Tempel folgte, Schrift über denselben Gegenstand. Seine gewöhnliche Beschäftigung war der Unterricht seines Sohnes und Lectüre. Er zog lateinische Schriftsteller den französischen vor. Fast täglich las er im Tacitus, Livius, Seneca, Horaz, Virgil, oder Terenz; in seiner Muttersprache aber gewöhnlich nur Reisebeschreibungen. Am Abend vor seinem Tode fand er, daß er in den fünf Monaten und sieben Tagen seiner Gefangenschaft 257 Bände gelesen habe. Er wurde, nachdem man bei wiederholter Zählung eine künstliche Mehrheit von 26 Stimmen auf 721 Stimmenbe, für das Todesurtheil herausgebracht hatte, zum Tode verurtheilt, und ohne auf die von seinen Verteidigern eingelegte Berufung auf die Nation zu achten, indem man ihm die erbetene dreitägige Frist, um sich auf den Tod vorzubereiten, verweigerte, im 39ten Lebensjahre, im Angesichte seines ehemaligen Palastes guillotiniert. Er starb mit dem Muth christlich frommer Ergebung. Auch sein letztes Wort, das seine Unschuld betheuerte und seinen Richtern vergab, wurde durch Trommelwirbel und durch das Geschrei erklickt: Es lebe die Republik! Die Franzosen sind nur gerecht, wenn sie die Herzengüte dieses Monarchen der Heinrichs IV. gleichstellen. Ludwig zeigte schon in seiner Jugend eine in den hohen Ständen seltene Empfindsamkeit. Er brauchte den Unglücklichen nicht zu sehen; hörte er von ihm reden, so vergoß er Thränen, und eilte ihm zu helfen. Unerkannt milderte er das Elend in den Häten und unter den Dachbewohnern. Indem er als Dauphin schon das Elend kennen lernte, nahm er sich vor, die Mißbräuche abzuschaffen. Sein Lieblingsgrundsatz und die Regel seiner Handlungen war: „die Könige sind nur deshalb auf der Erde, um durch ihre Regierung die Völker glücklich und um durch ihr Beispiel sie tugendhaft zu machen.“ Er entließ daher Minister, welche ihre Gewalt mißbrauchten. Er ließ die Staatsgefängnisse untersuchen, und befreite die unschuldigen Opfer der Willkür. Man vergleiche die Zahl der Gefangenen in der Bastille am 14. Julius 1789, und die unter Napoleon Bonaparte im J. 1813! Ludwig erklärte, daß er nie einen Verhaftbrief, lettre de cachet, im Voraus unterzeichnen würde. Kurz er beabsichtigte nichts als das Glück und die Liebe des Volks. Auf der Reise nach Cherbourg im J. 1786, wo er den berühmten Hafenbau seit 1784 zuerst unternommen und 37 Mill. Livres dazu bestimmt hatte, erhielt er die unzweideutigsten Beweise von der Liebe der Franzosen. Er schrieb damals an die Königin: „die Liebe meines Volks hat mich in meinem Innersten geführt; denke Dir, ob ich nicht der glücklichste König auf Erden bin?“ Und in seinem Testamente sagt dieser Monarch: „Ich vergebe von ganzem Herzen denen, die sich als meine Feinde betrogen, ohne daß ich ihnen dazu Ursache gab; und ich bitte Gott, ihnen zu vergeben. Meinen Sohn aber ermahne ich, wenn er das Unglück haben sollte, König zu werden, stets daran zu denken, daß er allen Haß und alle Empfindlichkeit vergeße, namentlich in Beziehung auf nicht Unglück und meine Leiden. Ich empfehle ihm, stets zu bedenken, daß man sich ganz dem Glücke seiner Mitbürger widmen soll; daß er das Glück seiner Völker nur dann macht, wenn er nach dem Gesetze regiert, daß aber der König dem Gesetze nur dann Achtung verschafft, und seinen guten Zweck erreicht, so weit er das dazu nöthige Ansehen

jag nach Willkür erschöpfen und das Rechnungswesen zerrütteten. Kosten des sogenannten Hirschparks (Parc-aux-Cerfs), das schändliche Mittel für Ludwigs verächtlichste Wollust, wurden mit solchen Jults bestritten, und Laçretelle glaubt sie (seit 1753), ohne Uebertreibung, auf 100 Millionen schätzen zu können! Ludwig spielte gern hoch, legte dazu eine Privatscasse an, deren Verlust er aber aus der Staatscasse ersetzte. Die an ihm verloren, wurden durch einträgliche Staatsämter entschädigt. Um jene Casse zu vermehren, trieb er ohne denken Agotage und Kornwucher. Das Steigen und Fallen der Staatsvätere und Kornpreise beschäftigte ihn ganz im entgegengesetzten Sinne, als es einem Könige geziemt hätte. Er legte zu diesem schamlosen Handel ein Capital von 10 Millionen aus seinem Privatvermögen, und ließ ohne Scheu in dem königlichen Staatsalmanach vom J. 74, unter den Finanzbeamten auch einen Herrn Niclavand als Director des grains pour le compte de S. M. aufführen. Aus Langroille druckte er auch manchmal Bücher; in sofern machte ihm selbst bekannte physokratische Systeme seines Leibarztes Quesnay Vergnügen. Er nannte ihn seinen Penseur, hörte gern, wenn er die Handagen der Minister zählte, kümmerte sich aber nicht um die Anwendung seiner Ideen. Gegen die Frauen betrug er sich öffentlich mit der Unkeilheit eines französischen Ritters. Er mischte sich aber zugleich in den kleinen Handel und Angelegenheiten, und spielte die Rolle eines Intriganten. Denn er war neugierig in Europa. Er unterhielt in dieser Absicht oft seine Minister nichts erführen. In des Dauphins, die Tugenden der Frauen bleibenden Eindruck. Doch schickte er im Tode der Königin, Neue zu fällen Trost in den alten Vergnügungen. In Paris, welche dem königlichen Einkommen Liores gekostet haben soll. Ludwig in Stumpfheit nahmen zu, je tiefer er fiel. Seine geheimen Ausschweifungen vergifteten das Familienglück seiner Untertanen; äußerte sich gegen einen solchen Schein, Epigramme und Libelle, an welche Eigenschaft gewöhnt hatte. Verhaftungen dem Könige nicht wieder geben. In gereimtesten Beschuldigungen, und in Abneigung dem öffentlichen Publikum nahm die französische Frivolität an; war mit Kleinigkeiten und persische großen Angelegenheiten des Staats vernachlässigt. Da gegen der Forts am Ohioflusse in America verwickelt; und als ob dieser Kammerling (im J. 1756) auf die Seite der Engländer kaum hatte die erste, durch die erste, Pompadour gewonnen. Diese ließ er Choiseul, an des Abbé Bernis ernennen; und es wurde im J. 1762 in Vertrag zu Versailles mit Oesterreich, als in der Geschichte einzig ist (s. unten zu Wasser und zu Lande große

Es war  
jede be-  
rubnis  
mit Ei-  
den zu  
den W...

Es durch die Schlacht bei Ross-  
D ne wahren sich nach sieben  
D glücklich erklären, daß der ed-  
eben in Fontenoybleau und  
, abwärts, in welchem Franke

... , Lorraine und die Jansin Herrn  
Vincent und Schmirquel verlor. Ludwig blieb be-  
gleichzeitig. Als er den Markgraf von Baden, 3  
Einnahme von Magon (im J. 1756) wieder sah, 1  
mit der Frage ob den von der ganzen Nation ge-  
, Wie haben Jemen die Reigen in America gebr-  
rühmte bourbonische Familien. Tracat, 3  
feul im Fort des Krieges im J. 1761. Esomend, 1  
was Polent mit dem franz. in den Einwohnern alle an

weisen sollte, war die Frankreich seine große Seite. Nach dem Kriege  
geschwacht sich Louisbourg O. a. d. R. durch mehrere despotische und gro-  
brachte unangebrachte Reformen, insbesondere aber durch die Verrech-  
bung des Jesuiten, aus Frankreich (im J. 1764) und die Erwerb-  
dung von Louisiana (1762) aus. Nebenbei war die D. H. H. H. H.  
die Ernte der Pompadour getrennt; diese führte, in Verbindung mit  
dem Kanzler Maupeou, den Herzog von Choiseul (1763), welcher  
beide befreundet waren, und eroberte den Herzog von Burgund auf  
desen Seiten. Sein Prozeß war die Veranlassung, daß der König  
oder der Kanzler Maupeou in der Nacht vom 20. Jan. 1771 die Par-  
lemente nieder durch verhängte Cadaverordres aus Paris vertrieb; sich  
Unternehmung, welche kein König von Frankreich je im Wahl. D. gehalten  
sen kann. Ein des Kanzlers Maupeou würdiges Gegenbild war der  
Generalintendant der Finanzen, der Abbé Terrai, der das Land ver-  
gebener auszog, während er sich ein lächerliches Einkommen von 2,000,000  
Livres erwarb. Es fehlte der König im Innern vorwärts war, so wie  
selbst gegen Frankreich anzuwartendes Gelingen. Polen wurde im Jahr  
1772 ohne Frankreich zu fragen, zerstückelt. Endlich starb der zu einem  
schönen Hofe herabgesunkene König, den sein hässlicher Unglücksfall  
nicht einmal der von einem Kanzler, Camille de Lamoignon, im J.  
1774, verurteilt widerstand, auch das schreckliche Land, in dessen 18  
Erkenntnis bringen können an den Kriegerkriegen, mit welchen man sich  
junges Mädchen, durch das die Königin D. H. H. H. seine Verleumdung  
gestritten wollte, anordnete hatte. Er hinterließ eine Schuldlast von  
400 Millionen Livres.

Ludwig XV. Zeitalter. Die Regierung Ludwigs war  
schwach und dem Staat verderblich; aber desto fruchtbarer eroberte sie die  
Weisheit der Nation, geweckt durch die Erinnerung an die Tyrannen  
Ludwig XIV., und durch unerschütterliche Mauer in dem Gedächtnis der  
Kunst und Wissenschaft. In Paris entstanden Schulen und gemeinnützige  
Anstalten; Palläste und Kirchen wurden erbauet u. a. Der Comte de  
St. Germain von Coufflay, der Kriegeminister Graf Vergennes  
wurde gebildet im J. 1753 die Erziehungsanstalt in Paris, und ließ Champ-  
Livre anlegen, bei Jacobine Trudaine leitete mit Erfolg den Er-  
bau der Hauptstadt und Boerbaure's schenkte viele Schulen  
mit sorgfältiger Pracht; Stanislaus legte sich in Fortführung der  
schonlichen Wohlthat bei geringen Mitteln mit der glücklichen Ein-  
sicht wieder her; und Sigal wurde ein reiches Drama auf, das  
den Markgraf von Baden (er starb 1760) in Göttingen errichtet  
wurde. Kein der edlern Kunstschonach verlor sich unter dem Einfluß

## Ludwigs XV. Zeitalter

des Hofes. Unter den vielen Malern in dieser Zeit waren  
 besseren Le Moine und Bernet. Ihr Luxus gief sich in  
 schimmernder Pracht; doch zugleich vervollkommnete er die von  
 geübten Manufacturen. Der künftriche Daucanson wandte  
 an Erfindungsfinn auf die Verbe-  
 XV. selbst nahm einigen Antheil  
 in von Pompadour Rath gefü-  
 gegen soll er die Erfindung eines  
 als das griechische Feuer gewesen  
 en; eine Handlung, die ihm zur  
 ifch erwiefen wäre. Unternehmern  
 Bourdonnaye, der Gouvier  
 urbon, und selbst sein Verläum-  
 reiterten den Handel Frankreichs  
 r St. Domingo und die kleinen  
 d die Häfen in der Levante besuch-  
 d bereicherten die Seestädte. Al-  
 Bourdonnaye's empfindend ungere-  
 ir England erhaltenen Vortheile;  
 rde nur durch Frankreichs Schutz  
 lflugel durch den leichtfönnig un-  
 ieg (von 1756 — 1762) Canada  
 n allen erhielt nach und nach den  
 : dritte Stand Ansehen und  
 r wurde. Die öffentliche W-  
 italter den Charakter der Bewe-  
 lhnheit an, der sich später in de-  
 iffallende Begebenheiten, wie der  
 s und die Hinrichtung des 1788  
 Barre, waren, brachten neue  
 nlauf. Aber das Unglück Frankr-  
 itten und der Religiofität, gleiche-  
 hellichen Gewalt, mit herrschenden

Frankreich aufgehende Licht der Wahrheit in einen verzehrenden  
 verbraub und die Schutzmassen der Erkenntniß in zweifelhafte Dol-  
 : verwandelte, daß der Egoismus der Standlichkeit sich des Gebirg-  
 s Verstandes bemächtigte, und daß der glänzende Hof mehr galt, als  
 i erhabener Wille und ein gediegener Charakter. Dieses unglückliche Zu-  
 mmentreffen des öffentlichen Glanzes mit der sitzlichen Verwilderung  
 liekte jedes Samenkorn der wissenschaftlichen Erkenntniß des Bessern-  
 iche Männer, wie Montesquieu, in ihrem Zeitalter verbreiteten, und  
 ich die Frankreich seinen geistigen Einfluß auf die höhern Classen der  
 esellschaft in einem großen Theile von Europa erlangte. Der unweis-  
 ide, stumpfsinnige Ludwig XV. hatte einen natürlichen Abscheu vor  
 em, was geistige Cultur hieß. Er fürchtete talentvolle Schriftsteller,  
 id sagte öfters von ihnen: Sie werden die Monarchie zu Grunde rich-  
 a. Doch folgte er in den ersten Jahren seiner Regierung dem Bes-  
 ele des Cardinals Fleury, welcher die Wissenschaften schätzte, und  
 hier gab er dem Urtheile seines Hofes und vorzüglich der Frau von  
 mradour nach, welche sich gief, eine Beschützerin des Genies und  
 maerin des Vortrefflichen zu heißen. Den ersten, den mächtigsten und  
 n dauernsten Einfluß auf den Geist seiner Nation, deren geistiger Re-  
 äferant er genannt werden kann, übte Voltaire aus. Kann man  
 aus der Bastille entlassen, als er mit Oedip (im J. 1716) kam

Lud-  
 auf der  
 20 re-  
 rechtbe-  
 erdrückt  
 , sie br-  
 er, wie  
 ce und  
 pleis,  
 rzüglich  
 Senegal  
 dieigheit  
 d durch  
 findien  
 daselbst  
 andern  
 führen  
 r. Bei  
 Bildung  
 wirkfo-  
 is XV.  
 und der  
 kuferte.  
 in Es-  
 ters be-  
 ernehmen  
 fall der  
 er will-  
 ick, das

stehende Laufbahn eröffnete. Ludwig war ihm abgeneigt; aber die Marquise bewog dessen ungeachtet den König, Voltaire'n zum Historiographen und Kammerjunker zu ernennen. Bald verleierte aber der absichtlich vom Hofe dem Dichter Crebillon gegebene Vorzug dem Sänger der Henriade den Aufenthalt in Paris. Mit ihm zugleich weckte das Nachdenken und den Witz der Nation der unsterbliche *Montesquieu*. Seine *lettres persannes* (im J. 1721) änderten den Ton des öffentlichen Urtheils, und sein Werk *sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains*, das 1734 erschien, wurde so wie der *esprit des loix*, das Studium der Antiquitäten, die Interesse an wissen- schaftlichen Kenntnissen, den Grafen Maure- son's Meinung von und unter dem Ae- rone, und 1736, präsen- tirt. *Schneid* hinterman- teau, *Diderot* Helvetius in d. größten Reibungen nehmen des Diction gegen das sich die und von dem Werk herbes, daß es eben Die Frauen nahat Philosophen Antheil philosophischen Zirkel mehrere materialisti- den Jahren von 1730 bis 1740 gehalten wird. Die *Metterie*, *D'Argens*, dem *Abbé de Prades*, die sämtlich aus Frankreich verbannt bei Friedrich II. Schutz, und deren Meinungen um desto leichter in Frankreich Eingang fanden, da hier die Tugend selbst den Meisten nichts als ein *heureux calcul* war. Die Verban- nungsurtheile der Sorbonne erregten nur mehr Widerstand; und die Frivolität des Zeitgeistes nahm die kühnsten und glänzendsten Irthüm- mer am liebsten in Schutz, wenn das Talent des Witzes sie vortrug. Keine Schrift aber war für die öffentliche Sittlichkeit verderblicher, als *Voltaire's pucelle*, ein geistvolles Gedicht, welches nur der unsaubere Geist der Zeiten der Regentenschaft seinem Verfasser einhauchen konnte. Doch arbeiteten wackere Männer, wie *L'argot*, *Malessherbes*, nicht ohne Beifall diesem Verderben entgegen, und retteten die Ehre der gesunden Ver- nunft. Dahin gehören vorzüglich *Duclos* *Considérations sur les moeurs*, von denen Ludwig XV. selbst sagte: sie sind das Werk eines Ehren- mannes. *Thomas*, *Marmonel* und *La Harpe* erklärten sich laut gegen den Atheismus. Aber die Angriffe auf die christliche Reli- gion gelangen vorzüglich dem Witze *Voltaire's*, da der *Duc de Choiseul*, um alle Stimmen gegen die Jesuiten für sich zu haben, der Phi- losophen und besonders des Verfassers des *Dictionnaire philosophique* sich annahm. Den heftigsten Zorn der Antiphilosophen reizte gegen sich *Rousseau* durch seinen *Emil*. Jesuiten und Jansenisten vereinigten sich gegen ihn; und er mußte ungeachtet der allgemeinen Begeisterung, die ihn schützte, Frankreich verlassen. Diese wenigen Züge können hinreichen,

Handbuch für  
ein angeregte  
Fleury und  
daß er New-  
johes Norden  
den J. 1735  
h unterstützte.  
J. J. Rouf-  
billac und  
reichs. Die  
te das Unter-  
d d'Alembert,  
ister erhoben;  
H. v. Malce-  
gemacht habe.  
vorkämpfe der  
und aus dem  
betius gingen  
vorzüglich in  
unter ist das  
n Holbach ge-  
lassen von La

um sich einen Begriff von dem revolutionären Geiste des Jahrhunderts Ludwigs XV. zu machen. Die öffentliche Meinung in Frankreich war längst im Zustande wilden Aufbruchs, ehe die durch Ludwigs XV., verächtliche Regierung vernichtete Achtung für den Monarchen, die durch sein Beispiel verdorbene Moral des Volks, und die durch seine Verschwendung verrüttelte Staatskraft den Ausbruch der Revolution selbst und den Umsturz des entweichten Thrones herbeiführten. K.

Ludwig XVI., Ludwigs XV. Enkel, zweiter Sohn des Dauphin, geboren den 23. Aug. 1754, vermählt 1779 mit Maria Antonia von Oesterreich; guill. den 21. Jan. 1793. Mit dem besten Willen, aber völlig unerfahren in Regierungsgeschäften, bestieg dieser unglückliche Fürst in einem Alter von kaum 20 Jahren den Thron, auf welchen ihn schon längst der Wunsch der Nation rief. Sie gab ihm den Beinamen des Ersehnten, *le désiré*, welchen seine Bescheidenheit ablehnte. Sein Großvater hatte ihn nach dem Tode des Dauphin im J. 1765, absichtlich von Allem, was sich auf seine Bestimmung bezog, entfernt gehalten; und die Gräfin Dabbarri suchte sich an der Betrachtung, welche der ernste, sittlichstrenge junge Prinz, der seine von ihr gehasste Gemahlin innig liebte, ihr bewies, dadurch zu rächen, daß sie ihn in den Augen des Königs lächerlich machte. Auch die Minister ließen ind geheim die Meinung, daß der Prinz hart und rauh und weit entfernt von der nachsichtigen Güte seines Großvaters sey, verbreiten. Sein Aeußeres schien dieß zu bestätigen. Er war gewöhnlich in sich gekehrt, still und verlegen; er wagte nicht die Gefühle seines Wohlwollens laut werden zu lassen. Seine Blödigkeit galt für Mißtrauen. Er fühlte sich in der That fremd an einem Hofe, wo das Laster unter tausend glänzenden Formen ihn umgab. Schmeichelei haßte er nicht an ihm; er wurde daher bald den Hofleuten gleichgültig. Der Duc de Choiseul sagte daher mit Recht von ihm: auf dem schönsten Throne der Erde war er der einzige König, der nicht nur seine Schmeichler hatte, sondern den man auch nicht die geringste Gerechtigkeit widerfahren ließ. In seinem Gesicht, das nicht ohne Würde war, drückten sich die Grundzüge seines Charakters aus: Redlichkeit und Unerschlossenheit. Aber, was ihm am meisten in der Meinung der Franzosen schadete, seine Haltung hatte nichts von der Anmuth, welche fast alle Prinzen von Geburt besaßen. Nur im Vertrauen sagte er, öfter als man geglaubt hat, ein französisches, treffendes Wort; erdöthete aber, wenn man es widerholte. Sarsungskraft, Fleiß und ein außerordentliches Gedächtniß erleichterten ihm seine Studien; aber leider! betrafen sie nicht unmittelbar die Pflichten und Benennnisse eines Fürsten; er beschäftigte sich zu sorgfältig mit den Besondern und Kleinlichen. So machte er sich durch eigene Hebung mit nützlichen Künsten vertraut. Er druckte z. B. im J. 1766, als Dauphin in 25 Exempl. *Maximes morales et politiques, tirées de Télémaque*, imprimées par Louis-Auguste Dauphin. Versailles, de l'imprimerie de Monseigneur le Dauphin. Er hatte die *Maximes* auf Fenelons Werk selbst gezogen. Er konnte über geographische oder chronologische Kleinigkeiten mit Gelehrten sich gut unterhalten; aber das Pragmatische der Geschichte, wodurch sie Könige warnend belehrt, war ihm fremd geblieben. Aufrichtig fromm und duldsam neigte er sich, obgleich im Mißtrauen gegen die Philosophen aufgemachset, zu einer den Menschen und Völkern wohlwollenden Philosophie hin. Die Tugenden seines Vaters, die stille Säuslichkeit seiner Mutter, hatten ihn tief einen sittlich-religiösen Sinn eingeprägt. Doch sein Beispiel sollte zeigen, wie unzureichend auf dem Throne die Tugenden eines Privat-

warrens stand. Er wählte den Grafen Maurepas, einen Mann von Geist und Erfahrung, der aber frivol dachte, und in Epigrammen glänzen wollte, zu seinem Staatsminister; an des verrufenen Abbé Terrai Stelle übertrug er das Finanzwesen dem aufgeklärten, genialischen und rechtschaffenen L'argot, der fest und streng nach philosophischen, zum Theil physokratischen Grundsätzen die Gebrechen des Staats durch große umfassende Reformen zu heilen sich vornahm. Er sah in den privilegierten Ständen die Quelle alles Uebels. Aber sogleich vereinigten sich gegen ihn die Freunde der alten Mißbräuche, der hohe Adel, der Hof und die Geschäftlichkeit. Die Parlemeute wurden auf Maurepas's Rath, gegen L'argot's Meinung, wieder hergestellt; und der Meinungskampf der alten mit der neuen Zeit verwickelte mehr als je die Schritte der

leitete die auswärtigen An- und Sardinie Seceminister. Staatsrath vortrug, hatten viel geistreicher Männer und Geoffrin, Mlle. Essi und die Herzogin d'Enville Antheil an L'argot's liberalen, Joseph II. und Leopold, laut in fandt  
gehört  
gaben,  
wurden  
vorbere  
st mit  
a beste  
n dem  
Ständ  
Beistand

Grundsätzen L'argot's zugethan war, so gewannen die übrigen den Adel, und rathen ihn gegen das Edict auf, das den Getreidehandel frei gab. Schon damals fielen Auftritte vor, wie zur Zeit des Adelsregiments in der Revolution. Der furchtsame, wohlwollende, unerfahrene Ludwig glaubte sich vom Volke gehaßt, war gegen Neuerer nachsichtig, endlich gebrachte er auf L'argot's und Mau's Vorstellungen Nachdruck, und die Unruhen, welche man in Paris la guerre des farines nannte, waren gedämpft, nach der Amnestie vom 17. Mai 1775. Auf die Ordnung des Königs (11. Juni 1775) folgte die Ernennung des edeln gewissenhaften Malesherbes zum Minister. Er war L'argot's Freund. Beider gemeinschaftliches Wirken hätte vielleicht den Widerstand der alten Anordnung besiegt, gegen welche im J. 1776 sechs königl. Edicte erschienen. Unglücklicherweise aber verfuhr der neue Kriegsminister, der Graf von St. Germain in seinen Neuerungen gewaltiam, und griff nicht Vorurtheile, sondern den militärischen Geist des Franzosen in seinem Wesen an. Die aufgehobenen oder verminderten Corps, und der beleidigte Militäradel erklärten laut ihren Annalen über das den höhern Ständen abnehm verhasste Neuerungssystem. Der Staat gehe dabei zu Grunde, war das allgemeine Geschrei; das Parlament weigerte sich, fünf Edicte des Königs einzuregistrieren. Ludwig entschloß sich zwar, sein Ansehen durch ein Lit de justice den 12. März 1776 zu behaupten; aber die Königin eine Fürstin, die ihrem Gemahl eben so an Lebhaftigkeit des Verstandes als an Wiß überlegen war, und dabei den Glanz und die

Freude liebte, folgte, nebst Maurepas, der Lürgots geheime Feind war, der öffentlichen Stimme. Ihr vermochte der König nicht zu widerstehen. Er wankte; das Deficit, welches die Bezahlung der Schulden und die Ordnungskosten im J. 1775, hervorbrachten, stößte ihm Mißtrauen gegen Lürgots philosophische Ansichten ein. Malesherbes nahm seinen Abschied; Lürgot mußte ihn nehmen. Die Privilegirten hatten gesiegt; aber der Haß des dritten Standes und die Sehnsucht aller Hellschenden und Wohlmeinenden nach einer durchgreifenden Reform wurde nur um so größer. Doch wollten sie keinen Umsturz des Ganzen; ihre kühnsten Wünsche blieben innerhalb der Schranken einer monarchischen Form, bis der nordamericanische Freiheitskrieg den Bündstoff in diese brennbare Masse warf. Der Tag, wo Ludwig XVI. das Bündniß mit den nordamericanischen Staaten schloß, der 6. Febr. 1778, bestimmte sein Schicksal, denn der hieraus entstandene Krieg von 1778 bis 1782, welcher Frankreich nach A & D o u i n, 1400 Mill. Livres gekostet hat, führte ein unheilbares Deficit, dieses die allgemeine Ständeversammlung, diese aber den Fall des Monarchen und der Monarchie herbei. Nach Lürgots Entfernung nahm die Verschwendung bei Hofe zu; während Ludwig sich jede große Ausgabe versagte, bewilligte er sie nur zu leicht der Königin, und den Prinzen des Hauses. Er bezahlte die Schulden des Grafen Artois. Luxus und Pracht machten die verschiedenen Hofhaltungen überaus kostbar. Man spielte hoch; man baute; man hielt Wettrennen; man befriedigte jeden Einfall, und Ludwigs Mißbilligung, der sich oft diesen Festen entzog, galt für das Zeichen gemeiner Besinnung. Die Regelmäßigkeit seiner Lebensweise, wo Studien und häusliche Freuden mit ernstem Geschäften wechselten, machte auf die frohlichen Verschwender keinen Eindruck. Der arme Ludwig mußte nicht dem Hofe und den Prinzen zu rapponieren. Die Königin überließ sich ihrem frohlichen Sinne. Geschmeißel und Kunstsinne herrschten in den Festen von Versailles und Klein-Trianon; aber zugleich unterwarf die Mode alles ihren Launen. Maurepas durchschaute entweder nicht, wohin das Alles führen mußte, oder er sagte sich mit egoistischem Leichtsinne in die Nothwendigkeit. Das Vergnügen war ja auch sein Element. Er blieb dirigirender Minister bis an seinen Tod, den 21. Nov. 1781; doch theilte er das Vertrauen Ludwigs mit der geistvollen Königin, und mit jedem, der den Monarchen durch Vorspiegelungen von Gemeinwohl zu täuschen vermochte. Der Wechsel mit den Finanzministern, Clugny, Caboureaux, Necke, Joly de Fleury und d'Ormesson vermehrte die Verwilderung allgemein; anerkannt war das Daseyn großer Mißbräuche; aber eben so unmaßlich das Ausreißsen ihrer tiefen Wurzel. Die Verabschiedung Neckes, dem sein stolzer compte rendu Haß und Verfolgung zugesogen hatte, ward vom Eiers Etat, um dessen Gunst Necke buhlte, als ein öffentliches Unglück betrachtet. So herrschte in der öffentlichen Meinung längst vor der Revolution eine wahre Anarchie, die selbst bis in den Staatsrath drang. Nach dem Frieden von Versailles 1783, der einige Vortheile brachte, die aber den Aufwand nicht aufwogen, ward der höchst leichtsinnige, viel versprechende und wenig leistende Calonne Finanzminister. Doch behauptete Bergennes in den außerordentlichen Verhältnissen, z. B. im Scheidestreite die Ehre der französischen Krone; indes wird der Handelstractat, den er im J. 1786 mit England abschloß, als der größte Fehler seiner Staatsverwaltung betrachtet; ob er gleich eine Folge der geheimen Bedingungen des Tractats von Versailles war. Auch macht man ihm den Vorwurf, daß er die von Joseph II.



ungebotens vortheilhafte engere Verbindung nicht annahm, und dadurch Oesterreichs Annäherung an Rußland veranlaßte. Ludwig XVI. aber verrieth eine gefährliche Schwäche, daß er Minister, deren Plan er anfangs gut hieß, vor deren Ausführung entließ, und das Volk sagte öfentlich: „man hat unsern guten König betrogen, man wird ihn immer betrügen: was wird aus ihm werden?“ Man erzählt, er habe zuweilen seine Nebenstunden mit Schlosserarbeit ausgefüllt, und sey dabei zum Genuß von starken Getränken verleitet worden. Dieß und die Arbeit beim Feuer hätten sein Blut zu sehr erhitzt und seine Ueberlegung geschwächt, späterhin aber hätte seine natürliche Indolenz, bei seiner zunehmenden Körperstärke, die selbstständige Kraft und freie Thätigkeit seines Geistes gehindert, und eine phlegmatische Gleichgültigkeit erzeugt. Allein man weiß auch, daß sich Ludwig gern wissenschaftlich beschäftigte, und gemeinnützige Unternehmungen mit thätiger Liebe und Einsicht betrieb. Er entwarf mit vieler Einsicht den Plan und die Instruction für la Perouse: zu einer Reise um die Welt, im J. 1788. Mehrere Stellen in letzterer sprechen auf eine rührende Art den wohlwollenden Sinn dieses arglosen Fürsten aus. Er beklagte das unglückliche Schicksal dieses Seefahrers oft mit den Worten: „Ich sehe zu wohl, daß ich nicht glücklich bin.“ Sein Wohlwollen machte ihn besonders für die ärmern Geistlichen besorgt; doch befolgte auch er den Grundsatz Ludwigs XV., Bischümer und reiche Pfründen keinem aus dem Bürgerstande zu geben. Eine eben so unbillige und weit nachtheiligere Scheidungslinie zog er bei der Armee, wo er die militärischen Grade ausschließlich dem Adel bestimmte. Der dritte Stand mußte schweigen; aber desto bitterer, schadenfroher und leidenschaftlicher erklärte sich die Menge ohne Scheu über den Hof und die höhern Stände, als der berühmte Halsbandprozeß gegen den Cardinal Pringen von Rohan den 15. Aug. 1785 seinen Anfang nahm. Das schändliche Libell der gebrandmarkten Gräfin de la Mothe und ihres Mannes freute die erbitterten Wolke nur zu leichtgläubig aufgefaßt wurden. Der Thron wurde durch diesen Vorfall herabgewürdigt, und man glaubt, daß schon damals der unverföhliche Feind der Königin, der Herzog von Orleans, die verächtliche la Mothe als ein Werkzeug seines Hasses benutzte habe. In dieser Säbrung der öffentlichen Meinung, wagte es Calonne, die Notabeln zu berufen. Seine Scheingründe überredeten den furchtsamen König zu einem so kühnen Schritt. Die heimlichen Republikaner triumphirten, daß die Verlegenheiten des Schatzes das königliche Ansehen immer mehr herabsetzten. Zum Unglück starb der vielgeachtete Graf von Vergennes, den 13. Febr. 1787; und den 22. Febr. eröffnete der König die Versammlung mit einer Rede, die auf die Gemüther nicht vortheilhaft wirkte. Das Wort Deficit (der General-Controllleur hatte es zu 112 Mill. angegeben; man schätzte es aber auf mehr als 140 Mill.) machte die Pläne des leichtsinnigen verschwenderischen Calonne verdächtig. Es bildete sich eine Opposition, und Calonne erhielt den Abschied. Das Parlament machte Vorstellungen gegen zwei neue Auflagen (timbre en subvention territoriale) und verlangte die Zusammenberufung der Reichsstände. Dieses große Wort zerriß wie ein Blitzstrahl den dunkeln Schleier der Zukunft. Die Nation hörte es mit Staunen; der Hof zitterte. Ludwig wagte ein Lit de justice; aber das Parlament erklärte es für ungültig. Nach La Fayette war ein Calonne der Funke, welcher diese Mine zündete, die den Thron umstürzte, weil die verdorbene, durch Wehm und Leidenschaften aufgeregte,

durch Hof und Betrachtung erbittern, durch den Publick nichtlichen Rath zur Verzeihung gebracht und durch Nachbarmitteln für die Freiheit der geistlichen Waise der Nation Ziel und Maß zu halten unfähig war (franz. Revolution). Der König verließ das Parlament nach London. Es war der Krieg zwischen dem Thron und der Nation erklärt. Die Regierung hatte damals auch bei dem Kampfe der holländischen Patrioten mit dem Erbstatthalter im J. 1787 ohne Würde gekämpft; dadurch verlor sie ihr Ansehen im Frankreich gegen seine nächsten Umgebungen, die sich mit in die Einschränkungen des Hofstaates nur zu len fügten, eine an Schwachheit grenzende Orleans arbeitete insgeheim und öffentlich Orleans entgegen. Man unterbandelte endlich zum Glück. Doch der Herzog von Orleans wehrte auf. Die Schritte wurden seit dem Seiten immer gewaltsamer; in Bretagne Empörung aus; der Adel und die Officiere wollten es da selbst thun, die Waffen gegen führen. Selbst die Gerechtigkeit forderte in Eünde. Ueber die verderblichen Intriguen gehen Neffandals und Molliville's Schwärze, in allen seinen Plänen gehindert ging ab. Necker trat im J. 1788 als Der Staatsrath ein, mit der eiteln Ueberzeugung indem er alles aufs Spiel setzte. Der ist Stande die doppelte Repräsentation, so daß dem Ständen gleich war. Der Reichstag, der Bourbons umstürzte, ward eröffnet den zwanzig Jahre vor der Wiederherstellung! W kam die Privilegierten und der neuen E fromm und schwächern, verlassen und allein. Gemeinwohl mit redlichem Willen. Um ihn sollte er Festigkeit zeigen. Die Demokraten hielten ihn als einen die Emigranten und die in Frankreich zurückgebliebenen Aristokraten hielten ihn für untauglich zur Regierung. Er selbst brachte dem Volke, gern die größten Opfer, sogar solche, die seine persönliche Sicherheit in Gefahr setzten, z. B. die Entlassung seiner Leibwache. Die Lage des 21. und 22. und 24. Juli 1791; die Nacht des 4. August, der 20. und 6. October; die Flucht des Königs mit unentschlossener Gewalt zu brauchen, zung selbst vernichtete und zugleich durch seine Unterthanen die öffentliche Meinung Annahme der Constitution, den 14. Sept. leglich erklärte; der Angriff des Völkers in Verlast den 20. Juni 1792, wo Ludwig die Forderungen der wilden und bündenen Faktionen zurückwies und den 20. Gewalt seine Zustimmung erzwingen zu dem, was er dem allgemeinen Wohl für nachtheilig hielt; die Kasstrafde des 20. Augusts; und die schändliche Prozeß des Königs, wo er über sein Unglück erhaben, mit Würde und Gegenwart des Geistes die Anklagepunkte beantwortete: die Ausbrüche der zusehenden Parteien gegen den schuldlosen Mann in der Mitte von Jacobinern, gehören in die Geschichte der französischen Revolution. Der König bewies unter diesen Verhändlungen den Muth

in Ansehung und einer Heiligkeit, welche man früher an ihm nicht  
 kannte hatte. Als Gefangener der Gemeinde von Paris im Tempel ver-  
 zogen man ihm Feder, Damm, und Bart. Man lese Clero's, des  
 neuen Diktors seines Königs, Journal de ce qui s'est passé à la tour  
 à compte pendans la captivité de Louis XVI. und Sur's, der Lud-  
 wig in den Tempel folgte, Schrift über denselben Gegenstand. Seine  
 rühmliche Beschäftigung war die Unterrichts seines Sohnes und Lec-  
 ture. Er las lateinische Schriftsteller den französischen vor. Fast täg-  
 lich las er im Tacitus, Livius, Seneca, Horaz, Virgil, oder Terentius  
 in seiner Muttersprache oder gewöhnlich nur Ausdrucksübersetzungen. Am  
 Abend vor seinem Tode fand er, daß er in den fünf Monaten und sie-  
 ben Tagen seiner Gefangenschaft 27 Pände gelesen habe. Er wurde,  
 nachdem man bei wiederholter Zählung eine künstliche Mehrheit von 28  
 Stimmen auf 721 Stimmen, für das Todesurtheil herbeischrieb  
 wurde, zum Tode verurtheilt, und ohne auf die von seinen Verteidigern  
 eingelegte Berufung auf die Nation zu achten, indem man ihm  
 die erbetene dreitägige Frist, um sich auf den Tod vorzubereiten, ver-  
 weigerte. Im letzten Lebensjahre, im Ansehn seines ehemaligen Pala-  
 des guillotiniert. Er starb mit dem Munde herzlich frommer Ergebung.  
 Nach seinem letzten Brote, das seine Ansehn bezeugte und seinen Rich-  
 tern vorgelegt wurde durch Trommelwirbel und durch das Geschrei er-  
 hob: „Es lebe die Republik!“ Die Franzosen sind nur gerecht, wenn  
 sie die Herrschaft dieses Monarchen der Heinrichs IV, gleichstellen.  
 Ludwig zeigte schon in seiner Jugend eine in den hohen Ständen selten  
 Empfindlichkeit. Er brauchte den Unglücklichen nicht zu sehen; Chris-  
 tus von ihm reden, so vermaß er Trost zu geben, und eilte ihm zu helfen. An-  
 erkannt widerstand er das Elend in den Straßen und unter dem Pöbel  
 zu sehen. Indem er als Cardinal schon die  
 er sich vor, die Mißbräuche abzuschaffen.  
 die Regel seiner Handlungen war: „die G-  
 der Erde, um durch ihre Regierung die  
 der Beispiel sie tugendhaft zu machen.“  
 welche ihre Gewalt mißbrauchten. Er ließ  
 haben, und befreite die unschuldigen Op-  
 ferte die Zahl der Gefangenen in der V-  
 und die unter Napoleons Bonaparte im J-  
 er nur einen Verdacht, lettres de cachet  
 würde. Kurz er beabsichtigte nichts als i  
 Volk. Auf der Reise nach Oberburg im J. 1786, wo er den Verhöre-  
 ren Dolmetsch seit 1784 zuerst unternommen und 37 R. L. Lieres dazu  
 bestimmte hatte, erhielt er die unabweislichsten Beweise von der Liebe  
 der Franzosen. Er schrieb damals an die Königin: „die Liebe meines  
 Volks hat mich in meinem Inneren getrieben denke Dir, ob ich nicht  
 der glücklichste König auf Erden bin?“ Und in seinem Testament sagt  
 dieser Monarch: „Ich vergebe von ganzem Herzen denen, die sich als  
 meine Feinde betrogen, ohne daß ich ihnen dazu Ursache gab; und ich  
 bitte Gott, ihnen zu vergeben. Keinen Lohn aber erwähne ich, wenn  
 es das Unglück haben sollte, König zu werden, stets daran zu denken,  
 daß er allen Hoff und alle Empfindlichkeit vergeßt, namentlich in Be-  
 ziehung auf mich Unglück und meine Leiden. Ich empfehle ihm, stets  
 zu bedenken, daß man sich ganz dem Glück seiner Vordränger widmen  
 soll; daß er das Glück seiner Väter nur dann macht, wenn er nach dem  
 besten regiert, daß aber der König dem Reich nur dann Achtung ver-  
 schenkt, und seinen guten Zweck erreichte, so weit es das dazu nötige Ansehen

besitzt." Ludwig wurde auf dem Magdalenenkirchhofe zu Paris, zwischen den Gräbern derer, die einst bei seinem Vermählungsfeste im J. 1774 in dem Gemüthe auf dem Ludwigsplatze erdrückt worden waren, und zwischen dem Grabe der am 10. Aug. 1792 in der Verteidigung des Königs gefallenen Schweizer, beerdigt. Ein Advocat Decloseaux kaufte den Platz, und machte sich zum Hüter der verwesenden Hüllen des Königs und der nachher an seiner Seite beerdigten Königin. Ludwig XVIII. belohnte nachher seine Treue, indem er ihm das Band des Michaelisordens und eine auf seine zwei Töchter rückfällige Pension verlieh. Auch die Herzogin von Angoulême sandte ihm die Bildnisse ihrer geopferten Eltern. Am 18. und 19. Jan. 1815 wurden die Gräber der Letztern, unter Beobachtung der erforderlichen Formalitäten, eröffnet, die Leichname ausgegraben, und dann in das königliche Begräbniß nach St. Denis gebracht. Nach einer zu gleicher Zeit gegebenen königl. Verordnung, wird alle Jahre am 21. Jan. in allen Kirchen des Königreichs, neben andern Trauerceremonien, ein Gottesdienst zum Andenken Ludwigs XVI. gehalten, welcher im folgenden Jahre, besonders in St. Denis, unter großen Feierlichkeiten, statt hatte. Man hat noch keine Geschichte von diesem Fürsten. De Sodoard's Werk ist unbedeutend; J. J. Regnaud's *Siecle de Louis XVI.*, sehr einseitig; es preiset u. a. die erste Constitution von 1791 als ein chef d'oeuvre de l'univers, welche man bald darauf in Frankreich eine monströse Mißgeburt nannte! Des Grafen von Anguillet, welcher in Hamburg unter dem Namen Trueman lebte, Brief an Ludwig XVI. geschrieben am Tage nach der Taufe des Dauphin, ist ein schätzbarer Beitrag zur Charakteristik des unglücklichen Monarchen. Die kürzlich in Paris erschienene *Vie privée et politique de Louis XVI., avec un précis historique sur Marie - Antoinette, Mme. Elizabeth etc., par M. A. . .* enthält nur wenig unbekanntes Materialien. K.

Ludwig XVII. oder Ludwig Carl Capet, geb. den 22. Oct. 1781, wurde zugleich mit seinem Vater Ludwig XVI., seiner Mutter, Schwester und Tante, den 10. Aug. 1792 in das Gefängniß des Temple gebracht. Nach Ludwigs Hinrichtung riefen die Royalisten den jungen Capet, wie ihn die Republikaner nannten, unter dem Namen Ludwigs XVII. zum König von Frankreich und Navarra aus; und Monsieur, der Graf von Provence erklärte sich während der Minderjährigkeit des jungen Ludwig zum Regenten von Frankreich. Seine Mutter, die ehemals angebetete, dann von der schändlichsten Verläumdungssucht verfolgt, geistvolle, großherzige, Maria Antonia, die Schwester Josephs II., und Leopolds II., wurde, nachdem sie mit der empfindlichsten Grausamkeit behandelt worden war, auf dem Revolutionsplatze den 16. Oct. 1793 guillotiniert. Dasselbe Schicksal traf Ludwigs XVI. Schwester, die fromme und mildthätige Elisabeth den 10. Mai 1794. Der zehnjährige Carl Ludwig Capet, der im Gefängnisse sehr nachlässig behandelt wurde, starb im Temple den 8. Juni 1795. Seine Schwester Maria Theresia Charlotte, geb. den 19. Dec. 1773, verließ erst im December 1795 den Temple, um an der Grenze gegen einige gefangene französische Conventsdeputirte ausgesetzt zu werden. Sie ging nach Wien, und vermählte sich den 10. Juni 1799 zu Nikau mit dem ältesten Sohne des Grafen Artois, Ludwig Anton, Herzog von Angoulême, geb. den 6. Aug. 1775. Im Mai des J. 1814 trat sie zugleich mit Ludwig XVIII. aus England nach Frankreich zurück. K.

Ludwig XVIII. (le dévot), Ludwig Stanislaus Xavier, Graf von Provence, dritter Sohn des Dauphins, des Sohnes Ludwigs XV., ehelichte den 17. November 1775, vermählte den 14. Mai 1778 mit Marie Josephe Louise, Tochter des Königs Victor Amadeus III. von Sardinien, welche im Jahre 1810 starb, hieß Monsieur, nach dem Regierungsantritte seines Bruders im J. 1774; Regent von Frankreich, nach dem Tode Ludwigs XVI. Er nannte sich Ludwig XVIII. nach dem Tode seines Neffen, Europa aber, selbst England, erkannte ihn als König von Frankreich nicht eher an, als nach der Einnahme von Paris, den 31. März 1814. Als König von Frankreich und Navarra regierte er, anfangs durch seinen Bruder, Monsieur, Grafen von Artois, der als Generallieutenant und Statthalter in Paris den 13. April 1814 an die Spitze der provisorischen Regierung trat. Er selbst übernahm die Regierung durch seine Bekanntmachung aus St. Omer den 2. Mai 1814, zählt aber seine Regierungsjahre vom Tode seines Neffen, Ludwig XVII., an. Während der Regierung seines Bruders nahm er sehr wenig Antheil an dem Factionen- und an den Luftberathen des Hofes. Ludwig XVI. beschäftigte sich am liebsten mit Landbauern; der Graf von Provence mit Büchern; beider Gemahlinnen folgten andern Lieblingsstimmungen. Man bemerkt, daß Ludwig XVIII. in frühern Jahren viel Sinn für Poesie gezeigt hat; und da er der Verfasser von mehreren sehr artigen Gedichten ist, so dürften die Literatoren ihn wohl in die Liste der königlichen Schriftsteller aufnehmen. \*) Bei der ersten Versammlung der Notabeln im Jahre 1787 stand er an der Spitze des ersten der sieben Ausschüsse, um schielend aus Ueberzeugung auf die Seite der Opposition gegen den Generalcontroleur der Finanzen, Calonne, zu treten; wenigstens wurde dieser von dem Ausschusse, unter dem Voritze des Grafen von Provence, am heftigsten angegriffen. Das Volk faßte daher eine Vorliebe für ihn; und als er vom König den Auftrag erhielt, die Einregulirung einiger Edicte dem Oberrechnungshofe anzubefehlen; begrüßte ihn das Volk mit Freudengeschrei. Sein Bruder hingegen, der Graf Artois, welches nicht zur Opposition gehörte, wurde mit Beleidigungen überhäuft. Bei der zweiten Versammlung der Notabeln, welche der König den 9. November 1788 eröffnete, sprach Necker den Wunsch aus, daß der dritte Stand eine doppelte Repräsentation haben möchte. Der Graf Artois und die Feinde der beiden Häuser Condé widerlegten sich diesem Ver-

\*) Er hat auch einige Stücke von Götters Gedichten (Zusätze) überliefert.

dritten Standes; die übrigen hatten sie mit einer kleinen Stimmenmehrheit verworfen. Der König bekräftigte die Meinung Monsieur's, befehlte aber, was damit im Widerspruche stand, die getrennte Berathschlagung der drei Stände bei. In der Revolution konnte Monsieur so wenig als der König selbst den Verleumdungen der Volkspartei entgehen. Nach der Zerstörung der Bastille begleiteten die beiden Brüder den König am 15. Julius, in den Saal der Nationalversammlung, wo ihr Ludwig erklärte, daß er auf die Liebe und Treue seiner Unterthanen rechne, und daher den Truppen Befehl gegeben habe, sich von Paris und Versailles zu entfernen. Aber das Volk in Paris hatte den Grafen Artois bereits gedächet; und dieser verließ daher den 26. Julius mit seinen zwei Söhnen das Königreich. Ihm folgten die Prinzen von Condé und von Conti, die Herzöge von Bourbon, von Enghien und von Luxemburg. Monsieur blieb. Als das Volk die Hinrichtung des Marquis von Favares verlangte, weil er den König habe entführen, und eine Gegenrevolution machen wollen, woran auch der Graf von Provence Theil genommen, begab sich dieser den Tag nach der Verhaftung des Marquis, den 26. December 1789, auf das Pariser Stadthaus, um sich persönlich wegen jener Beschuldigung zu rechtfertigen. „Er stehe mit dem Marquis in keiner andern Verbindung, als daß dieser ihm habe zwei Millionen Liores zur Bezahlung seiner Schulden negociiren sollen.“ Von diesem Gelde glaubte das Volk, es sey zur Anwerbung von Truppen bestimmt gewesen. Der Marquis wurde vom Chatelet zum Tode verurtheilt, und den 19. Februar gehangen. Endlich bewogen die stürmischen Bewegungen der Parteyen in Paris den König, sich an die Grenze des Königreichs zu begeben. Ludwig schlug die Straße nach Montmedy, der Graf von Provenet aber die nach Mons ein. Jener wurde in Varennes den 21. Julius 1791 angehalten; dieser entkam glücklich nach Brüssel. Er nahm hierauf an den Schritten der Emigranten in Coblenz Theil, protestirte gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung und die Beschränkung der Freiheit des Königs. Auf des Königs Aufforderung an ihn, vom 30. und 31. October 1791, daß er zurückkehren solle, erließen die Prinzen, seine Brüder, eine Erklärung, daß sie die Constitution als ein Werk von Unrechtern ansähen; daß der König zwar den Besitz des Königreichs habe, aber nicht als ein Eigenthum, sondern als Fideicommiß, das er seinen Nachfolgern so überliefern müsse, wie er es bekommen. Solche Ansichten machten die Trennung zwischen Alt- und Neu-Frankreich, wie man den Hof der Prinzen und dies kleine Heer des Prinzen von Condé nannte, unheilbar, und verwickelten den König immer tiefer in den Hof der Parteyen. Der Krieg brach aus. Ludwig verlegte seinen Hof nach Verona. Hier wurde er im J. 1795, nach dem Tode seines Neffen von den Emigranten zum König ausgerufen. Alle Unfälle, die ihn seitdem trafen, ertrug er mit Würde und Fassung. Als ihn das Jahr darauf der venetianische Senat, durch Bonaparte's Drohungen erschreckt, abthigte, jene Stadt zu verlassen, unterwarf er sich ohne Widerren dieser strengen Maßregel. Doch ließ er sich bei seiner Ankunft in Venedig das sogenannte goldene Buch vorlegen, in welchem die Namen der edlen Familien Venedigs standen, und Aller, die gleiche Privilegien besaßen. Er suchte den Namen Heinrich's IV., fand und durchsuchte denselben. Jetzt führte er, gleich Carl II. nach der Schlacht bei Worcester, unter dem Namen eines Grafen von Lille, ein wanderndes Leben, unterstützt von fremden Höfen und einzelnen Freunden des Hauses Bourbon. Außer England und andern Höfen zahlte auch

Vorwahl des Königs ein Festgeld von 100,000 Franken. Die Schulden der Couronne im Valentin, die gegen die Chauxen betragen, sind jetzt von Frankreich übernommen. Ludwig kam erst im Jahr 1793, nach der ersten Revolution. Von Orléans ging er nach Blois, Le Mans, wo er unter dem Schutz des Herzogs von Breunshweig lebte; nach dem Frieden vom 3. 1797 kam er nach Metz, wo er die Vermählung des Fürstbischofs mit Ludwig XVI. beobachtete. Bald nachher kam er nach Paris, wo er sich in der Gesellschaft der Freunde der Freiheit im 3. Jahr nach Verfall, die Präsidenten zur Entlassung zu bewegen. Man dachte nicht als glänzende Anführer von ihm, und nahm ihn dem Unterhändler des ersten Convents des 2. Jahres: „Ich verzeihle Herrn Bonaparte nicht mit seinen Verdiensten; ich habe seine Leistungen, seine militärischen Tugenden, und weiß ihm auch für manches Mal, das er seinem Volke erzeigt. Ich bin mir nicht seiner Rechte bewußt, von dem Recht, so wichtig ich gehören bin. Als Fehler des jetzigen Ludwig werde ich nicht zu reden mich aben; als Nachfolger Louis's I. will ich wenigstens seine Tugenden, wie er; die haben Alles gesehen, nur die Ehre nicht. Im Vertrauen haben den ab. Herzog der Kammern des Königs der. Unter die sein lebte der Bruder des Präsidenten, Carl Philipp Graf von Metternich, (geboren 1771), der sich seit zwei Monaten in Paris, vom 3. 1798 an während in Le Mans, 1798. Jedes war der die Abstände in dem 24. März wieder dem Präsidenten gesehen, und hatte einige Veränderung in der Form der Kammern gewünscht, weil sie den Oberbefehl verloren, und dadurch das Ansehen der Couronne vermehren können. Der König bedacht nicht. „Von Coercen“ erklärte er, „die ich durch Bonaparte's Verlangen gewünscht glauden, nur seinen Wunsch zu versuchen. Das werde ich begehren und geben. Ich fürchte die Revolution nicht; ich will, wider es sein, Bonaparte's Verdienste mit seinen Verdiensten.“ Auf Bonaparte's Verlangen vom 9. September wurde durch ein Decret des Paris vom 21. August durch den Präsidenten des gewählten Ausschusses für Verordnungen erklärt; auch die Chauxen der französischen Regierung erklärte sie für grundlos; aber der Ausschuss widersprach nicht. Ludwig blieb, so auch auch das Schicksal der französischen Republikrichters über Europa durch die Bemerkungen des von. Er ist sich nach England, und zuletzt nach England zu schicken mußte, konnte er wohl seine Forderung erhalten, aber im Jahr 1801. Das dort im mehreren in Erfahrung gebracht, eine wichtige Bestätigung seiner Forderung in Frankreich zu bewirken. So ließ er dem französischen Herrschers Bedenken, welches durch das Paris, um Frankreich der Anrede zu erreichen, Vollmacht durch den Vertrag und seine Unabhängigkeit. Er überließ sich an ihn, der Regel (1), den 24. Mai 1801. Dieser Brief ist ein Beweis der großen Achtung und des hohen Vertrauens, das er zu diesem, jedoch unangenehmen und bedauerlichen Verfahren hatte, von dem er damals glaubte, daß ihm die Ehre der Wiederherstellung der französischen Monarchie vorbehalten sei. Das andere die Corps, die während der Zeit der Revolution und dann in englischen Geld geschickten Regierung seit dem 3. 1798 vornehmlich, wurde ausgeführt England wird ihm in Holland, in dem Vertrag des 18. des Monats September mehrere darauf der darüber an den jetzigen Regierenden bewußt. In dem 24. Februar haben der Verkauf der Kreuze und Frankreich wieder auf den Punkt gestellt weil





In London, hatte im Namen der christlichen Welt in Frankreich durch  
 einen Schritt der an Ludwig XVI. verübten Blutschuld von der Nation  
 bewähren, und sich nach Europa den Frieden geben wollen. Schon am  
 1. April übertrug ein Comitéschreiber die Generalvollmacht an den  
 Grafen von Artois bis zu dem Zeitpunkt, wo Ludwig Stanislaus Kas-  
 er, welcher auf Frankreichs Thron berufen sey, die Konstitutionsur-  
 unde Frankreichs angenommen habe. Aber eben diese Urkunde, in wel-  
 cher unwürdige Comite-  
 edachte hatten, widerst-  
 elgischen Monarchiam  
 Urkunde selbst verwerfen  
 derselben bekräftigt, un-  
 telt. Dieser Sieg der  
 er gähnen, den je die  
 ische ist, erkämpft hat,  
 ußerst glänzig. Tiefs  
 echnerrigen, und die ne  
 ed Karikaturen, sonde  
 Republikan zu verführen.  
 ed Senats und des gesetzgebenden Körpers am 12. April den wesentli-  
 chen Inhalt der Konstitution aus, mit Weglassung der unglüklichen Punkte.  
 Eine seiner wichtigsten Regierungsmaßregeln war der Abschluß des  
 allgemeinen Wahrschulgesetzes mit den verbündeten Mächten, den 24.  
 April. Damit stand in Verbindung die Verminderung der Mann- und  
 der Landwehr, und Alles, was zur ersten Verabreichung des durch den  
 erzwungenen Aufstand in Neapel in Afrizade gebrochene Staatskrisis  
 neuen konnte. Jetzt verließ Ludwig XVIII. sein Asyl zu Florenz, und  
 am den 20. April zu London an, von wo ihn der Prinz Regent nach  
 Dover begleitete. Von Dover führte ihn den 23. April der Herzog von  
 Clarence nach Calais. Mit Ludwig XVIII. fiegren hier zugleich auch  
 land: die Herzogen von Anjou und Savoyen, Ludwigs des Königs Tochter  
 er, der Prinz von Condé und dessen Sohn, der Herzog von Bourbon,  
 Als er landete, befiel er die Herzogin von Angoulême an kein Wort,  
 und sagte: ich erhalte die Krone meiner Ahnen wieder; wäre sie von  
 Kofen, so würde ich sie auf dem Haupte legen; da sie aber von Dornen  
 ist, so stehe es mir zu, mir damit die Stirn zu bedecken. Das Aus-  
 wachen seines ersten Schrittes auf Frankreichs Boden erhielt eine in Calais  
 aufgerichtete politische Schule von Marmer, und die Aufrechterhaltung  
 der Cour seinen ersten Aufschauen in Erz. Der König blieb darauf in  
 Fontainebleau einige Tage, wo er, so wie in St. Omer, Deputationen des  
 Reiches von Paris empfing. Nach dem Kommanen ihn in St. Omer  
 der Kaiser von Oesterreich, und in Compiegne der Kaiser von Rußland,  
 Von St. Omer erhielt er am 2. Mai die wertwürdige Erklärung,  
 durch die er das Wesentliche der Konstitution des Senats vom 6. April  
 in zwölf Punkten annahm, das Ganze aber, als zu frühig abgefaßt,  
 einer Commission des Senats und des gesetzgebenden Körpers unterwarf.  
 Den 3. Mai duld er seine freiwilligen Entzug in Paris. Eine seiner  
 ersten Handlungen war die Bildung seines Ministerrats, wozu er aus  
 Mitgliedern der bisher bestehenden provisorischen Regierung; und eine  
 hundert ersten Verordnungen betraf die bei der Last des Staats not-  
 dringliche Vertheilung der bestehenden vornehmsten Abgaben, deren Ab-  
 Hofung zwar versprochen war, deren Erhebung aber für jetzt aus ge-  
 hindert werden konnte. Durchgesetzt war die neue Organisation der  
 Armee, und die Abfassung und Einbringung der neuen Konstitution; von

dem größten Interesse aber die Aufsicht über die öffentliche Meinung, über die geheimen und öffentlichen Parteien der Unzufriedenen; die wichtigen Gesetze über Pressfreiheit und über die Finanzen, die Leitung der neuen auswärtigen Verhältnisse, und die Belebung der Seefahrt, des Colonialhandels, und vor allen Dingen des Staatscredits, welcher durch das Deficit der letzten beiden Jahre von 1,306 Millionen Franken ganz zerrütet war. Es ist über alle diese Gegenstände, so wie über die folgenden Erscheinungen, die den Geist der neuen Regierung charakterisirten, über ihren unerwarteten Umsturz durch Napoleons Wiederankunft in Frankreich, über ihre schnelle Restitution durch die Macht der verbündeten Höfe, über ihre neuen Anstalten zu ihrer Erhaltung und Befestigung, so wie über ihre Thätigkeit in Beziehung auf die innern und äußern Angelegenheiten, oben in dem Art. Frankreich bereits das Erforderliche gesagt worden. Um unnöthige Wiederholungen zu vermeiden, beschränken wir uns deshalb hier darauf, das Nennste aus Ludwigs Regierungsgeschichte nachzutragen. Die Partei der Misvergnügten und der Besorgten, die der Regierung gegenüber stand, war noch immer die zahlreichste. Die alten Militärs, die unter Napoleon so viel an Ruhm und Auszeichnung gewonnen hatten, das Hof- und auf halben Sold gesetzten Officiere, eine Menge Beamten, die man theils wegen ihres Betragens zur Zeit der letzten Usurpation, theils aus Mißtrauen gegen ihre Grundsätze, von ihren Aemtern entfernt hatte, die vielen Individuen, die den Glanz und die Verschwendung der vorigen Regierung, die ihnen Nahrung und Reichthümer gegeben, vermißten, die eiteln Patrioten, welche sich durch die Schmach und die Verluste gekränkt fühlten, welche gleichzeitig mit der Wiedererrichtung des alten Throns über die Nation gekommen waren, und dann da noch immer zahlreichen Republikaner, die dem restituirten Königthum den Sieg über ihr System nicht vergeben konnten, waren erklärte Feinde der Bourbonischen Herrschaft. In diese Feindschaft theilten sie mit ihnen alle diejenigen, die während der Revolution irgend eine ausgezeichnete Rolle gespielt hatten, nicht sowohl weil sie sich zurückgezogen und vernachlässigt sahen, als weil sie das in ihnen lebende Gefühl nicht unterdrücken konnten, daß sie diese Vernachlässigung wirklich verdienten. Eine so weit verbreitete und mächtige Opposition mußte nothwendig den schlimmsten Einfluß auf die Stimmung des Volks haben, zumal da unter diesem, wegen der Fortdauer der drückenden Abgaben, die durch die Contributionen an die Sieger und durch die Unterhaltung der Occupationarmee nothwendig geworden waren, sich so viel Empfänglichkeit für die Erregungen des Misvergnügens und der Besorgnisse vorfand. Dieser gewaltigen Partei stand der alte Adel, die ehemaligen Ausgewanderten, die Geistlichkeit, die Begünstigten der neuen Regierung, und die, welche nach ihrer Gunst strebten, in welchem das Heer in Glückritter entgegen, die ohne Grundsätze und Charakter, immer die Systeme huldigen, bei dem sie ihr augenblickliches Glück zu machen glauben. Da diese Partei den Schutz der Regierung hatte, so widerstrebte sie ihren Gegnern mit offener Heftigkeit, wodurch sie der ganzen Sache, die sie ergriffen hatte, eben so wenig diente, als durch die Unterdrückung der Grundsätze, auf denen ihr System beruhte. Denn sie begnügte sich nicht damit, den Royalismus und die Legitimität im Besitz des Thrones zu vertheidigen, und durch Treue und Liebe für die wiederhergestellte Dynastie an der öffentlichen Wohlfahrt und der Erhaltung der Ruhe zu arbeiten. Es sollten alle Spuren, und mit ihnen auch die guten Früchte der Revolution vertilgt und ausgerottet, die in



1 fünfjähriger Zurückhaltung der Hälfte seiner Person." Die Beamten, welche an den Stellen der Entlassenen traten, bewährten ihren Dienst durch die thätigste Förderung der gegen die Unzufriedenen und tödlichen genommenen Maßregeln, aber sie entgingen auch der Verdächtigung nicht, daß sie oft Verbrechen sahen wo keine waren, und Verschönerungen und aufdröhrender Bewegungen träumten, wo den einen und den andern in der Wirklichkeit nichts bekaud. In Frankreich waren doch die „Seyes Bonaparte's" im Garde-Departement ähnliche Menschen, und es war ein gerechtes Gericht, das mehreren ihnen die Todesstrafe zuerkannte. Auch war am Ende des Nord-Departement der Here ein förmlicher Aufruhr ausgebrochen, der durch Waffengewalt niedergeschlagen werden mußte, und dessen Hauptverdient hatten, was ihnen widersubr. Dergleichen konnte nichts delatristen von 1816" gegen die Strenge der venlichen Gesetze sebern der Umsturz der bestehenden Regierung unläugbar in ihrer Absicht. Aber alle diese Bewegungen wurden von so unbedeutenden Ween geleitet, und waren so elend und sinnlos angelegt, daß die Regierung durchaus keine Ursache hatte, sie für gefährlich zu halten. Deßen geachtet haben die Ultraroyalisten in ihnen nichts, als die Zeichen ihrer unsterker Zaufregstichtlichenlehe dng bei d Zuthdemast de.

Wohlgefallen an willkürlichen Verhaftungen und Verbannungen, den Nachforschungen der Polizei, an dem Denunciationsysteme, an dem Verfahren der Probstalgerichte, und an der ausschließenden Dominanz gewisser Factionen finden konnten. Die Beschwerden und die Klagen dieses achtungswürdigen Theils der Nation trafen aber insbesondere die Deputirtenkammer, die seit dem Anfange ihrer Existenz sich als den eigentlichen Heerd und Mittelpunkt des Ultraroyalismus gezeigt, und die ausschweifendsten Grundsätze und Forderungen dieses Systems ausgesprochen hatte. Wenn man diesem Worte die Vorwürfe machte, daß er die Absicht habe, den Clerus wieder einem neuen Stande zu erheben, daß er diese Absicht durch seine untrouglgen Finanzzustände des Reichs zumider laufenden Nationalüberreichen Dotirung der katholischen Geistlichkeit verrathen habe, daß er eine Revision der Verfassung wolle, um alle gesetzliche Freiheit der Bürger zu untergraben, daß er des Sinnes sei, den Emigrirten bereits durch zwanzig Hände gegangenen Güter wieder zu verschaffen, daß er unaufhörlich die Vermigung der öffentlichen Beamten predige, daß er wider alle liberale Schimungen Krieg führe, daß er sich in mächtige Eingriffe in die vom Könige ausgesprochene Amnestie erlaube, so konnten wohlwollende und redliche Bürger weder Achtung noch Vertrauen zu ihm gewinnen, zumal es so leicht war, sich von der Zuverlässigkeit aller dieser Vorwürfe zu überzeugen. Das Widerwollen wurde immer lauter. Die ausländischen Journale erklärten sich gegen diesen Gang der Ereignisse und gegen die Verwirrung, die ihm entsprang. Auch die Ministern des russischen und englischen

lofes mißbilligten das Verfahren der herrschenden Faction. Der König, der das Gute ernstlich und redlich will, durfte nicht auf die Hindernisse desselben aufmerksam gemacht werden, und er war zur Abhülfe bereit. Am 29. Apr. wurden die Sitzungen der beiden Kammern aufgehoben, und ihre Wiedereröffnung auf den 1. Oct. angesagt. Der Minister des Innern, *Baublanc*, der bei seinem schwankenden Characteren Principalminister, Herzog von *Richelieu*, in seinem Streben gegen die Kammern, nicht kräftig genug unterstützt hatte, verlor dieses Amt, und wurde durch *Lafitte* ersetzt, in dem man nicht nur den rechtlichen und gemäßigten Mann, sondern auch einen entschlossenen Gegner der Ultraroyalisten kannte. Auch erhielt der Kanzler *d'Ambray* die Siegel des Königreichs wieder, und provisorischer Weise das Portefeuille des Justizministeriums. Dadurch gewann die constitutionelle Partei das Uebergewicht. Man bemerkte auch bald, daß die Maaßregeln der Regierung milder wurden. Die willkürlichen Verhaftungen ließen nach. Viele, die unter Aufsicht gesetzt waren, durften in ihre Heimath zurück kehren. Mehrere Generale und Offiziere, die als verdächtig beseitigt worden, wurden wieder angestellt. Auch die Prinzen schienen, besonders seit der Vermählung des Herzogs von *Berry* mit der Prinzessin *Maria Caroline* von Neapel, (17. Jun.) gemäßigter und umsichtiger zu handeln. Es kam aber darauf an, daß durchgreifende Schritte gemacht würden, um einen neuen Geist in der Regierung hervor zu bringen. Zu diesem Ende legten die Herrn v. *Richelieu*, *Decazes* und *Lafitte* dem Könige einen Bericht über den Zustand des Reichs vor, worin sie die willkürlichen Handlungen der Prebotalgerichte, die Einsprüche, welche die letzten Hinzichtungen im Süden gemacht, die inquisitorischen Ränke, deren man sich bediente, um Opfer zu erhalten, und die zahlreichen im Namen der Regierung begangenen Mißbräuche mit scharfen Farben abmahnten, und zugleich darauf antrugen, daß, um dem nahen Ausbruche eines Bürgerkriegs vorzubeugen, die Abdankung mehrerer Präfecten und Richter verfügt, und die Kammer der Deputirten aufgelöst werden sollte. Die Epuration der obrigkeitlichen Stellen ließ sich zwar der König gefallen; aber er erklärte sich mit Festigkeit für die Beibehaltung der Kammer. Die Spannung erreichte dadurch den höchsten Grad, und es war zu erwarten, daß die Minister in dem Augenblicke, in dem die Kammer ihre Sitzungen eröffnete, ihre Stellen niederlegen würden. Doch gelang es den Freunden der guten Sache, den Monarchen noch für dieselbe zu gewinnen. Eine königl. Ordonnanz vom 5. Sept. erklärte die Kammer für aufgelöst, forderte die Wahlcollegien auf, zu neuen Wahlen zu schreiten, verbot die Revision irgend eines Artikels der Verfassungsacte, und bestimmte den 4. Nov. zur Wiedereröffnung der Sitzungen. Diese Verordnung erregte bei den constitutionellen Bürgern die größte Freude, und man knüpfte an sie die schönsten Hoffnungen für das Gedeihen des innern Friedens, des Wohlstands und der Herrschaft der Gesetze. Auch gab die öffentliche Meinung ihre Zustimmung auf eine ausdrückliche Weise, indem sogleich die Fonds anstiegen zu steigen. Desto unzufriedener geberdeten sich aber die Ultraroyalisten, unter denen *Chateaubriand*, in seiner Schrift *De la monarchie sous la charte* das Wort nahm, und mit Scharfsinn und Beredsamkeit des gestürzten System vertheidigte. Aber die Schrift wurde von der Polizei unterdrückt, und der Verfasser verlor wegen der darin enthaltenen respectswidrigen Aeußerungen gegen Sr. Majestät seine Stelle als Staatsminister. Mit gespannter Erwartung sieht man nun der Eröffnung der neuen Kammer entgegen; aber sehr getheilt sind die

Meinungen über die Frage, ob sie Frankreich den innern Frieden drohen, oder nicht vielmehr den Anfangspunkt wiederholter Unruhen anzuzeigen bezeichnen werde.

Zusatzmeinnungen, K. 1774. 1775.

Zuspumpe ist, in der weitesten Bedeutung, eine Maschine

Instrument, welches man die in einem Raume eingeflossene Luft entwe-  
 der verdünnen oder verdichten kann. Im letztern Falle heißt sie Druck-  
 -pumpe und im ersten Saugpumpe. Gewöhnlich wird unter Luft-  
 -pumpe die letzte Art verstanden. Dieses ähnliche mechanische Kunst-  
 werk, welches mehr wie jedes andere zur Vervollkommnung der physika-  
 lischen Wissenschaften beigetragen hat, war 1650 von dem Bürgermeis-  
 ter Otto von Guericke erfunden. Die wesentlichen Theile einer Luft-  
 -pumpe sind ein hohler, hohler, messingener metallener  
 Zylinder, welcher der Stiefel heißt. er paßt der  
 Stempel, welcher durch eine daran an- mit einer  
 gehängte Handhabe bequem in dem Stiefel auf- rden kann,  
 und auf dem Boden des Stiefels liegt und ruht: ag, welche  
 in das Gefäß geleitet wird, und welchen not werden  
 voll. Wird nun der Stempel vom Ho- die Höhe  
 ben gezogen, so mußte eigentlich, weil er dem Stie-  
 l nicht luftdicht, ein luftleerer Raum in lum durch  
 die hinübergehende Kugel ströme verdrängt Kraft der  
 Luft, die überall das gleiche Gleichgewicht an Luft-  
 from aus dem Gefaße herbei. Damit fließen des  
 die Kugel, diese eingedrungene Luft nicht wieder in das Gefäß zurück- zurück-  
 kehren werde, sondern einen andern Ausweg nehmen müsse, sind in gehren  
 der am Boden befindlichen Kugel eine oder zwei Oefen angebracht, ind in  
 wovon sich das eine im Boden des Stiefels, das andere im Stempel wenn sich  
 befindet, beide aber sich aufwärts öffnen. Das Gefäß, dessen man sich das andere  
 bedient, um die Luft aus demselben zu pumpen, ist am schicklichsten ein im Stempel  
 eine gläserne Glocke. Diese steht auf einem horizontal liegenden, in der benutzt,  
 Mitte durchbohrten messingenen Zylinder, unter welchem die mit dem um sich  
 Stiefel verbundene, aufwärts gerichtete Kugel nach der Glocke geht. die Luft  
 Es braucht nicht erinnert zu werden, daß alles obliq. luftdicht sein aufwärts  
 muß. Die Beschreibung dieser wesentlichen Theile der Luftpumpe gehört  
 ist hinlänglich für unsern Zweck. Ihre Einrichtung hat nach und nach, nach und  
 insbesondere zu unserm Zeitem sehr beträchtliche Verbesserungen erduldet: noch  
 doch sind wir noch weit davon entfernt, derselben die erwünschte Voll- noch  
 kommenheit gegeben zu haben. Die mancherlei physikalischen Versuche, die Voll-  
 welche sich im leeren Raume anstellen lassen, sind ungewiss bedenklich kommenheit  
 und interessant. Stelle man ein Barometer unter die luftleere Glocke gegeben  
 so fällt das Quecksilber; ein offenkundiger Beweis von dem Drucke der zu haben.  
 Luft; eine Kugel, fest zugebundene Luchtblase mit ein Die mancherlei  
 Luft schwillt unter der Glocke auf, sobald die Luft physikalischen  
 fällt beim Hinzulassen derselben wieder in ihrem vori- Versuche,  
 ger Stande herbei zu laufen; die Saugpumpe giebt welche sich  
 Luchtblasen, welche im Wasser in der atmosphä- im leeren  
 rischen Luft bei verdünnter Luft; Wasser braucht in Raume  
 werden, um sogleich zu siedeln und in obliq. durch anstellen  
 Dampf zu steigen; Holz giebt eine Menge Luft lassen,  
 wenn im Wasser unter, ein Beweis, daß die Luft sind ungewiss  
 nicht über dem Wasser erdicht; das beste Feuerwerk geht bedenklich  
 mit verdünnter Luft keine Funken; Schwefel- und interes-  
 pulver ein brennendes Licht erlischt; alle warmblütige Thier- sant.  
 -abfälle hingegen, z. B. Hühner, erholen sich nach Stelle man  
 eingelaßten Luft.

Luftröhre heißt derjenige, im menschlichen Körper befindliche,  
 aus Nerven und Knorpeln zusammengesetzte Gang, der sich vom Kehlkopf  
 aus in die Lungen erstreckt und übergehört, und drei Oefen, dem Luft-

Abrenkpfse (Kehlköpfe), der eigentlichen Luftöhre (Kehle) und den Seiten der Luftöhre, besteht. Sie ist ganz ihrem Zwecke gemäß eingerichtet: die Schnellkraft ihrer knorpeligen Ringe erhält sie zum Ein- und Austritte der Luft beim Ein- und Ausathmen beständig offen. Es läßt sich auch vermöge ihres Baues bei allen Bewegungen des Halses ohne beträchtliche Drehen, heraufziehen welcher der Kehlköp Sprache des Menschen

Luftschiffkunst  
welche man es bewei  
gefüllten Ballens:

Begriffe von der

Dädalus und sein

mit Hülfe wächserner Flügel in die Luft, und Archytas verfertigte eine Taube von Holz, die sich ebenfalls in die Luft erhob. Auch in den neuern Zeiten finden sich Spuren von einer solchen Kunst: in der letzten Hälfte des 13ten Jahrhunderts soll ein Künstler gelebt haben, der eine Flugmaschine mit künstlich schlagenden Flügeln gebaut hatte; nachher verfertigte Johann Müller (Regiomontanus, † 1476) einen hölzernen Adler, der dem Kaiser Friedrich III. entgegenflog, nebst einer eisernen Fliege, die eine gewisse Weile sich durch die Luft bewegte. Alle diese Versuche, selbst wenn deren historische Wahrheit erwiesen wäre, können aber für keine Vorbereitung zur Luftschiffkunst angesehen werden. Einen erheblichen Schritt in dieser Kunst that Johann Baptista Dante aus Perugia, der sich zu Ende des 15ten Jahrhunderts Flügel machte, mit welchen er mehrmals über den tyrrhenischen See floh.

England und

suche an, der

Liger that

tas nachmach

durch die Luft

Feuer leichter

Schotte (†

dünner als die

bar wird, wie

iscus Lei

Plan zu einer

fall, durch die

reigen zu la

der Kunst, die

1709 sein Vorhaben bekannt, daß er mit einer Maschine in 24 Stunden 200 Meilen durch die Luft fahren wollte. Der Vater Galien zu Avignon hatte 1755 den Einfall, daß ein großer Sack von gestirnter Leinwand, der mit Theer und Wachs bestrichen seyn müßte, in der Luft schwimmen würde, wenn man solchen auf eine hohe Luftgegend brächte und mit der daselbst befindlichen leichtern Luft anfüllte. Als Cavendish die große Leichtigkeit der brennbaren Luft entdeckte, kam Black in Edinburg 1766 auf den Gedanken, daß dünne Blasen mit brennbarer Luft angefüllt, aufwärts steigen müssen. Auch Trazenketen konnte seit 1776 nicht nur die specifische Leichtigkeit der brennbaren Luft, sondern auch das Aufsteigen der mit ihr aufgetriebenen Wasserblasen, und Cavallo stellte 1783 sogar practische Versuche im Kleinen

ng ihrer Höhlung bequem beugen, strecken, nachschieben. Derjenige Theil der Luftöhre leistet insonderheit noch bei der Stimme unentliche Dienste.

Aéronautik) ist diejenige Kunst; durch sich vermittelst eines mit künstlicher Luft angefüllten Ballens zu erheben. Schon die Alten scheinen seit einer solchen Kunst gehabt zu haben:

Zeit einer solchen Kunst gehabt zu haben:

n Zeirus erhoben sich, wie die Fabel sagt

mit Hülfe wächserner Flügel in die Luft, und Archytas verfertigte eine Taube von Holz, die sich ebenfalls in die Luft erhob. Auch in den neuern Zeiten finden sich Spuren von einer solchen Kunst: in der letzten Hälfte des 13ten Jahrhunderts soll ein Künstler gelebt haben, der eine Flugmaschine mit künstlich schlagenden Flügeln gebaut hatte; nachher verfertigte Johann Müller (Regiomontanus, † 1476) einen hölzernen Adler, der dem Kaiser Friedrich III. entgegenflog, nebst einer eisernen Fliege, die eine gewisse Weile sich durch die Luft bewegte. Alle diese Versuche, selbst wenn deren historische Wahrheit erwiesen wäre, können aber für keine Vorbereitung zur Luftschiffkunst angesehen werden. Einen erheblichen Schritt in dieser Kunst that Johann Baptista Dante aus Perugia, der sich zu Ende des 15ten Jahrhunderts Flügel machte, mit welchen er mehrmals über den tyrrhenischen See floh.

England und

suche an, der

Liger that

tas nachmach

durch die Luft

Feuer leichter

Schotte (†

dünner als die

bar wird, wie

iscus Lei

Plan zu einer

fall, durch die

reigen zu la

der Kunst, die

1709 sein Vorhaben bekannt, daß er mit einer Maschine in 24 Stunden 200 Meilen durch die Luft fahren wollte. Der Vater Galien zu Avignon hatte 1755 den Einfall, daß ein großer Sack von gestirnter Leinwand, der mit Theer und Wachs bestrichen seyn müßte, in der Luft schwimmen würde, wenn man solchen auf eine hohe Luftgegend brächte und mit der daselbst befindlichen leichtern Luft anfüllte. Als Cavendish die große Leichtigkeit der brennbaren Luft entdeckte, kam Black in Edinburg 1766 auf den Gedanken, daß dünne Blasen mit brennbarer Luft angefüllt, aufwärts steigen müssen. Auch Trazenketen konnte seit 1776 nicht nur die specifische Leichtigkeit der brennbaren Luft, sondern auch das Aufsteigen der mit ihr aufgetriebenen Wasserblasen, und Cavallo stellte 1783 sogar practische Versuche im Kleinen

England und

suche an, der

Liger that

tas nachmach

durch die Luft

Feuer leichter

Schotte (†

dünner als die

bar wird, wie

iscus Lei

Plan zu einer

fall, durch die

reigen zu la

der Kunst, die

1709 sein Vorhaben bekannt, daß er mit einer Maschine in 24 Stunden 200 Meilen durch die Luft fahren wollte. Der Vater Galien zu Avignon hatte 1755 den Einfall, daß ein großer Sack von gestirnter Leinwand, der mit Theer und Wachs bestrichen seyn müßte, in der Luft schwimmen würde, wenn man solchen auf eine hohe Luftgegend brächte und mit der daselbst befindlichen leichtern Luft anfüllte. Als Cavendish die große Leichtigkeit der brennbaren Luft entdeckte, kam Black in Edinburg 1766 auf den Gedanken, daß dünne Blasen mit brennbarer Luft angefüllt, aufwärts steigen müssen. Auch Trazenketen konnte seit 1776 nicht nur die specifische Leichtigkeit der brennbaren Luft, sondern auch das Aufsteigen der mit ihr aufgetriebenen Wasserblasen, und Cavallo stellte 1783 sogar practische Versuche im Kleinen

England und

suche an, der

Liger that

tas nachmach

durch die Luft

Feuer leichter

Schotte (†



an. So weit war diese Expedition gediehen, als der Schiffer Edward Han und Joseph von Montgolfier, Papierfabrikanten zu Courmoucy in Poitou, im Fahren Luft füllten und im September aus Laffont. erhoben worden war, 10 Pfund Weizen, von 630 Fuß hoch schickten sie eine die 43 Schod im Durchmesser mit sich empor, und was in weniger als 10 Minuten und 7000 Fuß weit von dem Orte des Aufstiegs niederfiel. Das Mittel, wodurch sie diesen Fall zum Aufsteigen brachten, war ein unter der Leitung der Wissenschafters Erfindung. Charles, Professor der Physik zu Paris, fiel zuerst darauf, die Verfahrn der Montgolfiers mit demselben Luft, die er aus Schwebelien und Papierballen entnahm, nachzumachen. Der Versuch mit diesem Ballon ward am 27. August 1783 angestellt und gelang vollkommen. Charles Methode, den Ballon zu füllen, ward von Blanchard verbessert und dieser füllte nun in Zeit von zwei Stunden, worauf seiner drei Tage zugebracht hatte. Der erste Versuch, der sich mit einem solchen Ballon in die Luft erhob, war Pilatre de Rozier, der am 25. Dec. 1783 aufstieg, aber seinen Ballon noch an Erden halten ließ. Nachdem er noch einen bergischen Versuch gemacht hatte, stieg er endlich am 21. Nov. 1783 in Gesellschaft des Marquis d'Arlandes auf, ließ aber den Ballon nicht mehr halten, schwebte 25 Minuten in der Höhe und ließ sich 5000 Fuß weit nieder, bis er auf der Erde niederfiel. Blanchard erfand nun auch Klügel und Steuertruder, die er an dem Ballon befestigte und nach Befallen demselben lenkte, und ließ darauf mit einem auf demselben befindlichen Ballon oder dem Canal nach England. In der Revolution wollten sich die Franzosen des Luftballons auch zu militärischen Zwecken bedienen, und während der Schlacht bei Fleurus schwebte wirklich am 26. Juni 1794 der General Armand in einem Luftballon über der Schlacht, den Franzosen, und correspondirte mit der französischen Generalität über die Stellung und Bewegung des Feindes. Nach den beiden Expeditionen von 1783 und 1785 folgten den Franzosen Luftballons nach. Da man sich aber bald von ihrer Unzuverlässigkeit überzeugte, so ward die ihr militärische Bedienung wieder aufgegeben.

**Luftschiffelung (Erhebung, Erregung) f. Luftschiffelung.**

**Lüge (in der Moral)** ist eine Unwahrheit, welche mit dem Bewusstsein, daß sie eine Unwahrheit ist, als eine Uebertretung der Pflicht der Wahrhaftigkeit, gerechtfertigt wird. Dreyes geschickt entweder, um dadurch einen bösen Endzweck zu bestreiten, und dann heißt es eine böse Lüge; oder der Lüge hat gar keinen Endzweck, dabei vorzugehen, in welchem Falle man die Unwahrheit, welche er sagt, eine listige Lüge nennt; oder man will endlich dadurch einen guten Endzweck bestreiten, der aber durch andere Mittel, und zwar ohne Verletzung der Wahrhaftigkeit, besser erreicht werden könnte, und diese ist eine unbedenkliche Lüge. Daraus müssen aber die in Ehren geschätzten Unwahrheiten nicht verwechselt werden, die unter Umständen sich versprechen, die zur Unterhaltung dienen sollen, und auf die wohlthätigen Zwecke der bürgerlichen Politik keinen Einfluß haben. Eben so wenig wird man politische Erfindungen und Fabeln hierher rechnen

bannen, welchen durchaus gar kein Bezug auf die Ursache der Noth, die sie im bürgerlichen Leben ausgeübt werden soll, zugestanden werden mag. Gebrauchet aber jemand eine Lüge als das einzige Mittel, sich der einen Andern gegen eine offenbare gewaltsame Verletzung seiner menschlichen Rechte zu retten, so heißt dieß eine Nothlüge. Die drei ersten Arten von Lügen sind ohne allen Zweifel gänzlich unerlaubt: ei der boshafsten Lüge fällt dieß von selbst in die Augen. Die leichtsinnige und unbedachtsame Lüge ist nicht minder tadelnswürdig, veranlasse ich dadurch gleich legale, oder wohl gar tugendhafte Zwecke, so wird dennoch der Andere betrogen, in so fern ich ihn nämlich gegen seine ernünftigen Zwecke, also böllig unbillig, behandle. Die unbedachtsame Lüge fehlt überdieß noch in der Wahl der Mittel. Denn ob wir leicht nicht immer verpflichtet sind, unter allen Umständen, das zu sagen, was wir wissen; so dürfen wir doch, wo wir die Wahrheit verschweigen sollen, nicht lügen. Vielmehr erfordert es die Pflicht, entweder ganz zu schweigen, oder dem Andern geradezu zu gestehen, daß wir es für nöthig halten, ihm etwas nicht zu sagen, oder, wenn man das nicht will, sich unbestimmt auszudrücken, und dem Andern auf diese Weise zu verhalten zu geben, man wolle sich nicht deutlicher erklären. Da die Wahrhaftigkeit eine allgemein gebilligte Tugend, die Lügenhaftigkeit aber ein allgemein verwerfliches Laster ist; so begreift man, wie die Menschen in Ehr aufgebracht werden können, wenn man sie Lügner nennt, oder sie der Lügen straft: ihr Eigennutz muß ja darunter leiden, wenn sie keinen Glauben mehr finden. Mit der Nothlüge verhält es sich ganz anders: diese ist allerdings erlaubt. Denn da der Andere die Absicht hat, meine oder eines Andern Menschenrechte zu kränken; so würde diese seine böse Absicht dadurch befördert werden, wenn ich ihm, wie er es verlangt, die Wahrheit sagen wollte. Nun aber kann der Beleidigter auf keine Weise fordern, daß ich ihn, zur Ausführung seiner unerlaubten Unternehmung, durch die Wahrheit unterstützen soll; eben so wenig kann die Sittlichkeit desselben, die er durch sein böses Bestreben ja ohnehin schon verletzt hat, beeinträchtigen, wenn ich ihn in diesem einzigen Falle belüge. Es muß daher von jedermann gebilligt werden, daß ich unter diesen Verhältnissen die Wahrheit verschweige. Nur muß es ganz evident seyn, daß es die Absicht des Beleidigers war, die Rechte eines Dritten zu kränken. — Es weit urtheilen die meisten Moralphilosophen, und mit ihnen Loffius in seinem philosophischen Real-Lexikon. Obat uns in eine tiefere Untersuchung dieses Gegenstandes einzulassen; und ohne die oben aufgestellten Ansichten, weder um sie zu widerlegen, noch um sie zu begründen, beleuchten zu wollen, müssen wir uns jedoch erlauben, noch einiges über die Nothlüge hinzuzufügen. Wenn irgend ein Gegenstand vorhanden ist, wo der Widerspruch, der sehr häufig zwischen Lehre und Ausübung (Theorie und Praxis) zu entstehen pflegt, grell hervorleuchtet, so trifft dieß bei der Nothlüge zu. Es bedarf keines Beweises, daß die Theorie, sobald sie einmal das Gesetz aufstellt: du sollst nicht lügen, heilig und unverletzbar seyn, und von der menschlichen Schwäche, die da will und auch oft wieder nicht will, unangrößt bleiben muß. Wenn wir also nicht lügen sollen; so ist dieß Gebot uningeschränkt und ohne Ausnahme: folglich können alsdann auch kein Nothlügen Statt finden. Daher hat Spint, in der Theorie genommen, vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß wir selbst dann nicht einmal lügen sollen, wenn wir auch das Leben eines Menschen damit erkaufen könnten. Die scheinbare Strenge einer solchen Theorie darf übrigensurchsames Gecken nicht gar zu sehr schrecken: denn glücklicherweise pflegt

in die besten Fälle, wo es in un-  
 terschiedlichen gut abzuführen.  
 In einem einzigen Verhältnisse, mit  
 welcher die nicht beklagter gebraten  
 in unangenehm von allen unbeding-  
 tigen zu leben. So lange die  
 Mensch ungeschicklich und in einem  
 sowohl die Rechte auf eine entsprechende Uebertragung des Rechts, auf ein  
 größere Berücksichtigung derselben, klüger, als wenn ihnen schon An-  
 theil nach auch eine gewisse Annehmlichkeit gewährt wären. Bekannt das  
 durch Vertheilung keine Nachtheile, welche es, ohne alle und jede  
 Rücksicht, die nach dem Fortschreiten, so weit der Mensch mit Ver-  
 änderung, wie er einmal mit diesem Recht davon ist. Es kann und  
 wird es alsdann nicht möglich, durch irgend eine erlaubte Annehmlichkeit  
 und Recht zu erreichen, und diese ganze der Bemerkung subaltern  
 zu werden: er weiß nicht, daß er durch Recht seine Freiheit denkwürdigen  
 Bestimmung überlassen soll, und folglich wird ihm der Verlust von  
 einem eine Entscheidung anzufragen, bei der das seine Entscheidung die  
 nachteilig sehr wohl bedacht wurde. Im vollkommenen Uebertragung,  
 daß er das Recht seiner wichtigsten Voraussetzung überlassen darf,  
 wird ihm überdies eine Kluge, eine Freiheit verlassen, die seiner was  
 wichtiger Charakter zu geben, großen Handlungen gewiß nicht ungeschicklich  
 machen dürfen. Er wird, wenn er einmal weiß, daß er das, nicht  
 ein andern, dieses Recht überlassen darf, mit dem Recht sich zu geben  
 überlassen werden, und in der That, daß jeder, ohne Rücksicht, davon  
 unterworfen ist, eine Entscheidung für die Fortsetzung haben, die er  
 durch einen durch Recht anzufragen wird. Wer würde nicht alsdann  
 Annehmlichkeiten Rechte durch ein geschicktes Verfahren auch nicht zu be-  
 gründen suchen. Im Uebertragung ist eine, anderen Rechte  
 eigene Verfügung und alle unter seinen nicht ungeschicklich. Ueber die  
 Nachtheile derselben zu verhindern, ist die der Art nicht: es ist ge-  
 nau, daß der Verlust der Zustimmung derselben zu einer Uebertragung  
 die Zustimmung wahren und als Recht ausbleibt hat. Auch sollte un-  
 terschieden zu werden, ob durch Recht bedacht wo, oder nicht, in dem die  
 nur anzufragen, daß der geringere oder höhere Preiswerth bedachten auf  
 auch ein zu schicklich wird, wenn diejenigen Nachtheile, die demselben  
 unterworfen sind, nicht müssen, auf die die Art und Weise durch  
 wird, was über künstliche Annehmlichkeiten dieses Recht anzufragen wird. Es  
 wird die Art und Weise derselben, dem Verstande zu geben, und der An-  
 theil der Zustimmung anzufragen wird, genau es dem Verstande,  
 dem Gewissen zu geben, daß es einen Preis zu empfangen will,  
 indem er die Zustimmung nicht sich zu lassen will, demselben auszuweichen,  
 nicht ein ungeschickliches Recht muß es davon dem Gewissen geben,  
 daß allein nur ein des Verlust eines Preises bedachten zu müssen, denn  
 er selbst unterliegt, während der Rechte während Uebertragung, daß der  
 sein Recht zu empfangen! Wird nicht der Preis der Uebertragung  
 auch in diesem gegebenen Fall stehen zu bleiben, mit Bedacht und Ueber-  
 dachung erhalten werden, wenn die Uebertragung, die jetzt demselben unter-  
 worfen sind, den Preis empfangen dürfen, daß alle übrigen Rechte des  
 Gewissen, ohne Rücksicht, demselben Recht Folge leisten wird. Was  
 jedoch es nicht ein, daß es die Uebertragung und zuweilen auch der Preis  
 der Uebertragung, die Härte eines Preises durch die Uebertragung,  
 keine man von demselben zu empfangen, zu werden. Der geringe Preis,  
 das man nicht Kaufmann von einem Preis, auch und kann den Preis

, die Preise mit der  
 1 gewährt, mit dem  
 Preis muß und die  
 2 in dem Recht,  
 3 und Uebertragung,  
 4 kann der Uebertragung die  
 5 erhalte, welche auf  
 6

den, welcher dadurch der Unverletzbarkeit und Heiligkeit desselben in der Idee zugesügt wird, nicht aufwiegen. So wie mit diesem gegebenen Falle, verhält es sich mit allen andern Fällen: das Gesetz, wenn es nicht durch den Zwang, sondern, wie billig, durch die Idee selbst wirksam seyn soll, soll und darf keine Ausnahmen gestatten. Es soll unänderlich, deutungslos seyn und nach dem Buchstaben ausgeübt werden. Wenn demnach das Moralgesetz sagt, du sollst nicht lügen: so sollen wir unter keiner Voraussetzung und in keinem Falle lügen, und selbst dann nicht, wenn wir den besten Endzweck dadurch befördern könnten, und dabei die edelste Absicht im Augenblicke hätten. Fq.

Lully (Jean-Baptiste), zuletzt Oberintendant der königlichen Musik und Secretär bei der Oberkanzlei, ward 1633 zu Florenz geboren, und in seinem zwölften Jahre vom Chevalier von Guise, der bei seiner Abreise nach Italien der Mademoiselle von Montpensier einen schönen, muntern italienischen Knaben mitzubringen versprochen hatte, nach Frankreich mitgenommen, wo er in die Dienste dieser Dame trat. Hier zeichnete er sich bald so sehr durch sein artiges Geigenspiel aus, welches er ganz ohne Meister erlernt hatte, daß ihn Ludwig XIV. nicht allein in seine Dienste nahm, sondern auch die sogenannte Bande des petits violons errichtete; über welche er Lully die Direction ertheilte. Schon vorher hatte eine Bande des vingt-quatre violons existirt, welche damals als die geschickteste Capelle in ganz Europa betrachtet wurde. Bald aber trug jene Bande des petits violons, durch die Sorgfalt, welche Lully auf deren Ausbildung verwandte, und durch die angenehmen Compositionen, welche er für dieselbe verfertigte, über die Bande der Vierundzwanziger den Sieg davon: Lully und seine Capelle des petits violons wurden in kurzer Zeit gleich sehr berühmte. Er führte in die Composition mehrere Neuerungen ein, welche Glück gemacht haben. Vor ihm waren nämlich der Bass und die Mittelstimmen fast nur begleitend behandelt, und der ersten Geige, als Oberstimme, allein der Gesang gegeben worden; Lully hingegen behandelte auch die Mittelstimmen obligat, und vertheilte zwischen ihnen und der Hauptstimme die Melodie. Er führte ferner in seine Instrumental-Musik zuerst die Fuge ein, und erweiterte die Grenzen der Harmonie auf eine damals in Frankreich ungekannte Weise, indem er durch die sogenannten falschen Accorde, so wie durch die Dissonanzen, den größten Effect auf seine, damals noch nicht sehr musikkundigen Zuhörer, hervorbrachte. Besonders war es Lully vorbehalten, der großen Oper, dieser Zierde Frankreichs und der französischen Musik, diejenige Einrichtung zu geben, deren sie sich, mehr oder weniger, noch in diesem Augenblicke zu erfreuen hat. Ihm trat der Abbe Perrin, der das Privilegium der großen Oper vom Könige erhalten hatte, 1672 dasselbe ab, und Lully begann nun, diejenigen Opern zu componiren, die ein halbes Jahrhundert hindurch das Entzücken der französischen Nation gemacht haben, und noch in diesem Augenblicke den Franzosen theuer sind, ungeachtet aller derjenigen Revolutionen, welche die französische Theatermusik von Piccini, Sacchini, Gluck, den neueren Italienern, und besonders von den deutschen Componisten, erlitten hat. Lully's Opera hatten damals ihren großen Beifall größtentheils dem italienischen Geschmacke zu verdanken, in welchem er sie componirt hatte, so wenig wir auch vielleicht in diesem Augenblicke von jenem Geschmacke in seinen Werken finden mögen. Merkwürdig ist es, daß Lully's Organt selbst in Italien geschätzt wurde. Corelli sagte einst, als man seine Sonaten rühmte: „das habe ich dem Studium der lullyschen Werke zu verdanken.“ Lully verwandte die

rbste Nähe auf die Bildung seiner Musiker und Sönger. Er hatt: im so geübtes Gehör, daß er von einem Ende des Theaters bis zum andern hörte, welches Instrument etwa gefehlt hatte; dann geriebt er in einen heftigen Zorn, verschlug das Instrument auf dem Rücken des Musikers, verßhmte ihn aber als Instrument bezahlte und thigen Enthusiasmus, ohne wehthelt' bringt. So lebhaft er auch im gesellschaftlichen Verkehr trefflichen Winkler, und oft aus etwas zu lachen!" Diese Augenblicke seines Lebens nicht Der Chevalier de Lorraine in Wein mit ihm geleert, wodurch worden war. Als seine Frau te, antwortete Lully: „Zag es letzte gewesen, der mir zugen auch wiederum der erste seyn, mal entwischen werde.“ Nach liehte, geßelt worden war, e kretär, ungeachtet des Bid Canzlet leisteten. Besonders u und tabelte die Bewegendelt, partement treten zu wollen, in er hinzuffügte, er habe ja kein dem Könige zu lachen mache. wchten Sie wohl auch thun; aber Sie können nur nicht!" So freimüthig er etc er saß immer. Einß machte ihm ein Hößling die bittersten Vorwürfe, daß die Oper immer noch nicht anfänge, obgleich des König schon lange angekommen sey. Lully antwortete: „Der König hat zu befehlen: Er kann warten.“ Ein Dichter hatte ihm einen Opera- prolog zur Durchsicht gegeben, und Lully fällte folgendes Urtheil darüber: „Es „ nur ein Buchstabe zu viel darin!“ Als ihn der Dichter frage, welcher das wäre, sagte Lully: „Das „ in dem Worte in, welches hinter dem Stücke stände.“ Diefelbe witzige Antwort wird auch Platon zugeschrieben. Einß hatte er eine gewisse Art mit eines besondern Vorleser componirt, und sie war ihm auch so vortrefflich gerathen, daß man der Musik einen geistlichen Text unterlegte und sie in einem Oratorium singen ließ. Als sie Lully hörte, rief er aus: „Ach, lieber Gott, verzeihe mir! Ich hatte die Art nicht für Dich geschrieben.“ Seneca's entwirft in einem Briefe, den er aus dem Paradiese auf der Erde anlangen läßt, folgende Schilderung von Lully: „Auf einer Art von Leichenbahr, die ziemlich anstänkerisch aus Lorbeer-Zweigen verfertigt ist, erscheint, von zwölf Satyrn getragen, ein kleines Wöndchen von ziemlich schlechtem Aussehen, in einem nachlässigen Anzuge. Kleine, mit Roth unterlaufene Augen, die sehen und kaum gesehen werden, verbreiten einen sticht, das vielen Geiß, aber auch vier ist in steter Unruhe. Ueber seine Widersprach, daß man ihn, und so für einen Musiker gehalten haben e Opera-Text geschrieben, dem Lully i über entstandener Streit brachte eine Lafontaine so heftig aufgenommen wuzt

durch, daß er befaß den Fußß zur Erträgung so langsam war aber für einen „Lully, mach“ in den letzten m Tode rang. re Bouffillon bedenklich gewarüber macho Chevalier der de; so soll er ihm für dieß, der ihn sehr ch zum Canz- Mitgliedes der r Ernennung, i, in ein De wäre, indem die, daß er r Teufel! das f seinem Ver und sein Ködr em so grollen ion bekannt, e hatte einen . Ein hier- ide, die von Satyre gegen

Lully verfertigte, in der aber die geringe Galle, welche dieselbe enthält, von der Gutmüthigkeit des Naturmenschen stets unterdrückt wird. Nach der Vorstellung der Oper: Isis, erließ Ludwig XIV., den die Musik entzückt hatte, einen Cabinets-Beschluß, durch welchen jedem Edelmann, unbeschadet seiner Würde, auf dem Opern-Theater zu singen erlaubt wurde. Das Parlament trug ohne Widerrede diesen Beschluß in seine Register ein. Lully's Oper: Armide, gefiel bei der ersten Vorstellung nicht; Lully ließ sie daher für sich allein aufführen. Der König, welchem diese Sonderbarkeit hinterbracht worden war, bemerkte, daß das Werk doch nicht schlecht seyn müsse, da Lully damit zufrieden wäre. Die Oper ward also zum zweitemahl aufgeführt, und nun erhielt sie sowohl vom Hofe, als vom Publicum den entschiedensten Beifall. Dieser berühmte Mann starb zu Paris am 22. März 1687, im vier und fünfzigsten Jahre seines Alters, an den Folgen eines Stoßes, den er sich beim Takt schlagen mit dem Handstocke auf den Fuß gegeben hatte. Eine Erhitzung, die er sich durch einen übermäßigen Genuß des Weines, von welchem bereits oben gesprochen worden ist, zugezogen hatte, verschlimmerte das Uebel. Bei Annäherung der Gefahr, willigte er in das Begehren seines Beichtvaters, der ihm nur unter der Bedingung die Absolution ertheilen wollte, wenn er ihm seine neueste Oper, Achille et Polyxène, ausliefern würde. Lully that es, und der fanatische Vater verbrannte die Partitur in seiner Gegenwart. Als es sich mit Lully nach einigen Tagen etwas gebessert hatte, machte ihm ein Großer des Hofes, der Lully und seine Kunst hochschätzte, die bittersten Vorwürfe darüber, den aberwärtigen Eingebungen eines träumerischen Jansenisten ein solches Opfer gebracht zu haben. Lully flüsterte ihm ins Ohr: „Still, still, gnädiger Herr! Ich habe eine Abschrift davon.“ Ein Rückfall machte ihn aber bald darauf irreknirscht, daß er sich mit dem Stricke um den Hals, auf einen Ackerhaufen setzen ließ, Buße that und mit Thränen in den Augen sang: „Du mußt sterben, Sünder!“ Nach seinem Tode fand man sieben tausend Louisd'or in Golde, und zwanzig tausend Thaler in Silber bei ihm. Dieß gab Veranlassung zu der Grabinschrift, die ihm Senneca machte, und in welcher die Stelle vorkommt: „Geschickter als Amphion, der mit seinen Tönen nur Steine auf einander häufte, haßt du edlere Metalle zusammengehäuft.“ Es wird unsern Lesern nicht uninteressant seyn, zu erfahren, auf welche Weise die so berühmten lullischen Opern zu entstehen pflegten. Es geschah auf folgende Weise. Nachdem Quinault verschiedene Opern-Libretti ausgefucht hatte, legte Lully diese dem Könige zur Auswahl vor. Hatte der König gewählt; so mußte Quinault den Plan zum Stücke entwerfen: diesen erhielt dann Lully und ordnete danach die Länze und Decorationen. Dann erst arbeitete Quinault Scene für Scene aus, und übergab dasselbe der französischen Akademie zur Beurtheilung. Nachdem dieß geschehen war, untersuchte nun Lully seinerseits das ganze Stück Wort für Wort, änderte vielleicht noch wohl die Hälfte daran, und wider diese seine Kritik fand durchaus keine Appellation Statt. So sandte er dem Quinault ganze Steinen seines Phasion wohl zwanzigmal zurück, um selbige anders zu machen, ob sie gleich von der Akademie bereits längst gebilligt worden waren. Aerger aber behandelte er einst den Pierre Corneille, dem er bei Gelegenheit seiner Oper Bellorophon wohl zwei tausend Verse verwarf und anders machen ließ, ehe das höchstens sechshundert Verse enthaltende Stück zu Stande kam. War nun das Gedicht endlich fertig; so überlas er es so lange, bis er es ganz auswen-

die mußte. Dann setzte er sich an das Clavier, die Schwarzstabelle-Dose daneben, welche letztere er so flüchtig gebrauchte, daß alle Tassen mit Tabak die überzogen und immer von frischem damit befüllt wurden. Überließ er nun, daß ihm die Arbeit nicht von Statten gehen wollte; so ließ er sie liegen. Dagegen stand er oft in der Küche auf und schreie sich ans Clavier, wenn ihm ein guter Gedanke kam. Man sang und spielte er die Melodie so lange, bis sie nach seinem Sinne war. Dann ließ er einen Musiker kommen, dem er alles singend und spielend in die Feder dictirte. Er selbst aber schrieb keine Note; er mußte dann in dem Fugen gewickelt sein, wo er aber bloß den Eintritt des Soges, da, wo er ihn haben wollte, anzuzeigen pflegte. Auf diese Weise arbeitete Lully drei Vierteljahre an einer einzigen Oper. War sie endlich fertig; so beschämerte er sich nicht weiter als sie, sondern überließ die Arrangements wie derselben seinen Untergebenen. Aber in der Probe nahmen, wie wir bereits oben gesehen haben, seine Bemühungen einen neuen Schwung. Lully hat neunzehn Opera composiert, deren Texte sämtlich von Quinault sind, ausgenommen: *Psyché*, *Bellerophon*, das Ballet *le Carnaval*, die *Opéra sur la Paix*, die *Eloge von Versailles* und *Acte de Galathée*. Obige neunzehn Opera heißen der Zeitfolge nach; 1) *Les Fêtes de l'Amour et de Bacchus*, pastorale en trois Actes, 1672; 2) *Cadmus*, tragédie en cinq actes, 1673; 3) *Alceste*, tragédie en cinq actes, 1674; 4) *Thésée*, tragédie en cinq actes, 1675; 5) *Le Carnaval*, mascarades et entrées, 1675; 6) *Atys*, tragédie en cinq actes, 1678; 7) *Iris*, tragédie en cinq actes, 1677; 8) *Psyché*, tragédie en cinq actes, 1679; 9) *Bellerophon*, tragédie en cinq actes, 1679; 10) *Proserpine*, tragédie en cinq actes, 1680; 11) *La Triomphe de l'Amour*, ballet en vingt entrées, 1681; 12) *Persée*, tragédie en cinq actes, 1682; 13) *Phaëton*, tragédie en cinq actes, 1683; 14) *Amadis*, tragédie en cinq actes, 1684; 15) *Roland*, tragédie en cinq actes, 1685; 16) *L'Idylle de la Paix et l'Eclogue de Versailles*, divertissement, 1685; 17) *Le Temple de la Paix*, ballet en six entrées, 1685; 18) *Arcole*, tragédie en cinq actes, 1686; 19) *Acte et Galathée*, pastorale héroïque en trois actes, 1687.

Luna bedeutet 1) den Mond als Gott, nach Plinius, unter allen Sterblichen der und dessen Veränderungen beobachtet zu halten den Mond für den kleinste unter den Mächten der Erde; sie wußten, daß er und bestimmten schon die periodische Wiederholer Wichtigkeit. Daß der Mond sowohl über die Erde, der Verfasser des unter seine Dicht, verweilte, und Pherecydes von Heracles Lullus, die Umlaufzeit desselben sagender behaupteten, daß der Mond Berg und Menschen erhalte. Anasimander kam hofen Entfernung von der Erde, und daß bekannt. Die den Auge sichtbaren Mondkreise, und die Mondfinsternisse leiteten sie von der Erde her. 2) Der Mond, als Sohn Admetus, ward von den ersten Göttern Schwester des Prometheus, eine Tochter des Prometheus wird für die Eltern des Prometheus gehalten; Schone aber frühe die Umlaufzeit zu setzen; beide werden oft mit einander verwechselt.





ein, der bei trockenem Wetter eben den Augen sehr schädlichen Staub verursacht, deswegen jeder Hausbesitzer im Sommer täglich das Pflaster begießen muß. Nach Stanislaus Tode hat die Stadt sehr abgenommen; ehemals schätzte man die Bevölkerung in 1300 Häusern auf 15,000, jetzt nur noch auf 9,797 Einwohner. Sie hat eine wichtige Seiden-Fabrik. Am 9. Febr. 1801 ward hier zwischen dem Kaiser von Deutschland und Frankreich der bekannte Frieden geschlossen, durch welchen letztere Macht im Besitze aller deutschen Länder am linken Rheinufer verbleiben sollte.

Lunge, das in der Brusthöhle der Thiere eingeschlossene und zur Verrichtung des Athmens bestimmte Eingeweide. Jedes lebende Thier bedarf des Einflusses der atmosphärischen Luft zur Erhaltung seines Lebens. Nur durch nöthige Berührung und wechselseitige Wirkung derselben mit dem thierischen Körper diesen Zweck hervorbringen, sind bei allen Thieren besondere Organe zur Aufnahme der Luft und ihrer Verbreitung auf eine innere Fläche eingerichtet und bestimmt, welche man Respirationsorgane, oder Organe des Athemholens nennt (s. den Art. Respiration). Diese Organe sind aber bei den Thierclassen, je nach ihrer gradweisen Ausbildung sehr verschieden. So sind bei den Insecten die Luftcanäle, Tracheen, bei den Fischen die Kiemen zu diesem Zwecke bestimmt. Bei den Amphibien zeigt sich schon die eigentliche Bildung einer abgeordneten Lunge, und bei den vollkommenen Thierclassen, den Vögeln und Menschen, tritt diese erst ganz deutlich bei Vögeln am weitgedehntesten, dem Unterleib viel größer, die denn um den Magen, um die selbst in die Zwischenräume der Knochen fort. Beschränkt so fern bei den Säugethieren. Die Lunge ist eine in der Brusthöhle eingeschlossene Lunge in etwas kürzer und breiter ist, nach unten das Herz, welche umfaßt wird.

Beide Lungenhälften sind getrennt durch eine Scheidewand, welche von einer Hautfalte der Brusthaut gebildet wird. Jede Lungenhälfte ist dabei ganz abgeordnet in ihrer eigenen Höhle und hängt nach oben mit ihrem Luftröhrenaste mit der Luftröhre zusammen, nach unten aber ist sie durch starke Blutgefäße, die aus dem Herzen kommen, mit demselben verbunden, abtrags von allen andern Seiten frei in ihrer Höhle, welche sie bei der Ausdehnung durch das Einathmen völlig ausfüllt. Die Masse der Lungen ist zellig, schwammig, bei Kindern von bläulichlicher, bei Erwachsenen von bläulichgrauer Farbe. Sie besteht aus einer Menge kleiner Abtheilungen (Lappchen), welche sich so berühren, daß sie zusammen jedes Lappchen ist wieder durch viele noch kleinere in mehrere Zellen, Lungenbläschen genannt, getheilt, welche die Endigungen der feinsten Zweige der Luftröhre bilden, deren blindes Ende die unendliche Menge dieser Enden bildet die schwammige Substanz, die eingeathmete Luft in ununterbrochener Föhre in die beiden Lungen über, durch die von diesen in Zweige, und in unendlich viele

Menschen,  
er bei dem  
nisse gegen  
den Leber  
n Gefäße,  
der hohen  
Lungen-  
er Brust-  
die rechte  
Lungen liegt,  
von ihnen

letzten Aethern und Luftischen. Außer dieser Verbindung von Erb-  
 jischen besteht die Lunge noch aus einem Gemisch der feinsten Blutge-  
 fäße von drei verschiedenen Systemen, nämlich von den Verzweigungen  
 der Luftröhrenarterie, welche alle Verzweigungen der Luftröhre be-  
 legen, indem sie dieselben umschlingt, durchdringt, und für jeden ab-  
 gehenden Ast derselben ein Aestchen abgibt. Sie dienen zur Ernährung  
 der Luftröhrendäste, und zur Absonderung der Feuchtigkeit in dem In-  
 nern derselben. Aus ihnen sammeln sich die rücklaufenden Blutader-  
 nen, welche nur zum Theil rückwärts in ihren Stamm, die Bronchialve-  
 nen, sich vereinigen, zum Theil in die Lungenvenen übergehen. Von  
 ihnen stellen die Lungenarterien und Lungenvenen einen Haupttheil der  
 Lungenarterien dar. Aus der rechten Hälfte des Herzens kommt näm-  
 lich der große Stamm der Lungenarterie, welcher sich sogleich in zwei  
 Theile, für jede Lunge einen, theilt, welche sich in derselben in zahl-  
 reiche und kleinere Zweiglein abtheilt. Die feinsten  
 der Lungenarterie umgeben als ein Netz von Haarge-  
 fäßen und Luftäulen, theils zum Theil sich in  
 ihnen, gehen zum andern Theil in Venen über, welche  
 immer größeren Aesten vereinigen, und endlich aus  
 in zwei Stämme vertheilt, als die Lungenvenen zur  
 Herzens zurückgehen. Endlich gehören zum Herzen  
 noch die ihnen zugehörigen Nerven, welche theils die  
 Lunge befeuchten, theils mit den Blutgefä-  
 ßen laufen. Es besteht also die ganze Substanz der Lunge  
 aus diesen neben einander liegenden Luftröhren u  
 aus den Haargefäßen der Bronchialarterien, der  
 Lungenarterien und Lungenvenen, und deren Nerven  
 durch die gemeinschaftliche Lungenhülle zu einem Gan-  
 zen werden. Durch das Einspringen gefährlicher Stoffe  
 in die Gefäße kann man die Verästelungen und feinsten  
 eines jeden abgesonderten Systems sehr deutlich machen  
 dann jedes gleichsam ein Bäumchen mit seinen stärksten  
 Aesten und Zweigen bis in die feinsten den Haaren  
 von Aethern darstelle. So kann man z. B. mit Quecksilber in die  
 Luftröhrendäste, mit einer blauen Masse die Lungenarterien, mit roth  
 die Lungenvenen anfüllen; jedes dieser Systeme stellt so ein Bäumchen  
 dar, und diese so in einander gefügt, daß alle um und neben einander  
 auf; mußte sich umfassen, begleiten, umschlingen, stellen angefügt  
 Ganze der Lungenmasse dar.

Lungenp  
 eines todten, u  
 und vor der  
 darin, daß man  
 spür, um zu de  
 Der Grund de  
 wirklichen Leben  
 Stelle finde, i  
 Lungen hervor  
 haben, sich um  
 dunkelroth, in e  
 und specifisch h  
 gewebe. Sie s  
 den, und trenn  
 vor, weder in s  
 bei. Hat aber

Die Luft in die Lungen eingedrungen; dadurch die Brusthöhle erweitert, die Lungen selbst sind ausgedehnt, erscheinen von lockerer schwammiger Substanz, bläurother Farbe, bedecken das Herz, und füllen die Brusthöhle aus. Sie schwimmen nun specifisch leichter als das Wasser auf demselben, sowohl in Verbindung mit dem Herzen, als auch ohne dasselbe, und sowohl ganz, als in einzelne Stücke zerschnitten. Beim Zerschneiden selbst hört man einen eignen Ton, die Luft dringt aus den Lungen und steigt, wenn man die Lunge unter dem Wasser zusammendrückt, in Bläschen in die Höhe. Aus den zerschnittenen Lungen dringt rothes, mehrentheils schaumiges Blut. Man hat zwar gegen die Gewissheit der Lungenprobe verschiedene Einwürfe gemacht, welche aber dieselbe nicht umstoßen, sondern nur gewisse Bedingungen und Voraussetzungen nöthig machen, durch deren Erfüllung jene unumstößlich wird. Die gemachten Einwürfe sind vorzüglich folgende: 1) es kann Luft in den Lungen gefunden werden, ohne daß das Kind geathmet hat. Dieß könnte nur der Fall seyn: a) durch Einblasen; allein in diesem Fall ist die Brust des Kindes nicht gewölbt, es ist nur sehr wenig Blut in den Lungen zu finden, und es ist nicht hellroth, nicht schaumig; b) durch Fäulniß: allein in diesem Falle müßten auch die übrigen Theile davon ergriffen seyn; die Lungen sind nicht ausgedehnt, nicht bläuroth, die Luftbläschen zeigen sich an denselben nur auf der Oberfläche, und nicht bis in die innere Substanz, wenn nicht der äußerste Grad der Fäulniß alle Theile ergriffen und zerstört hat. 2) Das Kind kann geathmet, folglich gelebt haben, ohne daß Luft in den Lungen zu finden wäre; dieß ist unerweislich und streitet mit der Natur der Sache und mit dem Begriff von Lebensäußerung. 3) Es kann ein Theil der Lungen schwimmen, ein anderer unter sinken; dieser Fall könnte nur bei krankhaften, mit Knoten, Geschwüren oder Schleim angefüllten Lungen denkbar seyn, und bei großer Schwäche des Kindes einen geschehenen Versuch, Athem zu holen, ohne Möglichkeit, das Leben weiter fortzusetzen, beweisen. 4) Es kann ein Kind gelebt haben, ohne zu athmen; aber der Zustand von Scheintod kann nicht Leben genannt werden, wirkliches Leben ohne Athmen findet nicht Statt. Mit gehöriger Rücksicht auf alle zugleich vorhandenen Umstände, Merkmale, und die durch obige Einwürfe nöthigen Vorsichtsmaßregeln, gehörige Untersuchung des äußern Aussehens des Kindes, der Beschaffenheit der übrigen Eingeweide, ist die Lungenprobe als zuverlässig zur Entscheidung über die Frage, ob das Kind nach seiner Geburt gelebt habe oder nicht? anzusehen. Man hat außer der erwähnten noch eine andere Lungenprobe vorgeschlagen, welche auf dem Verhältniß des Gewichts des ganzen Körpers sowohl zu einer Lunge, welche geathmet, als zu einer, welche nicht geathmet hat, beruht; auch eine andere, von dem Anfang des Brustkastens vor und nach der Respiration, allein diese sind verwickelter, mühsamer, und doch unsicherer als die erstere. H.

Lustrum bedeutet eigentlich die feierliche Reinigung oder Weihung des römischen Volks vermittelst eines Sühnopfers (*sacrificium iustrale*), welche jedesmal nach geendigtem Census vorgenommen wurde. Der Name kann von *luere* (in der Bedeutung von *solvere*, weil bei dieser Gelegenheit alle öffentlichen Pachtungen an die Censoren bezahlt werden mußten), oder auch von *lustrare* (ausföhnen, weil nach gechehenem Census das allgemeine Sühnopfer für das ganze römische Volk dargebracht ward) abstammen. Das Opfer bei dieser Feierlichkeit bestand in einem Stiere, einem Schweine und einem Schaafe oder Widder. Der Widder war dem Jupiter, das Schwein der Ceres und der Esel

dem Mars gewidmet. Die feierliche Handlung selbst nannte man *lustrum condere*. Die dabei von dem Censor gesprochene Formel hieß anfänglich: *Ut dii immortales res Romanas ampliores melioresque facerent*. Nachdem sich das römische Gebiet aber sehr vergrößert hatte, wurde das Gebet folgendergestalt verändert: *Ut, res Romanas perpetuo incolomes ferrent*. — Da nun dies *lustrum* allemal am Ende eines jeden fünften Jahres angestellt wurde, so bedeutete dasselbe auch eine Periode von fünf Jahren, welches Zeitmaß von Dichtern oft mit der griechischen Olympiade, welche nur vier Jahre enthielt, verwechselt, ja oft sogar nur für ein Jahr genommen wurde. Auch wird *lustrum* zuweilen im Allgemeinen für eine gewisse Periode von Jahren gebraucht.

Lustspiel, s. Schauspiel.

Luther, Martin, der größte Mann des 15. Jahrhunderts, wurde den 10. Nov. 1483 von armen Eltern in Eisleben geboren. Sein Vater Hans Luther war ein Bergmann und kam späterhin zu Mansfeld, wohin er 1484 gezogen, wegen seiner Rechtschaffenheit in den Rath. Martin wurde von ihm mit Strenge zur Gottesfurcht erzogen und im 14ten Jahre zuerst nach Magdeburg, 1498 aber, weil er hter keine Unterstützung fand, nach Eisenach in die Schule geschickt, wo er anfangs sein Brod als Currentschüler mit Singen vor den Thüren verdienen mußte, doch bald zu einer bemittelten Verwandtin seiner Mutter in Pflege kam. Hier machte er unter der Leitung des Rectors Erbonius schnelle Fortschritte im Latein und den Schulwissenschaften, so daß er 1501 die Universität zu Erfurt beziehen und schon 1503 daselbst Magister werden konnte. Um diese Zeit entdeckte er auf der Universitätsbibliothek zu Erfurt eine lateinische Bibel und sah mit nicht geringer Freude, daß sie mehr als die gangbaren Pericopen enthielt. Obgleich nach dem Willen seines Vaters dem Rechtsstudium gewidmet, mußte er doch schon durch diese nähere Bekanntschaft mit der Bibel, von der damals auch die Aleriker gewöhnlich nur die evangelischen und epistolischen Theile kannten, der Theologie geneigt werden, und der schreckbare Tod eines jungen Freundes, Namens Alexis, der auf einer Reise von Mansfeld nach Erfurt entweder durch den Bliß oder durch Mord ermordet an seiner Seite umkam, bestimmte sein durch den Druck einer äußerst strengen Erziehung und niederbeugenden Dürftigkeit ohnehin eingeschüchtertes Gemüth, sich dem Mönchsstande zu widmen, um durch fromme Nebenben die Seligkeit zu verdienen, an der er oft gezweifelt hatte. Er trat wider den väterlichen Willen 1505 ins Augustinerkloster zu Erfurt und unterwarf sich mit schweigender Geduld allen den Büssungen und Ernüdrungen, die die Ordensobern den Novizen auflegen. Dabei glaubte er immer noch nicht genug zu thun; unschuldig und unverdorben, im Wenige, quälte er sich selbst mit den schrecklichsten Vorwürfen und fiel in eine schwere Krankheit, in der ein alter Ordensbruder sein geängstetes Gewissen beruhigte und ihn auf die Vergebung der Sünden durch den Glauben an Jesum Christum verwies. Diese damals über dem Dringen des Klerus auf sogenannte gute Werke und dem Handel der Kirche mit Ablass und Indulgenzen beinahe vergessene christliche Lehre brachte neues Licht und Leben in Luthers Seele, und die väterliche Milde, mit der Staupitz, sein Ordensprovinzial, seine hervorragenden Talente und Kenntnisse anerkannte, ihn von allen niedrigen Diensten für das Kloster befreite und zur Fortsetzung seiner theologischen Studien aufmunterte, weckte sein Selbstgefühl. Er erhielt 1507 die Priesterweihe und das Jahr darauf durch seinen Gönner Staupitz den Ruf als Professor der Philosophie nach Wittenberg. Schnell entwickelte sich in diesem neuen

Wirkungskreise sein großes Genie. Ohne zu ahnden, welche Erfolge er  
 sich dadurch vorbereitete, warf er die Fesseln der mit dem hierarchischen  
 System des römischen Stuhles innig verwachsenen scholastischen Philo-  
 sophie, deren er wie wenige mächtig war, von sich ab, machte die Rechte  
 des gesunden Verstandes geltend und sammelte bald tausende von Schü-  
 lern und Bewunderern um seinen Lehrstuhl. Eine Reise, die er 1510  
 in Angelegenheiten seines Ordens, welcher ihm späterhin die Revision  
 der thüringischen Augustinerklöster übertrug, nach Rom unternahm, ent-  
 waltete das Scandal der Irreligiosität und Sittenlosigkeit des römischen  
 Clerus vor seinen Augen und befreite ihn von der gewohnten Scheu  
 vor der päpstlichen Heiligkeit. Nach seiner Zurückkunft nahm er ein  
 Predigtamt in Wittenberg an, und wurde 1512 Doctor der Theologie,  
 eine Würde, deren Eid ihn nach seinem Glauben zur unerschrockensten  
 Bertheidigung der heiligen Schrift verpflichtete. Seine gründliche Ge-  
 lehrsamkeit, die die alten Classiker wie die Kirchenväter umfaßte und in  
 dem Geiste der griechischen und hebräischen Sprache eindrang, und der  
 Ruf seines geistvollen Vortrags machte ihn bald den größten Gelehrten  
 einer Zeit bekannt und als einen kräftigen Beförderer des Lichtes der  
 neu eindringenden, wissenschaftlichen Aufklärung werth. Um so mehr  
 mußte der entscheidende Schritt, den er den 31. October 1517 durch  
 seinen Anschlag von 95 Sätzen gegen den Ablasskram des Dominicaners  
 Tetzel, vor den Augen von ganz Deutschland that, Ansehen erregen.  
 Luther trieb nichts dazu, als die Liebe zur Wahrheit und der Unwille  
 über das öffentliche Aergerniß des Ablasshandels, dessen verderbliche  
 Wirkungen sich schon bei seiner Gemeinde zu Wittenberg äußerten.  
 Ehrgeiz oder Ordensneid gegen die Dominicaner hätte, wie jetzt erwie-  
 sen ist, keinen Antheil an diesen Sätzen. Sie wurden jedoch eben so  
 schnell verbreitet als verbreitet, der Dominicaner Hofstraaten zu  
 Köln, Dr. Eck zu Ingolstadt und Priors, ein Official des römi-  
 schen Hofes, griffen Luther mit Streitschriften an, aber weder ihre  
 Schmähungen, noch die Citation des Papstes nach Rom, der er nicht  
 folgte, noch die glimpflicheren Unterredungen, die der Cardinal Caje-  
 tan 1518 zu Augsburg und 1519 der Nuntius von Miltiz zu Al-  
 tenburg nicht ohne lockende Anerbietungen von Seiten des Papstes mit  
 ihm hielten, waren im Stande, ihn zum Widerruf zu bewegen. Er  
 antwortete seinen Gegnern kühn und gewaltig und fuhr auch nach der  
 1519 mit Eck zu Leipzig gehaltenen Disputation fort, die Unstatthaftig-  
 keit der Indulgenzen und des päpstlichen Primats zu behaupten. Wi-  
 derlegt hatte ihn Niemand, und mit gutem Grunde appellirte er von  
 der Entscheidung Cajetans an den Papst, und von diesem an ein all-  
 gemeines Concilium. Daher erschien 1520 die päpstliche Bannbulle  
 gegen ihn und seine Anhänger, mehrere Universitäten beeiferten sich, ihn  
 zu verdammen, seine Schriften wurden zu Rom, Köln und Löwen ver-  
 brannt. Luther dagegen nach dem bescheidenen Briefe, in dem er im-  
 mer noch, zum Frieden willig, dem Papste seine Ergebenheit bezeugt und  
 zur Reform der Kirche gerathen hatte, durch diese offenen Feindseligkei-  
 ten empört, verbrannte zu Wittenberg den 10. Dec. 1520 die Bannbulle  
 und die Decretalen des päpstlichen kanonischen Rechts. Mit diesem  
 Schritte sagte er sich förmlich vom Papste und der römischen Kirche  
 los und begeistert jauchzten die trefflichsten Männer vom Adel deutscher  
 Nation, den er zur Bertheidigung des neuen Lichtes aufgerufen hatte,  
 ein Hutten, Sickingen, Schamburg, dem Heiden der evan-  
 gelischen Freiheit Beifall zu und boten ihm, da der Kurfürst Friedrich  
 von Sachsen unschlüssig schien, ob er ihn schützen sollte, ihre Waffen und

Schmerdter an. Aber Luther wollte von Niemand geschüst seyn, denn von Gott; die besorgten Freunde, die ihm Nachgeben und Gelindigkeit anriethen, hört er nicht mehr, ein innerer gewaltiger Geist, den er selbst nicht hemmen kann, treibt ihn zur That fort, mit Bewunderung und Erstaunen vernimmt das Volk die Rede dieses Mönchs, der sich allein gegen Papst und Klerici, Kaiser und Fürsten stellt. Denn nichts Geringeres that er, da er den 4ten April 1521 in Begleitung weniger Freunde und des kaiserlichen Herolds, der ihn gefordert hatte, die Reise zum Reichstage nach Worms antrat. Sie glich einem Triumphzuge. Alles wollte den Mann sehen, der es mit den Vorurtheilen und Mißbräuchen eines Jahrtausends und mit allen Mächten der Gegenwart aufnahm. Bei 2000 zu Pferd und zu Fuß kamen ihm eine Stunde vor Worms entgegen und die Sache der Wahrheit war schon stark genug, daß er es wagen konnte, dem Boten, durch den Spalatin ihn warnen ließ, zu antworten: und wenn so viel Teufel in Worms wären als Ziegel auf den Dächern — doch wollte ich hinein. Vor dem Kaiser, dem Erzherzoge Ferdinand, 6 Kurfürsten, 24 Herzogen, 8 Margrafen, 30 Bischöffen und Prälaten und vielen Fürsten, Grafen, Herren und Gesandten erschien Luther den 17. April in der Reichsversammlung, bekannte sich zu seinen Schriften und schloß am folgenden Tage seine zweifelhafte Vertheidigungsrede vor dieser Versammlung mit den Worten: „Es sey denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und heilen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde, so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen.“ Daß er wirklich nicht anders konnte und nur der göttlichen Worte gehorchte, davon mußte jeder sich überzeugen, der ihn sah und verstand, und er verließ Worms in der That als Sieger, aber unter so ungewissen Vorbedeutungen des Unterganges, den seine Feinde ihm bereiteten, daß Friedrich der Weise ihn unterwegs wegfangen und heimlich nach der Wartburg schaffen ließ, um sein Leben zu sichern. Weder die kaiserliche Achtserklärung noch die Bannbulle des Papstes konnten ihn hier in der Ruhe stören, die er zur Uebersetzung des neuen Testaments ins Deutsche anwendete. Doch dauerte sie nur 20 Monate. Auf die Nachricht von Karlstadts Wilderfährerei (s. d. Art. Karlstadt) hielt ihn nichts mehr zurück, und trotz der neuen Achtserklärung von Nürnberg und auf die Gefahr der Ungnade des Kurfürsten eilte er mitten durch das Land des schrecklich gegen ihn ergrimten Herzogs Georg von Sachsen nach Wittenberg. Der Brief, in dem er sich wegen dieser Entweichung bei dem Kurfürsten Friedrich rechtfertigt, ist nicht weniger als sein Betragen auf dem Reichstage zu Worms ein Beweis seines unerschrockenen Muthes und seiner Seelengröße \*). Er

\*) Luther schrieb dem Kurfürsten damals: „Ich kehre nach Wittenberg zurück in gar viel einen höhern Schutz, als ein Kurfürst von Sachsen mir geben kann. Ich hab's auch nicht in dem Sinn, Ew. Kurf. Gnaden Schutz zu begehren. Ja, wenn ich wüßte, daß Ew. K. Gn. mich könnten und wollte schützen, so wollte ich erst nicht kommen. Dieser Sache ist noch kein Schwert rathen, oder helfen, Gott muß hier allein regieren ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum wer hier Gott traut, der ist sich selbst und andern Schutz. Da ich Ew. K. Gn. noch viel zu schwachgläubig spüre, so kann ich Ew. K. Gn. nicht im den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte. — Ew. K. Gn.

zuverlässlich und Kühn durfte nur Luther zu seinem Fürsten sprechen, denn schon hatte er ein Ansehn in der Welt, das das fürstliche überwog. Muster von Mäßigung, Lehrweisheit und Volksberedsamkeit sind die Predigten, mit denen er gleich nach seiner Rückkehr im März 1522 acht Tage nacheinander fortfuhr und den Aufstand der wüthenden Neuerer in Wittenberg stillte. Sie zeigen, wie sehr diejenigen irren, die in Luther nur den ungestümen plumphen Eiferer sehen und die Behutsamkeit seines Verfahrens bei der Kirchenreform, seine feine Menschenkenntniß und seine Sanftmuth gegen Irrende, die es nur sonst mit der Wahrheit gut-meinten, nicht bemerken wollen. Diese Mäßigung verließ ihn freilich, wo er sich einen bösen Willen und eine unlautere Gesinnung in den Weg treten, oder die evangelische Wahrheit in Gefahr sah. Daher seine harte, beißende Antwort auf die kleinliche Schmähschrift des Königs Heinrich VIII. von England und die Erbitterung in seinen Streitigkeiten mit Karlstadt und Erasmus. Den letztern hielt er nicht ohne allen Grund für etwas irdisch gesinnt und lau gegen die gute Sache, in Karlstadt's Angriffen auf seine Abendmahl'slehre glaubte er aber offenbare Abtrünnigkeit und ehrgeizige Eifersucht zu erkennen. Unter diesen Kämpfen und Anfechtungen war sein Entschluß, auf eine völlige Reformation der Kirche hinzuwirken, zur Reife gediehen, wohl einsehend, das gährende Vordringen der Nation nach dem Lichte, das seine Schriften verbreiteten, bedürfte nun einer kräftig leitenden Hand, dazu von tausend Stimmen als das von Gott erwählte Werkzeug dieser Verbesserung begrüßt, wurde er sich seines Berufs zum Reformator deutlich bewußt, und schritt nun mit Nachdruck zur Ausführung des Werkes. Er fing 1523 in Wittenberg an, die Liturgie abzuändern und von leeren Ceremonien zu reinigen und gab, da er 1524 selbst die Mönchskutte ablegte, das Signal zur Aufhebung der Klöster und zur bessern Verwendung der Kirchengüter. Von den Nonnen eines herzogl. sächsischen Frauenklosters, deren Flucht er erleichtert hatte, nahm er selbst eine Katharina von Bora 1525 zum Weibe, ein Schritt, den der 42jährige Mann erst nach schwerem Kampfe mit unzähligen Hindernissen doch gewiß eben sowohl aus Grundsatz als mit Neigung that. Denn ganz sollten die Lehren des Evangelium's der Menschheit wieder gegeben und wo möglich in allen Verhältnissen die Rechte der Natur und Wahrheit wieder hergestellt werden. Doch nur auf dem Wege der Ordnung wollte Luther die neue Form des kirchlichen Wesens eingeführt wissen. Während er den Reichsstädten und fremden Fürsten dabei mit Rath und That zur Hand ging, erklärte er sich auf das Nachdrücklichste gegen die Unordnungen der auführerischen Bauern und der Wiedertäufer, und seine Feinde haben ihm mit dem Verdachte der Anführung dieser gefährlichen Meutereien und Ausbrüche des Fanatismus um so größeres Unrecht gethan, je mehr seinem gesunden nüchternen Verstande alle Schwärmerei und Ueberspannung lebenslang fremd und zuwider war. Mit der Ruhe eines festen und bedachtsamen Man-

wissen nur und zweifeln nicht daran, daß im Himmel ganz anders, als zu Nürnberg über diese Sache beschlossen ist. — In Leipzig wollte ich hineinreiten, wenns gleich neun Tage ertet Herzog George regnete und ein jeglicher wäre neunfach wüthender, denn dieser ist. Es ist ein anderer Mann, denn Herzog Georg, mit dem ich handele, der kennt mich fast wohl und ich kenne ihn nicht übel. — Wenn Ew. K. Gn. glaubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen, weil sie aber nicht glaubt, hat sie auch noch nichts gesehen."

des, der wohl weiß was er will, gab er daher von 1526 bis 1529 der Kirche in Sachsen unter Autorität des Kurfürsten mit Hilfe Melancthon's und anderer Freunde eine neue der Lehre des Evangeliums entsprechende Ordnung, und vom höchsten Gewichte war das Verdienst, das er sich durch die Abfassung des großen und kleinen Katechismus um den Schulunterricht erwarb. Nur mit Schmerz kann man dagegen der Intoleranz und Härte gedenken, die Luther sich um dieselbe Zeit und noch weiter hinaus gegen die schweizerischen Reformatoren wegen ihrer abweichenden Ansicht in der Abendmahllehre zu Schulden kommen ließ. (s. d. Art. Sacramentiren, Sacramentsstreit.) Es ist unstreitig, daß er dadurch eine Hauptursache der Scheidung wurde, welche die Reformirten und evangelisch Lutherischen von einander trennt; aber dabei läßt sich auch nicht verkennen, daß er ohne diese Unbiegsamkeit in Sachen des Glaubens schwerlich ein Werk vollbracht haben würde, zu dessen Vereitelung List und Gewalt unaufhörlich geschäftig war. Die seit dem öffentlichen Vortrage der Confession der Protestanten auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 immer weiter fort schreitende Ausbreitung und Befestigung der Reformation bewahrte zwar den päpstlichen und kaiserlichen Edicten gegen Luthern alle Kraft, aber um desto mehr mußte er gegen die Versuche der schlauen Päpsten, ihm durch Unterhandlungen etwas von der gewonnenen Wahrheit abjudingen, auf seiner Hut seyn, und es bedurfte gerade dieses nicht selten an Troß und Starrsinn gränzenden Festhaltens derselben, um ihren Sieg zu behaupten. Ganz consequent schrieb Luther daher in diesem Geiste 1537 die schmalkaldischen Artikel, gab den brandenburgischen und anhaltischen Gesandten, die 1541 vom Reichstage zu Regensburg an ihn geschickt wurden, um ihn zur Nachgiebigkeit gegen die Katholischen zu stimmen, eine abschlägliche Antwort und verweigerte 1545 die Theilnahme seiner Partei am Concilium zu Trident. Die Schärfe und Heftigkeit des Tones, in dem er seinen Glauben verfocht, schmälert keinesweges das Verdienst seiner Beharrlichkeit, und beweisen auch die Persönlichkeiten, die er sich bisweilen wider seine Gegner erlaubte, daß er sich nicht ungeahndet beleidigen ließ; so darf man doch nur an die herrschende Denk- und Sprechart seines Zeitalters, an die Natur seines Unternehmens, das ohne Kampf und Streit gar nicht von Statten gehen konnte, an die Einflüsterungen der Zuträger und Aufseher, von denen er, wie jeder große Mann, umgeben war, an die Kränklichkeit, die ihn nicht selten verstimmt und an seine lebhafteste, alles leicht ins Ungeheure treibende Phantasie denken, um die Rauheit seiner Ausßerungen verzeihlich zu finden. Eben so erklären sich die Schreckbilder teuflischer Anfechtungen, die ihn oft mehr beunruhigten, als mit seinem gesunden Verstande verträglich schien; denn der Teufel war jedem Zeitalter eine wirkliche Person, ein immer geschäftiges böses Princip, und wer sich der Sache Gottes widmete, mußte den Angriffen des Teufels nothwendig überaus heftig begegnen. Genug, daß Luther die Kraft hatte, es mit dem Teufel aufzunehmen: „Ich bin dazu geboren,“ sagt er selbst, „daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meiner Bücher viele stürmisch und kriegerisch sind. Ich will die Klöße und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, Pfützen ausfüllen, Bahn machen und zurechten; aber Philippus (Melancthon) fährt säuberlich und still daher, bauet und pflanzt, säet und beget mit Lust, nachdem ihm Gott seine Gaben reichlich gegeben hat. Soll ich aber einen Fehltritt haben, so ist es mir lieber, daß ich zu hart rede und die Wahrheit zu heftig herausstoße, denn daß ich irgend einmal



Bestellte und die Wahrheit inne behielt.“ Mit Recht konnte er sich dieß rühmliche Zeugniß geben; daß er ohne Falsch und überall ehrlich zu Werke gehe, mußten ihm auch seine Feinde zugestehen. Bei keinem Manne war der Grundcharakter des deutschen Gemüths, Geradheit, Freie und Redlichkeit, herrlicher entwickelt und offener dargelegt; er sah sich eben so wenig, seine Schwächen zu gestehen als die Fehler anderer zu lächeln, und neben diesen Schwächen, mit welchen milden, liebenswürdigen Eigenschaften war die überlegene Kraft und Größe seines Geistes vereinigt. Man erstaunt über die unermüdete Thätigkeit, mit der er nach allen Seiten hinwirkte — das Werk der Bibelüber-

setzung, so  
schätzbaren,  
darum wüßte  
seyn; dabei  
die wichtigste  
lern aller Zeit  
seit 1512 in  
den täglich,  
tore, besorgte  
fogar zu den  
aller Art anzu-  
sehen, Gelehrten  
deren immer  
sein Genie  
Arbeiten, die  
trachtung zu  
half er mit  
jedem Kraus

Freuden der Geselligkeit hin, wo man ihn immer jovialisch, voll von Einfällen (die sind in seinen Tischreden aufbehalten), fröhlich und geistreich in seiner Unterhaltung, und mäßig in seinen Gemüthen fand. Dabei blieb er auch der Kunst nicht fremd, seine trefflichen Kirchenlieder sind bekannt wie seine entschiedene Vorliebe für die Musik, in der er, so oft es nur möglich war, mit Singen und Spielen auf der Flöte und Laute seine Erholung suchte. Nur eine seltene Geistes- und Körperkraft konnte dem Allen gewachsen seyn, und bei einer minder starken Natur wäre ein so thatenreiches, mühsames und wechselvolles Leben frühzeitig zum Ende geeilt. Zwar hatte Luther schon seit 1532 mit hartem Körperlichen Leiden zu kämpfen und war in mehreren Krankheiten dem Tode nahe, doch erhielt ihn Gott bis ins 53ste Jahr. Kurz vor der letzten Reise nach Eisleben, wohin ihn die Grafen von Mansfeld zur Schlichtung einer Streitigkeit riefen, schildert er seinen Zustand in einem Briefe: „Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter und nun auch einküßiger Mann, hoffte doch nun ein wenig Ruhe zu haben; so werde ich aber vermaßen überhäuft mit Schreiben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, geschrieben, geredt oder gethan hätte. Ich bin der Welt satt und die Welt meiner, wie sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast, der die Herberg quittirt. Darum bitte ich um ein gnädiges Gröndlein und begehre des Wesens nicht mehr.“ So hatte er im Januar 1546 geschrieben, den 18. Febr. starb er zu Eisleben und wurde in der Schloßkirche zu Wittenberg begraben. Seine jährlich geliebte Frau hinterließ er mit 4 Kindern in Armuth, und mit Martin Sottlob Luther, der 1759 als Rechtsconsulent in Dresden starb, erlosch seine männliche Nachkommenschaft. Sein Name

aber kann nicht verlöschen, so lange das Evangelium auf Erden stand und die Wahrheit noch Freunde hat. Wider seinen Willen wird sein Partei nach ihm die lutherische genannt, wider seinen Willen hat die Kriege geführt, die gleich nach seinem Tode ausbrachen, Deutschland in zwei Jahrhunderten vermisert und den Verein des Deutschen Reichs aufgelöst haben. Luther rieth, so lange er lebte, zum Frieden und erhielt ihn, er achtete es für Frevel, mit menschlicher Gewalt zu verfechten und durchsetzen zu wollen, was Gottes Sache ist, und wirklich hat durch 30 Jahre des Werdens und Wachsens der Reformation sein unerschütterlicher Glaube mehr dafür gethan, als alle Kriege und Traktaten nach ihm. Die Umsichtigkeit einiger pragmatischen Geschichtsschreiber ist bemüht gewesen, eine Menge von äußern Umständen aufzuzählen, welche die Reformation herbeigeführt haben würden, auch wenn kein Luther erschienen wäre. Wir halten uns an das, was wirklich geschehen ist, und finden die Grundbewegkraft des größten aller deutschen Werke in dem Charakter, den Crämer in seiner Ode „Luther“ also zeichnet:

Wie hat er gehandelt

Mit Stänken seine freie Brust gestärkt,  
 Hat keinem Fürsten je um Schutz geschmeichelt,  
 Daß er ein Mensch war, nie verhehlt.  
 War Vater, Mann und Freund und Unterthan,  
 Der Armen Tröster; ging dir hohe Bahn  
 Des himmlischen Gebors mit festem Schritte,  
 Lieb arm und seine Lust war Gott.  
 Sein Glück hier, trotz des Wahnes Spott,  
 Ein feuchtes Feld und eine Bürde.

Nach dürfen hier einige Worte von dem Monumente gesprochen werden, das unsere Zeitgenossenschaft dem großen Manne zugedacht hat. Im Jahr 1804 forderte nämlich die vaterländische literarische Gesellschaft in der Grafschaft Mannsfeld, auf deren Boden Luther sein Leben begann und endete, das Publicum auf, es durch Beiträge möglich zu machen, daß ihm ein seiner würdiges Denkmal errichtet werden könne. Das Unternehmen fand von allen Seiten reichliche Unterstützung, und es wurden eine Menge Vorschläge über die Art der Ausführung des Denkmals gemacht. Aber das Unglücksjahr 1806 brachte die Sache ins Stocken. Zwar bemühte sich die Gesellschaft, die ihr anvertrauten Summen zu sichern und zu erhalten; doch konnte sie es nicht vermeiden, daß ihre Papiere unter der westfälischen Regierung auf ein Drittel ihres Werths herabgesetzt wurden, welche Verfügung aber der König von Preussen, als ichtiger Besitzer der Grafschaft Mannsfeld, außer Kraft setzte. Im Aug. 1816 machte die Gesellschaft bekannt, daß ihr Capital beinahe die Summe von 30,000 Rthlr. erreichte, daß ihr der König die Versicherung ertheilt habe, er werde nächstens über die Ausführung des eingereichten Plans bestimmen, und daß sie hoffe, zum Reformationsjubiläum 1817 den Grund zu der Anstalt legen zu können, welche Luthern zu Ehren errichtet werden soll. K.

Lüttich (franz. Liège), wohlbesetzte, große und vollkommene Haupt- und Residenzstadt des ehemaligen, nun zum Königreiche der Niederlande gehörigen Hochstifts Lüttich, während des französischen Besitzes Hauptstadt im Departement der Ourthe, an der Maas, mit vielen schönen Gebäuden und Canälen, auch verschiedenen Brücken über die Maas, von denen le pont neuf die ansehnlichste ist. Der vormalige bischöfliche Pallast ist nach dem großen Brande von 1734 herrlich ab-

er aufgeführt worden. Er ist seit 1801 übermals von einem Hofe wohnt, der unter dem Erzbischoffe von Mecheln steht. 1802 hatte die Stadt 50,000 Einwohner, welche Lächer, Spitzen, Seife, Vitriol, Kränspan, Fayence, sehr gutes Sahlleder u. verfertigen. Es war daselbst eine von den fünf großen Gewehrfabriken Frankreichs; auch das Hauptquartier der 25 Militärdivision.

Lützen, f. Leipzig.

Lützen und die Lützowsche Freischaar. — Wie erwähnen dieser Erscheinung in dem allgemeinen Freiheitskriege, da die Idee dazu herrlich war, wenn gleich die Ausführung durch Schuld und Zufall erunglückte. — Der Jugendbund verband während der Zeit der Zurückung würdige und feste deutsche Männer, welche durch Bildung und Belehrung der Jugend für eine bessere Zukunft arbeiteten. Diese sandten, sobald die erste Kunde von der Vernichtung der französischen Heeresmacht in Rußland erscholl, Botschafter durchs Land, besonders nach den Universitäten, wo der schlummernde Funke in den jugendlichen Genüthern sich schnell entzündete. Der Major von Lützen, ein tapferer, unternehmender, versuchter Krieger, von dem Könige von Preußen dazu bevollmächtigt, rief die Jünglinge zu einem Freicorps nach Schlesien. Zwar sagte er sich los von dem geheimen Rathe größerer Unternehmungen, aber er wollte als erster Führer dastehen, wo es galt, in die feindlichen Reihen mit dem Schwerdte zu schlagen. Für innere Kriegszucht, Ordnung und Decore sorgten der Major von Petersdorf und Hauptmann von Helmenstreu. Schnell sammelte sich die Schaar; die Begüterten brachten Kleid und Waffen mit, die Unbegüterten wurden durch die reichlichen Beiträge vaterländischer Freunde unterstützt. Eingesegnet in der Kirche zu Rochau zog die Schaar schon im Anfang Aprils in Sachsen ein; mit der Bestimmung, im Rücken des Feindes den kleinen Krieg zu führen, Volksaufstand in Thüringen, Hessen und Westphalen zu erregen; und so den Franzosen in Deutschland eben so verderblich zu werden, wie die Guerillas, in Spanien. Im thüringer Wald, auf dem Harz, im Speßart hatte man treue Freunde, deren Wort ihre Obersten schnell bewaffnet hätte; 4000 Gewehre lagen in Suhl bereit; man unterhielt Verbindungen bis nach Ostfriesland. Was die innere Verfassung betrifft, so bildete die Auswahl drei Jägerabtheilungen und ein Schwader; Oberjäger und Führer wurden gewählt; keiner konnte einreten, der nicht als Gemeiner dienen wollte. Die übrigen bildeten drei Fahnen (Bataillons) und vier Schwadern. Unter diese waren aus den Jägerabtheilungen mehrere als Oberjäger und Führer vertheilt. Einer rühmlichen Erwähnung sind werth die Bergknappen von Rößenburg an der Saale, die biedern Altmärker und Mecklenburger, die Sachsen und Bayern, die ihr Vaterland früher erkannten als ihre Könige und Landesleute, und wie die Holländer aus den feindlichen Reihen herübertraten. An heißer Wuth aber übertrafen Alle die Spanier; nur die Tyroler, geführt von Riedel und Emmoser, ein Hofers und Speckbachers Gefährten, kamen ihnen an glühender Muth gleich. Beim Abzuge der Heere nach der Lützen Schlacht war ein Theil der Fußjäger, der in Leipzig standen, nach Schlesien zurückgegangen. Dadurch waren Jahn, Keil und andere Führer von Lützen getrennt, welcher durch den allesumfassenden Friesen, der später bei Bercul von französischen Bauern geschloßet wurde, und den allesbegeisterten Abner (s. d. Art.) noch mehr fortgezogen, mit der Reiterei über die Elbe und Saale ging, während der zurückgebliebene Theil des Fußvolks unter der Führung des Majors von Petersdorf in unruhiger Tho-

denlosigkeit an der Elbe auf und abschwehrte. Die Hoffnung, am  
 2. Juni 1813 vereint mit Boronjow und Chernitschew Leipzig siegreich zu  
 besetzen, wurde durch den Waffenstillstand vernichtet. Hiermit ging die  
 Freischaar ihrer frühern Idee nach unter. Dazu kam das Unglück,  
 daß die Reiterei während des Waffenstillstandes durch Treulosigkeit bei  
 dem Ueberfall der Würtemberger unter Normann zu Ritzien fast ganz  
 aufgerieben wurde. Nach dem Waffenstillstande waren die Lützower  
 stärker als vorher, versehen mit Reiterei und schwerem Geschütz, beinahe  
 4000 Mann. Auch jetzt wurde das Corps nicht zweckmäßig verwendet.  
 Es kam unter den Befehl des Generals Wallmoden, der durch die Um-  
 stände genöthigt war, mehr beobachtend als handelnd, mehr abwehrend  
 als angreifend zu Werke zu gehen. Der Ruhm der Tapferkeit, die  
 noch der kühnen Berwegenheit, wurde den schwarzen Jägern in vielen  
 kleinen Gefechten zu Theil, die an der Elbe und Weser gegen bedeu-  
 tende Uebermächte geliefert wurden, aber Großes konnte um so wenig  
 ausgeführt werden, als das Corps beständig getrennt war. Erst im  
 December sammelte es sich wieder in Borsdenburg. Der General  
 Wallow rief es jetzt nach Holland. In Edele trafen die Lützower auf die  
 schwedische Armee, und der Kronprinz von Schweden wählte sie zu so-  
 nem Vorrathe, eine Auszeichnung, die für den Ruhm, der in Frank-  
 reich zu gewinnen war, keinen Ersatz gab. Lützen kaum genesen von  
 seinem schweren  
 Hamburg, und O-  
 terei, mit dem  
 dem Rückzuge d-  
 Priest, die ihm  
 eine Abtheilung,  
 mit seiner kleinen  
 seiner Leute und  
 Ehelichkeit eines  
 gerettet. Am 9.  
 unter der Führu-  
 Weere nach dem  
 die leichte Fliegen  
 Mann, so weit  
 die thällichen Aus-  
 Laon kam sie zu  
 Nach dem Friede-

r seines  
 Theil der Kö-  
 u rufen. So  
 träge an Ei-  
 als. Befehl,  
 er sich und so  
 er verlor. Ich  
 sch die schwe-  
 in Untersom-  
 si des Corps,  
 nur halbtages  
 nigen schickte  
 sie mit 300  
 0. lang gegen  
 ten mußte. D-  
 anzuziehen. -

Luxembourg  
 Herzog von),  
 Marschall von Frankreich, der Sohn des berühmten Grafen Bour-  
 ville, der unter Ludwig XIII. eines Duells wegen hingerichtet wurde,  
 ward am 8. Jan. 1628 geboren. Dem großen Condé, dessen Schwie-  
 ger war, und unter welchem er 1643 der Bataille von Rocroi beigemah-  
 t. blieb er in dessen guten und bösen Ereignissen stets treu. Schon bei der  
 Eroberung der Franche-Comté im J. 1668 folgte sich das glänzende  
 Genie Luxembourgs, der hier als Generalleutenant commandirte. In  
 Holland, wo er das Obercommando führte, eroberte er in der  
 von 1672 die holländischen Festungen, und schlug die Armeen der Spa-  
 nien bei Bodegrave und Woerden. In diesem Feldzuge hatte er  
 zugleich Seltsamkeit, den berühmten Rückzug, dem selbst die Holländer  
 ihre Bewunderung nicht versagen konnten, zu machen. Er ging näm-  
 lich mit einer Armee von 20,000 Mann durch eine feindliche von 70,000,  
 ohne daß ihm diese etwas anzuhaben vermochte. Nachdem er dem pre-  
 n. Feldzuge in der Franche-Comté mit beigewohnt hatte, befand sich

Hernach bei der Schlacht von Enns, nöthigte den Prinzen von Condé, die Belagerung von Chastellet aufzugeben und eroberte endlich 1655 den Marktschlag. Jetzt befehligte er, nach Lützen's Tode, einen Theil der franz. Armee, war aber anfangs nicht sehr glücklich, denn er ließ vor seinem Lager Vukoburg weichen und versuchte vortheilhaft, mit einer Armee von 30.000 Mann der Stadt zu Hilfe zu kommen. Glücklicher war er jedoch gegen den Prinzen von Oranien, den er sich unvermuthet überfallen sah, bei Schlug. Im J. 1656 gewann er darauf die Schlacht in Klendera, welcher Sieg, nach der französischen Offiziere, einzig und allein Lützenburg zugeschrieben werden mußte. Von dieser Zeit, welche er im folgenden Jahre abwich, verdiente für ihn war jedoch die Schlacht von einer solchen Nachricht hinterlassen, u. aber nicht desto weniger durch seine eben so glücklichen Bewegungen dem Freunde die erlangten Vorteile gewann, und kurz darauf, 1663, den König Wilhelm bei Newmarket glücklich auf's Haupt schlug. Von den in diesem mächtigen Kampfe genommenen Fahnen ward die Kirche von Notre-Dame zu Paris fast ganz angefüllt. Als Lützenburg sich kurz darauf nach Paris begab, um einer Festlichkeit, welche in dieser Kirche gehalten werden sollte, beizuwohnen, traf der Prinz Conti, der den Marktschlag befehligte, der Wunsch zu, welche der Thier bezieht heißt: „Mein Herr, lassen Sie doch den Lützenburg von Notre-Dame schauen.“ Lützenburg erwiderte ihm so glückliche mährische Paraden durch den langen und beschwerlichen March, den er Angehörig der Freunde von Lützenburg bis zur Schelde nahe bei Tournay machte. So verdient, wie die Worte dieses großen Feldherrn sind, so merkwürdig ist der sonderbare Prozeß, in welchen er verwickelt wurde. Man beschuldigte ihn nämlich, an der bekannten Vergiftungsgeschichte Theil genommen zu haben und wußte ihn 1670 in die Bastille, wo er ein Loch, welches sechs und einen halben Schritt lang war, bewachen mußte. Nachdem er einige Male ganz geschloß vertheidigt worden war, und vierzehn Monate in der Bastille zubringen konnte, schickte man ihn in Freiheit, ohne jedoch weder seine Schuld noch Mithold eines Auspruchs gethan zu haben. So sonderbarer Natur dieser Prozeß war, eben so sonderbar war es auch, daß der Marktschlag, nach seiner Entlassung aus der Bastille, seinem Fortschritts als Capitän der Leibgarde, noch viel vor setze, und daß der König dieses Prozeßes auch mit keinem Worte gegen ihn Erwähnung that. Das beste Merk, was er sich wegen der ihm gemachten Vertheidigungswort verdienen konnte, waren die Siege, welche er kurz darauf über die Holländer erfocht. Er starb am 4. Jan. 1695, und ganz besondern Ruhm war es ihm den größten General seiner Zeit. Gerechtigkeit und allen Seiten sein Andenken zu rufen, sind die Worte, welche er selbst ausgesprochen: „Jetzt, wo ich vor den Richterstuhl des allmächtigen Gottes treten muß, wünsche ich, daß aller meiner Siege, den Herrgott ein Glas Wasser um Gottes Willen trinken zu haben.“

Lützenburg, Hauptstadt in dem nördlichen, zum deutschen Reiche gehörenden unter der Regierung des Königs der Niederlande stehenden Provinz Brabant gleiches Namens, nördlich des französischen Landes und des Departements des Forth, am Rhoen (Rhein, Mosel), ist eine der wichtigsten Festungen in Europa. Die Stadt hat 17.000 Einwohner (1800) auf 10.000. Joseph II., der die Stadt 1795 besetzte, hat

einzigste Festung in Belgien zu haben, ließ alle übrigen, außer Luxemburg, demoliren, um im Nothfalle sich zum Herrn von ganz Belgien zu machen, ohne durch Besetzung von vielen Festungen sein Heer schwächen zu dürfen. So ward nun Luxemburg als der Schlüssel der Niederlande betrachtet. Denselben Vortheil aber zogen die Franzosen davon, als sie im Winter 1794 Luxemburg blockirten, aushungerten und endlich am 6. Juni 1795 zur Uebergabe brachten. Nach dem pariser Frieden blieben es die Preußen.

**Luxus**, Pracht oder Heppigkeit, ist, als Folge des Reichthums, die Neigung und das Bestreben, zur Verschönerung des Lebens und zur Veredlung seines Daseyns, durch Erfindung und Anwendung immer neuer, schöner und anmüthiger Genusmittel für Glanz, Verzierung, Puz und künstlich ausgedachte Weichlichkeit im täglichen Wohlleben, in Ansehung der Wohnungen, nebst Umgebungen derselben, der Bekleidungen, Fuhrwerke, Pferde, Geschirre, Bedienungen, Mahlzeiten, Getränke und noch vieler andern Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten. In dieser Rücksicht wird der Luxus nicht nur höchst nützlich und nothwendig, indem er die Erreichung des Zwecks des Menschen, physischen Wohlstand, erleichtert, sondern auch diesen Wohlstand unter die größestmögliche Menschenmasse verbreitet, und mithin der dem allgemeinen Nationalwohlstande nachtheiligen Vermögensungleichheit stets entgegenarbeitet, welche kein Staat, in Absicht des Mobilienvermögens, zu verhindern vermag. Da nun der höchste Zweck des Menschen Wohlleben, auf dauernden Wohlstand gegründet, ist, so hat die Regierung beim Luxus nur die Pflicht der Einschränkung, wenn Jemand durch denselben aus dem Zustande des Wohlstandes herabzusinken in Gefahr ist. Der Luxus ist demnach kein ausschließliches Vorrecht des Reichen, sondern jeder Mensch kann ihn nach seinen Vermögensumständen anwenden, um durch mehrere ihm zu erschwingen mögliche Genusmittel sich das Leben zu verschönern. Die häufigen Klagen der Vornehmen und Reichen, über die Fortschritte und die Nachtheile des Luxus, scheinen also größtentheils von einer hämischen und menschenfeindlichen Empfindung, und von dem Stolze und Neide gegen die niedere Volksklasse entsprungen zu seyn, indem die höheren Stände sich an den, durch die Fortschritte der Industrie unverkennbar erweiterten Wohlstand der niederen Classen, noch nicht gewöhnen können. Mit Unmüth sehen sie die scharfe Abwärtskurve der Vorzeit verschwinden, wo Armuth und Mangel der Antheil des Volks, und vorzüglich des Landmanns war. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß von den archaischen Luxus- oder Aufwandsgesetzen der Römer vom J. 572 an, bis zu den ins Unendliche vervielfältigten Aufwandsgesetzen der Franzosen, Schweizer, Schweden u. c. alle Aufwandsgesetze stets ein fruchtloses Bestreben der Regierungen geblieben sind, und anstatt den Geist der Nation umzumandeln, diesen vielmehr verderben, und zum Schleichhandel und Einpfschen geneigt gemacht haben.

**Luynes** (Albert, Herzog von) ward 1578 zu Mornas, in der Grafschaft Venaisien, geboren, und wählte als der erste seiner Familie seinen Wohnsitz zu Paris. Seine Vorfahren, unter dem Namen Alberti, waren aus Florenz, ihrer Vaterstadt, weil ihr Ansehen und ihr Reichthum den Neid der Bürger erregt, und sogar eine Revolution veranlaßt hatte, ausgewandert, und hatten sich zu Mornas niedergelassen. Er war es, der als Günstling Ludwigs XIII., diesen König dahin vermochte, sich des Marschalls d'Ancre, obgleich dieser sein (Luynes) Wohlthäter gewesen, zu entledigen, und sich, an der Spitze des Gouvernements, die Güter desselben zuzueignen. Vier Jahre später ward



seiner Anagrammen beliebt gemacht hatte, zu welchen er überhaupt mehr Anlagen, als zum Dichter selbst gehabt zu haben scheint. Er soll an einer Wunde gestorben seyn, welche ihm einer seiner Gegner mit einer Pfeile beibrachte, als er über die Vorzüge der alten Dichter disputirte. Von seinen Schriften ist uns nur noch ein Trauerspiel, *Cassandra* (*Alexandra*), übrig, welches in Jamben abgefaßt, aber sehr schwer und mit manchen dunkeln Anspielungen überladen ist. Ein späterer Grammatiker, Johannes Etyes, hat einen Commentar dazu geschrieben. Die beste Ausgabe von diesem Trauerspiele ist bis jetzt: *Comment. Is. Fetz. cura Jo. Poteri, Oxon. e theatro Scheld. 1697 u. 1702, in einem Folio-Bande.* Die meisten Schriften des Lycophros sind verloren gegangen. Etyes bezeugt, daß er vier und sechsßig oder sechs und sechsßig Trauerspiele geschrieben, von denen Suidas zwar nicht nachhaft macht. Die noch übrigen Fragmente seiner verloren gegangenen Schriften hat Gull. Cantorus, lib. VI. novar. lectionum, c. 17. gesammelt und erläutert. Aus einem satyrischen Drama des Lycophros, in welchem er den Menedemus, den Stifter der eretrischen Schule, und andere Philosophen geißelt, ist uns im *Diog. Laertius, Hesychius* und *Athenäus* einiges aufbehalten worden. Letzterer legt ihm auch noch ausdrücklich ein Werk über die *Comödien* bei, in welchem er den *Aristophanes, Cratinus* und andere erläutert zu haben scheint.

**Lycurgus**, der berühmte Gesetzgeber der Spartaner, lebte vor und nach der ersten Olympiade des *Johitus*, und war der jüngste Sohn des spartanischen Königs *Eunomus* und der *Dionassa*, aus dem Geschlechte der *Procliden* oder *Eurytioniden* (s. *Lacedämon*). Sein älterer Bruder *Polydectes* folgte dem Vater in der Regierung, starb aber bald, und hinterließ also das Königthum dem Lycurgus. Aber bald darauf ward bekannt, daß die hinterlassene Gemahlin des *Polydectes* schwanger sey. Als dieß Lycurg erfuhr, erklärte er, daß, wenn sie einen Thronerben gebären würde, er der erste seyn wolle, welcher ihn als seinen König anerkennete. Um die *Lacedämonier* von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zu überzeugen, legte er den königlichen Titel ab und verwaltete das Reich nur als Vormund des künftigen Königssohns. Indessen ließ ihm die Königin sagen, daß, wenn er ihr verspräche, sie zu heirathen, sie ohne Anstand ihr Kind tödten wolle. Um diese That zu verhindern, schmeichelte er ihr mit falschen Hoffnungen, und ward dadurch, nachdem sie mit einem Sohne niedergekommen war, in den Stand gesetzt, das Leben desselben zu erhalten. Da sich das Volk über dieses Ereigniß freute; so gab er dem Kinde den Namen *Charilaw* (die Freude des Volks). Lycurgus hatte schon durch die Weisheit seiner Staatsverwaltung sich allgemeine Hochachtung erworben; dieß Handlung der erhabensten Uneigennützigkeit hob ihn nun auf den höchsten Gipfel des Ruhms, weckte aber auch den Neid vieler vornehmen Spartaner gegen ihn auf. An die Spitze derselben stellte sich die Königin, welche von Rache gegen Lycurg entbrannt war, weil er sie getäuscht und ihr so die Hoffnung, Königin zu werden, benommen hatte. Sie freute unter dem Volke aus; es sey gefährlich, das Leben des künftigen Thronerben einem Manne anzuvertrauen, welchem aus dem Tode desselben der größte Vortheil erwachsen könnte. Um diesem entehrenden Verdachte zu entgehen, sah sich Lycurg genöthigt, nicht allein die Vormundschaft des jungen Königs niederzulegen, und diesen selbst seiner Aufsicht zu entlassen, sondern sogar *Lacedämon* zu verlassen. Ob ein solcher Entschluß nicht auch von der Regierung, fremde Nationen und ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, geleitet wurde, ist un-



am: er schenkte wenigstens seine Kunst zu diesem Ende. Doch  
 wünschte er Erre, mocht die weise Schicksal des Kindes, die allernach-  
 om Eintracht und bürgerliches Glück unter den Lucurgen bewahren,  
 eine ganz Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Dort lernte er auch den lo-  
 lichen Dichter Eudoxus kennen, schloß mit ihm eine verwante Freunds-  
 schaft und lud ihn endlich ein, .....  
 Lucurgus besuchte durch die Sorg-  
 eren weisen Inhalt, zur Eintracht  
 von Erre ging Lucurgus nach Rom  
 ze, literarische Ausbildung und Lebens-  
 mäßigende Kräftigkeit ihrer O-  
 bereinge der ertlichen Sorge waren  
 der nachtheiligen Eindruck auf ihn  
 nun sagt die Befreiung der Rom  
 noch mehrere Reizen, unter andern  
 emachte haben. Da jedoch in den  
 ertnachte Euer von Agosticher ode  
 weisete man an der Wahrheit jene  
 accedimon von neuen Ursachen gerührt; die beiden Könige Archelaus  
 und Chaulius stunden bei dem Volke in seiner Achtung, und der  
 Ruchweise des Volke, im Gegensatz mit der Bedrückung der Straßen,  
 annst keine Grenzen. Als eines Worte: die ganze Regierungsverfah-  
 rung war in Unordnung gerathen. In dieser bedenklichen Lage des  
 Staats war Lucurgus der einzige Mann, von dem man Hilfe und Rettung  
 erwartete. Das Volk suchte in ihm Schutz gegen die Großen,  
 und die Könige glaubten, daß er den Ungehorsam des Volke bändigen  
 werde. Mehr als einmal erschienen daher Gesandte bei ihm, welche ihm  
 sahen, dem Senate zu Hilfe zu eilen. Langt widerstand er; aber endlich  
 gab er dem dringenden Besuche aller seiner Mitbürger nach. Bei  
 seiner Ankunft in Capua wertete er bald, daß hier nicht bloß von Un-  
 gung einzelner Schwermüthigen und Widersprüche die Rede sey,  
 Orte, sondern daß sich eine allgemeine wunderbare Veränderung im  
 Volk fern Augenmerk sein mußte. Die Achtung, welche ihm seine  
 Verdienste, seine Geburt und besonders die augenblickliche Lage des  
 Staats bei seinen Mitbürgern verschaffte, machten ihm Mühe, sich von  
 den abweisenden Hindernissen nicht abbrechen zu lassen. Auch ver-  
 suchte er nicht, die Heurer mit ins Land zu ziehen. Das bedrückte  
 Volk antwortete auf seine Frage: die Oberen nehmen beim Opfer nicht  
 Wohlgefallen an, und unter ihrem Besatze wirft du die ertnachte  
 Staatsverfassung gründet. Dagegen versäumte er auch keine der Wohl-  
 thäten, welche ihm die Klugheit gegen den Haß seiner Feinde an die  
 Hand geben konnte: dreißig seiner Freunde, aus den angesehensten Bür-  
 gern, mußten ihn bewaffnet in die Volkversammlung begleiten. Diese  
 Vorsicht war nicht unnöthig, wie die Folge zeigte. Chaulius stoh in  
 ein Tempel der Quercus, lebte aber auf die Einladung Lucurgus zu-  
 rück, und mochte, gleich dem zweiten Könige Archelaus, gewandtschaft-  
 lich Eache mit ihm. Der erste Schritt, den er nun that, bestand darin,  
 daß er den Königen die Berufung eines Senats von acht und zwanzig,  
 wuch der vier ertnachten Personen (Senatoren), an die Seite setzte,  
 die dessen Zustimmung jene nicht anfordern sollten. Dadurch be-  
 wirkte er ein heilsames Gleichgewicht zwischen der Macht der Könige  
 und dem Uebermuth des Volke. Lucurgus erhielt zugleich die Bewilli-  
 gung der Staatsangelegenheiten seine Einnahme geben zu dürfen, ohne im-  
 mer die Freundschaft der eigenen Verordnungen zu haben, indem sie sich

Darauf beschließen mußten, das, was die Könige oder der Senat beschlagen würden, entweder zu genehmigen, oder zu verwerfen. Die Spartaner willigten meistens in alle Einrichtungen Lycurgs ohne Widerrede: bloß die gleiche Vertheilung des Eigenthums erregte unter den Achaen einen Aufruhr, der am Ende so heftig wurde, daß Lycurg nur durch die schleunige Flucht in einen benachbarten Tempel sein Leben zu retten vermochte. Auf dem Wege dahin erhielt er einen heftigen Schlag über den Kopf, der ihn auch das eine Auge soll gekostet haben. Er that weiter nichts, als daß er sich umwandte und seinen Verfolgern das von Blut überströmte Gesicht zeigte. Dieser Anblick erfüllte alle mit Schaam und Reue; sie baten ihn um Verzeihung und begleiteten ihn ehrfurchtsvoll nach Hause. Der Thäter, ein vornehmer Jüngling von heftigem und aufbrausendem Charakter, ward ihm ausgeliefert. Lycurg verzieh ihm aber, und entließ ihn voller Beschämung über eine so großmüthige Gesinnung. Nachdem die Verfassung Sparta's nun obllig gegründet war, dachte Lycurg auch an deren Aufrechterhaltung für die Folge. Nachdem er nämlich allen Bürgern einen feierlichen Eid abgenommen hatte, daß sie vor seiner Zurückkunft nichts an den eingeführten Gesetzen ändern wollten, reiste er nach Delphi und fragte den Gott, ob die neuen Gesetze für Sparta's Glück hinreichend wären? Die Antwort war: „Sparta wird der blühendste Staat bleiben, so lange diese Gesetze beobachtet wird.“ Diesen Spruch sandte er nach Laedamon, und nun sprach er über sich selbst das Urtheil der Verhannung aus. Fern von seinem Vaterlande starb er darauf, wie man behauptet, einen freiwilligen Hungertod, nach einigen zu Cirrha, nach andern zu Elis oder zu Creta. Auf seinen Befehl ward sein Körper verbrannt und die Asche in das Meer gestreuet, damit sie auf diese Weise nie nach Sparta zurückgebracht, und das dortige Volk sich auf keine Weise des geleisteten Eides für entbunden halten könnte. Es ward ihm zu Ehren in Sparta ein Tempel gewidmet, und von seinen Freunden eine Gesellschaft gestiftet, welche noch bis in die spätesten Zeiten Sparta's fortbauerte, und in welcher das Andenken an seine Tugenden gefeiert wurde. Wir kommen nun auf die besondere Entwicklung der Lycurg'schen Gesetzgebung. Der Hauptzweck derselben ging dahin, eine gemischte Regierungsform in Sparta einzuführen, und diese setzte Lycurg aus Monarchie, Aristokratie und Demokratie zusammen, so daß eine durch die andere eingeschränkt wurde. Die beiden Könige und der Senat standen an der Spitze der Regierung; jedoch erhielt das Volk einen mittelbaren Antheil an der Regierung, indem ihm nämlich, wie schon oben gesagt worden ist, die Freiheit zugestanden wurde, die Beschlüsse der Könige und des Senats entweder zu verwerfen oder zu genehmigen. Er theilte darauf alle Bürger Sparta's in drei, nach andern auch in sechs und mehrere Stämme, und diese wiederum in dreißig Zünfte ein. Mit dieser Einrichtung hing wahrscheinlich die Polizei- und Rechtsverwaltung, so wie die Anordnung zum Kriegsdienste zusammen. Da übrigens Sparta kein roher, wilder Staat mehr war, sondern die Einwohner desselben in Gegentheil schon eine mäßige Stufe von Bildung erklimmen hatten: so muß man billigerweise die Macht des Willens und des Genies in Lycurg bewundern, der es vermochte, die Spartaner nicht allein bürgerlich, sondern auch moralisch und sittlich gänzlich umzuwandeln und einem unmäßigen, schwelgerischen Volke Entfagung und Aufopferung bis auf die Nothdurft des Lebens aufzuerlegen. Sein Vorschlag zur gleichmäßigen Vertheilung des Eigenthums fand zwar anfangs, wie schon oben gesagt, den heftigsten Widerstand, ward aber dessen unge-

schiet nur darauf von allen Bürgern als bestehendes Gesetz genehmigt, welches auch, im Ganzen genommen, bis nach den Zeiten Lyfanders dauerte. Als Lycurg Sparta's Verfassung umänderte, fand er bereits unter den Bürgern einen dreifachen Stand vorhandenen; die herrschenden Spartaner, die zinsbaren Lacedämonier und die Leibeigenen Heloten (letztere, die alten Einwohner der Stadt Helos, hatten sich schon unter dem zweiten Könige von Sparta, Agis, dem Drucke desselben widersetzt, und waren dafür von ihm zu Leibeigenen des Staats gemacht worden. — Ueber ihr Leben und ihre Freiheit hatte kein einzelner Bürger, sondern im Gegentheile der ganze Staat, zu gebieten. Zu ihren Vorzügen gehörte, daß sie heirathen durften, und daß sie den ihnen zugewiesenen Acker für einen gewissen Zins, den der Herr, ohne Schimpf davon zu haben, nicht süglich erhöhen konnte, benutzten. Nichts desto weniger wurden sie auch oft sehr grausam behandelt, und dieß erzeugte vielfache Unruhen unter ihnen, von denen der sogenannte Jungferkrieg und dritte messenische Krieg die vornehmsten sind; es gehörte übrigens im allgemeinen zur Politik der Spartaner, die Heloten zu demüthigen). So grausam es uns auch scheint, daß Lycurg, z. B. diese Heloten in ihrer empfindenden Sklaverei lassen konnte, so wenig Anstößiges hatte die Idee desselben bei den Griechen, deren Freiheit überhaupt den Gegensatz der Sklaverei nicht nur gestattete, sondern sogar nothwendig machte. Wollte er überhaupt auch die Spartaner, das Hauptvolk des Staats, für seine neue Verfassung gewinnen: so durfte er weder den Lacedämoniern noch viel weniger den Heloten, mit jenen gleiche Rechte zugestehen. Auch hatte wahrscheinlich Lycurg noch selbst keine Idee von der Unrechtmäßigkeit eines solchen Unterschiedes zwischen Menschen. Er suchte die Bande, welche Natur, Blutsfreundschaft und Liebe zwischen Menschen knüpfen, so sehr als möglich zu schwächen, sie dem Wohle des Staats unterzuordnen und so einzuschränken, daß sie denselben nicht hinderlich seyn konnten. Er behandelte die Liebe, wie ein bloßes Mittel, dem Staate kraftvolle Bürger, und mit ihnen Unabhängigkeit von außen her zu verleihen; er setzte für Hagestolze, oder solche Personen, die zu spät, oder eine Person von ungleichem Alter und Leibeskräften geheirathet hatten, gewisse Strafen fest, erschwerte den Heirathvermählten das Beisammenseyn, damit sich ihre Begierden stets ungeschwächt erhalten sollten, und erlaubte abgelebten und unvermögenden Männern, ihre Weiber an kraftvolle Jünglinge zu leihen, so wie gesunden Männern, wenn sie schwache und unvermögende Weiber hatten, sich die Frau eines andern anzubitten. Nach seinen Gesetzen waren die Kinder nicht Eigenthum der Eltern, sondern des Staats. Dieser entschied zuerst über das Leben und den Tod der Kinder, und ordnete dann, ohne alles Zuthun der Eltern, die Erziehung derselben. Um Mäßigkeit unter dem Volke zu bewirken, verordnete er einen einfachen Bau der Häuser, und gemeinschaftliche Mahlzeiten, so wie er streng verbot, sich zu Hause der Leckerei zu ergeben und über Durst zu trinken. Kein Fremder durfte sich länger, als es nöthig war, in Sparta aufhalten; kein Spartaner, Kriegszeiten ausgenommen, außer Landes gehen; keine Gold und Silber besitzen; zum Gelde sollte nur Eisen genommen werden, und endlich sollten die Spartaner sich niemals den Wissenschaften widmen, nur die unentbehrlichsten Kenntnisse erlernen, keine Schauspiele aufführen, die Musik nicht weiter vervollkommen, und weder Dichter, noch Künstler, noch Redner sollten sich, ohne Erlaubniß der Obrigkeit unter ihnen aufhalten. In der religiösen Verfassung Sparta's änderte Lycurg nichts; er benutzte sie im Gegentheile, bis wie oben bei Cleo-

genheit des delphischen Apollo gesehen haben, zu seinen politischen Zwecken; er vereinigte sogar die höchste Priesterwürde mit dem Könige. Er befahl eine ganz einfache Beerdigung der Todten, untersagte alles öffentliche Wehklagen und schränkte die Privattrauer auf 11 Tage ein, ließ aber die Todten in der Stadt begraben, und ihnen Denkmäler bei den Tempeln errichten, theils um das Andenken der Todten zu ehren, theils auch, damit die Hoffnung, nach dem Tode dergleichen Ehrenbezeugungen zu erhalten, die Furcht, das Leben zu verlieren, mindern möchte. In Rücksicht der Gerechtigkeitspflege setzte er nur wenige Gesetze fest; dem es bedurfte deren wenig, so lange es bei der, durch seine übrigen Anordnungen bezweckten Mäßigkeit verblieb. Uebrigens wurden die entstandenen Streitigkeiten entweder vom Könige, oder von der Volksversammlung, oder von der Gerusia, oder vielleicht am häufigsten durch unparteiische und billige Bürger entschieden. Endlich gehört zu den Einrichtungen Lycurgus, durch welche die Spartaner zu tapfern und furchtlosen Kriegerern gebildet werden sollten, auch noch die kriegerische, jedes Gefühl für Schmerz und die Furcht vor dem Tode unterdrückende Erziehung der spartanischen Jugend. Der Anfang eines Krieges war ihnen der Anfang eines Festes, und das Lager der Ort der Erholung. In diesem hörte jedoch alle Strenge der Lebensart auf, die sie zu Hause beobachten mußten; selbst die körperlichen Uebungen verminderten sich. Siegen oder Sterben war ihr höchster Ruhm; ewige Schmach hingegen traf den Feigen und Fliehenden. Zur Erweckung des Muthes der Spartaner dienten auch noch die Gesetze, daß Sparta nicht mit Mäuren umgeben; daß keine Festungen bestärmt, mit demselben Feinde keine wiederholte Kriege geführt, die geschlagenen nicht zu weit verfolgt, der getödtete nicht während des Treffens geplündert, und daß der gefallene Held auf eine feierliche und ausgezeichnete Weise begraben, und seinem Andenken Bildsäulen, Feste und Tempel errichtet werden sollten. Uebrigens sollte Sparta, nach Lycurgus Meinung, kein eroberndes Volk werden, welches auch aus dem Verbote erhellet, Kriegsflotten zu unterhalten. Als einstens ein spartanischer König die Argier geschlagen hatte, und die Bundesgenossen ihm riethen, dieses Volk zu unterjochen, antwortete er: „das wäre eine Ungerechtigkeit. Wir führen nur Krieg, um unsere Grenzen zu sichern, nicht aber, ein Land zu erobern, auf das wir kein Recht haben.“ Diese spartanische Regierungsform des Lycurgus ist von einigen der alten Schriftsteller eben so oft getadelt, als gelobt worden. Zu den Tadlern gehört insbesondere Plato, der den lycurgischen Gesetzen vorwirft, daß sie, mit gänzlicher Unterdrückung alles Menschlichen, die mechanische Tapferkeit zur ersten Tugend erhoben hätten, und daß gerade in dieser Tödtung aller Menschheit der Keim zu allen den unzähligen Uebeln begründet gewesen wäre, welche Lacedämon getroffen, und von diesem auch andern Völkern zubereitet worden wären. Pericles tadelt beim Thucydides, daß die Tugend der Spartaner untrübsinnig und einzig auf Furcht gegründet gewesen wäre, und daß die Erziehung derselben sie unmenschlich und grausam gemacht hätte.

Lydia, in ältern Zeiten Mäonia, eine ansehnliche und fruchtbare Landschaft in Kleinasien, ward an den Küsten nach dem ionischen Meer zu von Joniern bewohnt. Gegen Süden ward das Land durch den Mäander (jetzt Meinder) von Carien getrennt, gegen Osten grenzte es an Phrygien und gegen Norden an Mysien. In den ältesten Zeiten war hier ein berühmtes Königrich, dessen Gebiet durch den Fluß Halys (jetzt Kizil Irnak) vom Persischen geschieden wurde. Cyrus überwand den letzten lydischen König Croesus. Das Land war außerordentlich

Uch fruchtbar und die Einwohner, besonders unter diesem König, das reichste, aber auch bald nachher das nichtswürdigste und ärmste unter allen asiatischen Völkern. Sie waren die Erfinder der wichtigsten Kleider und der kostbarsten Tapeten, der wohlriechendsten Salben und der lecherhaftesten Gerüche. Sie pflanzten zuerst herrliche Gärten, wo sie die feinsten feierlichen Vergnügungen genoßen; sie entdeckten zuerst das Scheinmisch, auch Wäachen in den Stand des Unermüdgend zu versetzen, um sie zu Härterinnen ihrer Weiber und Weisheitsweibern zu gebrauchen. Zu Herodotus' Zeiten war die Eitensverderbnis unter den Lydiern bereits so groß, daß die Wäachen öftentlich mit ihren Reyen mischeten, und sich von dem Ertrage derselben einen Brauschoß sammelten. Von diesem Eitensverderbnis der Lydier wurden auch die Jonier angesteckt. Der so sehr gerühmte Reichthum der Lydier mag sich vielleicht nicht sowohl über das ganze Volk, als vielmehr nur über die Könige und Vornehmsten im Staate verbreitet haben. Außerdem daß diese aus den goldreichen Flüssen Hermus (nicht Corax) und Pactolus und aus Pergamoren ihre Schatzkammer füllen konnten, erhielten sie alle ihre Bedürfnisse durch die Arbeit der Sclaven, welche sie wiederum nicht in ihrem Belde, sondern vielmehr mit eigenen Landesproducten zahlten. Sie hatten also fast gar keine Gelegenheiten, diese mußten sich folglich immer mehr zu reicher war, als alle seine Vorfahren, ist ganze Küste von Vorderasien sich unterausplünderte. Ob es nun gleich nicht Lydier schon von uralten Zeiten einen Reichtum so ist doch nicht zu läugnen, da eben eine gewisse Cultur erreicht, und die Vordereasien die schnellern Fortschritte in welche diese vor den Griechen im Aeuere verdanken hatten. Unter andern verdankt die Erfindung der Gold- und Silbermünzen, musikalischer Instrumente, gewisser Musik, besonders der Kunst, Wolle zu färben, zu vervollkommenet wurde, desgleichen die Kunst zu verarbeiten, vielleicht auch den ersten Anfang der Malerei und des Bergbaues. Auch trieben sie wenigstens einen starken Landhandel, denn Carbes selbst wird als ein Ort geschildert, wo Griechen, Phoenicier und selbst die entferntesten nomadischen Völker zusammenkamen, ihre Waaren gegen einander auszutauschen. Hier war besonders ein Hauptmarkt des Sclavenhandels, der die Harem der Perser mit Verschmürtenen versah. Der Ursprung der lydischen Geschichte fällt in die ältesten fabelhaften Zeiten. Die Alten geben uns drei verschiedene Geschlechter von Königen an, welche über Lydien regierten, nämlich der Alwaden, der Heracliden und der Mermaniden. Die Alwaden hatten von Aris, des Coys Sohn und des Manes Enkel, den Namen. Nach Herodotus war Manes ein Sohn der Erde, der erste König von Lydien. Er jugte mit der Callirohe, des Oceanus Tochter, den Coys, und mit der Halia, des Tullus Tochter, den Aris und Aris. Von erstem gntstand der Name Aris, Aris jugte mit der Callithea, des Eporus Tochter, den Lydus und Corthenus. Ersterer ward König und gab dem Lande den Namen Lydien, da es vorher Libonien geußet hatte; letzterer ging mit einer Eonion fort, und kam nach Italien, wo er sich in Ferrucien niederließ. Die letzte Königin aus dem Geschlechte der Alwaden war die bekannte Darydalis, mit deren Sohne Alcus das Geschlecht der Heracliden an-

ging. Nach Herodot jedoch war Argon, der Enkel des Cleolais, der Herkules mit einer Sclaven der Omphale geheiratet haben soll, der erste persische König über Lydien. Diese Linie fing um die Zeit des ionischen Krieges an zu regieren, und erlosch 500 Jahre nach demselben mit dem Könige Sandaulas. Dieser war so sehr in seine Bemah-

anige Welt von der Schönheit derselben lie jedoch sein Sänktling Syges davon verschaffte er ihm Gelegenheit, die Königin zu sehen. Diese hatte dem Betrag zu Folge dem Syges die Wahl, entweder seinen Tode zu büßen, oder vielmehr um an ihrer Seite über das Königreich die Königin von ihrem grausamen vergebend. Er erwarbte also (718 v. Chr.) die Lydien und bemächtigte sich zwar Lydien, er aber nicht ratel entscheiden zu lassen. Da dieses nicht: so verkehrte er demselben aus Dankeres Geschenk, bei welchem sich alsdann an Werth befanden. Nach seiner unterirdischen Höhle eintretend eine die Erde gebadet haben, sobald man die, den Behälter desselben nachher abgesetzt habe nun Syges die Umarmungen

der Königin genossen und seinen Herrn ermordet. Syges gründete um die neue Linie der Mermoniden, mit deren letztem Fürsten Erbusus (334 v. Chr.) das lydische Reich unterging. Mit Erbusus kam Lydien an Persien, und durchlief mit diesem eine Reihe von Revolutionen, die am Ende das persische Reich selbst stürzten. Endlich bemächtigte sich Alexander, Schwager des thracischen Königs Ptolemäus Lydiens, und schlug es (333 v. Chr.) zu seinem neuen Reich Pergamum. Nach Attalus, dem letzten Fürsten dieses Stammes, Tode, vertheilten die Römer Pergamum und alle dazu gehörigen Nebenländer mit ihrem Reich. In der Folge eroberten es die Türken, und jetzt gehört es zur Statthalterschaft Anadolli.

Lyon, ehemalige Hauptstadt des Gouvernements Rhodanis, ist Hauptstadt im Departement der Rhone, und nach Paris die wichtigste Stadt in Frankreich, liegt am Zusammenfluß der Rhone und Saone, welcher letztere Fluß durch einen Thal der Stadt fließt. Sie hat mehrere enge Gassen, doch viele schöne Plätze und prächtige Gebäude, fünf Thore und vier Vorstädte. Der Erzbischoff war Primas über die vier Erzbistümer Lyon, Tours, Sens und Paris. Er hatte 6 Bischöfe und 241 Pfarren in seinem Sprengel. Die Domherren führten den Titel Grafen von Lyon. Alle diese Vorzüge änderten durch die Revolution. Seit 1801 stehen unter dem Erzbischof von Lyon die Bischöfe von Grenoble, Valence und Chambery; kein bischöflicher Sprengel verläuft sich über die Departements der Loire, Rhone und des Sa. Die Zahl der Einwohner war vor der Revolution 160 000, nach demselben 1803 aber nur 109 500. Im J. 1803 wurde ein Lyceum und eine Elementarschule daselbst errichtet. Die meisten Einwohner sind Wollfabrikanten, und verfertigen eine Reihe feinerer, goldener und silberner Stoffe, goldener und silberner Leinen, Sammet, seidene Strümpfe, Bänder &c. Man rechnet, daß ehemals wöchentlich 300 Ballen Seide, jeder zu 120 Pfund in Lyon verbraucht wurden. Nach Paris wird auch daselbst der größte

Wachhandel getrieben. Die durch die Revolution gelitten wurden durch die Jacobiner verachtete ihr der fast gänzlich Edeil auch die Vernichtung sich wieder zu erholen. In Weberstühle vorhanden, kurz J. 1788 beschäftigten nur zu 2803 standen sogar von 7000 Fabrik von gewalkten Hüthen te, beschäftigte ehemals 800 brauchte man gegen 12.000 ist besonders die Fabrication für Lyon geworden.

Lyonnet (Pierre) ward am 22. Jul. 1707 in Maffricht geboren, und kamme aus einer französischen Jesuitenfamilie, welche durch religiöse Verfolgungen aus Lothringen vertrieben worden war. Lyonnet zeichnete sich aus (von Spanisch, auch in der Bildhaueri Meisterstück die neun Studierplan nige Zeit e secretäre f französisch ihm ein für Insect Nähe von welche die Werken ze nille, qui

raupe), 1764, welches Werk nicht allein durch seine Originalität, sondern auch durch die Pracht des Druckes im Erkennen steht; Histoir des polypes d'eau douce (Geschichte der Polypen der süßen Gewässer), welche er in Vereinigung mit Trembley herausgab, der seinem Mitarbeiter in der Vorrede die größten Lobprüche ertheilte. Noch zeichnet sich dieses Werk dadurch aus, daß Lyonnet, der bis dahin die Kupferstecherkunst noch gar nicht ausgeübt hatte, die acht letzten Platten selbst gestochen hat, die den fünf ersten von Wandelaar durchaus nichts nachgeben. Lyonnet starb im Haag am 10. Jan. 1789 im 82sten Jahre seines Alters.

Lyra war das älteste besaitete Instrument bei den Aegyptiern und Griechen. Die Lyra der ersten, welche für die älteste gehalten wird, soll vom Aegyptischen Hermes und zwar auf folgende Weise entdeckt worden seyn. Als der Nyl Aegypten einst überschwommen hatte und wieder in sein Ufer zurückgetreten war, blieben auf dem Lande eine Menge Thiere liegen, unter andern auch eine Schildkröte, deren Fleisch zum Theil verkauft, zum Theil von der Sonne so verrottenet war, daß nichts, als die durch die Austrocknung ausgespannten und dadurch klappend gewordenen Schalen und Spannabern unter der Schale übrig geblieben waren. Hermes, der am Ufer spazieren gieng, stieß zufällig

ie ungewöhne Kenntniß der Sprachen ch, Hebräisch, Französisch, Italienisch, Holländisch verstand), sondern er hatte Musik, Malerei, Kupferstecher- und gemacht. Man hat noch jetzt ein es in Bursum, welches Lyoko und e Kirche diktimmt, änderte er seinen Rechtsgelehrsamkeit. Nachdem er er itte, ward er zu einem der Staats- zum geschwornen Uebersetzer für die che. Von jetzt an zeichnete sich bei für Naturgeschichte aus, besonders ch er die Insecten, welche sich in der n machte er eine Muschelammlung, rd. Unter seinen naturhistorischen aus: Traité anatomique de la chole ische Abhandlung über die Weiden-

mit dem Fuß an die Schale dieser Schildkröte, und wurde durch den Klang / angenehm überrascht, daß er auf den Gedanken gerieth ein ähnlich Instrument zu verfertigen. Sie hatte anfangs nur drei Saiten; ihre Gestalt war aber verschieden, denn auch die dreysaitige Lyra wird man für eine Erfindung der Aegyptier halten. Die Griechen schreiben die Erfindung der Lyra ihrem Hermes, das heißt, dem Sohn des Jupiter und der Maia, zu, und erzählen die Entstehung derselben etwa auf dieselbe Art. Apollo, dem die Lyra sehr wohl gefiel, kaufte sie von Hermes für die Rinder, die dieser ihm gestohlen und mit deren Sehnen er eine Schildkrötenschale bespannt hatte, und so auf die Erfindung der Lyra gekommen war. Als nun Apollo auf dem neuen Instrumente spielte, sang Hermes dazu, wodurch keiner aufs neue erklaunte. Nach Einigen verbesserte der griechische Hermes die Erfindung der Aegyptischen Lyra, und setzte dieser eine vierte Saite hinzu. Nach Andern soll Apollo selbst der dreisaitigen ägyptischen Lyra die vierte hinzugefügt, und dann das Instrument Cithar genannt haben. Diodorus Siculus erzählt, Apollo habe nach dem Wettstreit mit dem Marsyas, aus Neid über die aus letztern bewiesene Grausamkeit, die Saiten von seiner Cithar abgeworfen, und somit die von ihm erfundene Harmonie wieder vertilgt. Hierauf hätten die Muses den Ton Mese, Linus den Ton Ecthanon, Orpheus und Champris die Ebne Hypate und Parhypate wieder erfunden, und aus diesen vier neuen Tönen und der dreisaitigen ägyptischen Lyra sey darauf das Septachord, oder die siebenstimmige Lyra der Griechen entstanden. Sonst wird auch ihre Erfindung dem Orpheus, Amphion, Terpander und allen denjenigen zugeschrieben, die Veränderungen damit vornahmen. Die ersten Lyren des ägyptischen und griechischen Hermes waren mit Thiersehnen überzogen; doch soll diejenige, welche Linus vom Apoll erhielt, mit drei Zwirnsaiten bespannt gewesen, und von diesem erst mit Darmsaiten bespannt worden seyn, für welche Kühnheit er jedoch vom Apoll getödtet wurde. Uebrigens haben sich über die Anzahl und Vermehrung der Saiten auf der Lyra die größten Verschiedenheiten und offenbarsten Widersprüche. Nur so viel läßt sich mit Bestimmtheit angeben, daß die Zahl der Saiten am Ende bis auf elf vermehrt wurde. Sehr oft wird die Lyra bei den Alten auch Cithar genannt. Ob sie beide einerlei, oder verschieden von einander gewesen sind, hat bis jetzt noch nicht ausgemacht werden können. Nach Einigen soll die Cithar ein, aus mehreren einzelnen Stücken zusammengesetztes Instrument gewesen seyn. Die beiden Seiten desselben waren in der Form von Ochsenhörnern gegen einander gekrümmt, so daß ihr oberes Ende auswärts, das untere einwärts gebogen war. Bei der Lyra standen die beiden Hauptseiten weniger auseinander und der Boden war gekrümmt, wie eine Schildkrötenschale. Sie konnte nicht, wie die Cithar aufrecht gestellt, sondern mußte beim Spielen zwischen den Knien gehalten werden. Von der Lyra des Merkur wird erzählt, daß sie Corybas, der Sohn des Jasus und der Cybele nach Phrygien gebracht habe, als er mit seinem Onkel Dardanus dahin ging. Nach einigen wurde sie zu Lyrnessus aufbewahrt, wo sie Achilles bei Eroberung dieser Stadt erbeutete. Andern Nachrichten zu Folge, soll sie auch nach dem grausamen Tode des Orpheus, der sie vom Apollo, so wie dieser vom Merkur erhalten hatte, auf Bitten der Muses vom Jupiter unter die Gestirne versetzt seyn.

**Lyrik**, lyrische Poesie ist diejenige Gattung der Poesie (oder Dichtungsart), durch welche der Dichter sein inneres Leben im Zustande des bewegten Gefühls unmittelbar darstellt. Dadurch daß in



Der Inhalt des Gesichts des Fortschritts ist, ist sie den der dramatischen Poesie, in welcher die Anschauung zu einem von dem Innern des Dichters verordneten Leben selbstständig ausgebildet ist, und von der epischen verschieden, welche in ihrem vollendetsten Werke, einen umfassenden Kreis von Handlungen in einer anschaulichen Reihenfolge als von dem Dichter angeordnet, darstellt, und beides, Gefühl und Anschauung, im vollen Gleichgewicht enthält. Verglichen mit Epod und Drama ist das lyrische Gedicht das beschönigteste, denn das Gedicht ist beschränkt auf den Moment der Gegenwart, aber um desto tiefer, voller und mächtiger spricht es das Gemüth an. Was der lyrische Dichter nicht geben er als sein eigenes Inneres, weshalb man auch die lyrische Poesie die subjective, im Gegensatz der übrigen Dichtungsgattungen genannt hat. Noch heißt dabei im weitern Sinne jede Darstellung lyrisch, welche nicht sowohl die Gegenstände des Gedichts, wie sie erscheinen, als vielmehr den subjektiven Zustand, oder wenigstens das Gegenstände durch den Ausdruck schildert, welchen sie auf das Gemüth hervorbringen. Indem aber die lyrische Dichtkunst das Gedicht zum unumwandelbaren durch die Sprache ausdrückt, nähert sie sich der Kunst an, welche das Gedicht durch Klang und ihre Verbindung auf reinen darstellt, daher wird die griechische Lyrik von *Lyra*, womit man Gedichte bezeichnete, die zur Lyra gelangen werden konnten. Obgleich nun in der lyrischen Dichtkunst sich alles in Gedichte auflöst, und zum Gedichte wird, so ist doch selbst ein lebhaftes Gedicht dem lyrischen Dichter nicht hinreichend, und nicht jeder Ausdruck desselben ein lyrisches Gedicht, wie so viele meynen, welche sich deshalb für die lyrische Poesie am meisten eignen glauben. Ueberhaupt hat man den auf das Wissen der lyrischen Poesie gegründeten Satz: die lyrische Poesie soll das Innere Leben und Gefühl des Dichters (d. h. das harmonische, poetische Gefühl) darstellen, diese Behauptung umkehrte, der mit einer leicht lebhaften Gefühl verbunden) solle kein Subjektives seyn, in unserm Maß, wiewohl der Natur des Kunstwerks, in sich selbst harmonisch, und nicht nur würdig seyn in der Sprache auszusprechen zu werden, sondern sich auch durch eigenwilligen und schönen Klang der Rede, und in einer reichen Mannigfaltigkeit von Gedanken und Bildern selbstständig auszusprechen. Durch dieses wird gefordert, daß ein bestimmtes Gefühl das herrschende seyn gleichsam der Grundton, aus welchem sich die Anschauungsreihe entwickelt, und daß es nicht Etwas Fremdes in sich enthalte, was mit dem zum Grunde liegenden Stimmung unvereinbar wäre, daß nicht auch das Gefühl des Gegenstandes, welches es veranlaßt hat, würdig, demselben sowohl der Art, als dem Grade nach entsprechende, (auch wohl überaus) sey, eine Reihe von Anschauungen hervorbringt, welche dazu dienen, die innere Stimmung zu schildern, und daß das Gefühl dem durch die Sprache dargestellten Gedanken ganz durchdrungen. Durch dieses Gedicht in allen anschaulichen Beziehungen des Gedankens auszubilden, dasselbe in der Verwendung der Worte (Rhythmus), und ihrem entsprechenden Klang gleichsam äußerlich zu werden und entsprechend dazu zu stehen, so daß es nicht bloß das Gefühl des Einzelnen ist, sondern als das Gefühl des vollendeten Menschen erscheint, ist nur dem Genie möglich, und man kann in dieser Beziehung das höchste Gedicht die in der Sprache selbstgehaltene Stimmung des Gemüths

aber auch nichts so sehr, als  
 lyrischer Gedichte das  
 Natur des Gefühls er  
 Gedichtes, so wie bei  
 als und Rhythmus, u  
 in, in der Lähmung  
 t lyrischer Bilder an  
 Gefühl poetisch äußern  
 zunächst aber offenbar  
 wart, wenn es als Vergange  
 ist. Hiernach könnte man die  
 n der Hymnus (bei uns größ  
 te und das Lied gehören, w  
 er Italiener und Spanier an  
 len, an welche sich das Epi  
 mehrere sogenannte didacti  
 her die besondern Artikel. T.  
 monische Feldherr, welcher den  
 ung Athens beendigte. Mit der  
 ize und durchbringenden Scharf  
 Biegsamkeit und das einschmei  
 er vor diesem den Vorzug, da  
 n eben so leicht zu gewinnen und

länger zu erhalten mußte, als jener die Herzen der Weiber und der  
 Hellen. Sein Grundsatz war, ohne Bedenken das Wohl des Vaterlands  
 seinem eignen Ehrgeiz aufzuopfern: wer sein Freund war, den suchte  
 er durch Aufbieten aller seiner Kräfte zu heben, so wie er auf der and  
 dern Seite auch nichts sparte, um seinen Feind zu stürzen. Gerechtig  
 keit und Wahrheit waren ihm leere Worte, die nur Werkzeuge durch die  
 Möglichkeit erhielten, und welche er ohne Scheu vernachlässigte, sobald  
 sie anfangen, ihm schädlich zu werden. Er pflegte zu sagen, daß man  
 sich da, wo mit der Löwenhaut der vorgesezte Zweck nicht zu erreichen  
 sche, des Fuchspelzes bedienen müsse. Seine Politik konnte überhaupt  
 nur zwei Mittel: Gewalt und Betrug. Am Hofe des jüngern Cyrus,  
 wo er sich eine Zeitlang aufhielt, ertrug er den empfindenden Stolz der  
 asiatischen E  
 chen die man  
 erdulden lass  
 terlich, beson  
 wahre Mut  
 die, seinem  
 hatten. Die  
 Ehrgeiz war  
 sein Vaterla  
 dasselbe hie  
 Spartanern  
 Ephesus, di  
 geeignet schi  
 lich, den st  
 durch stän  
 zustellen, da  
 sich, sonder  
 eher, verdac  
 hete Lysandi

und entzog dadurch auf einmal den Atheniensern eine große Menge Seeleute. Auch suchte er in den von den Atheniensern abgefallenen und nun mit Lacedämon verbundenen Städten die demokratische Regierung aufzuheben und entweder die höchste Gewalt, oder doch wenigstens die Verwaltung der öffentlichen Geschäfte einer kleinen Anzahl ausgesuchter Männer zu übergeben, welche ihn hernach als den Urheber und Erhalter ihres Glücks desto kräftiger mit Gelde und Schiffen unterstützten. So brachte er eine Flotte zusammen, womit er die Athenienser wenigstens beobachten und einen tollen Anführer derselben schlagen konnte. Dies war Antiochus, welcher während der Abwesenheit des Alcibiades einen Theil der atheniensischen Flotte commandirte und welcher, trotz des Verbotes seines weisen Feldherrn, den Lysander zu einem Treffen herausgefordert hatte. Dieser büßte seinen verwegenen Ehrgeiz mit dem Leben, Athen aber mit dem Verluste von fünfzig Schiffen ein. Durch diese und ähnliche Kunstgriffe gelang es ihm, die öffentliche Stimme dergestalt für sich einzunehmen, daß, als er mit dem Ende des Jahres sein Commando niederlegen mußte, alle Städte seinen Abschied beweinten. Prahlend sagte er zu seinem Nachfolger Callicratides, daß er ihm eine siegreiche Flotte überliefere, worauf dieser sehr treffend antwortete, er möge mit derselben doch Samos, wo damals die atheniensische Flotte lag, vorbeischießen und sie ihm zu Milet übergeben. Nun zeigte sich Lysanders boshafte, eigennütziges Gemüth in seiner ganzen Blöße. Denn er machte nicht nur, zum größten Nachtheile seines Vaterlandes, alle Bundesgenossen gegen den neuen Feldherrn auffässig, sondern wandte auch das Herz des jüngern Cyrus von demselben ab und sandte sogar das, was er noch von dessen Geldern vorräthig hatte, nach Sardes zurück. Als Callicratides die unglückliche Schlacht bei Meginusa gegen Caton verloren und sein Leben dabei eingebüßt hatte, verlangten die Spartaner und der jüngere Cyrus aufs dringendste, daß man dem Lysander von neuem das Commando übergeben möchte. Obwohl die Ephoren das Zweckmäßige dieser Forderung einsahen, so stand der Erfüllung derselben doch das Gesetz entgegen, nach welchem das Commando zur See nicht einer und derselben Person zweimal anvertraut werden durfte. Sie wählten daher einen andern zum Admiral, setzten diesem aber Lysander unter dem Titel eines Rathes zur Seite und gaben ihm alle Macht, welche eigentlich mit der Würde des ersten Befehlshabers zur See verbunden war. Sobald nun Lysander nach Asien gekommen war, versammelte er alle Schiffe im Hafen von Ephesus, ließ viele neue bauen und erhielt von Cyrus die Erlaubniß, über dessen ganze Schatzkammer nach Gefallen verfügen zu können. Lysander schiffte nun mit seiner Flotte, die er in einen furchtbaren Stand versetzt hatte, nach dem Hellespont und ging angreifend zu Werke. Lampacus gegenüber, bei Megos Potamos, wo der Hellespont eine fünfzehn Stadien Breite hatte, ankerte die atheniensische Flotte, die der spartanischen immer noch bei weitem überlegen war. Daher hielten sich die Anführer derselben des Sieges auch so versichert, daß sie die Lacedämonier verspotteten und den Alcibiades verlachten, als dieser ihnen rieth, die gefährliche Rheede von Megos Potamos zu verlassen und nach Sestos zu segeln, wo sie theils Lysandern ohne Gefahr aufschauern, theils auch leicht Lebensmittel erhalten könnten. Sie forderten daher auch jeden Morgen die Spartaner zum Kampfe heraus; aber Lysander hielt sich ruhig in seinem Hafen, sandte jedoch stets Jagdschiffe aus, um die Athenienser zu beobachten. Durch diese erfuhr er, daß die Athenienser jedesmal nach ihrer Rückkehr auf ihre Ankerplätze in der größten Unordnung die Schiffe verließen. Auf

diese Verworfenheit deutete Lysander seinen Plan zur Zerstörung der athenischen Flotte. Die Athenenser hatten ihm bereits zum fünften Male eine ähnliche verwessene Aufforderung zum Kampfe gegeben, und Lysander befohl seinen Schiffen, sich auf das erste Zeichen zum Angriffe bereit zu halten. Nachdem sie ihn nun auf die gewöhnliche Weise zum sechsten Male zum Kampfe herausgefordert hatten und dann wieder in ihren Häfen zurückgekehrt waren, brach Lysander mit seiner ganzen Macht auf und fiel mit schrecklichem Ansehne über die feindliche Flotte an her, welche in der größten Verwirrung und fast ganz von Athen abgesehen war. Von der ganzen athenischen Flotte retteten sich nur neun Schiffe; eines, welches die Nachricht von der Niederlage nach Athen brachte, und acht andere, mit welchen der athenische Admiral Konon zum Paganos nach Sparta entfloh. Die ganze übrige Flotte fiel fast ohne Schwertschlag in die Hände der Spartaner, und Lysander segelte mit ihr triumphiend in den Häfen von Lampisakos an. Alle Besatzungen, deren Zahl sich auf 3,000 Mann belief, ließ er nach ihren Feldherren ermorden, weil sie die Mannschaft von zwei corinthischen Schiffen von einem Felsen gestürzt und den Verschluss gefaßt hatten, ab ihre gefangenen Peloponnesier die rechte Hand abzuhauen. Nachdem nun nach dieser entscheidenden Niederlage alle Bundesgenossen der Athenen zu den Spartanern übergegangen waren mußte er in allen Städten und Inseln, die sich ihm ergeben hatten, die Demokratie abschaffen und an deren Stelle die Oligarchie einsetzen lassen. Er führte eine Flotte von 100 Schiffen vor Athen und Sparte auf von der See her, während Kallias und Paulonias mit einer Armee von der Landseite thun mußten. Hier bei der Schlacht von Aegospotami, Lysander die Athenenser an sich auf eine ähnliche Weise genöthigt auf das Meer zu gehen aber ihre Unfähigkeit schämte, die Eroberung der dreizehn bundene Oligarchie. Man lobete Lysander nach Lacradamon zurück, wo er, ob man gleich seinen Charakter und seine Verfahrungsart vollkommen zu miltärischen mußte, dennoch durch den Glanz seiner Tugenden, durch seine außerordentliche Freigebigkeit und durch seine schmeichbare Anhänglichkeit sich einen solchen Anhang zu verschaffen mußte, daß er, so wie dem Namen, doch der Sache nach, das eigentliche Oberhaupt von ganz Griechenland wurde. Da er nun auch ungeheure Summen Geldes und einen unermesslichen Schatz von Kostbarkeiten nach Sparta, wo Lysander's Befehlens zufolge kein Geld vorhanden seyn durfte, gebracht hatte; so wurden dadurch von nun an die eigentlichen spartanischen Tugenden zu Grunde getragen und allen Arten von Lastern die Thore geöffnet. Von Sparta führte Lysander nach Athen zurück, wo er sich aber durch sein eigenwärtiges, herrschsüchtiges und tyrannisches Verfahren, welches aber durch den Uebermuth, den er an dem dortigen aristokratischen Ueberhandnehmen ausübte, so sehr verhäßt machte, daß letzterer ihn in Sparta vor den Spartanern anklagte. Da hier nun auch die Beschuldigung, Lysander wollte sich unabhängig von Sparta machen, Eingang fand; so sandten ihm endlich die Spartaner den Befehl zu, zurückzukehren. Lysander erschrocken, mußte sich jedoch dem Willen der Spartaner fügen; und wußte sich um jede sonderbare Verantwortung zu entziehen, indem er eine Reise nach Sikyon beschloß, wo er dem Tyrann

nun eine Gelübde gethan habe. Als bald nach seiner Zurückkunft  
 er König Agis gestorben war und dessen Sohn als eigentlich vom Al-  
 biades abstammend betrachtet wurde; so veranlaßte Lysander, der selbst  
 auf die Königswürde keinen Anspruch machen konnte, seinen Liebling  
 Agesilaus, sich des Throns zu bemächtigen: Lysander hoffte nämlich,  
 auf diese Weise, wo nicht wirklicher König zu seyn, doch dessen Gewalt  
 in den Händen zu haben. Als Agis, von Lysander begleitet, mit einem  
 Heere nach Asien den Persern entgegen gegangen war, merkte er bald,  
 daß nicht er, sondern Lysander, die erste Rolle spielte. Er mußte jedoch  
 durch ein schlaues, gemäßigtes Betragen dem nachtheiligen Einflusse  
 Lysanders dergestalt zu entgehen, daß dieser bald von allen seinen Freun-  
 den verlassen wurde, und voll der bittersten Rachsucht nach Sparta zu-  
 rückkehrte. Hier beschloß er, den schon längst gefaßten Plan, die Ver-  
 fassung seines Vaterlandes umzustürzen, ins Werk zu richten. Er woll-  
 te nämlich die Thronfolge nicht allein auf alle Heracliden, sondern so-  
 gar auf alle eingeborne Spartaner auszu dehnen und dann sich selbst auf  
 den Thron zu setzen suchen. Da dieser Zweck durch offene Gewalt nicht  
 zu erreichen stand; so nahm er zu einem Betrüge seine Zuflucht: Apollo  
 selbst sollte nämlich erklären, Sparta könne nur dann vor künftigen Un-  
 glücksfällen gesichert seyn, wenn es die tugendhaftesten unter seinen  
 Mitbürgern zu Königen wählen würde. Aber im Augenblicke, wo im  
 Tempel zu Delphi der Betrug gespielt werden sollte, trat einer von den  
 Priestern, aus Furcht vor den Folgen, zurück und der ganze Plan Ly-  
 sanders scheiterte, ob er gleich erst nach dessen Tode durch das Auffinden  
 von dessen schriftlichem Entwurfe entdeckt wurde. Nun ward Lysander,  
 zum Anführer im böotischen Kriege erwählt, in welchem er jedoch in ei-  
 nem Gefechte desselben von den Feinden erschlagen wurde. Sein An-  
 denken wurde in Sparta in Ehren gehalten, denn, blind gegen seine gro-  
 ßen und abscheulichen Verbrechen, hielt man ihn bloß deswegen für ei-  
 nen tugendhaften Spartaner, weil er sich selbst nie bereichert, sondern  
 immer in strenger Armuth gelebt hatte.

L y s i a s, ein atheniensischer Redner, lebte zwischen der achtzigsten  
 und hundertsten Olympiade. Sein Vater war der Redner Cephalus,  
 von dem Plato im Anfange seiner Republik eine so vortreffliche Beschrei-  
 bung macht. Kurz nach des Vaters Tode kam Lysias bereits in sei-  
 nem funfzehnten Jahre nach Thurium in Großgriechenland, wo er sich  
 von den beiden Syracusanern, dem Nicias und Lissias in der Bereds-  
 samkeit und Philosophie unterrichten ließ. Er ließ sich darauf gänzlich  
 in Großgriechenland nieder und ward endlich durchs Loos mit zur Ver-  
 waltung der Republik gezogen, bis man ihn, nach der in Sicilien erlit-  
 tenen Niederlage der Athenienser, nebst mehreren derselben aus Großgrie-  
 chenland verwies. Als er hierauf nach Athen zurückgekehrt, aber auch  
 durch die dreißig Tyrannen bald wieder von dort verwiesen war, gieng  
 er nach Megara. Bei Wiederherstellung der Freiheit bewies er sich in  
 Athen sehr thätig, indem er einen großen Theil seines Vermögens für  
 das allgemeine Beste opferte, dafür aber nicht einmal das Bürgerrecht  
 zu Athen erhalten konnte. Anfangs gab er in der Redekunst Unterri-  
 chung dann aber an, da er hierin vom Theodorus übertroffen wurde, Re-  
 den zu schreiben, deren er nach und nach mehr als zweihundert, nach-  
 andern sogar vierhundert verfertigte, von denen aber nur zweihundert  
 drei und zwanzig für acht gehalten wurden. In Rechtshändeln war er  
 nicht bewandert, dafür aber ein vortrefflicher Redner, der alle Redner  
 seiner Zeit übertraf, sich in allen Arten der Beredsamkeit Ruhm er-  
 warb und nur von wenigen seiner Nachfolger übertroffen werden konnte.

Insbefondere ist seine scheinbare Sophistik rühmt die Kleinheit, Nichtschmellichkeit seines Ausdrucks; sehr und kunstlos scheinende Wortstellung. Stellung der Menschen in ihren natürlichen unbeschreiblichen und unnachahmlichen war er in den gerichtlichen Reden alterer Schriftsteller die Mädelkeit (die wählten, lieblichen und kurzen Ausdrücken) attischen Stils in der Reinheit hatte nämlich damals viele und trocken rede, wenn er es nur allein rede attisch. Indessen verdient nicht geradezu Tadel, weil sie dem angemessen war. Der gesunde Geist weicht alle unnütze Pracht und alles genas ist Lysias in den panegyrischen Dionysius ungleich schwächer; seine reden, will ihm hier nach des Kritik mir von diesen Reden nur noch eine übrig haben; so können wir davon liefert uns wenigstens sehr interessanten Eifers. Von seinen Reden, deren v

brte. Bibl. Gr. II. p. 76a findet, sind nur vier und dieselben auf 26



Kriege gegen ihn auf. Seleucus eroberte, fast ohne Schwertstreich, ganz Kleinasien; und in Phrygien am Hellesponte kam es zwischen ihm und Antimachus zu einem Haupttreffen, in welchem dieser zwar einen tapfern Widerstand leistete, aber am Ende doch völlig aufs Haupt geschlagen wurde und endlich gar sein Leben einbüßte. Lange blieb der Körper desselben ungesucht auf dem Schlachtfelde liegen, und wahrlich auch, da er mit den übrigen Leichnamen bereits in Fäulniß übergegangen war, nicht aufgefunden worden seyn; aber die Treue eines Hundes, der seinen Gebieter auch im Tode nicht verlassen hatte, mußte zur Entdeckung des Leichnams dienen. Sein zweiter Sohn Alexander begrub denselben bei Antimachia und errichtete ihm ein herrliches Grabmahl, das noch zu Pausanias Zeiten vorhanden war.

Lysippus, ein berühmter Bildhauer von Sikyon, lebte ungefähr in der hundert und vierzehnten Olympiade und war ein Zeitgenosse Alexanders des Großen, von dem er so sehr geschätzt wurde, daß Alexander sich nur von ihm in Stein hauen, so wie er sich auch nur von Apelles malen lassen wollte. Lysippus war anfangs ein Kupferschmied, und widmete sich erst nachher der Bildhauerkunst. Der Maler Eurypompus, von dem er zu wissen verlangte, welche Muster er zu seinen Vorbildern wählen sollte, wies ihn auf die Natur, und dieser kam Lysippus auch unter allen Künstlern am nächsten. In der That kann man von ihm sagen, daß er die Bildhauerkunst auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht habe. Seine Werke waren mit viel mehr Eleganz gearbeitet, wie die seiner Vorgänger: der Körper schlanker, der Kopf kleiner, das Haar flüchtiger, natürlicher und feiner; er vermied alles Eckige und Scharfe und suchte den Theilen mehr Rundung und Weichheit zu geben. Er pflegte von sich zu sagen, er bilde die Menschen, wie sie ihm zu seyn schienen; seine Vorgänger aber, wie sie wirklich wären. Auch die kleinsten Theile arbeitete er mit der größten Sorgfalt aus. Ob er auch Werke aus Marmor verfertigt hat, ist nicht bekannt; aber der ehernen Werke waren recht viele, von ihm vorhanden. Die Anzahl der letztern wird von Plinius auf sechshundert und zeh angegeben. Folgende sind die merkwürdigsten: Ein Sitz im Bade Neben der (Apoxyomenos). Diese Statue wurde nach Rom gebracht und von Marcus Agrippa an den Eingang seiner Bäder gestellt. Kaiser Tiberius, dem sie sehr gefiel, ließ sie in sein Schlafgemach bringen, bis sie endlich, dem allgemeinen Wunsche des Volks gemäß, wieder an ihrem vorigen Orte aufgestellt wurde. Ein Alexander, oder vielmehr mehrere Abbildungen von Alexander, indem er diesen Fürsten von seiner Kindheit an in verschiedenen Situationen vorgestellt hatte. Eine dieser Statuen ließ Nero mit Gold überziehen: es wurde aber bald wieder abgenommen, weil es die Feinheit des Werks zu erkennen verhinderte. Eine Gruppe von Satyrn, welche sich zu Athen befand. Alexander und seine Freunde, eine Anzahl von Bildsäulen, welche mit den Originalen die größte Ähnlichkeit gehabt haben sollen. Es scheinen diese die Ritterstatuen derjenigen Begleiter Alexanders gewesen zu seyn, welche im Treffen am Flusse Granicus fielen: Lysipp mußte sie abbilden und in die Mitte die Statue des Königs setzen. Metellus ließ sie sämtlich aus Macedonien nach Griechenland bringen. Ein Jupiter zu Tarent von kolossalischer Größe, vierzig Cubicus hoch. Das Gleichgewicht dieser Statue war so vollkommen getroffen, daß man ihn mit einer Hand bewegen konnte. Trotz dem war auch der größte Sturm nicht im Stande, ihn umzustößen.

Lytelton (Georg) ward 1709 in der Grafschaft Worcester geboren und gab schon von früher Jugend an ungewöhnliche Talente zu er-



**Kennen.** Bald erwarb er sich durch seine Persifchen Briefe, durch seine Fortschritte in der Liebe und durch einige Poesien einen literarischen Ruf. Nachdem er von seinen Reisen nach Frankreich und Italien zurückgekehrt war, trat er in das Unterparlament und zeigte sich von nun an als einen der eifrigsten Anhänger der Opposition. Sein Name eroberte während mehrerer Jahre bei allen Verhandlungen im Unterparlamente: er widersetzte sich dem Antrage, eine stehende Armee zu halten, unterstützte den Vorschlag, Walpole aus dem Ministerium zu entfernen und ward 1733 Secretär des Prinzen von Wallis, der damals entfernt vom Hofe lebte. Nachdem er aber 1744 zum Lord der Schatzkammer ernannt worden war, änderte er sein politisches System und unterstützte von nun an die Pläne des Hofes und des Ministeriums. Seine politischen Beschäftigungen entfernten ihn jedoch nicht ganz von ernstern und wichtigern Arbeiten. Von Jugend auf der Ausschweifung und der Sittenverderbnis junger Wüßlinge hingegeben, hatte er lange Zeit an den Grundwahrheiten der christlichen Religion gezwweifelt. Ueberhaupt, daß es nun nicht mehr Zeit sey, auf das Wort anderer weder zu zweifeln, noch zu hoffen, legte er sich von nun an selbst auf die Begründung der heiligen Wahrheiten, die uns das Christenthum verkündigt. Sein eifriges, unermüdetliches Streben führte ihn zu dem Zwecke, welchen er sich vorgesetzt hatte. Da er jetzt selbst überzeugt war: so wollte er auch andere lehren, was er selbst gelernt hatte. Deswegen gab er 1747 seine Bemerkungen über die Belehrung und das Apostelthum des heiligen Paulus heraus, ein Werk, dem die Ungläubigkeit selbst nichts als eine zu große Breite vorwerfen kann. Hierauf ward er zum Schatzmeister und zum geheimen Cabinetsrath ernannt, vertauschte aber diese beiden Aemter gegen die Stelle eines Kanzlers. Ungefähr um diese Zeit gab er seine *Thoughts* heraus, welche, ob sie gleich mehr das Resultat seiner Erhellungen, als eines tiefen Forschens, mehr ein augenblicklicher Erguß der Gedanken, als die Frucht des Nachdenkens waren, zu ihrer Zeit mit großer Begierde gelesen wurden. Als gegen das Ende der Regierung Georgs II. das unglückliche Beginnen des Krieges die Auflösung des Ministeriums nöthig machte, ward er zwar auch seiner Stellen entsetzt, aber 1757 durch die Würde eines Lords für seinen Verlust entschädigt. Sein letztes literarisches Werk war die *History of Henry II.*, auf deren Ausarbeitung er eine zwanzigjährige Anstrengung verwandt hatte. Die Herausgabe selbst verursachte eine große Beschwerde: denn das Werk mußte zweimal, ein großer Theil desselben dreimal, ja einige Bogen sogar vier- bis fünfmal gedruckt werden. Hieran war theils die unleserliche Handschrift, theils die übertriebene Genauigkeit des Herausgebers Schuld; der Druck des Werks kostete ihn über tausend Pfund Sterling. Von 1755 bis 1767 erschienen drei Editionen der drei ersten Theile des Werks und das Ende desselben ward endlich 1771 gedruckt. Trotz der ungemeynen Vorsicht und Genauigkeit, mit welcher der Druck besorgt worden war, sah man sich dennoch am Ende genöthigt, dem Werke ein Druckfehler-Verzeichniß von neunzehn Seiten hinzuzufügen zu müssen. Lytelton starb am 22. Aug. 1773 in seinem vier und sechzigsten Jahre.

Zu Seite 692. ist folgender Artikel nachzutragen.

*Ligue* (aus dem Französischen) bedeutet eigentlich einen Vertrag, wodurch sich Mehrere zu einem gemeinschaftlichen Zwecke verbinden. Insbesondere bezeichnet man aber damit ein gewisses Bündniß, welches

die katholische Partei am französl. Hofe unter Anführung des Herzogs Heinrich von Guise, im J. 1576, zur Unterdrückung der Reformirten schloß, denen König Heinrich III. in einem Frieden von eben diesem Jahre viele Freiheiten bewilligt und sogar den Zutritt zu gewissen Aemtern verstatet hatte. Das Bündniß, welches sich selbst die heilige Ligue nannte und vom spanischen und päpstlichen Hofe unterstützt wurde, wuchs zu einer solchen Macht an, daß es damit umging, dem Reiche eine demokratische Form zu geben, und daß der elende und schwache König endlich selbst das Opfer davon ward. Er mußte Paris verlassen und bei dem Könige Heinrich von Navarra, der an der Spitze der hugenottischen Partei stand, Schutz suchen. Aber auch hier wußten ihn seine Gegner zu finden und ließen ihn durch einen Dominikaner Mönch 1589 ermorden. — Die Verbindung, welche Papst Sixtus V. einige italienische Fürsten und der Abt von Frankreich, Franz I., im Jahre 1526 gegen Kaiser Carl V. schlossen, führte, weil der Papst an ihrer Spitze stand, auch den Namen einer heiligen Liga, so wie auch das Bündniß, wozu sich die deutschen katholischen Stände im J. 1610 zu Würzburg vereinigten, um der kurz vorher eingegangenen Union der protestantischen Fürsten gemeinschaftlich entgegen zu arbeiten.

## Verzeichniß

der

Im fünften Bande enthaltenen Artikel

Inson	Seite	21	Influenza	64
Ibarrá		22	Inful	66
Iberien		25	Infusionstierchen	147
Ibycus		26	Ingenbouw	147
Icarus		—	Ingenieurkunst	148
Ich		—	Inhalt (cubischer)	148
Iconographie		—	Innozierel	149
Iconologie		27	Ino	149
Ida		—	Insculation	149
Idalium		30	Inquisition	149
Ideal		31	Insecten	149
Idealisiren		11	Insel	149
Idealismus		11	Inseln der Seligen	149
Idee		11	Inspiration	149
Identität; identische		37	Inspruch	149
Sätze		39	Instant	149
Idiosynkrasie		40	Instinct	149
Idiotikon		40	Indigee (Erzieh.)	149
Idiotismus		41	Institut (Nat. Inst.	149
Idiomeneus		42	in Paris)	149
Idria		—	Instrumental-Musik	149
Idulle		—	Insurrection	149
Idland		43	Intellektuell	149
Idubia		44	Intelligenz	149
Illum		—	Intelligenzblätter	149
Illuminatenorden		45	Intension	149

Interdict	76	Irion	252
Interesse	76	Jacob	253
Interim	77	Jacob I.	255
Intermezzo	78	Jacob II.	256
Intermittus	78	Jacob III.	—
Interpolation	—	Jacobi (Fr. S.)	—
Interpunction	—	Jacobi (J. Scotg)	258
Intervall	81	Jacobiner	241
Intoleranz	—	Jacobiten	—
Intonation	83	Jacobson	244
Intrade	84	Jagd	245
Invaliden	85	Jagdregale	246
Inventarium	—	Jahr	247
Investitur 86	86	Jamaica	248
Jocaste	87	Jamben	—
Jon	—	James (St.)	—
Jonken	88	Jantscharen	—
Jphigenia	90	Jansen (Cornelius)	249
Jrene	91	Januarus	—
Jris	—	Janus	254
Jrust	—	Japan	—
Jrland	92	Jaspis	257
Jrmensäule	94	Jassy	258
Jrotesca	101	Java	261
Jronic	101	Jeanne d'Arc	—
Jrrational	95	Jeddo	263
Jrregulär	—	Jefferson	265
Jrrlicht	—	Jehova	—
Jrridium	—	Jena	268
Jsaal	97	Jena (Schlacht bei)	269
Jsabelle	98	Jenner	275
Jselin	99	Jenny-Maschinen	—
Jsenburg	—	Jeremias	279
Jserlob	101	Jericho	—
Jsbornis	—	Jersey	282
Jsis	—	Jerusalem (Abt)	—
Jsland	103	Jerusalem	—
Jsle de France	104	Jesajas	283
Jsmaeliten	—	Jesus Christus	—
Jsmail	106	Jochim Kurat	—
Jsocrates	—	Jocher	285
Jsoliren	107	Joh. Fried. v. Sack	—
Jspaban	—	Johann v. Sachsen	—
Jshmus	—	Weißenfels	—
Jsria	109	Johann Erberg v.	286
Jsralien	110	Oesterreich	—
Jsralianische Blumen	128	Johann Sobiesky	287
Juchhaltung	—	Joh. ohne Land	—
Jrust	129	Johannes der Thuer	288
Jsprache	133	Johannes d. Evange	—
Jpsest	134	Johannes Parricida	—
Jheater	142	Johannisdirt	297
Jprosa	145	Johannitterritter	298
Jkunst	148	Johnson (Beni.)	—
Jpaca	153	Johnson (Samuel)	299

